Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Einundsiebenzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1910.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. April 1910.

Römische Elegien.

„Ja, es ist Alles beseelt in Deinen heiligen Mauern, ewige Roma; nur mir schweiget noch Alles so still." Ungefähr so wie dem berühmtesten Landsmann seines frankfurter Ahnherrn muß dem Chef hier zu Muth sein. Mutatis mutandis. Theobald späht nicht, wie Wolfgang, nach einem holden Geschöpf, das ihn versengend erquickt. Viel zu sitt- und tugendreich. Aber er findet die ewige Roma wohl auch stiller, als selbst in der Karwoche nöthig wäre. Ich? Wie anders war Dirs, als Du vor acht Jahren Bülow in Venedig paradiren sahest! Die Hoffnung, den Dreibund zurechtzuflicken, wirkte schon damals ein Bischen putzig; doch der ganze Reisebetrieb imposant. Alle Puppen tanzten. Der Besuch des braven Prinetti wurde zum Ereigniß gebauscht; die Reporter keuchten, als werde im Hotel Britania Weltgeschichte gemacht; die Heimath spitzte das Ohr und auch fremde Zeitungen hatten für den Kanzler jeden Tag eine Spalte offen. Dessen vielbeneidete Managertechnik offenbarte sich auf Italiens Boden immer besonders herrlich; da war er zu Haus. (Die von seiner vicekoniglichen Allure geärgerten Ressorts nannten ihn nicht ohne Grund „den Italiener".) In der Villa Malta mag er jetzt den Kopf schütteln und mit wohlwollender Besorgniß und leisem Lächeln sagen: „Der gute Bethmann nimmt das Aeußerliche doch wohl allzu leicht." Stimmt. Was der Koofmich unter „Aufmachung" versteht, scheints für uns

nicht mehr zu geben. Kein Mensch kümmert sich hier um uns arme Reisende; und in Berlin vegetiren wir, zwischen einem Waldbrand und einem Lustmord, armsälig im engen Bezirk der „letzten Telegramme“. Die Strolche der magyarischen Justh-Partei, die Khuen-Hedervary überfielen, gelten als viel wichtiger. Bist untreu, Hammann, oder tot? Oder band der Befehl der längsten Excellenz Dir die Hände? Etwas weniger Windmacherei: in Ordnung; gar keine: dann merkt Jeder, daß unsere Mühlräder stehen. Barrère soll strahlen. Wir haben aber auch ein wahres Huckebeinpech! Der König durch die Krankheit seiner Großmutter und durch die Ministerkrisis ziemlich gelähmt, der Papst leidend und schon von seinen Dominikanern fast aufgegeben, Sonnino mit seinen Leuten, während wir uns den Alpen näherten, weggeweht, kein aktiver Staatsmann, mit dem der Chef verhandeln könnte, und sogar der unverwüstliche Tittoni nicht in seinen vier Wänden zu finden. Im Palazzo Farnese grinsen die Kanzlisten, als stänke ihr Duezkanal nicht ganz panamitisch gen Himmel, in Feiertagsvorfreude einander an: „Un four atroce!“ Auch in anderen Botschaften gönnt man uns die Osterbescherung. Deshalb die Eisenbahnstrapazen bei Tag und Nacht? Nichts zu thun. „Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.“

Dazu sind wir aber nicht hier. Wozu eigentlich? Um uns als höfliche Leute zu zeigen, sagt die italienische Presse; und ruft nach London, Paris, Petersburg hinüber, an politische Abmachungen werde nicht gedacht. Sehr glaublich (nur nicht eben sehr artig); wer soll denn dran denken, da noch Niemand weiß, wer hier morgen regiren wird? Höflichkeit ist ein gutes Ding. Da aber keinem Zanardelli, Giolitti, Sonnino, keinem Kabinetschef der Savoyer je eingefallen ist, dem Deutschen Kaiser einen Antrittsbesuch zu machen, brauchte auch Bethmann sich nicht herzubemühen. Durfte nicht. Er hat in Rom als Kanzler nichts zu suchen und nichts zu finden. Daß er kam, war ein Fehler, der die Zunft an seinem Augenmaß zweifeln läßt. Dieser eitlen Sippe dürfte selbst ein Schwacher niemals nachlaufen. Ist ja sehr nett und beinahe rührend, wenn der alte, auf seinem Gebiet sachkundige, allem Diplomatischen aber stockfremde Hans Kanitz im Reichstag von den freundschaftlichen Gesinnungen spricht, die uns mit Italien verbinden, und das Sätzchen leistet: „Einer Befestigung bedarf der Dreibund nicht; er hat

bisher alle Quertreibereien, alle Minirarbeit siegreich überstanden und wird sie auch künftig überstehen.“ Immerhin ists für Deutschland ein Glück, daß dieser Aberglaube nur noch Wenige blendet. In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern. Kein Wunder: wir haben ihm, seit es mit Frankreich einig ist, nichts mehr zu bieten; also auch nichts zu erwarten. Die Italiener rühmen sich selbst nach, daß sie oft zwar Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen. Und dumm wäre es ja, wenn sie den Dreibundvertrag freiwillig lösten, die Wartehalle verließen, die sie vor Oesterreichs Angriff schützt und in der sies aushalten können, bis ein zuverlässiger Kampfgenosse ihnen gegen ihren einzigen Feind, unseren einzigen Freund, hilft. Wir aber sind lächerlich, sobald wir thun, als sei auf die Herren der Consulta noch ernsthaft zu rechnen. Auf das erste Aprilblatt eines Reisekalenders habe ich aus einem Brief Bismarcks an Polte Gerlach die (damals freilich an eine andere Adresse gerichtete) Mahnung notirt: „Wir müßten einmal ein ernstes Bürgerwort mit ihnen sprechen; so lange sie sich nicht vor uns ebenso wie vor allen Anderen fürchten, juckt ihnen doch der Buckel.“ Der Brief, einer der allerbesten aus dem frankfurter Bündel, schließt mit dem Jeremiasruf: Ueber die Kammer lache ich von A bis Z, aber feige Minister fürchte ich.“ 1853. Da hatte der Chef von heute noch den Nabelstrang ums Embryonalhälschen; und sein Großvater, der Professor und Minister, der sich später des Wunderkindes so zärtlich freute, weil es in edlem Stil lateinische Briefe schrieb, war erst seit fünfzehn Jahren geadelt.

Die Katze läßt das Mausen nicht; Unsereins nicht die schlechte Gewohnheit, alles bedruckte Papier durchzustöbern. „O, wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten, da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing, trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte, farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag!“ Beim Zeitunglesen überläufts mich. Wieder eine probritische Rede; diesmal vom Prinzen Heinrich gehalten. Seit Richthofen, vorsichtig und ohne Superlative, im März 1902 anfing, ist das Schock voll geworden. Nutzen? Null. Die Tonart wirkt drüben gar nicht. Wir bauen Dreadnoughts („zum Schutz unseres Handels“), die mit ihrem Kohlenvorrath kaum über den Aermelkanal hinauskommen, zwingen die Engländer, für ihre Flotte morgen noch mehr Geld als gestern auszugeben, und bringen sie mit

den schönsten Reden nicht aus der Ueberzeugung, daß es auf Ueberfall und Kolonialraub abgesehen ist oder mindestens versucht werden soll, sie durch Drohung von der Schutzzollstraße wegzuekeln. Unsinn; wird aber bis hoch hinauf geglaubt. Die City, die den Kontinent um den Wirthschaftaufschwung beneidet, will Schutzzölle (von denen sie bessere Geschäfte hofft) und wird sie erlangen, weil England nicht unter Protektionisten der einzige Freihändler bleiben kann. Jetzt wird um das Feldgeschrei der nächsten Wahlschlacht gekämpft. „Gegen die Lords": so möchtens die Liberalen; „für Tarifreform": die Unionisten, denen Roseberys Resolutionen (Umwandlung des Oberhauses in einen von den Provinzialständen zu wählenden Senat) die Abwehr des Einkammersystems erleichtern müssen. Gute Beziehungen mögen für Hausirer, Nachrichtenjäger und ähnliches Kleinpack werthvoll sein; uns sollte man mit solchen europäischen Redensarten endlich verschonen. Ohne Verständigung über den Marineaufwand giebts keine Freundschaft mit Britanien. Und da es sein Flottenbudget wieder um ein Riesenstück erhöht hat, stehen wir vor der Frage: Nachklettern oder den Vorschlag vernünftiger Kontingentirung annehmen? Thun wir Beides nicht, sondern bleiben in dem berühmten „Rahmen des Flottengesetzes", dann müßte Tirpitz selbst zugeben, daß wir gutes deutsches Geld ins Wasser werfen und die Ziffernrelation sich, so munter wir bauen, für uns verschlechtert. Ein leidig Lied; das aber auch im Frieden der Karwoche aus der Papiertrompete schallt. „Caesarn wär' ich wohl nie zu fernen Britanen gefolget; Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt! Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt." In der südlichen Insektenpulvergegend geht es recht lustig zu. Ferdinand, dessen Paprikow eben erst in einer Interview gesagt hatte, Bulgarien müsse gegen die Türkei, die ihre Redifs zum Krieg einberufen habe, ins Feld ziehen, als Gast des Sultans in Konstantinopel, der blutfleckige Peter in Petersburg und jeder Gedanke an den Balkanbund verschollen. Hier wird erzählt, Iswolskij, der von diesem Bund so gern träumte, sei fertig. Durch Befehl Nikolais gezwungen worden, den Bulgaren jede Hoffnung auf russische Hilfe zu nehmen, die aus Bukarest und Cettinje angesagten fürstlichen Gäste abzubestellen, im Balkanland für gutes Frühjahrswetter zu sorgen und die Verhandlungen mit

Aehrenthal nicht länger hinzuschleppen. Möglich. Auch in der Reichsduma ists ihm ja schlecht gegangen; und daß der Redselige da schwieg, fiel allgemein auf. Trotzdem könnte er übermorgen wieder als Zarengünstling an der Sängerbrücke thronen. Was über die Wiederaufnahme des austro-russischen Diplomatenverkehrs (gerade vor unserem Römerzug) veröffentlicht wurde, ist höchst merkwürdig. Uebereifrige Betheuerung, daß nichts abgemacht worden ist. Gegen alle Kleiderordnung. Entweder steckt mehr dahinter, als wir wissen sollen, oder die détente steht nur auf dem Papier. Italien sollte schnell hören, daß es den Freund und den antiaustrischen Trutzplan von Racconigi nicht verliert, und Iswolskij wollte sich für jeden Nothfall die Rückzugslinie sichern, auf der er sich in die berliner Botschaft retten kann. Die Kanzleimeinung ist gespalten. Fast einig aber in der Gewißheit, daß der Südosten einen ruhigen Frühling haben und sogar Georg sich in seinem hellenischen Yvetot halten wird. Die Welt hat andere Sorgen. Daß Jakob Schiff in New York vor der Gefahr eines Vierbundes (Japan, China, England, Rußland) warnt, der den ostasiatischen Markt theilen und die Konkurrenz aussperren möchte, darf man auch bei uns nicht überhören. Dem klugen Bankier (der das fetteste Geschäft verschmäht, wenn ers nur am Sabbath abschließen kann) sitzt nicht, wie seinen Standesgenossen Carnegie und Pierpont Morgan, die Sucht nach Publizität im Nacken. Er redet nicht oft und läßt sich am Liebsten nicht sehen. Wenn er, der in engster Handelsverbindung mit Japan lebt, 1908 dort wie ein Souverain aufgenommen wurde und, trotz der Yankeeverachtung aller gelben Menschen, in seinem Haus die Tochter des japanischen Finanzministers erziehen ließ, gegen die Leute von Tokio so deutlich wird, muß er Gründe haben, die ihn aus der angewöhnten Zurückhaltung herausdrängen. Sein feines Ohr hat manchmal das Gras wachsen gehört. Bin neugierig, was Bernstorff darüber berichtet hat. (Dem man übrigens, obwohl er von der Amerikanerstimmung gegen den Beeftrust wirksam unterstützt worden ist, für sein erfolgreiches Bemühen um ein erträgliches Handelsabkommen im Reichstag ein gutes Wort sagen konnte. Kein zu lautes, versteht sich; das hätte die Leistung überschätzt und den Yankee mißtrauisch gemacht. Aber die Arbeit deutscher Diplomaten ist nicht mehr so reizvoll, daß ihr jede Würzung durch ein aus der Heimath im-

portirtes Lorberblättchen versagt bleiben darf. Schoen konnte einen seiner Getreuen darum bitten, wollte wohl aber nicht.) Was man so die Oeffentliche Meinung nennt, hat Schiffs Rede kaum beachtet. Ich fürchte, wir werden noch dran zu denken haben: wenn auch Europas Geschwür (wie Bismarck zu sagen pflegte) wieder in Ostasien ist und der Eiter unseren Leib schwächt.

„Manche Töne sind mir Verdruß, doch bleibet am Meisten Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr." Die deutschen Zeitungen sind noch immer kaum lesbar. Solches Geschimpf hat der Chef nicht verdient. Klassenschmach, Volksentrechtung, Büttelregiment, Wortbruch, faule Ausreden, Dienstmann des schwarzblauen Schnapsblockes. Wird Dir schon übel? Kommt noch dicker. Das neue Wahlgesetz ist schändlich, raffinirt gemein, ein ruppiges Scheusal, ein faules Osterei; Preußen das Land der Schamlosigkeit... Haltet die Nasen zu! Wie aus Senkgruben steigt es auf; der Qualm kommt nicht mal von lebendigem Feuer. Ein Segen, daß man hier ein Weilchen doch weitab ist und nicht Alles aufriechen, nicht jeden heiseren Köter anhören muß. Schade, daß Bethmann sich in diese Nesseln gesetzt hat. Mußte reformirt werden, dann konnte der Entwurf etwas hübscher aussehen. Listenwahl, Proportionalvertretung, gleiches, nur durch Pluralstimmenzuwachs abgestuftes Wahlrecht: auf jeder Speisekarte steht irgendein schmackhaftes Gericht. Und wenn man einfach das sächsische Gesetz abgeschrieben hätte, wärs immer noch besser gewesen als das furchtbar komplizirte, keinem Quiriten willkommene Verfahren dieses Entwurfes. Der ist ja auch abgethan und dem Herrenhaus einer von ganz anderer Sorte eingeschickt worden. Jahrzehnte lang haben die Liberalen in Preußen nach dem geheimen Wahlrecht geschrien; nun bekommen sies, von Heydebrands Gnade, und könnten zunächst mal zufrieden sein. Daß sie auf dem Land keinen Wahlmann finden und daß auch der Wahlmann nicht öffentlich stimmen dürfe, ist Geschwätz. Offerire drei Dutzend à fünf Mark, sagt Lebrecht, so gut wie neu; und der Wahlmann, der wider den Auftrag stimmt, käme in Teufels Küche. Klüger wäre natürlich ein rascher Entschluß der Konservativen, noch einen Schritt weiterzugehen und den ganzen Wahlmännerkrempel hinter sich zu lassen. Lehnt die Regirung ab: schön; nimmt sie an, dann bleibt doch abzuwarten, ob die Herren Friedberg

und Schiffer riskiren würden, ein Gesetz, das die geheime und die direkte Wahl bringt, unerträglich zu heißen. Muß die Koalition, die der Blödsinn als „schwarzblauen Block“ bezeichnet, die Sache allein machen, so droht den Konservativen die Gefahr beträchtlicher Stimmenverluste und neuer Kämpfe gegen eine Demagogie, die kein Staatsgefühl bändigt. Der Grundbesitzer, Großbauer, Beamte soll so handeln lernen, daß ihn der kleine Mann am Wahltag nicht im Stich läßt. Diese Anstrengung (die eines Tages doch nöthig wird) muß auf die Dauer die Kraft der Konservativen Partei noch stählen. Hic Rhodus, Ernst Heydebrand! Wer über die Grenze geguckt hat, kann nur wünschen, daß die Geschichte bald ein ruhiges Ende finde. Seit jede Demonstration auf der Straße verhindert und jedes Schutzmannsversehen „dringend“ ins Ausland telegraphirt wird, spricht man von borussischen wieder wie von russischen Zuständen, traut uns alle Arten von atrocities zu und fragt vorsichtig, ob die Regirung der Truppen noch ganz sicher sei. Das hatte uns noch gefehlt. Weiß es S. M.? Ihm werden draußen alle Mißgriffe des Jagowismus angekreidet. Er, heißts, glaubt an nahe Revolution. Und er könnte doch furchtlos und ungefährdet zu Fuß sich im dichtesten Getümmel der Demonstranten zeigen.

Trost kommt nur aus Paris. Da werden unsere Spritzenmänner bis in die Puppen gelobt. So fatal laut, daß es dem AA schon eklig wird. Schoen ist ein Gentleman von politischem Weitblick und anderen Ehrenqualitäten und Stemrich (wenn Das Holstein, an dessen Krankenbett er manches Stündchen versaß, erlebt hätte!) wird wie ein Held gefeiert, weil er gesagt hat, das Minengesetz, das Mannesmanns in Marokko seßhaft machen sollte, sei in schlechtem Arabisch geschrieben. Als unecht wollte ers nicht verdächtigen (die Franzosen erklären es fidel für ein Fälscherprodukt); was er eigentlich wollte, ist unklar. Jedenfalls ist er sammt seinem Sachverständigen Kampffmeyer von den Professoren Fischer und Hartmann in die Pfanne gehauen worden und der Araber Dr. Moharrem Bey hat die Behauptung, der Text könne nur von einem Europäer stammen, für unsinnig erklärt. Wenn man alle schlecht stilisirten Gesetze, Erlasse, Entscheidungen, Noten, die bei uns herauskommen, für unecht hielte, bliebe nicht viel Authentisches übrig. Thut nichts: Frankreich rühmt unsere Mäßigung, die Reichstagsmehrheit kuscht, der Hansabund rührt sich nicht (trotzdem der

tapfere Kirdorf auch diesmal der Katze die Schelle angehängt hat) und Schoenchen triumphirt; sieht sich im Spiegel als Staatsmann. Bülow, der so stolz war, wenn er den Reichstag herumgekriegt hatte, mag denken: „Das können die Knirpse also auch schon!" Die Pariserstimmung giebt den Ton an. Gräfin Wedel sogar erhält im Gaulois für ihre courageuse indépendance einen Lobspruch. Die Zolltarifschicane kommt als dickes Ende nach. Und die Hochachtung unserer Biederkeit macht uns nicht satt. „Ach, schon wird es so schwer, der Mächtigen Schande verbergen! Weder die Krone verdeckt, weder ein phrygischer Bund Midas' verlängertes Ohr; der nächste Diener entdeckt es und ihm ängstet und drückt gleich das Geheimniß die Brust." Unter den jüngeren Leuten ist über den jammervollen Ausgang der marokkanischen Sache nur eine Stimme. In Privatbriefen (die auch melden, daß man die von Aehrenthal durch Max Egon Fürstenberg erbetene und persönlich dann in Berlin erlangte Polenkonzession abzustreiten versucht) stehen bittere Worte. Den Brüdern Mannesmann wird zugemuthet, schleunig zu verstummen. Langwerth von Simmern verhandelt mit ihnen. Worüber? Da ihre Rechte vom AA nicht anerkannt werden, ist von Frankreich doch nur ein Almosen zu holen. Allgemeines Bedauern, daß der Chef sich für die üble Sache eingesetzt hat.

Wenn ich ihn ansehe, wird mir allmählich doch bang um ihn. Er ist aus dem sicheren Gleis; hat in der letzten Zeit viel, mehr, als nöthig war, geredet und aus Reichstag und Landtag mit aller Mühe keinen Helmputz heimgebracht. Den Untergebenen schützen: le geste est beau; aber sich mit Schoen identifiziren: überflüssig und schädlich. Solche Pflichten erfüllte Bülow mit einer lässigen Grazie, die Allerlei ahnen ließ. Und in dem Wahlhandel sich von Heydebrand überbieten lassen, unmoderner scheinen als er, zuerst die öffentliche und direkte Wahl fordern, dann die geheime und indirekte hinnehmen: Das geht wirklich nicht. Gehts überhaupt? Selbst die dem werthvollen Menschen freundlich Gesinnten, die ihm langen Kredit geben wollten, fangen zu zweifeln an. Ist er (den die Spottvögel des Königsplatzes den Austauschprofessor nennen) am Ende doch nur eine feine Blüthe preußischer Bureaukratie? Als die Konservativen sich den Entschluß zur Geheimhaltung der Wahl abgerungen hatten, wars für einen behenden Taktiker leicht, alle bürgerlichen Parteien für ein Provisorium, das zehn Jahre dauern konnte, zusammenzutrommeln, mindestens aber die Nationalli-

berale Fraktion in seine Mehrheit zu ziehen. Bethmann that nichts; hatte auch vorher (unglaublich und dennoch wahr) nicht mit den Kammerführern verhandelt: und im Landtag rangen verärgerte Leute die Hände. Moltke schwieg, Rheinbaben hob die Achseln und Hollweg baute auf die immanente Vernunft der Dinge. Ein Gesetz, das von der zuständigen Instanz (Falkenhayn & Co.) kommt, bahnt sich selbst seinen Weg. Ist dem richtigen Geheimrath (Peter) die Möglichkeit eingefallen, aus der Elbe Geld für den Fiskus zu fischen, so werden die Bundesstaaten mit der Androhung einer Schiffahrtsteuer in Wuth gehetzt. Will der geschickte und erfahrene Loebell ausscheiden, so rückt Wahnschaffe, als der Nächste, auf dessen Platz. Taucht der Wunsch auf, Hammann in ein Generalkonsulat zu befördern, so ist Esternaux der erste Anwärter aufs Preßdezernat. Immer hübsch nach der Schnur und dem Dienstalter. Im Inneren mag mit solchem System auszukommen sein; bei uns nicht. Auch nicht mit Magistertönen, Empfindlichkeiten und der Versicherung, daß „wir nicht schlecht gefahren sind". Auf welcher Straße denn? Hier meint Mancher, wenn wir in solcher Duckmäuserei weiterleben wollen, brauchen wir nicht zwölfhundert Millionen jährlich für die Wehrmacht auszugeben; wäre ein Abrüstungantrag nicht mehr unzeitgemäß.

Ich antworte Jedem: Schickt, Leute, die Hoffnung nicht zu früh auf Urlaub! Vielleicht wirds noch. Dieser Mann hat, als Charakter und als Intelligenz, so viele gute Eigenschaften, daß er sich noch als Staatsmann entpuppen könnte. Abwarten! Wenn er im neuen Amt nur einen thatkräftigen Sachverständigen unter sich hätte, der ihm, wie Wermuth im alten, Entschlußkraft einzureden vermöchte! Schoen ist zu weich, ohne das Ansehen, das Erfahrung und Leistung giebt, und muß deshalb (ceterum censeo) weg. Noch im Februar wars sicher, auch der Nachfolger schon genannt; seit dem Sieg über Mannesmanns ists wieder ungewiß. Hoffen wir, lieber Leser. Auch dem Chef wäre es zu wünschen. Hier schaut er nicht so kummervoll und müde drein wie in Berlin nach der niederziehenden Semesterarbeit. Scheint die schiefe Lage, in die wir gerathen sind, gar nicht zu empfinden. Das Tollste, was meine Praxis bisher geliefert hat. Wir kommen an: und sehen das Kabinet, das uns aufnehmen sollte, in Trümmern. Sechs Monate lang war von dieser Reise geredet, die Osterwoche als Ankunftzeit genannt werden. Konnten so gewandte Leute wie Son=

nino und Luzzatti die Drahtzieher auf Monte Citorio nicht bitten, sich bis zum Tag der Abfahrt des Kanzlers zu gedulden, dem man ein aufrechtes Ministerium vorstellen müsse? Dieses Spiel sah doch höllisch nach Abkartung aus. Einem Landsdowne, Grey, Pichon hätte mans nicht geboten. Aber der treue Verbündete aus Norden ist ja so langmüthig; mit dem braucht man keine Umstände zu machen. Kaufleute erzählen, seit vierzehn Tagen sei Sonninos Sturz fast auf die Stunde zu berechnen gewesen. Hat Jagows feines Köpfchen gar nichts geahnt? Der Chef konnte sich zuerst erholen, die pompejanischen Bilder, meinetwegen die Markuskirche (meinetwegen: damit ich die Tarnawskaja, deren Name ins Polnische verfälscht wird, zu sehen bekomme) bewundern und in Rom erst einkehren, wenn die Konsulta wieder einen Herrn hatte. Ein Fehlschuß. Der Liebe Müh unbelohnt. Kein Gespräch mit Verantwortlichen zu erlangen. Und alle Augen schmunzeln uns kreuzvergnügt an.

Was noch gemacht werden kann, muß gemacht werden. Wer lacht da? Wir sind freudig bewegt, der hohen Bedeutung dieser Stunden aber bewußt. Der Chef hat von Pius den Christusorden erhalten und ist, als Annunziatenritter, in die Vetterschaft des Königs erhoben worden. Das ist kein geringer Reiseertrag. Damit läßt sich wirthschaften, Cousin, kannst Du noch? „Zieret Stärke den Mann und freies, muthiges Wesen, o, so ziemet ihm fast tiefes Geheimniß noch mehr. Städtebezwingerin Du, Verschwiegenheit! Fürstin der Völker!“ Uns ist Diskretion hier noch mehr als anderswo Ehrensache. Das Geheimniß knüpft die engsten Bande. Ueber den politischen Werth der entrevue sagen wir, aus guten Gründen, kein Sterbenswort. Doch das liebe Vaterland mag ruhig sein. Der Reichskanzler hat mit dem König und mit dem Papst, mit Giolitti, Tittoni, Luzzatti sämmtliche vorhandenen Gedanken ausgetauscht und auf der ganzen Linie die erfreulichste Uebereinstimmung festgestellt. Der Zufall der Ministerkrisis hat nicht im Geringsten geschadet. Wer zuletzt lacht, lacht am Besten. Bald wird sichs wieder zeigen. Die Beziehungen der verbündeten Großmächte waren nie intimer als jetzt. Auch zwischen Italien und Oesterreich sind die Nebel gewichen und beide Reiche in dem Wunsch vereint, in den Balkanländern den Besitzstand von heute zu wahren. Der Dreibund ist fest, weil das Herzensbedürfniß der Völker ihn will ...

„Voll Erstaunen vernahm der Eingeweihte das Märchen.“

Judith.

Da Gott der Herr aus der Rippe des friedlich schlummernden Menschen das Weib gebaut hatte und es dem Erweckten brachte, sprach der Mensch: „Das ist doch Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleisch. Man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist.“ Der Mensch war zum Manne geworden und die Männin sorgte mit Schlangenzauber dafür, daß Jahwes dumpfsinniger Knecht, der diesseits von Gut und Böse gewesen war und nicht gesündigt hatte, weil er Sünde nicht kannte, rasch nun das Sündigen und das Schämen lernte. So lange der Mensch dem Gethier ähnlich geblieben war, das Ebenbild Gottes, aber göttlichen Wissens nicht voll, so lange gab die Erde ihm freiwillig, was er zur Stillung primitiver Begierden brauchte; sobald er in seinem Denken und in seinem Gelüsten aber fortschreitet und vom verbotenen Baum die Erkenntniß des Guten und Bösen pflückt, ist es mit der ungetrübten, der mühelosen Seligkeit auch vorbei und nichts bleibt dem Gottähnlichen als die harte Pflicht, für den Nächsten und für den Künftigen zu schaffen und sich zu plagen, wenn der bewußt Gewordene den Zweck seines Daseins begreifen soll. Diesen Wechsel der Weltanschauung, den Uebergang von der ersten zur zweiten Menschheitstufe, hatte das Weib gewirkt, das doch gebaut war, um als Gehilfin den Mann vor gefährlichem Denken zu bewahren. Seitdem schmerzt den Menschen die Stätte, aus der Gott der Herr einst die Rippe nahm und die er mit Fleisch dann wieder verschloß; es ist manchmal ein wollüstiger Schmerz, der das Blut erhitzt und die Sinne zum Sieden bringt, manchmal ein leises, fast wonniges Zucken, das zur Zärtlichkeit stimmt, manchmal ein jäh aufflammender Zorn, wie er in den Höhlen der Urzeit die wüthenden Männchen über die Weibchen warf. Immer regt sich in diesem Schmerz ein Erinnern an die sündenlos herrlichen Tage der Einsamkeit, an die nackte Blöße, die in Eden das reine Paar nicht erröthen ließ, an die Stunde, wo mit der Sünde die Scham entstand, an das erste knappe Kleid aus den breiten Blättern des indischen Feigenbaumes, an die Röcke von Fellen, die Gott der Herr Adam und seinem Weibe machte, und an den traurigen Zug aus dem prangenden Paradies. Der einsame Mensch hatte nicht gesündigt; erst die Gehilfin hatte ihn in die Sünde gelockt: und

so oft dämmernd nun ein Erinnern an die früheste Versuchung und an den Ursprung der theuer erkauften Feigenblattkultur aufsteigt, schmerzt die mit Fleisch verschlossene Stätte und der Mann sieht fragend auf die Frau, als müßte er endlich die Art des Wesens ergründen, das ihm so ähnlich ist und doch von ihm so verschieden, das Bein von seinen Beinen ist und doch so anders geartet, das geschaffen ward, ihn vor gefährlichem Denken zu hüten, und ihn doch zur Erkenntniß, zur Gottähnlichkeit, zum Sündenfall trieb. In solchen Stunden denkt Adam wieder der Worte, die Gott der Herr einst zum Weibe sprach: „Ich will Dir viele Schmerzen schaffen, wenn Du schwanger wirst; Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären; und Dein Wille soll Deinem Mann unterworfen sein und er soll Dein Herr sein“. Und Adam reckt in so stolzen Stunden das Haupt höher und fühlt sich wieder den Herrn der Schöpfung. Wie in den Tagen der Einsamkeit wieder den Herrn.

Eins der holdesten Bibelwunder ist dieses: daß der düstere Chronist, der den Weltenschöpfer der Frau fluchen ließ, dennoch dem Weibe sich zärtlich zeigt. Der großartige Pessimist, der nach dem verfehlten Experiment der Sündfluth die Menschheit, die von Natur sündige, ihre Bahn weiterwandeln läßt, wird weich, wenn er des Weibes gedenkt. Er weilt in Liebe vor den Gestalten der Rebecca, Rahel und Ruth und giebt uns köstliche Idyllen von liebenden und geliebten Frauen. Es ist, als hätte er den furchtbaren Richter völlig vergessen, der im Garten Eden einst ging, da der Tag kühl geworden war, oder als hätten feine Frauenfinger von der Stirn des Drohenden sacht die finstere Falte fortgestreichelt und flehende Bitten aus Frauenmund den Paradiesesfluch in Segen gewandelt. Hat er auch die von ihm selbst bestimmte Rolle des Weibes vergessen und der dem Herrn unterworfenen Gebärerin den Ruhm heldischer Thaten gewährt? Fast möchten wirs glauben, wenn wir das Buch Judith lesen und staunend vernehmen, wie die streitbare Wittwe des Manasses in Israel die Männer beschämt. Aber dieses Buch gehört zu den Apokryphen, „welche der Heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind.“ Dieses Buches fremd fühlender Verfasser ist nicht der Unvergleichliche, der uns die Genesis gab. Es ist eine patriotische Novelle, die man ohne Andacht und innere Bewegung liest und in der man deshalb auch die schrillen Anachronismen spürt. Die fromme Schlächterin, die sich berühmt, daß sie während

der Prostitution fürs Vaterland nicht „verunreiniget“ ward, und singend vor allem Volke das eigene Vollbringen laut lobt, hat unserem Geist, der dem Hebräerpatriotismus entfremdet ist, nichts mehr zu sagen und wir sehen in dem Buch nur noch das Denkmal einer für das Volk des Logos wichtigen Entwickelung. Als das Buch Judith, nach Renans Annahme um das Jahr 80 nach Christi Geburt, nach Volkmar um die Zeit der hadrianischen Kriege, entstand, war Jahwe aus einem Nationalgott längst schon ein Universalgott geworden, der nicht mehr Israel allein, der nun die gesammte Menschheit liebend umfing und dem bald, nach der Bekehrung der goïm, der ganze Erdball sich beugen würde. Jahwe, der Kamos, Milkom, Baal und alle die anderen Götter besiegt hatte, war nicht mehr der Schutzgott eines kleinen Stammes; er war wieder Elohim, war Adonai, der Herr, der vom Mutterleibe an dem kleinen Stamm beigestanden, ihn gehegt und für die Welteroberung bereitet hatte und durch den Mund Jesaias also jetzt sprach: „Ich bin der Erste und ich bin der Letzte und außer mir ist kein Gott.“ Dieser Gott, der keinen Eigennamen mehr braucht, weil er, als der Einzige, die Unterscheidung von anderen Göttern entbehren kann, blickt auf die gespenstische Welt des Buches Judith herab. Das Buch gehört nicht zu denen, deren wahrer Verfasser, nach dem Wort des François de Sales, der Heilige Geist ist; dennoch ist es nützlich und gut zu lesen, weil es uns Israel auf einer bestimmten Stufe, auf einem Höhepunkt schwärmenden (fast dürfte man sagen: schwindelnden) Selbstbewußtseins zeigt. Ein Volk und ein Gott; und der Gott, dem das Meisterwerk dieses Volkes gelang, wird der auserwählten Schaar den Erdkreis unterwerfen. Israels Macht wurzelte in dieser Gewißheit; und die Wurzel traf der strafende Blitz, der Sems allzu siegessichere Söhne heimlos und friedlos über den Erdkreis verwehte. Ueber dem Buch Judith lastet Gewitterschwüle, die hohe Temperatur verkündet das Nahen des Wetterwechsels und mit den Idyllen ist es vorbei, vorbei mit der deutlich begrenzten Geschlechterscheidung. Männermuth versagt in der äußersten Noth, die Gehilfin befreit sich vom Herrn und thut Heldenarbeit und vor der Starken sinkt, dankbar anbetend, das Volk in den Staub. Daß nicht die Stärke siegte, sondern die List, daß, wie in Eden, auch hier noch einmal der alte Schlangenzauber wirksam war, wird von den Blinden nicht gleich begriffen. Aber die Herrschaft ist unter den Geschlechtern

wieder streitig geworden und die Zeit zieht herauf, wo das Weib der Apokalypse erscheinen wird, auf dessen Stirn das von Geheimniß schwangere Wort geschrieben steht: Aller Gräuel Mutter auf Erden.

Nationales Selbstgefühl ist immer, sogar in verzerrender Uebertreibung, ein gutes Ding und ein Zeichen kraftvollen Willens, wenn es frei aus der Seele des Volkes dringt, wie ein natürlicher, unbezwingbarer Strom, der durch Stein, Geröll und schlammiges Schlinggewächs sich trotzig das breite Bett bahnt. Solches kunstlos entstandene Nationalgefühl wird die Wirkung niemals versagen, nicht in den Lebenskämpfen der Wirklichkeit, nicht in dem Echo, das es hinauf in die hellen Höhen der Dichtung schickt. Anders wird der Erfolg sein, wenn die künstliche Bewässerung eines dürren Erdreiches versucht oder in dumpfer Treibhaushitze die üppige Tropenpracht nachgeahmt werden soll, wenn trübsinnige Epigonen, die rathlos in der Finsterniß sitzen, die Volksseele, die alte, längst schon gestorbene, die nur noch durch Lieder und Psalmen und Zeitungen spukt, lebendig zu machen bemüht sind; dann verflattert das stolze Gefühl beim Donner der ersten Schlacht, dann klingt aus der Dichtung nur ein mattes, müde wimmerndes Echo. Vielleicht liegt es daran, daß uns das Buch Judith so kühl anhaucht, daß seine Leidenschaft nicht zu uns spricht und wir, wie in einer Gespensterwelt, nach einem frischen Menschenathemzug gierig langen und bangen. Als die Novelle entstand (Vorsicht geböte, zu sagen: entstanden sein soll, denn die Vermuthungen schwanken), war Israel über den Gipfelpunkt schon hinweggeschritten und seine Sonne neigte zur Rüste. Das alte Jeruschalajim, die Wohnung des Friedens, deren herodische Glanztage Josephus in leuchtenden Farben gemalt hat, lag in Trümmern, die drei Mauern hatten die Stadt Davids und die feste Burg Zion nicht vor den Römern beschützt und die höchste Behörde der Judenheit hatte auf der Flucht in Jamnia, der Philisterstadt nah bei Joppe, ein unheiliges Obdach gefunden. Und aus Israels geweihtem Schoß selbst war vorher die Gefahr entbunden worden, die schlimmer war als Römerherrschaft und Heidenschrecken: der milde Mann war gekommen, der dem alten Gesetz neue Erfüllung brachte und in dem der Allwissende und Allwaltende freundlicher jetzt als in Eden einst und am Sinai sich verkörperte. In den Grundmauern wankte der mächtige Bau, den Moses gethürmt hatte und den die Propheten, die zornigen

Satiriker der Verfallszeit, vergebens zu stützen bestrebt waren, und die Zeit war vorbei, da Sems Söhne aus eigener Kraft ein neues Ideal noch gebären konnten. So oft ein Volk diesen Daseinspunkt erreicht hat, so oft es empfindet, daß ihm die Schöpferkraft erlahmt und die Noth des Tages doch Hilfe heischt, kehrt es zu den alten, stolzen Erinnerungen zurück und sucht die Flicken der fernen Heldensage zusammen. Dieses Mühen spürt man im Buche Judith. Hier ist das nationale Selbstgefühl nicht mehr jung und froh und streitbar: hier ist es, während draußen ein Neues ward und ringsum Unruhe stiftete, künstlich aus vergilbten Büchern heraufbeschworen und, in lehrhafter Absicht, für das Bedürfniß der Stunde sorgfältig zurechtgestutzt.

Die Erfindung der Fabel ist alt. Aus dem Buch der Richter kennen wir das kühn blickende Weib, das, als die Kinder Israels wieder einmal übel vor dem Herrn gethan hatten und er sie zur Strafe in die Hand des Kananiterkönigs gab, den Obersten der Bedränger erschlug und dem auserwählten Volk so die Freiheit wiedergewann. Die Keniterin Jael, Hebers Weib, empfing in ihrer Hütte den Feldhauptmann Sisera, der vor Barak und Debora floh, und hämmerte ihm, während er schlummernd lag, den spitzigen Nagel durch seinen Schlaf. Und Debora, die Richterin, verkündete in ihrem Jubellied die angeblich große That laut vor allem Volke: „Gesegnet sei unter den Weibern Jael, das Weib Hebers, des Keniters; gesegnet sei sie in der Hütte unter den Weibern." Die starre Prophetin des Alten Bundes kennt kein zartes Frauengefühl, sie höhnt in schrillem Triumph selbst die Mutterliebe der fernen Heldin und hängt ihr Empfinden nur an den Judengott, dessen Feinde umkommen, dessen Anbeter die Erde erobern müssen, „wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht." Mußte in der Noth einer sinkenden Zeit das Gedächtniß sich nicht an den starken Glauben klammern, der so Gewaltiges zu wollen gewagt und zu vollbringen vermocht hatte? Mußte Israel nicht in der Erinnerung an diese große Zeit der Zeichen und Wunder Trost suchen und finden? Vielleicht wars ein schlauer Priester, der zuerst auf den Gedanken kam, die alte, dem Kindergefühl vertraute Weise noch einmal zu spielen, noch einmal den Ton anzuschlagen, der in der Seele des alten, nun alternden Volkes so mächtig erklang. Für seinen besonderen Zweck konnten die lieblichen Idyllen von Rebecca, Rahel und Ruth ihm nicht taugen;

er brauchte das Heldenweib, das sich vermännlicht, wenn im Manne des Mannes zu wenig ist; er dachte, als ein im Unglück erglühender Patriot, an Esthers frommen Frauenmuth, an Deboras Triumph und Jaels Erkühnen: und er schuf Judith, die tapfere Jüdin. Die That des schwachen Weibes sollte die Männer zu wehrhaftem Stolz aufstacheln und zugleich sollte dem Volk die aus der Richterzeit herüberhallende Mahnung wieder eingeprägt werden, daß es unüberwindlich ist, so lange es dem Herrn gehorcht, und Gefahr nur zu fürchten hat, wenn es frevelnd vom Gebot abweicht. So entstand ein Lehrgedicht, das auf die Lebenden die Wirkung gewiß nicht verfehlte, das aber rasch, wie alle Tendenzdichtung, welken mußte und uns heute fremd und duftlos erscheint. Nebukadnezar, der hier der Repräsentant des apokalyptischen Römerreiches ist, will die Welt erobern und sich, als den einzig überlebenden Gott, von allen Völkern anbeten lassen. Nirgends rüstet sich Widerstand, überall findet Holofernes, der Feldherr, gekrümmte Rücken und willige Schmeichelei. Nur Israel beugt sich nicht; soll der Heidenherrscher da thronen, wo Jahwe, wo Adonai den Schaaren der Frommen gebot? Israel ist kein kriegerischer Stamm; wo es aber ohne Bogen, Pfeil, Schild und Schwert still die Straße zieht, da streitet und siegt Gott für sein Volk und macht es unüberwindlich, so lange es den Gesetzen gehorsam ist. Achior, der Hauptmann, der Judas Licht leuchten sah, warnt den wüthenden Holofernes: er soll forschen, ob Israel sich versündigt hat, und dann erst, nicht früher, gegen die Unreinen das Zeichen zum Angriff geben. Umsonst; der Feldherr will nicht dulden, daß ein elendes Bergvolk ihm widersteht, er belagert Bethulien und hofft, durch die Plage von Hunger und Durst die Bedrängten zur Uebergabe zu zwingen. Mit dieser Erfindung war ein vergrößerndes Bild der Heimsuchung gegeben, die Israel in den Tagen der Titus und Hadrian wirklich erfuhr; und nun mußte gezeigt werden, wie die Vorsehung das schwache Geschöpf zur entscheidenden That weckte und stärkte. Judith, die strenggläubige Wittwe des Manasses, schreitet hinaus ins feindliche Lager und meldet dem Holofernes, die verschmachtenden Brüder seien gesonnen, das Blut ihres Viehes zu trinken und das heilige Opfer an Korn, Wein und Oel gierig zu essen, dessen Berührung Gottes Gesetz ihnen verbietet; wenn ihr Frevel erfüllt ist, wird es Zeit für den Feldherrn Nebukadnezars sein und er wird das Volk

Israel vor sich hertreiben können, wie verirrte Schafe, denen der wachsame Hirt entrissen ist, und kein Judenhund wird den Feind anbellen dürfen. Als sie den Heiden so eingelullt und mit ihrer Schöne und Weisheit umsponnen hat, schlägt sie dem an ihrer Seite Entschlummerten mit starkem Streich das Haupt vom Rumpf. Lebt dann noch lange Jahre, von andächtiger Liebe des Volkes umringt, und sichert Israel Frieden und Ruhe. Sie ist tugendhaft, denn sie blieb dem Gesetz treu und hat sich an Speise und Trank im Heidenlager nicht „verunreiniget“. Sie ist die vorbildliche Jüdin einer Zeit, die eigensinnig an ein absolutes Gesetz glaubt, in dem starren Mechanismus dieses Gesetzes die ewig währende Weltregel sieht und fest überzeugt ist, daß Israel auserwählt ward, um dem Gesetz den Erdkreis zu unterwerfen. In dieser künstlich aufgefrischten Agada hat der altsemitische Größenwahn, hat das Bewußtsein, dem vor allen anderen Völkern begnadeten Stamm anzugehören, den deutlichsten Ausdruck gefunden. Man muß nachsichtig sein und bedenken, daß wir ein Lehrgedicht vor uns haben, das religiöse und patriotische Gefühle entflammen sollte; das innere Jugendfeuer aber, das solchen Gedichten (wir brauchen nur an Kleists Hermannsdrama zu denken) auch den kühl widerstrebenden Sinn leicht gewinnt, fehlt hier und lastend bleibt nur die Gewitterschwüle. Diese leblose, mechanisch verkünstelte, nur von Erinnerungen kümmerlich genährte Welt kann nicht dauern, dieses schwindelnde Selbstbewußtsein muß aus steiler Höhe der Sturz bald in die Tiefe reißen. Ein überhitzter Fanatiker konnte das Buch Judith ersinnen; ein innerlich freier Dichter hätte erkannt, daß kein Heldenweib das in der Stickluft des engsten Spiritualismus verzärtelte Volk mehr erretten konnte.

Ist Judith wirklich ein Heldenweib und wollten die Frommen, die Jael und Judith schufen, die Judenheit lehren, daß der Herr, der einst durch Eden schritt, die von ihm selbst bestimmte Rolle des Weibes vergessen und der dem Mann unterworfenen Gebärerin den Ruhm heldischer Thaten gewährt habe? Muß Adam in Demuth sich beugen und an der höher ragenden Gestalt der Männin scheu emporschielen? Fast sieht es so aus: denn den Frauen gelingt ja die That, vor der Männermuth zagte; und dennoch kann Adam getrost lächeln, wie der Pelide lächelte, als Penthesilea ihm vom fernen F helreich der männischen Amazonen erzählte. Nicht die Stärke, er weiß es jetzt, siegte im Keniterland und vor Bethu-

lien, sondern die List, und nicht Männerkraft vollbrachte die That, sondern Frauentücke, der die kluge Schlange Lehrerin gewesen war. Das Buch der Richter sagt uns nichts über den heikelsten Punkt; aber wir wissen aus der agadischen Literatur, daß Jael sich dem Sisera ergab und den nach der Brunst Erschlafften mit dem Todesstreich traf. Wir wissen auch, wie Judiths Mordstahl den Holofernes aus heißen Wonnen riß, den Glücklichen, den Heine beneiden konnte, weil er aus dem Genuß ohne Zwischenspiel von Qual und Krankheit in die weiße Nacht ewiger Vernichtung schied. Der altjüdische Sinn nahm an solchen Frauenthaten kein Aergerniß; er kannte keine Pflicht, kein Treugefühl, das zur Schonung des Fremden, des Feindes, des gottlosen Barbaren zwang; ihm schien gegen den Bedränger jedes Mittel erlaubt und er konnte, da ihm Israel als das Höchste und Heiligste galt, als ein besonders reines und geweihtes Gefäß das Weib bewundern, das, um Israel aus drückender Noth zu erlösen, in seinem Geschlechtsreiz die todbringende Waffe fand. Wir sind, nach mancher moralklimatischen Umwandlung, längst anderen Sinnes geworden. Uns ist ein Weib, das die Vereinigung der Leiber listig zu schnödem Gaukelspiel benutzt und das wundervolle Geheimniß der Paarung, dem neues Leben entsprossen soll, in ruchlosen, blutigen Unsinn entstellt, das Alles giebt, nur um dem Empfangenden Alles zu nehmen, höchstens die scheusälige Heldin aus einer Schreckenskammer. Wir fragen nicht fürwitzig, ob Israels Gott so abscheuliche Opfer wohlgefällig sah, aber wir fühlen, wie welk die Welt geworden sein mußte, die solchen Gott träumen und in solchem Gott das Vaterland finden konnte, während draußen, ganz nah, der zu warmer Lenzluft erwachenden Menschheit die frohe Botschaft der Liebe, unvergeltlicher Hingabe verkündet wurde.

Die Künstlichkeit einer Kultur kann man fast immer daran zuerst erkennen, daß die Weiber aufsässig werden. Die Frau ist sozial nicht so gebunden wie der Mann, sie hat (oder hatte doch Jahrtausende lang) keine Berufsthätigkeit, die in Kasten zwängt, sie steht der jungen Natur näher und empfindet die Unnatur stärker als der ins Joch gespannte Genosse. Deshalb haben Alle, die den Menschen von der Natur scheiden wollten, die in Asketenträumen oder perversen Trieben schwelgten, das Weib als die Urverderberin innig gehaßt, von der Zeit frommer Kirchenväter bis auf Baudelaire, Strindberg und den greisen Dichter der

Kreutzersonate. Und deshalb ist, so oft eine Kulturübermüdung eintrat, auch die Herrschaft unter den Geschlechtern streitig geworden. Wenn die Frau sieht, wie die Männer verschwächlichen, wie künstliche Sitte die natürliche Sittlichkeit verdrängt und der Gattung, die Zeugerkraft braucht, Gefahr droht, erhebt sie sich in unruhiger Bewegung und sucht den mythischen Zustand der Matriarchie wieder herbeizuführen. Diese Regung hat mit leidenschaftlicher Ekstase nichts zu thun. Die Frauen, die als Prophetinnen, in visionärer Verzücktheit, ihre Wirkung geübt haben, die Schwestern der Philomene und Priscilla, standen nicht für die Natur wider die Unnatur, für die Kraft der Gattung wider die Manneschwäche auf. Die Frau, die, mit einem Krug und einer Fackel in den Händen, durch die Straßen Alexandriens schritt, mit der Fackel den Himmel anzünden und mit dem Wasser das Höllenfeuer auslöschen wollte, damit der Mensch endlich lerne, daß er Gott selbstlos, ohne Hoffnung auf Lohn und ohne Furcht vor Strafe, lieben soll, diese hysterische Heilige gehört nicht in die Schaar der um die Herrschaft streitenden Weiber, sondern zu denen, die den Gott stärker fühlen und in Delphi deshalb Priesterinnen sein konnten. Den Kulturstand, bei dem die Einrichtungen dem Bedürfniß nicht mehr entsprechen und der Art Verfall und Untergang droht, zeigen die starken Frauen, die sich vorher ruhig in ihr Schicksal fanden. Sie richteten das Jagdgeräth, halfen beim Bau der Hütte, fertigten aus Häuten die Kleidung, kochten und besorgten die Hausarbeit und blieben dem Waffenhandwerk vorsichtig fern. Wenn solche Frauen der Hörigkeit entlaufen, darf man sicher sein, daß ein Wetterwechsel heraufzieht und im Männerstaat Etwas schlecht bestellt sein muß. Dann entbrennt der alte Kampf aus den Höhlen aufs Neue und das Gesetz aus Eden scheint aufgehoben; dann geschieht es wohl auch, daß wilde Weiber das Küchenmesser, das ulu der Eskimos, mit der scharfen Waffe vertauschen und, in Angst um den Stamm, entmannten Männern den Weg zu blutrünstigem Kriegerruhm zeigen.

Dem Lehrgedicht von der mehr tückischen als tapferen Jüdin ist alles Menschliche fremd. Darum berührt es auch nicht den tiefen Konflikt, der auf dem Grund aller Dichtung von heldischen Weibern ruht. Die Judith des apokryphen Buches ist kein Weib, sondern ein Begriff, ein unlebendiger, und kann deshalb das Weibgeschick nicht erleiden, nicht den schmerzenden Riß im

Innersten spüren, da sie sich über die Geschlechtsfunktion hinausgereckt und, als Gebärerin, das blutige Mordwerk unternommen hat. Sie hat den Heiden verlockt; und als er sie erkennt, zu erkennen glaubt, täuscht den trunkenen Blick die undurchdringliche Maske. Wie wird die Frau nun fortleben, die zwiefach jetzt Witwe ist und immer des Mannes gedenken muß, dem sie, nur um ihn zu töten, sich Liebe lügend gewährte und dessen Kraft ihrem dürren Schoß vielleicht Frucht erweckte? Der große Stoff hat, von Hans Sachs bis auf Giacometti und Maupassant, manchen Poeten und manchen Macher gereizt. In den Moralitäten und in den Narrenspielen, die auch nach Luthers Fehderuf wider Hans Worst im sechzehnten Jahrhundert noch lustig weiterlebten, spielten Judith und Holofernes eine große Rolle; aber sie waren nur Typen, die, wie Frau Potiphar an ehebrecherische Frauenliebe und Susanna an böses, groteskes Greisengelüsten, an die Christenkämpfe gegen die Türken mahnten. Ueberall beschritt dann Judith die Bretter, als Tragoedin und Opernheldin, und Maupassant übertrug in schwacher Stunde das wirksame Motiv in die niedrigste Dirnensphäre. Nirgends aber wurde das geheimnißvolle Problem auch nur gestreift. Einer nur hat es gefühlt, fest angeschaut und mit Meistergriff mächtig gestaltet: ein deutscher Dichter, der aus der Eisregion des halb erstarrten Gedankens kam, den Spiritualismus floh und die Natur, die wärmende, sehnsüchtig suchte. Der lange und Manchem wohl langweilige Weg war nicht zu vermeiden, wenn wir für die Betrachtung des Werkes, das uns Friedrich Hebbel geschenkt hat, den richtigen Standpunkt finden wollten. Als er es, noch in den Blüthetagen des Jungen Deutschlands, schuf, war die Herrschaft unter den Geschlechtern wieder einmal streitig geworden, wieder schmerzte die mit Fleisch verschlossene Stätte und der Mann sah fragend auf die Frau, deren Wesen sich ihm fremd verschloß. Und als im reinen Reich der Dichtung der Streit geschlichtet war, hatte die Männin ihr Weibthum erkannt und Adam durfte das Haupt hoch tragen und sich behaglich wieder als Herrn der Schöpfung fühlen. Wie in den Tagen der Einsamkeit wieder als Herrn.

Im Oktober des Jahres 1836 schrieb Friedrich Hebbel in sein Tagebuch: „Das Weib ist in den engsten Kreis gebannt; wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zersprengt, geht sie aus.“ Der dreiundzwanzigjährige Bauernenkel aus dem norderdithmarsischen

Dorf Wesselburen saß damals in München, hörte Görres und Schelling, den frommen Versucher, und freute sich an schönen Künsten. Vielleicht hatte Romanos Judithbild, vielleicht Heines Salonplauderei über die jüdische Heldin ihn auf den gar nicht dreiundzwanzigjährigen Gedanken gebracht. Aus der Luft war die altkluge Sentenz jedenfalls nicht gegriffen, denn die Luft war schwül und stimmte nicht zu bescheidener Ergebung in ein Geschlechtsschicksal. Das Junge Deutschland toste über den Markt, warf den Urvätertrödel von Sitte und Satzung frech in die Rumpelkammer und heulte das neue Dogma von der Emanzipation des Fleisches durch die Gassen; wilde Weiber, die in verbuhlten Kämpfen sich das Initiativrecht zur Paarung anmaßten und prahlend die Wonnen freier und freister Liebe priesen, waren modern und den Pfahlbürger, der das Weib in den engsten Pflichtenkreis bannen wollte, hätte die Sprudeljugend wie einen närrischen Magister aus der Mittelalterlichkeit verhöhnt. Die Bedürfnisse wollten sich den Einrichtungen nicht mehr anpassen, im Männerstaat war Etwas faul, die Weiber empörten sich und Alles, was jung, gebunden und unterdrückt, unbefriedigt und sehnsüchtig war, nahm, wie es immer geschieht, für die Schwachen Partei, für die Rebellen, denen sicher die Zukunft gehören mußte. Der schlanke Holsteiner sah blinzelnd dem Spektakel zu und dachte sich still sein Theil. Er war auf dem Lande erwachsen und sein kümmerliches Dasein hatte sich früh innig mit starker und spröder Natur berührt; ein seltsames Geschick hatte ihn dann aus der Heimath verschlagen und zum spintisirenden Grübler gemacht. Jetzt, da in der Runde die Natur als Erbin der entthronten Götter verherrlicht wurde, gedachte auch er wieder der fern im trüben Dämmerlicht verschwimmenden Kindertage und ein schmerzliches Natursehnen stieg in ihm auf: ein Sehnen nach der Natur, die er einst gekannt hatte und die der Uebermuth zeternder Gassenbuben ihm nicht verzerren sollte. Die Natur, der Bauernstämmling wußte es, läßt ihres Wesens nicht spotten, sie duldet nichts Unnatürliches in ihrem Bereich und hat, wie der ältere Hebbel gern zu sagen pflegte, Selbstkorrekturen, die dem Frevler leicht verhängnißvoll werden können. Sollte das Weib nun wirklich aus dem Kreis der Geschlechtsfunktion treten und Männerarbeit verrichten dürfen? Gutzkow, der immer vom Mohnsaft der eigenen Dialektik berauschte Glöckner der neuen Ideen, hatte in seinem Sauldrama

eben wieder ein Heldenweib aufgeputzt: die Tochter des Philisterkönigs, die in der Brautnacht den Gatten tötet und sein Heer dem geliebten David zuführt. Gutzkow wies, in den Spuren der George Sand, der vorwärts drängenden Generation die Wege; sein Helmbusch wehte dem Jungen Deutschland winkend voran. Drei Jahre nach der münchener Tagebuchnotiz saß Friedrich Hebbel in Hamburg und schrieb, wie Gutzkow, ein biblisches Trauerspiel. Doch ihm entstand nicht ein Hymnus auf Heldenfrauen, sondern die Tragikomoedie von dem Weib, das einen Mann mordet, um sich von der scheuen Ehrfurcht vor dem Mann zu befreien, und das zittern muß, dieses Mannes Ebenbild zu gebären. Ihm entstand das seltsamer Wunder volle Gedicht, dem man das Motto setzen könnte: „Wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zersprengt, geht sie aus.“ Und abermals vier Jahre später saß in Paris Heinrich Heine neben dem Judithdichter und sagte ihm, er gehöre in die große deutsche Literaturepoche und sei ein Fremdling, ein gespenstisch überragender, in der Zeit der kleinen Tendenzen.

Heine hatte Recht; ihm selbst war im Ringen um große Stoffe kein froher Erfolg beschieden, aber er konnte die Größe empfinden und mochte beinahe neidisch in dem ungelenken Nordländer den mächtigen Tragiker wittern, in dem der kränkelnde Genius Kleists zu neuem, unruhvoll flackernden Leben erwachen sollte. Heine konnte über Judith allerliebste Bemerkungen machen, Hebbel konnte ihr Schicksal gestalten. Beide durften die Tagestendenzen belächeln; wo aber der aristophanische Dichter nur lächelnd verhöhnen konnte, da gelang dem stärkeren Menschenbildner die ernste, bezwingende Schöpferthat. Heine, der schrecklich Schamlose, kitzelte die Romantik, die eigene Mutter, grausam in den Tod; Hebbel, der Riese mit dem Jüngferchengewissen, zeigte den Weg in die neue, als neu empfundene Klassik. Hebbel hat später erzählt, Heine habe ihm in zehn Minuten mehr und Klügeres über seine Judith gesagt als alle deutschen Kritiker in zehn Jahren; er hätte hinzufügen dürfen, Heine habe sein innerstes Wesen auch früher verstanden als irgendein Anderer. Es war nicht ganz leicht, in dem Manne, der nur einen fleckigen Sprößling mit sich führte, den großen Poeten zu erkennen, und selbst ein Goethe hätte dem Schüchternen wahrscheinlich tröstenden Zuspruch versagt; nur ein im Lebenskern Kranker konnte diesen verlorenen Sohn seiner Zeit begreifen und an dem ersten, ungeberdigen Sprossen die Zeuger-

kraft seiner Lenden ermessen. Der klassische Kleinbürger Grillparzer, der die Helden stets aus der Kammerdiener-Perspektive sah, schrieb noch 1850: „In jedem Dichter ist ein Denker und ein Künstler; Hebbel ist der denkenden Aufgabe vollkommen gewachsen, der künstlerischen aber gar nicht.“ Das ist das Urtheil des heilbronner Rathes über den Ritter mit der eisernen Hand; den Rathsherren bleibt der Zeitungruhm, den Ritter trägt sein Roß über den Bezirk der Bürgergerichtsbarkeit rasch hinaus. Wer Hebbels Judith der verzierlichten Esther Grillparzers vergleicht, wird den Unterschied merken: dem feinen Oesterreicher gelang ein liebliches Mädchenbild und ein sauber gefeiltes Lied im Idyllenstil; der Holste zwang zwei Welten in seinen Tragoedienplan.

Die poetische Empfängniß wird unterhalb der Bewußtseinssphäre bewirkt. Darum nützt es uns nicht, wenn wir den kostbaren Schatz der Tagebücher und Briefe Hebbels durchstöbern; da finden wir, was er bei kaltem Blut über sein Schaffen dachte, aber die Quelle, aus der er schöpfte, bleibt dem forschenden Blick verborgen. Wie dem inneren Auge des Dichters der Stoff aufging, wie ihn, unbewußt teleologisch, die Phantasie umformte und er endlich auch dem ruhenden Geist wahrnehmbar wurde: darüber erfahren wir nichts aus Biographien und Literaturgeschichten, darüber schweigt selbst des Sängers beredter Mund. Wenn man diesem Problem einmal bis in seine Tiefe nachdenken will, wird man kaum ein besseres Beispiel ersinnen können als den Fall Judith. Ein uralter Stoff, in dem lange nichts Menschliches zu entdecken war, eine nationale Novelle, die ein erschlafftes Volk zur Heldenthat aufrütteln sollte, wird plötzlich mit Meistergriff zum menschlichsten Gedicht umgestaltet und zugleich werden die episch einfachen Gefühle der Fabelheldin so komplizirt, daß man sich tastend nur in ihren dunklen Irrgängen zurechttappen kann. Wer hat das Wunder solcher Umwandlung gewirkt? Das Genie, lautet die gassenläufige Antwort, die dichterische Intuition. Damit ist uns nicht geholfen, ist die Dunkelheit nicht erhellt. Doch wir nähern uns dem Gebiet der Mystik, einer dialektisch verschnörkelten, und sind für die Hebbelwelt jetzt erst recht günstig gestimmt; die kalt leuchtende Fackel der Vernunft würde im Reich des Wunderbaren rasch verlöschen.

Wir sind im Reich der biblischen Wunder und sehen, wie in außerordentlichen Weltlagen die Gottheit von schwachen Menschen ungeheure Thaten heischt. Israel ist von der Uebermacht

des Feindes bedrängt und kann nur durch ein Wunder gerettet werden. Der Dichter hat die Judenheit im Kern ihres Wesens gepackt und das krankhaft Vergeistigte, das Gespenstische, das Heine, als ein nah Verwandter, so richtig herausfand, unheimlich sicher gestaltet. Aber er hat der Vorsehung ein neues, ein ganz und gar unbiblisches Werkzeug geliehen und, weil er den grellsten Kontrast brauchte, der Gespensterwelt die frechste, skrupelloseste Genußsucht gegenübergestellt. Seine Judith ist nicht die patriotische Witwe des apokryphen Buches, nicht die listige Schlächterin, die singend und tanzend das eigene Vollbringen laut rühmt. Sie ist eine Jungfrau, die den Mann noch nicht empfunden hat; zwar ward sie jung dem Manasses vermählt, aber ein warnendes Zeichen scheuchte in der Brautnacht den lüsternen Freier von ihrem Lager: sie sollte unbefleckt bleiben, denn sie war zu Großem bestimmt; und Großes vermag nur die reine Magd. So war sie, sich selbst ein banges Geheimniß, durch ein müssiges Dasein geschritten, unberührt und doch von heißen Wünschen durchwühlt, und hatte in frommen Werken Frieden gesucht. Da, plötzlich, dringt ein heller Strahl in ihr verwirrtes Gefühl: wenn sie zur Retterin ihres Volkes erwählt, wenn sie bestimmt wäre, in dunkler Nothnacht Israels Stern herrlich leuchten zu lassen? Dann wäre das Räthsel ihres Lebens gelöst, der Fluch der Unfruchtbarkeit von ihrem Schoße genommen. Aus der Tiefe ihrer lechzenden Frauensehnsucht war das Stöhnen emporgestiegen: „Ein Weib ist ein Nichts; nur durch den Mann kann sie Etwas werden; sie kann Mutter durch ihn werden. Das Kind, das sie gebiert, ist der einzige Dank, den sie der Natur für ihr Dasein darbringen kann. Unselig sind die Unfruchtbaren, doppelt unselig bin ich, die ich nicht Jungfrau bin und auch nicht Weib!“ Vor solcher Beängstigung hatte sie sich in den Glauben, in irres Beten zu einem unverstandenen Gott, gerettet. Wenn sie ihn jetzt verstünde, ihn und seine lange verhüllte Absicht? Noch spielt sie nur mit dem Gedanken, vor dessen steiler Höhe das Bewußtsein der Frauenschwäche ein Schwindel befällt. Das Weib, das der Mann nicht erkannt, das im Manne nicht das Thier gefühlt und nie gesehen hat, wie Männer in wollüstiger Furcht zittern können, blickt in ehrfürchtiger Scheu an dem Herrn und Gebieter hinauf: ihm gebührt das Vorrecht, von ihm fordert das Weib den Muth und die Kraft eines Helden, ihm kann es Feigheit niemals verzeihen. Wenn Männer in der Gefahr ver-

zagen, dann erst hat ein Weib das Recht auf eine große That erlangt und dann erst hat die zum geheimnißvollen Werk Erweckte zu zeigen, daß die große That eines Weibes möglich ist. Der Weg zu dieser That führt durch die Sünde; Judith weiß es und hat drei Tage lang, in schlechten Kleidern und ohne Nahrung, von ihrem Gott eine Antwort auf die Frage erbettelt, ob sie sündig werden und den jungen Leib preisgeben darf, um den verhaßten Feind ihres Volkes überwinden zu können. Endlich hat der Unfaßbare ihr gesprochen: er verlangt das Opfer, vor ihm ist das Unreine rein, er hat der jungfräulichen Witwe die Mutterfreuden versagt, damit sie frei von irdischen Gefühlsfesseln sei, ein leeres, fleckenloses Gefäß, in dem die fromme Begeisterung sich sammeln, aus dem sie, dem dürstenden Volk eine Labung, zur bestimmten Stunde hervorsprudeln kann; Adonai, dessen Wille das Opfer wirkt, wird die sündige Heldin vom Sünderfluch lösen. Daß in die Sehnsucht nach der That auch die Sehnsucht nach dem Manne sich mischt, nach dem Einen, dem starken Befruchter, mag die Männin sich nicht offen bekennen; zwar hat das Gerücht, das die Feldherrngröße des mächtigen Mannes ins Mythische reckte, und nicht ein frommes Patriotengefühl sie zum Wollen und Wollenmüssen geweckt, zwar erbebt sie bei dem Gedanken, da zur Bewunderung gezwungen zu werden, wo sie gern hassen möchte, einerlei: sie wählt aus der Verworrenheit des Empfindens den stützenden Glauben, daß sie als Tochter Israels, nicht als Weib, die gefährliche Straße ins Lager des Holofernes zieht. Der Mann, dem sie den Ruhm der That gönnen wollte, war ein kraftloser Wicht; sind in Bethulien alle Männer wie er, wohlan: so mag Weibesmuth die herrische Schwachheit beschämen. So tritt Judith, im Hochzeitgewand, im sieghaften Glanz der zum Genuß noch nicht erschlossenen Schönheit (die den Genuß doch schon hoffen lernte), unter das nach Speise und Trank jammernde Volk; so schreitet die Frau, die Widernatürliches will, aus dem engen Gemach in die widernatürliche Welt.

In eine dumpfe, luftlose, unfrohe Gespensterwelt, wo Schatten und Schemen herrschen und jede natürliche Regung als Todsünde gilt. Friedrich Vischer hat einmal gesagt, dem jungen Hebbel fehle der Sinn für die Sitten, „die von der Natur und Gewohnheit gebildete, daher immer naive Norm, worin sich die Zeiten, die Völker, die Stände bewegen“. Das Urtheil ist richtig: Hebbels Tischlermeister trinkt Thee, seine Griechen sind im Hellenensinn

Barbaren, sein Hunnenkönig ist ein galanter, mit dichten Kulturkämmen frisirter Herr und sein Holofernes hat Hegel gelesen und Schopenhauer geahnt. Aber in Israel gab es keine „naive Norm“; hier war Alles künstlich aus einem krankhaften Spiritualismus ersonnen und hier gelang dem Dichter ein unvergängliches Bild. Nie, auch von Heine im Rabbi nicht, ist die Hauptlinie des altjüdischen Geistes so stark und so sicher gezeichnet worden; nicht die Sitten sehen wir freilich, nicht die gleichgiltigen Alltagsgewohnheiten der Bethulier, aber wir fühlen die zwingenden Vorstellungen, die auf Hirnen und Herzen lasten und unter einer dicken Staubschicht den Willen lähmen. Größenwahn und Verzagtheit, blindes Vertrauen auf den einen, einzigen Universalgott und ein ewiges Hadern mit diesem Einzigen, die Gewißheit des Zieles und eine ununterbrochene, talmudisch spitzfindige Diskussion über den zum Ziel führenden Weg, Werkheiligkeit und innere Oede: so sieht es in dieser welkenden Judenheit aus. Dem Volk, das sich für die auserwählte, auf Schritt und Tritt von himmlischer Hilfe geleitete Schaar hält, ist der Wille morsch und müde geworden; es kann von den Abgründen spekulirenden Denkens noch dürre Halme pflücken, aber zum Handeln fehlt ihm die Kraft. Sein Prophet ist der Rasende, der gegen den eigenen Bruder die Menge hetzt, seine Heldin das Weib, das den Brudermörder schützen und mit einem widernatürlichen Werk beim höchsten Richter sich in Gunst betten will. Wo in dieser kahlen Wüste sich noch ein Wille regt, da irrt er in der Richtung, da wähnt er, in Daniel wie in Judith, Gott wohlgefällig zu sein, wenn er gegen die Natur sich vergeht. Auf solchem Boden, Das fühlt die Frau, wachsen keine Männer; aus der schlotternden Schaar, die für die Vernichtung durch wilde Horden längst schon reif scheint, wird Keiner dem Holofernes gefährlich werden. Deshalb wird der Herr, der dem Stummen die Sprache wiedergab, der jungfräulichen Witwe den Ruhm heldischer That nicht versagen. In dem reinsten Gefäß braut er dem Volk den Heiltrank. Das von der Ehrfurcht vor den Männern des eigenen Volkes befreite Weib schreitet, jetzt mit stolz erhobenem Haupt, von der Stätte des Jammers hinaus in die Heidenheit.

Da weht eine andere Luft. Die Jüdin kommt von einem Volk, dem der Gott auch der König ist, und findet ein Volk, dessen König sich selbstherrisch zum Gott erhöhte; aus einer Welt, die sich von Gott geboren glaubt, tritt sie in eine Menschheit, die den Gott aus

sich selbst erst gebären will. Hier huschen nicht schreckend Gespenster umher, kein Gewissensbedenken bleicht das frische Roth der Entschließung, keine Schranke trennt die Bezirke des Guten und Bösen; hier herrscht nur der Wille, der zügellos freche Wille zur Macht und zum Genuß, und wenn ein Gott waltet, kann es nur Zarathustra sein, der also spricht: „Leben ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Einverleibung, und mindestens, mildestens Ausbeutung.“ Die Frau fröstelt unter dem kalten Wind; ihr ist zu Sinn wie einem Frommen, der zwischen lachende Ketzer verschlagen wird: ihr Glaube gilt nicht in diesem Bereich, ihre stolze Sicherheit zerschellt an dem starren Felsen des skrupellosesten Selbstvertrauens und der Wahn, dem Weibe könne das Wunder gelingen, zerflattert rasch hier, wo das Weib nur die reizende Beute des Siegers und die wärmende Wonne des harten Feldbettes ist. Alle alten Begriffe, die dem Kind schon eingeprägt wurden, gerathen ins Wanken; der Urstand der Natur scheint wiedergekehrt, die Zeit vor dem Paradiesesfluch, die Sünde nicht kannte. Und mitten in dieser fremden, furchtbaren Welt steht der Entsetzliche, der Götter macht, Götter stürzt, von Göttern wie von selbst geschaffenen Kreaturen spricht und Götter auspeitschen läßt, wenn sie nicht leisten, was er verlangt; steht der Mann, den Judith in ihrem geweckten und nicht gestillten Frauengefühl so lange geträumt hat: „mit dem Antlitz, das ganz Auge ist, gebietendes Auge, und mit dem Fuß, vor dem die Erde, die er tritt, zurückzubeben scheint“. Sie möchte anbeten: und will doch hassen, sie möchte den eigenen Willen brechen und nur Werkzeug der Gattung sein: und ist doch zum Werkzeug der göttlichen Rache erwählt; ihre Selbstherausforderung wird grausam bestraft: sie findet „den ersten und letzten Mann der Erde“ und muß mit ihm die im Geschlechtstrieb tötlich getroffene Weibkraft messen. Doch sie rafft sich gewaltsam auf; es gab eine Zeit, wo der Gewaltige nicht war, darum kann eine kommen, wo er nicht mehr sein wird, — und darum kann Judith lächeln, als der trotzige Heide sie fragt, was Sünde ist. Und nun beginnt ein Zweikampf auf Leben und Tod. Holofernes will aus dem Herzen des Weibes den Gott vertreiben und sich selbst an seine Stelle setzen, Judith will ihrem Gott den Sieg über die wilde Naturkraft sichern. In stiller, sternloser Nacht, während ringsum in den Zelten friedlich Alles schläft, wird der Kampf ausgefochten. Wie wird er enden?

Keinen frohen Sieger giebt es in diesem Kampf und keinen völlig Besiegten. Der Held wird gemordet; und sein Leben, das er lassen mußte, ehe das in die Wolken strebende Wollen That werden konnte, bliebe uns nur als großmäuliges Prahlhansenthum im Gedächtniß, wenn es nicht in der letzten Stunde noch, im wüsten Rausch, den die Brunst würzt, das vermessene Heldenweib sich unterworfen hätte. Der Heide siegt über den Judengott, während ihn selbst die Rache des beleidigten Weibes tückisch im sicheren Schlummer trifft: so endet der Kampf, ohne frohen Sieg, ohne völlige Ueberwindung. Als Holofernes die Zitternde, die in lallender Angst Schonung erflehte, auf sein Lager zerrte und mit seiner geilen Gier auch ihr rascher strömendes Blut erhitzte, als er mit rohem Griff das Gewand, das zur traurigen Hochzeit bestimmte, herunterriß und mit wilden Küssen sich über die süße Beute stürzte, da versagten die Sinne dem Weibe den Dienst und standen, wie trunken gemachte Sklaven, die ihren Herrn nicht mehr kennen, gegen den wankenden Willen auf. Vergessen war Israel, war Adonai, vergessen das Werk der nationalen Befreiung: die Heldin war übermannt, in den Armen des Mannes jauchzte, begehrt und begehrend, das der Gattung erweckte Weib. Draußen erst, als sie den Dunstkreis des Schlafgemaches verlassen hat, kehrt der Ueberwältigten das Bewußtsein zurück. Was war sie denn diesem Manne gewesen? Ein Bissen, den man eilig hinunterschlingt, vor dem Schlaf, zur Sättigung sehnender Triebe, ein Tropfen in sandiger Wüste, den der Verschmachtende schlürft, ohne lange zu fragen, ob er rein oder unrein ist; dem Heiden hatten vor Bethulien schmucke Weiber gefehlt: er nahm die erste Frau, die er fand, freute sich ihrer Schönheit und warf die ausgekelterte Traube verächtlich bei Seite. Der Kriegerin des höchsten Gottes wäre die Kraft zum tötlichen Vollbringen erlahmt: Judith hätte den Mann verschont, wenn er das Weib in ihr geachtet hätte; jetzt kann sie ihn töten, denn das Lächeln des ruhig Schlafenden mahnt sie an ihre Schmach. Aber sie tötet nicht den Feind ihres Volkes, sondern den Mann, der zuerst ihren Geist und dann ihren Körper bezwang, den aufgesparten Schatz ihrer Keuschheit lachend erraffte und jeden Gedanken an die hohe, die himmlische Sendung mit dem Hauch seines Mundes spurlos verwehte; sie tötet ihn, weil er erwachen, weil seine nach dem Schlaf wieder hungrige Gier sie noch einmal packen und pressen könnte und weil sie sich schwach fühlt und ohne Widerstand vor

seinem sengenden Kuß. Wohl versucht sie, durch neue Selbstherausforderung sich in ein Heldenbewußtsein hineinzulügen, aber der tönende Ruf trägt nicht weit und das nüchterne Wort des Menschenverstandes reißt die Träumerin in die Erkenntniß zurück. Mirza, ihr Mädchen, hatte schon vorher gestöhnt, ein Weib solle Männer gebären, nicht Männer töten, und, mit dem sicheren Blick der beschränkten Einfalt, erkannt, daß hier das Weib, nicht die Jüdin, die Rächerarbeit vollbrachte. Mirza mahnt die Herrin nun auch an ihr Frauenschicksal: „Holofernes hat Dich umarmt. Wenn Du ihm einen Sohn gebärst: was willst Du ihm antworten, wenn er Dich nach seinem Vater fragt?“ Dieses Wort stürzt die Trunkene aus ihrer Heldenhöhe herab, wie Daniel, dem Propheten, die Erinnerung an die natürliche Pflicht wieder die Zunge lähmte; dieses Wort verkündet schrill den Sieg des erschlagenen Heiden. Die Stunde, der sonst unter Wehen selbst die Frauenhoffnung entgegenlacht, muß Judith nun in Todesängsten erwarten; sie muß bebend in ihren Schoß horchen, ob sich drinnen nicht neues, ungeduldiges Leben regt, und wird ihr verdoppeltes und gereinigtes Selbst, wenn es sie einst mit dem Kinderschrei grüßt, nicht glückselig anlachen können. Sie wollte sich von der Ehrfurcht vor dem Manne befreien und hat vor dem Mann das Fürchten gelernt; sie wollte den auf ihr lastenden Bann der Unfruchtbarkeit lösen und muß nun beten, ihr befleckter Leib möge unfruchtbar sein. Die Vorsehung hat erreicht, was ihr Eingreifen in das irdische Getriebe bezweckte, aber sie hat im Vollbringen zugleich ihr Werkzeug zermalmt: sie ließ der Jungfrau Großes gelingen, aber sie nahm, im Augenblick des Gelingens, dem erkannten Weib mit des Magdthumes sturmlosem Frieden auch die Wunder wirkende Kraft.

Einen Kampf gegen Gespenster kann man Hebbels ganze Dichtung, wie die Ibsens, seines Erfüllers, nennen: den Versuch, sich von dem Gespensterglauben einer sterbenden Zeit zu lösen. Jede ernste Dichtung will sich mit den wahrnehmbaren und den verborgenen Erscheinungen des Weltwesens künstlerisch auseinandersetzen. Diese Auseinandersetzung wird erschwert, wenn sie in eine Epoche fällt, der die Weltanschauung wieder einmal streitig geworden ist. Dann zerbeizt dialektischer Spürsinn leicht das Kunstwerk und die naive Schönheit der Dichtung wird von einem unruhigen Hang zum Raisonniren durchlöchert. Deshalb sind Hebbels Menschen so bewußt, so gar nicht naiv; sie grübeln über sich selbst und zer-

wühlen ihr Innerstes, weil der Dichter zu sehr Künstler war, um, wie Dumas, sich einen raisonnirenden Sachwalter zu bestellen. Und deshalb kann Hebbel nicht leicht den lärmenden Sieg des Bühnendichters erstreiten; denn er steht nicht mit beiden Füßen in einer alten, bewährten, den Hörern vertrauten Weltanschauung, sondern im trüben Zwielicht eines kaum erst dämmernden Tages. Wie seinen Holofernes und seine Judith der frühe Schein des Christenthumes mit seltsam fremder Majestät umleuchtet und ihren herausgeforderten Willen vermorscht, so trifft auch den Dichter der Strahl einer neuen Sonne und läßt ihn unsicher blinzeln. Wie Schelling, wie Hegel, steht auch er zwischen den Gegensätzen, die Heine die nazarenische und die hellenische Weltbetrachtung nannte, zwischen dem von Gewissensbedenken beherrschten Spiritualismus, der sich die Welt teleologisch erklären möchte, und der von Bedenken freien Entwickelung-Ethik, die aus dem Daseinskampf nur rückwärts schaut, um die kausalen Zusammenhänge des Werdens klar zu erkennen. Und wie Hamlet, im Konflikt des Willens mit dem Gewissen, sehnsüchtig nach einer That, der brutalsten, lechzt, schien auch dem Manne, dem der alte, vermeintliche Dualismus von Natur und Geist noch den Blick blendete, nur die Gewaltthat zur Lösung des bangen Zwiespaltes geeignet: er wollte zeigen, daß die Natur, die Stärke, stets siegt und daß die Frau sich an Männerwerk nicht heranwagen darf, wenn sie nicht, wie die Judith in Nestroys lustiger Travestie, ein zum Gebären untüchtiger verkleideter Knabe ist. Er fand, draußen und in der eigenen Brust, verwirrte Gefühle und suchte feste Punkte, die den unsicher Tastenden Wegweiser werden könnten. Solcher feste Punkt schien ihm gefunden, wenn der Herrschaftstreit unter den Geschlechtern entschieden würde. Von dem Recht der Leidenschaft hielt er nicht viel, geniale Weiber waren ihm ein Gräuel, er mochte von Lelia, Wally und Rosalie nichts wissen und klammerte sich an Hegels Patriarchalsittlichkeit: deshalb schuf er Judith und Brünnhilde und wähnte, zwischen Mann und Weib sei für immer „der letzte Kampf ums Vorrecht nun ausgekämpft.“ Aber die Frauen haben zu fragen nicht aufgehört; sie wollen sich nicht länger mehr in den engsten Pflichtenkreis bannen lassen. Horcht: die Blumenzwiebel zersprengt ihr Glas. Für Hebbel war die That eines Weibes, „dies Wollen und Nicht-Können,“ der ärgste Kontrast und ein Frevel an der gesunden Natur und der Wahrheit der Menschenwelt; des-

halb verschließen die Weiber sich wüthend dem Reiz seiner Dichtung. Vielleicht hätte der hamletisch empfindsame Riese den Kampf ums Männervorrecht geschickter geführt, wenn er von Nietzsche noch zu lernen vermocht hätte, daß die Wahrheit wohl ein Weib sein mag, daß aber schauerlicher Ernst und linkische Zudringlichkeit untaugliche Mittel sind, um ein Frauenzimmer für sich einzunehmen.

Seit diese Deutung eines dunklen Gedichtes versucht ward, sind fast drei Lustren hingegangen. Auf der Bühne der Reichshauptstadt hat Hebbels Werk auch in dieser Zeit noch nicht gelebt; schien es (mit dem Baron Berger, hamburgische Ehrbarkeit in Schaaren herbeizulocken verstand) nur in Stunden lichtloser Trübsal, wenn die der Sinne frohere Menschlichkeit die Bretter floh, spuken zu können. An Dingelstedt, der in Maxens München Theaterintendant war, schrieb Hebbel einst über sein (im Berlin Seydelmanns und der Crelinger vom Rügestift zerstücktes, vom Königlich Preußischen Drillmeister mißverstandenes) Werk: „Ein mit solcher naiven Unbekümmertheit um alle und jede Theater der Welt im Furor gelaichtes Stück kann sich nur durch die treuste Theilnahme und die sorgfältigste Pflege vor den Lampen behaupten.“ Die hat es (deutscher Theaterkultur gewiß nicht zum Ruhm) erst im siebenzigsten Lebensjahr nun gefunden. Herr Max Reinhardt hat sich mit allen Kräften seines baulustigen und farbensüchtigen Hirnes der lange verkannten Bethulierin angenommen und ihr im Deutschen Theater einen Sieg erstritten, dessen Getös das Lenzkonzert der muntersten Meisen und Drosseln überdauern und den zaudernden Nachtrab der Spielplaner heranwinken wird. Hat er, wie in Titania, Porzia, Viola, ins brünstig spröde Käthchen und in die herbstlich leuchtende Seele der Frau Alving, auch in diese Jüdin sich so verliebt, daß ihm die stärkste Schöpferleistung gelingen konnte? Zwei Welten waren hier dem Schauer zu öffnen. Die Welt der Vorstellung wirkt mit der grassen Wucht des unter Albdruck Erträumten, das den Sinnen leibhaftig wird. Dieses Bethulien ist die ausgedörrte, luftlose, lustlose Gespensterstadt, die Hebbel sah. Zwischen braun gefurchter Erde und grauem Mauerwerk schleicht und stöhnt, lechzt und ächzt, winselt und kreischt des Buchvolkes Gewimmel. Der Ton ist mit der Sicherheit des Meisters getroffen und jede Krüppelgestalt athmet im eigenen Licht. (Das Beste: Herr Schildkraut als der Stumme, dem fromme Wuth für Minuten die Zunge löst; eine

stämmige, in Speck und Dreck majestätische Riberagestalt, die Karl Seydelmann, der laut gelobte erste Darsteller der Rolle, wohl aus empört staunendem Auge sähe; und Frau Kupffer als ein rasendes Mutterthier, das sein Junges verschmachten sieht, mit der Kralle die leeren Zitzen peitscht und mit gellendem Geheul den Fels der Himmelsfeste sprengen möchte, auf daß dem Saugmündchen ein Rinnsal draus träufe. Unzulänglich nur Samuel, den Herr Reinhardt spielen, und dessen Enkel, der ein pfiffiger, in die Welt der Wirklichkeit passender Judenknabe sein müßte.) Diesen Fries könnte ein semitischer Schüler Michelagniolos geformt haben. Die Welt des Willens (zum Leben, zur Macht) kam nicht zu so kräftigem Ausdruck. Beide Welten mußten schon durch ihre Tempi, wie zwei Sätze einer Symphonie, sich von einander scheiden. Dem Lager des Holofernes fehlte die pralle, dröhnende Heidensonne (der Ehrgeiz, auch den Regenwurmgräbern der Assyriologie zu gefallen, hatte ein dickes Tuch vor das Himmelslicht gespannt) und der hastige Rhythmus, von dem der Schneckengang, das Gekröch und Geschlepp israelitischen Lebens sich zu klärender Wirkung abheben würde. Wozu Ceremonialstellungen und Gesten, die auf Wand- und Vasenbildern überliefert worden (und vielleicht nur erfahrunglos stümpernder, doch kindhaft genialischer Bilderbogenkunst zuzuschreiben) sind, da der Wirbel des Geschehens doch nicht erlaubt, die Spieler lange in diesen hieratischen Stil des uns ältesten Orients zu pferchen? Hier ist ein Rückfall in den meiningischen Brauch, von Historie oder Sage den Horizont und den Rahmen eines Gedichtes bestimmen zu lassen; eines Mißbrauches, den gerade Herr Reinhardt, mit der bonapartischen Tollkühnheit eines wider alle Tradition Emporgekommenen, gebrochen hat. „Daß Assyrer und Hebräer durch ihre Tracht auf eine leicht in die Augen fallende Weise unterschieden werden müssen, versteht sich von selbst; im Uebrigen halte ich dafür, daß zu große Treue und Aengstlichkeit in solchen Dingen die Illusion eher stört als befördert, indem die Aufmerksamkeit dadurch auf fremdartige Gegenstände geleitet und von der Hauptsache abgezogen wird. Die Poesie hat der Geschichte gegenüber eine andere Aufgabe als die der Gräberverzierung und der Transfiguration; sie soll ihre Kraft nicht an Kupferstiche und Vignetten vergeuden, sie soll das Zeitliche nicht ewig machen, das uns völlig Abgestorbene nicht durch das Medium der Form in ein gespenstisches Leben zurückgalvanisiren wollen." So sprach Hebbel

1840: und sein kluges Wort heischt noch heute Gehorsam. Holofernes (dem Matkowsky seine mächtige Männlichkeit, nur einen zu heiteren Wesenston gab) sollte Herr Wegener sein. Ein sicherer Spieler von stattlicher Leiblichkeit und Phantasiekraft, der noch aus Schillers Albaschemen eine unverlierbar feste Vasallengestalt zu schaffen vermochte und der ein Hagen von düsterer Herzensrüdheit sein könnte. Für den Holofernes fehlt ihm der gewaltige Dämon. Im Holofernes, sagt Hebbel, „reizte mich die Darstellung einer jener ungeheuerlichen Individualitäten, die, weil die Civilisation die Nabelschnur, wodurch sie mit der Natur zusammenhingen, noch nicht durchschnitten hatte, sich mit dem All fast noch als Eins fühlten und, aus einem dumpfen Polytheismus in die frevelhafte Ausschweifung des Monotheismus stürzend, jeden ihrer Gedanken ihrem Selbst als Zuwachs vindizirten und Alles, was sie ahnten, zu sein glaubten.“ Eines Bonaparte aus vorchristlicher Zeit. Herr Wegener verfratzt ihn ins pöbelhaft Feierliche. Halb Tatarenkhan, halb Aztekenhäuptling. Brüllt und schmatzt, wiehert und grunzt, säuft und lallt. Merkt nicht, daß der Prahlhans aus Genieland von der Qual geschüttelt wird, sich nicht auf die ersehnte Götterhöhe recken zu dürfen; daß er ein im Schaft der Seele Gebrochener, fast schon Verzweifelnder ist, der sich nur, wie die Bethulierin zu heldischem Thun, zu protziger Kraftprobe und schnalzender Heiterkeit „herausfordert“; und daß ihm dieses Weib, das er wie einen saftigen Bissen hinunterschlingen wollte, im Innersten, ehe es ihn köpft, zu ungeahntem Erlebniß wird. Im Ganzen: der löbliche und sehenswerthe Versuch eines tüchtigen, klug geleiteten Spielers, mit einer dem Wesen fernen Aufgabe sich redlich abzufinden, für die er fast jeden Ton und Gestus den Gedächtnißbildern des Gehörs und Gesichts entlehnen muß; wie eines unter nordischem Himmel erwachsenen Malers, der von kleiner Palette das Werk des an Farbe reichsten Venezianers nachpinseln müßte. Mehr Humor (von der schwefelfarbigen Sorte), mehr Muth zu schamloser Selbstverhöhnung, weniger Lümmelei: und die an Persönlichkeitbesitz arg verarmte deutsche Bühne hat keinen besseren Holofernes. Eine bessere Judith? Frau Durieux ist mit der Rolle, der schwersten, neben Mariamnen, im Hebbelreich, noch nicht fertig; noch in der Gefahr, in der „bloßen Exegese eines dunklen Menschencharakters“ zu ersticken. Daß sie nicht Heroin sein will, sein kann, ist des Dramas

Glück. Doch auf Wundervolles folgt plötzlich Unzureichendes, auf Eigenstes leichtsinnig Erborgtes. „Ich wollte in Bezug auf den zwischen den Geschlechtern anhängigen großen Prozeß den Unterschied zwischen dem echten, ursprünglichen Handeln und dem bloßen Sich-selbst-Herausfordern in einem Bilde zeichnen“, gestand Hebbel; und schrieb auf das Umschlagblatt seines Manuskriptes: „Sei!“ Diesem Beschwörerwort müßte Frau Durieux ihre ungemein hellhörigen Sinne weiter öffnen als den Reden Judiths. Die lügt oft; will im Wortrausch oft die Verwegenheit zu einem Thun finden, dessen sexualpsychische Triebkräfte ihre wache Halbjungfernscham gar zu gern unter die Bewußtseinsschwelle klemmen möchte. Die sucht den Mann, nicht den Feind ihres Volkes. Deren Weibheit jauchzt in lodernder Sehnsucht, während die Lippe stammelt: „Betet für mich wie für eine Sterbende!“ (Sie müßte deshalb im Strahlenglanz eines Festgewandes, nicht im Trauerkleid, durch das Nothgekribbel der Trübsäligen schreiten.) Die will, trotz der anerzogenen Grimasse männerscheuer Sittsamkeit, überwältigt sein, sich in tausendmal erträumten Wonnen dem Stärksten hinspreiten (und der Assyrer braucht sie drum nicht, wie ein Budenherkules, auf seinen Armen ins Bett zu tragen). Dennoch: Hier wird eine Judith. Frau Durieux hat den Wirbel und die Dialektik ihres Dichters; kann das Geschlechtsfieber und dessen schmerzhafte Lysis viel stärker darstellen, als sies, zwischen ungesichteten Klippen, heute noch thut; und wird sich schnell zu den zartesten Wurzelfasern ihrer Magdschaft zurücktasten, wenn der Mann, dessen toter Rumpf sie besiegt, aufhört, ein geiler Rüpel zu sein.

Hebbels Gedicht ist herrlich wie am ersten Tag. Wird es schon bis in seine Abgründe verstanden oder wirkt nur die Allgewalt der Vision? Mir war, als gelte der Passahjubel der schwarzen Gemeinde dem frommen Drama von Israels Pein und Israels Rettung. Doch im Mythenland dieser Dichtung herrscht keine Kirchenlehre. Von Einem, der, weil er so viele Götter machen sah, sich selbst zum Gott putzen zu können wähnte, will ein dürstender Schoß befruchtet sein, der sich sehnt, einen Gott zu gebären, und nicht einen Menschensamen bis zur Reife zu tragen vermag. Zwei suchten, Mann und Weib, in unerforschtem Gewölk den neuen Gott: und reckten sich ungestüm himmelan, bis die Wurzel sich aus dem Boden löste und von der Krone her die verdorrende Rinde barst.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

bei der **Rheinischen Bank** in Essen, Duisburg und Mülheim a. d. Ruhr;
bei der **Westfälisch-Lippischen Vereinsbank, Aktiengesellschaft** in Bielefeld, Detmold, Herford, Lemgo, Minden;
bei der **Württembergischen Landesbank** in Stuttgart
und bei den Bankhäusern:
Hermann Bartels in Hannover;
Philipp Elimeyer in Dresden;
E. Heimann in Breslau;
F. A. Neubauer in Magdeburg;
L. & E. Wertheimber in Frankfurt a. M.
ausbezahlt.

Köln, den 23. März 1910. **Die Direktion.**

Im Anschluss an unsere früheren Mitteilungen wegen **Umtausches der Aktien Lit. B à M. 450** unserer **Gesellschaft gegen Aktien Lit. A à M. 1000** machen wir hierdurch wiederholt bekannt, dass wir in der Lage sind, diesen Umtausch **vollständig kostenfrei** zu bewirken und zur eventl. Abrundung des Nominalbetrages überschiessende Beträge der Aktien Lit. B zu übernehmen resp. fehlende Beträge der Aktien Lit. B zum jeweiligen Tageskurse zu liefern. **Da die Aktien Lit. B börsenmässig nicht mehr lieferbar sind, ist dringend zu raten, von der z. Z. noch kostenlosen Umtauschmöglichkeit umgehend Gebrauch zu machen.**

Nationalbank für Deutschland.

Bilanz per 31. Dezember 1909.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Kasse	7 438 950	91	Aktien-Kapital	80 000 000	—
Sorten- und Coupons	3 582 034	78	Gesetzlicher Reserve-Fonds	11 220 000	—
Guthaben bei Banken und Bankiers	14 289 814	33	Reserve-Fonds II	2 009 000	—
Wechsel	65 605 454	30	Talon-Steuer Rückstellungs-Konto	120 000	—
Reports und Lombards	109 516 191	—	Beamten-Pensions- und Unterstützungs-Fonds	1 208 259	70
Eigene Wertpapiere	21 536 917	20	Unerhobene Dividenden	9 372	50
Konsortial-Beteiligungen	31 666 992	85	Akzepte und Schecks	46 286 962	19
Debitoren in laufender Rechnung gedeckte . M. 119 283 400,28 ungedeckt „ 21 830 000,—	141 113 400	28	ausserdem Bürgschaften M. 12 104 447,17		
ausserdem Bürgschafts-debitoren M. 12 104 447,17			Kreditoren in laufender Rechnung	211 915 615	61
			Depositen-Gelder	39 707 848	06
			Gewinn	7 787 202	59
Bankgebäude Behrenstrasse 68 69	5 500 000	—			
	400 249 755	65		400 249 755	65

Debet. Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1909. Kredit.

Debet	M.	pf	Kredit	M.	pf
Verwaltungskosten einschl. Porti, Depeschen und Stempel	2 797 135	57	Gewinn Vortrag von 1908	282 856	32
Steuern	531 574	75	Gewinn aus Wechsel-Konto	2 069 881	06
Abschreibung auf Mobilien	197 826	16	„ Zinsen-Konto	4 004 195	59
„ Bankgebd. Behrenstrasse 68/69	100 000	—	„ Provisions-Konto	3 610 108	20
Rückstellung auf Talon-Steuer	120 000	—	„ Effekten- und Konsortial-Konto	1 522 967	77
Gewinn-Saldo	7 787 202	59	„ Sorten und Coupons-Konto	63 780	11
	11 533 739	07		11 533 739	07

Berlin, den 31. Dezember 1909.

Direktion der Nationalbank für Deutschland.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. April 1910.

Tetrachord.

Italienische Pillen.

Wer sich nicht dem Deutschen Reich zugehörig fühlt, hatte in der Karwoche und unter dem Ostermond Grund zu heiterer Herzensstimmung. Des fünften Reichskanzlers Reise nach Italien wird nicht nur im Gedächtniß der Diplomaten fortleben; wird in der Romanenzone auch den Chansonniers reichlichen Stoff liefern. Täppische Freunde des Herrn von Bethmann erzählen jetzt, der Kanzler habe, als er vom Nahen der römischen Ministerkrisis hörte, Victor Emanuel gefragt, ob er seinen Besuch nicht verschieben solle, aber die Antwort erhalten: Nein; er werde in Rom ja alle Männer finden, die Minister waren, Minister werden können. Merken die eifernden Theobaldiner nicht, daß solche Antwort nur von dem Wunsch diktirt sein konnte, dem Besuch den Rest politischer Bedeutung zu nehmen? Mit einer Gesellschaft, die, nach dem Rücktritt des Vorstandes, keinen Kopf hat, ist ernsthafte Verhandlung unmöglich; und ein Geschäftsmann, den die Arbeit umdrängt, läßt sich nicht auf eine siebenzigstündige Eisenbahnfahrt ein, deren Zweck nur sein kann, mit allerlei netten Leuten zu plaudern, die vielleicht in die Direktion berufen werden. Als Herr von Bethmann aus Rom abgereist war, kam die neue Ministerliste ans Licht. Präsident: der neunundsechzigjährige Herr Luigi Luzzatti. Israelit (wie sein Vorgänger Sonnino); Staatsrechtslehrer, Finanz- und Sozialpolitiker; Stifter des franko-italischen Handelsfriedens. Ein

gescheiter Mann, der früh eingesehen hat, daß Italiens Wirthschaft auf Frankreich angewiesen ist, und dem die Landsleute den Haupttheil des Dankes dafür schulden, daß eine nüchterne Geschäftspolitik ihnen die Möglichkeit gab, Geld einzuheimsen und ihre Staatsrente aus der Fremde zurückzukaufen. Frankreichs zuverlässigster Freund im Reich der Savoyer; un ami dévoué de notre pays nennt ihn Herr Tardieu in seinem Buch über die Konferenz von Algesiras. Als vor vier Jahren einzelne römische Politiker leise an die Pflicht zu mahnen wagten, die der Dreibund dem Königreich vorschreibe, wars Herr Luzzatti, der die Mahnung mit dem Satz abwehrte: Mittelmeerfragen fallen nicht in den Bereich des Dreibundvertrages; der also auch im Marokkostreit unser Handeln nicht bindet. Als den Franzosen Zweifel über die Sicherheit ihrer Majorität in der Verwaltung der Marokkanischen Bank aufstiegen, beruhigte sie, am dreizehnten März 1906, der Schatzminister Luzzatti. Ich (so ungefähr sprach er) „verbürge mich dafür, daß Ihr die italienischen, belgischen, amerikanischen Stimmen für Euch haben werdet." Die pfiffige Betriebsamkeit, die er in Frankreichs Dienst stellte, trug ihm von dem Botschafter Barrère die zärtlichsten Lobsprüche, von dem Herrn André Tardieu, premier secrétaire d'ambassade honoraire, den Ehrentitel eines „entschlossenen Franzosenfreundes" ein. Jetzt: Ministerpräsident. Die Leitung der internationalen Politik hat er dem Marchese di San Giuliano anvertraut, der schon einmal, unter Fortis, auf dem höchsten Sitz der Consulta thronte. Damals (im Januar 1906) hat er verfügt, daß, statt des den Franzosen verdächtigen Botschafters Silvestrelli (den sein Schwager Tittoni nach Algesiras schicken wollte), Marchese Visconti-Venosta am Konferenztisch Italien vertrete. Der holte sich die Ordre aus Paris und war an der spanischen Küste dann der emsigste Förderer unserer Feinde. Als ein deutsches offiziöses Blatt den Italienern das Mandat zur Ausübung der Polizeigewalt in marokkanischen Hafenstädten anbot, rief San Giuliano vor Barrères Ohr: „Wieder ein Kniff dieser Deutschen!" Und der Marchese ist nicht nur der eifrigste Empfehler italischer Intimität mit England und Frankreich: er hat offen auch, mehr als einmal, gesagt, daß er Italien nicht für gesättigt halte, hat sich für Albanien ungemein interessirt und steht vornan unter Denen, die für Italien das Recht zur Umfassung der ganzen Adria fordern, Oesterreich also an der empfindlichsten Flanke bedrohen.

Denkt, wie Karl Albert von Sardinien: Dio pose l'Italia in grado di far da sè! Nur hofft San Giuliano mehr noch als auf den Herrgott auf Eduard und dessen gallische Legaten. Jetzt: Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Nie hat Italien ein so frankophiles, so weit nach Westen neigendes Ministerium gehabt. Der Unaufrichtigkeit darf man die Römer nicht mehr zeihen. Sie sind höflich, wie alle Romanen, und haben uns oft noch üppigere Sträuße künstlicher Blumen als Anderen gespendet; längst aber ihres Herzens Wollen nicht mehr geborgen. Auch nach dem Besuch des deutschen Kanzlers nicht. Die Berufung der bekanntesten Französling, der Organisatoren unserer Niederlage in Algesiras war die erste Antwort auf den neusten Beweis deutscher Anbiederungslust. Die zweite ein Depeschenragout, das den Feinschmeckern der Diplomatie die Zunge labte. Herr von Bethmann hielt für nöthig, in Worten überschwingender Lust Herrn Luzzatti zur Berufung zu gratuliren; und bekam die Antwort: „Eurer Excellenz danke ich für den Ausdruck Ihrer Sympathie. Auch ich bewahre eine sehr herzliche Erinnerung an die Gespräche, die ich, zu meiner Freude, mit Ihnen hatte und in denen Sie mir so hohe, eines bedeutenden Staatsmannes wahrhaft würdige Gedanken aussprachen." Eine sehr gute Censur. Auch Herr Pichon hatte gratulirt; vom Wohl Italiens und von der innigen Freundschaft gesprochen, die ihn dem Signor Luigi verbinde. Antwort: „Die herzlichen und aufrichtigen Wünsche, die Ihre unwandelbare Güte mir schickt, können das Band der freundschaftlichen Zuneigung, die ich von ganzem Herzen für Sie empfinde, nur noch fester knüpfen. Ich drücke Ihre Hand. Luzzatti." So schreibt, nach Hollwegs Besuch und Glückwunschdepesche, der Ministerpräsident des Königs Victor Emanuel an den Vertreter der Französischen Republik, gegen die Italien dem Deutschen Reich verbündet ist. Der Unaufrichtigkeit dürfen wir die Römer nicht mehr beschuldigen. Die Depeschen wurden an Bismarcks Geburtstag veröffentlicht. Wer sich nicht dem Deutschen Reich zugehörig fühlt, hatte unter der Ostermondsichel Grund zu heiterer Herzensstimmung.

Vor sechs Monaten habe ich hier anzudeuten versucht, wie der Kanzler, ruhig und artig, in Rom sprechen müsse. „Italien hat die selben Interessen und Ziele wie Britanien, Frankreich, Rußland. Diese Interessen und Ziele sind, zu unserem aufrichtigen Bedauern, nicht überall und immer mit unseren identisch. Italien wünscht für

sich und seine Konsorten auf dem Balkan Raum und wünscht heißer noch die Minderung österreichischer Macht. Dazu können wir nicht beitragen. Sind weder in der Lage, Ihnen Wesentliches geben, noch, von Ihnen Beträchtliches erlangen zu können. Das Bündniß, das in der Zeit Robilants und Crispis einer Interessengemeinschaft zu entsprechen schien, ist kernlos geworden. Ihnen wie uns eine Fessel. Ihnen nöthigt es manchmal wenigstens noch rednerische Rücksicht auf, die dann das Mißtrauen Ihrer neuen Geschäftstheilhaber weckt. Uns bringt es in eine unbequeme Lage, die das deutsche Volk mit seiner Würde nicht mehr recht vereinbar findet. Vielleicht wäre es beiden Parteien nützlicher gewesen, wenn man bei uns die Konzessionen, die Sie erbaten, nicht bewilligt hätte. Glissons ... Jedenfalls wäre an irgendeine Aenderung des Vertragstextes, auch die winzigste, fortan nicht mehr zu denken. Aber empfiehlt es sich nicht überhaupt, den Vertrag ablaufen zu lassen und schon jetzt gemeinsam zu erklären, daß die Regirungen beider Länder auf das alte Instrument, das in dreißigjährigem Dienst abgenutzt worden ist, keinen Werth mehr legen? Aus dem verständlichsten Grunde: weil es für das Bedürfniß unserer Tage nicht mehr taugt. Sie könnten fragen, ob mans nicht trotzdem im Kasten behalten solle; auch eines obsoleten Vertrages Fortdauer stifte doch keinen Schaden. Nehmen Sie den Widerspruch eines dem internationalen Geschäft noch fast Fremden nicht für dilettantische Anmaßung! Meine Landsleute und ihr gekrönter Vertrauensmann haben ihren Kopf für sich. Sie nehmen alle Dinge, die das Leben der Nation streifen, pedantisch ernst und können sich nicht entschließen, in Verträgen, für die im Nothfall Mark und Blut, Gut und Ehre des Volkes zu haften hat, Guirlanden zu sehen, die man, auch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine Weile hängen läßt, weil das dürre Blattwerk immer noch besser aussieht als die kahle Mauer. Au demeurant les meilleurs fils du monde. Doch in diesem Punkt verstehen sie keinen Spaß. Meinen, daß offiziell Verbündete nicht gegen einander kämpfen noch heimlich wühlen und zetteln dürfen. Und fühlen sich in ihrer Selbstachtung herabgesetzt, wenn man ihnen die Gier zutraut, mit einem Bündniß zu paradiren, dessen Unwerth doch jeder Sachverständige kennt. ‚Seht Ihr: neben mir steht auch Einer!‘ So mag der Schwache sprechen; und sich stellen, als sei er des Nebenmannes für jede Fährniß sicher. Das Deutsche Reich ist nicht schwach. Ist stark genug, um

bei jedem Wetter und, wenns nicht anders geht, ganz allein gegen die mächtigste Koalition kämpfen zu können. Und braucht deshalb nicht papierne Herrlichkeit vorzutäuschen. Italien hofft, in einer anderen Gruppe seinen Vortheil besser zu wahren. Solcher Hoffnung den Weg auch nur eine Stunde zu sperren, wäre ein Staatsverbrechen. Ein neuer Kahn lockt Sie zu neuen Ufern. Glückliche Fahrt! Ich sehe keinen Anlaß zur Trübung unserer diplomatischen Freundschaft. Höchste Zeit aber scheints mir zur Lösung eines Bundes, der die Enkel der Römer und die Menschen vom Stamm Luthers, Goethes, Bismarcks als unwahrhaftige Schwächlinge kompromittirt. Wenn Sie, wie ich hoffe, meiner Ansicht sind, wollen wir eine nette Note für Stefani und Wolff redigiren."

Die Note, die wir jetzt lasen, faselt von „ausgetauschten Eindrücken" und von dem abermals gewachsenen „Vertrauen in die durch den Dreibund vertretene Politik". Das deutsch-italische Bündniß hatte nur einen Zweck: für den Fall französischer Kriegslust uns Italiens Beistand zu sichern. Wer an solchen Beistand noch glaubt, mag sich für Geld sehen lassen. Die tapferen Patrioten aber, die des Reiches Würde wahren, den Fluch der Lächerlichkeit nicht tragen wollen, dürfen den widrig albernen Schwatz vom Segen des Dreibundes nicht wortlos hinnehmen. Daß Herr von Bethmann sich in der lenzlichen Campagna und in der noblen Stadt der Medici erholt hat, ist ihm zu gönnen. Doch den Ernsthaften möchten wir, nach dem Urlaubsvergnügen, nun wieder ernsthaft sehen. Luzzatti + San Giuliano: ists noch nicht genug?

Civis germanus sum.

Von der Elfenbeinküste und von dem liberischen Cap Palmas kamen neulich Berichte über Unruhen, die dem deutschen Handel gefährlich werden könnten. Schon im Februar sei der deutsche Kreuzer „Sperber" nur durch den Einspruch der Regirung von Liberia gehindert worden, Truppen zu landen. Nein, hieß es dann: der Kommandant des „Sperber", den ein Telegramm deutscher Kaufleute zum Schutz vor rebellischen Afrikanern herbeigerufen hatte und der bei Cap Palmas das liberische Kanonenboot „Lark" fand, erkannte sofort, daß der Aufstand nicht mehr ernst zu nehmen sei, und sah deshalb keinen Grund zur Landung. Diese offiziöse Darstellung ist nicht gerade falsch zu nennen; bedarf aber der Ergänzung. Zwischen den regirenden Liberianern und dem Neger-

stamm der Greboes war es zu Kämpfen gekommen, die den in Cap Palmas Handel treibenden Deutschen für ihr Leben und Eigenthum bedrohlich schienen. Da die Gefahr nah war und der Umweg über das Deutsche Konsulat in Monrovia die Hilfeleistung verzögert hätte, erbaten die Inhaber der deutschen Firmen selbst vom Kommandanten des „Sperber“ Schutz. Der kam, acht Tage nach dem Anruf, ging an Land, sah sich vom Wohnhaus der Firma Woermann aus den Kampfplatz an und sprach dann mit dem General Padmore, dem Führer der liberischen Truppen. Zwei Schiffsoffiziere und drei deutsche Kaufleute hörten dem Gespräch zu, das nur zehn Minuten dauerte. „Dicht bei den deutschen Geschäftshäusern wird von beiden Seiten geschossen. Könnt Ihr für Leben und Besitz meiner Landsleute bürgen?“ Antwort Padmores: „Wir thun, was wir können, und beschießen die Greboes von Land und See, aus Gewehren und Kanonen. Noch aber waren die Kerle nicht aus ihren Schützengräben zu drängen.“ „Dann wollen wir gemeinsam vorgehen und die gefährliche Halbinsel vom Feind säubern“. „Das wäre erst möglich, wenn der Präsident der Republik Liberia die Erlaubniß zu solcher Aktion gegeben hätte.“ „So viel Zeit haben wir nicht. Ist bis morgen der Feind nicht vertrieben, dann beginne ich mittags das Bombardement und lasse die Greboes durch meine Leute wegjagen.“ „Diese Verantwortung wollen Sie, Herr Kommandant, auf sich nehmen?“ „Ja.“ Der Kommandant, Korvettenkapitän Fienitz, läßt sich auf einem Rundgang durch die Stadt die von Kugeln getroffenen europäischen Geschäftshäuser zeigen und ersucht dann die deutschen Kaufleute, für den nächsten Tag zwei Brandungboote bereit zu halten, die seine Mannschaft an Land bringen sollen, wenn Padmore bis dahin nicht völlige Ruhe hergestellt habe. Das geschah am dreiundzwanzigsten Februar 1910.

Am nächsten Morgen erhielten, vor Neun, die deutschen Firmenvertreter den folgenden Brief: „Meine bisherigen Feststellungen an Land und von Bord aus ergeben folgendes Bild der Lage: Die aufständigen Greboes vermeiden bei ihren Schießereien, auf Europäer und deren Eigenthum zu schießen. Wenn Waarenlager mehrfach getroffen worden sind, so liegen sie unter liberischen Brustwehrstellungen oder im Liberianerdorf; ins Gebiet der deutschen Wohnhäuser ist noch kein Flintenschuß gedrungen. Eine Störung des Handels ist für die Herren zweifellos eingetreten; eine Gefährdung der Deutschen jedoch nur insofern, als ein ver-

irrter Schuß zufällig einen außerhalb des Wohngebietes befindlichen Herrn treffen konnte. Seit der Ankunft von S. M. S. Sperber haben die Aufständigen ihre Schießereien unterbrochen und sich von der gegenüberliegenden Halbinsel zurückgezogen; eine direkte Unternehmung gegen sie ist deshalb zur Zeit gegenstandlos. Der ‚General‘ der hiesigen Truppen wagt, entgegen dem Vorschlag seiner Rathgeber, nicht, die jetzt offenbar leerstehende Stellung des Feindes zu besetzen. Er würde eben so wenig wagen, sie dauernd zu halten, wenn sie von hier aus besetzt und ihm dann übergeben würde; wir würden Das daher selbst thun müssen. Ein ernstlicher Angriff der Greboes ist, so lange die ‚Lark‘ hier liegt, vollständig ausgeschlossen und, selbst wenn das Schiff fehlt, nach der bisherigen spielerischen Kriegführung der Greboes sehr unwahrscheinlich. Nach dem Vorstehenden entzieht sich ein Einschreiten zur Abstellung der vorhandenen Störungen, da es sich nicht um unmittelbaren Schutz des Lebens deutscher Reichsangehörigen handelt, dem Recht des herbeigerufenen Kriegsschiffes. Die Herren Europäer werden die Möglichkeit, daß sie bei den Schießereien der beiden schwarzen Parteien versehentlich zu Schaden kommen, als einen Theil ihres geschäftlichen Risikos mit in Kauf nehmen oder dauernd innerhalb ihres Wohngebietes bleiben oder aber den Ort mit einem der anlaufenden Dampfer verlassen müssen. Auch S. M. S. Sperber, der heute um halb Elf nach Grand-Bassa in See geht, würde Herren, die sich einschiffen wollen, bereitwillig dahin mitnehmen. Fienitz, Korvettenkapitän.“ Auf diesen Brief haben die Deutschen in einer Beschwerdeschrift geantwortet, die noch am selben Tag an den Konsul Freytag nach Monrovia geschickt wurde. Die Ankunft des „Sperber“ habe die Gefahr nicht beseitigt, die „Schießerei“ nicht eine Stunde lang vermindert; die Greboes seien noch jetzt in ihren Schützengräben, den deutschen Handelsstätten sehr nah und sehr weit von dem Gedanken, die kleine „Lark“ könne ihnen gefährlich werden. Die Auffassung, Lebensgefahr sei als ein Theil des geschäftlichen Risikos anzusehen, beherrsche hoffentlich nicht auch die berliner Centralstelle. Von dem deutschen Kreuzer sei nicht etwa Truppenlandung und Bombardement erbeten, sondern ein moralischer Eindruck auf die Behörden der Republik und auf die Rebellen erhofft worden. „Durch das eigenmächtige Vorgehen des Herrn Kommandanten, der zuerst dem General scharf drohte und nachher die Drohung nicht ausführte, ist

diese Hoffnung vereitelt worden." Dieses Vorgehen, das von deutschen Männern bezeugt wird, sieht wirklich recht seltsam aus. Die Negerrepublik Liberia (deren Verfassungspiel längst nach der Operettenbühne schreit) hat das heißeste Klima der Erde. Das erklärt aber nicht so jähen Wechsel der Entschlüsse; nicht die Mißachtung des dritten Artikels der Reichsverfassung: „Dem Ausland gegenüber haben alle Deutschen gleichmäßig Anspruch auf den Schutz des Reiches"; auch nicht den Hinweis auf ein kleines Stahlkanonenboot, in dem vor Herrn Kapitän Fienitz kein Europäer je ein ernst zu nehmendes Machtmittel sah. In Liberia haben deutsche Kaufleute den größten Theil des Handels an sich gezogen. Ihr Recht auf Schutz in Zeiten kriegerischer Rebellion ist unbestreitbar (und aus solchem Recht oft genug die Pflicht zum Flottenbau abgeleitet worden). Unsere Kriegsschiffe haben in fremden Gewässern selten was Nützliches zu thun und dürften nicht versagen, wenn sie die Berechtigung ihres Daseins erweisen können. Obs nöthig war, eitlen Niggern den Wahn zu lassen, ihr Protest habe den Vertreter deutscher Wehrmacht verscheucht, mag sub auspiciis des Barons Schoen und des Herrn von Tirpitz erwogen werden.

Caesar und Mucki.

„Die Zeitungen geben täglich den Lesern reichliche Gelegenheit, sich mit den Personen hoher Herrschaften zu beschäftigen. Daß sie ausgefahren sind, daß sie in einem Laden Einkäufe gemacht haben, wann sie eine Schaustellung besucht, wen sie zu Tisch geladen, ja, in welchem Rock sie erscheinen, wird Gemeingut der Leser. Ob solch unablässiges Vorführen der Fürsten den Zeitunglesern vortheilhaft ist, soll hier nicht untersucht werden; für die Fürsten selbst wird diese Geschwätzigkeit zuweilen Belästigung, jedenfalls ein Zwang, der ihr ganzes Wesen beeinflußt. Das deutsche Treugefühl, die holde Tugend der Germanen, ist seit der Urzeit bis zur Gegenwart in unverminderter Stärke geschäftig, die Bilder der höchsten Herren unseres Volkes zu formen. Wir sehen leicht, was wir finden wollen; jede Lebensäußerung des Herrn, der durch seine Stellung und Lebensaufgabe der Nation werth ist, erscheint bedeutsam und werthvoll, während sie an einem Anderen unbeachtet bliebe; in gleichgiltige Worte wird ein besonderer Sinn gelegt, der gewöhnliche Scherz wird als geistvoll gerühmt, auch ein mattes Interesse des Helden, das in anderen Menschen für selbst-

verständlich gelten würde, wird gefeiert. Und wenn das Volk Jahre lang seine Fürsten an solche Bewunderung gewöhnt hat: wie darf es Wunder nehmen, daß Diese selbst eine große Meinung von Dem erhalten, was sie reden und thun? Die Nation verzieht unablässig ihre Gebieter, am Meisten die, welche sie am Meisten liebt."

Diese Sätze, die Gustav Freytag vor zwanzig Jahren geschrieben hat, drängen sich ins Gedächtniß Derer, die lesen, was jetzt über den Kronprinzen des Deutschen Reiches gedruckt wird. An Dem ist die Reihe. Der muß rasch ins Heldenmaß gereckt werden. Weil er Nützliches geleistet hat und seines Wesens reine Flamme den aufgesparten Weihrauch himmelan wirbelt? Nein: weil ein paar seiner Privatbriefe ans Licht gelangt sind. Zu seinen Regimentskameraden gehörte Graf Hans Ferdinand von Hochberg (der Sohn Bolkos, des von Philipp Eulenburg mit unermüdlicher List bekämpften Generalintendanten). Der heirathete eine Verkäuferin, die sein Vater der Aufnahme ins Grafenhaus unwürdig fand, verpflichtete sich mit seinem Ehrenwort, Namen und Titel abzulegen, ging nach Amerika und ließ sich von dem Minenspekulanten Noah Edward Barnes adoptiren. Kronprinz Wilhelm blieb ihm befreundet; rieth ihm drängend, das Ehrenwort nicht zu brechen, sich „als Gentleman geistig reservirt zu halten", und versicherte ihn, daß seine Freundschaft Hansens Grafentitel überleben werde. Auf eine feierliche Ermahnung folgt der Satz: „Dieses Jahr habe ich neunzehn Hirsche, achtunddreißig Rehböcke und drei Gemsen geschossen". Die wichtigste Briefstelle: „Meine Escadron macht mir viel Vergnügen; es ist doch etwas Anderes als eine Compagnie, wenngleich die Unteroffiziere des Ersten Garderegimentes besser sind. Ich beschäftige mich jetzt viel mit Redenhalten. Neulich habe ich einen Tag bei Bülow zugebracht. Papa ist auch immer sehr lieb zu mir. Wir haben uns einander sehr genähert. Vor einigen Tagen hat er lange mit mir über Politik gesprochen. Ich bin so dankbar dafür. Sie wissen, es geht mir wie einem Seemann, der niemals das Schiff führen darf und doch plötzlich an die Stelle des Steuermannes berufen werden kann. Nun adieu! Bleiben Sie deutsch und werden Sie kein alter Dollarjäger!" (Der Prinz nennt den Freund Mucki, sich selbst Caesar. Kasinoscherze; des Kronprinzen Vater hat noch als Vierziger manchen Brief mit dem Namen Nebukadnezar unterzeichnet.) Diese Briefe hat Herr Hans Ferdinand Barnes seinem zweiten Vater gegeben und der Mi-

neunoah hat in einem Gerichtsverfahren, dessen Objekt er, als der Unterschlagung Angeschuldigter, war, ihre Verlesung durchgesetzt, die beweisen sollte, wie schwer der ihm inzwischen verfeindete Adoptivsohn an ein Ehrenwort zu binden war. Nette Briefe, im Ton herzhafter Jugend. Doch nichts Ungewöhnliches (bis auf den Kronprinzenseufzer, der an Schillers unbeschäftigten, nach früher Unsterblichkeit langenden Infanten erinnert). Jeder Lieutenant hat irgendeinem „lieben Mucki“ mal so geschrieben, so für das Recht der Leidenschaft gegen Philistersatzung votirt und einen Entgleisten gewarnt, den blanken Ehrenschild zerbeulen zu lassen. Die Schaar der Byzantiner aber grunzt und prunzt vor Wonne. Thut, als sei Unerschautes geschrieben und dem deutschen Leben via New York eine Lichtgestalt gewonnen worden. Soll das niederträchtige Spiel sich wiederholen? Der Kronprinz glauben lernen, er wohne schon im Herzen der Nation und brauche fortan nichts mehr zu thun? Schlimm genug, daß man ihn auf Theaterproben belauert, die Liste seiner Tischgäste in die Zeitung gezerrt, ihn als von kaiserlicher Kunstpolitik Abtrünnigen zu verpetzen gesucht hat. Schweigt! Und leckt, wenns sein muß, von anderen Fliesen den Speichel.

Zu einem Ereigniß von starker Nachwirkung kann die Publikation der Briefe Einem werden: dem Vater des Schreibers. Der hat sicher nicht geahnt, daß sein Aeltester nach liebevoller Belehrung und nach der Möglichkeit ernster Bethätigung lechzt. „Warum, mein Junge, hast Dus nicht längst gesagt? Ich dachte, Familienstube und Exerzirplatz, Reiten und Rodeln, Tennis und Ski genügten Dir, und wollte Deiner fröhlichen Jugend nicht drückende Last aufbürden. Hast aber Recht. In Potsdam siehst Du nichts von der gemeinen Wirklichkeit deutschen Lebens; und Berlin, Oels, Sankt Moritz, Baden-Baden und andere Sportplätze: kein gutes Pflaster für Einen, zu dem das kräftigste Volk Mitteleuropas einst, bald vielleicht, als zu dem Manne seines Vertrauens aufblicken soll. Ich weiß noch, wie mein Vater unter dem Zwang zur Unthätigkeit gelitten, wie der Alternde in der Zeit trübsinnigen und manchmal wohl ungeduldigen Harrens im Innersten sich dem Vater und fast dem Vaterland entfremdet hat; und will nicht, daß mein Sohn im Erleben solchen Schicksals morsch werde und aus müdem, unfrohem Auge auf das nationale Wesen blicke. Gardedienst und Repräsentation, Sport und Kunstnäscherei füllen Deine Seele nicht aus? So weit die alte Hausordnung mirs irgend gestattet, will ich Dich aus

einer Abhängigkeit lösen, deren Druck selbst ein Großbauernsohn nur seufzend trüge. Mein Vater hatte den Helm dreimal mit Lorber gekränzt, ehe ihm die Anwartschaft auf den Kaiserthron wurde. Du magst nicht länger als tapferer Reiter und tollkühner Schneespielheld nur dem Volke sichtbar werden. Willst Land und Landsleute im Alltagslicht kennen lernen und in Bereitschaft sein, wenn Deine Stunde schlägt und Wilhelm auf Wilhelm folgt. Dafür vorzusorgen, ist meine Pflicht; des Kaisers, des Königs, des Vaters. Sei gewärtig, nach Posen zu ziehen, in die neue Pfalz, die so prächtig ist, daß Ihr, Caecilie und Du, den Abstand nicht schmerzlich empfinden werdet. Da giebts zu lernen; Verwaltung, Ansiedlung, Slavendrang, ländliche und städtische Industrie, Provinzial- und Kommunalpolitik. Bis da Alles fertig ist, kannst Du in Schlesien Landwirthschaft treiben; nicht als reicher Amateur, sondern als arbeitsamer Schüler eines tüchtigen Inspektors. Nachher an den Pregel, ins einfache Hochmeisterschloß, dessen ganze Pracht in Schlüters Pavillon besteht. Danzig, Lübeck, Hannover, Cassel, Düsseldorf, Metz: Du mußt Alles sehen. Setze Dich zu den Landräthen alten Schlages ins Amt und studire das Leben des Kreises, der Staatszelle. Laß Dir die Organisation großer Betriebe erklären, Gewerbe und Handel, Bergbau, Schiffahrt, Bankgeschäft, und erforsche, als ein unangemeldeter Besucher, in Ost und West die Wünsche und Bedürfnisse der kleinen Leute. Vergiß die Beamten nicht und halte Dich den armen Offizieren der kleinen Garnisonen nicht fern; sie sollen Dir vertrauensvoll ihr Leid klagen und sich nicht schämen, wenn Du siehst, daß sie nach dem Zwanzigsten sich abends nur noch einen Hering, ein Stück Wurst oder Käse leisten können. Ohne Ihresgleichen, nur mit den feinen Hunden, wären wir nicht, wo wir sind. Haperts mit der Wohnung: bedenke, wie armsälig es noch Dein Urgroßvater in Paretz hatte. Du sollst die Schiffsführung lernen. Hätte ich Zeit dazu gehabt: manche Enttäuschung wäre mir erspart worden.“ Ob Wilhelm so spricht?

Den newyorker Noah hat die Fluth seiner Sünden verschlungen. Wartet: schon werden im Park von Sanssouci die Treibhausthüren entriegelt; schon morgen trägt vielleicht eine Taube in ihrem Schnabel ein Oelblatt auf den einsamsten Gipfel des Ararat.

Theodoros der Große.

Die fünfundzwanzig Männer, die, von Washington bis auf Mac Kinley, den Vereinigten Staaten von Nordamerika präsi-

dirten, haben, alle zusammen, nicht so viel Lärm gemacht wie der sechsundzwanzigste Präsident: Herr Theodore Roosevelt aus dem Staat New York. Der schnitte gern in alle Rinden ein, daß er der klügste und tapferste, der reinste und größte Mann seines Jahrhunderts ist; mindestens seines. Jurist, Kameralist, Historiker, Nationalökonom, Verwalter, Kriegsmann, Marinetechniker; Organisator und Oberst der rough riders und Sieger von Las Guasimas; Achill und Homer in einer Person: denn er selbst hat seine kubanische Heldenleistung andächtig der Menschheit geschildert. Als er, nach der Ermordung Mac Kinleys, am vierzehnten September 1901 Präsident geworden war, kam hastiges Leben ins Weiße Haus. Der Vorgänger, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, Voraussicht und Willenskraft, hatte sich still gehalten und war nur ins Licht getreten, wenn ein Staatsinteresse ihn aus dem Schatten trieb. Der neue Herr wollte gesehen, im hintersten Winkel des Erdballes gekannt sein und war unermüdlich in dem Bemühen, den werthen Namen dem Stamm der Weltesche einzukerben. Auf Kuba und im Philippinenarchipel hatte mancher Amerikaner muthig seine Pflicht erfüllt; von keinem ward, nicht einmal von dem Helden Hobson, so viel geredet wie von dem Reiterobersten Roosevelt. Der organisirte seinen Ruhm. Der sicherte heute dem Onkel Sam das Imperium. Rief, ein auf Kosten der Trusts durch die Klippen der Volkswahl Gelotster, morgen zum Kampf gegen die Unternehmerkartelle, deren Häupter er reiche Räuber schimpfte. Und versprach, übermorgen dem Menschengeschlecht höhere Kultur, den Bürgern der Vereinigten Staaten die Gesundheit und Sauberkeit des öffentlichen Wesens herbeizuzaubern. Hic et ubique. Verdämmerte ein Tag, an dem von ihm gar nichts zu erzählen war (nicht einmal, daß er wieder einem Deutschen die Herrlichkeit des Nibelungenliedes gerühmt habe), dann mußte wenigstens über die Tochter des Allumfassers rasch noch Etwas in die Zeitung. Ein Demagoge von stattlichem Format; nie von Skrupeln und Zweifeln geplagt; zu schneller Auffassung und Anpassung fähig; und mit einem in der Neuen Welt nie erblickten Muth zu der Allure des sieghaften Imperators. Eine irgendwie beträchtliche Lebensleistung des Fünfzigers ist von Weitem nicht zu erkennen. Er hat die Ställe der Union nicht gereinigt, der Trusthydra nicht einen Kopf abgehauen; nur, durch die Aengstigung der Kapitalisten, seine Heimath in eine Krisis gerissen, deren Folgen noch nicht ganz überstan-

den sind. Amerikaner der höheren Geistesschicht sprechen im Ton ironischer Geringschätzung über den Mann und seine Bluffs. Doch muß in ihm ein Stück der „Volksseele“ zu robustem Ausdruck gekommen sein: sonst hätte er im Yankeegedräng nicht solchen Anhang erworben und bewahrt. Dem Deutschen Reich hat er sich (besonders in Ostasien) gefällig gezeigt. Auch anderen Staaten, von deren Oberhäuptern seine Eitelkeit nicht so fettes Futter erhalten hatte. Während des Marokkostreites hat er Deutschland zu bescheidener Mäßigung, Frankreich zu furchtloser Annahme des Konferenzplanes ermahnt und, mit seinem Staatssekretär Elihu Root, so geschickt operirt, daß er vom Deutschen Kaiser und von den französischen Ministern zugleich Dankdepeschen bekam. Schließlich setzte Jusserand doch mehr bei ihm durch als Speck von Sternburg: im Februar und im März 1906 empfahlen dringende Telegramme Roosevelts Wilhelm dem Zweiten die Anerkennung der franko-spanischen Polizeiherrschaft. Die drei Depeschen des Kaisers (vom vierzehnten, fünfzehnten, siebenzehnten März) blieben in Washington ohne Wirkung. Der Präsident weigerte sich, den Franzosen (wie Wilhelm von ihm erbat) zur Annahme des österreichischen Vorschlages zu rathen, und fügte die (nur nach so drängendem Anruf verzeihliche) Mahnung hinzu, Deutschland möge sich durch den Verzicht auf ungerechte Forderungen für die ihm von Frankreich gewährten Konzessionen dankbar erweisen. Seitdem war Mr. Henry White, der für Amerika in Algesiras Bevollmächtigte, nur noch in Frankreichs Dienst thätig. Das am sechsundzwanzigsten März dann auch die deutsche Zustimmung zu der Polizeiordnung erlangte, die es gewünscht hatte. Die Geschäftsführer der Dritten Republik wußten (und wissen noch heute), daß erst Roosevelts Hilfe ihren Sieg ermöglicht oder mindestens beschleunigt hat. In den Vereinigten Staaten, wo man sich eigentlich nur für Südamerika und Ostasien interessirt, wurde der ganze Hader nicht lange beachtet. Wir aber haben, trotz kleinen Gefälligkeiten, keinen Grund, den Mann der rough riders als einen Heros und bewährten Freund des Reiches zu feiern.

Seit er nicht mehr Präsident ist, hat die Reklame sich verdoppelt. Verhundertfacht: wäre richtiger. Theddy übernimmt die Leitung eines sozialpolitischen Blattes. Nennt sich, der gestern noch seine Hand über die ganze Erde hatte und Euch, wie weiland der fünfte Karl, Alles in Allem war, auf dem Klingelthürschild schlicht Redakteur. Schreibt Leitartikel (deren zwölf just ein Dutzend ma-

chen). Geht nach Afrika jagen. Schießt, was an Wüsten- und Tropenthieren je von Zoologen erwähnt ward. Stürzt sich in Lebensgefahr. Und kommt niemals um. Nulla dies sine linea. Die berühmtesten Gastmimen gilbt der Neid und Carusos Manager muß eine Massenverschwörung ersinnen, um für seinen Star am Holzpapierfirmament noch ein Plätzchen zu finden. Tag vor Tag hört die Menschengemeinschaft, was der Unermeßliche gewagt und vollbracht hat. Als sie die Jagdgeschichten nicht mehr verdauen kann, wird sie mit Kunstpräparaten gepäppelt. Theodoros tost heran. In Kairo, wo ein in Oxford und Zürich erzogener muslimischer Apotheker im Februar den alten Premierminister Butros Pascha erschossen hat, hält er, vor dem Ohr des Sir Eldon Gorst, eine Rede, die den Mord als eine Schandthat brandmarkt und den Egyptern barsch kündet, ihr Streben nach einer Verfassung sei verfrüht. Weiß er, daß der schlaue, gewissenlose Kopte Butros (die sechshunderttausend Kopten wünschen, ihres Vortheils wegen, die Fortdauer der Britenherrschaft über die elf Millionen Mohammedaner) Cromers willigstes Werkzeug war? Daß er 1899 seinen Namen unter den Vertrag setzte, der den mit dem Blut und dem Geld der Egypter eroberten Sudan zu einer britischen Provinz machte? Im Kampf um den Suezkanal gegen seine Landsleute für Britanien focht? Die Presse knebelte und Jeden, der einem Engländer ein Härchen gekrümmt hatte, mit Peitsche und Strang strafte? Kennt er den Zustand Egyptens, und hat er, als Gast des Eroberers, das Recht, die Unterjochten aus ihrer Hoffnung zu scheuchen? In Rom: neuer Bluff. Er möchte den Papst besuchen. Pius hat sich gestern an dem amerikanischen Vicepräsidenten Fairbanks, der vor der erbetenen Audienz in der Methodistenkirche predigte, geärgert und will drum Herrn Roosevelt nur empfangen, wenn der Kömmling sich verpflichte, nicht zu Sektenversammlungen zu reden. Bedingungen? Vorschriften? „Ich werde den Papst nicht besuchen.“ Am Nil und am Tiber: Weltskandale, deren Widerhall Theodors Namen bis an die fernste Küste trägt. Amerika, das den Mann kennt, wundert sich nur über die Europäergeduld, die sich von einem Exportyankee foppen läßt. Ueber Wien und Budapest kommt der Applauslüsterne nun nach Berlin. Wo er im Haus des Kaisers wohnen soll. Dem Deutschen Reich winkt die Möglichkeit des Beweises, daß es ein mündiges Volk ernster Menschen herbergt und nährt.

Energie.*)

Unsere Zeit gleitet langsam auf die Bahn der Naturphilosophie zurück. Wir haben die Angst vor der verpönten Naturphilosophie verlernt. Sie kann auch nicht mehr so gefährlich werden, wie sie der Wissenschaft in Deutschland vor hundert Jahren wurde. Damals versuchten geistreiche Männer, das ganz unscholastische Ziel einer Naturerkenntniß auf scholastischem Wege zu erreichen; als ob Bacon nie gelebt hätte, als ob Mathematik und Physik, Chemie und Physiologie nicht der exakten Forschung einen überraschenden Aufschwung bereits zu danken gehabt hätten, gingen die deutschen Naturphilosophen darauf aus, durch logische Schlüsse ins Innere der Natur zu dringen, positive Kenntnisse aus der Tiefe des Gemüthes zu schöpfen, aus der Tiefe des Gemüthes die Anatomie des Kamels, aus der Tiefe des Gemüthes die Zahl der Planeten. Wie tausend Jahre vorher, sollte das Denken die Erfahrung und das Experiment, die schlaue Erfahrung, ersetzen. Die Lage der Wissenschaft ist heute ganz anders. Unbekümmert um die alte Naturphilosophie, mit steigender Verachtung gegen alle Philosophie, hatte die exakte Wissen-

*) Aus der Fünften Lieferung des „Wörterbuches der Philosophie (Neuer Beiträge zu einer Kritik der Sprache)", die in dieser Woche bei Georg Müller in Leipzig erscheint. Auf die Bedeutung des Werkes wurde hier schon hingewiesen. Ein paar Sätze des Prospektes sollen sie klarer machen. „Aus den erschütternden Ergebnissen der Sprachkritik folgte für Mauthner und für jeden guten Leser nicht eine lähmende Angst vor der erkenntnißtheoretischen Unzulänglichkeit der Sprache, sondern die lebendige Forderung einer durchgreifenden Revision (zunächst) unserer philosophischen Terminologie. Dieser positiven, gesunden, nothwendigen Aufgabe dient Mauthners neues Werk, das nicht nur ein anregendes Nachschlagwerk für den Fachmann sein wird, sondern auch den gebildeten Laien zu einem besseren Verständniß der philosophischen Fragen verhelfen will. Die Grundbegriffe der Geistes- und Naturwissenschaften werden mit dem Hammer der sprachkritischen Idee auf ihre Festigkeit geprüft und es ist nicht die Schuld des Verfassers, wenn mancher Baustein dabei zerbröckelt. Im „Wörterbuch" wird der Versuch gemacht, zusammenhängende internationale Wortgeschichten zu geben. Und weil der Verfasser seine rebellischen Ideen mit starkem Temperament vertheidigt, ist das „Wörterbuch", trotz seinem wissenschaftlichen Reichthum, ein ganz persönliches Buch geworden, das erlebt wurde und erlebt werden will. Wir erfahren, daß die Geschichte des menschlichen Denkens, auch des höchsten, nur Geschichte der Sprache ist." (Jedes der fünfzehn Hefte umfaßt vier Druckbogen und kostet nur anderthalb Mark.)

schaft in allen Kulturländern zugleich daran gearbeitet, naturgeschichtliche Thatsachen zu sammeln; vorurtheillos, fast gedankenlos, möchte man sagen, oder doch ideenlos, unermüdlich, oft genug geistlos oder alexandrinisch. Die Kärrner bildeten natürlich die Mehrzahl unter den Forschern. Das Ergebniß war ein so unübersehbarer Haufe von Einzelthatsachen, daß in genialen und auch in ordnungliebenden Köpfen der Wunsch sich regen mußte, sich einmal darauf zu besinnen, ob die neuen Ergebnisse der exakten Forschung geeignet waren, uns die Natur anders und besser begreifen zu lehren als bisher. Ohnehin war die Philosophie überhaupt dadurch wieder zu Ehren gekommen, daß die bedeutendsten Physiologen und Physiker eingestehen mußten: Die Psychologie Lockes und die Erkenntnißtheorie Kants stimmen sehr gut zu den neusten Untersuchungen über die Natur der menschlichen Sinne. Man scheute das Wort Philosophie nicht mehr und wagte wieder, die Natur philosophisch zu betrachten. Hatte man vor hundert Jahren den romantischen Einfall gehabt, ein aus der Tiefe des Gemüthes geschöpftes System den Thatsachen aufzuzwingen, so will man jetzt eigentlich nur die massenhaften Thatsachen systematisch ordnen. Im Grunde ist es nicht der deutsche Begriff Philosophie, sondern der englische Begriff philosophy, der da auf das Naturerkennen angewandt wird. Der lebhafteste und beste Vertreter der wieder zu Ehren gekommenen Naturphilosophie, Ostwald, lehrt in jedem seiner Bücher: Die Natur wäre besser als bisher dadurch zu begreifen, daß man in den verschiedenen Energien die einzigen Ursachen des Weltgeschehens erblickte. Die neue Naturphilosophie ist Energetik.

Ich stehe nicht an, auszusprechen, daß ich die heutige Gewohnheit, überall da von Energie zu reden, wo man noch vor zwei Generationen mit Kraft auskam, für eine Sprachmode halte. Es war allerdings unbequem, die potentiellen Kräfte unter dem so aktiv klingenden Kraftbegriff unterzubringen; das Wort Energie bot aber zunächst die selbe Schwierigkeit; und am Ende sind die beiden Hauptsätze der Energetik, der durch seine Gewißheit fast banal gewordene erste und der immer noch problematische zweite Satz der mechanischen Wärmetheorie, — am Ende, sage ich, sind die Hauptgedanken der Energetik ausgesprochen worden, bevor der Begriff Energie üblich war. Uebrigens kommt es auf die Worte nicht an. Die Naturphilosophen hätten nur die Pflicht, die Begriffe Kraft und Energie so zu definiren oder zu beschreiben, daß eine saubere Scheidung möglich würde.

Zu uns ist das alte Wort Energie auf seiner langen Wande-

rung über England gekommen, aus dem Land also, wo das Dogma vom klassischen Alterthum noch in ungetrübtem Ansehen steht, wo Aestheten und Forscher noch nicht zu wissen scheinen, daß das Ende der schönen und preiswerthen Renaissance hereingebrochen ist, daß wir uns von der Herrschaft der Griechen so gewiß befreien müssen, wie es uns vor fünfhundert Jahren nöthig war, uns ihrer Führung anzuvertrauen. Drollig ist, daß bei dieser Vorliebe der Engländer für griechisches Denken, oft nur für griechische Worte, politische Sympathien aus der Zeit des Philhellenismus eine entscheidende Rolle spielten, also ein höchst unwissenschaftliches Gemisch von dichterischem Idealismus und geschäftlicher Heuchelei. Der Physiker Young führte das Wort energy zuerst vor etwa hundert Jahren für den Kraftbegriff ein und Thomson (Rankine hatte potentielle und aktuelle Energie unterschieden) gebrauchte es dann zuerst in der neuen Bedeutung: Energie ist die Fähigkeit, Arbeit zu leisten. Man sieht: die alten Vermögen sind unter einem neuen Namen wieder auf dem Plan. Aber die Vorstellungen, die man an die Arbeitleistungfähigkeiten knüpfte, waren doch viel klarer und genauer als Das, was man sich einst bei dem Begriff „Vermögen“ vorstellte; und auch die Bezeichnung Energie war nicht schlecht gewählt. Das Wort ἐνεργεια bedeutete im Griechischen so viel wie πρᾶξις, eine Thätigkeit, eine Wirksamkeit; es eignete sich also sehr gut dafür (wie wir gleich sehen werden), die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung auszudrücken. Freilich wurde ἐνεργεια von Aristoteles gern in einem Gegensatz zu ἕξις gebraucht; und ἕξις sollte gegenüber der aktiven Energie einen passiven Zustand oder eine Beschaffenheit ausdrücken; darum war potentielle Energie eben so schlecht zu kopuliren wie potentielle Kraft. Aber bei einem Fremdworte hört man nicht so genau.

Die Naturphilosophie, die sich selbst Energetik nennt, ist insofern wirklich eine Abart deutscher Philosophie, als sie darauf ausgeht, den Substanzbegriff aus der Welt zu schaffen, durch den Energiebegriff zu ersetzen und so (wenn das Wort gestattet ist) Etwas wie einen empirischen Idealismus zu lehren. Auf eine solche Konsequenzmacherei wäre englische philosophy kaum verfallen. Die gegebene Aufgabe war, die so durchaus verschiedenen wirkenden Kräfte (Bewegung, Wärme, Gravitation, chemische Affinität, Elektrizität, Magnetismus) unter dem Oberbegriff Energie einheitlich zu definiren und, nachdem die Verwandlungmöglichkeit der verschiedenen Energien in einander erkannt worden war, mehr Einheit als bisher in das Weltgeschehen

hineinzudenken. Diesen Dienst hat die Energetik binnen ungefähr fünfzig Jahren der Naturwissenschaft geleistet. Man achte einmal auf eine kleine sprachliche Absonderlichkeit, um mit einem Blick übersehen zu können, welche Verwirrung in unseren Vorstellungen von den verschiedenen wirkenden Kräften bis dahin geherrscht hatte; es ist am Bequemsten, dabei auf die romanischen Ausdrücke zu achten: mouvement, gravitation, chaleur, affinité, magnétisme. Im Lateinischen waren diese Ausdrücke mit Hilfe der so ungleichen Endsilben (mentum, atio, or, tas, ismus) gebildet worden. Eine ganze Welt von mythologischen Begriffen verbirgt sich hinter den Zusammensetzungen mit diesen Endsilben; eine intime Wortgeschichte aller dieser Kraftbegriffe würde lehren, daß jedesmal dominirende Nebenvorstellungen die Wahl der Endsilbe herbeiführten. Der Fall liegt nicht ganz so schlimm wie bei den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde, die bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein einer einheitlichen Erkenntniß der chemischen Verbindungen im Wege standen; aber Sachkenner werden mir zugeben, daß die inkohärenten Namen der Kräfte doch auch dazu beitrugen, die Einsicht in die mögliche Einheit alles Naturgeschehens zu hemmen. Die Bezeichnung Energie war neu, war noch nicht kompromittirt, eignete sich also sehr gut dazu, als Oberbegriff für all diese schlecht benannten Kräfte zu dienen; war nur der Energiebegriff gut definirt, so brauchte man die Namen der einzelnen Energien nicht in einheitlichem Sinn abzuändern (was ein gewagtes und undankbares Geschäft gewesen wäre) und konnte die Definition der Energie auf ihre einzelnen Erscheinungen anwenden, unbekümmert um die alten Vorstellungen, die sich irgendwie unbewußt noch an die verschiedenen Endsilben knüpften.

Wie aber ist die Definition oder Erklärung des neuen Energiebegriffes? Ich will es nur gleich sagen, daß ich den Werth des neuen Begriffes, im Gegensatz zu den Synonymen Vermögen und Kraft, in der Möglichkeit finde, Energie an die Stelle der alten Kausalität zu setzen und so ein schwerfälliges Wort der Scholastik, das durch einen hundertjährigen Streit unersetzliche Verluste erlitten hat, durch einen neuen, noch bildsamen, eine Fülle naturwissenschaftlicher Thatsachen assoziirenden Begriff zu ersetzen.

Der Gegensatz von Hume und Kant in Bezug auf den Kausalitätbegriff war nicht unüberbrückbar. Beide hatten den Ursachbegriff aus der Ontologie hinausgeschafft und in die Psychologie verwiesen; wir wenigstens dürfen Das so ausdrücken. Hume hatte

die Ursache eine Gewohnheit des Denkens genannt; viel schärfer und in diesem Punkt ein Ueberwinder Humes, faßte Kant die beiden Korrelatbegriffe Ursache und Wirkung unter Kausalität zusammen, nannte sie selbst eine Kategorie des Denkens, sah in ihr eine Bedingung aller Erfahrung: die Relation zwischen Ursache und Wirkung. Dem kantischen Kausalitätbegriff nun, nicht dem Ursachbegriff allein, möchte ich den neuen Energiebegriff gleichgesetzt wissen.

Wir haben seit zwei Menschenaltern gelernt, daß sich, zum Beispiel, Bewegung in Wärme, Wärme in Elektrizität verwandelt, streng gesetzmäßig, wenn wir nämlich berechtigt sind, die Erhaltung der nach bestimmten Einheiten gemessenen Quantitäten ein Gesetz zu nennen. Die unter einander unvergleichbaren Erscheinungen der Bewegung, der Wärme, der Elektrizität nannte man früher Ursachen oder Kräfte, ohne sich der anthropomorphischen Herkunft dieser Vorstellungen bewußt zu werden; Bewegung, Wärme, Elektrizität waren Kräfte, die irgendetwas Anderes, Fremdes verursachen konnten, wie der Mensch durch seine Körperkraft einen Stein werfen, seinem Mitmenschen einen Schmerz zufügen kann. Innerhalb der Dynamik war es längst bekannt, daß die Kräfte erhalten bleiben und nur ihre Richtungen wechseln. Durch den Satz von der Erhaltung der Energie kam etwas ganz Neues hinzu. Man erfuhr jetzt, daß die sonst unvergleichbaren Energieformen sich in einander verwandeln können, bei Erhaltung der gemessenen Quantitäten. Diese Verwandlung oder Metamorphose der Energieformen scheint mir nun die vorläufig letzte Fassung des Räthsels zu sein, das als Kausalität sowohl Hume als Kant beschäftigte. Hume verzweifelte daran, den Ursachbegriff im Denken überhaupt vorzufinden; Kant gab die Schwierigkeit zu, da die Vernunft auf keine Weise einsehen könne, wie die Beziehungen des Daseins eines Dinges auf das Dasein von irgendetwas Anderem möglich sei, was durch jenes unbedingt gesetzt werde; und Kant, dem sein erster Kritiker Aenesidemus-Schulze nicht mit Unrecht vorwarf, sein System könnte den Namen des Formalismus verdienen, half sich damit, daß er die Kausalität eine Form des Denkens nannte. Die aller Erfahrung vorausging. Er leugnete nicht eine Beziehung zwischen Ursache und Wirkung; er nannte nur diese Beziehung eine Relation, von deren Realität wir nichts aussagen können. All Das trifft auf die Verwandlungen oder Metamorphosen der Energieformen zu. Bewegung verwandelt sich in Wärme, Wärme verwandelt sich in Bewegung; es hängt allein von der Anordnung des Versuches ab, welche von

5*

den beiden Erscheinungen Ursache und welche Wirkung heißen solle. Auch eine Kreisverwandlung läßt sich leicht konstruiren, bei der dann die Wirkung wieder zur Ursache wird. Ursache aber und Wirkung sind Energie; sind die selbe Energie unter verschiedenen Verkleidungen. Denn Das allein kann doch der Grundgedanke der neuen Naturphilosophie sein, die als Energetik die Erhaltung der Energie lehrt, daß es über allen Energieformen nur eine Energie giebt. Die bleibt erhalten, während ihre Erscheinung als Bewegung, Wärme, Elektrizität und so weiter wechselt. Nun ist es ganz gewiß ein ungenauer, ein bildlicher Ausdruck, wenn man sagt, Energie sei zu gleicher Zeit Ursache und Wirkung. Die Ursache verschwindet, die Wirkung erscheint. Die Höhenlage des aufgestauten Wassers verschwindet; aber jetzt dreht sich das Rad; dann verschwindet die Drehung des Rades oder der Turbine und im metallischen Draht zeigen sich elektrische Erscheinungen; endlich verschwindet die Elektrizität und das Licht ist da. Die Ursache ist zu Gunsten der Wirkung verbraucht worden. Wenn wir trotzdem an der Formel, die Energie bleibe erhalten, keinen Anstoß nehmen, wenn wir also die Energie der Ursache und die Energie der Wirkung gleichsetzen, so verstehen wir unter Energie nicht Ursache oder Wirkung, auch nicht Ursache und Wirkung, sondern die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung, eben die Relation, die Kant unter Kausalität verstanden hat. Darin allein scheint mir der entschiedene Werth des Energiebegriffes zu liegen. Bis auf Hume und Kant hatte die Scholastik nachgewirkt, die in ihrem Wortrealismus der causa fast einen dinglichen Charakter beigelegt hatte; Hume und Kant verwiesen, wie gesagt, den Begriff in die Psychologie, doch so, daß Hume ihn für einen Scheinbegriff hielt, Kant aber die Relation zwischen Ursache und Wirkung in ihrer Bedeutung für unser Denken erkannte und nur über ihr Wesen nichts auszusagen vermochte. Die neuere Physik hat nun über das Wesen dieser Relation doch etwas sehr Wichtiges ermittelt: daß es nämlich in der Metamorphose einer ihrer Quantität nach vergleichbaren Kraft bestehe, besser: in der Metamorphose von Kräften; die alten Worte für diese Kräfte (Kräfte, Vermögen, Ursachen) bezogen sich aber anthropomorphisch immer auf die der Zeit nach vorangehenden Lagen oder Veränderungen oder Bewegungen; es war also ein Bedürfniß der wissenschaftlichen Sprache, für die Umwandlung selbst, für die Metamorphose, die aus der Ursache eine Wirkung machte, einen neuen Ausdruck zu finden. Und diesem Bedürfniß entsprach recht gut das unverbrauchte Wort Energie. Es scheint mir vorzüglich der kantischen Er-

kenntnißtheorie zu entsprechen, wenn wir unter Energie einzig und allein die Kategorie der Kausalität verstehen, die Relation zwischen Ursache und Wirkung. Nur zwei Punkte habe ich bei diesem Vorschlag noch deutlicher zu machen: ich muß den Begriff der Ursache noch einmal prüfen und ich muß die Frage nach der Realität der Energie zu beantworten suchen.

Ich habe aus der Summe der Bedingungen, von denen eine nothwendige Wirkung abhängt, diejenige Bedingung die Ursache genannt, der wir eine auslösende Kraft beilegen. Ich habe da schon den Begriff der Auslösung etwas erweitert und sogar die Lebenskraft im Keim eines Samens eine auslösende Kraft genannt. Aber die neuere Physik, insbesondere die mechanische Wärmetheorie, scheint mir den Begriff der Auslösung noch viel mehr erweitert zu haben. Der alte scholastische Satz causa aequat effectum hat seine Giltigkeit verloren. Wir wissen seit Carnot und Clausius, daß bei der Umwandlung von Wärme in Arbeitenergie ein beträchtlicher Theil der Wärme fruchtlos ausgegeben, nicht in diejenige Wirkung verwandelt wird, die wir als Wirkung gewollt haben. Läßt sich dieses Gesetz verallgemeinern, so bleibt der theoretische Satz von der Erhaltung der Energie zwar bestehen, aber die Ursache ist der Wirkung (der uns interessirenden Wirkung) nicht mehr gleich; die Ursache wird in zwei Kräfte zerlegt, von denen die eine eine Wirkung auslöst, die andere nutzlos verschwindet. So nähert sich der Energiebegriff, unbekümmert um Menschenzwecke, den wirklichen Beziehungen zwischen causa und effectus viel mehr, als der anthropomorphische Ursachbegriff es zu thun vermochte. Also führt auch diese Erwägung dazu, die Einführung des Energiebegriffes für einen Fortschritt der Physik zu halten.

Was nun die Realität des Energiebegriffes betrifft, so hat Kant zwar gegen Hume erklärt, daß er die Nothwendigkeit der Kausalität durchaus nicht für bloßen Schein halte, daß aber die Vernunft diese Beziehung gar nicht fassen könne, daß er also (Das ist wohl der Sinn) über die Realität des Kausalitätbegriffes nichts aussagen könne. Wenn nun (nach Ostwald) der Energie Realität zugeschrieben werden muß, so kann Energie entweder nicht identisch sein mit dem kantischen Kausalitätbegriff, mit der Relation zwischen Ursache und Wirkung, oder Ostwald hat die letzten Fragen viel gründlicher beantwortet als Kant. Was ja möglich wäre; Wundt hat es ja seinem Mitarbeiter an der „Kultur der Gegenwart" („Systematische Philosophie") Schwarz auf Weiß zugesichert, daß Dieser, Ostwald, ein Metaphysiker sei. Ostwald hat nun zugestanden, daß der Allgemeinbegriff der Energie abstrakt

sei; „die einzelnen Energien dagegen sind durchaus real". Er folgert Das daraus, daß die verschiedenen Energien Gegenstände des Handels seien. Man kaufe Elektrizitätenergie und verwende sie nach Bedarf zur Beleuchtung, zur Arbeit oder zur Elektrolyse. An einer Wasserkraft werde das fallende Wasser bezahlt; das verbrauchte Wasser lasse man als werthlos abfließen. Ganz richtig. Damit scheint mir aber nur bewiesen, daß nicht das reale Wasser bezahlt werde, sondern nur die Höhenenergie des von Naturkräften emporgehobenen Wassers. Bewiesen ist nur, daß solche Relationen (die höhere Lage, die höhere Temperatur, die höhere Spannung) einen höheren wirthschaftlichen Werth besitzen; die Realität einer Erscheinung wird nicht dadurch bewiesen, daß es Leute giebt, die Geld für diese Erscheinung ausgeben. Es giebt Leute, die für Ablaß, für Besprechung von Krankheiten, die für den Kommerzienrathstitel oder für Geistererscheinungen Geld ausgeben. Das wäre mir eine schöne Metaphysik, die daraus schließen wollte, Ablaß, Besprechungen, Kommerzienrathstitel und Geistererscheinungen hätten Realität. „Aber die Pächter von Wasserkräften machen doch gute Geschäfte?" Ja; und die Leute, die sich über die Realität des Raumes den Kopf zerbrechen, machen keine guten Geschäfte.

Die gewiß unbewußte Absicht, die Ostwald zu einer solchen Logik führte, war wohl die Tendenz, seinen dominirenden Gedanken wieder einmal zum Ausgangspunkt eines Systems zu machen, eine neue Philosophie aufzustellen, eben die Energetik. Die letzte Gestalt des Materialismus war die mechanistische Weltanschauung gewesen, die den alten Gegensatz von Geist und Körper durch die Begriffe Kraft und Stoff zu überwinden hoffte. Das war wieder ein Dualismus gewesen und hatte abgewirthschaftet. Das neue Schlagwort hieß: Monismus. Bedurfte die Energie eines Trägers, an der sie haftete, einer Substanz, so lief die neue Energetik auf die Lehre von Kraft und Stoff hinaus; man besaß dann nur zwei neue Worte und einige bessere Beobachtungen; war die Energie nur die Relation zwischen Ursache und Wirkung, so blieben alle Räthsel des Substanzbegriffes ungelöst weiter bestehen und es war zu fürchten, daß die Erklärung des Geisteslebens durch Substanz und Energie eben so scheitern würde, wie die Erklärung durch Kraft und Stoff elend gescheitert war. Der Monismus mußte helfen. War die Energie nicht nur in allen ihren Formen eine Beziehung (zwischen Substanzen oder Veränderungen, wie man will), war die Energie das eigentlich Reale (Ostwald: „Die Energie", Seite 5), dann verlangte die Einheit des Systems, das man den Energiebegriff über die Physik hinaus

auf die Realitäten der Biologie und der Psychologie anwandte: und die langgesuchte monistische Welterklärung war endlich fertig. Die Erweiterung des Energiebegriffes über die Mechanik hinaus auf alle Erscheinungen der Physik hatte sich vor Ostwald vollzogen, als die mechanische Wärmetheorie einen Oberbegriff für die verschiedenen Arbeitleistungen gebraucht hatte, die sich gesetzmäßig in einander verwandelten: die fernere Erweiterung des Begriffes auf die Erscheinungen des Lebens und des Geistes sind Ostwalds persönliches Werk. Wir haben noch zu fragen, was durch diese neue Erweiterung des Energiebegriffes etwa erreicht worden ist.

Ich habe schon flüchtig erwähnt, daß die Bezeichnung Energie zuerst auf eine Erscheinung der Mechanik angewandt wurde; man hatte für Das, was außer dem Namen lebendige Kraft vorher viele andere Namen aus der Gemeinsprache, übrigens auch verschiedene Definitionen und verschiedene mathematische Formeln gehabt hatte, nach einem wissenschaftlichen Ausdruck gesucht und die Engländer fanden, wie gesagt, für diese mechanische Gewalt oder den Impetus das Fremdwort Energie. Die Konstanz der lebendigen Kraft war seit Descartes ein Glaubensartikel der Physik. Als nun Robert Mayer diese Lehre ausdehnte, die Konstanz der nicht blos mechanischen Kräfte lehrte, insbesondere das mechanische Wärmeäquivalent fand, da war es ökonomisch und darum wissenschaftlich richtig, den Energiebegriff auf die Chemie und auf die Imponderabilien auszudehnen und von einer Erhaltung der Energie zu sprechen. Das Gebiet der Physik wurde dabei nicht verlassen. Die Naturwissenschaft wußte nur von physikalischen Energien; erst die neue Naturphilosophie versuchte (getreu ihrem Streben, das Unsichere durch Verallgemeinerung des Gesicherten zu errathen), den Energiebegriff über die Physik hinaus auszudehnen. In einem zweifachen Sinn. Die neue Energetik wollte die Energie an die Stelle des Substanzbegriffes setzen, wobei freilich immer nur ältere Worte durch neuere Worte ersetzt wurden, ohne daß das wissenschaftliche Bild von der Welt irgendwie verändert worden wäre. Aber die Energetik wollte auch das Leben und den Geist für Energieformen ausgeben; und dabei ging es ohne Gewaltsamkeiten nicht ab. Ich bemerke, daß Ostwald in seinen ganz eigenen Büchern diesen Bedeutungwandel des Energiebegriffes sehr energisch betont, daß er aber in dem kleinen Abriß der Naturphilosophie, der in den Sammelband Systematische Philosophie („Kultur der Gegenwart, Theil I, Abt. VI.") aufgenommen worden ist, auf seine Kollegen Rücksicht nimmt und namentlich an einer energetischen Erklärung des Geisteslebens

verschämt vorübergeht, „da die hier auftretenden Fragen in den anderen Abtheilungen dieses Werkes behandelt werden.“

Ostwald hat gut gesehen, daß die Lebenserscheinungen rein mechanistisch nicht zu erklären sind. Zwischen einer Flamme und dem Leben eines Organismus giebt es viele Aehnlichkeiten, die ja oft genug von Poeten und Rhetoren in Worten behandelt worden sind; aber das Leben ist doch noch etwas Anderes, als daß es der Flamme ähnlich ist. Die Erhaltung der Flamme und die Fortpflanzung der Flamme ist rein mechanisch zu erklären; Erhaltung und Fortpflanzung eines Organismus nicht. Nimmt man die Energieform der Chemie zu Hilfe, so wird vielleicht einmal der gesammte Stoffwechsel der Organismen materialistisch erklärt werden und man wird Das dann (weil doch die Energie an die Stelle der Materie getreten ist) eine energitische Erklärung nennen dürfen. Nur das Räthsel des Gedächtnisses wird gewiß auch dann nicht aufhören, Schwierigkeiten zu machen.

Es ist keine Willkür der menschlichen Sprache, zwischen Lebewesen und unorganischen Körpern zu unterscheiden, wenn auch (wie ich öfter zu behaupten gewagt habe) die Kristalle eine Brücke zwischen beiden Gruppen bilden dürften. Die Energiesysteme, die wir lebendig nennen, weisen deutlich andere Eigenschaften auf als die Energiesysteme, die wir unorganische Stoffe nennen. Für die menschliche Betrachtung unterscheidet sich das Leben von der unorganischen Welt durch die Zweckmäßigkeit, zu welcher die Theile eines Organismus geordnet sind. Der Zweckbegriff aber hat meines Erachtens unter keinen Umständen einen Platz unter den Energieformen. Der Zweck, die Endabsicht einer Intelligenz, setzt die Existenz von Energien und einige Kenntniß der Energiegesetze schon voraus; die Intelligenz benutzt die ihr bekannten Energien als Mittel für ihre Zwecke. Die Zweckmäßigkeit ist keine neue Energie; die causa finalis ist keine causa. Man könnte Das auch so ausdrücken: da nach der Anschauung der gegenwärtigen Biologie sämmtliche Energien des Stoffwechsels im organischen Körper verbraucht werden, bleibt keine Energie übrig, die für eine Umwandlung in eine besondere Lebensenergie oder eine besondere Lebenskraft nöthig wäre. Die Reizerscheinungen, die allein an Organismen zu beobachten sind, lassen sich demnach so analysiren, daß die Reizbewegungen jetzt oder dermaleinst aus Energien zu erklären sind, daß die Reizempfindungen aber schon psychische Begleiterscheinungen sind, für deren Zweckmäßigkeit wir keine Erklärung, keine Relation von Ursache und Wirkung, keine Energie kennen.

Nun ist freilich durch Darwins Hypothese der große und kühne Versuch gemacht worden, den Zweckbegriff aus der Geschichte der organischen Natur hinauszuschaffen; und der Kampf um den Darwinismus wird und kann sich nicht beruhigen, bevor über den Zweckbegriff nicht volle Klarheit geschaffen ist. Einstweilen ist es uns durch Hering geläufig geworden, die Zweckmäßigkeit der Organismen durch Etwas wie ein unbewußtes Gedächtniß des organisirten Stoffes zu erklären. Ich lasse die Frage, ob unbewußtes Gedächtniß nicht eine contradictio in adjecto sei, hier bei Seite; offenbar ist es eine bildliche Erweiterung des Begriffes, wieder ein Anthropomorphismus, wenn wir einem Organismus ohne Gehirn und ohne Bewußtsein Etwas wie das menschliche Gedächtniß zusprechen. Aber wir kommen ohne dieses Bild nicht mehr aus. Biologie und Psychologie werden so durch den dominirenden Begriff Gedächtniß zu einer einzigen Gruppe vereinigt; und statt einzeln zu fragen, ob das Leben eine besondere Energieform sei, ob der Geist eine besondere Energieform sei, haben wir nur noch die einzige Frage zu beantworten: Ist das Gedächtniß eine Energieform? Oder besser: Kommen wir in der Erkenntniß weiter, wenn wir das Gedächtniß eine Energieform nennen.

Da muß zunächst gesagt werden, daß gegen die Ausdehnung einer Wortvorstellung an sich nicht viel einzuwenden sein wird, gegen die Ausdehnung des Energiebegriffes auf den Geist oder auf das Gedächtniß weniger als gegen seine Ausdehnung auf das Leben. Im Stoffwechsel scheinen alle chemischen und physikalischen Energien des Organismus restlos verbraucht zu werden; die Reizempfindungen konnte man noch als innere Begleiterscheinungen auffassen. Muskelarbeit konnte noch als eine bisher ungelöste Aufgabe der mechanischen Naturanschauung betrachtet werden. Nicht ganz so die Geistesarbeit, die immer auf Gedächtnißarbeit zurückgeht. Wir fühlen diese durchaus innere Gedächtnißarbeit als eine Anstrengung; und wir glauben, zu wissen, daß es ohne Stoffverbrauch nicht abgeht; wir dürfen also sagen, daß da bei der Gedächtnißarbeit wieder einmal Energien verwandelt worden sind. In Arbeit sogar. Das mag der richtige Ausgangspunkt von Ostwald gewesen sein.

Was gewinnen wir aber, wenn wir die Geistesthätigkeit eine Energie nennen? Als wir diese Thätigkeit eben Arbeit nannten, haben wir ja schon ahnunglos einen bildlichen Ausdruck gebraucht. Dem ungebildeten Arbeiter oder gar dem Naturmenschen fällt es gar nicht ein, das Nachdenken eine Arbeit zu nennen. Und wir spielen mit Worten, wenn wir zuerst die ihrer Quantität nach

meßbaren Kraftwirkungen unter dem Oberbegriff Arbeitenergie zusammenfassen und dann die Geistesarbeit, um des Wortes Arbeit willen, eine Energieform nennen. Das ist der springende Punkt. Der Energiebegriff hat nur insofern einen Sinn oder einen wissenschaftlichen Nutzen, als er es uns ermöglicht, die Umwandlungen der verschiedenen Relationen zwischen Ursache und Wirkung mit einem einheitlichen Maße zu messen. Ein gemeinsames Maß zwischen mechanischen Energien und der Geistesarbeit giebt es nicht und kann es nach dem Wesen der menschlichen Sprache nicht geben, weil alle mechanischen Maße zuletzt auf Raumgrößen zurückgehen und weil das geistige Leben keine Relation zum Raum hat. Die Ausdehnung des Energiebegriffes auf das geistige Leben oder auf das Gedächtniß hat also keinen Sinn und keinen wissenschaftlichen Nutzen. Sie ist ein Phantasiegebilde, das man nur ästhetisch bewerthen sollte.

Ich möchte noch ein Wenig tiefer bohren, um eine ganz winzige Strecke. Ist meine Definition richtig, ist die Energie nur die Kausalität, wie Kant sie verstanden hat, ist die Energie nur die Relation zwischen Ursache und Wirkung, so bezieht sich der Energiebegriff nur auf Erscheinungen, ist nur eine Menschenvorstellung, sagt gar nichts aus über die wirkliche Natur. Weil wir es bei unseren Werkzeugen und Maschinen, bei unseren Chemischen Fabriken und bei Elektrischen Centralen, beim Kalendermachen und bei Wetterprognosen einzig und allein mit Erscheinungen zu thun haben, darum kommen wir auf allen diesen Gebieten mit dem Energiebegriff und der Lehre von der Erhaltung der Energie recht gut aus. Nach dem Ding-an-sich der Naturerscheinungen fragen die Naturforscher und die Techniker nicht. Nur heimlich meinen sie, durch den Energiebegriff ins Innere der Natur gedrungen zu sein. Wenn wir aber diesen Begriff auf das geistige Leben anwenden, das uns unmittelbar so viel besser bekannt vorkommt als die Naturerscheinungen, so begehen wir den groben Doppelfehler, daß wir die Menschenvorstellung der Relation für eine Erklärung der wirklichen Natur halten und daß wir darum wieder einmal das Ding-an-sich entdeckt zu haben glauben, wenn wir es eine Energieform nennen.

Meersburg am Bodensee. Fritz Mauthner.

Moderne Menschen.

In Nummer 23 der „Zukunft" hat Herr Adolf Damaschke meinen Berliner Roman „Moderne Menschen" einer Besprechung gewürdigt. Daß er der Sache einen solchen Umfang widmet, beweist, welche Wichtigkeit er ihr beilegt, und schmeichelt mir. Daß ich das Gegenteil seines Wohlgefallens herausforderte, bedaure ich, da ich nach Kräften jedem Menschen eitel Freude mache. Doch kann man es als Sittenschilderer niemals Allen recht machen und muß zufrieden sein, wenn man nur von einer Seite verhauen wird. Wer Hiebe fürchtet, soll nicht literiren, sondern ein anderes Metier ergreifen. Ich möchte nun nicht wider den Stachel löcken, keine schönanstehende sittliche Entrüstung evomiren, mich auch nicht streitbar auf Erörterungen einlassen, sintemal ein Anhänger heutiger Bodenwirtschaft und ein Bodenreformer so wenig zusammenkommen können wie ein Vollblutagrarier und ein Sozialdemokrat. Aber gegen eine Entgleisung des Herrn Damaschke muß ich mich wehren, weil sie mir gegen den Strich geht. Der Herr behauptet, ich lasse in meinem Buch „das Beamtenthum als einen Herd der Fäulniß erscheinen!" Halloh, Herr Damaschke, wo steht Das? Sie führen zwar einige scheinbare Belege an. Aber der von Ihnen erwähnte Sachverständige in Bausachen (bei der Hypothekenschiebung) ist nirgends als Beamter ausgegeben. Den Dezernenten im Ministerium habe ich geschildert, wie er das Angriffsobjekt eines Bubenstücks wird, für die Weststrecke in Tegel aber erst eintritt, als die große Beisteuer des Gutsherrn sie als die wohlfeilere erscheinen läßt. Der Minister selbst erkennt in meiner Schilderung diesen Umstand an und überzeugt sich, daß auch seine anderen Beamten, trotz allen Preßangriffen, schuldlos sind. Was aber ist in meiner Darstellung gegen den Generaladjutanten einzuwenden, der nur aus idealem Interesse an einer großgedachten, durch Intrigue gefährdeten Sache eine Allerhöchste Entscheidung klug herbeiführt? Bleibt also außer einer Bagatelle nur der Landmesser, der seinem Schwager eine Staatsabsicht tippt, damit die beiden Schlingel Nutzen daraus ziehen. Tant de bruit pour une omelette! Dagegen ist Herrn Adolf Damaschke in meinem Roman leider eine andere Stelle entgangen. Ich lasse dort die Tante Voß über die tegeler Sache sagen: „Das preußische Beamtenthum sei das beste und zuverlässigste der Welt. Das Vertrauen des Volkes müsse ihm um jeden Preis erhalten werden." Das ist auch meine Meinung vom preußischen Beamtenthum, Herr Damaschke. Franz Hermann Meißner.

Wie gemüthlich im Terrainspekulantenjargon die That des meineidigen Landmessers erscheint: Pah, une omelette! Ein anderer Bruch des Dienstgeheimnisses wird direkt als „Bagatelle" abgethan. Da erübrigt sich jede sachliche Entgegnung. Und was sollen auch „moderne" Menschen dagegen einwenden, daß ein Generaladjutant des Deutschen Kaisers „ein Freund" von Terrainspekulanten ist, die mit gefälschten Unterschriften auf erschwindelten Briefbogen arbeiten, und daß er in

ihrem Interesse die Entschließung seines Herrn „klug“ leitet? Die Grunewaldspekulation eine „großgedachte“ Sache? Der moderne Held hat allerdings die Unverfrorenheit, dem deutschen Reichskanzler Etwas davon vorzudeklamiren; aber sobald er allein ist, fällt die Maske: „Daß man ihm dabei in seine Karten blicken und das Bombengeschäft in der Sache wittern würde, war nicht zu fürchten.“

Die Entgegnung giebt mir aber willkommenen Anlaß zu einer nothwendigen Ergänzung. Voraussetzung der ungeheuren Preissteigerung unsres Großstadtbodens sind die siegreichen Kriege von 1866 und 1870 gewesen. Unser alter Adolph Wagner hat diesen Zusammenhang ergreifend in seiner berühmten Rede „Wohnungnoth und städtische Bodenfrage“ geschildert. In Meißners „Kulturgemälde“ darf natürlich auch einer jener Soldaten, die auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs gefochten haben, nicht fehlen. Mit feinem Takt läßt Meißner ihn den Namen „Korilla“ führen. Man höre nun, wie dieser deutsche Krieger vor seinen Freunden seine Soldatenehre bewerthet. Als er einst Billetkontroleur am Waterlootheater gewesen, sei er eines Abends etwas zu früh gekommen. „Unser Direkter, der dicke Bäckler, rennt wie'n jereizter Bulle den Korridor immer uff un ab. Jedesmal, wenn er dabei an mir vorbeikommt, jlupscht er mir an, det mir schwul wird. Mit Eens bleibt er vor mir stehen, kiekt mir so recht jiftig an und meent: ‚Korilla,‘ sagt er, ‚mir is heute 'ne Laus über de Leber jeloofen; an irgendeenen muß ick meinen Zorn loslassen. Sie haben so'n Backpfeifenjesicht, Korilla; kann ick Ihnen vor'n Dhaler Eene runterhauen?‘ Ich denke, mir soll der Affe lausen, wie ick det höre. ‚Herr Direkter,‘ sage ick stramm, ‚mir 'ne Ohrfeije jeben lassen? Ick bin jedienter Soldat und det muß ick mir 'ne Viertelstunde überlejen.‘ ‚Ueberlejen Sie sich det, Korilla,‘ sagte der Olle, ‚aber 'n Bisken fix, det Theater fängt jleich an.‘ Denn jeht er wieder uff und ab und schielt immer nach mir, det ick mir schwul denke, Den kommste nich mehr weg. ‚Nu?‘ fragt er nach 'ne Weile. ‚Herr Direkter,‘ sag ick, ‚det is nu allens janz schön; aber ick bin'n jedienter Soldat un Jefreiter bei die Kistenartillerie jewesen un habe zwee Feldzüje mitjemacht; nee, det jeht mer sozusagen jejen meine Soldatenehre, — wenigstens aber müssen Se mir schonst zwee Dhaler davor jeben.‘ ‚Na, daruff soll 't mir nich ankommen‘, sacht er, holt sein Portofölch raus, nimmt zwee harte Dhaler in de Hand und meent janz jiftig: ‚Det sag' ick Ihnen aber, Korilla, bei zwee Dhaler dürfen Se nich mit de Wimper zucken, sonst kriejen Se uff de andere Seite ooch noch eene rinjehauen.‘ Eh' ick mirt nu versehe, habe ick links 'n Ding int Jesichte hängen, det mir braun un blau vor de Oogen wird un ick denke, Ostern und Pfingsten fällt uff eenen Dag. Kaum fühl' ick, det er mir die Dhaler in die Hand drückt, da schießt mer ooch schon die rote Suppe aus de Neese.“ Mich sollte es nicht wundern, wenn Leitartikelschreiber der französischen oder englischen chauvinistischen Presse ihren Lesern das Wesen deutscher Soldatenehre einmal nach diesem Roman schilderten. Adolf Damaschke.

Ein Brief.

Am neunzehnten März hat Herr Karl Jentsch hier (unter dem Titel „Gegen Darwin“) einen Artikel veröffentlicht, über dessen Echo er jetzt schreibt:

Verehrter Herr Harden!

Schade, daß Raumverhältnisse Sie genöthigt haben, meinem Artikel „Gegen Darwin“ den Kopf abzuhacken; der „Haß gegen die Bibel“ macht so, gleich Hegels Absolutem, den Eindruck des aus der Pistole Geschossenen. Ich hatte an einen Ausspruch von Döllingers Intimus, Heinrich Reusch, erinnert: Herr Karl Vogt will die weißen und die schwarzen Menschen nicht von einem Ahnen abstammen lassen, nicht aus Haß gegen die Schwarzen, sondern aus Haß gegen die Bibel; dafür giebt er den Menschen und den Affen den selben Stammvater, nicht aus Liebe zu den Affen, sondern wiederum nur aus Haß gegen die Bibel. Mit diesem Diktum, bemerkte ich, sei ein großer Theil (nicht allein der modernen Wissenschaft, sondern auch) der modernen Politik charakterisirt; und daran schloß sich der Satz: dieser Haß gegen die Bibel sei ursprünglich Haß gegen die Klerisei gewesen. Der Aufsatz hat mir einige interessante Zuschriften und Sendungen eingetragen. Aus dem langen, sehr scharfsinnigen Schreiben des Herrn Matwici Iwanowich in Prag verdient Zweierlei hervorgehoben zu werden. Er sagt, daß uns die Annahme eines persönlichen Gottes eben so wenig zur Entschleierung des Geheimnisses des Daseins verhelfe wie die physikalischen Hypothesen der Schwerkraft und der Gravitation; daß sich die Vorstellung eines ewigen Gottes mit der einer Schöpfung, also eines in der Zeit sich ereignenden Aktes, nicht vereinigen lasse; daß freilich auch die Annahme eines ewigen Weltprozesses zu der Folgerung nöthige, Das, was wir jetzt geschehen sehen, müsse eigentlich schon längst abgelaufen sein, daß es darum überhaupt keinen Sinn habe, zu fragen, wie es zugehe, daß Etwas da ist und daß die Dinge so und nicht anders sind. Die Welt ist da, nehmt sie, wie sie ist, Punktum! Darauf ist zu erwidern: Das ist Nietzsches Standpunkt, von dem ich gesagt habe, er sei berechtigt, aber nicht für Jedermann passend; von Entschleierung des Geheimnisses des Daseins könne keine Rede sein; hier handle sichs nur um Hypothesen, welche die Erscheinungen und die Weltbegebenheiten zu einer den Kausalitätstrieb, das Gemüth und die praktischen Bedürfnisse befriedigenden Weltanschauung verknüpfen; die Vorstellungen „Zeit“ und „Ewigkeit“ seien beide nothwendig, noch keinem Menschen aber sei gelungen und keinem könne je gelingen, die Zeit in die Ewigkeit einzufügen (Nietzsche hat die Schwierigkeit mit dem der alten Philosophie entlehnten gräulichen Gedanken der ewigen Wiederkehr zu lösen versucht); endlich, daß der scharfsinnige Kant die Schöp-

fung der Welt durch Gott vertheidigt hat. (Arnoldts gesammelte Schriften Band V, Kritische Exkurse im Gebiete der Kantforschung, bei Bruno Cassirer in Berlin, 1909, Seite 112.) Das Schweinebeispiel des Grafen Arnim findet Herr Iwanowich zu graß. Ich gestehe gern zu, daß es sehr anfechtbar ist. Ich habe es nur dazu benützt, auf eine recht drastische Weise die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen; die Stichhaltigkeit der gesammten Beweisführung des Grafen hängt nicht davon ab, ob sein Einfall gelungen oder mißlungen ist. Experimente mit Zuchtthieren, meint Herr Iwanowich, könnten überhaupt gegen Malthus nichts beweisen; „aber jede Millionenstadt Europas, in der täglich mindestens zwei Menschen Hungers sterben, ist ein Beweis für das Gesetz der Zuchtwahl, da die Weltstadt trotz ganzen Hekatomben Untergegangener (nicht vielmehr im Sinne des Malthusianismus eben durch diese Vernichtung?) die beste Zuchtstätte des Menschengeschlechts ist.“ Nein: Das ist sie nicht. Sie würde vielmehr aussterben, wenn ihr die Dörfer und die Kleinstädte nicht fortwährend frisches Futter für ihren Menschenfraß lieferten. Die Auslese, die sich in der Großstadt vollzieht, hat mit Züchtung und Darwinismus (um diesen, nicht um den Malthusianismus, handelt es sich in des Grafen Buch) nicht das Mindeste zu schaffen. Sie besteht darin, daß der hier verschärfte Konkurrenzkampf solche Individuen vernichtet, die sich noch hätten über Wasser halten können, wenn sie daheim geblieben wären, wo sie von Familie, Nachbarschaft, Freundschaft, Gemeinde gestützt worden wären; daß dagegen die von der Natur gut Ausgerüsteten höher steigen, als sie daheim hätten steigen können, weil der Konkurrenzkampf sie zwingt und die tausenderlei Hilfsmittel der Großstadt ihnen ermöglichen, alle ihre Anlagen zu entfalten und alle ihre Kräfte aufs Aeußerste anzuspannen. Aber gezüchtet wird nichts. Der emporgekommene Großkaufmann zeugt nicht einen ganzen Stammbaum geschäftlicher Genies, sondern meist nur Verzehrer des von ihm gesammelten Vermögens; Dynastien wie die Fugger, die Rothschilds sind selten. Die politischen Dynastien sind zahlreicher, aber ihre Glieder sind meist nicht genial, sondern nur Menschen mittlerer Tüchtigkeit; und nicht in der Großstadtluft, sondern auf ihren Landgütern sind die Hohenzollern herangereift (Großstadtluft heutiger Art hat nicht einmal Friedrich der Zweite, geschweige denn der Große Kurfürst geathmet), wie sich denn überhaupt die Familien der Landedelleute und der Bauern am Besten und Längsten erhalten. Die wissenschaftlichen und künstlerischen Genies aber zeugen nicht wieder Genies bis ins tausendste Glied, sondern im besten Fall anständige Mittelmäßigkeiten und manchmal Trottel; nicht wenige bleiben ledig. Uebrigens sind von den bekannten Großgeistern die meisten nicht aus Großstädten, sondern aus Dörfern oder Kleinstädten hervorgegangen. Und gelänge der Großstadt einmal die Züchtung einer Dynastie großer Forscher, Maler oder Poeten, so würde die doch nur eine besonders feine Spielart des homo sapiens Linné, keine neue Thierart sein, also für Darwin gar nichts beweisen.

Herr cand. jur. Otto Halpert in Breslau schreibt mir, was der Graf Arnim sage, sei schon in dem Werke „Person und Sache, System der philosophischen Weltanschauung“ vom Professor der Psychologie William Stern in Breslau enthalten. Herr Halpert empfiehlt mir dieses Werk, das ich noch nicht kenne, als „die konsequenteste [gelungenste?] Versöhnung der alten Weltanschauung mit der neuen“. Ich werde nicht versäumen, das Werk zu studiren, sobald ich die Zeit dazu finde. Ein gründlicher Kenner Spaniens, Herr Professor Dr. Rudolf Leonhard in München, schickt mir sein Quellenwerk „Agrarpolitik und Agrarreform in Spanien unter Karl dem Dritten“ (München, J. Schweitzer Verlag, 1909), über das ich an einem anderen Ort zu berichten gedenke. Eine anonyme fromme Seele endlich hat aus dem Aufsatz die Hoffnung geschöpft, daß ich in den Schoß der Katholischen Kirche zurückkehren werde. Die Kirche Christi habe ich, wie Jeder, der mein Leben kennt, weiß, niemals verlassen; die von irgendeiner Orthodoxie gesteckten Grenzpfähle beachte ich nicht.

Mit besten Grüßen bin ich

Neiße. Ihr ergebenster Karl Jentsch.

Tauschgeschäfte.

Einst lebten die Kohlen- und Eisenwerke von der Konjunktur. Heute ziehen sie die Blicke auf sich, wenn neue Aktien ausgegeben werden und ein Star mitwirkt. Einer der hellsten Sterne heißt Hugo Stinnes. Für Einen, der im Jahr 1870 geboren wurde, hat er aller Achtung Werthes geleistet. Die kleine Stadt Mülheim an der Ruhr ist seine und Thyssens Heimath. Zweier Männer, auf die wir stolz sein dürfen. August Thyssen scheint sich wieder ganz wohl zu fühlen. Neulich wurde sein Name mit dem genial angelegten Plan eines Gastrusts in Verbindung gebracht. Und Stinnes interessirte wieder einmal als Vorsitzender des Aufsichtrathes der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerkgesellschaft. Dieser Mann konnte, wie ein Veilchen, im Verborgenen blühen; wenn er wollte. Die Rhederfirma Matthias Stinnes, der er bis ins zweiundzwanzigste Lebensjahr als Prokurist angehörte, hätte ihm ruhiges Glück gewährt; auch die Stinneszechen wären im Stillen zu leiten gewesen. Deutsch-Luxemburg aber lebt nicht leise. Erst sorgte Dernburg dafür, daß man von ihm sprach; jetzt kann Stinnes, der eigentliche Leiter der Gesellschaft, sich den Augen nicht verbergen. Der September 1908 brachte die Verbindung mit Luise Tiefbau. Das Aktienkapital wurde von 24 auf 42 Millionen erhöht und eine Anleihe von 8 Millionen aufgenommen. Die neuen

Mittel dienten zum Erwerb der Zeche Luise Tiefbau und zur Abstoßung von rund 20 Millionen Mark Bankschulden. Hugo Stinnes wurde seine Tiefbauaktien los; aber Deutsch-Lux hatte nicht viel davon und man fragte: „Muß Luxemburg sich eine Last neuer Papiere aufbürden, um das nicht sehr verlockende dortmunder Bergwerk zu erwerben?“ Doch die Verbreiterung der Kohlenbasis von Deutsch-Lux, die Vermehrung seiner Koksproduktion, der zu erwartende günstige Einfluß auf die Roheisenherstellung: die Sache war schnell fertig. Ein Jahr danach wurde das Aktienkapital von Deutsch-Lux wieder um 8 (auf 50) Millionen erhöht. Dieses war der zweite Streich; doch der dritte folgt sogleich. Am neunzehnten März wurde der Beschluß verkündet, das Grundkapital der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerkgesellschaft um 15 (auf 65) Millionen zu erhöhen. Zweck der Uebung: Erwerb der Hälfte des Kapitals der Saar- und Moselbergwerkgesellschaft in Karlingen; Ankauf von 1000 Kuxen der Gewerkschaft Kaiser Friedrich in Barop; Verwerthung von Erzkonzessionen im In- und Ausland. Plaudite, amici! Die Saar- und Moselgesellschaft ist noch interessanter als Luise Tiefbau. Ein Unternehmen, das seit zehn Jahren keine Dividenden mehr gezahlt und einen erfolglosen Sanirungversuch hinter sich hat. Die Gesellschaft wurde um die Jahrhundertwende von Thyssen, Stinnes und der Dresdener Bank germanisirt. Bis dahin war sie eine gut französische Lothringerin, die über einen ausgedehnten Besitz von Kohlenfeldern verfügte. Die „Ueberleitung“ von 10 Millionen des 21 Millionen betragenden Aktienkapitals auf Deutsch-Luxemburg wird den Aktionären keinen allzu heftigen Trennungschmerz bereiten. Deutsch-Lux zahlt für 10 Millionen Saar- und Moselaktien volle 10 Millionen eigener Aktien. Das heißt: Der Kaufpreis beträgt 212 Prozent weniger 12 Prozent (da die Dividendenberechtigung der neuen Aktien am ersten Juli 1911 beginnt, also zweimal je 10 Prozent minus je 4 Prozent Stückzinsen abzuziehen sind, wenn Deutsch-Lux noch zweimal 10 Prozent Dividende giebt), also rund 200 Prozent. Die Saar- und Moselaktie wird nicht notirt; ihr Kurswerth ist deshalb nicht leicht zu berechnen. Daß er die Parigrenze nicht weit überschreitet (die Jungen Aktien der letzten Emission wurden zu 102 den Aktionären angeboten), beweisen die Erträge des Unternehmens. Für ein solches Papier werden 200 Prozent gezahlt. Wer über den Erwerb von Luise Tiefbau schalt, muß gestehen, daß er zu früh die Grenze des Möglichen erreicht glaubte. Luise stand damals auf 102, Deutsch-Lux auf 158. Für 3000 Mark Tiefbau gabs 2000 Mark Deutsch-Lux, für 3006 Mark also 3160. Heute giebts 1000 Mark für 2000. Meinen die Manager, daß nach der Verwässerung des Kapitals Deutsch-Luxemburg schließlich wieder auf 100 kommen wird?

Den Aktionären wird erzählt, daß die Verbindung mit der Saar- und Moselgesellschaft eine Frachtersparniß von 4½ Mark für die Tonne ermöglicht und daß die Uebernahme der anderen Hälfte des Aktienkapitals durch die Firma Thyssen & Co. die gute Qualität des

Geschäftes verbürgt. Doch wenn Thyssen beschließt, seinen Besitz an Saar- und Moselaktien abzurunden, so hat er gewiß seine Privatgründe. Die Gewerkschaft Deutscher Kaiser (Thyssen) ist mit Deutsch-Lux nicht identisch. Die Aktionäre stehen vor einem fait accompli und müssen sich der Autorität beugen. Ists erlaubt, den Kopf zu schütteln? Deutsch-Lux hat vom ersten Juli 1911 an ein Aktienkapital von 65 Millionen und 33 Millionen fundirte Schulden, zusammen fast 100 Millionen, zu verzinsen. Wird es bei 10 Prozent Dividende bleiben? Aus dem Erlös der 3½ Millionen Mark Bar-Aktien werden der Gesellschaft, unter der Voraussetzung eines Kurses von 200, etwa 6,60 Millionen zufließen. Man sollte annehmen, daß damit der Bedarf an disponiblen Mitteln für ein Weilchen gedeckt wäre.

Deutsch-Lux, Phoenix, Gelsenkirchen: Das sind die Schöpfungen des Genies, von denen manchmal mehr gesprochen wird, als der Gesundheit der Aktien gut ist. Der Bochumer Verein: da giebts keine Sensationen. Nur einmal im Jahr steigt auch hier eine Rakete auf: beim berühmten Diner nach der Generalversammlung, das die obligate Nachtischrede des Generaldirektors Baare bringt. Da hört man Etwas über die Aussichten der nächsten Zeit. Der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation war in der Ausbeutung von Emissionchancen bescheiden. Die Jagd nach dem Agio wurde hier nicht zur Liebhaberei. Die Ausgabe neuer Aktien wirkt denn auch als Ueberraschung. Allerdings gehts dabei knapp zu. Gut bürgerlich, ohne Protzenmenu. Nach zehnjähriger Pause erhöht der Bochumer Verein sein Kapital (um 4,80) auf 30 Millionen. Mit so niedriger Aktiensumme ist heute kein Staat mehr zu machen. Nach der Ueberschreitung der Hundertmillionengrenze ist man auch im Montangewerbe schon jenseits von Gut und Böse. Was diesseits blieb, muß sich gefallen lassen, als Außenseiter angesehen zu werden. Der Bochumer Verein könnte solche Schätzung ertragen; der größte Teil der Aktien ist hier wirklich in „festen" Händen. Die Familie Baare sorgt für ein sicheres Fundament.

Alle Finanzgeschäfte werden von dem Schicksal des Eisen- und Kohlenmarktes determinirt. Man hört noch nicht viel Aufmunterndes. Das Kohlensyndikat hat zwar die Ausfuhrvergütung auf Roheisen vom ersten April ab gekündigt. Das ist aber nur ein platonischer Beweis für die Hebung des Absatzes im Eisengewerbe. Vielleicht gar nur ein taktisches Mittel, um gewisse Reibungen zwischen Westen und Osten zu beseitigen. Da hat sich nämlich Einiges zugetragen, was auch ins Kapitel von der Individualleistung gehört. Das Eisenwerk Kraft in Kratzwiek bei Stettin, die Hochburg des gewaltigen Syndikatgegners Henckel-Donnersmarck, hat sich dem Oberschlesischen Roheisensyndikat angeschlossen, das sich nun in ein Ostdeutsches Syndikat umwandelt. Henckel ist der Vernichter des Rheinisch-Westfälischen Roheisensyndikats. Er schuf das trotzige Kraftwerk an der Wasserkante, gewann sich als zweite Operationbasis die Niederrheinische Hütte und wurde der größte Outsider. Das Kohlensyndikat mußte sich ihm beugen; und die

Reorganisation der Roheisenerzeugung in Rheinland-Westfalen war unmöglich, so lange der Kraftfürst sich der Einigung widersetzte. Der Westen hat ohne Syndikat keine besseren Geschäfte gemacht als mit dem mangelhaften Kartell, dem das Kraftwerk den Gnadenstoß gab. Ein neuer Zusammenschluß wurde von vielen Seiten gewünscht, war aber undenkbar, wenn der Fürst nicht mitthat. Nun hat sich die Situation geändert. Das Kraftwerk (und nach ihm das Hochofenwerk Lübeck, das sich als Outsider auch unangenehm bemerkbar machte) hat sich einem Syndikat angeschlossen; aber nicht im Westen, sondern im Osten. Fürst Donnersmarck bleibt der Fahne der Oberschlesier treu; leiht ihnen sogar seinen starken Arm zum Kampf gegen den Westen. Der Osten war einem Wettkampf mit dem westfälischen Rivalen nicht gewachsen. Der sitzt im Fett, hat die großen Wasserstraßen und potente Abnehmer. Den Leuten im Osten gehts nicht so gut. Rußland und Oesterreich sind Märkte, auf die nicht immer zu zählen ist. Wies trifft: mal so, mal anders. Meist aber anders. Und nach dem Westen und darüber hinaus sind die Transportkosten zu hoch. Aus dem Mund oberschlesischer Eisenleute hört man selten ein frohes Wort. Hilger von der Laurahütte und Uthemann von Georg Giesches Erben zerstörten jeden Keim einer neuen Hoffnung. Geheimrath Uthemann erklärte klipp und klar, der oberschlesischen Montanindustrie gehe es viel schlechter, als die „weite Oeffentlichkeit wisse oder überhaupt nur wissen wolle“. Nun ist das Ostdeutsche Roheisensyndikat mit dem Kraftwerk und dem Hochofenwerk Lübeck geschaffen und bietet Oberschlesien die Möglichkeit, sich den Westfalen endlich in starker Rüstung zu zeigen. Durch Stettin und Lübeck ist eine Verbindung mit der See und eine Passage nach dem Westen gesichert. Aus zwei gewichtigen Konkurrenten sind Mitkämpfer geworden; und schon die Beseitigung der Gegnerschaft bietet den Oestlichen einen Vortheil. Guido Henckel ließ sich natürlich nicht nur von den Gefühlen der Landsmannschaft leiten, als er seine Freiheit dem Oberschlesischen Roheisensyndikat zum Opfer brachte. Er schaffte sich selbst einen kräftigen Rückhalt, ohne den ihm vielleicht auf die Dauer doch nicht geglückt wäre, seine splendid isolation im Westen aufrechtzuerhalten. Wie werden die westlichen Werke sich zu dem Ostdeutschen Syndikat stellen? Werden sie eine Verständigung mit ihm suchen und die Schaffung eines gemeinsamen deutschen Roheisensyndikats ermöglichen oder, zur Abwehr, ein neues rheinisch-westfälisches Kartell bilden? Die Montanindustrie bleibt im Wirbel neuer Probleme. Noch immer fehlt die bündige Beantwortung der Kartellfrage; und auf die Einzelleistung können es höchstens die stärksten Potenzen ankommen lassen. Irgendwo muß dem Anlagekapital eine neue Quelle anständiger Zinsen gefunden werden; und viele Montangesellschaften können auf die Entdeckung nicht allzu lange mehr warten.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater.

Allabendlich 8 Uhr:

Halloh!!!

Die grosse Revue!

Humorist.-sat. Jahresrevue in 10 Bildern v. Jul. Freund. Musik v. P. Lincke. In Szene ges. v. Dir. Rich. Schultz. Tänze v. Willi Bishop.

Thalia-Theater.

Dresdenerstr. 72/73. 8 Uhr.
Täglich: Novität!

Die Dorfkomtesse.

Operette in 3 Akten von Pordess Milo und Urban.
Musik von R. Danziger.

Chat noir

Friedrichstr. 165. Ecke Behrenstr.
Tägl. 11—2 Uhr Nachts.
Dir. Rudolph Nelson
Das neue Programm
Milla Barry a. G.
Fritz Grünbaum, Theo Körner etc.

Arkadia Behrenstr. 55-57
Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag.

Im neuerbauten Jägerstr. 63a „Moulin rouge“
Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Gebr. Herrnfeld Theater

III. Serie des Herrnfeld-Cyklus:

Die beiden Bindelbands.

Die Orig.-Klabriaspartie

mit Anton und Donat Herrnfeld.
Anfang 8 Uhr. Vorverkauf 11—2 Uhr.

Kleines Theater.

Abends 8 Uhr:
Freitag, 8. April:
Sonnabend, 9. „
Sonntag, 10. „
Montag, 11. „
} **Luxuszug.**
Sonntag, d. 10. April, nachm. 3 Uhr: **Moral.**

Neues Operetten-Theater

8 Uhr abends:

Der Graf von Luxemburg.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Eheschliessung in England

durch „Mars“ Berlin W., Linkstrasse 9 (Potsd. Platz). Tel. 6a, 18848, diskret, Logis i. London b. deutschem Hauswirt. Honorar mässig, keine Schwierigk., rechtsgültig in allen Staaten. Korresp. in allen Sprachen.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Frauen-Zukunft. Vom zweiten Quartal d. J. ab erscheint im Frauenverlage unter dem Titel „Frauen-Zukunft“, in einem Umfange von 70 bis 100 Seiten im Quartformat, eine vornehme literarisch-wissenschaftliche Monatsschrift, die alle Kulturprobleme der Frauenfrage im weitesten Sinne umfassen soll. Die Zeitschrift wird im Stile einer grossen internationalen Revue gehalten sein. Sie wird wissenschaftliche, belletristische und essayistische Beiträge enthalten. Sie zählt zu ihren Mitarbeitern die besten Namen der schönen und der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands und des Auslandes, Männer wie Frauen. Ihre Mitarbeit haben u. a. zugesagt: Georg Brandes, Lily Braun, Oscar Ewald, August Forel, Ludwig Geiger, Hellmuth von Gerlach, Bernhard Kellermann, Graf Hermann Keyserling, Josef Kohler, Paul Laband, Karl Lamprecht, Konrad Lange, Samuel Lublinski, Rosa Mayreder, Richard M. Meyer, Robert Michels, Oda Olberg, Roda-Roda, Helene Simon, Werner Sombart, Franz Staudinger, Ludwig Stein, Ferdinand Tönnies, Alfred Vierkandt, Jakob Wassermann, Leopoldo Wiese, Leon Zeitlin. Die Zeitschrift ist kein Organ der Frauenbewegung, sondern sie will dem freien Gedankenaustausch aller Frauen und Männer dienen, die in literarischer oder wissenschaftlicher Form Neues und Eigenes über die Frau zu sagen haben.

Zur gefälligen Beachtung!

Der heutigen Nummer liegen 2 Prospekte bei, und zwar von der Firma
Julius Hoffmann, Verlag in **Stuttgart,**
über das in diesem Verlag soeben erschienene Werk „F. not, die Lehre vom Glück“, sowie einer vom
Gummiwerk Oberspree G. m. b. H. in Berlin N. 4,
Wir empfehlen beide Prospekte der aufmerksamen Beachtung unserer werten Leser.

WELT-DETEKTIV

PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 Ci. Nähe Friedrichstr. Tel.: I, 3571.

Beobachtungen, Ermittelungen in allen Vertrauenssachen.

Heirats-Auskünfte *über Vorleb., Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermög., Einkomm., Gesundheit etc. von Personen an all. Plätz. d. Erde.* DISCRET. GESCHÄFTS-CREDIT-AUSKÜNFTE EINZELN U. IM ABONNEMENT. GRÖSSTE INANSPRUCHNAHME!

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Aktiengesellschaft für Grundbesitz-verwertung

Amt VI, 6095 — Amt VI, 6095

BERLIN SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt.

Terrains :: Baustellen :: Parzellierungen

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Bibel der Hölle

„**Das tollste Buch der Weltliteratur**" etc. nennt die Presse d. **1. deutsche** Ausgabe v.

Der Hexenhammer

verf. v. **Jac. Sprenger** u. **Heinr. Institoris.** 1489 latein. erschienen. 3 Bde. 796 Seiten. br. **20 M.**, geb. **24 M. Einzeln käufl.** I. 6 M. geb. 7,25 M. II. 8 M., geb. 9,50 M., III. 6 M. geb. 7,25 M. „Tollste Ausgeburt menschl. Wahnwitzes, menschl. Grausamkeit! Nichts Tolleres als diese Erzählungen v. Hexen, Teufel u. Aberglaub.! Und doch ein **erstklassiges Kulturdokument!**"

Ausführl. Verzeichnisse von **kultur-** und **sittengeschichtl.** Werken gratis frco.

H. Barsdorf, Berlin W. 30, Aschaffenburgerstr. 16 I.

Schriftstellern

bietet sich vorteilh. Gelegenheit zur **Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.** Anfragen an d. **Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 01.**

Die rationelle Behandlung der

Nervenschwäche

von Dr. med. Kaplan.

Preis 1,50 Mk. durch jede Buchhandlung.

Kalasiris

D. R. P. ...

Damen, die sich ...
elegant, modegemäss ...
wollen, tragen „Kalasiris" ...
Grösste Leichtigkeit ...
Vorzügl. Halt ...
freie Atmung ...
Für jeden ...
Damen ...

Schlafe patent

Jaekel-

Aktiengesellschaft für chemische Produkte

vormals H. Scheidemandel

Berlin

Bilanz-Konto per 30. September 1909

Aktiva	M.	pf
Grundstücke, Gebäude, Fabrik u. Kontor-Einr. .	6 747 333	34
Kassa	56 984	84
Wechsel	887	63
Kautions-Effekten	28 814	37
33 215 Stück Aktien der Actiengesellschaft für chem. Industrie in Wien Nom. Kr 13 286 000 — . .	2 947 638	30
Industrie-Werte in Akt. .	55 870	40
Beteiligung an Gesellchaft. mit beschr. Haftung . .	242 800	—
Debitoren	2 538 556	79
Bankenguthaben	1 785 135	06
Avale	49 050	—
Waren- u. Materialvorräte	2 270 753	59
	16 723 824	32

Passiva	M	pf
Aktienkapital	6 000 000	—
Reservefonds	548 400	—
Spezial-Reservefonds I . .	450 000	—
5 % ige Anleihe aus 1909 .	3 000 000	—
Restkaufpreis auf erworbene Fabriken	2 535 194	—
Hypotheken und Partial-Obligationen	263 343	48
Unbehobene Dividenden .	1 890	—
Kreditoren	900 630	96
Bankenschulden	1 012 340	45
Bank-Avale	49 050	—
Gewinn- u. Verlust-Konto Gewinn . . . 1 688 592.40 Abschreibung. 325 616.97	1 362 975	43
	16 723 824	32

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1908/09

Soll	M.	pf
Fabrikationskost.-Konto .	5 915 634	68
Allgemein. Spesen-Konto .	676 419	27
Steuern und Versicherung.	162 467	20
Reparaturen	169 870	17
Dubiose	1 326	17
Bilanz-Konto: Abschreibung. 325 616 97 Gewinn . . . 1 362 975 43	1 688 592	40
	8 614 309	89

Haben	M.	pf
Gewinnvortrag	58 308	94
Generalwaren-Konto . . .	8 336 645	94
Agio aus Begebung von 153 Aktien zu 200 % . .	153 000	—
Pacht und Miete	66 355	01
	8 614 309	89

Niederdeutsche Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Grundkapital 12 000 000 M.

Telephon 281, 282, 283, 284, 285 — **Dortmund.** — Telegr. Kommanditbank.

Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

unter kulanten Bedingungen, insbesondere:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung, An- und Verkauf von Aktien jeder Art, Kuxen und Obligationen, sowie Beleihung derselben. Annahme von Spar- u. Giroeinlagen. Kreditbriefe für In- u. Auslandsreisen.

Ständige Vertretung an den Industriebörsen Düsseldorf, Essen-Ruhr, Hannover und Hamburg.

Ausführliche Kurszettel für Kuxen und unnotierte Aktien und Obligationen stehen Interessenten auf Wunsch kostenfrei regelmässig Mittwochs zur Verfügung. — Unsere Filiale in Osnabrück betreibt als Spezialität die Erledigung amerikanischer Erbschaftsangelegenheiten sowie Auszahlungen in Amerika.

Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft A.-G.

Bilanz per 31. Dezember 1909

Aktiva.

	M.	pf
Kassen-, Coupons-, Sorten-Bestand u. Reichsbank-Giro-Guthaben	5 733 169	63
Wechsel-Bestand	29 818 268	37
Bestand an eigenen Wertpapieren	9 261 425	13
Guthaben bei Banken und Bankiers	7 718 029	65
Vorschüsse auf Wertpapiere	65 079 739	16
" " Waren	3 883 223	36
Nicht fällige Einzahlungen auf junge Aktien	5 223 540	50
Debitoren	114 226 591	29
Debitoren für Avale M. 9 301 673,32		
Beteiligungen an Gemeinschafts-Geschäften	4 097 668	57
Beteiligungen bei anderen Bankgeschäften	36 064 462	52
Immobilien: a) Geschäftshäuser einschl. Einrichtung abzügl. M. 361 412,50 Hypotheken	7 636 268	47
b) Sonstige Immobilien abzügl. M. 632 297,17 Hypotheken	1 795 722	56
	290 520 109	21

Passiva.

	M.	pf
Aktien-Kapital	95 000 000	—
Reservefonds I M. 16 675 000,—		
Reservefonds II „ 1 345 000,—	18 020 000	—
Akzepte	50 898 390	39
Depositen auf sechsmonatige und längere Kündigung M. 46 067 286,46		
Depositen auf kürzere Kündigung . . M. 15 992 590,19	62 059 876	65
Kreditoren	57 871 498	94
Avale . . . . M. 9 301 673,32		
Rückständige Dividendenscheine	3 090	—
Reingewinn	6 667 253	23
	290 520 109	21

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dez. 1909.

Debet.

	M.	pf
Verwaltungs-Unkosten	1 983 185	08
Steuern	609 721	17
Abschreibungen a. Debitoren	223 251	26
" " Immobilien-Konto	140 129	69
Reingewinn	6 667 253	23
	9 623 540	43

Kredit.

	M.	pf
Gewinn-Vortrag aus 1908	105 685	—
Zinsen einschl. Gewinn auf die Beteiligungen bei anderen Bankgeschäften	5 602 530	58
Provisionen	3 210 030	63
Gewinn auf Wertpapiere u. Gemeinschafts-Geschäfte	705 294	22
	9 623 540	43

Die in der heutigen Generalversammlung festgesetzte Dividende von **7%** ist mit M. 70,— für die Aktien à nom. M 1000,— und mit M. 35,— für die Aktien à nom. M. 500,— gegen Einlieferung des Dividendenscheines für 1909

bei den Kassen der Gesellschaft in Aachen, Coeln, Bonn, Godesberg, Neuwied, Coblenz, Traben-Trarbach, Düsseldorf, Ratingen, Neuss, M.-Gladbach, Viersen, Remscheid, Bielefeld, Bochum, Dortmund, Recklinghausen, Lippstadt, Gütersloh, Erkelenz, Kreuznach und Malmedy,

bei der Direktion der Disconto-Gesellschaft in Berlin, Frankfurt a. M., Bremen, Mainz und Wiesbaden, bei dem Bankhause Delbrück, Leo & Co. in Berlin, bei dem Bankhause Hardy & Co. G. m. b. H. in Berlin, bei dem Bankhause Joh. Ohligschlaeger G. m. b. H. in Aachen, bei dem Bankhause M. W. Koch & Co. in Frankfurt a. M., bei dem Barmer Bankverein Hinsberg, Fischer & Comp. in Barmen und dessen Zweigniederlassungen, bei der Süddeutschen Disconto-Gesellschaft A.-G. in Mannheim und deren Zweigniederlassungen, bei der Dürener Bank in Düren und deren Zweigniederlassungen in Euskirchen und Jülich, bei der Eschweiler Bank in Eschweiler, bei der Eupener Kredit-Bank in Eupen, bei der Krefelder Bank in Krefeld vom ***26. März 1910*** ab zahlbar.

Aachen, den 24. März 1910.

Der Vorstand.

Senff. Henn.

Hamburg-Amerika Linie

(Hamburg-Amerikanische Packetfahrt Aktien-Gesellschaft.)

Bilanz per 31. Dezember 1909

Aktiva.

	M.	pf
Bank- und Kassenbestand	809 609	45
Wechsel im Portefeuille	848	58
Darlehn an Banken etc.	20 583 029	10
Staats- und Wertpapiere u. Aktien fremder Gesel sch.	12 740 100	59
Beteiligung an anderen Gesellschaften	3 809 604	72
161 Seedampfer M. 194 250 000.— —: kontraktgemäß spät. zu zahlende Baugelder „ 6 300 000.—	187 950 000	—
8 Nordseedampfer, 7 Seeschlepper, 26 Flußdampfer, 50 Barkassen, 94 Leichter, 28 Schuten, 3 Getreideheber und diverse Fahrzeuge etc. für besondere Zwecke	8 597 720	—
Grundbesitz u. Hochbauten in Cuxhaven	290 000	—
Betriebsanlagen auf Kuhwärder	2 050 000	—
Sylter Südbahn	776 823	59
Verwaltungsgebäude u. deren Grundstücke M. 7 665 000.— davon hypothekar. Beschwerung „ 3 500 000.—	4 165 000	
Grundstück Unter den Linden 8, Berlin M. 2 550 000.— davon hypothekar. Beschwerung „ 1 500 000.—	1 050 000	—
Grundbesitz u. Gebäude in Nordamerika M. 15 689 159.91 davon hypothekar Beschwerung „ 8 409 159.91	7 280 000	—
Grundbesitz und Gebäude in Westindien	285 000	—
Grundbesitz und Gebäude in Ostasien	1 325 000	
Auswandererhallen in Hamburg	2 250 000	—
Arbeiter-Baracken	55 000	—
Pfahlgruppen, Brunshausen	190 000	—
Grundstücke i. Wilhelmsburg	300 000	—
Gebäude in den Grenz-Kontrollstationen	195 000	—
Mobiliar und Geräte	961 151	—
Schuppen i. Stettin, Havre etc.	7 052	—
Kohlen in Hamburg u. auswärtigen Häfen	251 814	[illegible]
Ausrüstungs-Magazin (Lagerbestand)	3 131 214	96
Feuerversicherung, in 1910 zu verrechnende Prämien	8 [illegible]	[illegible]
Diverse Debitores	6 935 910	80
Priorit.-Anleihe-Emissions-Konto	614 [illegible]	[illegible]
Effekten der Unterstützungskasse	106 280	[illegible]
Effekten der Veteranen-Stiftung d. Hamburg-Amerika Linie	356 [illegible]	[illegible]
Effekten des Garantiefonds der Arbeiter-Hilfskasse	200 000	
Effekten der Vorschußkasse für Beamte der Hamburg Amerika-Linie	41 [illegible]	[illegible]
	267 [illegible]	[illegible]

Passiva.

	M.	pf
Aktienkapital, 125 000 Aktien à M. 1 000	125 000 000	
4% I. Prioritätsanl. v. 1893 M. 15 000 000. davon amort. in 1894/1909 „ 6 000 000.—	9 000 000	
4½% II. Prioritäts-Anleihe von 1901 M. 27 500 000.— davon amort. in 1904/1909 „ 4 125 000.—	23 375 000	
4½% III. Prioritäts-Anleihe von 1905	13 000 000	—
4½% IV. Prioritäts-Anleihe von 1908	30 000 000	—
Reservefonds. Bestand am 1. Januar 1910	16 753 155	44
Erneuerungsfonds. Bestand am 1. Jan. 1909 M. 2 000 000. davon in 1909 entnommen für diverse Reparaturen „ 1 824 865.23 — M. 175 134.77 dazu: Übertrag vom Gewinn des Jahres 1909 laut § 21 der Statuten „ 1 824 865.23 — Bestand am 1. Januar 1910	2 000 000	
Reserve-Assekuranzfonds. Bestand am 1. Januar 1909 M. 14 324 189.86 dazu: ⅓ Anteil an ersparten Prämiengeldern laut § 25 der Statuten „ 1 681 111.84 — Bestand am 1. Januar 1910	16 005 301	70
Konkurrenzkampf Konto	2 000 000	
Agio-Steuer-Reserve-Konto	58 296	55
Rückständige ausgeloste Prioritäts-Oblig.	78 500	
Noch nicht eingelöste fällige Zinsscheine	30 285	
Noch nicht eingelöste fällige Dividendenscheine	14 135	
Unterstützungs-Kasse. Bestand am 1. Januar 1910	[illegible] 24 421	86
Veteranen-Stiftung der Hamburg-Amerika Linie. Bestand am 1. Januar 1910	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]
	[illegible]	[illegible]

HAMBURG, März 1910. — Der Vorstand.

Rechnungs-Abschluss

der

Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt zu Leipzig.

(Genehmigt in der Generalversammlung vom 30. März 1910.)

Bilanz-Conto 31. Dezember 1909.

Aktiva.		M.	pf
Kassa-Konto:			
Bare Kasse	M. 6 855 661,79		
Coupons und Sorten	„ 5 295 275,56		
Giro-Guthaben und Guthaben auf Post Scheck-Konto	„ 2 816 133,58	14 967 070	93
Wechsel-Konto:			
Mark-Wechsel	M. 60 066 923,29		
Devisen	„ 2 879 346,45	62 946 269	74
Guthaben bei Banken und Bankiers		5 894 473	66
Pfand-Konto (Lombards)		7 280 890	45
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		18 387 609	64
Effekten-Konto — eigene Wertpapiere einschliesslich M. 2000,— eigene 4%ige Pfandbriefe und M. 64 000,— eigene 3½%ige Pfandbriefe		24 458 859	90
Konsortial- und Finanzgeschäfte-Konto		9 958 160	45
Konto dauernder Beteiligungen		16 460 255	09
M. 14 633 378,— bei Banken			
„ 1 826 877,09 „ anderen Unternehmungen			
Debitoren in laufender Rechnung		197 864 666	99
Aval-Debitoren	M. 3 302 109,50		
Bankgebäude-Konto, Buchwert unserer Bankgebäude in Leipzig, Dresden, Altenburg, Bernburg, Chemnitz, Gera, Glauchau, Greiz, Grimma, Leopoldshall, Oschatz und Pirna		6 304 680	04
Immobilien-Konto		4 467 965	26
Mobiliar-Konto		420 884	91
Hypotheken-Konto		5 854 659	58
Pfandzinsen-Konto, ausstehende Pfandzinsen		10 616	30
Pfandbrief-Abteilung: Saldo der Aktiva		2 230 719	57
		377 507 782	51

Passiva.		M.	pf
Aktien-Kapital-Konto: Stück 100 000 Aktien à 300 M.	M. 30 000 000,—		
„ „ „ Stück 50 000 Aktien à 1200 M.	„ 60 000 000,—	90 000 000	—
Reservefonds-Konto I		31 150 000	—
Reservefonds-Konto II		6 350 000	—
Filialen-Reservefonds-Konto		448 468	44
Beamten-Pensionsfonds-Konto:			
Beamten-Pensionsfonds-Konto	M. 2 025 470,55		
Ergänzungsfonds-Konto	„ 108 825,60	2 134 296	15
Kreditoren in laufender Rechnung		112 384 140	26
Rechnungsbücher-Konto (Depositengelder)		76 739 566	75
Akzepte- und Scheck-Konto		46 935 643	69
Aval-Akzepte	M. 3 302 109,50		
Aktien-Dividende-Konto: noch unerhobene Dividende		19 807	50
Noch unerhobene Zinsen auf Rechnungsbücher		1 007 600	22
Konto pro Diverse: Kredit	M. 2 526 658,08		
Debet	„ 1 729 092,37	797 565	71
Konto a nuovo: noch zu bezahlende Provision und Courtage	M. 4 960,70		
noch zu bezahlende Handlungsunkosten	„ 8 293,60		
pränumerando empfang. Mietzinsen und noch zu bezahlende Bau-Reparaturen	„ 2 724,30	15 978	60
Gewinn- und Verlust-Konto		9 524 715	19
		377 507 782	51

Gewinn- und Verlust-Konto 31. Dezember 1909.

Debet.		M.	pf
Vergütete Zinsen im Konto-Korrent und auf Depositengelder		5 279 786	08
Courtage, Reichsstempel, verausgabte Provisionen usw.		128 051	67
Abgaben und Staatsaufsicht		865 157	95
Besoldungen und Remunerationen		1 750 158	20
Handlungsunkosten		1 026 252	79
Abschreibungen und Rückstellungen		376 973	42
Abschreibung auf Mobiliar-Konto		235 325	19
Filialen-Reservefonds-Konto		97 717	01
Reingewinn des 54. Rechnungsjahres		9 524 715	19
		19 284 137	50

Kredit.		M.	pf
Uebertrag vom vorigen Rechnungsjahre		262 881	19
Zinsen und Gewinn auf Mark-Wechsel	M. 2 775 185,64		
Zinsen und Gewinn auf Devisen	„ 319 638,40	3 094 824	04
Zinsen und Gewinn auf Effekten		2 424 877	66
Zinsen von Pfandgeschäften		356 761	92
Laufende Rechnungen, berechnete Zinsen		8 035 945	91
Vereinnahmte Provisionen		3 241 867	27
Zinsen auf Hypotheken ausserhalb der Pfandbrief-Abteilung		229 875	27
Agio-Gewinn		99 230	—
Ertrag der dauernden Beteiligungen		1 141 059	36
Ertrag des Immobilien-Konto		103 656	96
Bankgebäude, Ertrag	M. 259 651,25		
Ab: pränumerando empfangene Mietzinsen, Bau-Reparaturen, Steuern usw.	„ 125 852,49	133 798	76
Ueberschuss der Pfandbrief-Abteilung		159 358	86
		19 284 137	50

Pfandbrief-Abteilung. Kapital-Konto 31. Dezember 1909.

Aktiva.		M.	pf
Hypothek-Kapital-Konto.			
Gegen die ausgegebenen Pfandbriefe ausgeliehene Hypotheken		12 414 905	28
Hypotheken-Zinsen-Konto.			
Fällige Hypotheken-Zinsen	M. 96 358,96		
Noch nicht fällige Hypothen-Zinsen, berechnet bis 31. Dezember 1909	„ 5 569,73	101 928	69
		12 516 833	97

Passiva.		M.	pf
Pfandbrief Konto: 3½%ige Pfandbriefe X., XI, XIV. Serie	M. 6 636 000,—		
4%ige Pfandbriefe VI., VII., VIII., IX., XII. Serie	„ 3 622 500,—	10 258 500	—
Zinscoupons-Einlösungs-Konto:			
Noch einzulösende Pfandbrief-Coupons		27 614	40
Bank-Abteilung:			
Saldo der Aktiva der Pfandbrief-Abteilung		2 230 719	57
		12 516 833	97

Gewinn- und Verlust-Konto der Pfandbrief-Abteilung 31. Dezember 1909.

Debet.	M.	pf
Zinscoupons-EinlösungKons-to	388 431	25
Ueberschuss.		
Auf Gewinn- und Verlust-Konto der Bank-Abteilungübertragen	159 358	86
	547 790	11

Kredit.	M.	pf
Hypotheken-Zinsen-Konto	547 790	11
	547 790	11

Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt.

Favreau. Harrwitz. Keller.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. April 1910.

Jubilate.

Demonstration.

Jagow: wer im berliner Nordwesten und im grunewalder Gemeindebezirk auf einer Straßentafel den slavisch klingenden Namen liest, denkt vielleicht an den spandauer Dompropst, auf dessen gläubiges Herz Luthers Lehre so stark wirkte, daß er, als Bischof von Brandenburg, den zweiten Kurfürsten Joachim und den berliner Magistrat zum Uebertritt ins Haus des evangelischen Glaubens bestimmte und als Einundfünfzigjähriger ein Weib nahm. Doch dieser Matthias von Jagow, der 1544, drei Jahre nach seiner Heirath, starb, ist des alten Stammes nicht der einzige, dessen Name in Preußens Geschichte fortlebt. Am elften März 1862 hatte König Wilhelm sich zur Auflösung des Abgeordnetenhauses entschlossen, das ihm eine gefährliche Parlamentsherrschaft zu erstreben schien, und das Staatsministerium aufgefordert, ihm, der den Wünschen der Fortschrittspartei nicht weiter nachgeben wolle, Vorschläge über die Möglichkeiten zu unterbreiten, die sich zu einer energischen und mit der jungen Verfassung dennoch vereinbaren Einwirkung auf das Wahlergebniß böten. Als das Staatsministerium, unter dem Vorsitz des Fürsten Adolf zu Hohenlohe-Ingelfingen, diesem Kabinetserlaß eine Antwort suchte, zeigte sich schnell, daß die nothwendige Einheit des Wollens nicht zu erreichen sei. Die Mehrheit, die Männer der Neuen Aera, war bereit, sich für die Reorganisation des Heeres einzusetzen und die Fortschritts-

partei zu bekämpfen; stellte aber drei Bedingungen: die Militärausgaben seien zu verringern, die Altliberalen kräftig zu unterstützen, die Konservativen als Feinde zu behandeln. Die drei konservativen Minister, Roon, Bernstorff (der im Sommer 1861 Schleinitz als Minister des Auswärtigen abgelöst hatte) und August von der Heydt, waren für die Reorganisation des Heeres, wollten die Höhe der Militärausgaben von dem Urtheil des Königs abhängig machen, die „entschieden und avancirt liberale Partei, die immer mehr mit der eigentlichen Fortschrittspartei verschmelze“, bekämpfen, den Konservativen jede vom Gesetz erlaubte Wahlhilfe gewähren und fortan nur solche Reformen empfehlen, „die durch wirkliches Bedürfniß geboten seien, nicht aber solche, die blos aus Prinzip, um des Reformirens willen und um dem nie endenden Drängen der Fortschrittspartei zu genügen, vorgenommen werden sollen“. Statt einer Antwort erhielt der König zwei Denkschriften, in denen die beiden Parteien des Ministeriums ihre Meinung aussprachen und zu vertheidigen suchten. Wilhelm fand die konservativen Vorschläge dem Staatswohl nützlicher, sträubte sich nur gegen die Unterstützung „wirklicher Kreuzzeitungleute“ (seit der schroffen Kritik seines Krönungerlasses hat er die Kreuzzeitung nicht mehr gelesen) und bewilligte den Männern der Neuen Aera am siebenzehnten März die erbetene Entlassung. Am selben Tag schrieb er ans Ende einer Kabinetsordre: „Von heute an ist Hauptaufgabe des Ministeriums, auf die Wahlen zu wirken. Einschüchterungen und Drohungen dürfen dabei aber niemals seitens der Behörden eintreten.“ Von der Heydt übernahm, nach begreiflichem Zögern, die Finanzen, Holzbrinck wurde im Handelsministerium sein Nachfolger, Mühler Kultusminister; Landwirthschaft und Justiz wurden den Grafen Itzenplitz und Lippe anvertraut und ins Ministerium des Inneren zog Herr Gustav Wilhelm von Jagow ein. Am achtzehnten März 1862 war das konservative Kabinet gebildet. Fünf Tage danach der neue Minister des Inneren im Preußenland verhaßt, weil er in einem Cirkularerlaß (dessen Ton selbst der milde Von der Heydt „wenig geschickt und aufreizend“ nannte) den Behörden die Wahlparole vorgeschrieben hatte: „Soll in Preußen der König oder die Zweite Kammer des Landtages herrschen?“ Dieser Erlaß wurde im Kampf das Panier der Fortschrittspartei. Die kehrte gestärkt und mit neuem Muth in den Landtag zurück. Nicht ein einziger Minister wurde gewählt.

Der sechste Mai war der Wahltag. Als Bismarck bald danach in Berlin war, beschwor ihn Hohenlohe, „durch schleunige Uebernahme des Ministeriums ihn von einem Martyrium zu erlösen, unter dem er zusammenbreche.“ Noch wars nicht so weit; und Bismarck hatte auch nicht die geringste Lust, in die Galeere zu klettern. „Mir fehlte der Glaube an dauernde Festigkeit Seiner Majestät häuslichen Einflüssen gegenüber; ich erinnere mich, daß ich in Eydtkuhnen den Schlagbaum der heimathlichen Grenze nicht mit dem freudigen Gefühl passirte wie bis dahin bei jedem ähnlichen Vorkommniß. Ich war bedrückt von der Sorge, schwierigen und verantwortlichen Geschäften entgegenzugehen und auf die angenehme und nicht nothwendig verantwortliche Stellung eines einflußreichen Gesandten zu verzichten.“ Er athmete auf, als er (der nicht „in Berlin im Gasthof, wie einer der intriguirenden Gesandten aus der manteuffelschen Zeit, im Licht eines Bewerbers vor Anker liegen“ mochte) am zweiundzwanzigsten Mai zum Gesandten beim Französischen Kaiserreich ernannt wurde. Doch schon am vierten Juni schrieb ihm Roon: „Ich nahm gestern Gelegenheit, an maßgebender Stelle die Ministerpräsidentenfrage auf die Bahn zu bringen, und fand die alte Hinneigung zu Ihnen neben der alten Unentschlossenheit. Wer kann da helfen? Und wie soll Dies enden? Ich werde mich sehr freuen, wenn Sie nächstens zum Ministerpräsidenten ernannt werden. Ich schiebe es Ihnen ins Gewissen, keinen Gegenzug zu thun, da er schließlich dahin führen könnte und würde, den König in die offenen Arme der Demokratie zu treiben. Am Elften ist Hohenlohes Urlaub um. Er wird nicht wiederkommen, sondern nur sein Entlassungsgesuch. Und dann? Ja, dann, hoffe ich, wird der Telegraph Sie herrufen. Alle Patrioten ersehnen Dies. Wie könnten Sie da zaudern und manövriren?“ Noch zaudert ein Anderer. Am fünfzehnten Juli erbittet Bismarck Urlaub auf sechs Wochen. „Wenn ich in die Galeere eintreten soll, so muß ich etwas Gesundheitvorrath sammeln; und Paris ist mir bis jetzt schlecht bekommen mit dem Hunde-Bummelleben als Garçon. Zweitens muß der König Zeit haben, sich ruhig, aus eigener Bewegung, zu entschließen; sonst macht Seine Majestät für die Folgen Die verantwortlich, die ihn drängen ... Ich gehe nicht so weit, zu irgendetwas, das mir der König befiehlt, deshalb auf eigene Faust Nein zu sagen. Wenn ich aber um meine Ansicht gefragt werde,

so bin ich dafür, noch einige Monate hinter dem Busch gehalten zu werden. Vielleicht ist dies Alles Rechnung ohne den Wirth, vielleicht entschließt sich Seine Majestät niemals dazu, mich zu ernennen; denn ich sehe nicht ein, warum es überhaupt geschehen sollte, nachdem es seit sechs Wochen nicht geschehen ist. Daß ich aber hier den heißen Staub von Paris schlucken, in Cafés und Theatern gähnen oder mich in Berlin wieder als politischer Dilettant ins Hotel Royal einlagern soll: dazu fehlt aller Grund. Die Zeit ist besser im Bade zu verwenden. Ich bin doch erstaunt von der politischen Unfähigkeit unserer Kammern. Und wir sind doch ein sehr gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr. Die Anderen sind bestimmt auch nicht klüger als die Blüthe unserer Klassenwahlen, aber sie haben nicht dies kindliche Selbstvertrauen, mit dem die Unsrigen ihre unfähigen Schamtheile in voller Nacktheit als mustergiltig an die Oeffentlichkeit bringen." Erst am achtzehnten September wird er durch Roons Telegramm („Periculum in mora. Dépêchez-vous!") nach Berlin gerufen; am zweiundzwanzigsten in Babelsberg vom König empfangen (der ihm erklärt, er könne ohne geeignete Minister nicht regiren und habe deshalb schon die Urkunde seiner Abdankung geschrieben) und, nach der Versicherung, er werde die Armeereorganisation auch gegen die Landtagsmehrheit vertreten, zum Interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums ernannt. Königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft: Das war damals auch Bismarcks Parole (die er freilich nicht laut ins Land geschrien hätte); er glaubte drum, „mit Jagow einig werden zu können". Sah bald aber, daß er den Mann von Weitem falsch eingeschätzt habe. Schon am fünften Dezember, als er den Grafen Friedrich zu Eulenburg fürs Ministerium des Inneren empfahl, bat er den König, Herrn von Jagow ganz aus dem Ministerium scheiden zu lassen und als Oberpräsidenten nach Potsdam zu schicken. Er tadelt Herrn Gustav Wilhelm nicht direkt, sagt aber: „Durch zwei so kluge und brauchbare Mitglieder wie Graf Eulenburg und Selchow würde das Ministerium eine wesentliche Kräftigung, nicht nur für seine Leistungen, sondern auch für sein Ansehen im Lande gewinnen." In „Gedanken und Erinnerungen" spricht der Entamtete deutlicher. „Als Minister des Inneren fand ich Herrn von Jagow vor, der durch die Lebhaftigkeit seines Tones, seinen Wortreichthum und die rechthaberische Färbung seiner Diskussion sich binnen Kurzem die Abneigung seiner Kollegen in dem Grade zuzog, daß

er durch den Grafen Friedrich Eulenburg ersetzt werden mußte. Charakteristisch für ihn ist ein Erlebniß, das wir mit ihm hatten, nachdem er ausgeschieden und in die Stelle des Oberpräsidenten in Potsdam eingerückt war. In wichtigen Angelegenheiten der Stadt Berlin schwebten Verhandlungen, in denen er das ressortmäßige Mittelglied zwischen der Regirung und den Gemeindebehörden war. Die Dringlichkeit der Sache brachte es mit sich, daß das Staatsministerium den Oberbürgermeister ersuchte, sich nach Potsdam zu begeben und über einen entscheidenden Punkt die Anträge des Oberpräsidenten mündlich einzuholen und darüber in einer zu dem Zweck angesagten Abendsitzung des Ministeriums zu berichten. Der Oberbürgermeister hatte eine zweistündige Audienz; aber zur Berichterstattung darüber in der Sitzung erscheinend, erklärte er, eine solche nicht machen zu können, weil er während der zwei Stunden, die zwischen den beiden Zügen lagen, dem Herrn Oberpräsidenten gegenüber nicht zu Wort gekommen sei. Er habe wiederholt und bis zur Unhöflichkeit versucht, seine Frage zu stellen, sei aber von dem Vorgesetzten stets und mit steigender Energie mit den Worten zur Ruhe verwiesen worden: ‚Erlauben Sie, ich bin noch nicht fertig; bitte, mich ausreden zu lassen!‘ Dieser Bericht des Oberbürgermeisters erzeugte einen geschäftlichen Verdruß, rief aber doch in der Erinnerung an eigene frühere Erlebnisse einige Heiterkeit hervor.“ Daß Bismarck nach dreißig Jahren noch so ausführlich von Einem sprach, mit dem er doch, im Konfliktsministerium, nur zwei Monate zusammen gearbeitet hatte, beweist, wie lästig der redselige Mann in schwieriger Zeit geworden war.

An diesen Jagow erinnert der Herr, der in der Reichshauptstadt jetzt Polizeipräsident ist. Wahrscheinlich ein Mann von bestem Willen und von achtbarer Beamtenfähigkeit; auf dem Posten, auf den er gestellt ward, dennoch bis heute nur schädlich. Sein erstes Lebenszeichen war der Erlaß vom dreizehnten Februar: „Es wird das Recht auf die Straße verkündet. Die Straße dient lediglich dem Verkehr. Bei Widerstand gegen die Staatsgewalt erfolgt Waffengebrauch. Ich warne Neugierige.“ Zahl und Ton der Sätze mit dem Eifer eines fleißigen Schülers der Proklamation nachgeahmt, die Friedrich Wilhelm Graf von der Schulenburg-Kehnert am siebenzehnten Oktober 1806 an die berliner Straßenecken kleben ließ: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins

dazu auf. Der König und seine Brüder leben.“ Dann offizielle und offiziöse Erklärungen, deren Wortreichthum weder nach Lakonien noch ins alte Preußen weist. Die für den sechsten Märztag erbetene Erlaubniß zu öffentlicher Versammlung unter freiem Himmel wird versagt und ein Massenspazirgang, der den Herrschenden zeigen soll, wie viele Preußen das Reichswahlrecht fordern, mit einem Machtaufgebot bekämpft, als handle sichs um die Abwehr einer Aufstandsgefahr. Aergerlicher Lärm hallt durchs Adlerland und draußen frohlockt die Feindschaft, Preußen stehe vor naher Revolution. „Brüllt Euch heiser und stellt Euch, nach wüthendem Gezappel, auf die rothen Köpfe: wir geben nicht nach; räumen Eurer Demonstrirsucht nicht die Straßen, Plätze, Gärten der Hauptstadt.“ So lautet die Losung. Drei Wochen lang. Als der Ministerpräsident aus Florenz heimgekehrt ist, wird schleunige Umkehr befohlen. Am zehnten Apriltag sind im Treptower Park, im Friedrichshain, im Humboldthain Massenversammlungen, die Herr von Jagow erlaubt hat; werden, mit polizeilicher Genehmigung, von rothen Kanzeln Reden gehalten und Resolutionen verkündet. Die Ruhe wird nirgends gestört. Als in einem Theil der Presse dann über die späte Wahl des „Weges nach Damaskus“ gespottet, in einem anderen über die Gefährdung der Staatsautorität gestöhnt wird, kommen aus dem Polizeipräsidium neue apologische Schriftsätze, deren „rechthaberische Färbung“ nicht über die Thatsache hinwegtäuschen kann, daß nach Ostern die Königliche Staatsregirung ihren Willen geändert hat. Wie lange will sie Herrn von Jagow nun noch seinen „Standpunkt“ bengalisch beleuchten und „ausreden lassen“? Wie lange dulden, daß ein abhängiger, politisch nicht verantwortlicher Beamter sich in die Rolle des Staatsretters drängt, die, weil dem Staat keine Gefahr droht, gar nicht besetzt zu werden braucht? Seit Hinckeldeys Tagen ist kein Polizeipräsident so hitzig beredet worden; hat keiner sich so weit in den Vordergrund geschoben. Dahin gehört er nicht. Er hat sich nicht „auf einen Standpunkt zu stellen“, sondern gehorsam auszuführen, was der ihm vorgesetzte Minister des Inneren (und, dürfen wir hoffen, in jedem politisch wichtigen Fall das Staatsministerium) beschlossen hat. Herr von Jagow scheint sich gern sehen zu lassen; unter Demonstranten und flinken Schwarzkünstlern besonders gern. Scheint zu den Leuten zu zählen, die im Wirbel des auf ihr Haupt niedersausenden Schimpfes leicht die Distanz zu der eigenen Be-

deutung verlieren. Seine Mitbürger kennen ihn nun; und meinen, er könne in den Grenzen seines Amtsbezirkes genug zu thun finden. Das Geheul blinder Wuth und blöder Schmähsucht darf uns nicht in den Glauben verführen, die berliner Polizei leiste nichts Nützliches. Ihr Menschenmaterial ist mindestens eben so gut wie das irgendeines anderen Staates. Doch ihre Organisation ist gerade auf den sichtbarsten Gebieten veraltet; und die nothwendige Modernisirung kann nur der Chef durchführen, der den Betrieb im Innersten erkannt, die Verzahnungen und Hemmungen des Räderwerkes gründlich studirt und die Zeit nicht an Ausflüge auf die Walstätten der Politik verzettelt hat. (Der würde, zum Beispiel, wahrscheinlich seinem Minister die Abschaffung des Polizeioffiziercorps empfehlen. Die diesem Corps angehörigen Herren haben vortreffliche Eigenschaften; bleiben dem Bürgerleben aber fast immer ziemlich fern, können das Bewußtsein militärischer Pflicht nicht verlernen und glauben an Tagen unruhiger Gährung allzu rasch, gegen erregte Stadtgenossen Krieg führen zu müssen. Saht Ihr die Hauptleute und Lieutenants auf schnaubendem Roß hin und her sprengen? Hörtet Ihr den Feldherrnton ihrer Befehle? Sie können nicht anders; wittern in jeder schwellenden Menge den Feind. Die militärische Führung der Schutzmannschaft ist unzeitgemäß und mitschuldig an der Abneigung, die der Polizei bei uns überall gezeigt wird. Wenn an die Stelle des Offiziers, der ja als Drillmeister verwendet werden kann, ein für den Sicherheitsdienst vorgebildeter Kommissar tritt und die Militärtaktik dem Tag ernster Gefahr vorbehalten bleibt, wird es nicht mehr bei jedem Gedräng eine „Attaque“ geben, der Bürger einsehen, daß die Schutzmannschaft sich für seine Ruhe im Dienst quält, und der Polizeipräsident allmählich so populär werden wie Herr Lépine in Paris.)

Solcher Arbeit sollte Herr von Jagow seine schätzbare Kraft zuwenden; stiller. Was gethan und unterlassen wurde, hat nicht er, hat das Ministerium Bethmann-Hollweg zu verantworten. Leicht ist die Last nicht zu tragen; und der Polizeipräsident müßte Lobern und Tadlern aus zufriedenem Sinn erwidern: „Ich habe nur die Weisungen der Ministerialinstanz ausgeführt.“ Wenn am sechsten März die Versammlungen erlaubt, die Spazirgänger nicht belästigt worden wären, hätten die Leute schnell die Lust an der Demonstration verloren; wären sie nicht auf den Schloßplatz und in den Thiergarten gekommen. Der gewöhnliche Sonntags-

dienst, in großen Abständen vereinzelte, ruhig zuschauende Schutzmänner: da fehlt alles Reizende; und die von den Ordnern in langweilender Zucht gehaltene Menge merkt bald, daß sie die spärlichen Feierstunden oft schon angenehmer verlebt hat. Die Freude an Aufzügen und Versammlungen, die Keinen ärgern, die Keiner hindert und die aus dem Bett, vom Schänkenstammtisch, aus der Laubenkolonie zu mühsamer Wanderung und hundertmal gehörter Litanei rufen, kann nicht lange währen. Wenn Herr von Bethmann dem König gerathen hätte, am sechsten März in den Treptower Park zu fahren, dort auszusteigen und sich, nur mit einem Begleiter, ins Gewimmel zu wagen, hätte das mobile Volk gejauchzt; und Wilhelm, nach der Befolgung des Rathes, vielleicht erkannt, daß dieses Volk nicht zu fürchten, nicht, wie ein wildes Thier, hinter Eisenstäben zu halten ist. Hätten wir einen Triumph des Königthumes erlebt, der die aus der Ferne neidisch ins Preußenland lugende Mißgunst lehren mußte, daß sie auf das Beben borussischer Erde noch immer vergebens hofft. Das sollte nicht sein. Die Straße Unter den Linden, der Lustgarten, der Schloßplatz von Fußgängern fast völlig geräumt, von Schutzmännern (mit dem Revolver am gelben Ledergurt) besetzt; vor dem Reichstag und im Thiergarten Scharmützel, verhaftete und verwundete Menschen; Wochen lang Schöffengerichtsverhandlungen, die der Agitation neuen Nährstoff liefern; und draußen die Ueberzeugung: Preußens Grundgebälk wankt. „Thut nichts: wir bleiben fest." Bis in die fünfzehnte Kalenderwoche. Dann siegt endlich nüchterne Vernunft. Hat Herr von Bethmann im Palazzo Caffarelli von einem anderen Jagow gehört, wie der berliner Lärm aufs Ausland wirkt? Ist ihm gar eingefallen, wie oft englische Arbeiter und Arbeitlose mit Fahnen, Musik und Polizeigeleit in den Hydepark gezogen sind und dort heftiger Rede gelauscht haben, deren Widerhall die Reichsmauern doch nicht zu entmörteln vermochte? Die Einsicht kam allzu spät. Jetzt ist es ein Triumph der Sozialdemokratie. Die hat ihren Willen durchgesetzt und den Zweiflern bewiesen, daß sie auch große Massen im Zaum halten kann. Leugnet, Excellenzen, nicht, daß Ihr den „Standpunkt" gewechselt habt. Lernt Eure Volksgenossen, auch die von rother Parteifarbe, richtig schätzen. Und lasset nicht den Glauben aufkommen, Ihr habet die Umkehr beschlossen, weil der König fern von Berlin war.

Das neue Wahlgesetz, der Gegenstand der Straßendemon-

strationen, kommt jetzt ins Herrenhaus. „Alle Mächte der Reaktion liefen Sturm wider die Verfassung; und was von ihr nach wiederholten Aenderungen noch übrig blieb, ward von der herrschenden Partei mit frivoler Mißachtung behandelt. Das Aergste, was diese Frivolität dem preußischen Volk zu bieten wagte, war sicherlich die Errichtung des Herrenhauses. Die Regirung war nicht gewillt, die Verfassung zu brechen, aber sie hielt nicht der Mühe werth, auch nur zu prüfen, ob ihr Plan dem Grundgesetz entspreche; so ward denn die Neubildung des einen Faktors der Gesetzgebung vollendet in rechtlich zweifelhaften Formen, die dem radikalen Pessimismus willkommenen Anlaß gaben, fortan den Rechtsbestand der gesammten Gesetzgebung anzuzweifeln: eine in der Geschichte des preußischen Beamtenthumes beispiellose Fahrlässigkeit. In dem Herrenhaus schuf sich der Grundadel eine Vertretung seiner Klasseninteressen.“ Seit Treitschke diese Sätze schrieb, ist Preußens Erste Kammer mit Schimpf und Hohn überschüttet, allzu oft auch von der Regirung schlecht behandelt worden. Die läßt ihr selten Zeit zu reiflicher Prüfung neuer Gesetzentwürfe; muthet ihr meist eine Hast zu, die jede Vorstellung von ernster Arbeit ins Lächerliche verzerrt; legt ihr selbst den Haushaltsetat fast immer so spät vor, daß in aller Eile nur noch über Generalien geredet werden kann: und ist so mitschuldig an dem Volksurtheil, das diese Kammer für unfähig zu nützlichem Wirken erklärt und vergißt, daß in ihr eine höhere Summe von Intelligenz und Erfahrung zu finden ist als in irgendeinem von der Volksstimme gewählten Parlament. Jetzt hat das Herrenhaus eine große Gelegenheit. Kann zeigen, daß es nicht unter allen Umständen der Hort der Reaktion, der Anwalt des Rückständigen ist, und zugleich der Konservativen Partei, der seine Mehrheit angehört, einen wichtigen Dienst leisten. Diese Partei hat sich unter der staatsmännisch klugen Führung des Herrn von Heydebrand in das Zugeständniß der geheimen Abstimmung bequemt (und wenn der Gassenlärm verhallt ist, wird man erkennen, was es für alle Zukunft bedeutet, daß dieses Ziel liberaler Sehnsucht durch einen tapferen Entschluß der Konservativen erreicht ward); darf aber nicht wünschen, daß ihre Nachbarn, Freikonservative und Nationalliberale, out in the cold bleiben und ihr die Verantwortung eines Wahlgesetzes aufbürden, das den heute giltigen Zustand zwar wesentlich bessert, manche Hoffnung aber, nicht nur unbescheidene, enttäuscht und, als ein Gebild aus der

Centrumswerkstatt, dem Massenvorurtheil verdächtig ist. Das kann auch der Ministerpräsident nicht wünschen. Der müßte zu den Peers sprechen: „Ich habe mein Programm (öffentliche, doch direkte Abstimmung) im anderen Haus des Landtages nicht zäh vertheidigt, weil ich an fruchtlose Versuche nicht kostbare Zeit verlieren und den Parteien die Möglichkeit lassen wollte, nach dem Maß ihrer Kräfte selbständig Brauchbares zu gestalten. Die mich deshalb schwächlicher Schlaffheit ziehen, vergaßen, daß der Kampf zunächst auf anderem Feld fortgesetzt wird und ein modern empfindender und seiner Verantwortlichkeit bewußter Staatsmann sich hüten mußte, irgendeinen bis ans Ende gangbaren Weg sich selbst früh zu sperren. Auch an dieser Stätte bewährter Weisheit wird die Königliche Staatsregirung nicht für ihr Programm werben, sondern das Ergebniß Ihrer Berathungen abwarten und dann erst erwägen, ob sie es der königlichen Sanktion empfehlen oder, im Fall einer Abweichung von der drüben beschlossenen Form, im Abgeordnetenhaus vertreten könne." Noch bleibt eine lange Frist. Vor dem nächsten Frühjahr braucht das Gesetz nicht fertig zu sein. Je länger es dauert, desto flauer wird auf den Plätzen, in den Hainen der Wind. Den Fraktionen schwindet die Erinnerung an das in den Tagen der Blocksplitterung unter Schmerzen Erlebte; ihr Wille löst sich aus den Nebeln des Aergers am Vergangenen, trachtet wieder vorwärts und bedenkt, in welchem Lager für die große Prüfung der Reichstagswahlen starke Bundesgenossen zu finden wären. Dann wird eine Verständigung möglich. Die Nationalliberalen können ja nicht für immer von allen guten Geistern verlassen sein; müssen eines Tages begreifen, daß eine als reaktionär verschriene, von den sanftesten Liberalen gemiedene Regirung schließlich den Mächten der Reaktion zufallen muß und daß die schon einem Sekundaner erreichbare Menschenkenntniß vor der Thorheit warnt, einen in der Grundfarbe seines Wesens liberalen, in keinem Zug junkerlichen Minister, statt ihn zu kränzen, mit Scheltrede und Spottruf in die Gemeinschaft der Gegner zu scheuchen. Die Heydebrand und Hertling wissen, daß Herr von Bethmann den Schmoller und Harnack viel näher als ihnen steht; thun aber, als sei er ihr Mann: und bringen ihn sacht so in den Glauben, nur mit der Hilfe dieser Gerechten und Objektiven sei das für Staat und Reich Nothwendige zu erlangen. Seine Aufgabe ist nun, die Spröden zu überzeugen, daß er solche Hilfe nicht zu theuer bezahlt; daß er keiner

Fraktion ein dem Staatsinteresse unentbehrliches Gut ausliefert; daß die Katholikenpartei nicht gevehmt, sondern von einer kräftigen Regirung gezwungen werden muß, überschießende Triebe zu opfern und sich den Forderungen akatholischer Mitbürger anzupassen. Im Sommer 1911 muß er die beiden konservativen Fraktionen, das Centrum und die Nationalliberalen als Gefechtseinheit für den Reichstagswahlkampf bereit haben. Noch bleibt eine lange Frist. Wenn das Herrenhaus das Wahlgesetz ernst nimmt und in eine Kommission schickt (Adickes und Botho Eulenburg, Schmoller und Tramm, der Marschall Haeseler und der Bankier Delbrück müßten hinein), wird es vor Pfingsten kaum fertig und an die Triarier des Abgeordnetenhauses kommt die Sache dann erst wieder nach den Sommerferien. Hier ist eine große Gelegenheit; die Kammer, die sie nicht nützt, wird ihr Recht aufs Dasein nie mehr erweisen. Vor achtzig Jahren schrieb der junge Hellmuth von Moltke: „Preußen zeichnet sich durch sein unaufhaltsames ruhiges Fortschreiten aus, durch eine stetige Entwickelung seiner inneren Verhältnisse, welche diesen Staat an die Spitze der Reformen, der Aufklärung, der liberalen Institutionen und einer vernünftigen Freiheit, mindestens in Deutschland, gestellt haben.“ Solls anders werden? Preußen aus dem Führerrang hinabgleiten? Mit Stichelreden, Naseserümpfen soll jeder Schurke es beschimpfen? Preußens Herrenhaus, sagte Lord Rosebery neulich, hat mehr Macht als unsere Peerskammer. Jetzt kann es sie bewähren; dem Staat und sich selbst zum Heil. Bessere Vertretung der Westprovinzen. Listenwahl. Proportionale Vertheilung der Mandate. Ein Gesetz, dessen Ablehnung jedem nicht zum Umsturz bestehender Ordnung Entschlossenen verdacht würde und das ein Jahrzehnt lang wohlthätig gelten kann. Jedes mit dem Staatswohl vereinbare Recht muß bewilligt werden; ehe es, wie das „Recht auf die Straße“, erzwungen wird. Die preußischen Marxisten fürchtet nur, wer sie nicht kennt. Als ein trunkener Arbeiter vor der Thür des Herrenhauses den Generalstabschef Grafen Moltke im Torkeln gestoßen hatte, sagte, während er seine Mütze vom Pflaster aufhob, der greise Marschall zu dem sozialdemokratischen Abgeordneten Blos: „Das war kein Organisirter.“

Am dritten Sonntag nach Ostern hören Preußens evangelisch fromme Peers von der Kirchenkanzel herab die Botschaft: „Führet einen guten Wandel, auf daß Die, so von Euch afterreden als

von Uebelthätern, Eure guten Werke sehen. Denn Das ist der Wille Gottes, daß Ihr mit Wohlthun verstopfet die Unwissenheit der thörichten Menschen, als Freie, nicht, als hättet Ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit. Habet die Brüder lieb! Fürchtet Gott! Ehret den König!“ (Erste Epistel Petri, zweites Kapitel.)

Excellenz Bode.

Am vierten Dezember 1909 sagte ich hier: „Bode hat sich in seinen Glauben festgebissen. Das kommt selbst bei den Sachverständigsten nicht selten vor und ist, auch wo der Staat die Kosten solches Fanatikerirrthums zu tragen hat, am Ende verzeihlich. Unverzeihlich aber und (so weit ich zu sehen vermag) ohne Beispiel in deutscher Kunstgeschichte die Taktik, die dem Generaldirektor der Königlichen Museen, dem Geheimen Ober-Regirungrath Dr. Wilhelm Bode, Ritter hoher Orden, in diesem Nothfall anzuwenden beliebt.“ Am selben Tag sagte Herr Salomon Reinach im „Temps“: „So oft ein neuer Beweis für den modernen Ursprung der Florabüste erbracht wird, hascht Bode nach einem anderen System. Kommt seine Eitelkeit ins Spiel, dann ist der Mann von unglaublicher Blindheit. Die Büste ist von Lucas und eine ernsthafte Vertheidigung der Leonardo-Hypothese nicht mehr denkbar. Aber man kann den Thatbestand so verdunkeln, daß Alle, die das für die Polemik herbeigeschleppte Material nicht nachprüfen können, wieder in Zweifel und Wirrniß gerathen.“ Bald danach wurde dem Generaldirektor von Mitgliedern des Museumsvereins (die kunstverständigen hatten fast ohne Ausnahme ihre Unterschrift geweigert) eine Adresse überreicht, die ihn, nachdem er Wochen lang seine artigen Gegner mit Schimpf und Verdächtigung überschüttet hatte und selbst stets mit dem seinen Leistungen gebührenden Respekt behandelt worden war, als einen durch niederträchtige Schmähung Gekränkten feierte. Ein armsäliger Triumph; von Bankiers und Großhändlern bereitet, denen Herr Dr. Bode Bilder recht verschiedener Sorten verschafft hatte. Am Geburtstag des Kaisers wurde er Wirklicher Geheimer Rath und Excellenz. Diesen Titel, sprach er zu britischen Gratulanten, verdanke ich Ihren Landsleuten. Weckte also wieder den Glauben, der Kaiser habe im Florastreit für ihn Partei genommen. Dieser Streit ist längst abgethan. Kein unbefangener Sachverständiger hält die Wachsbüste heute noch für ein Werk Leonardos; kaum einer noch für eine aus dem

sechzehnten Jahrhundert stammende Arbeit. Brinckmann, der weltberühmte Leiter des hamburgischen Kunstgewerbemuseums, nennt sie eine der drei erfolgreichsten Fälschungen unserer Tage. August Gaul und Max Klinger, deren Plastikerkunst in zwei weit von einander liegenden Zonen heimisch ist, urtheilen: Ein im neunzehnten Jahrhundert von einem Dutzendkünstler geschaffenes Werk. Gustav Pauli, Direktor der bremer Kunsthalle, sagt (nach einer ungemein gründlichen Untersuchung, deren Ergebniß er in Seemanns Zeitschrift für Bildende Kunst veröffentlicht hat): „Wir dürfen für erwiesen erachten, daß die Florabüste im Jahr 1846 von Richard Cockle Lucas nach dem Floragemälde der Luini-Schule ausgeführt wurde, das damals im Besitz des Kunsthändlers Buchanan war und heute der Familie Morrison in Basildon Park gehört." Bildhauer Martin Schauß („Die leonardische Flora, eine Fälschung aus dem neunzehnten Jahrhundert"; in Leipzig bei Otto Wigand verlegt): „Aus der bei vielen Arbeiten von Richard Cockle Lucas wiederkehrenden eigenartigen Behandlungtechnik, bei welcher besonders die Verwendung von Stoffen zur Füllung des Inneren auffällt, ferner aus der chemisch festgestellten Uebereinstimmung des Wachses der Florabüste mit dem aus der Athenefigur von Lucas bin ich zu dem Schluß genöthigt, daß der Wachsguß der Flora nur von Richard Cockle Lucas herrühren kann." Chemiker Dr. Georg Pincus: „Im Lucaswachs wurde, wie im Florawachs, Cetylalkohol und somit Walrat nachgewiesen. Der Renaissancezeit war der Walfischfang, der Walfischthran und der Walrat unbekannt. Ein Pfund Walrat kostete noch 1660 dreißig bis sechsunddreißig Reichsthaler. Erst nach 1700 ist er in größeren Mengen auf den europäischen Markt gekommen. Ich halte es für so gut wie unmöglich, daß zwei Künstler, unabhängig von einander, zum Wachsguß so komplizirte Mischungen wie die vorliegenden erfunden haben können, die so genau übereinstimmen wie die des Lucas und der Florabüste. Entweder haben Beide nach dem selben ererbten Rezept gearbeitet oder der selbe Mann, also Lucas, hat beide Wachsbilder gemacht."

Am elften April wurde die Sache in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses erörtert. Der Kultusminister, Herr Trott zu Solz, erklärte (nach einem im Lokalanzeiger veröffentlichten Bericht): „Der hohe Reiz und die Anmuth der Büste wird fast allgemein anerkannt. Das Kaiser-Friedrich-Museum hat damit eine

werthvolle Erwerbung gemacht, die mit hundertsechzigtausend Mark nicht zu theuer bezahlt ist. Der Engländer Lucas konnte diese Büste schwerlich herstellen. Für die Behauptung, sie sei von ihm, ist kein strikter Beweis erbracht worden. Bode, ein Sachverständiger von höchstem Rang, hält sie für ein Werk Leonardos. Jedenfalls stammt sie aus der Zeit der Hochrenaissance. Der Generaldirektor ist sehr heftig angegriffen und die Polemik gegen ihn ohne Grund auf das persönliche Gebiet übergeleitet worden." Einer dieser Sätze, der über Bodes bona fides, mag richtig sein. Alle anderen sind als falsch erweislich, als falsch längst erwiesen und widerlegt. Und der Minister müßte den Dezernenten, der ihn mit so unerhört schlechter Information in den Landtag schickt, zu allen Teufeln jagen. Damit er fürs Plenum und gegen ein schlimmes System sich besser rüsten könne, wird er ersucht, von der Generaldirektion der Königlichen Museen zunächst einmal die unzweideutige Beantwortung der hier folgenden Fragen zu fordern:

Hat Bode verschwiegen, daß seine eigene (in den Jahrbüchern der Preußischen Kunstsammlungen veröffentlichte) Arbeit über den Plastiker Leonardo laut gegen die Annahme zeugt, dieser Meister habe die Florabüste geschaffen? Ja? Wie erklärt er das Schweigen?

Hat er (nur der eine Fall sei heute erwähnt) eine Figur des münchener Bildhauers Römer für ein ehrwürdiges Werk erklärt und in die Sammlung altitalienischer Kleinplastik eingereiht?

War der Vermittler des Florakaufes Herr Willy Gretor und ist Bode der kunsthändlerische Ruf dieses Mannes bekannt?

Ist nicht jede Angabe der drei überlebenden britischen Zeugen (Lucas, Whitburn, Cooksey) durch die sorgsame Nachprüfung als richtig, jede Hypothese Bodes als irrig erwiesen worden?

Warum hat Bode das Gutachten des Bildhauers Schauß, den er selbst zur Untersuchung herangezogen hatte, nicht veröffentlicht?

Ist im November 1909 Herr Gretor mit Bodes Direktorialassistenten Dr. Posse nach Southampton gefahren und hat, in Gegenwart dieses Herrn, versucht, den alten Lucas durch ein Geldangebot gefügig zu machen? Woher kam dieses Geld?

Billigt der Kunstreferent im Kultusministerium Bodes Handeln, das namhafte Museumsleiter und Kunsthistoriker sehr hart tadeln, und empfiehlt er endlich dem Vorgesetzten, eine Kommission unabhängiger Fachmänner zur Entscheidung zu berufen?

Chamisso.

Lessings Wort über Klopstock gilt ein Bischen auch schon von Chamisso. Seine Werke ruhen mit ebenbürtigem Einband in verschiedenen Ausgaben deutscher „Klassiker". (Buchhändlerisch wird in diesen Begriff jeder „berühmte" Dichter einbezogen, der mindestens fünfzig Jahre tot ist.) Aber einige Gedichte Chamissos sind populär; vor allen sein „Frauen-Liebe und -Leben" in Schumanns Noten und eine Anzahl von Balladen und Romanzen, die sich von Schul-Lesebuch zu Schul-Lesebuch vererben. Populär ist in weiten Umrissen auch die Gestalt des Dichters, des einzigen Franzosen, der ein Deutscher, ein deutscher Troubadour geworden ist. Und dazu kommt eine würdige Dosis papierner, literarhistorischer Unsterblichkeit.

Die literarhistorische Kritik pflegt Chamisso unter die „Zeitdichter" einzureihen. Damit will sie nur sagen, daß ein Theil seiner Dichtungen an bestimmten politischen und geistigen Strömungen vergangener Tage haften geblieben sei. Das ist der Punkt, von dem aus ich hier Chamisso betrachte; und dabei komme ich mit einigem Staunen zu der Ueberzeugung, daß die Zeitlichkeit des im Jahr 1838 gestorbenen Dichters in sehr wesentlichen Charakterzügen unsere ist; uns wenigstens viel näher, als von den Werken seiner politischen Gesinnung- und romantischen Zunftgenossen gesagt werden kann.

Die Zeitlichkeit eines Kunstwerkes äußert sich nicht unbedingt in der nahen Wirkung auf die Fragen des Tages. Aber jedes bedeutende Kunstwerk kommt aus dem Mutterschoß einer bestimmten Zeitlichkeit, die wir oft erst in später Zukunft erkennen. Auch wo durchaus keine realen, im weitesten Sinn politischen Zusammenhänge zwischen dem Werk und seiner Zeit vorhanden scheinen, ist uns die Kunstschöpfung neu und bedeutsam, in der ein Einzelner die Empfindungweise (den „Stil") einer noch nicht zum Gemeingut gewordenen geistigen Gegenwart vorausträgt. Selbst das mißlungene Werk eines solchen Wollen-Müssens ist für die stetige Entwickelung wichtiger als das vollkommenste Epigonentum. Persönlichkeit heißt Unterschiedenheit.

Auch in Dichtungen, die ihren Zusammenhang mit den politischen und geistigen Strömungen der Gegenwart bekennen, unterscheidet sich die künstlerische Tendenz von der blos gesinnungtüchtigen, wie das unbewußte Müssen, das die eigentliche Quelle der künstlerischen Produktion ist, von dem nüchternen Wollen. Dieses

dunkle Müssen ist der Gabe des Sehers verwandt. Die Werke von Seher-Dichtern sind Erstgeburten der Zeit.

Einer der fernen Gipfel, zu denen das heiße Bemühen aufwärts ringender Menschheit sehnsüchtig emporblickt, ein höchstes Ahnengut, das jedes folgende Geschlecht in seiner eigenen Entwickelung neu erwirbt, ist Chamissos Lebenswerk nicht; aber er war einer von den Sehern, deren Gedanken und Gefühle über ihre Zeit hinauswachsen.

Sein auf Wanderungen und Erdumsegelungen weit gezogener Horizont umspannte viele Länder und Völker. In seinem Herzen, das im deutschen Bewußtsein fühlen gelernt hatte, wallte das Blut einer anderen Nation. Seine deutsche Heimath war die Kultur nicht einer engen Landsmannschaft, vielmehr die des goethischen Europas. Während der alte Meister noch in Weimar lebte, begann wieder eine Morgendämmerung. Immanuel Kant hatte sich erfüllt. Chaotisch wogte die Philosophie der Hegel, Fichte und Schleiermacher. An der Schwelle eines Ausgangs stand Schopenhauer. Die großen politischen Umwälzungen hatten den Dritten Stand frei gemacht. Die Throne krachten oder die Fürsten suchten durch Werbungen (um die Liebe der einst als Unterthanen verachteten Bürger) ihre geminderte Macht zu schützen. Den lauten Kampfruf der Zeit erhoben die Dichter. Chamisso, der Herzensrepublikaner, unterschied sich von seinen Sangesbrüdern. Er legte sein Ohr an den Schoß der Zeit. Er vernahm erste Regungen künftiger Geburten. Er war, obwohl geistig ein Mitkämpfer des Dritten Standes und der Julirevolution, auch schon ein Ahner anderer Nöthe, anderer Ziele. Er war, von Gefühls wegen, was die politischen Dichter der napoleonischen und nachnapoleonischen Aera, trunken vom Augenblick, zu sein nicht vermochten: ein sozialer Dichter. Der erste soziale Dichter Deutschlands.

Wer der Dichtung Chamissos auf den Grund blicken will, muß seinem Lebensweg folgen. Von der französischen Wiege zur deutschen Heimath; von der erbadeligen Ahnenburg zur Fahne des Liberalismus, der Revolution, der Republik; von den preußischen Lieutenantsjahren durch die ruhelosen Jahrzehnte seiner Wanderabenteuer zur engen Klause seiner Häuslichkeit. Und wäre dieses buntgemengte Schicksal auch nur Symbol: so ist es ein aufrichtiges Gleichniß der extremen Gegensätze, die sich in Chamissos Individualität zu einer Einheit auflösten. Der Champagnard im Blute des deutschen Dichters Chamisso, dessen eigentliche Lyrik fast nur den eigenen Herd umschlang, hat die Vorurtheile und Ueberlieferungen einer langen Ahnenkette ins Weite geschleudert

und sich dem Freiheitsdurst hingegeben, den das verjüngte Frankreich der Menschheit schenkte.

Dem hohen Wuchse seines Charakters war es selbstverständlich, das Allgemeine über das Persönliche zu stellen. Chamisso war, bis er als Deutscher der äußeren Fügung danken lernte, ein schwer geschlagenes Opfer der Revolution. Er hatte viel zu verlieren gehabt und Alles verloren. Der reiche Sprosse des alten Geschlechtes, um dessen Wiege fürstlicher Luxus prunkte, wurde als Knabe mit den Seinen landflüchtig (1790), sein Heim ging in Rauch und Flammen auf, er litt die Noth der Armuth und der Fremde. „Das Schloß Boncourt", dieses Gedicht mit den romantischen Akkorden und den keusch-sentimentalen Kindheiterinnerungen, will in seinem Ausklang recht verstanden sein. Der Pflug geht über die Erde hin, auf dem das Schloß der Väter gestanden:

„Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne Dich mild und gerührt;
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über Dich führt!"

In „Ungewitter", „Der König im Norden" und in anderen Gedichten prophezeit Chamisso das Ende der Könige. Aber im „Alten Sänger" warnt der Dichter (immer ein Einzelner, niemals ein Kombattant der Partei) die Genossen:

„Thorenwerk, Ihr wilden Knaben;
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzuschütteln,
Wann er erst mit Blüthen prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Aeste schütteln;
Selber bringt er Euch die Gaben,
Die Ihr ungestüm verlangt."

Die aufgeregte Menge schmäht den Alten, er aber singt ein anderes Lied vor dem König:

„Mit dem Sturm und vor dem Winde!
Mache Dir, Dich stark zu zeigen,
Strom und Windeskraft zu eigen.
Wider Beide, gähnt Dein Grab!"

Es ist ein seltsamer Versuch Adolfs Bartels, den Liberalismus Chamissos mit einer Briefstelle, die eine dankbare Neigung zum König von Preußen ausspricht, abzuschwächen und Chamissos freiheitliche Dichtung mit der „Tyrannei Napoleons" gewissermaßen zu entschuldigen. Gerade Chamisso hat, nicht nur in Liedern, mitgekämpft gegen den Atilla; aber gerade er erkannte auch (sehr zum Unterschied von manchen deutschen Barden) in

Napoleon einen Mandatar der Völkerbefreiung von der legitimen Sklaverei. Für Chamisso war die endliche siegreiche Abrechnung mit dem Ueberwinder Deutschlands zwar der ersehnte Befreiungskrieg; aber, wie der Bremer Hermann Tardel in seinen „Studien zu Chamissos Lyrik" mit einem einzigen Wort sinnvoll erläutert, nicht der deutsche „Freiheitkrieg". Die Volksmischung in Chamissos Wesen stand seinem deutschen Nationalismus nicht im Wege; doch bewahrte sie ihn vor chauvinistischer Selbsttäuschung.

Ein rückwärts schauender Prophet, ein Tyrtäus, der hinter den Heeren und Siegen mit begeistertem Muth nachhumpelte, war Chamisso nicht. Er gab sich mit dem Erreichten nicht zufrieden. Aus seinem Köcher flogen die Pfeile der Satire gegen die mit Kampf und Blut errungene „Goldene Zeit":

„Füllt den Becher bis zum Rand,
Thut, Ihr Freunde, mir Bescheid:
Das befreite Vaterland
Und die gute goldne Zeit!
Denn der Bürger denkt und glaubt,
Spricht und schreibt nun Alles frei,
Was die hohe Polizei
Erst geprüft hat und erlaubt."

Allbekannt ist die „Tragische Geschichte" von dem Zopf, der dem braven Bürger hinten hängt, bekannt das Schlußwort in der heiteren Legende der „Weiber von Winsperg":

„Im Jahr elfhundertvierzig, wie ichs verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland."

Ein geflügeltes Wort, das erst mit dem letzten privilegirten Hüter von Thron und Altar erledigt sein wird, klingt aus dem „Nachtwächterlied":

„Hört, Ihr Herr'n, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut.
Lobt die Jesuiten!"

„Plebejisch fühl' ich meines Landes Wunden", sagt der Dichter; und meint mit dem nicht ganz zutreffenden Wort seinen Gegensatz zum Sonderstandpunkt der Kaste. Diesem Dichter, der auch wissenschaftlich in die Wahrheiten der Natur eindrang, war die Gleichheit der Menschenrechte und das Allein-Entscheidende des individuellen Werthes so selbstverständlich, daß er schon die äußeren Formen haßte, mit denen die Standesunterschiede sich geltend machten. Noch heute vergiften Kastendünkel und Streberthum und der Kult toter Gesellschaftgesetze das soziale Leben in

Deutschland. Da ist denn die Symbolik des „Peter Schlemihl“, des schattenlosen Mannes, noch immer stark und lebendig. Ob die Erzählung auch absichtlos aus einem Spiel der Phantasie entstanden ist: ihre Deutung durch Hermann Kurz ist unabweisbar: „Der Mann ohne Schatten bringt zur Anschauung, daß der Mensch in unserer gesellschaftlichen Welt sich nur durch den Besitz der bedeutungslosesten, nichtigsten Dinge Ansehen und Anerkennung verschaffen kann. Er muß sich der Gesellschaft beugen können, der Mode huldigen, einen Orden, einen Titel haben, sich in nichts von den anderen Menschenkindern unterscheiden. Was bleibt aber einem Schattenlosen übrig, als sich von der sogenannten guten Gesellschaft zurückzuziehen, wie Peter Schlemihl, und sie in der Beschäftigung mit der Wissenschaft zu vergessen, wenn er nicht sein besseres Selbst verkaufen will?“

Noch Lessing, der freie Lessing, machte die soziale Schichtung willkürlich zur künstlerischen Scheidung; die Tragoedie gehöre in die Königspaläste, das Schau- und Lustspiel in die bürgerliche Zone, die Posse aufs flache Land, sagte er. Und noch zu Lebzeiten Chamissos wurde es Goethe verübelt, daß er „Apotheker- und Schankwirthsnaturen in die Dichterwelt einführte“. („Der Freimüthige“, Nr. 124.) Dagegen nun Chamissos „Alte Waschfrau“! Dieses herzinnige Bild des braven Weibes aus dem Volk. Gestalten aus den Handwerker- und Arbeiterkreisen waren wohl auch früher schon in der Literatur der gebildeten Stände verwendet worden. Doch (vom Musikus Miller und wenigen Anderen abgesehen) waren diese Personen meist Staffage für allerlei Würdenträger und Patrizier gewesen. In Chamissos Gedicht fällt der Accent auf das Handwerk der prächtigen Frau, die dichterisch verwandt ist mit den sozialen Charakterzeichnungen der Moderne, mit Hauptmanns Fuhrmann Henschel und sogar, trotz ihrer absoluten Redlichkeit, mit der Waschfrau im „Biberpelz“, der diebischen Mutter Wolff.

Ein anderes Gedicht Chamissos: „Der Graf und der Leibeigene“, blitzt uns wie ein Geschöpf der Gegenwart entgegen. Unserer Zeit war ja vorbehalten, zu vernehmen, daß die Erbadeligen als die „Edelsten der Nation“ zu verehren seien. Der Dichter erzählt, wie in eine Wiege zwei neugeborene Kinder, das des Grafen und das des Leibeigenen, zusammengelegt wurden und dann Niemand unterscheiden konnte, welches von den beiden edelsten und welches verächtlichen Blutes sei.

„Verloren ist der Irrung Spur,
Die Zeiten schweigen, es schweigt die Natur.“

Der Graf Papa ist verzweifelt. Die Söhne wachsen heran und taugen beide nicht. Jeder von ihnen behauptet, er sei der Herr, der Andere der Knecht. Endlich bringen sie einander um. Das Märlein vom blauen Blut hat Keiner köstlicher verhöhnt als Graf Chamisso.

Gedanken, die heute die Vorkämpfer höherer Sittlichkeit in den Vordergrund stellen, klingen mannichfach in Chamissos Dichtungen an. In dem Gedicht „Vergeltung" finden wir ihrer ein ganzes Bündel. Hier ist es der Henker, der über den Kampf ums Recht, die Klassenjustiz und die Todesstrafe grübelt:

„Ja, die Mächtigen, die Beglückten,
Ja, die Götter dieser Erden!
Ihnen muß der Unterdrückten
Sühnend Blut geopfert werden.
Rein von Blut sind ihre Hände,
Das Gesetz verlangt die Spende!"

Das packendste und wildeste soziale Gedicht Chamissos ist „Das Gebet der Witwe". Es hat den Refrain: „Die Noth lehrt beten". Schon der alte Valerius Maximus erzählte die Anekdote von der armen Frau, die für das Leben des Tyrannen betet, weil sein Sohn der noch schlimmere Wütherich sein wird. Martin Luther verwandte die Geschichte in seiner Schrift: „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können", hob aber das religiöse Moment hervor: daß ein christliches Weib für das Leben des bösen Herrschers betet. Bei Chamisso ist das Gebet blutiger Hohn. Die Witwe hatte einst acht Kühe. Der Großvater des gnädigen Herrn hat ihr eine Kuh geraubt, der Vater zwei, der jetzige Gebieter vier. Dem Gutsherrn ins Gesicht schreit die alte Frau:

„Kommt der Sohn noch erst dazu,
Nimmt Der gewiß die letzte Kuh —
Lass' unsern gnädigen Herrn, o Herr,
Recht lange leben, ich bitte Dich sehr.
Die Noth lehrt beten."

Vielen Zeitgedichten Chamissos (Gedichten eines Zeitalters, nicht des flüchtigen Tages) verleiht dauernde Wirkung, daß sie aus realen Erscheinungen der Umwelt erstanden und nicht Gebilde der abstrakten Reflexion sind. Doch sieht der Dichter die Außendinge gern im Bild seiner Weltanschauung. Eichendorff freilich hat ihm eine Weltanschauung abgesprochen. Die Dichter der Romantischen Schule verstanden unter Weltanschauung Pietismus. Der war ihre Ordensregel. Eichendorff, der Frömmsten Einer, machte denn auch die konfessionelle Indolenz Chamissos für die grelle Effekthascherei in vielen seiner gruseligen Schauder-

balladen, seiner blutrünstigen Romanzen nach Art des französischen Bänkels, verantwortlich. Man kann sich ästhetisch gegen diese Nervenpeitschen sträuben und die Richtung Poës verurtheilen (die heute in den Büchern von Hanns Heinz Ewers wieder aufersteht); dennoch sollte man weder die Ethik noch die Psychologie in Chamissos Balladen verkennen. Sie haben allerdings nicht, wie die Schillers, einen moralischen Mekka-Spruch zum Ausgangs- und Endpunkt; mit ihren Spirallinien des Bizarren und Grotesken dringen sie vielmehr ein in die dunklen Geheimnisse der Natur. Dieses forschende Entschleiern ist ein Trieb, den wir als „modern" empfinden.

Da sei auf das von Chamissos glücklichstem Humor gehobene „Lied von der Weibertreue" hingewiesen (mit dem Fabelmotiv der Witwe von Ephesus, das bei Tschechow, Strindberg und Anderen wiederkehrt). Oder auf die ganz und gar problematische Romanze „Der Waldmann". Ein Neuster, Heinrich Mann, hat das Problem dieses (ihm vielleicht unbekannten) Gedichtes in der Novelle „Pippo Spano" bearbeitet. Zwei, die nicht vereint leben dürfen, wollen gemeinsam sterben. Der Mann tötet die Frau. Wie nun ihr Blut ihn besprüht, packt ihn der elementare Lebenstrieb; und aus dem Opferer, der jetzt sein eigenes Leben rettet, wird ein Mörder. Ferner: wie eine Vorahnung der Thesen Nietzsches verblüfft in der Ballade „Die Giftmischerin" des Dichters Auffassung von den Rechten der Persönlichkeit.

Ein christlicher Mystiker war Chamisso, der freie Geist, der Naturforscher, nicht. Doch sein Einfühlungvermögen (das manchmal sogar über den Mangel echter Ursprünglichkeit in seiner Lyrik hinwegtäuscht) war so stark, sein Verstehen alles Menschlichen so herzlich, daß er sich allenfalls die frommen Gefühle bretonischer Bauern aneignen konnte, die für den Schutz ihrer Altäre bluteten. Dieser Anpassungfähigkeit verdankt das preußische Kultusministerium das Gedicht „Die stille Gemeinde" in den Schulbüchern.

Von Chamissos Lebenswerk wird ein Theil in der ursprünglichen Form nicht fortbestehen. Wohl aber in immer neuer Form. Denn gerade seine „zeitlichen" Gedichte haben Samenkörner, die in jedem Lenz wieder von jungen Händen ins Fruchtland der Menschheit gestreut werden müssen. Des alten Dichters Unsterblichkeit wird die der That und des Gedankens sein, die noch dauert, wenn einst Name und Gestalt versunken sind. Ich glaube an das ewige Wunder der Transsubstantiation.

Hermann Kienzl.

Bismarck in der Presse.*)

Das Problem Bismarck ist in der Presse der sechziger Jahre nicht erschöpfend gelöst worden. Aber wie viel schwerer ist es auch, das Wesen einer Person wahrhaft zu erfassen als das einer Sache, einer politischen Angelegenheit! Für deren Beurtheilung sind immer konstante Faktoren vorhanden, deren Dasein einen festen Boden liefert; es handelt sich „nur" darum, die beweglichen Faktoren, die Imponderabilien, richtig zu berechnen oder, mehr noch, ihre voraussichtliche Wirkung zu errathen auf Grund eines feinen und daher nur Wenigen gegebenen politischen Gefühls. Fehlschlüsse sind hier eben so unvermeidlich wie bei jeder menschlichen Thätigkeit; sie kommen, im Grunde genommen, auf dem selben Weg zu Stande. Wie verschieden dagegen, sobald es sich um die Beurtheilung einer noch lebenden und wirkenden politischen Persönlichkeit handelt! Wie wenig ist von ihr der Allgemeinheit bekannt in dem Stadium, das unsere Jahre umfassen. Heute hat nicht nur der Tod seinen unverkennbaren, hier besonders großen Einfluß ausgeübt, nicht nur Bismarcks Sturz hat dem freieren Urtheil neuen Raum geschaffen: wir kennen ihn heute auch aus zahlreichen Gesammt- und Einzeldarstellungen, die uns seine Thaten und Interessen, seine Gaben und Mängel, so weit es jetzt überhaupt schon möglich ist, erschöpfend darlegen. Damals waren alle diese Voraussetzungen noch nicht erfüllt; man wußte von dem preußischen Ministerpräsidenten doch nicht viel mehr, als was sein Auftreten im Vereinigten Landtag und in der Zweiten Kammer Jedem verrathen hatte. Was daran zu einem vollständigen Charakterbild fehlte, ergänzte man sich fast nach Belieben: er war preußischer Edelmann, also Junker; er war konservativ, also reaktionär; er schob die wirklichen Machtverhältnisse in den Vordergrund und basirte darauf seine Politik, also verachtete er jede sittliche Idee. Wie oberflächlich da geurtheilt ist, zeigt der erste Blick; das allgemeine Mißtrauen, das sich schon nach den ersten Tagen seiner Ministerherrlichkeit bildete, verhinderte selbst den Versuch zu einem

*) „Die deutsche Presse und die Entwickelung der deutschen Frage 1864 bis 66": so heißt ein Buch, das Herr Dr. Bandmann (als fünfzehnten Band der Leipziger Historischen Abhandlungen) bei Quelle & Meyer in Leipzig erscheinen läßt und dem dieser Abschnitt, auf des Verfassers Wunsch, entnommen ist. Ein Buch, das nothwendig war (weil aus der Geschichte der Presse, besonders der deutschen, noch allzu wenig bekannt ist) und das der Ernst, der Fleiß und die Beweglichkeit des Verfassers zu einem lesenswerthen gemacht hat. Das Kapitel über Bismarck sollte jeder Journalist recht oft lesen; und dabei bedenken, ob irgendeine große Erscheinung heute im Zeitungurtheil besser wegkäme. Hoffentlich findet Herr Dr. Bandmann Zeit, die Skizze zu einem Bild auszuführen: neben die frühen die Urtheile der Triumphzeit zu stellen; in einer Monographie zu zeigen, wie Bismarck, vom ersten bis zum letzten Tag seines Wirkens, im Spiegel der europäischen Presse aussah.

tieferen Eindringen in das Wesen und Werden seiner Persönlichkeit. Ja, eben Dies war der Kardinalfehler: daß man ihn nicht als Persönlichkeit gelten ließ oder gelten lassen wollte. Keineswegs wurde übersehen, daß er von anderer Art war als seine Vorgänger; schnell genug erkannte die Oeffentliche Meinung den Unterschied, sie konstruirte daraus einen spezifischen Hochmuth, nannte Bismarck rücksichtlos, draufgängerisch, verwegen. Aber daß er im Innersten von den Durchschnittskonservativen durch eine Welt getrennt, daß gerade diese Abweichung vom Mittelmaß die Vorbedingung seiner Erfolge war, Das sah die Oeffentliche Meinung nicht; und konnte sie auch nicht sehen, denn ihr war seine Entwickelung in den fünfziger Jahren fremd geblieben. Darum darf man auch die Presse nicht tadeln, daß sie das Genie nicht gleich erkannte. Das Lob kann ihr nicht abgesprochen werden, daß sie sich intensiv mit Bismarck beschäftigte, ja, daß dies Interesse für ihn von Monat zu Monat wuchs und seinen Höhepunkt in den gefährlichen Wochen der Krisis erreichte.

„Woher Du kommst, willkommen immer sollst Du sein,
Ob Du, ein Bettler, mitternachts geschlichen kommst:
Ich kenne Dich! Dich kennen lehret mich mein Herz
Und auf den Thron an meine Seite setz' ich Dich!"

Worte der Germania sind es, die sie in Prutzens bekannter Komoedie „Die politische Wochenstube" an den erwarteten, verheißenen, freundlichen Boten zukünftiger Zeit richtet; aber wie anders war die Aufnahme, die der „pfeilbewaffnete, rächende Gott" fand, als er den Platz des preußischen Ministerpräsidenten einnahm! War die Kritik an seiner Person um die Zeit seiner Ernennung naturgemäß noch sehr zurückhaltend, so setzte sie bald recht scharf ein und erreichte in den Jahren von 1864 bis 66 eine Spitze, die Bismarcks Worte, er sei der bestgehaßte Mann in Deutschland, nur gerechtfertigt erscheinen ließ ... Natürlich machten die konservativen preußischen Organe die erste bedeutende Ausnahme; für sie war er wirklich der rettende Gott. Es hat keinen Sinn, die Charakteristiken aus der Norddeutschen Allgemeinen, der Neuen Preußischen Zeitung und der Berliner Revue wiederzugeben; sie stehen meist auf dem niedrigen Niveau der Schmeichelei und des kritiklosen Lobes; besonders in der zuletzt genannten Wochenschrift macht sich Das zuweilen unangenehm bemerkbar. Doch enthält die Berliner Revue daneben auch durchaus richtige und feinfühlende Urtheile. So schreibt ein mit G. Unterzeichneter: „Das Ministerium Bismarck ist der personifizirte Gedanke: Preußen muß groß werden. Graf Bismarck nahm eine Sache in Angriff, die zu den verschlepptesten gehörte, welche jemals spielten, und dieser Angriff gehört sicher zu den kühnsten, die in der Weltgeschichte unternommen wurden. Gelingt er, so war er ein unsterblich Unternehmen. Sein Ziel ist, ein gutes Stück kompaktes Deutschland zu bilden, auf daß niemals wieder eine olmützer Schmach und Schande zu Stande kommen könne und der Habsburger zerstörende Eifersucht unter Schloß und Riegel

gelegt werde. Aber mit welchen Schwierigkeiten hat Graf Bismarck nicht zu kämpfen, wie muß er nicht nach allen Seiten hin Front machen! Front gegen verjährte Vorurtheile der Konservativen, Front gegen vornehme und mächtige Traditionen, Front gegen den verwilderten Nationalverein, Front gegen allerlei Gedränge und, was die Hauptsache ist: Front gegen die habsburger Erbitterung; diese ist bitterer als Quassia und Absinth, sie ist ein Habacuc capable de tout, um mit Voltaire zu reden..."

Aehnlich die Kreuzzeitung, die ständig ihre Hymnen auf Bismarck wiederholt, ohne dabei jemals besondere oder auch nur neue Gedanken zu Tage zu fördern. Nach dem Attentat des jungen Blind schreibt sie, es gereiche Bismarck zur höchsten Ehre, „daß auch jetzt noch die deutsche Revolution in ihm ihren Bändiger sieht, der sie niederzuhalten den Willen und die Kraft hat". Ohne den Einfluß aus dem Ministerium hätte die Neue Preußische Zeitung es nie fertig gebracht, für die Idee des Parlaments und des allgemeinen direkten Wahlrechts einzutreten; nur gewaltsam konnte sie aus den alten Gleisen gestoßen werden.

Die Preußischen Jahrbücher erkannten die Erfolge Bismarcks und vertheidigten ihn gegen seine Verkleinerer. Sie nannten ihn 1864, beim Friedensschluß, „die Kraft des preußischen Staates, des Souverain, der Armee, der Diplomatie, durch welche dem widerwilligen Europa" ein großes Resultat abgezwungen wurde. Sie gestanden im August 1865, daß „zähes Ausharren bei einem gesteckten Ziele, die Kunst, die Dinge zu beherrschen, indem man ihnen scheinbar unthätig zusieht", die Vorzüge waren, „die man vor drei Jahren dem soeben ans Ruder gekommenen preußischen Ministerpräsidenten am Wenigsten zutraute, — dem Manne, der mit so undiplomatischer Offenheit seine innersten Gedanken nicht stets in der ernstesten Weise darlegte, der Pläne entwickelte, deren anscheinende Vermessenheit die Heiterkeit anreizte. Und dennoch sind es grade diese Eigenschaften, die ihm jetzt einen unerwarteten Sieg verschaffen..."

Auch Treitschke hält in dem Aufsatz „Der Krieg und die Bundesreform" mit seinem Urtheil nicht zurück. Nach seiner Meinung besitzt Bismarck „bei aller Kühnheit und Beweglichkeit seines Geistes ein sehr geringes Verständnis für die sittlichen Kräfte des Völkerlebens. Diese Mißachtung der Ideen ist ihm gekräftigt worden durch die Verirrungen der Oeffentlichen Meinung in den letzten Jahren, da der Idealismus der Nation sich in Phrasen verflüchtigte. Heute wird dem berliner Kabinet die Erfahrung, daß ein ganzes Volk den jähen Sprüngen eines geistreichen Kopfes nicht zu folgen vermag und tief eingewurzeltes, auf Thatsachen begründetes Mißtrauen nicht über Nacht aufgiebt." Aber trotzdem hält Treitschke (Roon und) Bismarck für augenblicklich unentbehrlich, da er sich als tüchtigste diplomatische Kraft Preußens erwiesen habe. „Er ist, wenn wir unbefangen vergleichen, außer Napoleon dem Dritten der einzige Staatslenker der Gegenwart, der große positive Pläne in der auswärtigen Politik verfolgt. Wissen

die Liberalen einen Mann, ihn zu ersetzen? Gewiß hat er den Staat in die gegenwärtige schwierige Lage gebracht, doch nur, weil er seine Pflicht als preußischer Minister erfüllte, weil er Preußens Nacken nicht unter das Machtgebot der Hofburg beugen wollte.“ Jeder andere Minister, meint der freiburger Professor, hätte eben so handeln müssen; und er stellt die Frage, ob es denn ein schlechtes Lob für einen preußischen Minister sei, daß die Feinde ihn hassen wie den Gottseibeiuns? Alles Böse traue man ihm zu, ja, in Dresden (und anderswo) sogar ein abgekartetes Attentat.

Licht und Schatten sind bei Treitschke gerecht vertheilt, so weit es ihm eben möglich war, unter den gegebenen Verhältnissen zu einem abschließenden Urtheil zu gelangen. Erst jetzt (1866) entfaltete ja der Genius ganz die Schwingen seiner Kraft, zeigte er dem preußischen Aar das ferne Ziel, das nur in gewaltigen Schlägen zu erreichen war; jetzt erst offenbarte er das Geheimnis seiner Politik: das tiefe Vertrauen in die Stärke seines Staates, das so vielen Anderen verloren gegangen war, wenn sie es überhaupt je besessen hatten. Aber eben weil der Erfolg noch nicht Kopf und Herz blendete und zu byzantinischen Lobhudeleien verleite, denen auch Bismarck nicht entging, haben alle diese Aeußerungen einen besonderen Reiz; sie zeigen auch den Kontrast, der bald nach 1866 und 70 zum Vorschein kam, und so erinnern sie daran, wie schwer sich der Einiger des Reiches ohne sein Zuthun die Oeffentliche Meinung gewann.

In den Jahren von 1864 bis 66 erwarb er sie sich nur in sehr bedingtem Maaße. Man hob einige gute Seiten seines Charakters hervor, wie man Das bei jedem Menschen thun kann; man lobte ihn wegen dieser oder jener Kleinigkeit, aber man fing mit dem Preisen an und hörte mit dem Tadeln auf. So konnte die Nationalzeitung gegenüber dem Reformantrag nicht umhin, die Fruchtbarkeit Bismarcks an den verschiedenartigsten Projekten hervorzuheben, um die ihn mancher seiner diplomatischen Kollegen beneiden möge. Aber leider bemerken wir nicht, fügt sie hinzu, „daß das eine Pensum gelöst wäre, bevor das andere in Angriff genommen. Ohne daß wir bis jetzt eine einzige positive Errungenschaft in der Hand haben, werden die alten Aufgaben nur mit neuen, immer verwickelteren durchsetzt, und wie der Knäuel sich zuletzt entwirren soll, ist kaum mehr abzusehen.“ Die Nationalzeitung scheint den alten Aberglauben getheilt zu haben, daß die Politik eine einfache Sache sei oder doch sein müsse; vor jeder Schwierigkeit bangt ihr. Wenn es auch nicht gerade die Aufgabe des Staatsmannes ist, Schwierigkeiten herbeizuführen oder zu suchen, so ist es doch sicher seines Amts, sie in der ihm am Besten geeignet erscheinenden Weise zu bewältigen. Daß aber die Umwandlung der schleswig-holsteinischen in die deutsche Frage, daß der Antrag vom neunten April 1866 auf Reform des Bundes ein Mittel, vielleicht das Einzige war, der Schwierigkeiten Herr zu werden: Das leuchtete der Nationalzeitung nicht ein; sie erkannte weder das Wesen des Reformvorschlags noch das

Bismarcks, sie verfiel in den alten, so häufigen Fehler, Mittel und Zweck zu verwechseln.

Deutlich geht ja die Einschätzung Bismarcks durch die liberalen Organe aus der Forderung seines Rücktritts, die fast alle erhoben, hervor. Ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, wäre thöricht. Bismarck selbst urtheilt zehn Jahre später über die Zweite Kammer und damit auch über die Presse: „Ich habe Objektivität genug, um mich in den Ideengang des Abgeordnetenhauses von 1862 bis 66 vollständig einleben zu können, und habe die volle Achtung vor der Entschlossenheit, mit der die damalige preußische Volksvertretung Das, was sie für Recht hielt, vertreten hat. Daraus mache ich Keinem einen Vorwurf." Weder die Abgeordneten noch die Zeitungen konnten wissen oder auch nur ahnen, daß er ihrem heißesten Wunsch Erfüllung gewähren würde; er hatte sich immer schärfer und immer bewußter in Gegensatz zu ihnen gebracht, das Abgeordnetenhaus in verletzender Weise brüskirt, die Verfassung mindestens durch Erlaß der Preßverordnung von 1863 und durch die einfache Einverleibung Lauenburgs verletzt, von seiner Lückentheorie gar nicht zu reden; er hatte ferner zahlreichen liberalen Beamten die Bestätigung verweigert, andere ihres Amtes entsetzt; unter ihm war der Obertribunalsbeschluß gegen die Redefreiheit der Abgeordneten ergangen, von ihm das schleswigsche Zuchthausgesetz gegengezeichnet. Unter solchen Umständen hätte es nur Engeln gelingen können, ihren Zorn, ihren Abscheu zu überwinden und Den zu loben, den sie nach menschlichen Gesetzen von Herzen hassen mußten. Denn wer konnte nach liberaler Auffassung größere Sünden auf sich laden als dieser Verächter ihrer Ideen, der vom Deutschthum nichts, nur vom Preußenthum Etwas wissen wollte? War er doch der Vertreter des preußischen Egoismus, der von moralischen Eroberungen nicht allzu hoch dachte (ganz verworfen hat er sie keineswegs); ihm gegenüber standen die Liberalen, die Preußen in Deutschland aufgehen lassen wollten, die eine Neugestaltung aller Verhältnisse erstrebten auf friedlichem Wege. Sie hatten einen Krieg kaum in den Bereich der Möglichkeit gezogen; zu fest vertrauten sie der überwindenden Stärke der Idee, die ihnen zum politischen Evangelium geworden war. 1864 erkannte noch Mancher unter ihnen an, daß Bismarck auf anderem Weg zwar, als sie erhofft, ein großes Resultat erreicht habe; jetzt, nach weiteren zwei Jahren erbitterten Kampfes, war ihnen nicht die Kraft und das Vertrauen gegeben, in ihm den Retter aus der Noth zu sehen. Die Liberalen gewahrten nur, in welche Schwierigkeiten dieser Mann Preußen gebracht, daß er ihm alle Sympathien entfremdet hatte und nun, da er keinen Ausweg mehr wußte, in höchster Gefahr nach ihrem Schatzkästlein griff und den schönsten Edelstein, die Berufung eines deutschen Parlaments auf Grund des allgemeinen, direkten Wahlrechts, herausbrach. Verwirrung mußte sie ergreifen, sein ganzes Thun lähmend auf sie wirken. „Es ist nicht blos das bisherige innere Parteiwesen und die politische Theorie, die durch Herrn von Bismarck

zerrüttet zu werden droht, sondern auch die auswärtige Politik und ganz Deutschland," sagte die Kölnische Zeitung; und energisch forderte sie immer wieder den Rücktritt des Ministeriums, gegen das das ganze deutsche Volk wie ein Mann die tiefste Abneigung empfinde.

An die Worte der „France" aus einer Schilderung Bismarcks: „Sa vie est constamment occupée, et comme il n'a pas de confidents politiques, les projets accumulés dans son cerveau y entretiennent les soucis les plus graves, sans trêve ni repos", knüpft die Kölnische Zeitung die Befürchtung, daß Deutschland aus den schwersten Sorgen nicht herauskommen werde, so lange Bismarck in Preußen das Staatsruder führe. „Was soll aus Preußen werden bei jenen aufgehäuften Projekten?"

Ein viel unbefangeneres Urtheil fällt der „Sozialdemokrat", der, trotz den vielen Verfolgungen, denen er ausgesetzt war (am ersten August 1865 machte er ironisch Meldung davon, daß er am vergangenen Tage nicht konfiszirt worden sei), von Anfang an sehr günstig über Bismarck spricht. Als ein wesentliches Verdienst der preußischen Politik seit seiner Berufung erkennt das Blatt die Thatsache, daß ihm gelungen sei, das blinde Vertrauen der deutschen Regirungen zu Oesterreich zu erschüttern. „Es ist eine bedeutende Politik, die jetzt in Preußen gemacht wird." Bismarcks Fähigkeiten wird Anerkennung nicht versagt; der „Sozialdemokrat" gesteht ihm zu, daß er den Kaiserstaat, den zu bekämpfen er sich anschicke, nicht unterschätze; „er hat gewußt, daß es gilt, nicht nur mit preußischen Armeen, sondern auch mit den Ideen der Zeit gegen Oesterreich zu kämpfen." Wenn die Zeitung dann aber meint, daß der Minister nicht aus freiem Willen, sondern gezwungen durch die Lage, Parlament und allgemeines Wahlrecht beantrage, so verfällt sie allerdings in den Fehler, den manche der verhaßten „Bourgeoisblätter" machten. Ueberhaupt erklärt sich ja die skizzirte Haltung des „Sozialdemokrat" aus der Feindschaft gegen die Liberalen; er unterstützte Bismarck nur als seiner Gegner größten Gegner, nicht als seinen eigenen Freund. Immerhin spielen wahrscheinlich die Erinnerungen an Lassalles Verhältniß zu Bismarck eine wichtige Rolle bei dieser Stellungnahme des Blattes; doch ist es nicht möglich, darüber Sicheres auszusagen.

In die schwierigste Lage wurden bei dem sich steigernden Konflikt die Liberalen außerhalb Preußens gebracht, die für dessen Führerschaft in einem neuen Deutschland kämpften. Nicht nur die konservative Presse mit ihren beständigen Drohungen gegen den Nationalverein und gegen alles Außerpreußische erschwerten diesen Männern die wirksame Verfechtung ihrer Ideen ungemein, sondern auch Bismarck selbst, wie wir, zum Beispiel, aus Overbecks Briefen an Treitschke ersehen. Da schreibt Jener im Oktober 1865: „Ich denke, Du wirst auch selbst wiederholt empfunden haben, welchen harten Prüfungen der Freund der preußischen Sache durch ihren Leiter ausgesetzt ist." Nach einem Tadel der Liberalen fährt Overbeck fort: „Schlimm genug aber, daß unsere Hoffnung auf Bismarck beruht. Nicht immer kann ich mich des Ein-

drucks erwehren, daß auch seine Politik trotz allem Geschick bornirte und höchst gefährliche Parteipolitik ist. Mag sein, daß zur Beilegung des inneren Konflikts der König ein unüberwindliches Hinderniß ist. Dieses Fortbestehen des Konflikts aber giebt ganz besonders der Politik den Charakter des Abenteuerlichen und man hört doch so gar nichts von dem Versuche, ihm seine Schärfe zu nehmen, gerade vexatorischer kleinlicher Maaßregeln sich zu enthalten... So lange die schleswig-holsteinische Sache noch schwebt, ist Bismarck freilich ein ganz unentbehrlicher Mann; doch scheint er mir freilich durch die Art, wie er die Sache führt, auch in dem Falle, daß sie ein gutes Ende hat, daß also die Annexion gelingt, einen guten Teil des Dankes, den er sonst verdient hätte, verwirkt zu haben."

Solcher Aeußerungen eingedenk, verstehen wir die Kritik, die Gustav Freytag in den „Grenzboten" an Bismarck übte. Er nannte ihn einen geistvollen Mann „von unübertrefflicher Elastizität, um Auskunft nicht verlegen, bereit, sich persönlich einzusetzen, kurz entschlossen, dem Vernehmen nach im persönlichen Verkehr wie in seinem Privatleben von großer Liebenswürdigkeit. Aber diese Vorzüge werden überwogen durch einen Mangel, der verhängnißvoll für ihn selbst und ein Unglück für Preußen zu werden droht: ihm fehlt eine unbefangene Auffassung der Dinge; die Eindrücke, die die Welt in seine Seele sendet, werden ihm zu schnell verzogen; was der gemeine gesunde Menschenverstand leicht findet, entzieht sich ihm. Auch seinem Entschluß, wie energisch er erscheine, fehlt die nüchterne Stetigkeit." Außer anderen, für einen Staatsmann unentbehrlichen Eigenschaften vermißt Freytag die Gabe in ihm, sicher das richtige Mittel für ein gutes Ziel zu verwenden und sich nicht über Schwierigkeiten und Hilfsmittel zu täuschen. „Die innere Freiheit, mit der er die Personen beurtheilt, und die Flüchtigkeit, mit der er Thatsachen behandelt, die Behendigkeit, mit der er sich aus der Befangenheit des Moments heraushebt, und der Eigenwille, der sich eine Sachlage einbildet, Verachtung der Gegner und Ungeduld bei Hindernissen, das Selbstgefühl adeliger Ehre gegenüber bürgerlicher Gewissenhaftigkeit, sind Eigenschaften eines Politikers, der aus dem preußischen Junkerthum heraufkam. Es ist ein blendendes, vielleicht fesselndes Wesen, es sind einige von den höchsten Eigenschaften eines preußischen Ministers darin, aber ihr Segen wird in das Gegentheil verkehrt durch dilettirende Unproduktivität und durch den Mangel an festen inneren Schranken, die ihm die Willkür bändigen."

Unzweifelhaft liegt hier der Versuch zu einer tiefer gehenden Charakteristik vor; aber es ist eben beim Versuch geblieben. Freytag haftet mindestens bei der Hervorhebung der guten Eigenschaften an der Oberfläche. Von dem preußischen Machtbewußtsein, das in Bismarck lebt, ist nicht, von dem Vertrauen auf die eigne Kraft, das, ohne Ueberhebung, ihn von je her ausgezeichnet hat, nur einseitig, in der Hervorhebung des Gegensatzes zwischen adeliger und bürgerlicher Her-

kunst, die Rede. Von der gewaltigen Energie gar, die in dem Manne steckte, ahnte Freytag überhaupt nichts; ja, er behauptete im Gegentheil, ihm fehle „die nüchterne Stetigkeit“. Den Hauptfehler sah der Verfasser im Mangel einer unbefangenen Auffassung der Dinge; und gerade Das dünkt uns weniger ein Kardinalfehler Bismarcks als vielmehr Freytags zu sein.

Feindsäliger klingen von vorn herein die Urtheile der süddeutschen Blätter, insbesondere des „Beobachters“, der sich kaum die Mühe giebt, Bismarcks Persönlichkeit zu studiren. Für ihn ist er nur der Junker, der die Freiheit vernichten, der deutsches Land an seinen Lehrmeister Napoleon abtreten, der die Mainlinie herstellen will. Bismarck ist ihm der Feind; nach ihm orientirt der „Beobachter“ seine Politik; schnell entschlossen, stellt er sich auf die Seite der Gegner der preußischen Ministerpräsidenten, nicht des Staates: kämpfen will er gegen den Brecher des Friedens, den Mörder des Rechts, den Verräther deutschen Landes, den Tyrannen Preußens, den Henker Schleswig-Holsteins. Blinds Selbstentleibung nennt er einen Opfertod und vertheidigt den Mordanfall unzweideutig. „Das Attentat gegen diesen von einem ganzen Volke einmüthig verdammten Attentäter hat nichts Ueberraschendes und es wird sich Niemand getrauen, den jungen Mann für einen schlechten Menschen zu erklären, der sein Leben daran gegeben hat, um das Vaterland von einem solchen Unhold zu befreien.“

Viel gemäßigter drücken sich immerhin die Neue Frankfurter Zeitung und der Schwäbische Merkur aus, doch selbst das zuletzt genannte, sehr ruhige Blatt scheint im März 1866 nicht ungern das Gerücht zu vernehmen, Bismarck habe, ein neuer Curtius, seinem Leben ein Ende gemacht, um sich und seinen Staat „aus der Verlegenheit, Krieg führen zu müssen, zu erretten“.

Lebhafter und ausführlicher beschäftigt sich das frankfurter Blatt, das etwa die Mitte hielt zwischen Merkur und Beobachter, mit dem preußischen Ministerpräsidenten. Auch hier tritt uns der weit verbreitete Glaube entgegen, Bismarck habe die Politik „nach der napoleonischen Methode“ studirt, und natürlich wird ihm das Talent dazu abgesprochen. „Die groß geschwungene markige Korsenschrift“ verhalte sich zur „zuckenden und gackelnden Handschrift des pommerschen Barons wie ein Schwerthieb zum Messerritz“. Gerade Das habe der Minister nicht vom Imperator gelernt, unausführbare Absichten unausgesprochen zu lassen. Natürlich gesteht die Zeitung Bismarck keinerlei Erfolge zu. Es sei ihm nicht gelungen, im ganzen Lande auch nur eine einzige Stimme für sich zu gewinnen, er stütze sich nur auf den alternden König; „wenn die Zusammenstimmung von Volk und Regirung, das Zusammenleben in gleichen Ideen die Stärke einer Regirung ausmacht, so ist die preußische nie so schwach gewesen wie unter Herrn von Bismarck“. Die Zeitung bestritt nicht nur das Vorhandensein von Erfolgen in der inneren, sondern auch in der äußeren Politik, wo der Premier ganz von Wien abhängig sei. „Wenn Oester-

reich will, werden die bismarckischen Ideen, die so hoch fliegen, wie Spreu im Winde zerstieben." Alles, was der Minister erreicht habe, sei höchstens darin zu finden, daß seine Junker Zeit hatten, übermüthig zu werden, und daß Preußen nicht nur nicht gefürchteter, sondern gar noch unbefreundeter sei als vorher. Wir finden hier den auch heute noch spukenden Gedanken, daß ein Staat bestrebt sein müsse, sich „beliebt" zu machen; wie verkehrt eine solche Anschauung ist, haben gerade Bismarcks Erfolge bewiesen. Ganz sicher hätte er nicht das Deutsche Reich gründen und, was schwerer, ihm eine solche Machtstellung verschaffen können, wenn er nicht die Geltendmachung der realen Interessen Preußens und dann Deutschlands dem Bemühen, sich „beliebt" zu machen, vorgezogen hätte. Die Politik der moralischen Eroberungen gegenüber dem Ausland führt, wenn nicht gar zu eigener Schwäche, so doch leicht zu einer Einbuße an Ansehen.

Die Historisch-Politischen Blätter sagen, Bismarck spiele mit dem Schicksal Preußens va banque. Jetzt könne „auch der dämonische Hochmuth und die eiskalte Menschenverachtung jenes blauen Blutes, als dessen rücksichtlosester Repräsentant der Minister vor der Welt dasteht, sich nicht mehr verleugnen. Will er aber als neuer Curtius sich selbst zum Opfer bringen, dann freilich wird der unergründliche Schlund des Parlamentsgedankens für Andere gefährlicher werden als für Preußen."

Obgleich ich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung nichts Besonderes über Bismarck gefunden habe, sei doch wenigstens erwähnt, daß einer ihrer berliner Mitarbeiter ihn energisch in Schutz nimmt gegen die Verleumdung, er beabsichtige die Abtretung deutschen oder belgischen Gebietes an Frankreich. Trotzdem die Zeitung Preußen und seinem leitenden Minister keineswegs günstig gesinnt ist, kann sie nicht umhin, einzugestehen, daß er „Kühnheit und Originalität vor allen seinen blasirten Kollegen in Deutschland" voraus habe. Diese Worte mögen den Diplomaten in München, Dresden und in der Hofburg schön in den Ohren geklungen haben.

Wenden wir uns gleich zu den österreichischen Blättern, so begegnen wir in der „Presse" auffallend häufig dem Namen Bismarck. Schon gleich nach Abschluß der Präliminarien von Wien (1864) hatte sie an ihn die Aufforderung gerichtet, seine Hand zur endlichen Herstellung der deutschen Einheit zu bieten, damit diese Frage nicht unbeantwortet einem nachfolgenden Geschlecht hinterlassen werden müßte. Die „Presse" glaubte, daß Deutschland nicht länger politisch versumpfen könnte, da Bismarck, „dieser bedeutende Staatsmann, den seine Partei alle Ursache zu verehren hat, weil er Etwas für sie leistet, jene verwickelte Frage endlich in vollen Fluß gebracht habe"; dafür müßten ihm auch seine Feinde dankbar sein. Falls ihm kein entschlossenerer Widerstand geleistet würde als bisher, so wäre die Frage in wenigen Jahren gelöst; auch diese Prophezeiung traf richtig ein. Ueber seine persönlichen Eigenschaften sprach sich die „Presse" in verschiedenen Zeiten

sehr verschieden aus. Betonte sie einmal, daß er gewiß kein Heuchler sei, so schrieb sie ihm bei anderer Gelegenheit eine außerordentlich versteckte Natur zu; die offenen Angriffe und die absichtlich hervorgekehrte Feindschaft gegen Wien seien nur neue Mittel, seine geheimen Pläne und Aktionen besser zu verhüllen. „Vielleicht hatte Oesterreich seit Friedrich dem Zweiten keinen gefährlicheren, rücksichtloseren Gegner als den gegenwärtigen preußischen Ministerpräsidenten.“ Ganz verkannte die „Presse“ den Sieger von Nikolsburg also nicht; aber völlig falsch war sie doch unterrichtet, wenn sie ihn für unselbständig, für einen bedingunglosen Anhänger der neupreußischen Partei hielt, mit deren Hilfe er seine Ziele erreichen wolle. Gerade aus den Reihen der Konservativen Partei (und natürlich auch aus den geschichtlichen Vorgängen) haben wir das Zeugniß, daß Dem nicht so war. „Bismarck ist stets seinen eigenen Weg gegangen; wir hatten immer nur das Nachsehen.“ Aber interessant bleiben trotz diesem Irrthum die weiteren Aeußerungen der „Presse“. Sie nennt Bismarck, der ohne höhere Bildung sei und sie deshalb gering schätze, einen politischen Naturalisten und reinen Praktiker, der die Unkenntniß der amtlichen politischen Aktion, wie sie die Professoren-Abgeordneten bewiesen, verspotte; er sei ohne Rechtssinn und verachte die juridische Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Kreisrichter-Abgeordneten; der reizbare, selbstbewußte Minister halte schließlich mit dem vollen Hochmuth eines echten Junkers „diese Fülle von Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Loyalität im Hause der Abgeordneten, die ihm bei jedem Versuch, den gesetzlichen Weg zu verlassen, Widerstand leistete, nur für philisterhafte, bürgerliche Beschränktheit“, und er habe sich allmählich gegenüber dem Volk in eine Lage gebracht, aus der es keinen Ausweg gebe als den Sturz.

Standen schon diese Worte unverkennbar unter der Einwirkung der zunehmenden Spannung zwischen Oesterreich und Preußen im Juli 1865, so noch mehr die des folgenden Jahres, besonders, seit die Kriegsfrage akut und der Reformantrag eingereicht worden war. Da weist die „Presse“ den häufig vorkommenden Vergleich Bismarcks mit Cavour zurück: man thue dem Preußen dadurch zu viel Ehre an! Er sei der „Machiavelli unserer Tage“. Natürlich traut sie ihm schon lange eine Abtretung der Rheinlande oder doch eine Kompensation für Napoleon am Rhein zu; schließlich bringt sie sogar einen Aufsatz „Bismarck und sein Wahnsinn“ und schreibt ihm nach der „Allgemeinen Medizinischen Zeitung“ „Manie mit Größenwahn“ zu.

Das Bild, das sich vor uns entrollt hat, ist gewiß in manchen Theilen nicht schön zu nennen; aber wenn man sich in die Erregung der Zeit hineinversetzt, wenn man die öffentliche Kritik an Bismarcks Person als Reaktion auf seine Politik, deren Verständniß erst der nachfolgende deutsche Krieg zu ermöglichen anfing, auffaßt, dann wird man den richtigen Gesichtspunkt finden, aus dem die Stellung der deutschen Presse betrachtet und danach beurtheilt zu werden verdient.

Heidelberg. Dr. Otto Bandmann.

Das Gefühl der Verantwortung.

Je weiter sich die Formen des Kapitalbesitzes von der Individualität entfernen, desto rascher schwindet das Gefühl der Verantwortung für die Integrität dieses Besitzes. Zum eigenen Vermögen hat man eine andere Distanz als zu fremdem Eigenthum; und im Reich der Aktie versteht das „Moralische" sich nicht von selbst. Die Aktie repräsentirt einen Vermögensteil, der schon zum Besitzer in anderen Beziehungen steht als das analoge Werthobjekt in Geld. Dieses ist unpersönlich, indifferent, vertretbar. Die Aktie dagegen setzt sich aus einem Konglomerat von Rechten und Pflichten zusammen, die leider nicht immer vom Gesetzgeber klar formulirt worden sind. Der Richter muß in Fällen des Zweifels entscheiden, ob die Grenzen der Verantwortung respektirt wurden. Wer vom „Aktienrecht" spricht, muß bedenken, daß der Hörer dabei meist an sittliche Forderungen denkt, denen sich der „ordentliche Kaufmann" nicht entziehen dürfe. Wo aber beginnt und wo endet das Reich solcher Forderungen? Die Frage wird fast vor jeder Thür anders beantwortet. Der Mitteldeutschen Kreditbank wurden im vorigen Jahr 700 000 Mark unterschlagen. Zur Deckung des Schadens mußten die Aktionäre ein halbes Prozent ihrer Dividende hergeben. Mangelhafte Kontrole hatte dem Effektenkassirer Willhardt den Betrug leicht gemacht. Für den Verlust hätten nach „Recht und Billigkeit" die unzulänglichen Kontroleure aufzukommen. Bequemer ists freilich, die Aktionäre die Kosten tragen zu lassen. Das wurde so ungefähr denn auch beschlossen. In der Generalversammlung fordern ein paar wilde Männer, daß Direktion und Aufsichtrath aus ihrer Tasche den Verlust decken. Den ganzen? Die Forderung wird abgelehnt. Die Verwaltungorgane, heißts, seien mit 70, die Aktionäre nur mit 30 Prozent belastet worden; und die Berufsgenossen seien höchst unzufrieden gewesen, weil der Bankvorstand die im Jahr 1908 unterschlagenen 510 000 Mark (Couponkassirer Goltermann) aus den Tantiemen ersetzt habe. Solche Bereitwilligkeit lasse den Glauben entstehen, die Bank sei zum Schadensersatz verpflichtet; und dieser Glaube könnte gefährlich werden. Zwar wurden für das Jahr 1908 die Tantiemen besonders hoch angesetzt, damit den geplagten Verwaltungmännern nicht Alles in die Binsen gehe. Thut nichts: die „Berufsgenossen" sind nicht für verleitliche Opferthaten. Schlechte Aufsicht ermöglicht in zwei aufeinanderfolgenden Jahren große Unterschlagungen: und die Berufsgenossenschaft dekretirt: „Ihr dürft Euch nicht unterstehen, den Schaden noch einmal zu tragen, sonst bilden sich die Aktionäre ein, die Verwaltung sei verpflichtet, den Aufpasser zu spielen." Eine nette Auslegung der in den Paragraphen 241 und 249 des Handelsgesetzbuches normirten Pflichten. Die traurige Sache hat noch eine andere Seite. Die Verwaltung der Mitteldeutschen Kreditbank ist zweimal gehindert worden, eine von ihr als nützlich empfundene Kapitalserhöhung zu beantragen. In beiden Fällen hemmten

die Unterschlagungen die Ausführung des Planes. Mängel der Organisation haben den Aktionären der Bank also einen direkten und einen indirekten Schaden gebracht: Geldverlust und Verzicht auf die Kapitalsvermehrung. Frage: Darf eine die Interessen ihrer Aktionäre treulich wahrende Verwaltung eine Maßregel unterlassen, von deren Notwendigkeit sie überzeugt ist? Darf sie es etwa gerade dann thun, wenn durch ihre Schuld die Bank bereits einen Verlust erlitten hat? Mir scheint, daß der Hinweis auf die Kapitalserhöhung nicht sehr klug war; er kann die Verwaltung vor Unbefangenen nicht entlasten.

Eine Majorität braucht sich bei Moralfragen nicht aufzuhalten; sie herrscht in der Generalversammlung und bestimmt, aus eigenem Recht, was sittlich ist. Vor Jahr und Tag erzählte ich hier von den kieler Howaldtwerken. Die Gesellschaft brauchte Geld und verschaffte sichs durch Ausgabe neuer Aktien, die von einem ihr nahestehenden Etablissement übernommen wurden. Damals tauchte die Frage auf, ob das Finanzgeschäft mit dem Paragraphen 252 des Handelsgesetzbuches zu vereinbaren sei. Die drei Millionen, die der kieler Werft von der Firma Brown Boveri und von deren Tochtergesellschaft „Turbinia“ gegeben wurden, mußten in den Rauchfang geschrieben werden und das Geschäftsjahr 1909 ergab eine Unterbilanz von fast drei Millionen Mark. Die Aktionäre haben sich da besonders für die Außenstände zu interessiren. Darunter ist eine, wie es scheint, uneintreibbare Forderung an die russische Regirung. Die Werft kämpft schon seit fünf Jahren um ihr Recht; aber „Rußland ist groß und der Zar ist weit“. Die Howaldtwerke haben dem russischen Marineministerium für 2½ Millionen Schiffstheile geliefert. Das war im Jahr 1904. Nur ein Theil des Geldes wurde bezahlt; obwohl eine im Jahr 1905 von der russischen Regirung berufene Kommission die kieler Ansprüche berechtigt fand. Die Aktionäre wurden niemals genau über den Stand der Angelegenheit unterrichtet. Ein paar flüchtige Bemerkungen mußten ihnen genügen. Hat die Verwaltung, die Rußland und dessen Marine doch kannte, mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes gehandelt? Die russische Erfahrung der Howaldtwerke sollte den Leuten zu denken geben, die empfehlen, nur den fremden Staaten Geld zu leihen, die sich verpflichten, der deutschen Industrie Aufträge zu spendiren. Da sieht man nun, wie es um solche „Aufmerksamkeiten“ bestellt sein kann. Der pumpende Staat nimmt den Mammon und die Schiffe dazu: und bleibt den Kaufpreis schuldig. Rußland ist noch nicht einmal der schlechteste Zahler; und nicht jede Fabrik ist so stark „gesetzlich geschützt“ wie die Firma Krupp in Essen. Ehrhardt, Mauser und die Deutschen Waffen- und Munitionfabriken sind gegen eine Verpulverung ihrer Shrapnells, Patronen und Gewehre nicht assekurirt.

Auch im Kalirevier ist Lehrreiches über das Verantwortlichkeitgefühl einzuheimsen. Aktionäre der Kaliwerke Aschersleben, an deren Spitze der aus dem Prozeß Kwilecki bekannte Staatsanwalt (jetzt a. D.) Dr. Müller steht, fordern die Absetzung der Herren Schmidtmann senior

und junior. Beiden wird vorgeworfen, daß sie es an der „Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes“ fehlen ließen. Wenn sie auch nur die oft erwähnten Millionenkontrakte mit einem der amerikanischen Düngertrusts abgeschlossen hätten, wäre ihnen der Nachruhm in jedem Kommentar des Handelsgesetzbuches sicher. Die Kaliwerke Aschersleben, eine Aktiengesellschaft, wurden von den Herren Schmidtmann zur Durchführung höchstpersönlicher Geschäfte benutzt; mit den Interessen des Schmidtmann-Werkes Sollstedt und der von Waldemar Schmidtmann gegründeten International Agricultural Corporation verkuppelt und zu ausgiebiger Expropriation gezwungen. Hermann Schmidtmann präsidirt dem Aufsichtrat von Aschersleben, dem Mr. W. Schmidtmann als Mitglied angehört. Sonderbar: der „unheilvolle Einfluß“ der edlen Dioskuren soll schon seit Jahren (wie es in einem der Aufrufe heißt) fühlbar sein; und doch wurde nie versucht, die Paragraphen 241 und 312 des Handelsgesetzbuches gegen das Unheil wirken zu lassen. Jetzt wird der Verwaltung von Aschersleben Bilanzverschleierung, wissentliche Verheimlichung eines dem alten Schmidtmann eingeräumten Millionenkredits, schädliche Abschlüsse von Kontrakten, unentgeltliche Ueberlassung einer fünfjährigen Option an einen ausländischen Käufer vorgeworfen. Wenn Schmidtmanns als Mitglieder des Aufsichtrathes von Aschersleben ihre Privatgeschäfte wirklich auf Kosten der Aktionäre erledigt hätten, wäre der ganze Aufsichtrath regreßpflichtig. Daß er von der Personalpolitik der Herren Schmidtmann nichts gemerkt habe, ist unwahrscheinlich; nicht weniger, daß er sich gar nichts dachte, als zwischen Aschersleben und Sollstedt das Bindeglied beseitigt wurde. Sollstedt war auf Kosten von Aschersleben gebaut worden, dem eine Option von 51 Prozent auf die Gewerkschaft zustand. Diese Option wurde aufgegeben und durch eine Uebertragung von 25 Kuxen an Aschersleben ersetzt. Die 25 Kuxe aber verkaufte Schmidtmann nach Amerika; er tauschte sie gegen Shares der International Agricultural Corporation ein. So war das Band zwischen den beiden Gesellschaften zerrissen und Schmidtmann konnte mit Sollstedt nach Belieben schalten und walten. Von all diesen Schiebungen haben die Aktionäre nichts erfahren. Sie wurden einfach von Schmidtmanns majorisirt. Die Höhe des Schadens, den die Kaliwerke Aschersleben erlitten, ist nicht leicht zu ermessen. Die Schätzungen schwanken zwischen 15 und 30 Millionen; dabei wird angenommen, daß die Kontrakte mit dem famosen Herrn Bradley (der Alles thun will, um das deutsche Kali in Amerika zu diskreditiren) in Kraft bleiben. Verantwortlichkeit scheint in dieser Sache Keiner empfunden zu haben. Wer wundert sich noch darüber? In der Generalversammlung sagte der alte Schmidtmann gar nichts; der junge nicht viel. Ergebniß der Gerichtssitzung: Revisorenkommission. Die Aktie ist eine handliche Form, die sich als Behälter von Rechten und Pflichten luftdicht verschließen läßt. Der Ganzmoderne differenzirt heute so gern alle Gefühle; warum also nicht auch das Gefühl der Verantwortung? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bilanz per 30. September 1909.

Aktiva.		M	Pf
Warenkonto	942 576,19		
Abschr. pro 1908/09	2 276.22	940 299	97
Kassa-Konto Kamerun		41 424	73
Konto pro Diverse Kamerun .		41 792	83
Immob.- u. Inventar-Konto Kamerun .	120 710,20		
Abschr. pro 1908/09	19 670.83	101 039	37
Geschäftswert-Konto	100 000,—		
Abschr. pro 1908/09	70 000.—	30 000	—
Inventar-Kto. Berlin	5 205,42		
Abschr. pro 1908/09	4 705,42	500	—
Kassa-Konto		1 032	98
Invent-Kto. Hamburg	2 608,30		
Abschr. pro 1908/09	2 108,30	500	—
Effekten-Konto		201 362	50
Beteiligungs-Konto .	10 000,—		
Abschr. pro 1908/09	10 000.—	—	—
Duala-Unternehmen:			
Duala-Apotheke u. Geschäft		86 773	05
Konto-Korrent-Kto.: Debitoren		864 582	35
Coupons-Konto		2 000	—
		2 311 307	78

Passiva.	M	Pf
Waren-Konto:		
Rückständig. Zölle u. Löhne	80 103	45
Konto pro Diverse Kamerun	9 922	88
Aktien-Kapital-Konto . . .	1 850 000	—
Kto.-Korrent-Kto.: Kreditoren	220 314	17
Dividenden-Kto.: Noch nicht eingelöste Dividende. . .	300	—
Gewinn . . .	150 667	28
	2 311 307	78

Gewinn- und Verlust-Konto per 30. September 1909.

Debet		M	Pf
Vortrag des Saldos vom 1. Oktober 1908		98 650	89
Generalunkosten und Betriebsausgaben.		256 762	91
Abschreibungen:			
Waren-Konto . .	2 276.22		
Immobilien- und Inventar-Konto Kamerun . . .	19 670.83		
Geschäftswert-Kto.	70 000.—		
Inventar-Konto Berlin	4 705.42		
Inventar-Konto Hamburg . . .	2 108.30		
Beteiligungs-Kto.	10 000.—	108 760	77
Reingewinn . . .		150 667	28
		614 841	85

Kredit.	M	Pf
Waren-Konto	604 969	10
Kommissions-Konto	74	15
Zinsen-Konto	7 015	30
Kursdifferenzen-Konto . . .	614	—
Vortrag des Kredit-Saldos per ult. September 1909 .	175	—
Effekten-Konto	1 994	30
	614 841	85

Berlin, den 5. März 1910.

Afrikanische Kompanie Aktien-Gesellschaft:

Der Aufsichtsrat: **von Liebert. Blunck.**

Der Vorstand: **Heinr. Lubcke. von Schkopp.**

Die Uebereinstimmung der vorstehenden Bilanz, sowie des Gewinn- und Verlust-Kontos mit den nach den Grundsätzen ordnungsmässiger Buchführung geführten Handlungsbüchern der Gesellschaft, sowie mit den Ergebnissen der mir vorgelegten Bestandaufnahmen wird auf Grund der von mir vorgenommenen Prüfung hiermit bescheinigt.

Berlin, den 7. März 1910.

R. Ohme,
gerichtlicher Bücherrevisor.

Bergisch Märkische Bank in Elberfeld.

Bilanz am 31. Dezember 1909.

Aktiva.	M.	pf
Kasse inkl. Reichsb.-Girokto., Sort, Coupons und zur Rückzahlung gekündigte Effekten	8 989 412	56
Markwechsel	43 366 280	10
Fremde Wechsel	3 983 230	63
Reports	3 548 847	—
Effektenbestände	16 825 693	19
Konsortialbeteiligungen	9 566 295	39
Effektenbestände d. Beamten-Pensions-Kasse	972 005	85
Kommandit-Beteiligungen	3 000 000	—
Diverse Beteiligungen	372 963	60
Guthaben bei Banken und Bankiers	17 160 430	62
Vorschüsse gegen Effekten	62 079 447	42
Debitoren	155 305 135	48
außerd. Debit. f. geleist. Avals M. 17 471 073,30		
Mobilien	25	—
Immobilien	8 940 104	07
	334 109 870	91

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital	75 000 000	—
Ordentlicher Reservefonds	19 710 444	58
Außerordentliche Reserve	3 304 089	55
Delkrederefonds	2 607 377	59
Kreditoren	107 419 170	45
Depositen auf Kündigung	75 424 930	30
Akzepte	41 260 167	09
Avals M. 17 471 073,30.		
Beamten-Pensions-Kasse	1 148 512	06
Rückständige Dividenden	4 539	—
Gewinn- und Verlust-Konto	8 230 640	29
	334 109 870	91

Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1909.

Debet.	M.	pf
Sämtliche Handlungsunkosten unserer Geschäfte in Elberfeld und Cronenberg, Aachen, Barmen und Schwelm, Bocholt, Bonn und Neuenahr, Coblenz, Crefeld und Goch, Düsseldorf und Hilden, Duisburg, M.-Gladbach, Hagen, Köln, Paderborn mit Warburg und Lippstadt, Remscheid, Rheydt, Solingen, Saarbrücken, Trier und Berncastel-Cues	2 761 565	47
Staats- und Kommunal-Abgaben	880 659	59
Abschreibungen auf Immobilien	356 324	46
„ „ Debitoren	650 000	—
Gewinn	8 230 640	29
	12 879 189	81

Kredit.	M.	pf
Gewinnvortrag aus 1908	732 409	19
Gewinn auf Wechsel- und Zinsen-Konto inkl. Ergebnisse der Kommanditbeteiligungen	5 608 561	75
Gewinn auf Provisions-Konto	3 730 033	37
Gewinn auf Effekten- und Konsortial-Konto	2 808 185	50
	12 879 189	81

Die **auf 8½ % festgesetzte Dividende** unserer Bank pro 1909 wird vom 2. April ab mit:
M. 51.— für jede Aktie à M. 600,— gegen Rückgabe des Dividendenscheines No. 38
M. 102,— für jede Aktie à M. 1200,— gegen Rückgabe des Dividendenscheines No. 38
ausbezahlt:

in **Elberfeld, Aachen, Barmen, Berncastel-Cues, Bocholt, Bonn, Coblenz, Crefeld, Cronenberg, Düsseldorf, M.-Gladbach, Goch, Hagen, Hilden, Köln, Lippstadt, Neuss, Paderborn, Remscheid, Rheydt, Ronsdorf, Saarbrücken, Solingen, Trier, Warburg**, an unseren Kassen;
in **Berlin** bei der Deutschen Bank, der Direktion der Disconto-Gesellschaft, der Berliner Handels-Gesellschaft und dem Bankhause S. Bleichröder;
in **Breslau** bei dem Schlesischen Bankverein;
in **Essen** bei der Essener Credit-Anstalt;
in **Frankfurt a. M.** bei der Deutschen Bank, Filiale Frankfurt a. M., der Deutschen Vereinsbank und der Direktion der Disconto-Gesellschaft;
in **Hannover** bei der Hannoverschen Bank.

Nach dem 1. Juli d. J. werden die Dividendenscheine nur an **unsern** oben genannten Kassen bezahlt.

Elberfeld, den 1. April 1910.

Der Vorstand

Schlitter. Josten. Lipp.

Berliner Handels-Gesellschaft.

Bilanz vom 31. Dezember 1909.

Soll.		M.	Pf
Kassa-Konto		25 544 608	47
Effekten-Konto:			
a) Preussische Konsols und Deutsche Reichsanleihe	M. 16 074 937,75		
b) Verschiedene	„ 20 447 618,45	36 522 556	20
Effekten-Report-Konto: Reports und Lombardvorschüsse auf Effekten		65 975 629	20
Wechsel-Konto		98 405 666	17
Grundstücks-Konto		2 073 347	31
Bankgebäude		5 000 000	—
Konsortial-Konto		44 470 842	28
Kontokorrent-Konto, Debitoren		206 531 866	27
Pensions-Kasse der Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft: Effekten-Bestände		2 562 552	55
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft: Effekten-Bestände		217 582	—
		487 304 650	45

Haben.	M.	Pf
Kommandit-Kapital-Konto	110 000 000	—
Reservefonds	34 500 000	—
Tratten-Konto	70 297 837	91
Kontokorrent-Konto: Kreditoren	255 709 030	94
Gewinnanteil-Konto: Rückständige Gewinnanteile	9 525	—
Pensions-Kasse der Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft: Vermögensstand	2 622 379	50
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft: Vermögensstand	225 135	05
Gewinn- und Verlust-Konto: Reingewinn	13 940 742	05
	487 304 650	45

Gewinn- und Verlust-Rechnung vom 31. Dezember 1909.

Soll.	M.	Pf
Verwaltungskosten	2 066 172	09
Steuern	866 371	77
Reingewinn	13 940 742	05
	16 873 285	91

Haben.	M.	Pf
Vortrag aus 1908	871 226	36
Zinsen-Ertrag abzügl. d. gezahlten Zinsen u. Ertrag der Wechsel einschl. d. Kurs-Differenzen auf Devisen und Sorten abzüglich der gezahlten Zinsen und des Diskonts auf den Bestand	7 835 845	63
Gewinn aus Konsortial- und Effekten-Geschäften	4 345 388	80
Provisionen	3 820 825	12
	16 873 285	91

Berliner Handels-Gesellschaft.
Die Geschäftsinhaber.

MAGDEBURGER BANK-VEREIN

Centrale: **Magdeburg.**

Filialen: **Aschersleben, Braunschweig, Burg b.M., Dessau, Hildesheim, Naumburg a. S., Nordhausen, Peine, Stendal.**

Commandite: **G. Vogler, Quedlinburg.**

Sächsisch-Thüringische Portland-Cement-Fabrik Prüssing & Co.,

Commandit-Gesellschaft auf Actien zu Göschwitz.

Mark 500 000 neue Aktien

der

Sächsisch-Thüringischen Portland-Cement-Fabrik Prüssing & Co.,

Commandit-Gesellschaft auf Actien zu Göschwitz

500 Stück zu Mark 1000 No. 2251—2750

sind zum Handel und zur Notiz an der hiesigen Börse zugelassen worden.

Berlin, im April 1910.

S. L. Landsberger.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. April 1910.

Aide-Mémoire.

Manets Meisterbild „Die Erschießung des Kaisers Maximilian von Mexiko“ ist jetzt im Haus der Berliner Sezession zu sehen. Erster Gedanke: So leben wir; weil der Name Manet von kunstfremden oder eigennützigen Leuten dem Deutschen Kaiser verekelt ward und weil dieser Kaiser die Bilder des stärksten malerischen Genies, das im neunzehnten Jahrhundert wirkte, nicht sehen mag (bei Paul Cassirer in der Victoriastraße könnte ers bequem kennen lernen), ist das herrliche Werk für die Kunsthalle der Stadt Mannheim erworben worden. Die Excellenzen Trott zu Solz und Bode, der Kunstreferent Geheimrath Schmidt und der Galeriedirektor Justi hätten, nach Tschudis Erlebniß, nicht gewagt, dem Kaiser den Ankauf dieses Bildes vorzuschlagen; das anno 2000 doch nicht geringeren Werthes dünken wird als heute ein Velazquez oder Tizian. Für den Umbau und häßlichen Aufputz der berliner Hoftheater werden immer wieder Millionen verlangt und bewilligt; ein Bild von der Bedeutung (auch der erziehlichen) dieses Manet muß ins Dunkel eines Provinzialmuseums. Und die berliner Kommunalbehörde denkt natürlich nicht daran, der Reichshauptstadt das kräftigste und feinste Historienbild unserer Zeit zu sichern. So leben wir. Frage (die weder im Landtag noch im Reichstag je gestellt wird): Ist wirklich des Kaisers Wille, daß nach seinem (zu respektirenden, aber aus unzulänglicher Kenntniß des Kunstbereiches erwachsenen) Privatgeschmack im Reich und in Preußen

Kunstpolitik getrieben und die Zukunft öffentlicher, aus Staatsmitteln bezahlter Kunstsammlungen bestimmt wird? Kann er wünschen, daß es einst heiße: Unseren Galerien fehlt die feinste Blüthe moderner Kunst, weil Wilhelm der Zweite Eduard Manet geringer schätzte als Herrn von Werner, Achenbach über Monet, Eberlein über Rodin stellte? Und dürfte selbst der treuste Royalist vor solchem Willen sich feig ducken? Zweiter Gedanke: Maximilians Abenteuer, seit dessen blutigem Ende noch nicht fünfzig Jahre verstrichen sind, ist fast völlig vergessen; in der Schaar, die das Bild begafft oder bewundert, weiß kaum Einer noch, welches Dramas Abschluß sein Auge hier der Wirklichkeit nachgebildet sieht. Der Versuch, das übermüdete Gedächtniß zu kurzem Erinnern aus dem Schlummer zu pochen, mag Einzelnen willkommen sein.

1861. Juarez hat, als Präsident der Republik Mexiko, den Staat von der Kirche getrennt, alle Klöster verboten und das Kirchengut eingezogen. Doch gehts im Lande der Montezuma und Iturbide wie später im Frankreich der Combes und Duez: nur ein Theil des konfiszirten Geldes (achtzig Millionen Pesos) fließt in die Staatskassen; der andere Theil des Paktolos versickert vor dem Ziel. Mexiko kann seine Gläubiger nicht bezahlen. Im Oktober verbünden sich England, Frankreich, Spanien, um gemeinsam ihre Forderung durchzusetzen. Die Vereinigten Staaten hindert der Bürgerkrieg, dem mittelamerikanischen Freistaat beizustehen: da ist das Wagniß bewaffneter Intervention nicht allzu groß. Doch schon im April 1862 werden die britischen und spanischen Truppen wieder nach Europa eingeschifft: weil man in London zu der Meinung gekommen ist, alles Nöthige sei durch Verhandlung zu erreichen und Britaniens Interesse nicht an pariser Sonderpläne geknüpft. Louis Napoleon hat gegen den Abzug der Verbündeten nichts einzuwenden. Schon als Prätendent hat er in einer Denkschrift auf die wachsende Bedeutung Mittelamerikas hingewiesen. Nun ist er Kaiser der Franzosen, hat Nikolai Pawlowitsch, den gefürchteten Zaren aller Reussen, besiegt und darf hoffen, die Einheit aller lateinischen Völker, auch der in Amerika wohnenden, unter seinem Szepter noch zu erleben. Ein des großen Oheims würdiger Plan. Mexikanische Priester haben nach Madrid und Paris die Botschaft gebracht, am Colorado und Rio Grande sehne eine geknechtete Menschheit die Franzosenherrschaft herbei. Die ganze spanische Klerisei bläst die Funken zur Flamme an. Frank-

reich? Die zweimal feierlich verkündete Losung „L'Empire c'est la paix“ (der Kladderadatsch formte sie schon nach der Rede in Bordeaux sehr hübsch in den Satz um: „L'Empire c'est l'épée“) hat nirgends Glauben gefunden. Frankreich ist noch gleichgiltig; wird sich des Sieges aber, wie jedes Prestigezuwachses, freuen. Daß bei der Einschiffung der Truppen der Ruf „Vive la République!“ hörbar wurde, ist nicht der Rede werth; gern geht kein Soldat in ein Fieberland. Schlingt sich das erste Lorberreis um die Fahnen, dann wird die Armee empfinden, daß hier, wie bei Sebastopol, für ihre Macht, ihre Zukunft gestritten wurde. Ein Bischen lange dauerts ja bis zum ersten Sieg. Endlich ist, im Mai 1863, Puebla genommen und Forey kann an der Spitze der kaiserlichen Truppen in die Hauptstadt einziehen. Im Juli meldet Bismarck seinem König, Rouher habe ihm die Besetzung der Stadt Mexiko mitgetheilt. Wilhelm schreibt neben den Bericht: „Glück hat Er!“ (Er: Louis Napoleon.) Bismarck schreibt darunter: „Pourvu que cela dure?“ Das Wort Laetitias Bonaparte; das beweist, wie klar damals schon der ungeblendete Blick des preußischen Ministerpräsidenten die Möglichkeit der Entwickelung sah. Erzherzog Maximilian von Oesterreich, Franz Josephs jüngerer Bruder, der, seit er nicht mehr Generalgouverneur der Lombardei und Veneliens ist, als ein stiller, mit literarischer Arbeit beschäftigter Mann auf seinem Schloß Miramare bei Triest lebt, läßt sich von Louis Napoleon und Rouher überreden, die Krone des zu schaffenden Kaiserreiches Mexiko anzunehmen. Er entsagt seinem Agnatenrecht auf die österreichischen Länder, empfängt aus den Händen der frommen Granden von Mexiko die Krone, holt sich aus Rom den Segen und zieht am zwölften Juni 1864 in die Hauptstadt Mexiko ein. Da hat Bazaine, der Mann von Sebastopol und Solferino, inzwischen den General Forey im Oberbefehl abgelöst. Berauscht ihn die Erinnerung an das große Los, das den Marschällen Bonapartes fiel? Träumt er, selbst Kaiser zu werden? Dem Oesterreicher ist er ein schlechter Berather. Der schwankt unschlüssig zwischen den beiden Parteien; will die Klerikalen, denen er den Schein kaiserlicher Macht dankt, nicht kränken, ihnen aber auch das Kirchengut, nach dem sie langen, nicht zurückgeben: und bewirkt, mit zagem Laviren und schwächlichem Zaudern, nur, daß ihm beide Parteien mißtrauen. Bazaine drängt ihn, Juarez und dessen Anhänger zu ächten; kann aber, trotz dem Aufgebot fremder Legionen, im Kaiserreich

nicht Ruhe stiften und erreicht nicht einmal die Niederwerfung der vom Norden her fortzüngelnden Guerilla. Der Geächtete rückt vom Paso del Norte mit schwellender Macht gegen die Hauptstadt vor. Inzwischen hat General Grant das Südstaatenheer bei Five Points geschlagen, Sherman die Ueberbleibsel zur Kapitulation gezwungen: im Mai 1865 ist der Bürgerkrieg durch den (mit dem Blut von fast dreihunderttausend Menschen erkauften) Sieg des Nordens beendet. Nun zeigt sich, wie falsch der Franzosenkaiser gerechnet hat. Auch in England war Lincoln seit dem Beginn des Krieges gegen die Sklavenstaaten ein blutgieriger Tyrann gescholten und jeder Sieg, den Ulysses Grant in Virginien erfocht, wie eine Schwächung der Menschheitkultur betrauert worden. Doch die Regirung weiß, was sie will. Frankreich hat im Krimkrieg für Englands Zukunft gekämpft; durch die Schließung der Meerengen die Flotte, die gegen die britische Seegewalt ein starker Bundesgenosse werden könnte, gezwungen, dem Mittelmeer fern zu bleiben. Wenn es sich jetzt in Europa (durch den Versuch einer Intervention in den Streit um die Elbherzogthümer) gegen die werdende deutsche Einheit, in Amerika (durch die Förderung des bonapartischem Muster nachgeahmten Erbkaiserthumes Mexiko) gegen die Vereinigten Staaten engagirte, durfte Britanien sich auch dieses Handelns aufrichtig freuen. Louis Napoleon tappt noch einmal in die Falle. Er sieht nicht, welche ungeheure Macht unterm Sternenbanner heranwächst, glaubt an den Zerfall der Union und hofft, den in den italienischen Kämpfen geminderten Anspruch auf die Hegemonie in den Lateinerreichen durch amerikanische Erfolge rasch wieder zu stärken. Der Onkel hat mit James Monroe, der 1803 in Paris Gesandter war, den Vertrag geschlossen, der Louisiana den Amerikanern abtrat; der Neffe, der die Neue Welt doch aus eigener Anschauung kennt, hält die Monroe-Doktrin vom zweiten Dezember 1823 für eine ernster Beachtung unwerthe Phrase und ist überzeugt, daß Amerika sich gegen die Einmischung einer europäischen Großmacht nicht sträuben wird. Er irrt. Kaum ist der Bürgerkrieg beendet und die Herrschaft des Nordens unbestritten: da treibt die Volksströmung den Präsidenten Johnson, Lincolns Nachfolger, zu drohendem Widerspruch gegen die französische Ingerenz. Und die Drohung wirkt sofort. Zwar hat der Franzosenkaiser dem Erzherzog Maximilian in einem unzweideutigen Vertragsparagraphen zugesagt, daß er

das französische Corps acht Jahre lang, von 1864 bis 72, in Mexiko lassen und gegen jeden Feind des neuen Regiments zur Verfügung stellen werde. Nach dem ersten einschüchternden Wink aus Washington ruft er aber, schon im Februar 1867, die Truppen zurück. Bazaine räth dem Oesterreicher, der Krone zu entsagen und heimzureisen. Vergebens. Maximilian will nicht als ein Titularkaiser ohne Land, ein ruhmloser Abenteurer lächerlich werden. Will weiterfechten; trotzdem er hört, daß die abziehenden Franzosen seinen Feinden Waffen und Kriegsgeräth verkauft haben. Am fünfzehnten Mai 1867 wird die Festung Queretaro, in die er geflohen ist, durch den Verrath des Obersten Lopez dem Juaristengeneral Escobedo ausgeliefert. Am neunzehnten Juni Maximilian, nebst den Generalen Miramon und Mejia, nach kriegsgerichtlichem Spruch vor den Wällen von Queretaro erschossen. Admiral Tegetthoff holt auf einem Kriegsschiff die Leiche nach Wien.

Am ersten Juli (das Neue fliegt noch nicht so schnell wie heute durch die Welt) hört Theodor von Bernhardi am Tisch Usedoms, dessen unklare Diplomatenberichte er, auf Bismarcks Befehl, ergänzen soll, von dem Oesterreichischen Gesandten Baron Kübeck die Nachricht vom Tod Maximilians und schreibt in sein Tagebuch: „Welche Schmach für Frankreich!“ Kardinal Antonelli sagt zu Odo Russell, der England in Rom vertritt, alles Unglück Oesterreichs sei aus der Thatsache zu erklären, daß die Dynastie, die das Konkordat schelten lasse und dem Protestanten Benedek einen fast unbegrenzten Machtbezirk einräume, der Kirche den ihr gebührenden Gehorsam weigere; „deshalb ruht Gottes Hand so schwer auf dem Hause Habsburg: denken Sie nur an Maximilian!“ Auch Louis Napoleon empfängt die Unheilspost nicht früher als Kübeck. Sie kommt in der Stunde, wo er in die Weltausstellung fahren und unter großem Gepräng die Preise vertheilen will. Daran ist nun nicht zu denken. Schade. Drei Wochen vorher hat Alexander den Zweiten, der neben dem Kaiser von der Parade in die Tuilerien zurückfuhr, die Kugel des Polen Berezowski gesucht. Mit der Schlagfertigkeit, die er in der Noth manchmal hatte, sprach Napoleon scherzend zu dem (nicht getroffenen) Zaren: „Jetzt, da wir zusammen im Feuer gestanden haben, sind wir Bundesgenossen“. Alexander lächelt; vergißt aber nicht die Spottreden Floquets und anderer Polenschwärmer, liest am Tag nach dem Attentat, daß dreiundvierzig pariser Anwälte sich dem verhafteten Be-

rezowski als Verteidiger angeboten haben, und reist in arger Verstimmung ab. Ein böses Jahr. Zuerst der erzwungene Verzicht auf Luxemburg; dann der polnische Mordversuch; nun gar die Trauerkunde aus Mexiko. Gerade in der Woche, wo Franz Joseph mit seiner Frau in Paris erwartet wird. Dieser Besuch ist einstweilen unmöglich. Mit dem Dank für Napoleons warmen Beileidsausdruck kommt aus Wien, auf Beusts Befehl, die Erklärung, Maxens Schatten solle die Freundschaft der beiden Kaiserhäuser nicht trüben; die Wiederaufnahme des persönlichen Verkehrs müsse aber, nach dem tragischen Ereigniß, dem Empereur überlassen bleiben. Eugenie räth zu einem Kondolenzbesuch, die Staatsmänner stimmen zu, Franz Joseph ist einverstanden (nur seine und Maximilians Mutter, Erzherzogin Sophie, will diese Gäste nicht sehen) und Napoleon reist mit seiner Frau nach Salzburg ab. Incognito. Dennoch werden sie in Karlsruhe vom Großherzog, in Ulm vom König von Württemberg empfangen, von schwäbischen Preußenfeinden umjubelt, vom Bayernkönig Ludwig bis an die österreichische Grenze geleitet. Incognito? Salzburg prangt im Schmuck französischer Fahnen, am Bahnhof harrt die Ehrencompagnie mit der Regimentsmusik in Gala der Majestäten, Feste aller Art sind vorbereitet und Franz Joseph hat die Grafen Beust und Andrassy mitgebracht: den Kanzler des Reiches und den ungarischen Ministerpräsidenten. Achtzehnter August 1867; ein Jahr nach dem Prager Frieden; drei Tage nach der ersten Sitzung des Norddeutschen Bundesrathes. Sybel: „Die Kondolenz hatte sich plötzlich in einen politischen Kongreß verwandelt. Die Welt war erstaunt und gespannt. Es kam vor, daß Beust mit Napoleon Stunden lang unter vier Augen verhandelte: da flogen dann die Vermuthungen und bald auch die Versicherungen in alle Lande, daß hier die Urkunde eines festen Trutz- und Schutzbündnisses zwischen beiden Mächten ausgearbeitet werde." Bismarck: „Die Verhandlungen und Annäherungversuche zwischen Frankreich und Oesterreich in Salzburg und anderswo, bald nach 1866, konnten unter der Leitung des Herrn von Beust erfolgreich sein; und schon die Berufung dieses verstimmten sächsischen Ministers zur Leitung der wiener Politik ließ darauf schließen, daß sie die Richtung der Revanche einschlagen werde." Gräfin Johanna von Bismarck aus Varzin an Keudell: „Louis (Napoleon) wird doch vernünftig sein?" Er ist vernünftig. Als er nach

fünf Tagen aus Salzburg abreist, ist kein Bündniß geschlossen; nur eine Entente verabredet worden. Wenn Beust im Eifer des Gespräches mal zu hitzig wurde, hat Eugenie ihn zu gelassener Ruhe ermahnt. Die Erhaltung des status quo: Anderes will man ja nicht. So heißts in dem amtlichen Bericht, der die bewährte friedliche Gesinnung der beiden Kaiser rühmt. In allen Kanzleien weiß man, daß die Verhandlungen von dem Wunsch geleitet waren, im Westen die Umwandlung des Norddeutschen Bundes in ein Deutsches Reich, im Osten die Schwächung der Türkei durch russische Anschläge zu hindern. Bismarck antwortet am siebenten September in einer Cirkularnote: die amtliche Mittheilung, daß die inneren Angelegenheiten Deutschlands nicht der Gegenstand der salzburger Gespräche gewesen sind, sei um so erfreulicher, als die Aufnahme des jetzt als falsch erwiesenen Gerüchtes bewiesen habe, wie heftig das deutsche Nationalgefühl sich gegen den Versuch fremder Einmischung oder Vormundschaft wenden würde; in Berlin hege man nicht die Absicht, die süddeutschen Regirungen durch moralischen Druck zu eiligem Entschluß zu zwingen; werde aber stets für die Ueberzeugung eintreten, daß Deutschlands Entwickelung nur von deutschem Interesse bestimmt werden dürfe.

Kann der an Rheinbundtage erinnernde Reiseerfolg mit dem unsanft über die Ostgrenze hallenden Echo dem Kaiser der Franzosen genügen? Er hat Rußland geschlagen, Italien den Oesterreichern entrissen, in Mexiko aber kein Imperium zu gründen vermocht; kann er das auf deutschen Boden vorbereitete nicht hindern, dann bleicht sein Stern und die ihm Anhänglichsten gleiten sacht in den gefährlichen Glauben, daß seiner Gloria das Ende nahe. Etwas muß geschehen: sonst gräbt die Erinnerung an Luxemburg und Queretaro sich zu fest ins Gedächtniß. Ein von schlechter Psychologie empfohlener Versuch, Preußen zu kirren, hat noch vor den salzburger Festen der Diplomatie des Kaiserreiches eine weithin sichtbare Schlappe gebracht. Der Optantenartikel des Prager Friedens, der fünfte, war zwischen Dänemark und Preußen streitig geworden. Bismarck erklärt, sein deutsches Gewissen erlaube ihm nicht, die deutschen Städtchen Nordschleswigs durch eine Zonenabstimmung in die Gemeinschaft mit der dänischen Demokratie zwingen zu lassen, und fordert ausreichende Bürgschaft dafür, daß diesen Stadtgemeinden die Nationalität gewahrt bleibe. Dänemark lehnt die Forderung ab und bittet in Paris um gnädigen Beistand.

Frankreich gehört nicht zu den Signatarmächten des Prager Friedens; hat also nicht das Recht, die Ausführung des Vereinbarten (den fünften Artikel hat Napoléon selbst vorgeschlagen) zu kontroliren. Braucht aber, wie das tägliche Brot, neue Praestigia. Bismarck wittert, was vorgeht. Privatim schreibt er: „Wir müssen nach Frankreich zu aus unserem Wald mindestens eben so scharf hinausschreien, wie man von dort zu uns hereinschreit. Goltz (Preußens Gesandter in Paris) muß angewiesen werden, kühl und verstimmt auf alle danica zu antworten, und die Zeitungen müssen sich von den französischen nichts bieten lassen, sondern kühl und kampfbereit antworten. Gegen Dänemark noch schärfer; und in Düppel und Marine ostensibel rüsten. Nur keine Schüchternheit! Wenn die französischen Zeitungen uns angreifen, so muß man die Defensive unsererseits weniger accentuiren. Entweder ignoriren und lächerlich machen oder angreifen, indem man die ganze imperialistische Politik tadelt, Kladderadatsch hetzt, Polen, Italien, Mexiko gegen Dänemark ins Feld führt, Goltz vorher davon avertirt. Die Dänenartikel der französischen Blätter sind ganz ersichtlich inspirirt und wir dürfen nicht mit Sammetfingern auf diese Stacheln antworten. Luxemburg war das Aeußerste unserer Friedfertigkeit; ist der Friede damit nicht gesichert, dann ist er nicht zu halten und wir können auch in den deutschen Fragen das in Paris besprochene System des schonenden Vorgehens nicht weiter innehalten.“ Offiziell: „Wir sind entschiedene Gegner einer Kriegspolitik; wir sehen keinen Vortheil, den wir jetzt daraus ziehen könnten. Aber nichts würde uns bestimmen, die Größe des Vaterlandes niedrigen Besorgnissen und auswärtigen Erwägungen unterzuordnen. Die dänischen Ansprüche werden uns billig finden; aber wir lassen uns keine Einräumungen abtrotzen, so wenig wir auch zu extremen Entschlüssen geneigt sind, vielmehr wünschen, so weit es möglich ist, dem Kabinet der Tuilerien Befriedigung zu gewähren.“ Trotz dieser Warnung wagt Marquis de Moustier, der im Ministerium des Auswärtigen Herrn Drouyn de Lhuys abgelöst hat, noch einen Versuch. Er hat sich zunächst hinter Gortschakow gesteckt und ihn, mit dem Versprechen französischer Hilfe in dem Orienthandel (schon damals: Kreta), für eine Einwirkung auf Bismarck geködert. Der Russe kennt den Preußen noch von Petersburg her als Einen, der sich Ungebührliches nicht bieten läßt. Schreibt drum einen höchst höflichen Privatbrief. Rußland sei, obwohl viele

Leute glauben, daß ein franko-preußischer Krieg ihm nur nützen, nicht schaden könne, für den Frieden. Meinen Sie, verehrter Freund, nicht, daß in Frankreich, wenn die dänische Sache hingeschleppt wird, die überreizte Volksstimmung den Kaiser zu Entschlüssen drängen kann, die er selbst nicht wünscht? Soll man diese Möglichkeit abwarten? Jedes Wort, das nach dem Willen zur Einmischung schmeckt, wäre taktlos und ungehörig. Preußens weitsichtiger Ministerpräsident wird dem schwierigen Problem schneller als irgendein Anderer die rechte Lösung finden. Eine Abschrift des Briefes geht nach Paris. Moustier fühlt sich in starker Genossenschaft und beauftragt den Geschäftsträger Lefebvre de Behaine, der den Gesandten Benedetti vertritt, für Dänemarks Recht auf selbständige Erledigung seiner Staatsgeschäfte in der Wilhelmstraße ein artig mahnendes Wort zu sprechen. Da kommt er schlecht an. Herr von Thile, der Unterstaatssekretär, der ihn empfängt, erklärt nach dem ersten Satze, er müsse, ehe er diese ungemein ernst zu nehmende Mittheilung anhöre, vom König Instruktionen einholen. Am nächsten Tag ist er bereit, zu hören; liest Moustiers Depesche, notirt das Wesentliche des Inhalts und bittet dann Lefebvre nur, in Paris an die Thatsache zu erinnern, daß der Prager Friede zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen worden sei. Der Kronprinz ist vom englischen Hof informirt und findet wieder einmal, daß Preußen auf falschen Wegen wandle. Aus Misdroy schreibt er an Bismarck: „Wir verlieren unser Ansehen, zu dem uns die Siege von 1866 verholfen hatten, und leisten den Intriguen, die uns umgeben und eben so in Frankreich wie in Oesterreich und auch in Dänemark gesponnen werden, willkommenen Vorschub. Wie unzufrieden die Stimmung in Schleswig-Holstein bleibt, ist Ihnen eben so bekannt wie der sich so häufig wiederholende Vorwurf, daß es Preußen an organisatorischem Talent mangle. Was den Gang der Politik nach außen betrifft, so sind Sie besser unterrichtet als ich. Die französische Regirung mag die Absicht gehabt haben, die Depesche über Nordschleswig abzuschwächen; ihren beunruhigenden Effekt hat besagtes Aktenstück wenigstens nicht verfehlt und ich komme auf mein altes Thema zurück: Warum haben wir nicht den Grenzstrich gezogen?“ (Den Strich, der bestimmt, wo in Schleswig die „nördlichen Distrikte“ anfangen, deren Bewohner, nach dem fünften Artikel des Prager Friedens, aus dem preußischen Staatsverband zu entlassen sind,

„wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden.") „Mehr als je kommt es jetzt darauf an, daß wir Frieden im Inneren haben, um gegen einen Angriff von außen so stark wie möglich zu sein, und wir Ansehen und Vertrauen wieder gewinnen müssen. Dringend lege ich Ihnen diese gewichtigen Fragen ans Herz, in der Ueberzeugung, daß, wenn es Ihr Wille ist, Sie eine Lösung für dieselben finden werden, und indem ich gern bereit bin, Ihnen meine Hilfe anzubieten, wenn Sie glauben, derselben zu bedürfen, bin ich Ihr ergebener Friedrich Wilhelm." Doch die wichtigste Frage ist schon beantwortet, als dieser Brief den Adressaten erreicht. Bismarck hat, im Einverständniß mit seinem König, Moustiers Einmischungversuch durch die offiziöse Presse bekannt gemacht. Und nun steigt aus deutschen Herzen ein Wehrruf zornigen Stolzes. Darf Frankreich die Ausführung eines Friedensvertrages überwachen, den es nicht unterzeichnet hat? Der deutschen Vormacht Belehrung über ihre Pflichten aufdrängen? Sind wir nach Düppel und Königgraetz wieder so weit, daß ein Uebermüthiger uns Befehle über den Rhein zu schicken wagt? Moustier erschrickt; hört von dem Kriegsminister Marschall Niel, daß die Reorganisation des Heeres noch lange nicht fertig sei; und muß sich zu diplomatischem Rückzug bequemen. Wir haben, spricht er, in Berlin keine Note überreicht, sondern uns nur eine private, vertrauliche Anregung gestattet. Dann, da die Ausrede nicht wirkt: Wir bedauern aufrichtig, daß die Aussprache unserer Meinung von der berliner Regirung mißverstanden ist, und bitten sie, überzeugt zu sein, daß wir unter keinen Umständen uns der Beschuldigung aussetzen würden, die Empfindlichkeit einer benachbarten Macht verletzt zu haben. Auch dieses Spiel ist verloren.

Im August 1867. Im Juni waren Wilhelm und Bismarck in Paris Napoleons Gäste gewesen. Moustier hatte jedes Gespräch mit dem preußischen Ministerpräsidenten gemieden; er liebte den Mann nicht, der ihm, dem Gesandten des Kaiserreiches, während des Krimkrieges in Berlin auf die grobe Behauptung, Preußens schwankende Politik werde ein zweites Jena erleben, geantwortet hatte: „Warum nicht ein zweites Leipzig oder Waterloo?" Mit Rouher besprach Bismarck, der in den Tailerien wohnte, die deutschen Angelegenheiten; und Kaiser und Kaiserin zeichneten ihn durch besondere Huld aus. Kein Mißton störte das Behagen der Festwoche. König Wilhelm wurde auf dem Weg nach Long-

champ herzlich begrüßt, trotzdem die Menge wußte, daß er die aus dem böhmischen Feldzug bekannte Rappstute Sadowa ritt. Dennoch lag Kriegsstimmung in der Luft. Als Bismarck nach der Parade die Haltung der Truppen pries, sagte Marschall Vaillant, dem der Preuße, als bon bougre, sehr gefiel: „Danke, lieber Graf. Alles schön und gut; aber Ihr Preußen seid uns zu groß geworden. Eines Tages müssen wir die Klingen kreuzen." Am Frühstückstisch im Kaiserpalast. Bismarck läßt sich im Kauen nicht stören; lächelt den Marschall freundlich an und sagt dann: „Kreuzen wir also, wenns sein muß!" Als bald danach der preußische Militärattaché von hastiger französischer Rüstung spricht, nennt er den Bericht „alarmistisch"; fügt aber hinzu, das Kriegsministerium werde schon wissen, was es zu thun habe, um Schritt zu halten. „Möglich ist Alles. Unsere Hand hat zum Degen nicht weiter als die Frankreichs." Die „Anregung" Moustiers und die salzburger Verhandlungen folgen. In Paris gilt der Krieg gegen Deutschland als unvermeidlich. Im Dezember sagt der Abgeordnete Ollivier in der Kammer: „Jeder Redner, der behauptet, die Schlacht bei Sadowa habe unser Ansehen geschmälert und dem Kaiserreich eine Niederlage gebracht, wird von Ihnen mit Beifall überschüttet; jeder, der auszusprechen wagt, daß die Wandlung der deutschen Machtverhältnisse uns weder bedroht noch gar demüthigt, hört aus Ihren Reihen lautes Gemurr. Sie rühmen den Frieden und reizen selbst doch täglich zum Krieg. Solcher Pression, solcher in Parlament und Presse immer wiederholten Klage über die Minderung unserer Macht und die deutsche Bedrohung vermag selbst der friedliche Sinn des Kaisers sich auf die Dauer nicht zu entziehen." Er vermochte es nicht. Hätte es nicht vermocht, auch wenn nie an die spanische Thronkandidatur eines Hohenzollern gedacht, aus der emser Chamade in Berlin nicht eine Fanfare gemacht worden wäre. Schleswig-Holstein, Böhmen, Luxemburg, Mexiko, Dänensprachgrenze und Optantenartikel: die Last verschnürte dem gallischen Selbstbewußtsein den Athem. Rocheforts rothe Hefte schrien durch alle Gassen, daß am Rio del Norte der schmähliche, betrügerische Bankerot des Bonapartismus begonnen habe. Ohne neuen Prestigeglanz konnte das Kaiserreich nicht weiterleben. Seit Maximilians Todestag lechzte Louis Napoleon nach der Gelegenheit zu weithin strahlendem Waffenruhm; konnte im Lande des schwarzen Adlers nur eine feige und krumme Politik noch der welschen Kriegsgefahr ausbiegen.

Deutsche Ideale.*)

Das Zeitalter, in welchem noch heute die Deutsche Geschichte verläuft, beginnt mit einer großen und allseitigen Bewegung um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Damals fängt die Oeffentliche Meinung an, sich zu entwickeln und das Programm eines Wohlfahrtstaates aufzustellen, das dann die deutschen Fürsten, an ihrer Spitze Friedrich der Große, in seinen wichtigsten Theilen durchzuführen versucht haben, ehe sie durch die Invasion der Franzosen und die Gewaltherrschaft Napoleons in dieser Thätigkeit unterbrochen wurden. Damals erhob sich in Deutschland, auf Grund einer neuen Auffassung von der innerlich freien Stellung der Persönlichkeit, die namentlich auch eine Befreiung auf religiösem Gebiet bedeutete, jene neue hohe Kultur, deren Träger der Universalgeschichte angehören: Kant, Fichte, Schelling, Hegel als Philosophen, als Musiker Haendel, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven; als Dichter Schiller und Goethe, um nur die ersten der zahlreichen Namen zu nennen, deren Wirken eine neue Entwickelung der europäischen Kultur brachte.

Aber diese früheste Kultur des neuen Zeitalters erschöpfte sich in dem glänzenden Aufstieg ihrer einzelnen Perioden, in den Zeiten der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges, des Klassizismus und der Romantik. Um 1830 machte sich ein Nachlassen der geistigen Fruchtbarkeit bemerklich; fast nur die Wissenschaften blühten noch weiter empor; die Perioden des sogenannten Realismus und des Epigonenthums bis in die siebenziger Jahre hinein sahen nur noch den Roman, das realistische Drama und das Feuilleton blühen; jede stärkere Phantasiethätigkeit auf dem Gebiete der Dichtung wie der Bildenden Kunst verstummte. Statt Dessen begann seit den vierziger Jahren, immer gewaltiger steigend, die politische Einheitbewegung, bis sie, über 1866 und 1870 hinweg, im neuen Deutschen Reich ans ersehnte Ziel führte.

Diese politische Entwickelung aber löste erst vollends die neuere wirthschaftliche Bewegung aus, die man allgemein kennt und die bis zur Gegenwart fortdauert; in etwa anderthalb Menschenaltern holte die deutsche Nation in ihr den ökonomischen Vorsprung der anderen großen Völker Europas ein, den diese mindestens seit dem Dreißigjährigen Kriege besessen hatten.

---

*) Geheimrath Lamprecht hat an den Universitäten Leiden und Utrecht zwei Vorträge gehalten, deren Inhaltsskizze er hier veröffentlicht. Mancher merkt, wenn er diesen Worten nachdenkt, vielleicht, daß es auch außer dem preußischen Wahlrecht noch für Deutschland wichtige Dinge giebt.

Aus diesem wirthschaftlichen Aufschwung ging dann aber zugleich auch ein neues geistiges Leben hervor, indem durch ihn die seelischen Bedingungen der geistigen Produktion stark verändert wurden. Ein neuer Naturalismus kam empor, der vor Allem auf den Gebieten der Phantasiethätigkeit neue Werthe erzeugte: vertreten in der Musik durch Männer wie Wagner und Strauß, in der Dichtung durch Liliencron und Hauptmann, in der Malerei durch Liebermann und Klinger, in den Wissenschaften durch die Entwickelung zahlreicher neuer Disziplinen der Natur- wie der Geisteswissenschaften.

Diese naturalistische Bewegung begann in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts und erlebte um die Mitte der neunziger Jahre ihren Höhepunkt. Von da ab aber schlug sie sichtbarlich in die Umbildung ihres neuen Könnens zu neuen Formen persönlicher schöpferischer Thätigkeit und damit in einen neuen Idealismus um. Deutlich tritt Das in der späteren Thätigkeit der soeben genannten Dichter und Maler hervor; daneben erstanden neue Meister namentlich der sogenannten Heimathkunst, welche die idealistischen Werthe der einzelnen deutschen Landschaften ausmünzten; noch bezeichnender war, daß jetzt Plastik und Architektur zu bisher unbekannten Leistungen und Stilen erblühten, daß starke religiöse Sehnsucht in die Nation einzog, daß der veränderten Gegenwart angepaßte neue sittliche Lehren entwickelt wurden und daß ein neues philosophisches Denken begann.

Diese idealistische Bewegung ging nun weit über die geistigen und seelischen Voraussetzungen hinaus, die in dem neuen Wirthschaftleben beschlossen lagen; und sie findet sich daher jetzt durch dessen Fortdauer und das aus ihm entwickelte rein ökonomische Denken der Massen wie der Führer der neuen Wirthschaftformen mehr und mehr beengt: sie strebt über dieses Denken mit seinen sogenannten machtpolitischen (und Das heißt: egoistischen) Neigungen längst hinaus und sucht ihre Forderungen auf dem Wege der Umprägung in ein politisches Programm zu verwirklichen. Dies ist das neueste Stadium der Entwickelung, in dem sich das deutsche Volk befindet; der neue Reichskanzler von Bethmann-Hollweg kann dabei als ein Repräsentant des neuen Idealismus bezeichnet werden. Die ältere, im Ausland noch immer verbreitete Auffassung, die moderne deutsche politische Geschichte beginne mit der Zeit nach den napoleonischen Wirren, etwa mit dem Wiener Kongreß von 1815, ist völlig irreführend und schließt jedes Verständniß für die heutige Entwickelung der inneren deutschen Politik aus.

Die neuere deutsche Politik hat vielmehr schon kurz nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar aus der inneren deutschen Entwickelung selbst her, begonnen. Sie strebte dabei anfangs namentlich nach zwei Richtungen: sie wollte die Auflösung des mittelalterlichen Staates in den für ihn noch immer bestehenden sozialen und wirthschaftlichen Voraussetzungen und insofern die Bauernbefreiung und die Zerstörung der mittelalterlich-genossenschaftlichen Stadtverfassung; zweitens aber die Begründung einer neuen öffentlichen Ordnung. In der ersten Richtung, in der Liquidation des veraltet Bestehenden, hatte die absolute Monarchie in Oesterreich, in Preußen, in den kleineren, namentlich auch den geistlichen Staaten schon vor Ausbruch der Französischen Revolution große Fortschritte gemacht; die Liquidation würde sich ohne die Französische Revolution vermuthlich geregelter, wenn auch langsamer, vollzogen haben; thatsächlich hat sie übrigens auch so erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ihren Abschluß gefunden.

In der zweiten Richtung, in dem Versuch des positiven Aufbaues eines neuen Staates, wurde die innere Politik naturgemäß zum Ausdruck der eben damals emporkommenden Kultur des Klassizismus und der Romantik. Die großen Heroen dieser Kultur sahen dabei wohl ein, daß das neue geistige Leben, um politisch wirksam zu werden, vor Allem die Erziehung der Nation zu den neuen Idealen erforderte. Und so thaten sie den ersten Schritt zur Politisirung des deutschen Volkes auf dem Gebiete der Pädagogik: in diesem Punkt sind Dichter und Philosophen, Schiller und Fichte, völlig einig gewesen. Das Ergebniß war die Elementarschule Pestalozzis, das humanistische Gymnasium der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und die Universitäten im ganzen Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts, wie sie zu Musteranstalten aller universalen Bildung geworden sind. Darüber hinaus begann aber auch schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Erziehung der Nation zu den eigentlichen öffentlichen Aufgaben durch Entwickelung der gemeindlichen und territorialen Selbstverwaltung; der Führer dieser Bewegung war bereits in diesen Jahren der Freiherr vom Stein, der spätere Regenerator Preußens.

Diese verheißungvollen Anfänge wurden nun durch die Französische Revolution und die napoleonische Schreckensherrschaft unterbrochen. Zwar brachten diese Jahre der Noth die politische Fortbildung namentlich in Preußen zu einer gewissen Frühreife; aber diese Frühreife war auch eine Nothreife; und nach

1815 vertrockneten ihre Ansätze unter der übermächtigen Gegnerschaft einer an sich sehr hochstehenden Bureaukratie und eines mächtigen Junkerthums: so daß in der inneren Entwickelung ein Stillstand eintrat.

Aus dieser Lage hat dann nicht die innere Entwickelung in den einzelnen Staaten, sondern vornehmlich die Einheitbewegung herausgeholfen. Das Bürgerthum, gegen Bureaukratie und Adel auf dem Gebiete der inneren Politik zu schwach, siegte über diese Klassen als Träger des Enthusiasmus für eine nationale Einheit, die für die Zukunft des deutschen Volkes ein unbedingtes Bedürfniß war.

Die Einheitbewegung trat seit etwa 1840 stärker hervor. Und indem sie 1848 zum ersten Mal siegte, siegten mit ihr zugleich die bürgerlichen Vorstellungen von einem künftigen Staatscharakter im Reich wie in den Einzelstaaten.

Diese besonderen Vorstellungen des Bürgerthums waren nun aber nicht ein Produkt vornehmlich der deutschen, sondern eher der französischen Entwickelung; es waren die Gedanken der Französischen Revolution, die Gedanken der Freiheit und Gleichheit und eines ihnen entsprechenden Wahlrechtes, die Gedanken der Theilung der Gewalten und des Parlamentarismus.

Diese Gedanken wurden also in Deutschland durch den bürgerlichen Liberalismus und insbesondere durch dessen rheinische, Frankreich benachbarte Denominationen eingeführt. Wie stellten sie sich nun zu den deutschen Anfängen eines modernen Staates in Erziehung und Selbstverwaltung und wie mußten sie wirken? Sie waren zunächst entwickelungsgeschichtlich viel älter und darum auch innerlich weniger modern als die deutschen Gedanken. Der Ideenvorrath der Französischen Revolution beruhte auf dem Denken des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts und lag politisch im „Naturrecht" vor. Nach diesem Recht hatte jede einem Staat angehörige Person in diesem Staat das selbe Recht wie alle anderen Personen: sein Ideal war also, als vollster Ausdruck seines Wesens, das gleiche und allgemeine Stimmrecht. Der Ideenwelt des deutschen Klassizismus und der Romantik dagegen entsprach die Erziehung des Einzelnen zu ganz bestimmten Leistungen in einem organisch aufgebauten Staatswesen und die Verleihung von politischen Rechten an den Einzelnen nur gemäß diesen Leistungen: also mußte das Ideal des modernen deutschen Staates ein proportionales Wahlrecht sein. Doch wie die Dinge nun einmal lagen, hielt in Deutschland mit der Vollendung der Einheitbewegung auch das inzwischen schon völlig im Veralten begriffene franzö-

sische Staatsideal des Liberalismus seinen Einzug: Bismarck gewann die Einheit eben dadurch, daß er, um Oesterreich auszuschalten, das allgemeine und gleiche Wahlrecht proklamirte und einführte. Im Moment der Erringung der nationalen Einheit im Kampf gegen Frankreich triumphirte in der inneren Entwickelung der Nation ein fremdes, ein französisches Staatsideal.

Wie hat sich nun diese seltsame Verwickelung der Dinge nicht blos herstellen, sondern bis zur Gegenwart erhalten können? Die Erklärung liegt in der gleichzeitigen wirthschaftlichen Geschichte Deutschlands. Wie man weiß, ging Deutschland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts schnell und in brüsken Formen zum modernen Wirthschaftleben über: und diesem Verlauf entsprach die Entwickelung zweier neuer großen sozialen Schichten, des Vierten Standes der Arbeiter und der neuen bürgerlichen Aristokratie der Unternehmung. Diese neuen Stände hatten nun aber beide das lebhafteste Interesse an dem gleichen und allgemeinen Wahlrecht: der Arbeiterstand, weil dieses Recht ihm sofort einen gewaltigen politischen Einfluß sicherte, die Unternehmer, weil sie ganz in den Idealen der Einheitbewegung, die ihnen erst ökonomische Bewegungfreiheit gab, standen und damit auch in den anderen Idealen des Liberalismus, also auch in denen des naturrechtlichen Wahlrechts. Und so kam es, daß sich eben diese modernsten Stände ganz besonders einer im Uebrigen veralteten oder wenigstens veraltenden und im Grunde nicht einmal deutschen Staatsanschauung annahmen und sie noch heute (der Vierte Stand dabei von seinem partikularen Standpunkte aus gewiß mit Recht) vertreten.

Inzwischen hat sich aber in Deutschland wiederum ein ganz anderes Leben entwickelt, das seine eigenen, echt modernen politischen Ideale durchbildet und zu verwirklichen sucht.

Diese neue Bewegung, die heute von Tag zu Tag kräftiger wird, kommt aus einer geistigen Revolution her, die sich seit etwa der Mitte der neunziger Jahre vollzogen hat. Bis dahin hatte die enorme wirthschaftliche Entwickelung geistig auf dem Gebiete der Dichtung und Kunst einen neuen Naturalismus erzeugt und auf sittlichem und religiösem Gebiet die hergebrachten Vorstellungmassen als ein Ganzes zerstört und zerschlagen. Jetzt dagegen erhoben sich auf allen diesen Gebieten im ganzen Bereiche des geistigen Lebens völlig andere und neue Mächte. Man erkannte allerdings auch auf dem neuen Boden alle die seelischen Umbildungen an, die das neue Wirthschaftleben herbeigeführt hatte. Auf den Trümmern der älteren Kultur begann man nun, eine

neue geistige Welt zu erbauen. Besonders früh da, wo Dies immer am Leichtesten ist, in dem Reich der Phantasiethätigkeit, in Bildender Kunst, in Musik, in Dichtung. Dann aber auch in den Bezirken der sittlichen und religiösen Forderungen. Da kam eine neue religiöse Sehnsucht herauf, die seitdem fast alle Schichten der Nation zu ergreifen begann. Da erwuchsen die Anfänge einer neuen Ethik in Philosophie und Lebenshaltung. Da erhob sich die Forderung einer Politisirung der Gesellschaft in Erziehung durch Bürgerkunde und durch erweiterte Selbstverwaltung. Da tauchten also in wesentlich vergrößertem Umfang und Maßstab all die Ideale wieder auf, die schon die Zeit des Klassizismus und der Romantik bezeichnet hatten.

Denn Das ist das eigentlich Charakteristische der neuen Bewegung, daß sie den modernen Staat, dem die Nation mit allen Fasern ihres Wesens zustrebt, nicht mit den verbrauchten Formeln eines mechanischen Naturrechts von oben her, sondern von unten herauf organisch durch Politisirung der Gesellschaft schaffen will; und daß sich eben in der Politisirung von unten her für sie das ganze Wachsen des neuen Staates ergiebt: bis auch für dessen Bekrönung einst die rechten Formen gefunden werden.

In dieser Bewegung, die eben jetzt mit elementarer Gewalt einsetzt, ist die Stellung des Liberalismus von besonderem Interesse. Die Bewegung ist im höchsten Grade freiheitlich; der Freiherr vom Stein würde ganz auf ihrer Seite stehen: sie enthält daher den Liberalismus der Zukunft. Aber der hergebrachte Liberalismus ist an die alten, fremden Formeln gebunden, insbesondere an die des allgemeinen und womöglich auch ganz gleichen Wahlrechts, und wird zum Theil durch den Vierten Stand an ihnen festgehalten. Diese Situation kommt in der gegenwärtigen Wahlrechtsbewegung in Preußen klassisch zum Ausdruck. Hier streiten die Liberalen noch für veraltete und im Detail gleichgiltig gewordene Ideale, während ihnen der Reichskanzler die neuen Ideale auf dem Gebiete der Erziehung und Selbstverwaltung programmatisch gezeigt hat: und sie begreifen einstweilen keineswegs, daß ihr Platz nicht gegenüber, sondern an der Seite dieses Kanzlers ist: zur Begrenzung einer sonst nur zu leicht zu befürchtenden Opposition der Bureaukratie wie des Adels agrarischer und kommerzieller Denomination, wie sie sich gegen den Versuch, ein wirklich modernes Staatsleben zu fundamentiren, nur zu rasch mag erheben können.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Der Käse.*)

Nie und nimmer hatte man im Eifeldorf solche Sprache gehört. Wie redeten denn die Leute? Es war kein Wort davon zu verstehen. Und dabei waren sie immer mit den Händen in der Luft und ereiferten sich und erhoben die Stimmen. Italiener seien Das, sagte der Herr Lehrer, und sie kämen aus dem Lande, wo die goldenen Apfelsinen in den Hainen wachsen und wo man statt der Brombeeren reife Feigen auflieft, die kein Mensch dort groß achtet. Das mußte ein glückliches Land sein! Und keinen langen, bangen Winter mit Schneemauern und vereisten Fenstern. Warum die Leute nur ihr glückliches Land verließen?

Der Heimath gedachten die blitzäugigen Kerle wohl, die, hundert an der Zahl, beschäftigt waren, die neue Eisenbahnstrecke zu bauen, die das Eifeldorf, das entlegene auf dem Vennrücken, mit der Welt verbinden sollte. Und wenn sie an ihr Italien dachten, trübte sich das Blank ihrer Augen; die wurden schwarz und stumpf wie eine traurige Nacht. Ein Glück, daß dieser Sommer so viel Sonne hatte; die Einheimischen fanden ihn über die Maßen heiß, den Fremden war er gerade recht. Wenn die Dörfler mit langsamem Armschwung steif und ernsthaft ihr Gras mähten, kein unnöthiges Wort verloren und sich nur ab und zu tiefathmend den rinnenden Schweiß wischten, dann kribbelte es an der abgesteckten neuen Bahnstrecke lebhaft durch einander. Mit raschen Bewegungen schafften die Fremden. Kam Jemand von ungefähr in die Nähe des Bahnbaues, und zwar so, daß ihm der Blick darauf durch den hohen Tannenbestand gehindert war, dann erschrak er: was, war der Sommer schon so weit vorgerückt, daß die Bienen schwärmten? Noch sah man doch keine Bienenstände im wellenschlagenden Meer blühenden Haidekrauts, die Imker hatten ihre Körbe und Kästen noch nicht ausgesetzt und die Erika stand noch in Knospen. Wie das

*) Frau Klara Viebig steht in der langen Reihe der deutschen Erzählerinnen vornan. Sie hat das größte Publikum, die höchsten Absatzziffern, den populärsten Namen. Die streng „Literarischen“ ziehen minder gesunde Damen vor; können aber nicht behaupten, daß diese Frau ihren Sieg mit unehrlichen oder unsauberen Mitteln erstritten hat. Kinder der Eifel, Rheinlandstöchter, Das Weiberdorf, Das tägliche Brot, Das schlafende Heer, Einer Mutter Sohn, Das Kreuz im Venn: beim Publikum, nicht beim schlechtesten, war jedes dieser Bücher ein großer Erfolg. Frau Viebig ist ein ungemein robustes Talent; und eins, das all in seiner derben Kraft den Reiz der Fraulichkeit nicht verloren hat. Hier ist der lange Athem des rüstigen Erzählers; auch die Freude an einer Situation, die grelles Licht verträgt, und der Muth, aus dieser Situation, aus jeder Stimmung sogar alles Erreichbare herauszuholen und dem Leser die Mühe des Ahnens, Ergänzens, Nachdenkens (im eigentlichen Sinn des Wortes) abzunehmen. Die Skizze, die hier veröffentlicht wird, ist aus einem neuen Novellenbuch, das Frau Viebig, unter dem Titel „Die heilige Einfalt“, bei Egon Fleischel & Co. erscheinen läßt.

Summen eines Bienenvolkes stieg das Gesurr des Arbeiterschwarmes in die leichte Höhenluft.

Was die nur immer zu schwatzen hatten? Manche Eifelschöne hätte Das gern gewußt. Diese fremden Männer sahen alle aus wie Räuber und Mörder. Wenn sie abends nach Arbeitschluß die breite Dorfstraße auf und ab spazirten, den Schlapphut verwegen auf ein Ohr gerückt, die Jacke lose nur auf einer Schulter hängend, das Hemd vorn auf der Brust offen, daß man die haarige Braunheit sah, die Beine statt der Strümpfe mit Lappen umwickelt, die Augen wie Feuerräder rollend, dann waren sie das Ziel manches Weiberblicks. Maria! Josef! Nicht so Einen zum Schatz! Der würde Einen ja auffressen! Huh, wie die Kerls die Zähne fletschten, wenn sie ein Mädchen hinter der Hecke anlachten! Aber wissen möchte man doch, was Die jetzt eigentlich sagten und was sie dachten. Ob es ihnen gefiel hier im Eifelland?

Dem Luigi Torpiglia von Santa Margherita Ligure hätte es ganz gut hier gefallen, wenn es ihn nur nicht zuerst, als er im Frühjahr per Schub hier ankam, so erbärmlich gefroren hätte und jetzt, nun der Frost ihm vergangen war, das Heimweh gekommen wäre. Das Schwarz seiner Augen verlor immer mehr an Glanz. Nur sonntags, wenn er zur Postannahmestelle des Dorfes schritt und den Wochenlohn nach Hause schickte (fast den ganzen Wochenlohn; was brauchte er denn groß?), dann blinkerten seine Augen, als wären sie polirter Achat. Wie würde seine Erminia zusammenscharren! Hoch und heilig hatte ers ihr vor der Madonna gelobt, er würde jeden Pfennig heimschicken; sonst wäre er nicht fortgekommen und sie wäre lieber verhungert, als daß sie ihren Luigi so weit ins Land der Wölfe hätte ziehen lassen.

Sie hatten sich noch immer sehr lieb, obgleich sie schon viele Kinder hatten und keinen Verdienst. Nun aber schickte er so viel Geld heim in einer Woche, wie sie sonst in einem Monat, kaum in einem Jahr zusammen gesehen hatten. Alle acht Tage schickte er, hatte er doch immer Angst um sein Geld; nicht, daß er den Dörflern mißtraute, aber vor den Kameraden in der Baracke, die nachts mit ihm auf der gleichen Streu schliefen, hatte er ein Bischen Angst. Die Hauptsache aber war: er wollte seiner Erminia oft, recht oft eine Freude machen. Und so stürzte er denn, sobald am Sonntag der Lohn ausgezahlt worden war, mit zusammengebissenen Zähnen, die Hand auf die Tasche der verschlissenen Manchesterhose gedrückt, zur Posthilfsstelle.

Da saß die Tochter des alten Postvorstehers am Schreibtisch des Vaters; durch das kleine Schiebfensterchen des Schalters konnte Luigi sie sitzen sehen. Sie kam erst ans Fensterchen, wenn er sich mehrmals geräuspert und mit seinen Schuhen gescharrt hatte. Fräulein Kathrinchen war ärgerlich; da stand gerade so etwas Interessantes im Kreisblatt, auch war doch der Sonntag ein Ruhetag. Zudem mußte sie ihm die Anweisung schreiben. Das konnte er nicht einmal selber. Aber wenn er sie dann so zutraulich anblinkte mit seinen dunklen Hundeaugen, zog über ihr ein Wenig strenges Gesicht auch ein Lächeln.

Sie gewöhnte sich an ihn. Es war wirklich kein Egoismus mehr, daß sie ihm begreiflich zu machen suchte, doch nicht allwöchentlich das Geld nach Italien zu schicken.

„Su teier“, sagte er jedesmal, wenn sie ihm die zwanzig Pfennige für die Geldanweisung an ‚Signora Erminia Torpiglia in Santa Margherita Ligure‘ abnahm, und sah sie bittend dabei an. Er hätte am Liebsten gehandelt, wie ers von zu Hause gewohnt war. Aber die Postmeisterstochter ließ nicht mit sich handeln. Sie nahm ihm einfach die zwanzig Pfennige weg, die er zögernd in der Hand wog, während er seine zwanzig Mark so bereitwillig hingegeben hatte, und lächelte ein Wenig. „Venti Pfenni, venti Pfenni. Ihr müßt nicht jeden Sonntag schicken. Ihr schickt zu oft. Wartet wenigstens noch einen Wochenlohn ab dazu; dann spart Ihr venti Pfenni!“

Sie schrieš ihm in die Ohren, als wäre er taub.

Ob er sie verstanden hatte? Er schüttelte lachend den Kopf und sagte sein: „Su teier!“ Aber am nächsten Sonntag kam er doch wieder und zahlte sein Geld ein.

Die Signora Erminia konnte sich freuen. Die hatte wahrlich einen guten Mann! Durch die Seele der Postmeisterstochter zog Etwas wie ein Hauch von Sehnsucht und von Neid: nun war sie schon an die Dreißig, und daß sie hübsch war, zeigte ihr der Spiegel in ihrer Kammer; aber es war ihr noch immer nicht das schöne Los zugefallen, eines braven Mannes glückliche Frau zu sein. Wie diese Signora Erminia wohl aussehen mochte? Sie stellte sich unwillkürlich etwas Reizendes unter ihr vor. Man hatte ja schon von den schönen Italienerinnen gehört. Sehr hübsch mußte Die sein, schlank, mit stolzer Haltung und mit Gluthaugen und gewiß noch sehr jung; nur einer hübschen Jungen konnte ein Mann so die Treue wahren. Eine Zärtlichkeit kam in des Luigi Stimme, wenn er die Adresse diktirte. Den Namen seiner Erminia wiederholte er mehrmals, mit immer größerem Ausdruck, und wenn er sagte: „Santa Margherita Ligure“, dann sang er förmlich. In das strenge Gesicht des Postfräuleins kam ein Ausdruck der Theilnahme, der ihre Züge weicher rundete, sie jugendlicher machte und hübscher. Voll Bewunderung starrte der schwarze Mann in das blonde Gesicht. So sah die Madonna aus in dem Kirchlein zu Santa Margherita (gelb die Haare, roth die Wänglein, die Augen blau), die Heilige Madonna, vor der er gelobt hatte, Alles getreulich heimzuschicken! Er legte die Hand aufs Herz: ihr vertraute er.

Und das Mädchen, das die Anbetung in seinen Augen sah, lächelte, halb belustigt, halb geschmeichelt. Der Luigi war wirklich ein netter Mensch; schade nur, daß man sich so wenig mit ihm unterhalten konnte! Er konnte wohl ein paar Brocken Deutsch, aber viel wars nicht; mit ihrem Italienisch wars noch schlechter bestellt. Und doch verstanden sie einander.

Eines Abends, als der Postschalter schon geschlossen war und das Fräulein in der Küche hantirte, rief die Magd sie heraus: „Fräulein,

de Italiener, de sonntags immer kömmt, is als widder hei!“ Sie ging hinaus und fand ihn an der Hausthür stehen, ganz athemlos und lachend übers ganze Gesicht. Einen Anderen hatte er noch bei sich, den stellte er vor: Das war der Lippo, der ‚compatriota‘, der Landsmann aus Portofino, noch ein Stück weiter am Meer hinauf.

Was wollte der Luigi? Im bleichen Licht der Sterne sah sie, wie seine Augen strahlten. Er legte die Hand aufs Herz, wie er immer zu thun pflegte, wenn ihn Etwas besonders bewegte, und dann zupfte er den Kameraden: „Ecco, la Signorina, ecco!“ Und zog ein Briefcouvert hervor mit spitzen Fingern: „Una lettera!“

Daß er heute einen Brief aus Italien erhalten hatte, wußte sie. Aha, nun wollte er auch sie daran theilnehmen lassen! Er lachte und klatschte in die Hände, zeigte auf sich, auf den Kameraden, auf das Fräulein und sagte: „Lesen!“

Sie nahm die Beiden, die struppig und bärtig, ohne Sonntagswäsche und Sonntagsputz heute waren, so, wie sie von der Arbeit gekommen, mit in die Küche, wo das Feuer im Herd brannte, die Fliegen um die Petroleumhängelampe surrten und eine behagliche Wärme war.

Die Augen der Italiener leuchteten: ah, hier wars gut sein! Es ging nun schon gegen den Herbst und die Abende wurden kühl und neblig auf der Eifelhöh. Die Beiden lachten sich an und rutschten dann auf die Bank hinter den weißgescheuerten Tisch und saßen da, eingeklemmt und behaglich. Der Kamerad des Luigi war schon früher in Deutschland gewesen, er beherrschte das Deutsch ganz gut; er war überhaupt ein Genie, er konnte lesen und schreiben. Luigi schien eine große Bewunderung für ihn zu haben.

Das Fräulein stand am Herd, die Hände zusammengelegt, und betrachtete den Neuen. Wie Der den Hut sitzen hatte! Ein ganz verwegener Kerl ... Der Teckel unterm Ofen knurrte ingrimmig.

„Lippo lesen“, sagte jetzt strahlend Luigi und hob, Achtung heischend, den Finger. Er selber hörte zu, als hörte er des Priesters heiliges Wort.

Und Lippo las mit sonorer Stimme recht fließend das Italienisch, dann, stockend und stotternd übersetzend, auf Deutsch jeden Satz. Manches klang komisch. Aber dem Postfräulein kam nicht das Lachen. In die hellen Augen stieg ihr ein verdunkelnder Schein ... Lieber Gott, wie die Frau schrieb!

„Carissimo mio.“ Mein Theuerster, Geliebter! Mit großer Emphase las Lippo; die geschwollenen Phrasen des Briefes, aus irgendeinem Briefsteller ausgeschrieben, klangen hin in mächtigen Tiraden.

Luigi lauschte mit Begeisterung. Er wußte wohl: Das hatte seine Erminia nicht selber geschrieben (wie konnte ein gewöhnliches Menschenkind Das auch?), aber es machte ihn doch unsäglich stolz, daß Derjenige, der diesen Brief für sie geschrieben hatte, seiner Erminia solche schöne Worte in den Mund legte. Er wiegte sich auf diesen Worten wohlig wie ein Schwan auf der Fluth. Und als es gar zum Schluß hieß: „Nun schicke ich Dir bald einen Käse, einen, wie Du ihn gern

issest, und der Himmel behüte und bewahre Dich. Möge die süße Madonna Dir lächeln und Dich gnädig zurückführen in die sehnsuchtvoll geöffneten Arme Deiner jetzt, ach, so vereinsamten Gattin", war nicht blos der glückliche Gatte tief gerührt. Das Postfräulein zerdrückte eine Thräne zwischen den Wimpern. Dieser Brief war wirklich rührend!

Und dann kam noch ein Zettelchen der Kinder. Die Aelteste hatte obenan geschrieben: „O mio padre, tausend Grüße, tausend Küsse, wir empfehlen Dich dem Schutz der Madonna und beten für Dich." Und die Jüngeren hatten alle ihr Kreuzchen darunter gemacht. Auch Das war rührend.

Luigi zerschmolz. Das Fräulein reichte ihm die Hand, sie fand ihn schön in diesem Augenblick; das Glück hatte Alles weggewischt, was an Runzeln und Schrunnen in diesem lederbraunen, von der Arbeit bestaubten, blaustoppeligen Männergesicht war, hatte die Züge geglättet, verfeinert, veredelt. Er legte die Hand aufs Herz und warf dann einen Kuß in die Ferne: „Erminia!"

Der Kamerad lachte. Seine Augen, schwarz wie die Luigis, aber nicht so treuherzig-offen, funkelten. Er zog die Mundwinkel herab. „Erminia, sooo dick!" sagte er und rundete die Arme, als wollte er den Umfang einer Tonne anzeigen. Und dann lachte er noch einmal; aber sein Gesicht, in das der unsichere Schein der von der Decke schaukelnden Petroleumlampe seltsame Schatten warf, hellte sich dabei nicht auf; es behielt einen Zug, der Fräulein Kathrinchen nicht gefiel.

War Das Geringschätzung, was des Lippo Mundwinkel so herabzog? Und was sprach aus den Seitenblicken, die seine finsteren Augen von dem Brief auf den Kameraden warfen? Sein kurzes Auflachen dünkte sie höhnisch. Obgleich er hübscher war als Luigi, dessen Gesicht von Blatternarben ein Wenig zerrissen war, faßte das Fräulein doch eine plötzliche Abneigung gegen ihn. Der Mensch machte sich wohl über des guten Luigi Glück lustig und neidete es ihm doch? Sie beobachtete scharf.

Jetzt stieß Lippo den Luigi, der, beide Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, mit einem seligen Lächeln vor sich hinträumte, in die Seite und sagte Etwas. Sie verstand es nicht. Luigi sagte auch Etwas, sie verstand auch Das nicht. Frage und Erwiderung rasch auf einander; es klang wie Gezänk. Aengstlich blickte das Fräulein von Einem zum Anderen. Da lachte der Landsmann wieder und sagte auf Deutsch: „Sein wir gute Freind, Signorina. Krieg ich halben Käs von Kamerad, eß ich auch gerne!"

Und Luigi nickte und legte die Hand aufs Herz: „Halben Käs!" und hob dann wie zum Schwur zwei Finger in die Höhe.

Von nun an kam Luigi nicht nur an Sonntagen. Er kam oft, fast jeden Abend: war der Käse für ihn denn noch immer nicht da? „Niente", sagte er dann traurig, wenn das Fräulein verneinend den Kopf schüttelte.

Es war nun schon zur Gewohnheit geworden, daß er in der Küche

saß. Ganz ruhig saß er auf der Bank an der Wand und verfolgte stumm, mit glänzenden Augen die Bewegungen Fräulein Kathrinchens. Sie saß auf dem Schemel an der anderen Seite des Küchentisches und putzte das Gemüse für den nächsten Mittag.

Die Magd und der Knecht wunderten sich, wenn sie aus dem Stall kamen, wo sie das Vieh besorgt und sich geherzt und geküßt hatten, über das seltsame Paar. Kichernd steckte die Lisa den Kopf hinter ihre Schürze, wie eine Taube sich hinter ihre Flügel duckt, und der Mathes schmunzelte: Was, das Fräulein Kathrinchen, das stolze, gab sich mit dem ruppigen Italiener ab? Ja, so Einer, der ist allemal was Besonderes! Er sah den Fremden mit scheelen Augen an: daß die Lisa sich nur nicht auch in Den vergaffte!

Luigi merkte nichts von den unfreundlichen Blicken. Vergnügt lachte er den Knecht an und zeigte die blanken, weißen Zähne, die seinem braunen, abgemagerten Gesicht noch etwas von Jugendlichkeit gaben. Das Mißvergnügen des Mathes hielt auch nicht Stand. Es kam sogar so weit, daß man die Beiden mit einander ins Wirthshaus gehen sah, das der Post gegenüber lag.

Fräulein Kathrinchen sah es nicht gern; sie hatte sich schon immer geärgert, wenn das Lärmen der trinkenden Bauernburschen zu ihrem Fenster herüberschallte. Daß sie nun aber auch noch den Torpiglia da mit hinschleppten, war ihr gar nicht recht. Seine Frau war so fern: nun hätte sie über ihm wachen mögen. Sie stellte den Mathes zur Rede: „Was fangt Ihr denn mit dem Italiener an? Ihr habt ihn ja doch nur zum Besten!“

Aber der Mathes redete sich aus: „Wir mit Dem anfangen? Oh, nühst! Den is von selber eso kreuzfidel, den is am singe und am spaßmaache; und saufe kann de wie wir!“

Luigi Torpiglia wars, der die Eifler und die Italiener zusammenbrachte. Jetzt verwunderte sich Niemand mehr, wenn in der Wirthschaft, deren Gaststube am Sonntag und am Feierabend von paffenden Burschen in dicken gestrickten Wollenwämsern dicht besetzt war, auch die Italiener einkehrten. Luigi und sein Freund Lippo waren die am Liebsten Gesehenen. Lippo hatte eine Ziehharmonika, die er meisterlich spielte. Oft hörte noch die späte Sternennacht das Santa Lucia oder einen anderen Gassenhauer von weichen italienischen Stimmen vorgesungen und den Refrain nachgegröhlt vom ganzen Chor.

Noch immer war der Käse nicht angekommen. Noch immer mußte das Postfräulein verneinend den Kopf schütteln; aber Luigi sagte nicht mehr „niente“, er sagte jetzt schon: „Nix da!“ Signora Erminia nahm sich wahrlich Zeit mit dem Käse; oder ob es in ihrem Italien noch zu heiß war zum Schicken? Hier wurde es kühl. Nebel standen morgens auf wie die Mauern, es dampften die Wälder, bis gegen Mittag erst die Sonne durchbrach. Noch ein paar Wochen und die Hirsche würden schreien.

„Kalt, serr kalt“, sagte Luigi und schüttelte sich. Da fing Fräulein Kathrinchen an, ein paar wollene Strümpfe für ihn zu stricken.

Fräulein Kathrinchen hatte ein gewisses Bangen vor dem langen Winter. Wenn der erste Schnee kam, wurde der Bahnbau eingestellt; ach, dann war es so einsam hier oben! Sie ließ sich von Luigi erzählen, wie er sich die Zukunft dachte. Mit ihrem Italienisch haperte es immer noch, aber er radebrechte, lachte, gestikulirte; es ging ganz gut. Und Das verstand sie am Besten: wenn er die Hand aufs Herz legte und sie mit treuen Augen schwärmerisch ansah.

Es war wie ein stummes Einverständniß zwischen ihnen. Sie waren Beide allein: sie hatte nicht Mann noch Kinder, er war ihr wie ein treuer Hund; er hatte wohl Frau und Kinder, aber so fern, so fern; sie war seine Madonna im fremden Land.

Melancholisch blickten die dunklen Augen in die hellen. Innen in der Küche wars warm, aber draußen pfiff ein Wind ums Haus, der nichts Gutes verhieß. „Fa vento, macht Wind", sagte der Italiener und zog sich fröstelnd in sich zusammen. Ja, bald würde es Herbststürme geben, die hier übers Hochland sausten, als brausten sie auf dem freien Meer. Dann knallten alle Thüren, dann schmetterten alle Fenster zu, es wimmerte, pfauchte und heulte im Schornstein, draußen am Bahndamm kollerten die Steine abwärts und Gras und Kraut duckten sich ängstlich.

Aber vorerst kam noch ein Tag der Freude. Am Ende der Woche (sie hatten die Hoffnung schon aufgegeben gehabt) kam endlich der Käse. Das heißt: er kam nicht selber, nur der Avis; er lag noch unten im Kreisstädtchen auf der Post, weil er Zollgut war.

Mitten in aller Arbeit des Tages schickte das Fräulein einen Jungen zum Bahndamm hinunter. Kannte er den Luigi Torpiglia?

O ja! Der Junge lief willig; er würde dem Italiener sagen, daß etwas angekommen sei für ihn.

Fräulein Kathrinchen hatte ordentlich Herzklopfen: ach, würde der gute Kerl sich freuen! Es dauerte nicht lange: da war er selbst.

Die Mittagspause, während die Anderen in der Kantine der Baracke aßen, hatte er sich zu Nutzen gemacht; er wollte nicht Makkaroni noch Reissuppe mit Zwiebeln, er wollte nur seinen Käse. Zitternd langte seine braune Hand mit den abgestumpften Arbeitnägeln nach dem Avis, dem grünen Zettel: „Formaggio, Kilo 3,660. Uffizio Italiano d'uscità. Aus Italien über Ala. Zollgut." Wenn er diesen Zettel unten vorzeigte und ein paar Groschen bezahlte, dann bekam er seinen Käse. Den Käse der Heimath! Den Käse, den er gegessen hatte, so lange er denken konnte, immer, wenn es ihm gut ging, wenn er sich Etwas anthun konnte zu seinem Brot. Den Käse, den sie schmausten daheim zum rothen Wein. Den Käse, den sie bereiteten aus der Milch der Ziegen, die da klettern auf den beglänzten Bergen am blauen Meer. Den Käse, den sie würzen mit ihren duftenden Kräutern. Den Käse, bei dem sie lachen und schwatzen. Den Käse, bei dem sie ihm „felicissima notte" zugetrunken hatten an seinem Hochzeitmahl. Den Käse, bei dem ihn seine Erminia weinend umarmt hatte, zum letzten Mal! Sein Blut wallte auf. Kalt und langsam war es bisher hier

geflossen, jetzt schoß es ihm heiß zu Kopf; seine Augen leuchteten. Er riß dem Fräulein den Avis aus der Hand, er sprang damit herum wie ein Besessener.

Das war Jubel! Er klopfte sich auf die Brust, er klopfte sich auf den Magen: „Gut, gut. Formaggio d'Italia, molto buono!" Das Wasser lief ihm im Munde zusammen und es lief ihm auch aus den Augen. Der Käse, der Käse der Heimath, der war nun da! Die Heimath selber war zu ihm gekommen. Und seine Erminia und die Kinderlein alle. Die Heimath und sie, sie alle mit einander waren jetzt bei ihm im fremden Land! Er schluchzte laut.

Am Samstag war frühere Arbeitentlassung als sonst. Dann saßen die Italiener vor der Baracke, die mit ihren Wellblechwänden, mit ihrem Wellblechdach wie ein langer, niedriger Käfig an der Bergwand hängt, und flickten ihre Kleider. Oder sie hockten unten am Bach auf den Fersen, klopften aus ihren Hemden mit Steinen den Schmutz und den Schweiß der Woche heraus und spülten ihn ab im quirlenden Eifelwasser. Alle schauerten sie bei der starken Luft, trotz ihrem emsigen Thun; nur Luigi Torpiglia spürte heute nichts vom Eifelwind. Er war wie im Fieber.

Es war hart, daß er nicht Zeit genug gehabt hatte, am Mittag in die Stadt hinunter zu laufen, daß er hatte warten müssen, so lange! Aber nun rannte er auch. Er lief wie ein Hirsch querüber, er verschmähte den Weg; jeder Bogen, den er hätte machen müssen, hielt zu lange auf. Hoch sprang er durchs Haidegestrüpp, an Abhängen kletterte er nieder, Bäche überwand er mit einem Satz: schnell, nur schnell hinunter in die Kreisstadt! Daß sie nur nicht das Postamt schon schlossen! Den Käse, seinen Käse, wenn er den nur erst hätte! Er rannte, er keuchte. Seine Sehnsucht hetzte ihn ab wie ein Jagdhund das Wild.

Und seiner flüchtigen Gestalt, die dahinjagte, die durchs Haidekraut fegte wie ein brünstiger Hirsch, sah Einer nach. Das war Lippo, der compatriota. Der wußte vom Käse.

In dieser Nacht konnte Fräulein Kathrinchen gar keine Ruhe finden. Sie machten drüben in der Wirthschaft einen zu argen Lärm. Mein Gott, was spektakelten Die! Sie hatte sich im Bett aufgesetzt in einer gewissen Unruhe: hätte sie doch den Luigi abgehalten, hinüber zu gehen! Er war so selig gewesen heute abends mit seinem Käse. Er hatte vor ihr gestanden, den Käse, der rund wie ein Rad war und groß wie ein Brot, mit beiden Händen hochhaltend, und hatte, noch athemlos vom raschen Lauf, förmlich gejubelt: „Käs — der Käse — o, il mio formaggio!" Ganz aufgelöst war er gewesen vor Glück und vor Wonne. Oh, daß sie ihn doch festgehalten hätte! Wer weiß? Er trank sich gewiß heute abend einen Rausch an! Aber der Landsmann hatte ihn gezupft und gezerrt. Sie wollten Beide mit einander drüben in der Wirthschaft den Käse feiern, den Käse der Heimath. Auch dem Lippo leuchteten die Augen begehrlich: „Formaggio d'Italia, ah, serr gut!" Er hatte den Luigi ihrer Hand entrissen.

Jesus! Nein: Das war wirklich mehr, als man sonst in der Nacht

auf den Sonntag gewohnt war! Jetzt tanzten sie wohl gar drüben? Händeklatschen und Stampfen und Schleifen und immerwährend Harmonikagedudel. Kathrinchen sprang aus dem Bett; einen Rock warf sie über und ein Tuch und fuhr in die Morgenschuhe. Das Fenster riß sie auf und steckte den Kopf hinaus.

Eiskalte Nacht überm Eifeldorf. Funkelnd glänzten die Sterne am Himmel; sie zuckten in ihren Löchern wie unruhig glitzernde, unstete Augen. Eine helle Nacht; man konnte gut sehen. Mattweiß schimmerten die Giebel der Häuser über dem Dunkel der Hecken, vom Sternenschein fahl beglänzt; aber innen in den Giebelstuben brannte nirgend ein Lämpchen mehr. Alle Gerechten ruhten und alles Vieh; kein Muhen mehr, kein Blöken aus irgendeinem Stall. Und die Natur schlief auch. Die hohen Hainbuchen hingen die Schöpfe, sie standen regunglos; schweigsam ruhte das Venn, breit hingelagert mit seinem Rücken in majestätischer Einsamkeit.

Nur drüben züngelte Lampenschein wie ein Schlänglein durchs Fenster. Wechselnde Lichter, je nachdem drinnen Einer vor die Lampe trat und den Schein verdunkelte oder dann wieder ihn freigab, zuckten hinaus in die Nacht und huschten wie Irrlichter über das Pflaster.

Fräulein Kathrinchen starrte hin, bis die Augen sich ihr trübten, bis der Lichtstrahl immer flimmernder und flimmernder wurde, in hundert und hundert sich drehenden Fünkchen vor ihren Augen tanzte. Uebernächtig gähnte sie. Ach, was für eine häßliche Nacht und eine Qual, so schlaflos zu sein! Da macht man sich lauter dumme Gedanken. Wenn Die da drüben doch endlich ruhig sein wollten und heimgehen, wie es sich schickte für anständige Christenmenschen! Sie erschrak, als vom Kirchthurm ein Schlag schwer und dumpf hallte. Die Uhr schlug Eins. Maria! Josef! Schon so spät?!

Aergerlich wollte sie das Fenster zuwerfen, aber sie that es doch nicht. Sie lauschte hinüber: was ging denn da vor, was schrien sie so? War Das nicht Luigis Stimme? Angestrengter lauschte sie. Und Das nicht die Stimme seines Landsmanns, des Lippo?

Ein allgemeines Stimmengewirr erhob sich jetzt. Sie konnte nichts verstehen. Nein, sie wollte auch nichts verstehen (was ging sies an?) und auch nichts sehen! Der Kopf war ihr schwer, die Augen schmerzten sie. Mit einem Gähnen senkte sie die Stirn auf die Fensterbrüstung, legte sie auf die verschränkten Arme.

Die Kirchthurmuhr schlug Zwei.

Aber Die drüben im Wirthshaus dachten an kein Auseinandergehen; jetzt noch weniger als vorher. Jetzt wurde es ja gerade lustig! Lachend drängten die Bauernburschen sich um den Tisch in der Mitte der Schänkstube, an dem die Italiener saßen; von allen Seiten stellten sie sich darum herum. Das war ja wie bei der Kirmes in der Bude, wenn das Kölner-Hänneschen und der Teufel das Zanken kriegten! Aber schlimm war Das ja nicht gemeint. Die Beiden hier waren gute Freunde; wie Brüder waren sie am Abend mit einander eingetreten.

„Formaggio!“ schrie Lippo. Seine Augen blitzten, er schlug mit der Faust auf den Tisch.

Hu, war der Kerl aber gleich wild! „Kß, kß, faß!“ machten die Zuschauer lachend.

Es hätte des Hetzens nicht bedurft: schon packte der eine Italiener den anderen an der Kehle. Sie schüttelten sich. Was sie nur von einander wollten? Kein Mensch konnte von ihrem Geschnatter Etwas verstehen, aber sie schimpften sich, Das war klar. Hei, konnten Die schimpfen!

Luigi und Lippo hatten den Käse gefeiert, sie hatten ihn reichlich begossen mit Bier und mit Schnaps. Luigi war sonst nicht allzu sehr für das Trinken, aber kalt war es draußen, das Getränk machte warm. Und die Freude war ihm zu Kopfe gestiegen.

Arm in Arm mit Lippo hatte er die Schänke betreten: oh, Der war sein Freund! Ordentlich zärtlich blickte er ihn an. Ja, Der war gut, Der las ihm immer, was die Geliebten von zu Hause schrieben, Der schrieb auch für ihn immer nieder, was seine Liebe für seine Erminia, seine Zärtlichkeit für die Kleinen, seine Sehnsucht nach der Heimath, seine Trauer, von ihr getrennt zu sein, zu Papier bringen wollte. Der gute Kamerad!

Luigi hatte Lippo den Arm um die Schultern gelegt, dicht neben einander saßen sie am Tisch, den Käse vor sich. Theilen wollten sie nun. Aber vorerst betrachtete Luigi den Käse noch liebevoll: eigentlich schade darum, ihn durchzuschneiden; er war so schön rund und ganz! Lieber sollte man ihn so noch ein Weilchen bewundern. Mit schwimmenden Augen sah er ihn an. Er dachte an seine Erminia, an sein liebes Weib, das ihm treu blieb auch in der Ferne. Den Käse hatte sie sich vom Mund abgespart, die Kinder hatten gern auf ihr Theil verzichtet, oh, wie viel Geld hatten sie hingegeben, ihn so zu beschenken! Und wie viel Liebe! Das Herz quoll ihm über. Sein Weib! Seine Kinder! Er fühlte sich stolz. Unwillkürlich reckte er sich, es blähte ihn förmlich auf; er fühlte sich wie ein König.

Der Lippo neben ihm drängte: lange genug hatten sie nun vor dem Käse gesessen; würde er ihn noch nicht bald durchschneiden, he? Luigi zögerte immer noch. Er, Lippo, hatte die Hälfte zu kriegen: so wars abgemacht!

Sie hätten beinahe das Zanken bekommen; es regte sich ein Groll in Lippos Brust. Was, hatte er dafür dem Kameraden immer die Briefe gelesen? Diese dummen Briefe, die so albern waren mit ihren Versicherungen von Liebe und Treue? Pah, die Signora Erminia, die hatte gut treu sein! Er hatte sie beim Abschied, als der Nachen in Santa Margherita anlegte, noch am Strande stehen sehen, winken und weinen, und auch gesehen, wie fett sie war. Haha, Die verlangte ja Keiner! Er möchte sie auch nicht!

Und doch rührte es sich wie Neid in ihm. Seine Frau... Seine Frau: wo Die war, das wußte er gar nicht. Oft und lange war er fort gewesen, und als er das letzte Mal wiederkam, fand er sie nicht mehr;

und Kinder hatte er nicht. Schmutzige, armsälige Kinder hatte der Torpiglia; wie konnte man nur solche schmutzige Kreaturen lieben?!

Ein Seufzer stieg auf in Lippos Brust. Finster stützte er den Kopf in die Hand und stierte dabei unverwandt auf den Käse. Aber man hatte doch was, sein Herz daran zu hängen; der Andere hatte was!

Einen dunklen Blick schoß Lippo vom Käse auf den Luigi und wieder vom Luigi auf den Käse. Sie hatten ihm was geschickt, formaggio d'Italia, aber wer, wer schickte ihm, dem Lippo, Etwas? Das Herz zog sich ihm zusammen; seine Hand fuhr in die Tasche der zerschlissenen Hose, er fühlte sein Messer. Durchschneiden, den Käse durchschneiden ... Ha, jetzt aber mußte der Luigi theilen mit ihm!

„Formaggio d'Italia, serr gut", sagte Der eben und zeigte in lachendem Stolz seine blanken Zähne.

Da zog Lippo geschwind sein Messer und schnitt den Käse entzwei.

Luigi wollte auffahren, aber dann besann er sich noch: es war nicht fein von dem Landsmann, selbst zuzulangen, aber geschworen war geschworen; ein Recht hatte er drauf.

Eine Gier hielt Lippo gepackt. Er kaute mit heißhungerigen Zähnen: nun hatte er was! Seine Augen leuchteten.

Die Burschen sahen ihn kauen und schlingen und die Neugier kam über sie: schmeckte der Käse gut, so gut wie der eifler? Sie wollten auch einmal probiren.

Mit Gönnermiene theilte Lippo aus. Auf die Spitze des Messers gesteckt, wanderte Stückchen um Stückchen einem Bauernburschen nach dem anderen ins offene Maul. „Formaggio d'Italia!" Er fühlte sich wie ein Krösus. Aber bald war sein Käse alle. Lippo blickte bestürzt.

Luigi hatte den seinen noch; nie hätte er ihn so vergeudet. Lieber die Jacke hergeben und Hose und Stiefel, lieber das Hemd vom Leib als den Käse! Er war ihm ein Heiligthum. Kaum daß er sich selber ein Scheibchen gönnte. Ganz dünn nur schnitt ers herunter und hielt es dann zwischen den spitzen Fingern und aß es langsam mit kostender Zunge. Bei jedem Bissen spürte er was, das war wie ein Kuß. Er saß träumend.

Lippo spielte Harmonika. Heftig drückte er das Instrument in die Seiten, daß es quakte und quiekte; Das war nicht mehr Musik. Aber die Zuhörer merkten Das nicht, sie bewunderten auch diesmal den Musikanten. Jetzt fing er gar an, zu tanzen, auf italienische Art. Er drehte sich unablässig und dabei spielte er noch immer fort; er war wie ein Besessener, er hörte nicht auf. Als er endlich, endlich nicht mehr sich drehen konnte, als die Brust den Athem und die Finger den Druck versagten, da stieß er ein „Cospetto di bacco" aus, daß den Anderen die Ohren gellten, und ließ sich schwer auf einen Stuhl niederfallen. Er war glühend roth, aber dann wurde er blaß, die Lippen wurden ihm weiß: da saß Luigi, der compatriota, ein Kerl, nicht besser als er, und hatte seinen Käse noch! Fast noch die ganze Hälfte vom Käse! Wiederum hatte Der mehr!

Lippo streckte begehrend die Hand aus. Aber Luigi griff rasch nach dem Käse, hastig barg er ihn an seiner Brust, unter dem Hemd: „Niente, niente, nix mehr!“ Die Hälfte hatte er dem Landsmann versprochen, aber nicht mehr als die Hälfte. Auch nicht ein Krümchen!

Heftig forderte Lippo, heftig weigerte sich Luigi. Mit gierigem Griff suchte Lippo den Käse an sich zu reißen, mit zusammengebissenen Zähnen wehrte Luigi den Käse ihm.

„Formaggio!“ Sie packten einander an der Kehle.

Oho: Das wurde ja Ernst! Die lachenden Gesichter der Zuschauer wurden bedenklich: sollte man sie auseinander bringen oder sollte man sie sich verhauen lassen? Teufel: Das ging nicht gut ab! Sie hatten sich in einander verbissen wie zwei böse Hunde. Die Besonneneren bekamen Angst: die Zwei mußte man von einander reißen. Für wen nahm man denn Partei? Für den Torpiglia. Der Andere hatte angefangen. Kräftige Hände packten zu. Lippo wehrte sich wie ein Rasender; aber es waren ihrer zu viele gegen ihn. Sie schleppten ihn heraus auf den Flur, auf wurde die Thür des Wirthshauses gerissen, ein Lachen wie ein Gebrüll stieg auf zum schwach sich färbenden Himmel, zur Thür hinaus flog der Italiener im hohen Bogen. Er überschlug sich noch in der Luft, so gewaltig war der Schwung gewesen; dann lag er draußen.

Hatte er sich Arme und Beine gebrochen? War er betäubt? Wie leblos lag er da. Neugierig drängten die Burschen nach. Aber da war er auch schon wieder auf. Wie ein Blitz fuhr er hin an die Wirthshausthür, sie hatten nicht Zeit, ihm zu wehren: da trat gerade der Andere heraus. Ein Wuthgeschrei, herausgegurgelt, erstickt halb, ein Greifen in die Tasche. Die Finger umkrampfen das Messer. Ein Heben des Arms, ein Stoß, und dann ein gellender Aufschrei.

Fort schnellt eine Gestalt, wie ein Tiger sich duckend im Sprunge, rasch verschwindend hinter den hohen, bergenden Hecken. Kein Mensch denkt daran, dem Entflohenen zu folgen.

Es war Luigis Schrei, der Fräulein Kathrinchen weckte. Eingeschlafen war sie nun doch, den Kopf auf der Brüstung des Fensters. Der Schlaf der Uebermüdeten war fest gewesen, sie hatte geträumt, der Hahn krähe durchdringend laut den Morgen an. Aber ein Schrei des Hahns war es nicht gewesen. Was war es denn?

Drüben vorm Wirthshaus ein Menschenhaufe. Am Boden liegt Einer. Sie stehen um ihn in Schweigen. Ein dumpfes Gemurmel nur, leise, scheu, dringt zu ihrem Fenster hinauf.

Ist Das ein Betrunkener, der dort liegt? Der Luigi am Ende? Sie ist plötzlich hell wach; keine Spur von Schlaftrunkenheit mehr. Sie schreit hinüber: „He, was habt Ihr denn da zu gucken? Wer liegt denn da?!“ Keine Antwort. Nur Einer (der Mathes, der Knecht ists) hebt die Hand und winkt ab, als wolle er bedauern: O Je!

Luigi Torpiglia lag im röthlich dämmernden Morgengrauen vor der Wirthshausthür; die Hähne krähten das Bischen Tagesschein an. Er lag hingestreckt, lang auf dem Rücken, wie zu Boden gefällt; das Messer des Landsmanns steckte ihm zwischen den Rippen.

Keiner wagte es, ihm das Messer herauszuziehen; Keiner wagte auch, ihn zu berühren. Sie standen um ihn, bleich im werdenden Tageslicht, wie gelähmt vor Entsetzen.

Heilige Jungfrau, Mutter der Barmherzigkeit: war er zu Tode getroffen? Weinend kniete Fräulein Kathrinchen neben ihm, sie hatte ihrer Blöße nicht Acht, sie betete mit dem Sterbenden:

„Herr, erlöse mich!
Jesus, erbarme Dich meiner!
Jesus! Maria! Josef!
Euch schenke ich meine Seele!“

Sie wischte ihm den blutigen Schaum von den Lippen ab; um seine unruhig tastenden Hände faltete sie die ihrigen.

Und der Blick seiner brechenden, erlöschenden Augen suchte noch einmal ihren Blick. Er vertraute der Madonna, seiner Madonna im fremden Land, er hauchte seine Seele aus in ihrem Schoß.

Nach Sonnenaufgang wars leer vor der Wirthshausthür, nichts war mehr zu merken vom Schrecken der Dämmerung. Alles still; der Tote fortgeschafft, die Lebenden nach Hause gegangen.

Vergessen und zertreten lag nur ein Stück Käse noch vor der Wirthshausthür. In Staub und Koth auf der Straße des Eifeldorfes. Formaggio d'Italia: das Letzte vom Käse der Signora Erminia aus Santa Margherita Ligure. Klara Viebig.

Erklärung.

Gegenüber der Darstellung des Herrn Pannwitz in seinem Aufsatz „Freie Schulgemeinden“ (Heft 24 der Zukunft) erklärt der Aufsichtrath der Freien Schulgemeinde Wickersdorf G. m. b. H.: Wir haben die Vorgänge, die zum Ausscheiden des Herrn Geheeb aus der Freien Schulgemeinde Wickersdorf führten, von ihrem ersten Stadium an als Beobachter verfolgt und sind mit dem ganzen Thatsachenmaterial genau vertraut. Es hat in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf keinen Bürgerkrieg gegeben; vielmehr steht nach wie vor der Kreis ihrer Freunde, besonders die Eltern der Zöglinge, einmüthig zur Anstalt und ihren Ideen; von zwei feindlichen Parteien ist keine Rede und eben so wenig hat der Anstalt durch inneren Zwiespalt Vernichtung gedroht. Herr P. Geheeb ist durchaus nicht vom Herrn Dr. Wyneken verdrängt worden und das Verhalten des Herrn Dr. Wyneken in jenem Konflikt war in keiner Weise anfechtbar. Aus publizirten Akten geht nicht das Geringste hervor, woraus sich dieser Vorwurf gegen Herrn Dr. Wyneken begründen ließe. Es ist nicht wahr, daß das Ministerium sich auf die Seite des Herrn Geheeb gestellt hat; vielmehr hat es Dies in persönlicher Aussprache uns gegenüber ausdrücklich abgelehnt.

Lügt der Kurs?

Kurse lügen nie": dieser kühne Ausspruch soll aus der Seele des Herrn Generalkonsuls Eugen Landau stammen. Ob er ganz ernst gemeint war? Betrachtet man den Kurs als „Ding an sich", so lügt er nie; bringt man ihn aber in Beziehung zu der ihn umgebenden Welt des Geschäftes oder zu den Wünschen des „Interessenten", so entpuppt er sich oft als professionellen Lügner. Wer etwa glaubt, zu einem Kurs, den ihm der „amtliche" Bericht meldet, sicher kaufen oder verkaufen zu können, darf sich über grausame Enttäuschungen nicht beklagen. Der Kenner weiß, was „Ausweichekurse" sind, und lechzt nicht nach neuen Erfahrungen. Der Kurs ist ein Irrlicht, das schon recht Viele in den Sumpf gelockt hat. Trotzdem muß man ihm eine gewisse Glaubwürdigkeit zugestehen; weils nicht anders geht. Man hat ja keinen anderen Maßstab für die Beurtheilung der Börsentendenz. Doch nur für die Stimmung an der Börse, nicht für die Konjunktur extra muros ist dieser Gradmesser zu brauchen. Wie wäre sonst die Kluft, die sich 1909 zwischen Kurs und Industriegeschäft aufthat, wie der Widerspruch zwischen Kurs und Dividende zu erklären?

In der Generalversammlung der Kommanditisten der Berliner Handelsgesellschaft sagte Herr Karl Fürstenberg, die Verwaltung handle falsch, wenn sie sich bei der Bemessung der Dividende vom Stande des Aktienkurses leiten lasse. Diese Ansicht ist unbestreitbar richtig; sonst müßte, zum Beispiel, die Laurahütte eine Dividende von 8 Prozent (Kurs 175) zahlen, was ihr verdammt schwer fallen würde. Aber dem Aktionär kann man nicht verdenken, daß er sich auf einen anderen Standpunkt stellt. Wer Handelsantheile mit 182 gekauft hat, darf in aller Bescheidenheit hoffen, 10 Prozent Dividende zu bekommen und zu finden, 9 seien, bei dem Preis und der Fundirung des Papiers, ein Bischen wenig. Verwaltung und Aktionär: dazwischen liegt eine Welt. Und meist haben Beide Recht. Herr Fürstenberg sagte noch Einiges über die Berechnung der Rentabilität; unbegrenzter Respekt vor der Wahrhaftigkeit des Kurses sprach nicht aus diesen Worten. Die Ergiebigkeit eines Bankgeschäftes sei nicht nach dem Verhältniß von Reingewinn oder Dividende zu Aktienkapital oder Aktienkurs zu beurtheilen, sondern nach der Proportion der Dividende zur wirklich geleisteten Baareinzahlung, also zu Kapital plus Agio. Im Allgemeinen stellt man Aktienkapital und Reserven der Dividende gegenüber und berechnet danach die Verzinsung. Dieser Modus scheint Herrn Fürstenberg nicht empfehlenswerth; die Jahresdotirungen der Rücklagen sollen nicht mit in die Rechnung gestellt werden. Im Grunde ists nicht sehr wichtig, ob man 130 oder 144 Millionen als Basis der Berechnung nimmt, und das Ganze ist mehr eine theoretische Streitfrage. Aber die Reserven, die doch zweifellos zum Betriebskapital gegehören, nur so weit zuzulassen, wie sie aus Agio stammen: Das kann nur ein so kluger Stratege wie der Herr der Handelsgesellschaft empfehlen und nur er kann solchen Rath plausibel begründen.

Der Kurs richtet das schlimmste Unheil an, wenn er die Menschen in Dividendenphantasien verleitet. Nur das Rentenpapier erzieht zum richtigen Verständniß der Verzinsung; die Aktie dagegen lockt auf Abwege und verdirbt schließlich leicht den Charakter. Naive Gemüther finden noch Töne schöner Empörung über das gesetzlose Gebaren der Aktie. Hätte die Aktie die edle Aufgabe, Stiftungsgeldern als sicheres Asyl zu dienen, so wäre der Abscheu vor ihrer anarchischen Gesinnung berechtigt. Aber sie dient nur zur Zerlegung von Kapital und zur Erhöhung des Kapitalwerthes. Wäre es richtig, daß der Kurs nie lügt, so müßte man jede Vermehrung des Besitzes durch Kurssteigerung als eine absolute Bereicherung des Nationalvermögens ansehen. Das wird kein Vernünftiger thun. Neulich hieß es, der Machtbereich Morgans umfasse ein Kapital von 12 Milliarden Dollars und diese Summe sei ungefähr der neunte Theil des amerikanischen Nationalbesitzes. Sind die 450 oder 500 Milliarden Mark, auf die man den Reichthum der Vereinigten Staaten beziffert, als Realität zu nehmen? Wenn der Kurs der amerikanischen Papiere nicht lügt und niemals gelogen hat, so ist das Vermögen der Union sehr viel größer. Noch war jedoch Niemand so vermessen, die Solidität der newyorker Kursbauten als eine unbestreitbare Thatsache hinzustellen. Die Kurse lügen dem Harmlosen märchenhafte Reichthümer vor, deren Besitz ihm als lockendstes Ziel erscheint. Von Zeit zu Zeit bricht irgendeine Börsenfirma zusammen, weil sie nicht die richtige Distanz zur „Wahrheit“ des Kurses gefunden hatte. Die Leute, die den Pessimismus finanziren, die Baissiers oder Contremineurs, nutzen die Unstetheit des Kurses, seine launische Unwahrhaftigkeit mit resolutem Wagemuth aus. Wers riskiren kann, braucht nur systematisch beträchtliche Mengen eines Papiers zum Kauf auszubieten, um nicht nur den einen Kurs, sondern schließlich die ganze Börsentendenz ins Wanken zu bringen. In Newyork spielen sich solche Stücke oft im Lauf eines Börsentages ab; und manchmal bringt dieser Tag auch noch das Satyrspiel, das die Dinge auf den Kopf stellt. Zwei besonders drastische Ereignisse dieser Art wurden im ersten Quartal dieses Jahres beobachtet. Dürfte man sich auf die Ehrlichkeit des Kurses verlassen, so wären die Commonshares des amerikanischen Stahltrust ihre vollen 500 Millionen Dollars werth. Manche Leute behaupten aber, in diesen 500 Millionen sei allzu viel „Wasser“. Trotzdem wird eine ungeheure Reklame für das Papier gemacht und mit der geschickt vorbereiteten Dividendenerhöhung das Volk in die Bude getrommelt. Dem Kurs merkt heute Keiner mehr an, wie erbärmlich er einst aussah. Sicher hatte er in den Tagen seiner Magerkeit den Vorzug der größeren Glaubwürdigkeit. Hier sind die Beziehungen zwischen Dividende und Kurs ungemein intim; was für die Dividende gethan wird, hat ja nur den Zweck, den Kurs wachsen zu lassen.

Die Kurse gehorchen einem höheren Willen, der sie manchmal zu Lügnern macht. Will eine Mehrheit die Minderheit aus ihrem Besitz drängen, so drückt sie auf den Kurs, um die paar Aktionäre, die als

Zaungäste herumlungern, zum Verkaufen zu nöthigen. Je tiefer der Kurs sich senkt, desto mehr läßt der Widerstand nach; und das Ende vom Lied ist, daß die starke Partei ihren Willen durchsetzt. Ist Das geschehen, so bekommt der Kurs mit einem Mal ein ganz anderes Gesicht. Aber „die Kurse lügen bekanntlich nie“... Das Börsengesetz ist nicht so grausam, dem „harmlosen“ Spiel zu wehren. Nur wenn der Anstrich gar zu grell ist und giftige Farben verwendet wurden, langt sich der Staatsanwalt den frechen Färbermeister. Die Paragraphen 88 und 89 des Börsengesetzes wenden sich gegen die betrügerische Herstellung des Kurses und gegen den Mißbrauch der Presse zur Einwirkung auf den Börsenpreis. In diesem Fall müssen besondere Vortheile gewährt worden sein, die in auffälligem Mißverhältniß zu der Leistung stehen. Durch Scheingeschäfte, durch Verbreitung unwahrer Angaben kann der Kurs verändert werden. Eben so durch das Verschweigen wichtiger, für die Bewerthung eines Papieres wesentlicher Daten. Man sollte meinen, daß die Androhung einer Gefängnißstrafe, neben der auch noch die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt werden können, dem Kurs die Sicherheit vor unsittlicher Berührung verbürge. Nein: im Dunkel wird an und hinter jeder Börse lustig weitergefälscht. Da das Moralische sich von selbst versteht, sieht kein Mensch etwas Unerlaubtes in der Escomptirung von Angaben, die dem Verbreiter oft nicht von ungefähr zugeflogen sind. Wenns nicht eine ganz plumpe Lüge und ein offenkundiger Betrug ist, wird die Staatsanwaltschaft nicht behelligt. Ob ein Manöver wirklich auf Täuschung berechnet war oder ob in gutem Glauben gehandelt wurde, ist ja auch selten „thatsächlich festzustellen“; schon weil man selten bis zum Ursprung der falschen Nachricht zurückfindet. Die newyorker Börsenbehörde ist in der Beurtheilung solcher Kunststücke milder als unsere. Bei den Schiebungen, die am Anfang dieses Jahres Aufsehen machten, kamen die Thäter mit gelinden Strafen davon. Der Generalstaatsanwalt Wickersham scheint von dieser Milde der Börsenjury nicht entzückt zu sein; denn er ließ einzelne besonders schwer belastete Börsenspekulanten und Bankiers verhaften, um dem Aktientheater in Wallstreet die besten Regisseure zu rauben. Solche Eingriffe können den Börsenschwindel natürlich nicht vernichten. In Deutschland gehts sittsamer zu. Der Staatskommissar ist nicht machtlos und kann gar zu heftige Ausschreitungen dadurch hindern, daß er den Kurs streichen läßt. Aber über Das, was sich im „freien Verkehr“ abspielt, hat auch er keine Macht. Die endet an der Grenze des Amtsbezirkes.

Zur Entschuldigung der Amateurs unter den „Kursmachern“: das Machtbewußtsein hat da nicht geringeren Reiz, wo sichs um Geldbesitz handelt. Schicksal spielt Jeder gern. Das kitzelt die Nerven; besonders Derer, die selbst nichts zu verlieren haben. Zu welcher Karikatur verzerrt sich die „Kurswahrheit“ unter den Händen solcher Künstler und Dilettanten! Dem Ernst gesellt sich oft der Humor. In München wollte ein Direktor auch einmal Schicksal spielen. In der General-

versammlung der Heilmann-Immobiliengesellschaft fragte ein Aktionär nach dem „inneren Werth“ der Aktien. Da Herr Direktor Rosa sofort ausführlich antwortete, hatte er sich auf die Frage offenbar vorbereitet. Der Heilmanngesellschaft ists gegangen wie allen münchener Terraingesellschaften: von stark finanzirten Hoffnungen mußte sie zu mageren Erlebnissen niedersteigen. Einen nennenswerthen Ertrag gabs schon lange nicht mehr da; und der Kurs, der sich einst in der lichten Höhe von 330 bewegt hatte, ist in die Tiefe gesunken. Die Erniedrigung vollzog sich mit einer Konsequenz, die beinahe auf das Walten eines inneren Willens zur Wahrheit schließen ließ; es sah aus, als ob der Kurs sich seiner Lügen schäme und es nun auch 'mal mit der Ehrlichkeit versuchen wolle. Durch die Verpflanzung der Heilmannaktie nach Berlin (im Jahr 1905) sollte neues Leben ins Geschäft gebracht werden. Aber das Mittel versagte. Mancher kaufte das Papier zum höchsten Kurs und sitzt heute noch darauf, um „bessere Zeiten“ abzuwarten. Da gabs nun einen förmlichen Aufruhr, als in der Generalversammlung die frohe Botschaft vom wahren Kurs verkündet wurde. Der Preis, den der amtliche Kurszettel nennt (103), ward als Lüge gebrandmarkt; der wahre Werth der Heilmannaktie betrage 330 Prozent. So lautete der Spruch der Direktion, die sich auf die Gutachten von nicht weniger als sieben Taxatoren stützte. Diese münchener Sieben haben, unabhängig von einander, den Werth der Grundstücke der Heilmanngesellschaft untersucht und gefunden, daß sie, statt 10 Millionen (wie in der Bilanz vermerkt), 22 Millionen werth seien. Dazu kommt ein Aktivüberschuß von etwa 5 Millionen. Nach Abzug des Aktienkapitals, der Verbindlichkeiten und der Konsortialbeteiligungen ergiebt sich, nach der von der Direktion aufgestellten Rechnung, ein Mehrwerth des Aktienkapitals von 230 Prozent. Der „innere Werth“ der Aktie wäre also 330. Das heißt: der Preis, der einst für das Papier bar bezahlt wurde, hat sich nur scheinbar verringert. Wie im Märchen: „Und wenn er nicht gestorben ist, lebt er noch heute.“ Direktor Rosa sicherte sich zwar durch den Satz, seine Darstellung sei nicht bestimmt, auf den Kurs einzuwirken; prompt aber geschah, was nicht gewollt war: die Heilmannaktie rührte sich und kletterte 25 Sprossen in die Höhe. Dann ging ihr die Puste aus; und vorsichtig wurde der Rückweg angetreten. Bei Heilmann hält man also nichts von dem landauschen Dogma: „Der Kurs lügt bekanntlich nie“, sondern sucht, im Gegentheil, seine Unglaubwürdigkeit nachzuweisen. So gehts dem Kurs wie dem Lügner im Sprichwort: „Wer einmal lügt, Dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.“ Nur helfen selbst sieben Zeugen nicht immer. Im Fall Heilmann vermochten sie nicht für die Verwerthbarkeit ihrer Taxe zu sorgen. So lange die Grundstücke nicht in bare Münze umgewandelt sind, bleiben sie ohne greifbaren Werth. Vorher hats keinen Zweck, sich einen Antheil auf die Seligkeit zu kaufen. Kurse lügen nie... Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. April 1910.

Parlamentspolizei.

Unter der Regirung Richards des Zweiten von England, der nicht ganz so ausgesehen haben soll wie auf Shakespeares Mitleid heischendem Bild, wurde ein Unterhausmitglied, weil es einen Antrag eingebracht und begründet hatte, der den König zu sparsamerem Haushalt nöthigen sollte, vom Parlament als Hochverräther gestraft. Fünfzig Jahre danach wurde der Abgeordnete Young wegen einer im Haus der Commons gehaltenen Rede eingesperrt. Im Jahr 1512 verurtheilte das Berggericht einen Abgeordneten, weil er im Parlament für die Rechte der Bergleute eingetreten war. Aus dieser Verurtheilung muß Aergerniß entstanden sein; denn bald danach verfügte Heinrich der Achte, Parlamentsmitglieder seien, was sie auch in den Häusern der Lords und der Commons reden, beantragen, erklären mögen, wegen solchen Thuns einer Anklage, Verurtheilung, Strafe unerreichbar. Dennoch verbannte, fünfzig Jahre später, Elisabeth die Peers, die ihr, in einer von beiden Häusern beschlossenen Adresse, gerathen hatten, sich einen Ehemann zu wählen oder einen Nachfolger zu ernennen, in hellem Zorn von ihrem Hof und ließ, als das nächste Parlament nach alter Sitte das Privilegium der Redefreiheit erbat, durch den Großsiegelbewahrer Lord Bacon warnend antworten: „Ihre Majestät hat in neuster Zeit einige Verstöße gegen die Ordnung des Hauses bemerkt, die zwar straflos geblieben, dadurch

aber nicht weniger rechtswidrig geworden sind. Das Unterhaus hat sich nicht in Staatsangelegenheiten zu mischen, über die sein Urtheil nicht gefordert ward, sondern sich auf die dem Gemeinwesen zugehörigen Sachen zu beschränken." Und als der Abgeordnete Strickland einen Gesetzentwurf einbrachte, von dessen Annahme Elisabeth eine Schmälerung ihrer Gewalt über die Staatskirche fürchtete, wurde das Parlamentsmitglied vor den Geheimen Rath gerufen und angewiesen, dem Haus der Gemeinen fortan fern zu bleiben. Strickland erhielt zwar, als der Unwille seiner Genossen mit einer deutlichen Petition drohte, bald von der klugen Königin die Erlaubniß, ins Parlament zurückzukehren. Doch die Fälle, in denen Elisabeth in der Vertheidigung ihrer kirchlichen Oberhoheit die Grenzen des Gewohnheitrechtes überschritt, häuften sich so rasch, daß Wentworth in einer heftigen Rede erklärte, der neue Brauch, herumzuwispern, was der Königin passe und nicht passe, und sogar Befehle und Verbote schmiegsam hinzunehmen, sei geeignet, das Haus um sein Recht auf unbeschränkte Redefreiheit zu bringen. Noch beherrschte schüchterne Angst die Mehrheit der Commons: der kecke Redner kam, als vom Parlament Verurtheilter, in den Tower. Er wurde später noch einmal eingesperrt, weil er gefragt hatte, ob das Parlament nicht mehr die Stätte sei, wo die vom Volk Erwählten jede Beschwerde vorbringen dürfen. Als der Speaker wieder um Redefreiheit bat, hörte er die Antwort: „Die Freiheit der Rede wird Euch gewahrt. Das heißt aber nicht, Jeder könne sagen, was ihm beliebt oder einfällt. Ihr habt das Recht, Ja oder Nein zu sagen. Wenn müßige Köpfe Gesetzentwürfe ausbrüten, in denen Reformen der Kirche oder Umgestaltungen des Gemeinwesens vorgeschlagen werden, so habt Ihr, nach dem gnädigen Willen Ihrer Majestät, solchen Entwürfen die Annahme zu weigern, bis sie von der Instanz geprüft sind, die dazu Beruf und Sachverständniß hat." Jakob der Erste kam mit dem Parlament in ernste Händel, als er sich in schroffem Ton Anträge von der Art dessen verbeten hatte, der ihm zumuthete, die Ausbreitung des römischen Katholizismus zu hindern und seinen Sohn einer Protestantin zu vermählen. Am achtzehnten Dezember 1621 erklärte das Unterhaus: „Die wichtigen und ernsten Angelegenheiten, in denen sichs um König und Staat, Landesvertheidigung, Kirche und Achtung der Gesetze handelt, sind im Parlament zu be-

rathen und zu erörtern; und dabei steht jedem Mitglied des Hauses das Recht zu, in voller Freiheit zu sprechen, zu urtheilen, zu stimmen. Kein Mitglied darf wegen Dessen, was es im Haus gesagt hat, angeklagt, der Freiheit beraubt noch sonst irgendwie belästigt werden; keins untersteht einer anderen Censur als der vom Hause selbst zu übenden." Die Stuarts zeigten keine Lust, sich um diesen Protest zu kümmern. Als 1629 Cromwell im Unterhaus den Bischof von Winchester einen gefährlichen Arminianer nennt, wiederholt Karl der Erste das Verbot, Kirchenfragen zum Gegenstand parlamentarischer Erörterung zu machen. Den gegen dieses Verbot von der Opposition beantragten Einspruch will der Speaker nicht verlesen. Wilde Männer schimpfen ihn laut, halten ihn, der den Saal verlassen möchte, auf seinem Stuhl fest und küren Einen, der den Protest verlesen muß. Drei Angeklagte werden (des Hausfriedensbruches und der Aufreizung zum Aufruhr) angeklagt. Sie berufen sich auf den Erlaß Heinrichs des Achten, auf ihr uraltes freedom of speech und bestreiten die Zuständigkeit des Gerichtes. Vergebens. Im Namen des Königs wird für Recht erkannt: „Das Recht der Abgeordneten, innerhalb der parlamentarischen Schranken sich völlig frei zu äußern, ist unanfechtbar. In diesem Fall aber, wo die Staatsregirung geschmäht und versucht wurde, zwischen dem König, den Peers und dem Volk Zwietracht zu stiften und Aufruhr zu erregen, kann von einem parlamentarischen Verhalten nicht die Rede sein. Mit einer Ausnahme stimmen alle englischen Richter in der Meinung überein, daß der Erlaß Heinrichs des Achten als eine Privatakte zu betrachten ist und nur für einen Sonderfall gelten sollte. Und selbst wenn die darin erwähnten Vorrechte allen Parlamentsmitgliedern zustünden, hätten die so Privilegirten noch nicht das Recht, zu reden, wie es ihnen just gefällt. Das Parlament soll, als ein hoher Gerichtshof, den anderen Gerichtshöfen ein gutes Beispiel geben. Wie jeder Richter strafbar wird, wenn er in frecher Rede die Regirung oder die Geistlichkeit häßlicher Dinge anschuldigt, so auch das ähnlicher Vergehen überführte Parlamentsmitglied. Eines bestimmten Deliktes mag es den höchsten Beamten anklagen; allgemeine böswillige Beschuldigungen aber dürfen nicht straflos bleiben. Deshalb sind die Angeklagten gefangen zu halten, bis es dem König gefällt, ihnen die Freiheit wiederzugeben, und bis sie

Reue gezeigt und Besserung gelobt haben. Außerdem wird auf eine ihrer Vermögenslage angemessene Geldstrafe erkannt." Dieses Urtheil wird 1667 vom Unterhaus für dem Recht und dem unentbehrlichen Parlamentsprivileg widersprechend erklärt; und von derselben Mehrheit die Akte Heinrichs des Achten als ein für alle Parlamente rechtskräftig fortwirkendes Gesetz ausgelegt. Doch erst 1689 sichert die Bill of rights den Abgeordneten volle Redefreiheit und löst sie endgiltig von der Pflicht, das im Parlament gesprochene Wort vor den Gerichtshöfen des Landes zu verantworten. Der parlamentarischen Gerichtsbarkeit bleiben sie auch dann noch unterthan: können zur Ordnung gerufen und nach schlimmerem Vergehen mit Verweis, Karzer, Ausstoßung bestraft werden. Nur selten ists im neunzehnten Jahrhundert dazu gekommen; der Präsident (speaker heißt er, weil er im Namen des Unterhauses zu dem Monarchen spricht) hat selbst Redner, die sich zu unleugbaren Beleidigungen hinreißen ließen, meist nur zur Ordnung gerufen.

Die Volkshäuser des Festlandes haben sich immer bemüht, der „Mutter der Parlamente" in kindlicher Pietät nachzueifern. Fast überall wurde die Redefreiheit nach Gewissen und Pflicht gewahrt und, auch wo es Parlamentswachen gab, so lange wie irgend möglich vermieden, gegen ungeberdige Abgeordnete Gewalt anzuwenden. Wenn die Menagerie des Palais Bourbon gar zu laut lärmt, setzt der Präsident den Cylinderhut auf und schließt die Sitzung; das Getös müßte die Alltagsgeräusche um ein Beträchtliches überschrillen, ehe er die Polizeimannschaft zu Hilfe riefe. Im wiener Reichsrath war das Präsidium mit Körperverletzung bedroht, der polnische Präsident Abrahamowicz „armenischer Ziegenschänder" (das amtliche Stenogramm verzeichnet noch roheren Zwischenruf) geschimpft worden, als, am sechsundzwanzigsten November 1897, von dem durch die Lex Falkenhayn verbürgten Recht, zweimal zur Ordnung gerufene Abgeordnete nach dem dritten Vergehen gewaltsam aus dem Haus zu entfernen, Gebrauch gemacht wurde. Dennoch hat das widrige Schauspiel, das der Einmarsch der Schutzleute und die Hinausschleppung der vom Volk Erwählten bot, so stark nachgewirkt, daß es nie wiederholt wurde und Herrn Karl Kramarz, der damals neben Abrahamowicz im Präsidium saß, bis heute den Aufstieg zu den Stellen sperrt, zu denen politische Bildung und staatsmännische Energie ihn berechtigen. Der

Reichsrath hat seitdem Stürme und Schmähspektakel aller Arten erlebt, in seinem Saal sind Ministerpräsidenten Lügner, Fälscher, Schurken, Mörder gescholten worden: Keiner hat je wieder daran gedacht, die Anwendung von Gewalt gegen Abgeordnete zu empfehlen. Ich sah den feinen, schmächtigen Herrn von Koerber im Getümmel; mindestens zwanzigmal warf ein dicht vor ihm stehender Abgeordneter ihm das Wort „Mörder!“ ins blasse Gesicht. Er schiens nicht zu hören; sprach ruhig weiter, hob die Stimme kaum und strich mit lässiger Hand manchmal ein Stäubchen von seinem braunen Gehrock. Falkenhayns Weg will Keiner gehen.

In Preußen will mans. Im Einvernehmen mit einem anderen Falkenhayn, der nicht Graf und Minister a. D., sondern nur Geheimer Rath im Ministerium des Inneren ist, hat die Kommission des Preußischen Abgeordnetenhauses beschlossen, die Geschäftsordnung so zu ändern, daß gegen unmanierliche und widerspänstige Abgeordnete Polizeihilfe requirirt und ihnen draußen wegen Hausfriedensbruches und Widerstandes gegen die Staatsgewalt (§§ 113, 114, 123 StGB) der Prozeß gemacht werden kann. Die Paragraphen 64 und 65 der Geschäftsordnung bestimmen: „Wenn ein Mitglied die Ordnung verletzt, so wird es von dem Präsidenten mit Nennung des Namens darauf zurückgewiesen. Das Mitglied ist berechtigt, dagegen schriftlich Einspruch zu thun, worauf das Haus, jedoch erst in der nächstfolgenden Sitzung, ohne Diskussion entscheidet, ob der Ordnungruf gerechtfertigt ist. Wenn in der Versammlung störende Unruhe entsteht, so kann der Präsident die Sitzung auf bestimmte Zeit aussetzen oder ganz aufheben. Kann sich der Präsident kein Gehör verschaffen, so bedeckt er sein Haupt und ist hierdurch die Sitzung auf eine Stunde unterbrochen.“ Diese Vorschrift giebt dem Präsidenten geringere Disziplinarmittel als die (im letzten Jahrzehnt geänderten) Paragraphen der für den Reichstag geltenden Geschäftsordnung. Da heißt es: „Im Fall gröblicher Verletzung der Ordnung kann das Mitglied durch den Präsidenten von der Sitzung ausgeschlossen werden. Leistet es (im Text steht natürlich: „dasselbe“) der Aufforderung des Präsidenten zum Verlassen des Saales keine Folge, so hat der Präsident in Gemäßheit des Paragraphen 61 dieser Geschäftsordnung zu verfahren.“ (Die Sitzung auszusetzen, aufzuheben oder, wenn er sich nicht Gehör verschaffen kann, durch Bedeckung des Kopfes auf

eine Stunde zu unterbrechen.) „Wenn während der Dauer der Ausschließung in anderen als Geschäftsordnungfragen eine Abstimmung erfolgt ist, bei welcher die Stimme des ausgeschlossenen Mitgliedes den Ausschlag hätte geben können, so muß die Abstimmung in der nächsten Sitzung wiederholt werden.“ Diese Kautelvorschrift soll in die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses übernommen, zugleich aber dem Präsidenten das Recht gegeben werden, Abgeordnete, die grober Verletzung der Würde und Ordnung schuldig scheinen, von der Sitzung auszuschließen, dem Haus ihren Ausschluß von sechs (im Fall wiederholter Würdeverletzung von zwölf) Sitzungen zu empfehlen, ihnen auch die Zuhörertribünen zu sperren und seine Anordnungen durch Beamte der berliner Polizei ausführen zu lassen. Gegen die Behauptung, solche Geschäftsordnung sei mit Gesetz und Verfassung vereinbar, giebt es keinen stichhaltigen Einwand. Artikel 84 der Verfassungurkunde für den preußischen Staat sagt: „Die Mitglieder beider Kammern können für ihre Abstimmungen in der Kammer niemals, für ihre darin ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb der Kammer auf dem Grund der Geschäftsordnung zur Rechenschaft gezogen werden.“ Dieses Vorrecht bleibt ihnen. Unbestreitbar ist das Recht der Mehrheit zur Aenderung einer dem Bedürfniß nicht mehr genügenden Geschäftsordnung; unbestreitbar die Thatsache, daß Abgeordnete, die, trotzdem ihre Ausweisung rite beschlossen worden ist, im Haus bleiben, rechtswidrig handeln, den Frieden des Hauses brechen und, wenn sie den Exekutivbeamten durch Bedrohung oder Gewalt Widerstand leisten, durch kein Privileg den Rechtsfolgen ihres Handelns entzogen sind. Unbestreitbar. Dennoch ist der Beschluß, den der Zorn den Geschäftsführern des Abgeordnetenhauses eingab, so ziemlich der unklügste, den sie ersinnen konnten; und sie werden ihn, wenn er wirklich in Kraft tritt, nach kurzer Geltungfrist sicher als eine schädliche Thorheit bereuen.

Die sechs Sozialdemokraten, die im Landtag sitzen, haben einen betrübenden Mangel an politischem Verstand und sozialem Anstand enthüllt; haben nicht bedacht, daß eine Gemeinschaft nur so lange möglich bleibt, wie alle Zugehörigen einander die äußeren Formen der Achtung gewähren. Statt der Wucht ihrer Beweismittel zu vertrauen und durch ihr Beispiel den Zweiflern zu zeigen, daß eine wirksame Vertretung des Proletarieranspruches nicht

die Wahl eines rüden Tones bedingt, sind sie in herausfordernder Schimpfrede und allerlei lautem Unfug heimisch und dadurch der an feinere Lebensart gewöhnten Mehrheit lästig geworden. Immerhin gehts in der Prinz-Albrecht-Straße noch glimpflicher zu als in den Kammern Frankreichs und Italiens, Belgiens und Hollands, Oesterreichs und Ungarns. In Westminster sogar, wo die guten Manieren höher als anderswo geschätzt werden, ist die Nachahmung von Hundegebell, Hahnengekräh und Katzengeheul schon längst nichts Seltenes mehr. Und hat Preußens Zweite Kammer etwa, bevor ihre Thür sich den Röthesten aufthat, nie Schimpfrede oder grobe Beleidigung gehört? „Der Gendarmendienst, den das Ministerium Rußland leistet, muß jedem Preußen die Schamröthe ins Gesicht treiben. Das Vermögen und die Kinder unseres Landes werden einer frivolen, abenteuerlichen, im Dienst des Absolutismus stehenden Politik geopfert." (Waldeck.) „Die Politik des Ministeriums Bismarck belastet uns aus freien Stücken mit der Mitschuld an einer kolossalen, von ganz Europa mit sittlicher Empörung betrachteten Menschenjagd. Die Essenz ihres Wesens ist die Nichtachtung des Rechtes; sie kann weder im Inneren noch nach außen handeln, weder ruhen noch wirken, weder leben noch sterben, ohne die Gesetze unseres Landes zu verletzen." (Sybel.) „Die Ehre dieses Ministeriums ist nicht mehr die Ehre des Staates und des Landes." (Twesten.) „Wenn wir leider ein Staat sind, der bei diesem Ministerium auf eine große Politik in Europa so wenig wie auf eine klare und wahre, freie und redliche Politik im Inneren irgendeinen Anspruch machen kann, so lassen Sie uns doch wenigstens die Gesetze der Menschlichkeit halten!" (Waldeck.) „Der Ministerpräsident, dem jedes leitende Prinzip fehlt und der ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinausstürmt, hat auch gar keine Ahnung von einer nationalen Politik! Er schädigt in gewaltthätiger und verderblicher Weise die heiligsten Interessen Preußens und Deutschlands. Ich weiß nicht, was ich von seiner Wahrhaftigkeit denken soll." (Virchow). Das sind ein paar Tonproben aus den sechziger Jahren. Damals saß die Fortschrittspartei um die Quellen der Macht. Jetzt stehen vierhundert sittsame gegen sechs wilde Männer. Braucht solche Mehrheit Büttelarme?

Was unter der neuen Geschäftsordnung geschehen wird, ist leicht zu ahnen. Ein Sozialdemokrat ist zweimal zur Ordnung ge-

rufen worden und schreit nun in den Saal: „Die Brutalität Ihres Vorgehens beweist nur, wie erbärmlich schlecht die Sache ist, für die Ihr echt junkerlicher Eigennutz sich einsetzt; aber der Tag naht, wo Sie die süße Gewohnheit des Volksverrathes büßen müssen.“ Oder Aergeres. Das Haus stimmt dem Vorschlag des Präsidenten zu, dem Abgeordneten für die nächsten vier Sitzungen die Anwesenheit im Saal und auf den Tribünen zu verbieten. „Ich fordere Sie, Herr Abgeordneter, auf, das Haus zu verlassen.“ „Ich habe hier die Interessen meiner Wähler zu wahren; daran können Ihre Verbote und Bannsprüche mich nicht hindern.“ Der Präsident läßt ins Ministerium des Inneren oder ins Polizeipräsidium telephoniren: „Schickt Schutzleute!“ Die kommen; unter der Führung eines Offiziers oder Kommissars. Auf der Straße schaart sichs zu dichten Haufen. Der Bedrohte klammert sich an sein Pult, an jeden seiner Hand erreichbaren Stuhl oder Tisch; und wehrt sich mit Fäusten und Füßen so hitzig, daß die Polizeibeamten ihn auf ihren Armen hinaustragen müssen. Oder er hat, als die Schutzleute in Sicht kamen, den Saal verlassen und den Speiseraum, das Badezimmer, die Hörertribüne, das Kloset aufgesucht. Wird entdeckt, hetzt die Wachmannschaft listig durch alle Räume, über alle Treppen des Hauses und wird schließlich im Angesicht der versammelten Menge gepackt und abgeführt. Oder hält sich verborgen, bis die Polizei abmarschirt ist, und kommt dann gemächlich wieder an die Saalthür. Sollen die Diener sich ihm entgegenstemmen? Die Schutzleute zurückgerufen werden? Mindestens einen Genossen wird die Wuth der Parteinahme in strafbare Rufe oder Gesten verleiten; vielleicht gar alle sechs. Neuer Vorschlag des Präsidenten; neuer Beschluß des Hauses; neue Requisition und Exekution. (Den Herren Hoffmann und Liebknecht fallen wahrscheinlich noch nettere Kniffe ein; sie sind zu schlau, um sich so gute Gelegenheit zu agitatorischem Wirken entgehen zu lassen.) Brennmaterial für einen Wintermonat. „So behandelt der freche Uebermuth ostelbischer Junker, denen die Pfaffen beider Bekenntnisse Hausknechtsdienst leisten, die von Eurem Vertrauen Erwählten, weil sie gewagt haben, dieser Sippe endlich einmal die Wahrheit zu sagen. Noch lauter als bisher muß unser Feldgeschrei tönen: Nieder mit den von der Schmach des Klassenwahlrechtes lebenden Schmarotzern! Nieder mit dem schwarz-blauen Schnapsblock!

Es lebe die internationale, völkerbefreiende Sozialdemokratie!“ Fünfzig Versammlungen in Berlin, fünfhundert in Preußen, fünftausend im Reich. Alle Feinde des Adlerlandes wetzen die Fänge; in englischen, russischen, französischen Blättern wird der nahe Ausbruch einer deutschen Revolution angekündet. Dann folgen die Hauptverhandlungen in Moabit. Der Hausfriedensbruch ist erwiesen; und der Widerstand gegen die Staatsgewalt? Dreißig Zeugen dafür, zehn dagegen. Wars denn nicht nur straflose Ueberschreitung der Nothwehr? Ist der Thäter nicht nur in Bestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Vertheidigung hinausgegangen? Langwierige (für den Parteibrochurenverlag bestimmte) Schlußvorträge der Vertheidiger und der Angeklagten. Urtheil: „Der Angeschuldigte hat Beamte durch Drohung und Gewalt zur Unterlassung einer rechtmäßigen Amtshandlung zu nöthigen versucht und sich aus einem zum öffentlichen Dienst bestimmten, geschlossenen Raum auf die Aufforderung des Berechtigten nicht entfernt; er hat endlich durch die thatsächlich festgestellten Rufe ‚blaue Patentknüppel‘ und ‚Bluthunde‘ Beamte während der Ausübung ihres Berufes gröblich beleidigt (§§ 114, 123, 185 StGB). Da es sich nicht um eine Vertheidigung gegen rechtswidrigen Angriff handelte, konnte von Nothwehr nicht die Rede sein. Unter Zubilligung mildernder Umstände ist auf eine Gesammtstrafe von fünf Monaten Gefängniß erkannt worden.“ Der Abgeordnete wurde „bei Ausübung der mit Strafe bedrohten That ergriffen“: kann also, nach Artikel 84 der Verfassung, auch ohne Genehmigung der Kammer verhaftet werden. Während der Tagung des Abgeordnetenhauses? Dann bleibt ein Wahlkreis, trotzdem das von ihm vergebene Mandat weitergilt (und dem Empfänger nicht entzogen werden kann) ohne Vertretung. Neuer Zündstoff. Das Alles scheint Herrn von Heydebrand und Herrn Porsch zur Bändigung der sechs Sünder unentbehrlich.

„Der Herr Abgeordnete hat, trotz meiner eindringlich wiederholten Warnung, Personen und Fraktionen abermals in einer Weise angegriffen, die mit der seit Jahrzehnten in diesem Haus herrschenden Sitte unvereinbar ist, und dadurch bewiesen, daß ihm die zur Ausübung öffentlicher Aemter nöthige Selbstzucht fehlt. Ich habe weder den Wunsch noch die Macht, die Lücken seiner Erziehung auszufüllen; aber auch nicht die Möglichkeit, unter solchen

Umständen den ruhigen Verlauf unserer Berathungen zu verbürgen. Wenn auf einer Seite dieses Hauses immer wieder versucht wird, durch kränkende Rede und Beschuldigung den Gegner zu unbedachtem Wort zu reizen, sind wir stets von der Gefahr einer Explosion bedroht. Um sie zu vermeiden und den jetzt Erregten Zeit zur Beruhigung zu lassen, schließe ich die Sitzung und schlage vor, morgen die Verhandlung da aufzunehmen, wo sie heute unterbrochen wurde. In jedem ähnlichen Fall werde ich eben so handeln; unsere Landsleute mögen dann erwägen, ob die kostspielige Störung des äußeren Anstandes statthaft und zur Wahrung irgendwelcher berechtigten Interessen nothwendig ist." Wäre solche Präsidentenrede nicht wirksamer als das stärkste Polizeiaufgebot? Durch so würdige Rüge der Missethäter nicht empfindlicher gestraft als durch Püffe, Hinauswurf, Gerichtsurtheil? Vor dem Auge der Volksgenossen nicht, ohne Martyrkrone, ins Unrecht gesetzt? Und wärs nicht eine Schande für Preußens Landtag, wenn er gegen ein Halbdutzend Parteipistols Maßregeln brauchte, ohne die der Reichstag, als er fast sieben Dutzend Sozialdemokraten herbergte, bequem ausgekommen ist? Wer mit den Sechsen nicht mühelos fertig wird, ist zum Präsidentengeschäft verdorben.

Der Präsident soll noch im Wirbelsturm ruhig bleiben; sich nie als Parteivertreter fühlen, nie vom Ingrimm berathen lassen. Er thront nicht als Schulmeister und Bakelschwinger auf seinem hohen Sitz und soll die Abgeordneten behandeln wie erwachsene Männer, denen, auch wenn Leidenschaft ein kräftiges Wort auf die Lippe trieb, der Verständige Unterbrechung und kleinliche Mäkelei erspart. Daß ein Abgeordneter nicht sagen dürfe, der König mißtraue dem Volk, nicht, ein Minister habe sich eine Blamage zugezogen, meinen nur Schranzen. Die Wahrung der Redefreiheit ist immer die wichtigste Pflicht des Präsidenten; Wahrung bis an die äußerste Grenze des Erträglichen. Er ist weder Aufseher noch Lehrer des guten Tones und soll nur Den, der wirklich die Hausordnung gestört hat, zur Ordnung zurückrufen. Dieser Ruf darf nicht durch unnöthige Wiederholung entwerthet werden. Alle Hörer müssen ihn, ohne parteiliches Vorurtheil, als gerecht empfinden, alle davon Getroffenen sich auf einer Schwachheit ertappt fühlen. „Ein ernster, unabhängiger und unbefangener Mann hat Dir gesagt, Du habest die Ordnung gestört; solches Mangels an Selbstdisziplin darfst Du nicht ein zweites Mal schuldig werden." So

muß der mit Fug zur Ordnung Gerufene zu sich sprechen; und das Bewußtsein heimtragen, daß er im Kreis der Rechtsgenossen einen Makel zu tilgen hat. Der schlechte Brauch, nach unzweideutiger Kränkung anwesender Personen dem Beleidiger durch eine Suggestivfrage die Antwort abzupressen, er habe „natürlich“ nur Abwesende gemeint, ist selbst eine arge Sünde gegen die Ordnung und Würde des Hauses. Ein mit Witz, gar mit Humor begabter Präsident kann seinen Schatz nützlicher verwenden. Erlaubt er seiner Spaßlust provokatorische Anspielung auf einen Treueid, den der Abgeordnete nur vor seinem Gewissen und vor seinen Wählern zu verantworten hat, so wird er des Vergehens schuldig, das er an Anderen ahnden soll. Die Behauptung, ein Abgeordneter ähnele dem Don Quijote, also einer der reinsten und rührendsten Gestalten der Weltliteratur, lockert, auch wenn sie kränken sollte, nicht die Ordnung des Hauses, sondern nur den Glauben an die einem Parteiführer unerläßliche Geistesbildung. Wohl aber wird durch die Entschleierung des Parlamentsbrauches, den Willen zum Angriff und dessen Ziel den Anzugreifenden vorher zu künden, die Würde des Hauses befleckt. Die Ausplauderei und den Brauch selbst müßte der Präsident deshalb rügen. Er soll dafür sorgen, daß die Arbeit gefördert, nicht an Charakteranalysen, an Personalzank, der sich in der Presse austoben könnte, noch gar an die Erledigung von Ehrenhändeln kostbare Zeit vertrödelt werde. Und die Abgeordneten bedenken lehren, daß die technische Kleinarbeit an den Gesetzen jeder Geheimrath besser als sie versteht.

Unseren Parlamenten fehlen Vorsitzende, die mehr sind als Repräsentanten und Witzbolde. Ein so hohen Amtes werther Präsident würde leicht mit den Wütherichen des Abgeordnetenhauses fertig; könnte sie, ohne ein verletzendes Wort, dem Spott oder Zorn ihrer Mitbürger ausliefern. Lueger hat den Entschluß zu dem „Hausknechtsparagraphen“, der widerspänstige Gemeinderäthe rauh aus dem Sitzungsaal wies, bitter bereut. Parlamentsbüttel sind (wie Dirnenkasernen) nur da erträglich, wo die Jahre der Einrichtung den Schein der Ehrwürde geliehen haben; sind unerträglich, wenn sie heute oder morgen in Funktion gesetzt werden. Muß Preußen neuen Groll werben? Noch bleibt der von mancher Gefahr umdräuten Landtagsmehrheit zu ernster Ueberlegung Zeit. Nur der Feind dieser Mehrheit kann wünschen, daß der Beschluß ihrer Kommission je zu wirksamer Geltung gelange.

Das nationalliberale Elend.

Die Nationalliberalen sind ursprünglich die Männer von Bildung und Besitz gewesen. Von den preußischen Fortschrittlern unterschieden sie sich nur dadurch, daß sie mit Bismarck Frieden schlossen und die nationale Einigung höher schätzten als das Nebelbild „Freiheit“. Die Konservativen sind ja auch Besitzer, denen man Bildung nicht absprechen kann, aber sie bekennen sich im Unterschiede von den Beiden zum Autoritätprinzip in politischen und kirchlichen Dingen. In religiös-kirchlicher Beziehung sind ihre Vornehmsten anderer Meinung, was die Knospung zur Folge hatte, die sich freikonservativ nennt. Unabhängigkeit von der Plebs sicherte allen vier Gruppen der Census; nur weils die konstitutionelle Doktrin fordert und weils auch hübsch klingt, gerirten sie sich als Vertreter des ganzen Volkes und versuchten, sich in der Plebs eine Resonanz zu verschaffen. Mit dem Reichstagswahlrecht hat ihnen Bismarck als ahnungloses Werkzeug „des Unbewußten“ den Boden entzogen; weil es zehnmal so viel Plebs giebt als gebildete Besitzer, waren sie fortan Offiziere ohne Soldaten. Diese zu werben, wendeten sie drei Mittel an. Sie übten Zwang. Im rheinisch-westfälischen Industriebezirk soll es vorgekommen sein, daß die Bergleute in Kolonnen zur Wahl geführt wurden und dabei den an der Farbe kenntlichen Stimmzettel in der Rechten hoch halten mußten. Zweitens schwindelten sie den Leuten die Interessenidentität zwischen Herren und Knechten vor (die beileibe nicht Knechte, sondern Herr Soundso titulirt und als gleichberechtigte Staatsbürger begrüßt werden; die Interessenidentität ist im sehr Allgemeinen eine Wahrheit, im konkreten einzelnen Fall aber fast immer eine Lüge). Drittens schreckte man die (mit Recht) politisch indifferenten bürgerlichen Nichtwähler auf, indem man mit dem stets bereit gehaltenen Regirung- und Kartellkintop am politischen Horizont die vier Popanze erscheinen ließ: die Herrschaft Roms, das Rothe Gespenst, die Auslandsgefahr, die Polengefahr.

Am wenigsten wurden von dem Wandel die Konservativen betroffen. Von Bismarck eine Weile an die Wand gedrückt, erholten sie sich rasch wieder, als nach Vollendung des Reichsbaues die Parteien ihren politischen Inhalt einbüßten und dieser durch den wirthschaftlichen ersetzt wurde, wobei den Konservativen die Vertretung der Landwirthschaft, den Nationalliberalen (hauptsächlich) die der Großindustrie, den Linksliberalen die des Handels und des mobilen Kapitals zufiel; die freikonservativen Grandseigneurs

sind Großgrundbesitzer, Großindustrielle, Großhändler und Großkapitalisten in einer Person. Die Interessengemeinschaft zwischen Rittergutsbesitzern und Bauern (sie ist keine vollständige, reicht aber ziemlich weit), die patriarchalische Abhängigkeit der ländlichen Dienstboten und Tagelöhner und die den dünnbevölkerten Osten vor dem industriellen Westen und den Großstädten begünstigende Wahlkreiseintheilung sicherten ihren Besitzstand. Das durch den Kulturkampf zur Vertretung aller deutschen Katholiken angeschwollene Centrum erfreut sich des doppelten Kitts der Religion und des Kampfes um die bürgerliche Parität; und seine sozialpolitische Haltung bewahrt ihm die Gunst der Massen seiner Konfession. Die protestantischen Unterschichten wurden von der Sozialdemokratie organisirt, die den liberalen Offizieren die Soldaten wegnahm. Die Linksliberalen wurden dabei mehr geschwächt als die Nationalliberalen, weil Händler, Rechtsanwälte, Börsenmakler und Zeitungredakteure nicht so viel abhängiges Personal kommandiren wie die Fabrik- und Grubenbesitzer. Doch auch Denen erging es von Jahr zu Jahr schlimmer, besonders, seit die Abwehrmehrheit, Linke und Centrum, Bestimmungen zum Schutz des Wahlgeheimnisses durchsetzte, welche die gröbsten Formen des Zwanges unmöglich machten; Maßregelung wegen „reichs- oder staatsfeindlicher“ Wahl wird ja von Behörden wie von privaten Brotherren immer noch gewagt. In dieser Bedrängniß versuchten eifrige Politiker, die Massen durch demokratisch-liberale Allüren anzulocken (möglich, daß einige von ihnen Doktrinäre sind, die den liberalen Phrasengaul aus Ueberzeugung tummeln), und erfanden den Jungliberalismus, der den Machthabern der Partei, den Gruben- und Hüttenherren, um so widerwärtiger ist, weil sie der Regirung schon wegen der zu großen Nachgiebigkeit gegen Arbeiterforderungen grollen.

Im Streit um die Finanzreform und um die Wahlreform hat die Partei nun vollends allen Halt und jede vernünftige Direktive eingebüßt. Lassen wir die Finanzreform bei Seite und beschränken wir uns auf die Wahlreform. Die Stellung der übrigen Parteien ist klar und gerechtfertigt. Die Sozialdemokraten fordern selbstverständlich das Reichstagswahlrecht und die Linksliberalen müssen, auf ihre Parteidoktrin festgenagelt, das Selbe fordern, obwohl sie wissen, daß, wenn es durchginge, nur die Sozialdemokraten, das Centrum und die Polen Gewinn daraus ziehen würden. Das Centrum sagte sich: Die Regirung bewilligt das allgemeine und gleiche Wahlrecht nicht, nehmen wir so viel, wie wir kriegen können; und die geheime Urwahl war zu haben,

weil wider Erwarten die Konservativen sie bewilligten, um das indirekte Verfahren zu retten. Die natürliche Gruppirung wäre gewesen: die Kartellparteien für den Regirungentwurf oder gegen ihn mit der Motivirung, daß sie das alte Wahlrecht behalten wollten, die aus der Linken und dem Centrum bestehende Abwehrmehrheit gegen die Vorlage mit der Motivirung, daß sie das Reichstagswahlrecht fordern. Das Centrum entschloß sich jedoch zum Kompromiß, weil es sich als große (im Abgeordnetenhaus nicht größte) Partei den Luxus der Linken, Alles abzulehnen unter dem Vorwand, daß sie nicht Alles erreichen können, was ihre Wähler wünschen, nicht erlauben zu dürfen glaubt. Sie mußten um so mehr zugreifen, weil ihnen die Konservativen auch noch die Drittelung der Urwahlbezirke zugestanden, welche die erdrückende Wirkung der großen Einkommen auf einzelne Bezirke beschränkt, während die Drittelung der Gemeinde sie über die ganze Stadt ausbreitet. Die Centrumsmänner müßten den Verstand verloren haben, wenn sie nicht aufrichtig das Reichstagswahlrecht auch für Preußen wünschten, weil ja nur dieses ihnen, wie den Sozialdemokraten, ihren Einfluß voll zur Geltung zu bringen gestattet. Das liegt auf der Hand, wird aber besonders hell im Musterländle beleuchtet, das ins fünfte Jahrzehnt von den seit 1870 sich „national" nennenden Liberalen beherrscht, im Reichstag aber von Centrumsmännern vertreten wird und nach der Erweiterung seines Landtagswahlrechts eine ultramontane Landtagsmehrheit bekommen hätte, wenn die Liberalen nicht die Sozialdemokraten zu Hilfe gerufen hätten. Die Konservativen sagten: Wir sind mit dem bestehenden Wahlrecht zufrieden, aber um die Regirung nicht durch gänzliches Scheitern ihrer Reformaktion zu blamiren, wollen wir schweren Herzens die öffentliche Urwahl opfern, weil ohne dieses Opfer das Centrum nicht zu gewinnen, eine andere Partei aber nicht zu haben ist. Die Freikonservativen sagen: Wir finden das Opfer überflüssig und machen gar keine Konzessionen; mag die Regirung die Folgen ihres der Linken gegebenen übereilten Versprechens allein tragen.

Diese vier Parteien handeln alle verständig und verständlich. Aber die Nationalliberalen! Die Nährväter ihrer Parteikasse, die Großunternehmer des rheinisch-westfälischen Industriebezirks, haben oft und nachdrücklich erklärt: „Wenn Ihr die öffentliche Wahl opfert, zahlen wir nichts mehr"*); trotzdem geberden sich die

*) Sie können sich auf Bismarck und auf Treitschke berufen, die Beide die heimliche Wahl für undeutsch und unwürdig hielten. Bis-

Herren als liberale Bekämpfer des „Schwarzblauen Blocks", fordern die geheime Wahl und lehnen Unterhandlungen mit den Konservativen ab. Aerger über das Mißglücken der Blockspekulation und die neue (ach, wie oft schon mißglückte!) Spekulation auf moralische Eroberungen unter den Massen erklären einigermaßen die Kopflosigkeit. Allerdings verbinden sie mit der „liberalen" Forderung, die in Wirklichkeit eine demokratische ist, die antidemokratische, ihren Geldgebern genehme der Drittelung der Gemeinden; aber Das macht ihre Haltung nur um so grotesker (die Forderung einer Neueintheilung der Wahlkreise ist vom Standpunkt der städtischen und Industriebevölkerung aus zu rechtfertigen). Man möchte vor Lachen auf dem Kopf stehen und an den Wänden hinaufkriechen, wenn auf der linken Seite den Centrumsmännern, den einzigen, die den ernsthaften und Erfolg versprechenden Versuch gemacht haben, zwei demokratische Forderungen durchzusetzen, der Vorwurf gemacht wird, sie hätten das Volk an die Junker verrathen, und wenn die Regirung gescholten wird, daß sie sich vor dem reaktionären Block gebeugt und von diesem ihren Entwurf in sein Gegentheil habe verkehren lassen, so daß also dem Zeitungleser die Minister wie die Grafen, Kommerzienräthe und professoralen Geheimräthe der Freikonservativen Fraktion als Vertheidiger der Volksfreiheit gegen Junker und Pfaffen vorgegaukelt werden. Klar und wahr hat ein Organ der Großindustriellen den Kern der Lage für die Nationalliberalen dargestellt: Wenn die geheime Urwahl, die Drittelung der Wahlbezirke und die Steuermaximirung angenommen werden, dann ist die Großindustrie, diese Säule des Staates, aus der Volksvertretung ausgeschaltet. (Ihren Einfluß würde sie ja eben so noch geltend machen, wie es im Reich die königlichen Kaufleute thun,

---

marck: „Die Heimlichkeit der Wahl steht mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch. Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignoriren kann und soll. Wenn man es ablehnt, sie auf das politische Leben zu übertragen, und im letzteren den Glauben an die geheime Einsicht Aller zu Grunde legt, so geräth man in einen Widerspruch des Staatsrechtes mit den Realitäten des menschlichen Lebens, der praktisch zu stehenden Friktionen und schließlich zu Explosionen führt und theoretisch nur auf dem Wege sozialdemokratischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anklang auf der Thatsache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter und ehrgeiziger Führer unter Beihilfe eigener Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen." H.

deren Städte im Reichstag durch Sozialdemokraten vertreten sind, aber der verfassungmäßigen Einflußnahme durch die Volksvertretung wäre sie beraubt.) Und angesichts dieser Lage mimt der Jungliberalismus den Demokraten! Es thut Einem leid, gescheite und rechtschaffene Männer durch die falsche Konstruktion der Gesetzgebungmaschine zu einer so unwürdigen und lächerlichen Lage verurtheilt zu sehen.

Nur einen Weg sehe ich, der aus diesem Lügen- und Schwindelgewirr herausführen könnte. Ich habe ihn wiederholt beschrieben und zuletzt noch einmal in dem Büchlein „Die Partei“ an ihn erinnert. Das Repräsentativsystem hat im Großstaat zwei Forderungen zu erfüllen: es muß dafür sorgen, daß die zum Herrschen Berufenen, die Träger von Besitz und Bildung, wirklich herrschen (die Gesetzgebung ist ein Bestandtheil des Herrscheramts) und daß die aus Dienenden und Abhängigen bestehende Masse des Volkes vor Unterdrückung und Ungerechtigkeit geschützt wird. Die erste Forderung hat der englische Parlamentarismus bis jetzt erfüllt. Auch nach der ziemlich weit gehenden Demokratisirung des Wahlrechts haben bis 1906 fast nur vornehme und reiche Männer im Unterhause gesessen und aus ihrer Mitte die Minister gewählt; aus drei Gründen. Weil, wie Sidney Low schreibt, die Engländer ein ehrfürchtiges Volk sind und sich gern von ihren geborenen Herren regiren (aber nicht chicaniren) lassen; weil ein Unterhaussitz sehr viel Geld kostet; und (dieser dritte Grund pflegt unisono verschwiegen zu werden) weil die Masse der Armen in England bis in die siebenziger Jahre hinein aus Analphabeten bestanden hat. Die seitdem verallgemeinerte Schulbildung fängt jetzt an, das Unterhaus zu demokratisiren. (Die Ernennung des John Burns zum Minister widerspricht nicht den Traditionen der englischen Aristokratie. Die ist bekanntlich überhaupt keine geschlossene Kaste und sträubt sich namentlich nicht, Männer von Geist und Verdienst in ihr Gremium aufzunehmen.) In Beziehung auf die zweite Forderung hat die Parlamentsherrschaft schmählich versagt. Die Lords und Gentlemen haben den größten Theil der Lohnarbeiterschaft in einen Sumpf des Elends und der Verthierung versinken und hinabdrücken lassen, der seinesgleichen nicht hatte in alten, mittleren und neueren Zeiten. Christlich-soziale Reformer haben, unterstützt von Aufrührern und von Uebeln, die den Bestand von Volk und Staat bedrohten, den beiden Parlamentsparteien die Parlamentsreform und eine Sozialgesetzgebung abgerungen, die sich selber automatisch fördert, indem die beiden Parteien, um die Arbeiterstimmen zu gewinnen,

einander in arbeiterfreundlichen Gesetzen überbieten müssen. Ob im Verlauf der begonnenen Demokratisirung des Unterhauses der englische Parlamentarismus auf das Niveau des kontinentalen herabsinken wird, der sich auch über Amerika verbreitet hat und mit dem jetzt Halb- und Ganzasien beglückt wird, kann Niemand voraussehen. Wer diesen Humbug und, nach Ländern, seine Spielarten in einem hübschen kleinen Buch darstellen wollte, würde sich ein Verdienst erwerben und die Leser nicht wenig amusiren. Es müßte aber ein „gereister" Mann sein, der aus eigener Anschauung berichten könnte; sonst würde man ihm nicht glauben.

Wir Deutschen sind, Gott sei Dank, mit dieser Spottgeburt aus Dreck und Dunst noch nicht behaftet, so daß einer Neukonstruktion wenigstens das Hinderniß der parlamentarischen Doktrin nicht im Wege steht. Das Prinzip der vernünftigen Neukonstruktion würde klar vor Augen liegen, wenn sich die Parteien zu dem ehrlichen Bekenntniß Dessen aufschwingen wollten, was sie, mit Ausnahme der Centrums- und der Polenpartei, sind: Vertretungen gewerblicher und Berufsinteressen. Das Volk ist in Berufstände gegliedert, demnach müssen im Parlament die Berufstände, nicht nach der Kopfzahl ihrer Angehörigen, sondern nach dem Maße ihrer Wichtigkeit, vertreten sein. Und zwar die Stände der Regirenden und der vereinzelt wirkenden Selbständigen. Was die Lohnarbeiter und die Unterbeamten betrifft, so verstehen sie nichts von Schlachtschiffen und Diplomatie, von Bank und Börse, von Finanzen und Handelsverträgen, von Gymnasiallehrplänen und Museumsverwaltung; der Staat aber ist ihnen Wurscht und wird ihnen Wurscht bleiben, mag man sich noch so krampfhaft anstrengen, sie politisch zu erziehen. Was ihnen am Herzen liegt, ist ihr Standesinteresse; und das verstehen sie auch. Und was sie brauchen, ist: genossenschaftliche und gewerkschaftliche Selbsthilfe; Schutz vor Unterdrückung; Staatshilfe, so weit die Selbsthilfe nicht ausreicht. Diesem Bedürfniß würde, wirksamer als durch das allgemeine, gleiche Wahlrecht, Befriedigung gesichert durch Volkstribunen, die alljährlich im Parlament Bericht zu erstatten hätten über die Lage der einzelnen Kategorien von Lohnarbeitern und Unterbeamten, die deren Beschwerden und Forderungen vortrügen und denen ein Veto zustände gegen alle dem Interesse ihrer Mandanten widersprechende Gesetzvorschläge. Diese Tribunen wären von den Arbeitern aus ihrer eigenen Mitte zu wählen auf der Grundlage der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisation. Sich in die Wahlen des Arbeiterstandes einzumischen, müßte den Angehörigen des Herrenstandes bei schwerer Strafe

verboten sein; eben so wäre die Maßregelung von Tribunen, durch deren Thätigkeit sich die Unternehmer gekränkt oder geschädigt fühlten, bei Strafe zu verbieten. Mit dieser Konstruktion wäre die aus der ökonomisch-technischen Umwälzung erwachsene Aufgabe gelöst, den Vierten Stand dem Volkskörper politisch einzugliedern. Die Narrheit des sozialdemokratischen Zukunftstaates hätte niemals aufkommen können ohne den thörichten Glauben der Intellektuellen an die Möglichkeit der Demokratie im Großstaat. Auch die Parteibildung nach Konfessionen wäre beseitigt (alle heutigen Parteien sind bei uns konfessionell), die konfessionelle itio in partes, so oft Kirchen- und Schulfragen behandelt werden, nicht ausgeschlossen.

So weit hatte ich geschrieben, als ich den ersten Bericht über die letzte Wahldebatte des Abgeordnetenhauses las. Darin traten die Bilder der Parteien, wie ich sie gezeichnet habe, ganz plastisch hervor. Dr. Friedberg: „Die Drittelung in den Urwahlbezirken entrechtet mit der Maximirung zusammen die Industrie des Westens.“ Borgmann: „Das Centrum handelt als Judas am Volke.“ Baron Zedlitz: „Die Wahlrechtsversammlungen verfolgen einen anderen Zweck als die Reform, aber die Staatsgewalt wird nöthigen Falls mit der Schärfe des Schwertes für Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung eintreten; die Armee steht fest. Die Drittelung in den Urwahlbezirken kommt nur dem Centrum, den Polen und den Sozialdemokraten zu Gute. Das Centrum sympathisirt innerlich mit den Freunden der Uebertragung des Reichstagswahlrechts; die jetzige Fassung der Vorlage würde nur eine Etape zum Reichstagswahlrecht sein. Die Annahme der Vorlage in der Kompromißform würde den Riß zwischen den Konservativen und den Mittelparteien vertiefen und das Centrum wieder zur ausschlaggebenden Partei machen, auch in Preußen.“ Da hörten wir den Hauptgrund, der die Freikonservativen abhält, dem Kompromiß beizutreten: sie wollen das Centrum ausgeschlossen und die Nationalliberalen einbezogen wissen. Nur die Freikonservativen vertreten mit klarem Bewußtsein, geschlossen und ohne Schwanken das 1887 entstandene Kartellprogramm: „Niederhalten der Demokratie, Herrschaft der Männer von Besitz und Bildung — evangelisch-lutherischer Konfession.“ Vorausgesetzt Garantien zum Schutz der Plebs vor Unterdrückung und Ausbeutung, wie ich eine vorgeschlagen habe, ist das Programm vernünftig und berechtigt — bis zum Gedankenstrich.

Neisse. Karl Jentsch.

Die Atmosphäre der Planeten.*)

Nach Laplaces Hypothese, die in der Hauptsache von den meisten Astronomen angenommen wird, waren alle Planeten im Anfangsstadium gasförmig, wie es die Sonne, bis auf einige kleine Wolkenbildungen, noch ist. Wahrscheinlich gilt das Selbe auch noch für die großen äußeren Planeten Jupiter, Saturnus, Uranus und Neptun, nach ihrer geringen Dichte, die derjenigen der Sonne nah kommt, zu urtheilen. Eine dicke Schicht von Wolken verhindert uns, in tiefere Schichten dieser Planeten hineinzublicken. Einigermaßen ist man auch für diese gasförmigen Himmelskörper berechtigt, von einer Atmosphäre zu sprechen. Wegen der Schwere nimmt die Dichte der Gase in den äußersten Schichten sehr schnell nach innen zu, bis sie so groß geworden ist, daß die Kompressibilität äußerst gering wird, wonach die Dichte nur sehr allmählich zunimmt und das Gas sich fast wie ein fester Körper verhält. Darum bleiben Flecke auf der Sonne manchmal länger als ein Jahr bestehen und der rothe Fleck auf dem Jupiter hat sich seit 1878 erhalten. Trotzdem ist der Uebergang in der Dichte zwischen verschiedenen Schichten ein ganz kontinuirlicher, wogegen bei einer wirklichen Atmosphäre über einem festen oder flüssigen Kern die Dichte in verschiedenen Tiefen an der unteren Begrenzung der Atmosphäre sich sprungweise ändert.

Nur die Planeten, die eine wirkliche Atmosphäre besitzen, können lebendige Wesen beherbergen. Gerade aus diesem Grunde ist die Atmosphäre der Planeten von einem ganz außerordentlichen Interesse. Es handelt sich um das Problem, um das die edelsten Persönlichkeiten der Menschheit seit dem grauen Alterthum ihre schönsten Träume gesponnen haben und dessen Auslegung in freimüthigem Sinn Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen brachte.

Haben also die Planeten ohne feste Kruste oder flüssige Oberflächenschicht keine Atmosphäre, so ist die Anzahl der einen Luftkreis besitzenden Planeten stark beschränkt. In unserem Sonnensystem, dessen Planeten die einzigen uns bekannten sind, gehören nur die vier inneren Planeten Merkur, Venus, Erde und Mars zu dieser Kategorie. Vermuthlich sind auch die kleinen Planeten, die zwischen Mars und Jupiter kreisen, mit einer festen Kruste versehen. Von diesen allen sind aber aller Wahrscheinlichkeit nach nur drei, nämlich außer der Erde noch Venus und Mars, wirklich mit Atmosphären begabt. Merkur verhält sich etwa wie der Mond. Er besitzt nahezu die selbe geringe

*) Ein Fragment aus den „Annalen der Naturphilosophie" (Band 9, erstes Heft), die Geheimrath Ostwald in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft herausgiebt. Diese vorzüglich redigirte Zeitschrift, an der die ersten Gelehrten der Welt mitarbeiten, erscheint „in zwanglosen Heften"; der Band (dreißig Druckbogen) kostet nur vierzehn Mark. Das neue Heft bringt noch Beiträge von Frankl, Kranitzki, Ostwald.

Fähigkeit, Licht zu reflektiren, wie der Mond. Die Albedo dieser beiden Himmelskörper beträgt nur 0,14 bezw. 0,13, dagegen diejenige des Mars 0,22 und der Venus 0,76. Vom Mond wissen wir, daß er jetzt keine Atmosphäre besitzt. Das gilt wahrscheinlich auch für den Merkur. Dagegen scheint die Atmosphäre der Venus derjenigen der Erde sehr ähnlich zu sein. Die Luftmasse des Mars ist der geringen Albedo entsprechend sehr dünn.

Schon lange ist eine Erklärung für die Abwesenheit eines Luftkreises auf dem Mond gegeben worden. Ritter hat in seinen klassischen Untersuchungen über gasförmige Himmelskörper (1878 bis 1882) gezeigt, daß der Mond wegen der lebhaften Bewegungen der Wasserstoffmolekeln solche Körper nicht an seine kleine Masse zu fesseln vermag. Das Selbe gilt auch für andere Gase, die nicht allzu schwer sind, zum Beispiel: für die gewöhnlichen Gase der Luft. Johnstone Stoney hat diese Ansicht weiter entwickelt und darauf hingewiesen, daß im Allgemeinen die uns bekannten Himmelskörper um so weniger Gas in ihrer Umgebung besitzen, je geringer die Schwerkraft auf ihnen ist. Aus diesem Grunde müssen wir annehmen, daß auch die kleinen Planeten, von denen keiner den Mond in Bezug auf Größe erreicht, ohne Lufthülle sind. Was den Merkur anbetrifft, so ist die Schwere an seiner Oberfläche nicht völlig anderthalbmal größer als an der Mondoberfläche; ohne Zweifel gilt also in Bezug auf seine Fähigkeit, Gase zu fesseln, das Selbe wie für den Mond. Nun kommt aber noch ein anderer Umstand hinzu. Aus guten Gründen glaubt man, daß der Merkur immer die selbe Seite der Sonne zukehrt. Deshalb hat die dunkle Seite dieses Planeten, die gegen den Himmelsraum strahlt, die selbe Temperatur wie dieser, vielleicht etwa 50 Grad über dem absoluten Nullpunkt. Alle Gase, ausgenommen Helium und Wasserstoff, müssen sich dahin kondensiren und zu gewaltigen Eismassen gefriren. Helium und Wasserstoff aber sind gerade so leicht, daß sie nach Stoneys Hypothese längst verschwunden sein müßten. Folglich kann es keine Gase auf dem Merkur geben, auch keine schweren. Aehnliches gilt für den Mond, der eine so lange Nacht (einen halben Monat) hat, daß der kälteste Punkt der Nachtseite wohl Zeit hat, seine Temperatur fast auf die Temperatur des Himmelsraumes herabzusetzen. Man könnte danach erwarten, daß gerade beim Hineintreten eines Punktes auf der Mondoberfläche in das Sonnenlicht Spuren von kondensirten Dämpfen in Form von Reif sichtbar werden würden. Solche Beobachtungen werden wohl hier und da gemeldet, sie sind aber sehr zweifelhaft. Jedenfalls kommt keine merkliche Menge von Dämpfen vor.

Wenn es nun richtig wäre, wie von verschiedenen Beobachtern angegeben wird, daß die Venus immer die selbe Seite der Sonne zukehrt, so müßte man erwarten, daß die Verhältnisse dort selbst denen auf dem Merkur ähnlich seien, daß also keine merkliche Atmosphäre bestehe. Doch ist man allgemein darüber einig, daß die Venus eine dichte Atmosphäre besitzt; die Strahlenbrechung darin ist so groß, daß die Hörner

der Venussichel normaler Weise weniger als 180 Grad von einander entfernt liegen und manchmal sogar verschmelzen, so daß der Planet wie ein Lichtring erscheint. Da aber nach Stoney das geringe Vorkommen von Helium in der Erdatmosphäre, trotz stetiger Zufuhr aus den Quellen, auf dem Verschwinden dieses Gases aus der Luft beruht, so müßte man Aehnliches für die Venus erwarten, besonders, da die Schwere dort um ein Fünftel geringer als auf der Erde ist. Helium und Wasserstoff können demnach nicht in nennenswerther Menge auf der Venus vorkommen. Die anderen Gase sind zu leicht kondensirbar, um auf der stets dunklen Seite eines Planeten vorkommen zu können. Darum muß die Venus eine Achsendrehung von kurzer Zeit (etwa 24 Stunden) haben.

Vom Mars wissen wir durch direkte Beobachtung, daß er Reif oder Schnee an den Polen hat, was nur mit dem Vorhandensein einer Atmosphäre vereinbar ist. Außerdem hat man Wolken und Nebel in der Marsatmosphäre und Sandstürme auf dem Mars beobachtet.

So viel wissen wir also mit recht großer Sicherheit über das Vorhandensein von Atmosphären der Planeten in unserem Sonnensystem. Ohne Zweifel giebt es in der Nähe von anderen Sonnen ähnliche mit Atmosphäre versehene Planeten, obgleich wir keine solchen kennen. Die sogenannten dunklen Begleiter, die in der Nähe von verschiedenen Sternen wegen ihren Bewegungen oder Helligkeitveränderungen angenommen werden, sind so groß, daß sie wohl durch und durch gasförmig sind, wie die großen Planeten in unserem Sonnensystem; wir können also keine Atmosphäre noch lebende Wesen auf ihnen vermuthen.

Ueber die chemische Zusammensetzung der Atmosphären unserer zwei Nachbarplaneten wissen wir sehr wenig aus direkter Beobachtung. Wohl haben sehr viele Beobachter, unter anderen die größten Autoritäten auf dem Gebiete der Sternspektroskopie, wie Huggins, Janßen und Vogel, angegeben, daß sie Wasserdampf in den Atmosphären dieser Nachbarn nachgewiesen haben. Die letzten Bestimmungen von Campbell (1909) über das Marsspektrum fielen aber negativ aus und man muß ihnen viel größere Bedeutung zuschreiben als den älteren Beobachtungen. Demnach ist wohl auch eine kritische Zurückhaltung in Bezug auf die Ergebnisse der älteren Messungen über das Venusspektrum, aus denen die Anwesenheit von Wasserdampf in der Lufthülle dieses Planeten gefolgert wurde, sehr am Platz. Trotzdem können wir mit Sicherheit sagen, daß etwas Wasserdampf in der Marsluft vorkommt, denn wir sehen deutlich, wie er sich an den Polen zu Reif oder Schnee verdichtet. Demnach ist wohl auch unzweifelhaft, daß auch die Atmosphäre der Venus, die derjenigen der Erde viel ähnlicher erscheint, Wasserdampf, und zwar wegen der hohen Temperatur in viel größerer Menge als die Marsatmosphäre, besitzt. Außerdem hat Slipher geschlossen, daß Sauerstoff auf dem Mars vorkommt. Obgleich seine Beobachtung wohl recht unsicher ist, so müssen wir doch sagen, daß der Schluß höchst wahrscheinlich richtig ist, weil vermuthlich die Atmosphären der Nachbarplaneten beinahe so konstituirt sind wie die der Erde.

Um Dies zu zeigen, wollen wir die Entwickelungsgeschichte der Erdatmosphäre ins Auge fassen. Schon 1856 lenkte Koene in Brüssel die Aufmerksamkeit darauf, daß der Sauerstoff in der Luft ungefähr mit der in der Erdrinde befindlichen Kohlenmenge äquivalent ist. Das deutet darauf hin, daß der Luftsauerstoff, wie die fossile Kohle, gänzlich aus Kohlensäure ausgeschieden ist, so daß vermuthlich anfangs kein Sauerstoff in der Erdatmosphäre vorhanden gewesen war. Diese Ansicht, die später von vielen Forschern, auch von dem großen Physiker Lord Kelvin, vertreten wurde, ist an und für sich höchst wahrscheinlich. Die Gasmassen in unserer Atmosphäre sind anfangs aus dem Nebelball, der die Sonne umgab, ausgeschieden worden. Dieser Gasnebel hat ohne Zweifel die selbe Zusammensetzung gehabt wie die äußeren Schichten der Sonne. Eine große Menge von Wasserstoff, etwas Helium, Stickstoff, Kohlenwasserstoffe, Kohlenoxyd und Sauerstoff müssen darin vorgekommen sein. Bei der Abkühlung hat sich der Sauerstoff mit Wasserstoff oder Kohlenoxyd verbunden und wegen des großen Ueberschusses von Wasserstoff ist viel davon übrig geblieben, nachdem der Sauerstoff verschwunden war. Eine Stütze für diese Ansicht hat Slipher gegeben, indem er nachwies, daß die Wasserstofflinien C und F sehr stark in den Spektren der äußersten Planeten, Uranus und Neptun, hervortreten. Auf anderem Wege kommen wir zu dem selben Schluß. Die Meteoriten und Kometen, mit denen das Erdinnere eine große Aehnlichkeit in der chemischen Zusammensetzung aufweist, enthalten Kohlenwasserstoffe, Kohlenoxyd, Cyan und viel Eisen, Alles Körper, die mit Sauerstoff sich leicht verbinden. Mit anderen Worten: die Hauptmasse der Erde hat, wie die Meteoriten und Kometen (und wie die Sonne), stark reduzirende Eigenschaften. Wenn etwas freier Sauerstoff in dieser Gasmasse bei ihrer anfänglichen hohen Temperatur in Folge von Dissoziation vorkam, so muß er bei der Abkühlung sich mit den reduzirenden Hauptbestandtheilen der gasförmigen Erdmasse verbunden haben.

Trotzdem finden wir jetzt viel Sauerstoff in der Luft. Dieses Gas ist nach Koene und seinen Anhängern durch die Wirkung der Pflanzen aus Kohlensäure entstanden. Die meisten Botaniker sind aber, trotz der entgegengesetzten Behauptung des Chemikers Phipson, der Ansicht, daß Kohlensäure zersetzende Pflanzen nicht ohne etwas Sauerstoff leben können. Da nun vermuthlich anfangs kein Sauerstoff in der Luft vorhanden war, so können wir nicht wohl annehmen, daß der erste Luftsauerstoff von Pflanzen produzirt worden ist. Die Zersetzung von Kohlensäure und Wasser im Sonnenlicht in Kohlehydrate und Sauerstoff ist aber ein katalytischer Prozeß, der vom Blattgrün beschleunigt wird. Unsere jetzigen Ansichten von den katalytischen Prozessen gehen aber darauf hinaus, daß sie sich auch in Abwesenheit des Katalysators (hier des Blattgrüns) vollziehen, obgleich außerordentlich viel langsamer als bei Anwesenheit des Beschleunigers. Folglich sind wir berechtigt, zu schließen, daß Sauerstoff bei der Einwirkung von Sonnenlicht auch dann aus Kohlensäure entsteht, wenn keine Pflanzen anwesend sind.

Später, als schon freier Sauerstoff in der Luft vorhanden war, haben wohl die Pflanzen den größten Theil des Sauerstoffs abgeschieden.

Die Abscheidung von Sauerstoff konnte wohl nicht stattgefunden haben, bevor eine feste Kruste der Erde sich ausgeschieden hatte. Vorher konnte nämlich der eventuell ausgeschiedene Sauerstoff in das reduzirende Erdinnere hineindiffundiren und wieder verzehrt werden. Unsere Messungen deuten darauf hin, daß bei den hohen Temperaturen, die herrschten, bevor die Silikate zu einer festen Erdkruste gestanden waren, Wasser eine stärkere Säure ist als Kieselsäure. Der vorherrschende neutrale Stoff, der als Hauptlösungmittel in den äußeren Erdschichten diente, war damals nicht, wie jetzt, Wasser, sondern Kieselsäure. Als die feste Kruste erstarrte und die unter ihr liegenden Silikatmassen schnell sich abkühlten, übertraf allmählich die Kieselsäure das Wasser in Bezug auf Stärke als Säure, die Hydrate setzten sich mit der stark überschüssigen Kieselsäure in den oben liegenden leichten und sehr sauren Silikatmassen (Graniten) zu Wasser und Silikaten um. Aehnliches geschah mit der Kohlensäure, wozu die Flüchtigkeit des Wasserdampfes und der Kohlensäure stark beitrug. Die oben liegenden sauren Silikate im Erdmagma wurden entgast und gaben Wasserdampf sowie Kohlensäure an die Gashülle der Erde ab. Die Abkühlung und Entgasung schritt immer weiter vorwärts; die Kruste wurde dichter: und so entstand die jetzige Atmosphäre der Erde. Der Stickstoff war vermuthlich schon früher in der Erdatmosphäre vorhanden, wie jetzt in der Sonnenatmosphäre; auch eine Zufuhr von diesem Gas aus dem Erdinneren in Form von Cyanverbindungen, die sich allmählich in der kühlen Atmosphäre zersetzten, gab es vermuthlich.

Auf diese Weise werden noch immer Wasser und Kohlensäure in vulkanischen Gebieten zur Erdluft hinaufbefördert. In geringerem Grade gilt das Selbe für Schwefelwasserstoff und Chlorwasserstoff. Diese Gase setzten sich aber mit den im warmen Wasser, das sich auf der Erdoberfläche kondensirt hatte, gelösten Silikaten um, der Schwefelwasserstoff zum Theil mit dem neugebildeten Sauerstoff zu Schwefelsäure. Immer neue Mengen von Wasserdampf und Kohlensäure gingen in die Luft hinein. Der Wasserdampf wurde zu Ozeanwasser verdichtet, die Kohlensäure zu Kohle und Sauerstoff umgesetzt und später von den Schalenthieren in ihren Schalen als Karbonate niedergeschlagen, die nachher zum Ursprung großer sedimentärer Erdschichten wurden.

Bei der weiteren Abkühlung entstanden Hohlräume in der Erde und große Theile der Erdkruste stürzten ein, wobei meistens geradlinige Erdspalten entstanden. Diese sind der Hauptsitz der vulkanischen und Erdbebenerscheinungen. Je dicker die Kruste wird, um so langsamer erfolgt die Abkühlung des Erdinneren und damit die Entgasung und der Zufluß von Wasser und Kohlensäure, den beiden Bedingungen des organischen Lebens. Diese Stoffe werden auf der anderen Seite durch den Pflanzenwuchs und die Verwitterung (Bildung von Karbonaten und Hydraten) verzehrt. Zuletzt wird die Zufuhr geringer als die Verluste durch Verwitterung. Das Wasser und die Kohlensäure verschwin-

den allmählich von der Erde. Und zwar ist die Kohlensäure in dieser Hinsicht viel größeren relativen Schwankungen ausgesetzt als das Wasser, da die Kohlensäuremenge in der Luft und im Meer nur etwa so groß ist wie die Wasserdampfmenge der Luft, die etwa nur ein Hunderttausendstel von der Masse des Ozeanwassers beträgt. Die Menge Kalziumkarbonat, die jährlich dem Ozean zugeführt wird, beträgt etwa 2700 Millionen Tonnen, was etwa 1600 Millionen Tonnen Kohlensäure entspricht. Die Kohlensäuremenge der Luft beträgt 2,3 Billionen Tonnen. Die Verwitterung genügt also, um die Kohlensäure der Luft in etwa 1400 Jahren zu verbrauchen. Nimmt man noch die freie Kohlensäure des Meeres hinzu, so wird der gesammte Kohlensäurevorrath nur etwa 9000 Jahre auslangen, wenn keine Zufuhr vom Erdinneren stattfindet. Chamberlin kommt durch seine Schätzungen zu einer etwa sechsmal größeren Zahl: zu 60 000 Jahren. Hier möge bemerkt werden, daß der Pflanzenwuchs auf der Erde jährlich etwa ein Fünfzigstel der Kohlensäure der Luft verbraucht. Der unvergleichlich größte Theil der in Pflanzentheilen aufgespeicherten Kohle kehrt aber bei der Vermoderung oder Verbrennung der Pflanzen zur Atmosphäre in Form von Kohlensäure zurück, so daß der Vegetationprozeß in Bezug auf Kohlensäureverbrauch ungefähr mit dem Verwitterungprozeß wetteifern kann. Die jetzige Verbrennung von fossiler Kohle deckt diese Verluste von Kohlensäure aus der Luft ungefähr zehnmal; von diesem für uns wichtigen Prozeß, der nur eine, geologisch genommen, recht kurze Zeit andauern kann, wollen wir hier absehen.

Wir kommen also zu dem Schluß, daß die Kohlensäuremenge der Luft bei der Erstarkung der Erdkruste allmählich abnehmen muß, daß, mit anderen Worten, die vulkanischen Erscheinungen durch die „Verpanzerung“ der Erde allmählich zu Ende laufen werden. Dadurch wird die Temperatur sinken und die Menge des Wasserdampfes in der Luft abnehmen. Dagegen wird der Verbrauch des Wassers, also die Austrocknung des Weltmeeres in Folge der Verwitterung, außerordentlich viel langsamer erfolgen.

Lowell versucht nun, zu zeigen, daß die Austrocknung verschiedener Theile der Erde sehr geschwind vor sich geht. Die Wüsten von Arizona, die er selbst beobachtet hat, und der Sahara, woher Karthago einst einen großen Theil seiner Reichthümer bezog, waren vor nicht allzu langer Zeit zum großen Theil bewaldet. Palästina und Mesopotamien, die einst so fruchtbar waren, sind jetzt verwüstet. Man könnte hinzufügen, daß die einst so blühende Kultur im Inneren Asiens vom Wüstensand begraben worden ist. „In einer auffallenden Weise zeigt uns Dies, mit welcher Geschwindigkeit die Wüste den bewohnbaren Theil der Erde erobert.“

Lowell scheint hier ein Opfer der Neigung zu sein, Unglück für die nächste Zukunft vorauszusagen. Wir wissen nämlich auch, daß nach dem Ende der Eiszeit Europa ein trockenes Steppenklima besaß, und sogar in historischer Zeit hat das Klima von Westeuropa einen mehr maritimen und feuchten Charakter angenommen. Das Selbe gilt in

noch höherem Grade für Island und Grönland, wodurch diese Länder an Bebaubarkeit sehr stark gelitten haben. Die Verwüstung Mesopotamiens und vieler anderen Länder beruht ohne Zweifel darauf, daß die künstliche Bewässerung dort sehr zurückgegangen ist. Diese Versandung wird durch die ungeheuren Irrigationanlagen in Nordamerika bald kompensirt werden. Ohne Zweifel wird auch die Menschheit in nicht allzu ferner Zukunft die alten Kulturgebiete in Asien und Afrika von der Wüste zurückerobern, was in hohem Grade schon in Egypten und Algier unter europäischer Leitung geschehen ist.

Wenn also die Austrocknung nur äußerst langsam und vermuthlich erst in Millionen von Jahren in deutlich merklichem Grade fortschreiten wird, so muß sie doch einmal zum Versiegen des Weltmeeres führen. Die Verhältnisse auf der Erde werden dann ungefähr die selben werden wie jetzt auf dem Mars. Große Wüsten werden den Haupttheil der Planetenoberfläche erfüllen, die Berge werden durch den Wüstensand abgeschliffen sein, so daß nur allmähliche Steigungen oder Senkungen zu den höchsten oder niedrigsten Punkten auf dem Festlande führen. Das Ganze ist ein Wüstenmeer wie die Sahara. Die Spalten in der Kruste sind zu flachen Vertiefungen versandet, in denen leicht austrocknende leichte Salzseen in langen Reihen liegen. Dies entspricht den Kanälen auf dem Mars. Die winzigen Wassermassen auf dem Festland destilliren zu dem Pol hinüber, der in Winternacht liegt, und bedecken ihn mit einer dünnen Haut von Reif oder Schnee. Bei dem Vorüberschreiten der Wasserdämpfe über den ausgetrockneten (und in dem Fall des Mars ausgefrorenen) Salzseen ziehen die hygroskopischen Salze Wasser an, werden feucht und erscheinen dunkel gegen den Wüstensand. Auch die anderen Luftgase werden allmählich schwinden. Der Sauerstoff wird bei der Verwitterung verbraucht, besonders zur Oxydation von Eisenoxydulverbindungen. Vom Himmelsraum stürzen Meteoriten, die, wie gesagt, eine reduzirende Natur besitzen, herunter und werden oxydirt. Sie bedecken die Oberfläche des sterbenden Planeten mit einer okerfarbenen Schicht von Eisenoxyd, wie wir es jetzt auf dem Mars beobachten können. Der Stickstoff wird durch die elektrischen Entladungen, die von dem Hineinfallen elektrisch geladenen Sonnenstaubs herrühren, zu Nitraten oxydirt, die nicht, wie auf den größten Theilen der Erde, von Pflanzen auf dem Festland oder Meeresalgen assimilirt und zum Kreislauf nach dem Tod der Pflanzen zurückgeliefert werden, sondern, wie in den Wüsten Chiles, im Erdreich aufgespeichert bleiben.

Die Atmosphäre sowie die Hydrosphäre der Planeten schwindet langsam hin und wir erhalten Verhältnisse der Art, wie sie auf dem Mars herrschen. Blicken wir noch in der selben Richtung weiter, so kommen wir zuletzt zu Verhältnissen, die denen des Mondes entsprechen. Auch dieser Himmelskörper besaß, als er von der Erde abgelöst wurde, ohne Zweifel eine dichte Gashülle. Er behielt sie eine Weile, obgleich er allmählich sehr viel nach außen, und speziell an die Erde, verlor. Ablagerungen, die man für vulkanische Asche hält, welche gegen Tau-

sende von Kilometern von der Krateröffnung mit dem Winde geschleppt worden sind, deuten auf eine verschwundene Lufthülle. Zu der Zeit gab es auch „Kanäle“ auf dem Mond, wie jetzt auf dem Mars. Das sind die sogenannten Strahlensysteme, von denen die bedeutendsten von den Ringgebirgen Tycho und Copernicus auslaufen, die den Einsturzstellen (den „Seen“) auf dem Mars entsprechen. Diese ursprünglichen Verwerfungen, die, wie alle Krustenspalten, unabhängig von der Topographie verlaufen, sind durch den hellen Wüstensand und Staub eingeebnet, so daß sie wie lichte Strahlen auf dunklerem Grund erscheinen. Nach dem fast vollständigen Verschwinden der Lufthülle in Folge der Verwitterung wurden die winzigen Reste durch die Molekularbewegung oder durch Kondensation an den kältesten Stellen der Mondoberfläche (in der Umgebung der Pole) aus der Lufthülle entfernt. Zu dem Verschwinden durch Molekularbewegung trägt in hohem Grade bei die durch eine Wärme absorbirende Dunsthülle, durch Wolken oder Staub unbehinderte kräftige Sonnenstrahlung auf dem Punkt, welcher der Sonne am Nächsten liegt und wo die Temperatur auf etwa 150 Grad Celsius steigt. Bei der geringen Schwerkraft wird die Temperatur des aufsteigenden Gasstromes, die Geschwindigkeit der hinausstürzenden Moleküle, sehr wenig herabgesetzt. Auch in der Lufthülle der Erde ändert sich die Temperatur in 13 000 Meter Höhe sehr wenig; sie wird als konstant angegeben. Wenn Dies bis zu beliebig hohen Punkten der Luft gelten würde, so würde die Lufthülle keine äußere Begrenzung besitzen und unablässig Moleküle in den leeren Raum hinaussenden. Die Berechnung lehrt uns jedoch, daß bei der niedrigen Temperatur (etwa 180 Grad abseits) die Verluste keine praktische Bedeutung haben. Die Verhältnisse auf dem Mond sind ganz andere; mehr als doppelt so hohe Temperatur (am wärmsten Punkt) und sechsmal geringere Schwerkraft.

Das Ergebniß unserer Untersuchung ist demnach, daß die Atmosphäre unserer Erde ganz gewaltige Aenderungen durchlaufen hat und noch durchläuft. Wegen der Aehnlichkeit in der chemischen Zusammensetzung anderer mit fester Kruste versehener Planeten ist anzunehmen, daß ihre äußeren Schichten in geschmolzenem Zustand aus einem Magma bestanden, das dem Silikatenmagma der Erde entsprach. Das niedrige spezifische Gewicht (Mond 3,34, Mars 4,03, Venus 5,18) verglichen mit dem der Erde (5,53) zeigt, daß der Mond vielleicht aus lauter Silikaten, der Mars jedenfalls hauptsächlich aus Silikaten, die Venus aber, ungefähr wie die Erde, etwa zur Hälfte aus Silikaten, zur Hälfte aus metallischem Kern besteht. Daß der Mond zum überaus größten Theil aus dem selben Material wie die Oberflächenschichten der Erde besteht, erscheint ja höchst natürlich, wenn man mit Sir George Darwin annimmt, daß der Mond durch Abschnürung einer Wulst an der Oberfläche der Erde entstanden ist. Bei der Abkühlung des Magmas entstand eine feste Oberfläche und erst danach kann von einer individuellen Entwickelung der Atmosphäre für sich und des Planeteninneren für sich die Rede sein. Aus dem Inneren der Planeten traten Gase, hauptsächlich Wasserdampf und Kohlensäure, heraus und stiegen

zu den höchsten Schichten der Atmosphäre. In diesen über den Wolken und der stark absorbirenden anfänglichen Atmosphäre (eine solche sehr starke Lichtabsorption ist von Slipher in den äußeren Schichten von Uranus und Neptunus beobachtet worden) liegenden Theilen wirkte das Sonnenlicht durch photochemische Reaktionen ein. Bei der niederen Temperatur in diesen hohen Schichten überwiegen die photochemischen Reaktionen gänzlich; sie werden nämlich kaum durch die Kälte beeinträchtigt, während gewöhnliche chemische Reaktionen, speziell bei den Gasen, im Allgemeinen sehr langsam bei gewöhnlicher Temperatur verlaufen und durch Herabsetzung der Temperatur außerordentlich stark beeinträchtigt werden. Durch diese photochemischen und darauf folgenden gewöhnlichen Reaktionen entstanden, wie noch immer durch Vermittelung des katalytisch wirksamen Chlorophylls, Sauerstoff und Kohlenstoff. Die stark reduzirenden Gase der ursprünglichen Atmosphäre, wie Wasserstoff, Kohlenwasserstoffe u. s. w., die in den äußeren Schichten der Himmelskörper vorwiegen, wurden durch den Sauerstoff allmählich verbrannt, so daß am Ende neben Sauerstoff nur chemisch träge Gase, wie Stickstoff, als Hauptbestandtheile der Atmosphäre übrig blieben. Durch Risse in der Planetenkruste wurden die zwei Gase, welche außer Sauerstoff das Leben bedingen, nämlich Wasserdampf und Kohlensäure, in den Luftkreis geführt. Ohne Zweifel entwickelte sich das Leben unter diesen Umständen auf der Planetenoberfläche. In diesem Zustand befinden sich jetzt die Erde und vermuthlich die Venus, wo die Entwickelung jedoch in Folge der höheren Temperatur (im Mittel etwa 65 Grad Celsius) nicht so weit vorgeschritten ist wie auf der Erde. Allmählich nimmt die Stärke der Kruste zu. Der Wasserdampf kondensirt sich zum Weltmeer, die Kohlensäure (und zum Theil auch das Wasser) geht in den Verwitterungprozeß ein und wird von Schalenthieren als Kalziumkarbonat abgesetzt. Zugleich schwemmt das Wasser Sand und Tone zum Meer hinunter und starke Schichten von sedimentären Gesteinen entstehen auf diese Weise. Allmählich wird der Vulkanismus herabgesetzt. Der Zufluß von Wasser und Kohlensäure wird vermindert und ihre Mengen in der Atmosphäre nehmen wegen der immer fortschreitenden Verwitterung ab. Die Oberfläche des Planeten verwandelt sich in eine Wüste. In diesem Zustand befindet sich der Mars. Der Pflanzenwuchs nimmt ab. Kein Sauerstoff wird produzirt. Der Sauerstoff verbindet sich zum Theil mit dem Stickstoff zu Nitraten, zum Theil oxydirt er Eisenverbindungen und wird so allmählich verbraucht, wie der Stickstoff. In Folge des Wassermangels hört der größte Theil des Kreislaufs auf. Die Atmosphäre wird immer dünner, die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht, Sommer und Winter werden größer. Die letzten Gase verschwinden in Folge der Molekularbewegung. In diesem Zustand befindet sich der Mond, wahrscheinlich auch Merkur, die kleinen Planeten und die meisten Monde anderer Planeten. Der Himmelskörper ist von jetzt ab tot und unveränderlich.

Experimentalfältet bei Stockholm. Svante Arrhenius.

Der Engelglaube.

Der Engelglaube ist nicht jüdischen und nicht christlichen Ursprunges; er ist so alt wie die älteste der Kulturen auf der Erde. Wo die Menschheit zu Gott oder zu Göttern betete, da schuf sie sich zu allen Zeiten Mittelspersonen, Dämonen, Engel, Heilige.

Vergleicht man Thorwaldsens Engel und Rauchs Viktorien, so ist ihre Wesenheit nicht gar zu verschieden: Beide schöpften aus der lichten, klaren und kühlen Welt der griechischen Skulptur. Ganz anders packen uns die Engel der großen italienischen und niederländer Maler. Diese nährten ihre Vorstellungen am tiefsinnigen Born der Bibel und der Heiligengeschichte. In diese aber, besonders in das Alte Testament, ergossen sich die funkelnden Ideen und Bilder aller orientalischen Völker. Die christlichen Engel haben ihren Ursprung in den indischen Veden, in den Glaubenssätzen des Zoroaster, im hebräischen Jehovahdienst.

Von großem Interesse ist die Angelogie, die Engellehre, eines katholischen Gelehrten, des Professors Johannes Oswald. Denn die Katholische Kirche hat den Engelglauben der Urchristenheit unverändert beibehalten und giebt uns ein Bild von hoher dichterischer Kraft.

Danach schuf Gott eine dreifache Welt: den Himmel mit seinen Gestirnen und die Erde; die organische Natur: Pflanze, Thier und Mensch; als dritten Faktor die ganze Engelwelt, Myriaden von Engeln, ein Engelplenum von unübersehbarer Fülle und Mannichfaltigkeit. Dante (in der Göttlichen Komoedie) stellt diesen Weltenschöpfer als lichten Punkt, gleichsam als Kern seiner Schöpfung dar. Und zwischen ihm und der Erdenwelt haben die Engel ihren Platz. Als Wächter umstehen sie seinen Sitz, den Höchsten vor profanen Blicken zu schützen. Als missus, nuncius, legatus übernehmen diese Engel der katholischen Welt die göttlichen Aufträge, zu schützen, zu strafen, Geburt oder Tod zu verkünden oder die Seelen der Gestorbenen emporzutragen.

Nicht nur Symbole sollen sie sein, sondern wirkliche Individuen: darum tragen sie menschliche Gestalt. Diese menschliche Gestalt aber ist nur ein Zugeständniß an die begrenzte menschliche Auffassung: denn an sich selbst sind die Engel von reiner Geistigkeit, von absoluter Immaterialität. Sie sind körperlos und geschlechtlos; und da ihnen mit der Körperlichkeit auch der Kehlapparat mangelt, so sind ihre Jubelchöre lautlos, stimmlos. Nur als ein Strom heiliger Gefühle, brünstigen Dankes gießen sie sich über Himmel und Erde aus.

Und aus dieser Körperlosigkeit ergiebt sich die Ewigkeit der Engelwesen; denn nur die Materie geht unter, das mächtige Fluidum geistiger Ströme aber zieht unablässig und unvergänglich durch die Seelen. Immerhin sind sie als Geschöpfe Gottes den Menschen verwandt; ihre Geistesthätigkeit besteht aus den selben Elementen wie jede Geistesthätigkeit: aus dem Erkennen und dem Wollen.

Diese Willensfreiheit aber hat nur in dem einen Augenblick ihrer Schöpfung bestanden, als im Engelsturz aus den lichten Höhen herab

in die Hölle sich die bösen Engel von den guten schieden. „Wie ein Stein, welcher sich von der Höhe des Felsens losgemacht hat, nun ohne Rückhalt herniederstürzt in den Grund, so verharrt auch der Engel, hat er sich einmal bestimmt, in der eingenommenen Richtung: nie kann er die einmal getroffene Entscheidung zurücknehmen.“ (Oswald.) Droben aber in den lichten Höhen besteht unter den Engelregionen eine völlig hierarchische Gliederung. Die „Pairs“ des Himmels nennt sie der freisinnige jenenser Kirchenhistoriker Karl von Hase.

Aber nicht überall gelten sie als so ätherischer Natur. In den Heidenmythen waren sie nicht geschlechtlos; sie sind die Väter der Heroen. Sie verkehren mit den schönen Töchtern der Erde, die ihnen die Riesen gebären. Solchen Verkehr malt der Kirchenvater Tertullian aus; und diese Engel bringen als Morgengabe den Luxus, die Künste, den Kultus des Schönen. In den Ermattungen aber, nach den Stunden der Lust, sinnen sie ihrer überirdischen Herkunft nach und seufzen nach dem Himmel.

In strenger Würde gedacht sind die Cherubim, die Wächter, die Jehovahs Donnerwagen tragen. Sie sind gleichsam die Hieroglyphen der Naturkräfte. Sie können das Haupt des Menschen annehmen, des Stiers, Löwen oder Adlers; egyptische Vorstellungen aus dem Isisdienst spielen hier herein. Sechsfach geflügelt sind diese sanften Cherubim, die da jubeln in Ewigkeit über die Erschaffung der Welt.

So kämpfen mit einander die Schutzengel des hebräischen, persischen und griechischen Volkes, ganz ähnlich wie die Götter des Olymps Partei nehmen für oder wider die Heroenkämpfe. Aus den Heidengötzen entwickeln sich die Dämonen. Gerade zur Zeit Christi war der Volksglaube ganz besonders erfüllt vom Satan und von seiner Höllenbrut. Teufelaustreibungen und Beschwörungen blühten bereits unter dem Kaiser Vespasian.

Tausende von Jahren vor Christus lehrt im alten Iran Zoroaster zuerst den Dualismus einer Segen und einer Verderben spendenden Gottheit. Ormuzd erschafft die Reiche und Ahriman sät Verderben, Sünde, Seuchen. Bel ist der Fliegengott des Ungeziefers, den das Alte Testament als Baal oder Beelzebub übernimmt. Und Beide, der gütige wie der verderbliche Gott, gebieten über die Heerschaaren dienstbarer Geister, Engel und Dämonen. In dieser persischen Religion stehen Gut und Böse gleich hoch an Machtfülle. Erst der hebräische Volksglaube drückt Satan unter Jehovah tief hinab und vergröbert die Schlange des Paradieses, die feine, listige Verführerin, zum alten Drachen.

Eine völlige Statistik der Engelmyriaden, nach ihrer Rangordnung und ihren Amtsfunktionen, stellt der Apostel Paulus auf. Die Engel waren gleichsam die Minister des göttlichen Thrones nach den Lehren des Origenes, eines christlichen Religionlehrers aus dem zweiten Jahrhundert. In geschlossener Phalanx treten bei ihm die Erzengel auf, scharf umrissene, prägnante Gestalten. Da ist Gabriel sozusagen für das Kriegsdepartement. Aber er ist auch der Weissager,

der Geburtverkünder, der die Hirten vom Feld zur Heiligen Krippe holt. Jhm eignet lichtes Gewand und die Lilien der Unschuld und Reinheit. Michael ist der Schützer des Gottesdienstes, des Gebets und Lobgesanges. Er zertritt die Drachenbrut der Sünde, er wägt die Seelen der Verstorbenen. Jn goldstrotzender Rüstung, ein herber, unnahbar hoher Jüngling: so bilden ihn die großen Maler; an ihrer Spitze Rafael. Das Gefieder seiner mächtigen Schwingen ist mit zahlreichen Pfauenfedern durchsetzt. Seltsam. Der Pfau ist in Ostindien heimisch. Die Erscheinung des Erzengels Michael mag also mit fremdartigen Glaubenscentren zusammenhängen. Rafael ist der Schützer des Medizinalwesens, Uriel das Licht Gottes. Jophiel beschützt die Forscher, die Kirchenväter und trägt die Geißel in den Händen. Chamuel, mit Becher und Stab, schützt die Pilger, die Reisenden. Sie tragen Bücher der Weissagungen, Kerzen und Leuchter, Zithern und Harfen, das Siegel des Herrn und das schwingende Rauchfaß; denn das Räuchern mit Weihrauch und anderen edlen Duftstoffen ist alter Heidenbrauch. Das Alles steht in der Offenbarung Johannis. Er spricht von den Engelheeren und Matthäus zählt sie nach Legionen. Ungeheuerlich und „unplastisch“ nennt Karl von Hase die Engelschilderungen in der Offenbarung. Ein Engel ist mit der Wolke umkleidet, um sein Haupt windet sich der Regenbogen, die Füße sind Feuersäulen; eine ruht auf der Erde, die andere auf dem Meer, als Symbol der Weltherrschaft. Diesem Theologen erklären sich die Engelerscheinungen der Apostel als Fieber- und Traumvisionen, Symbole und Gleichnisse. „Sie sind keine sinnliche Evidenz, sondern nur eine Reflexion.“

Der Kirchenvater Augustinus hatte schon von Schutzengeln berichtet. An Wiege und Grab stand solcher holde Tröster. Aber auch die Sterne, die Elemente, treue Thiere, sogar Schatten spendende Bäume hatten ihre Schutzengel, wie die Bäume in den alten Mythologien von Dryaden bewohnt werden.

Und wieder ein Entlehnen: Satan trägt die Satyrmaske, Hörnchen, Schweif und Klauen, auch den Bocksfuß, den nur der Mißverstand späterer Zeit in einen Pferdehuf umgewandelt hat. Und wie Faun und Satyr, so ist auch Satan der Cyniker, der unanständige Vertreter gröblichster Sinnlichkeit.

Noch Luther glaubte an Engel und Teufel und der Papst ist ihm des Teufels Sohn. Die kleinen Versuchungen, die in jeder Stunde den Menschen anfechten wollen, sind ihm lauter kleine Teufel: „Droben in der Luft da schweben sie wie Wolken über uns und flattern allenthalben um uns her wie die Hummeln. Darum zweifle nur Niemand daran: wo ein Feuer aufgeht, da sitzet allerwege ein Teufelein dabei, das bläset immer ins Feuer, daß es soll größer werden. Ein Mensch soll wissen, daß er mitten unter den Teufeln (der Versuchung) sitzet und daß der Teufel ihm näher sei als sein Hemde, ja, als seine Haut.“ Freilich: so sicher ist bei Luthers Schalkshumor nicht die Grenze zu ziehen, bis zu der im Ernst sein Teufelglaube gegangen ist.

So waren Engel und Teufel zu allen Zeiten für die reifen Köpfe Symbole und Repräsentaten der urewigen Gegensätze Gut und Böse, geistig-sittliche und sinnlich-weltliche Lebensauffassung. Für das Volk mußte jede Kirchenlehre nach Bildern und Gleichnissen suchen.

Der Kunst blieb nichts übrig als der Versuch, den Engeln die menschliche Gestalt zu leihen und ihnen zur Unterscheidung Flügel anzuheften. Schon früh war das Bestreben sichtbar, sie aller materiellen Schwere zu entkleiden. So entstanden die geflügelten Engelsköpfchen, mit denen viele Meister ganze Hintergründe ihrer Gemälde ausfüllen. Die ersten, ältesten findet man in der Vorhalle und auf dem östlichen Kuppelbogen der Hagia Sofia in Konstantinopel, der Hochburg des christlichen Byzanz. Vom Goldgrund, der die Himmelsglorie bedeuten sollte, heben sich die schwirrenden und schwebenden Köpfchen ab.

So glitten aus Kunst und Dichtung die Engelkindchen in die Volksvorstellung hinein; und süßer Trost mußte es den Müttern sein, ihr eigenes totes Kindchen in den fliegenden Reigen verklärter Englein aufgenommen zu denken.

Jena. Else Franken.

Rubber.

London hats auf dem Gebiete der Aktienbluffs weiter gebracht als Paris und Brüssel. Man thäte den Dollarmännern Unrecht, wollte man ihnen ein ansehnliches Maß kühner Effektenleistungen abstreiten; aber die berühmtesten booms sind von England ausgegangen. In einigen Jahren darf die Erinnerung an den „South-Sea-Bubble“ sich der zweiten Säkularfeier freuen. Das war ein monumentaler Schwindel. Unter der glorreichen Regirung Georgs des Ersten suchte die staatlich privilegirte Südseegesellschaft 1720 den Spaniern im Handel nach Südamerika Konkurrenz zu machen. Sie trieb das edle Flibustierhandwerk; daneben Sklavenhandel. Das Geschäft ging nicht nach Wunsch und man mußte die Phantasie der Geldgeber künstlich anregen. Nun wurde von Goldfunden ungeheuren Umfanges erzählt und munter geschwindelt; bis eines Tages ein rauher Wind den ganzen Kram über den Haufen warf. Später gab die Aktienaera die Möglichkeit, die Grenzen der bubbles auszudehnen. Eisenbahnpapiere, Amerikaner, Westaustralier, Rhodesier: diese booms sind, sammt ihren bösen Nachwehen, zu Weltruhm gekommen. Der Chronist erzählt von den „Globe-Permits“, die vor einigen Jahrzehnten ganz London begeisterten. Das waren Antheilscheine auf eine zu gründende Segeltuchfabrik. Die Scheine erzielten Riesenpreise; aber die Fabrik ist nie gebaut worden. Das neuste Idol des englischen Publikums ist rubber. Ueber Gummi und Kautschuk geht heute nicht einmal der sonst immer bevorzugte Yankeemarkt. Gummiplantagen: Das ist das Höchste. Kein guter Brite,

der die Ehre des Union Jack achtet, darf ohne einen Gummiartikel, in Gestalt eines Pound- oder Two Shilling-Share, nach Haus gehen. Der Gummiboom setzte am Anfang dieses Jahres intensiv ein; und die Folge war nicht nur ein rasches Steigen der schon bekannten Kautschukaktien, sondern auch eine Massenfabrikation neuer Gummigesellschaften. Die Inseratenplantagen der großen englischen Tageszeitungen könnten von den Gummiplantagen leben. Tag vor Tag neue Prospekte. Und nicht etwa nur vereinzelt, sondern gleich in Vierteldutzenden. Ich habe in zwei Monaten siebenzig Prospekte gezählt, die in etwa 8 Millionen Pfund oder 160 Millionen Mark umgesetzt werden wollen. Man bedenke: 160 Millionen für Versprechungen! Keine der neuen Plantagen hat schon Etwas getragen. Die Gummibäume sollen erst gepflanzt werden; und dann dauerts mindestens fünf Jahre, bis sie Ertrag bringen. Was kümmern so nüchterne Erwägungen die Gründer und Manager der Rubber Plantations? Sie verkünden: „There is nothing like rubber, and there has never been anything like rubber.“ Und der Dichter ruht im Schatten des Gummiboom und schwärmt: „Oh! Rubber is an article, beyond all else elastic; it is in every particle most flexibly gymnastic.“ Der Hymnus, den ich in der Wochenschrift „Truth“ fand, endet mit einer Baisseklage. Der Dichter sieht das Ende und ruft den Gummileuten zu: „Yet soon will come the painful hour!“ Bald naht die schmerzenreiche Stunde. Sicher. Doch der Prophet predigt tauben Ohren. Noch denkt Niemand an den Tag der großen Abrechnung. Die tönenden Namen der neuen Plantagen wirken auf die Hirne des Publikums stärker als die Warnungen kühler Beobachter. Wer könnte der Zweishillingaktie einer Diamantino Rubber Plantations Limited oder einer Nongko Rubber Company, einer Strathisla Rubber Estates Limited, einer Meritini Rubber Estates Ltd. widerstehen? Was sind zwei Shilling, wenn man sich dafür einen Antheil an den Reichthümern der Erde kaufen kann? Schon mit der Einpfund-Aktie ließ sich viel machen. Die Aktie zu zwei Shilling: damit ist man der kommunistischen Ausgestaltung der Effektenspekulation nah. Außer den Insassen der Toll- und Zuchthäuser kann im Britenreich jeder Mensch ein Shareholder werden. Zwei Shilling hat ja selbst der arme Schlucker übrig.

Die englische Finanz kümmert sich erst seit kurzer Zeit um Hevea Brasiliensis, den brasilianischen Gummibaum. In den Wäldern des Amazonas, Orinoko und Rio Negro wird der kostbare Milchsaft gewonnen, der als Kautschuk auf den Markt kommt. Neben Brasilien ist der Kongostaat als Kautschukgebiet von Bedeutung. Dort wird der Gummi von Schlingpflanzen gewonnen, die sich nicht nach anderen Territorien bringen lassen. Der Abbau ist noch so unvollkommen geregelt, daß in absehbarer Zeit die wilde Liane, die den besten Kautschuk giebt, völlig vernichtet sein wird. Die Neger, die in den Wäldern des Kongostaates arbeiten, reißen die Pflanzen einfach aus und zerstören dadurch die Möglichkeit des Ansetzens neuer Triebe. Im Gegensatz zu den Lianen ist die Hevea Brasiliensis mit gutem Erfolg verpflanzt wor-

den. Seit einigen Jahren ist der brasilianische Gummibaum auf Ceylon, den Sundainseln, den Straits-Settlements heimisch. Für diesen Domizilwechsel sorgten die Engländer, nachdem sie, mit angeborenem Spürsinn, die Goldquellen der brasilianischen Wälder entdeckt hatten. Ceylon, Borneo, Sumatra, Malacca sind mit ihren Gummiplantagen der dritte Faktor unter den Produzenten des Kautschukmarktes geworden. Die Pflanzungen bestehen im wesentlichsten Theil erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts; nur wenige indische Plantagen haben deshalb bisher vollen Ertrag geliefert. In jedem Jahr bringt eine neue Serie von Bäumen Frucht. Das ist ein wichtiger Umstand bei der Beurtheilung der Chancen des Kautschukmarktes und des ungeheuren Kapitals, das in ein paar Monaten von neuen Gründungen verschlungen worden ist. „Die Sache fängt ja erst an."

Der Verbrauch von Kautschuk hat in den letzten Jahren zugenommen; er stieg rascher als die Produktion und bewirkte eine beträchtliche Steigerung des Preises, dem natürlich durch die Spekulation noch nachgeholfen wurde. Der Durchschnittspreis der letzten zehn Jahre für Rohgummi betrug etwa 2 Shilling fürs Pfund. Heute: 10 Shilling; und diese Entwickelung machten natürlich die Kurse der Kautschukaktien mit. Aktien, deren Nominalwerth 2 Shilling beträgt, notiren 40 bis 50 Shilling; ihr Kurs stellt sich also auf 2000 bis 2500 Prozent. Die Dividenden entsprechen dem Preis. Damit das Verhältniß so bleibe, darf der Kautschukpreis nicht viel von seinen 10 Shilling verlieren. Dazu ist eine Nachfrage nöthig, die jede Produktion abzunehmen vermag. Die ältesten der indischen Plantagen werden nicht vor dem Jahr 1913 zur vollen Ergiebigkeit kommen und auch die brasilianischen Pflanzungen werden höheren Ertrag bringen. Noch ist der Verbrauch ums Doppelte größer als die angebotene Menge. Schon aber droht die Konkurrenz mit Kunstprodukten. Die Gummifabrikanten haben einen Preisaufschlag beschlossen, der für einige Zeit reicht und neue Erhöhung des Rohmaterials schon vorwegnimmt. Die deutschen Kautschukindustriellen wissen natürlich aber, daß diese Preise ihnen nicht nützen, wenn sie der Abnehmer nicht zahlt, sondern seinen Bedarf an Gummiwaaren lieber einschränkt. In der Technik läßt sich Kautschuk nicht überall durch Surrogate ersetzen. Aber da, wo es schließlich auch ohne Gummi geht, könnte eine Preishausse gefährlich werden. Luxusartikel ertragen eine Dehnung des Preises nur bis zu der Grenze, wo das Publikum die Erhöhung noch nicht empfindet; fühlt die breite Schicht der Käufer erst die Theuerung, so schrumpft der Absatz. Mit dieser Möglichkeit müssen auch die Kautschukleute rechnen.

Der Spekulation genügt die Chance des Augenblicks. Die londoner Manager denken nicht über den Tag hinaus, wo die letzte Aktie verkauft ist. Je tüchtiger ihre Agenten, desto rascher ist ausverkauft. Und da das englische Publikum vom höchsten Nationalstolz getrieben wird, wenn sichs um a little gambling handelt, so sucht der fernste Pfarrsprengel eine Ehre darin, keinen der kostbaren Shares dem Ausland

zu überlassen. Der Vikar von Wakefield hätte heutzutage die Pflicht, seinen Pfarrkindern India- und Para-Rubber zu empfehlen. Old England hat seine Gummipuppe, die ihm die Zeit vertreibt. In einem Prospekt wird, zur Empfehlung, die Thatsache erwähnt, daß die Manager der neuen Gründung sich an vielen anderen Plantagen betheiligt haben. Das soll den Leuten Muth machen. Vielleicht waren die älteren Aktien besser als die, denen die Reklame dienen soll. Oder sie existiren überhaupt nicht. Oder sie sind von den Managers nicht bezahlt. Niemand weiß es. Aber der Köder wirkt. Und der londoner Gummi-Boom hat natürlich in Paris lauten Widerhall gefunden. Die Begeisterung für Kautschukwerthe war dort an einzelnen Tagen so gewaltig, daß es schwer war, die Aktien eines neuen Unternehmens, des Eastern International Rubber Trust, unter Wahrung der üblichen Formen einzuführen. Und in Amsterdam mußten besondere Maßregeln beschlossen werden, um die Spekulation zu zügeln. Die Makler erklärten, daß sie für die Kurse und die gestellten Limiten nicht länger bürgen könnten, da Kautschukwerthe täglich den wildesten Schwankungen ausgesetzt seien. Millionengewinne, Millionenverluste. Per Saldo bleibt im besten Fall eine Null.

Das deutsche Börsenpublikum blickt mit einem Gefühl des Neides auf die „Dukatenproduktion“ an der Themse. Wer doch auch so ein Männchen in der Tasche hätte! Die Finanzhäuptlinge aber loben die Tüchtigkeit der Engländer und tadeln die Rückständigkeit des Deutschen Reichstages, der noch nicht einmal Zweihundertmarkaktien erlaubt habe, während man jenseits vom Kanal schon für zwei Shilling eine Aktie erstehen kann. Es ist eine Affenschande. In der Budgetkommission wurde neulich recht lebhaft über die Zweihundertmarkaktie gestritten. Die Lauen im Geist hörten scharfe Worte. Um zu zeigen, wie schädlich der Widerstand gegen die englische Methode ist, wird jetzt auf das Eindringen John Bulls in Deutschostafrika hingewiesen. Ein britisches Konsortium hat Plantagen in Usambara gekauft, um sie zu finanziren und zu bewirthschaften. Daran soll die „Lahmheit des deutschen Kapitals“ schuld sein. Den Kolonien hat das deutsche Kapital sich eigentlich nicht lahm gezeigt; es ist ziemlich flink auf den Leim gegangen und wartet nun auf den versprochenen Zucker. Wenn Briten mit den Shares der neuen Plantagen recht viele Leute hineinlegen, brauchen wir uns nicht zu grämen, sondern können uns als die Wilden fühlen, die bessere Menschen sind. Schlimm wäre nur, wenn die Britains die Germans hineinlegten; ihnen die Plantagen in Ostafrika abkauften und die dafür geschaffenen Aktien anhängten. Dann würden die deutschen Pflanzungen in Usambara doch noch mit deutschem Geld befruchtet. Nehmt Euch in Acht! Die Engländer sind die tüchtigsten Aktienhändler der Welt. Sie finanziren nicht nur Dinge, sondern auch Ideen. Sie werden nächstens eine Gesellschaft zur Anpflanzung deutscher Eichen in England gründen und die Shares in Paris auf den Markt bringen. Flinke Abnahme ist ihnen gesichert. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Mai 1910.

Duo.

Americana.

Der Kaiser wird Herrn Roosevelt vom Bahnhof abholen und in seinem Automobil nach Potsdam bringen, wo der frühere Präsident der Vereinigten Staaten im Neuen Palais wohnen wird. Das stand in den Zeitungen. Ist die Meldung richtig, dann zwingt, seit anderthalb Jahren zum ersten Mal wieder, ernste Gewissenspflicht, eine Absicht des Deutschen Kaisers rückhaltlos zu tadeln. Im weiten Bereich persönlicher Wünsche ist Wilhelm frei; kann thun, was ihm beliebt, und unterlassen, was ihm nicht paßt. Als Deutscher Kaiser bindet er mit der Ausführung seines Willens das Reich. Ehren, die er als Reichsoberhaupt gewährt, gelten als von der Nation erwiesen. Dynastischer Brauch hat bestimmte Auszeichnungen (Einholung durch den Chef des regirenden Hauses, Wohnung im Schloß) gekrönten Häuptern und deren fürstlichen Vertretern vorbehalten; hat sie sogar den Präsidenten der Republiken nur selten gewährt. Herr Roosevelt ist ein Privatmann, der zu seinem Vergnügen reist. Viele meinen: „In Geschäften". Mag sein; vielleicht will der Herr, der wieder Präsident zu werden wünscht, mit der Thatsache, daß er an Europens Höfen wie ein Imperator empfangen, in Europens Hauptstädten wie ein volksthümlicher Held gefeiert wird, auf seine Landsleute wirken und seine Wahlchance bessern. Staatsgeschäftsreisender ist er jedenfalls nicht. In Kairo, Rom, Wien hat er in Hotels gewohnt. Die

Botschafter seiner Regirung haben für ihn nicht viel mehr gethan als für manchen particulier de distinction. Da die berliner Ehren öffentlich schon angedeutet waren, konnten die Repräsentanten anderer Reiche sich nicht ganz zurückhalten. Franz Joseph gab dem Reisenden ein Diner, stellte ihm eine Hofkutsche und eine Hoftheaterloge zur Verfügung; ließ ihn aber weder vom Bahnhof abholen noch im Hotel Krantz von einem Sohn des Hauses Habsburg begrüßen. Und wird sich der Enthaltsamkeit gefreut haben, als er hörte, mit welcher schlauen Demagogenkunst der in Wien immerhin Verpflichtete in Budapest das Magyarensehnen nach Unabhängigkeit gepriesen hatte. Verpflichtet? Theodoros zeigt lächelnd sein Pferdegebiß. Verpflichtung giebts für ihn nicht. In Kairo geht er vom Tisch des Sir Eldon Gorst in eine Versammlung, wo er durch eine den schlummernden Zorn der Jungegypter aufpeitschende Rede der bangen Britenregirung neue Schwierigkeit schafft. In Rom will er mit dem Papst plaudern, sich aber das Recht wahren, nachher in der Methodistenkirche die Feinde des Papstthumes mit einer Predigt zu erfreuen. Als er gefragt wird, ob so disparate Absichten ihm vereinbar scheinen, antwortet er: „Natürlich. Wenn dem Deutschen Kaiser einfiele, von mir zu fordern, ich solle, nachdem ich ihn gesehen habe, nicht mit den polnischen Politikern verkehren, die Polens Trennung von Preußen erstreben, würde ich sagen: Diese Bedingung nehme ich nicht an und verzichte lieber auf das Vergnügen einer Audienz.“ (Herr Lambert, Roosevelts Anhänger, hat den Ausspruch am sechsten April im New York American veröffentlicht.) Was jedem Anderen geweigert wird, ist Diesem erlaubt. Er darf laut erklären, der persönliche Verkehr mit dem Deutschen Kaiser könne ihn nicht hindern, Männer aufzusuchen, die ihre Heimathprovinz vom Stammlande dieses Kaisers lösen möchten. Ihm schadets nicht. Er wird im Schloß wohnen (und sich, wenns ihm behagt, Herrn Korfanty oder Herrn Stadthagen, Herrn Wetterlé oder Herrn Hanssen zum Thee einladen). Den Fürsten Bismarck holte Wilhelms Bruder vom Bahnhof; und mancher Schranze runzelte sich die Stirn. Herrn Roosevelt will der Kaiser selbst an der Wagonthür empfangen.

In einer Ecke der Hofgesellschaft wird gewispert: „Wegen der Briefe des Kronprinzen muß es sein. Darin stehen Sätze, die in Amerika als sehr unfreundlich empfunden wurden. S. M. will

zeigen, daß es sich da nur um Entgleisung gehandelt hat, und den von Bitterniß verärgerten Yankees ein Bischen Zucker geben; lieber zu viel als zu wenig. Versteht ihn doch, Kinder, und haltet den Schnabel! Diesmal ist wirklich kein Grund zu der (früher ja manchmal berechtigten) Klage, daß er die Ausländer mit Zuckerwerk überfüttere." Da ich vielfach, besonders oft von fern lebenden Deutschen, gebeten worden bin, die am neunten April hier erwähnten Briefe, die der Kronprinz an Herrn Hans Ferdinand Barnes, den Sohn des Grafen Bolko von Hochberg, geschrieben hat, abzudrucken, gebe ich zunächst den als authentisch bezeichneten Wortlaut:

Oels, 26. 8. 06.

Lieber Mucki! Vielen Dank für Deinen letzten Brief, aus dem ich endlich mal etwas Näheres aus Deinem jetzigen Leben höre. Es ist alles schön und gut, was Du da schreibst, und Du kannst mir glauben, Deine Eltern haben mich absolut nicht beeinflußt, aber um Deine schriftliche ehrenwortliche Erklärung kommst Du doch nicht herum. Wenn ich Das geschrieben hätte, „im Falle, daß ich die p. p. heirathe, lege ich meinen adeligen Namen ab", nun, dann hätte ich es auch auf jeden Fall gethan. Lieber Mucki, glaube mir, persönlich ist es mir ganz wurscht, ob Du nun so oder so heißt, Du bleibst doch mein alter und guter Freund, dem ich stets die Stange halte, aber mit Deiner neuen Heimath und den neuen Freunden kannst Du nicht auf einmal neue Ehrbegriffe kriegen. Reservationes mentales giebt es für einen anständigen Menschen doch nicht. Auch diese Anerbieten dieses Herrn Barnes (echt amerikanisch und theatralisch) finde ich sonderbar. Bitte, schreib mir über diese Punkte nochmal genau; auch den diktirten Brief an Deine Eltern, verzeih, finde ich albern und bombastisch, uns Allen kann doch schließlich ziemlich egal sein, was dieser gute Mr. Barnes über die Angelegenheit denkt. Merkst Du denn nicht, daß er Dich als Reklame für sich benützt; schon dies Bild mit dem guten Mann zusammen, armer alter Mucki. Na, im Uebrigen schreib doch mal von Deiner Häuslichkeit u. s. w. Hier ist Alles beim Alten. Ich bin ein paar Tage zu Hause wegen der alljährlichen Erkältung, Cecile auch. Das Baby entwickelt sich ganz famos. Meine Schwadron macht mir viel Freude, es ist doch netter wie eine Compagnie, obgleich die Uffr. im A. H. R. besser sind. Gleichzeitig werde ich jetzt an der Reg. beschäftigt. Vorträge beim Ober-Präsident und neulich war ich 2 St. bei Bülow, Papa ist jetzt auch immer sehr nett gegen mich und sind wir uns, glaube ich, ein gutes Stück näher gekommen. Neulich hat er lange mit mir allein über Politik geredet, ich bin so dankbar dafür. Es ist das selbe Gefühl, als wenn der älteste Matrose eines Schiffes nie steuern darf und doch weiß, daß jeden Moment der Steuermann durch ihn ersetzt werden kann. Neulich war Gustav hier und sehr nett. Nun leb' wohl, alter Junge, bleibe ein Deutscher und werde nicht so 'n oller Yankee Geschäftsmann.

Dein Caesar.

Potsdam, 9. Dez. 06.

Lieber Mucki! Vielen Dank für Deine letzte Karte. Ich muß heute also mal ernst mit Dir reden. Neulich war ich in Rohnstock, natürlich unter den jetzigen Verhältnissen keine sehr angenehme Sache. Nun, Dein Vater liebt Dich noch sehr und ist wirklich ganz gebrochen durch die Geschichte. Deine Mutter, ich muß es schon sagen, hat Dich ganz aufgegeben. Dein Vater hat mir aber ein Schriftstück gezeigt, von Dir selbst geschrieben, in dem Du die ehrenwörtliche Erklärung abgiebst, im Augenblick Deiner Verehelichung mit der betreffenden Dame Deiner Wahl Deinen Namen abzulegen. Mucki, bedenke, hier giebts kein Zurück. Du mußt Deinen Namen ablegen. An Dein Ehrenwort mußt Du Dich halten. Wenn die Sache herauskommt, und sie kommt sicher heraus, bist Du sicher unmöglich und für Alle von uns verloren. Also thue den Schritt und höre auf Deinen alten Freund. Ueber den Geldpunkt habe ich mit Deinem Vater auch geredet und er will Dir geben, was Du brauchst. Du mußt es nun nehmen und nicht den dicken Wilhelm markiren. Neulich waren wir in Oels, wo es sehr nett war. Cecile und dem Baby gehts sehr gut. Nun leb' wohl. Schreib' mal, wie es Dir geht und was Du machst. Dein alter Caesar.

Potsdam, 11. Jan. 07.

Lieber Mucki! Vielen Dank für den lieben Brief, aus dem ich ersehe, daß Du noch am Leben bist. Du weißt, wie leid mir die ganze Geschichte thut, und ich hatte immer noch die frohe Hoffnung, Du würdest die Sache vergessen; Deine Motive sind unantastbar und machen Dir alle Ehre, und doch hättest Du es nicht thun sollen. Du hast nun doch so ziemlich alle Brücken hinter Dir abgebrochen; wir, Achim, Helldorff und ich, bleiben natürlich für Dich die Alten, es komme, wie es wolle. Schreib mal recht bald genau, worin Deine Arbeit besteht, wo und wie Du lebst u. s. w. Was ist Das für eine Sache mit dem Ehrenwort, da scheint irgendwas nicht zu stimmen, Das mußt Du unbedingt in Ordnung bringen. Hier geht Alles seinen alten Gang. Meine Schwadron macht mir viel Freude, Cecile und dem Baby gehts gut, ich werde bald bei der Regirung anfangen zu arbeiten, was ja auch ganz gut ist. Dies Jahr schoß ich 19 Hirsche, 38 Rehböcke und 3 Gams. Nun leb' wohl, 1000 Grüße und auf Wiedersehen. Dein Caesar.

Nette Briefe; im Ton herzhafter Jugend. Wie jeder blutjunge Lieutenant sie mal geschrieben hat. Daß ein in Europa leider noch weithin verbreitetes Vorurtheil über Amerika darin zum Ausdruck kommt, ist nur natürlich. So urtheilt jugendlicher Idealismus über die Businessmenschheit; ungefähr so wird in Kasinos auch über die heimischen Geschäftemacher geredet. Der Kronprinz glaubt gewiß nicht, daß jeder Amerikaner ein Dollarjäger ist und weniger auf Ehre hält als ein Deutscher. Kann solchen Wahn eben so wenig hegen wie den (gefährlicheren), man müsse sein Wort halten, weil „die Sache sicher herauskommen“ werde. Amerika hat

keinen ernsten Anlaß, dem Schreiber dieser Briefe zu grollen. Und des Schreibers Vater hat durch huldvolle Worte und Marmelsteingaben nachgerade oft genug bewiesen, wie hoch er das Amerikanerthum und den persönlichen Werth der Vanderbilt & Co. schätzt.

Mit diesem Argument ist also nichts anzufangen. Weiter. Hat Deutschland Grund, Herrn Roosevelt dankbar zu sein? Vor vier Wochen sagte ich hier: „Die Geschäftsführer der Französischen Republik wissen, daß erst Roosevelts Hilfe ihren Sieg in Algesiras ermöglicht oder mindestes beschleunigt hat." Als der Mann der rough riders in Paris war, ists mit erfreulicher Offenheit ausgesprochen worden. Der Präsident, der Staatssekretär (Mr. Elihu Root), der Botschafter (Mr. Henry White) der Vereinigten Staaten haben sich im Februar und März 1906 eifernd immer nur für Frankreich bemüht. White erbot sich, die französischen Wünsche in einen Vorschlag zu fassen, der als ein Antrag Amerikas der Konferenz vorgelegt werden solle. Roosevelt empfahl dem Deutschen Kaiser drängend, der franko-spanischen Polizeiherrschaft in Marokko zuzustimmen. Wiederholte, als Wilhelm abgelehnt hatte, die Aufforderung in noch kräftigerem Ton. Und ließ, da ihm gesagt worden war, die offene Parteinahme für Frankreich könne ihm, als mit dem Monroe-Dogma unvereinbar, Tadel eintragen, Herrn White sichtbare Zurückhaltung und heimliche Geschäftigkeit vorschreiben. (In Algesiras selbst, sagt Herr Tardieu, „wußte Jeder, daß White mit klarer Bestimmtheit für uns Partei genommen hatte, und man konnte sich denken, daß er nicht ohne Instruktion handelte. Wir hatten auch die wiederholte Zusage des Präsidenten Roosevelt, daß die amerikanische Regirung hinter den Coulissen für uns wirken und bis ans Ende der nützliche Vertheidiger unserer Vorschläge bleiben werde.") Speck von Sternburg bittet in Washington den Staatssekretär, Frankreichs Widerstand gegen die deutschen Anträge nicht immer zu stärken. Wilhelm selbst telegraphirt dreimal an den Präsidenten. Vergebens. Auch im Bankstreit stehen die Vereinigten Staaten auf Frankreichs Seite und Roosevelt beschwört („avec insistance") den Kaiser, die pariser Wünsche zu erfüllen. Weigert sich, den österreichischen Vermittlungvorschlag zu empfehlen und White dafür stimmen zu lassen; sagt offen heraus, daß nur die Rücksicht auf die Monroe-Doktrin ihn hindere, diesen Vorschlag energisch zu bekämpfen. Der Vorschlag fällt; in der Antwort auf Roosevelts dritte Depesche erwähnt Wilhelm ihn gar

nicht mehr und am selben Tag sagt Tschirschky zu Bihourd: „Da wir thun, was Sie wollen, sehe ich keine Schwierigkeit mehr.“ „Die Thatsache, daß Roosevelt zu Wilhelm dem Zweiten so deutlich sprach, ergänzte den Eindruck Dessen, was Graf Lamsdorf das Tadelsvotum Europas nannte. Roosevelt hat uns geholfen, weil er fand, das für die Ruhe des Erdballes nothwendige Gleichgewicht der Kräfte sei nicht von Frankreich, sondern von Deutschland her bedroht.“ (Tardieu.) Einmal konnte Herr Roosevelt uns ein nützlicher Freund werden. Er hat für Frankreich optirt und der Dritten Republik fast mehr noch genützt als Grey und Lamsdorf.

Nicht die Person, heißts nun wieder, soll geehrt werden, sondern das Land, an dessen Spitze sie Jahre lang stand. Stand; nicht: steht. Die Loubet, Balfour, Witte, Giolitti, Maura, deren Macht einst eben so groß wie Roosevelts war, würden heute überall als Privatmänner empfangen. Und sieht man jenseits von der Atlantis in diesem Theodoros etwa noch einmüthig den Repräsentanten amerikanischer Volkheit? Als ich erwähnt hatte, daß Amerikaner der höheren Geistesschicht über den Mann und seine Bluffs im Ton ironischer Geringschätzung sprechen, brachte ein Dutzend Briefe von drüben Zustimmung. In der New Yorker Staatszeitung (die mich, nachdem sie drei Lustren lang meine Artikel abgedruckt hat, jetzt, seit ich über ihren Manager ein unfreundliches Wort gesagt habe, mit schönem Eifer schimpft) wurde am zwanzigsten Aprilabend Herr Roosevelt „Amerikas geriebenster Politiker“ genannt, der in Europa ihm bereitete „begeisterte Empfang“ respektlos bespöttelt, seiner Partei, die von „frechem Privileg“ gelebt und für das Land nichts gethan habe, naher Bankerot geweissagt. Wurden die Wahlsiege der Demokraten als ernst zu nehmende Warnungzeichen gedeutet. Ueberschrift: „Zum Jubel Europas stimmt Das nicht“. Aus dem Inhalt: „Scheint fast, als ob der deutsche Schriftsteller Harden noch mehr von der wahren Situation Amerikas weiß als die ‚Diplomaten‘, die nach Europa berichtet haben, daß Roosevelt das Amerika der Zukunft sei. Das ernste Amerika sieht in Roosevelt eine Figur, die für die Zustände von heute mitverantwortlich ist. Die Rechnung, die annimmt, Roosevelt müsse wieder der Herrscher Amerikas werden, könnte am Ende ein Loch erhalten. Und all das ‚begeisterte Empfangen‘ wäre dann umsonst gewesen.“ Die ungemein schnelle Entwickelung zum Weltimperium hat Amerika der Gefahr hochmüthiger Selbstüber-

schätzung genähert. Die Yankeeneigung in den Glauben, der Amerikaner sei der vollkommene Ausdruck moderner Menschheit und dürfe auf seiner Höhe den zwischen Basalten und verfallenen Schlössern keuchenden Europäer belächeln, wird begünstigt, wenn Europa die Sippe Jonathans würdelos umdienert. Ob drüben die ernsten Menschen, deren Geldgier nicht ärger, deren Pflichtgefühl und Kultursehnen nicht geringer ist als deutscher Kaufleute, stark genug sind, um ihr Land vor der Schädigung durch Demagogenkniffe zu hüten, bleibt abzuwarten; die Schätzung amerikanischer Nüchternheit müßte schrumpfen, wenn Gauklerbravour dort auf den höchsten Sitz hülfe. Daß die Reklamereise des Herrn Roosevelt an groteske Widrigkeit alles bisher Erlebte übertrifft, fühlt Jeder und sagt (nicht zu laut freilich) Mancher. Der unersättlich Beifallssüchtige tost durch Europa, sprudelt überall die selben muffigen Schmeichelreden aus der Hengstkiefernöffnung, drückt hundert Hände und empfiehlt sich dem Wohlwollen der Zeitungmacher. Zweck des Management: den Bürgern der Vereinigten Staaten zu zeigen, daß sie einen Präsidenten haben können, dem Europens Altjungfernzärtlichkeit nichts versagen wird. Uns ist der Reisende ein Privatmann ohne irgendwie beträchtliche Lebensleistung; dankbar aufjauchzender Liebe unwerther als in Berlin allein drei Dutzend deutscher Männer. Einer, der als Staatshaupt unsere Politik und unsere Wirthschaft in ihrem Drange gehemmt hat. Daß man ihn in der Aula der berliner Universität eine Vorlesung halten läßt, ist ein von keuschen Gelehrten beseufzter Skandal, der das Rektorat des Professors Schmidt im Gedächtniß der Nachlebenden bemakeln wird. Auf die Lehrstühle der Hochschulen gehören Männer der Wissenschaft. Der ist Herr Roosevelt ferner als ein Gewerkschaftvertreter von mittlerer Tüchtigkeit; in der pariser Sorbonne hat er bewiesen, auf welche abgegrasten Gemeinplätze er, mit der stolzen Miene des Offenbarers, die Hörer zu führen wagt. Wird der Kaiser ihm wirklich Monarchenehre gewähren? Nach der mit Stanley und Kipling, Hale und Stoessel gemachten Erfahrung? Der Reichskanzler sich von der Warnerpflicht, allzu behutsam, wegdrücken? Dann darf die Nation keinen Zweifel darüber lassen, daß sie solchen Ueberschwang bedauert. Wilhelm der Zweite hat oft erklärt, daß er in seinem Großvater das leuchtende Muster königlichen Handelns sehe. Vermag seine Phantasie sich einen alten Wilhelm zu malen, der auf dem Bahnsteig Herrn Roosevelt salutirt?

(Für den Perronempfang ist, als Vertreter deutscher Majestät, der in tiefster Seele fromme Royalist Dernburg zu empfehlen. Der unter Roosevelts Konkurrenz schlimmer leidet als unter dem Haß sämmtlicher deutschen Afrikaner, unter der kaum noch verhüllten Wuth seiner civilen und militärischen Beamten, unter den schweren Schlappen, die ihm, mit höflicher Reverenz und mildem Tadel des erzbergerischen Ungestümes, der Reichstag bereitet hat. Und der deshalb allerhöchsten Trostes durch ein Extrawürstchen bedarf.)

Bode-Posse.

Die Mehrheit des Preußischen Abgeordnetenhauses hat den Ankauf und die Ausstellung der Florabüste gebilligt. Der Erwerber, Generaldirektor Bode, hatte sie für ein Meisterwerk Leonardos erklärt, „das der Venus von Melos an die Seite zu setzen ist". Irgendeinen Beweis hat er für seine Behauptung nicht erbracht; die nach Recht und Brauch ihm aufgebürdete Beweislast den Gegnern zuzuschieben versucht. Die Hoffnung, solcher Gegenbeweis sei nicht zu führen, ward enttäuscht. Durch das unwiderlegte Zeugniß der Herren Thomas Whitburn und Albrecht Dürer Lucas ist erwiesen, daß die Wachsbüste das Werk des Bildhauers Richard Cockle Lucas ist und aus dem Jahr 1846 stammt. Daß sie von dem Kunsthändler Buchanan bestellt und von Lucas nach einem (in Basildon Park zu sehenden) Florabild aus der Luinischule geformt worden ist. Albrecht Dürer Lucas hat gesagt, sein Vater habe sich gewöhnt, allerlei Stoffreste, Harz und Thonklümpchen in seine Bildwerke zu stopfen. Der Museumschemiker Professor Rathgen hat in der berliner Flora Thon, Harz und das zweizöllige Stück einer aus der Frühzeit der victorianischen Aera stammenden Steppdecke gefunden; der Chemiker Dr. Georg Pinkus im Wachs der Büste Walrat, das der Renaissancezeit unbekannt war. Sir Ray Lankester: „Auch wenn im Hohlraum der Büste nicht der Steppdeckenstoff gefunden worden wäre, spräche schon der Fund des Dr. Pinkus laut gegen die Annahme, diese Flora könne in einer vor dem neunzehnten Jahrhundert liegenden Zeit entstanden sein, und eben so laut für die Behauptung der Gegner Bodes; denn wir wissen, daß Walrat erst am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts zu erschwinglichem Preis zu haben war, daß es nach 1860 durch Paraffin und andere Produkte ersetzt und, in seiner billigsten Periode, von Lucas vielfach verwendet wurde." Der Kopf ist sicher

neu; technisch anständig, doch ohne Kunstvaleur. Der Rücken und alle vorragenden Theile fehlen. Der ganze Torso ist verschrammt, zerfurcht, auf allen Seiten beschädigt. Die Bemalung des Gewandes ist neu und schlecht. Wir kennen den Besteller, das Vorbild, den Bildner, sieben Besitzer der Büste; wissen, daß sie nicht aus der Renaissancezeit stammen kann. Thut nichts. Eine neue Venus von Melos. Ihre hundertsechzigtausend Mark reichlich werth.

Vor drei Wochen habe ich hier den zuständigen Minister, Herrn Trott zu Solz, ersucht, sich von der Generaldirektion der Königlichen Museen sieben Fragen beantworten zu lassen. Zwei Antworten haben wir gehört. Der Minister hat behauptet, Herr Willy Gretor habe bei dem Ankauf der Büste nicht mitgewirkt. Nicht direkt: mag sein. Herr Dr. Pauli, Direktor der bremer Kunsthalle, nennt ihn (in einem Brief an Bode) einen Agenten des Herrn Murray Marks, des Verkäufers, und bietet für Gretors Beziehungen zu zwei als unzuverlässig erwiesenen Zeugen dokumentarische Beweise an. Zweite Antwort. Herr Dr. Posse, früher Bodes Direktorialassistent, jetzt Direktor der dresdener Galerie, hat erklärt: „Die Behauptung, Herr Gretor habe in meiner Gegenwart versucht, den alten Lucas durch ein Geldangebot gefügig zu machen, ist eine Unwahrheit. Es hat sich bei unserem Besuch in Southampton darum gehandelt, Originalwerke des alten Lucas käuflich zu erwerben, um Vergleichsmaterial zur Beurtheilung der Echtheit der Florabüste zu gewinnen." Muckis Caesar würde den guten Mann vielleicht bitten, nicht den dicken Wilhelm zu markiren. Herrn Dr. Pauli wurde am vieren Januar geschrieben:

Am elften November 1909 war ich ungefähr um vier Uhr nachmittags im Haus des Herrn A. D. Lucas in Gesellschaft von Frau Lucas und zwei gemeinsamen Freunden. Da klopfte es an der Hausthür. Frau Lucas ging hinaus und kam mit einer Visitenkarte zurück, auf der stand: Dr. Hans Posse, Direktorial-Assistent bei den Königlichen Museen in Berlin. Wegen der von den berliner Museumsbeamten angenommenen Haltung hatten wir beschlossen, daß wir sie oder ihre Vertreter, wenn sie uns besuchen sollten, nicht empfangen würden. Unter diesen Umständen ersuchten Herr und Frau Lucas mich, mit Dr. Posse an der Thür zu sprechen und mit ihm so zu verhandeln, wie es die Umstände verlangten. Ich fand vor der Thür zwei Herren, von denen der eine sich als Dr. Posse zu erkennen gab. Ich fand, daß dieser Herr offenbar unfähig war, sich in englischer Sprache zu unterhalten, so daß ich den anderen Herrn fragte, wer er sei und was er wünsche. Er wollte nicht sagen, wer er sei, erklärte aber, sie wünschten, Herrn A. D.

Lucas zu sprechen. Ich erwiderte, Herr Lucas sei ein alter Mann und nicht in der Lage, sie zu empfangen; ich könne ihnen auch nicht gestatten, einzutreten, wenn ich nicht mit der Persönlichkeit des zweiten Herrn und mit seiner Vollmacht bekannt gemacht würde. Der Herr holte dann aus seiner Rocktasche einen Brief oder mehrere mit dem Stempel des Kaiser-Friedrich-Museums, worauf einige Adressen mit Bleistift geschrieben waren. Da er merkte, daß er damit keinen Eindruck auf mich mache, änderte er seinen Ton mir gegenüber und fragte, wer ich sei; worauf ich ihm erwiderte, Das gehe ihn nicht an. Er fragte dann: „Sind Sie der Enkel des Herrn Lucas?“ Wieder sagte ich, Das gehe ihn nicht an. Als er noch einmal geradezu fragte, wer ich sei, nannte ich ihm meinen Namen; worauf er sich zu Dr. Posse wendete und „Herr Cooksey“ sagte. Dr. Posse grüßte. Es ist schwer, in genauer Reihenfolge Alles, was zwischen uns vorging, zu erzählen. Ich weiß, daß ich sehr energisch von der Haltung der Museumsbeamten und der deutschen Presse Herrn Lucas und mir gegenüber sprach und in sehr deutlichen Ausdrücken unsere wirkliche Stellung schilderte. Ich sagte ihm: wenn er mit angemessener Beglaubigung und im amtlichen Auftrage gekommen wäre, hätte man ihn mit dem schuldigen Respekt empfangen. Darauf sagte er: „Ich bin der Deutsche Kaiser. Ich bin der Deutsche Botschafter. Ich bin Dr. Bode.“ Worauf ich erwiderte, daß er außer diesem Triumvirat doch wohl noch seine eigene Persönlichkeit besitze, die ich auch kennen zu lernen wünsche. Er fragte mich dann, warum ich in der Sache der Wachsbüste solche Haltung angenommen habe. Ich erwiderte ihm, daß Herr Lucas und ich im Kampf um die Feststellung des wahren Ursprunges der Büste stehen, die von der Hand des Richard Cockle Lucas stamme, und daß wir diesen Kampf bis zum Aeußersten führen werden, trotz Allem, was noch gesagt und gethan werden würde, weil wir wissen, daß wir die reine Wahrheit vertreten. Er sagte dann: „Das Alles ist recht schön und gut, Herr Cooksey, aber bei Leuten von Welt giebt es immer noch einen Nebensinn, der zwischen den Zeilen zu lesen ist.“ Dann folgte eine Bemerkung von so bedenklicher Art, daß ich zögere, sie hier niederzuschreiben; sie ist aber schriftlich in einer Angabe niedergelegt, die ich am nächsten Morgen dem Chief Constable of the County Borough of Southampton machte. In diesem Augenblick verlor ich leider die Fassung und gab dem Herrn eine so kräftige Antwort, wie ich sie wohl kaum je irgendeinem Menschen gegeben habe. Nun versuchte er, Das, was er gesagt hatte, abzuschwächen, und bat, man möge ihm gestatten, einige der Arbeiten von R. C. Lucas zu erwerben, für die er einen guten Preis, einen sehr anständigen Preis zu bezahlen gewillt sei. Während dieser ganzen Zeit lehnte er sich gegen den Thürpfosten und gegen die Thür, so daß ich sie ohne Anwendung von Gewalt nicht schließen konnte, was ich zu thun zögerte. Da er aber schließlich merkte, daß er seinen Zweck nicht erreichen werde, sagte er: „Ich will Ihnen Etwas sagen, Herr Cooksey. Sie sind in einer sehr gefährlichen Lage und ich würde Ihnen rathen, sich an Ihren Rechtsanwalt zu wenden.“ Dieses wiederholte er, als er wegging, auf eine

Motor-Droschke (Nummer C. R. Nr. 72722) zu, die einige Häuser weiter wartete und in der außer dem Chauffeur eine Dame saß. Dr. Posse und er bestiegen den Wagen und fuhren weg. Und nun zu der Persönlichkeit dieses Mannes (this fellow). Ich höre, daß er Norweger, internationaler Unterhändler (die englischen Ausdrücke sind hier etwas stärker) und in vielen europäischen Großstädten sehr bekannt ist. Ich bekam diese Information auf folgende Weise. Ich schrieb an einen Freund in London, was bei der fraglichen Gelegenheit sich ereignet habe, und fügte dem Brief zwei kleine flüchtige Skizzen der beiden Männer bei; der mir Unbekannte wurde sogleich als Gretor erkannt und ich bekam einen sehr bestimmten und umfassenden Bericht über ihn und seinen Charakter. Als ich bei der Auktion der Lucas-Werke (am zwanzigsten Dezember) bei Christie in London war, belästigte dieser Mann mich abermals; er sagte: „Herr Cooksey, leider war ich gezwungen, meiner Regirung zu berichten, daß Sie sich, als ich in Southampton war, für Herrn Lucas ausgegeben haben.“ Meine einzige Antwort war: „Sie Lügner!“ Darauf verließ er das Lokal. Ich kann die Thatsache erweisen, daß Herr Murray Marks die Handlungen des Gretor leitet und ihn mit Mitteln versorgt. Er hat Das einem Herrn zugegeben, der eine hohe amtliche Stellung in London einnimmt. Ich weiß auch, wer die Restauration besorgt hat, die vom Dr. Bode dem R. C. Lucas zugeschrieben wird, und kenne die Art und Ausdehnung dieser Restauration einschließlich der röthlichen Färbung des Haares. Ich wußte nichts von dieser Färbung, bis ich mit Erstaunen die farbige Reproduktion in dem Jahrbuch der Königlich Preußischen Sammlungen sah ... Ich bin Ihnen ergeben Charles F. Cooksey.

Bis heute ist kein Wort dieses Berichtes widerlegt worden. Daß Herr Posse, der den Taxator Cooksey der Unwahrhaftigkeit zeiht, die englische Sprache nicht beherrscht, hat Bode selbst zugegeben. Der Assistent braucht also die Reden der beiden anderen Herren nicht verstanden zu haben (hätte, in solcher Situation, ein Deutsch stammelnder Brite den Sinn des Satzes „Sie werden doch mit sich reden lassen“, als eines leisen Geldgebotes, erfaßt?) und müßte sich, statt hohe Töne zu riskiren, in die Einschränkung bequemen: „Wenn Herr Gretor mir das Gespräch richtig und lückenlos wiederholt hat.“ Dieser Herr, sagt er, „entstammt einer vornehmen russisch-polnischen Familie.“ Seltsam: mir hat er sich als Dänen vorgestellt. Doch Herr Gretor (der Herrn Langen den Plan zum Simplizissimus suggerirt und den Kauf theurer Bilder vermittelt hat, nach deren Besichtigung Münchens witzigster Kunstkenner sprach: „Welches Glück für uns, daß alle diese Alten Meister noch leben!“), dieser russisch-polnische Däne, der mir, ohne mit einer Silbe seine Beziehung zur Sache anzudeuten, einen Bodes Florathat hitzig

rühmenden Artikel zur Veröffentlichung schickte, braucht uns einstweilen noch nicht zu kümmern. Welchen Thatbestand ergiebt Posses Darstellung? Der alte Albrecht Dürer Lucas hat die Generaldirektion der berliner Königlichen Museen öffentlich angegriffen; ist der ihr gefährlichste Zeuge; geräth er ins Schwanken und entkräftet selbst seine Aussage, dann ist Bode gerettet. Und diesem Zeugen wird, in Bodes Auftrag, zugemuthet, Bildwerke seines Vaters Herrn Posse zu verkaufen. Das ist zugestanden. Mir genügts. Jeder Kunsthändler konnte den Berlinern Originalwerke von Lucas verschaffen. Jeden Versuch, dem ihnen gefährlichsten Zeugen Geldgewinn anzubieten, mußten sie meiden. Lucas sagt: „Bode giebt eine von meinem Vater vor meinem Auge gemachte Wachsbüste für ein Werk Leonardos aus." Bode läßt ihn durch Posse fragen, ob er nicht ein paar vom Vater hinterlassene Büsten zu guten Preisen verkaufen wolle. War zu solchem Kauf ein Gespräch mit dem einundachtzigjährigen Lucas nöthig? Ist ihm, den Bode als einen unglaubwürdigen Schwätzer bekämpft hatte, zu verdenken, daß er in dem Angebot den Willen zur Beeinflussung witterte? Herr Levy stellt einen Rembrandt aus, den er für seine Privatgalerie gekauft hat. Das Bild, ruft Herr Quermichel, hat mein Vater gemalt. Quermichel, spricht Levy, ist ein seniler Quatschkopf; schickt heimlich aber seinen Prokuristen hin und läßt dem Unbequemen ein einträgliches Geschäft vorschlagen. In diesem (fingirten) Fall wäre das Urtheil schnell fertig. Eine Königliche Behörde müßte, dünkt mich, in der Wahl ihrer Mittel noch vorsichtiger sein. Sind solche Sitten heute in Preußen möglich? Daß Herr Posse sich zu dieser Mission hergab, wird nicht so rasch vergessen werden wie der Museumskatalog mit der fleißigen Farbenanalyse, die einzige halbwegs beträchtliche Leistung seiner Kunstgelehrsamkeit. (Bodes emsigste Helfer im Florastreit sind seitdem, zum Erstaunen der meisten Kollegen, als vom berliner Generaldirektor zärtlich Empfohlene, Leiter großer Staatsgalerien geworden: Herr Posse in Dresden, Herr Gronau in Kassel.) Hat Herr Posse den Tag von Southampton nie bereut? Nie selbst gesagt, es wäre besser gewesen, unter so besonderen Umständen den Kaufantrag zu unterlassen? Am fünfundzwanzigsten April posaunte der dem allgewaltigen Generaldirektor persönlich verpflichtete Mann: „Unwahrheit!" Ich bitte, den von ihm zugegebenen Thatbestand meiner sechsten Frage vom sechzehnten April zu vergleichen und dann, ohne Ansehen der Person, zu urtheilen.

Das Burlington Magazine veröffentlicht die beeideten Aussagen der Herren Albrecht Dürer Lucas und Thomas Whitburn: „Wir sahen Richard Cockle Lucas an dem Thonmodell der Büste arbeiten, die jetzt im Kaiser-Friedrich-Museum ist.“ Aussagen, die dem Zweifel nicht das winzigste Spältchen noch offen lassen. Einerlei. Herr von Trott zu Solz erzählt den von Preußens Volk Abgeordneten, die Wachsbüste stamme „jedenfalls aus der Zeit der Hochrenaissance“ (auch den Erwerber, der Bilder und Büsten für echt und für gefälscht erklären, Artikel spenden oder weigern kann, hat ein um die Moral des Kunstmarktes sonst nicht so unbekümmerter Adorant ja eine Renaissancegestalt genannt); Lucas, der Sohn, sei verdächtig, weil er selbst von bodischer List sich nicht bestimmen ließ, Sendboten aus Berlin zu empfangen; und Herkomer, „einer der berühmtesten Maler“, habe gesagt, Lucas, der Vater, sei nicht fähig gewesen, ein solches Werk zu schaffen. Ob der geschickte Portraitlieferant Herkomer, den ein preußischer Kultusminister immerhin für einen der berühmtesten Maler halten mag, auch nur wußte, daß die Büste dem Florabild aus der Luinischule nachgeahmt ist und daß gerade die plastische Nachbildung graphischer Vorlagen und die Kunst, seinen Arbeiten den Schein ehrwürdigen Alters zu wahren, Richard Cockle Lucas ins Licht (und ins Britische Museum) gebracht hat? Nett ist jedenfalls die Art, wie ein Minister die Vertreter des Volkes, das ihn bezahlt, „informirt“ (neu freilich nur für Künstler, nicht für Politiker). Keine der die Excellenz Bodes belastenden, erdrückenden Aussagen wird erwähnt. Daß Brinckmann und Swarzenski, Pauli und Seidlitz, Liebermann und Maillol, Klinger und Gaul die Wachsbüste für ein Werk aus unseren Tagen halten, daß Friedlaender, Bodes Getreuster, den Glauben an ihre Herkunft aus dem Italien Leonardos bestattet hat, ist nicht der Rede werth. Nur der hehre Geist Herkomers wird citirt. Und ehrenwerthe Banausen rufen nach solcher Beschwörung: „Hört! Hört!“ So leben wir. Die von Tschudi angeschafften Franzosen kommen ins unzugängliche Dunkel der Bauakademie; die Erlaubniß, ein schönes, von Frau Bernstein der Nationalgalerie als Geschenk hinterlassenes Blumenstück Manets aufzunehmen, wagt kein Zuständiger vom Kaiser zu erbitten. Und im Friedrich-Museum wird, mit Zustimmung des Kultusministers, eine englische Wachsbüste aus dem Jahr 1846 als ein Meisterwerk italienischer Hochrenaissance ausgestellt.

❦

Wachspuppen und Künstler.

Die berliner Saison ist für die Kunst nicht unersprießlich gewesen. Mancherlei Schönes war zu sehen, so daß man es recht gut zwischen Brandenburger Thor und Kurfürstendamm aushalten konnte. Und es ist vielleicht noch besser, daß man von der Saison sagen kann: sie brachte in der Kunst Etwas zum Erleben; Einiges. Das Kunstleben floß nicht lediglich in Ausstellungen dahin, die man ja schließlich überall für Geld gut und schlecht machen kann. Berlin blieb diesmal nicht nur das Hotel, durch das die Kunst, wie noble oder ruppige Gäste, hindurchpassirte. Es war „was los". Man nahm Antheil an der Kunst und es kam zu recht tollen Geschichten. Aber daß es überhaupt zu Geschichten kam, muß uns freuen. Im Kaiser-Friedrich-Museum wurde eine Wachsbüste ausgestellt. Doch ich will nicht gleich mit dem Tollsten anfangen. Man muß Zusammenhänge suchen. Dafür ist Unsereiner da. Man hat Jahrzehnte in Berlin leben können, ohne zwischen Kunst und Leben hier andere Zusammenhänge als die zwischen Individuum und Masse zu finden, die bekanntlich immer nur auf blutige Opposition des Einen gegen die Menge hinauslaufen. Diesmal könnte man fast zu der Illusion kommen, hier seien in absehbarer Zeit positive Zusammenhänge möglich, solche, die der Kunst nicht lediglich durch die Feindschaft der Masse gegen das Hervorragende förderlich werden.

Die Akademie brachte das Dixhuitième. Kampf, ihr Präsident, zeigt sich nicht ausschließlich im Talar, sondern verräth kluge Absichten. Das ist mindestens eben so erfreulich wie manche seiner Veranstaltungen. Die Ausstellung der Franzosen war nützlich und so schön, daß man Kampf verzieh, mit den akademischen Engländern begonnen und dabei den einzigen Nichtakademiker Altenglands vergessen zu haben, ihren größten Meister: William Hogarth. Mit den weitreichenden Beziehungen der Veranstalter hätte man auch das französische achtzehnte Jahrhundert, das so wenige Nieten enthält, besser vorführen und alle Hauptleute der Zeit so erschöpfend darstellen können, wie es mit Chardin gelang. Es gab ein paar überflüssige Säle. Aber sie lagen hinten, während sie sonst in akademischen Ausstellungen immer vorn und in der Mitte liegen. Ich will die Neuerung nicht dem Umstand zuschreiben, daß die Hauptbilder des königlichen Besitzes würdig unterzubringen waren. Denn wenn wirklich so ein Gedanke die Dankbarkeit vergiften möchte, wird er schnell von dem anderen verdrängt: Einst hatte ein König von Preußen Bilder, die noch hun-

dert und etliche Jahre nach seinem Tode die Perlen einer schönen Ausstellung werden konnten. Wie wird in wieder hundertundfünfzig Jahren die Akademie aussehen, wenn Wilhelms Enkel die Lieblinge des Großpapas schickt!

Dann brachte Kampf die amerikanische Kunst. Geschah es nur nach dem Prinzip: Jeder muß einmal drankommen? Oder wollte Kampf damit, wie mit den alten Engländern, die Ohnmacht der Kunst einer Plutokratie erweisen? Wieder verdrängt den vergiftenden Gedanken der befreiende: solche Exempel können nicht fruchtlos bleiben. Dahin kommen wir, wenn nur die Gelder wachsen. Es giebt bessere Whistler, bessere Sargent; notabene: sie waren leicht zu bekommen, Herr Kampf. (Sie sollten doch mit der lobenswerthen Betriebsamkeit eine gewisse Gründlichkeit zu verbinden trachten, die nicht zu den schlechtesten Akademikereigenschaften gehört. Schließlich sind Ihre schönen Räume kein Waarenhaus. Wenn Sie in dieser Weise fortfahren, können Sie in einer Saison die Kunst aller Länder vorführen und brauchen nicht mal die Bilder zu wechseln.) Es giebt auch drüben ein paar junge Leute, die den gewöhnlich am Lehrter Bahnhof ausstellenden nicht so verblüffend ähnlich sehen wie die Amerikaner der Akademie. Aber auch wenn man sie herübergeholt hätte und dazu das Beste der Aelteren, wäre doch immer nur eine mehr oder weniger gelungene Fälschung Europas zum Vorschein gekommen, ein wachspuppenhafter Abguß von Werthen, die auch bei uns in billigen Nachahmungen zu haben sind, aber doch wenigstens als solche erkannt werden. Und deshalb wollen wir weiter Vertrauen zu dem thatkräftigen Akademiker haben. Er hat nicht geschadet und könnte, wenn er sich über die Debuts seiner Laufbahn erheben wollte, unendlich nützen. Was kommt jetzt dran? Ich wüßte viele lohnende Projekte. Eins wäre, zum Beispiel, die Zusammenstellung der Bilder großer Meister nach großen Meistern. Die Idee scheint mir geeignet, zu den von den Akademien gepredigten Grundsätzen neue Beiträge zu liefern. Jetzt machen die Bernheims in Paris im Kleinen den Versuch und stellen Kopien von Chassériau, Delacroix, Courbet, Degas, Manet und Anderen nach Meistern des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts aus. Will Kampf aber bei seinem Programm bleiben, so würde ich Spaniens Kunst für die nächste Ausstellung vorschlagen. Die Schwierigkeiten sind nicht gering, aber, wenn mans richtig anfängt, nicht unüberwindlich. Die Mühen und die Geldopfer (mit den Franzosen und Engländern wurde so viel verdient, daß man auch einmal eine finanziell weniger günstige Unter-

nehmung wagen könnte) würden sich reichlich lohnen. Sicher ließen sich auch, wie bei den Marées-Ausstellungen in Berlin und Paris, unsere intelligenten Maecene bereit finden, sich an einem Garantiefonds zu betheiligen. Wie leicht sich ihnen die Hand öffnet, sah man wieder einmal bei Paul Cassirer, wo im Handumdrehen für ein Dutzend Manets anderthalb Millionen gezahlt wurden. Pessimisten haben sich über diese klingende Liebe zur Kunst lustig gemacht und raunten von Mode und Dergleichen. Nun, es war schon geraume Zeit still um Manet geworden. Die Mode blickt in Paris, von wo, wie es heißt, immer die Ordre herkommt, nach anderen Sternen empor. Als ich vor ein paar Jahren mit einigen modernen Künstlern in Paris zu Mittag speiste (ich kam vom Louvre, wo man gerade die Olympia in den großen Saal der Ingres und Delacroix gehangen hatte, und war begeistert), bekam ich zwischen Suppe und Fisch zu hören, diese nackte Dame sei doch recht hart und akademisch; und beim Käse hatte Gauguin schon viel mehr Talent. Manet liegt in der That den Leuten von heute, die sich an Revolutionen nicht genug thun können, fern. Wenn ich einem giftigen Gedanken den Vorrang lassen wollte, würde ich vermuthen: sie lieben Cézanne mehr, weil sie ihn leichter nachahmen zu können glauben. Zu können glauben, betone ich. Liebermann hat Recht: Die Revolutionäre von gestern sind die Klassiker von heute. Nur war Manet eigentlich nie von Herzen revolutionär; wars so wenig, wie man es in seiner Zeit, ohne zum Verräther an sich selbst zu werden, sein konnte. Dadurch unterscheidet er sich von Renoir und Cézanne, den mit ihm größten Meistern unserer Zeit, noch mehr von Monet und den Leuten, die mit Erfolg eine Bewegung für und gegen Monet durchzuführen versucht haben (die Neo-Impressionisten auf der einen, Van Gogh und Gauguin und deren Nachfolger auf der anderen Seite); dadurch, daß er Alles that, die überlieferten Begriffe möglichst zu erhalten. Er läuterte im Bilde den Begriff Mensch, den Begriff Wasser, den Begriff Vegetation; machte das Alles leuchtender, wirksamer, versuchte, mit seinem stets auf die Natur gerichteten Auge Das herauszufinden, was seiner Darstellung Handhaben für eine immer ökonomischere malerische Behandlung geben konnte; aber blieb, sozusagen, draußen, ganz und gar in der Natur und in der Ueberlieferung. Man erkennt auch in seinen verwegensten Bildern immer noch den Menschen der Velazquez, Hals, Vermeer und Goya, den Baum Corots, das Wasser Claudes. Wie es ihn auch immer zum Flächigen hin und von der Modellierung fort drängte: er blieb himmelweit von der Kühnheit eines Cézanne

entfernt, der nicht in die Natur, sondern in seine Vision hineinging und von dort erst nach außen langte, nach Sicherung, nicht nach Nahrung für seine Bilder. Der war der Revolutionär, wenn man einen großen Menschen, der eine neue Weltanschauung zum Bilde formt, so nennen kann; Revolutionär gegen alle Formen, natürlich nicht gegen die Bedeutung der überlieferten Begriffe. Ein Bild wie der „Bahndurchstich“, das jetzt in der Sezession hängt, wird nur willkürlich zum Impressionismus gerechnet. Es ist mehr eine neue Art von Monumentalkunst als Landschaft im Sinn der Impressionisten. Manet dagegen war ein starker Erhalter, ein Sammler, ein Kenner und Könner, ein Vollender des von Courbet und Anderen begonnenen Werkes, ein Naturmaler mit Anstand, der die gefährliche Klippe, an der die senile Farbenfexerei des späten Monet (in der Sezession hängt ein böses Dokument dieses Niedergangs) scheiterte, zu umschiffen wußte. Manet ist das Korrektiv des Realismus geworden, dessen zeitgenössische Phase er gewissermaßen abschließt. Er spielt in dieser Geschichte etwa die Rolle, die Poussin im Klassizismus des siebenzehnten Jahrhunderts und Raffael im Cinquecento hatte. Zu solchen Rollen gehören schwer greifbare, in ihrer Unbestimmbarkeit phänomenale Eigenschaften. Man müßte für Takt und Geschicklichkeit dröhnende Schmuckworte erfinden, um ihnen gerecht zu werden, und könnte das Paradoxon wagen, daß größeren Genies, einem Cézanne oder einem Delacroix, die Aufgabe leichter fällt. Die Vision beflügelt ihre Schritte, sie eilen wie blind ans Ziel. Leute wie Manet haben immer den Abgrund der Banalität neben sich, in dem man ohne Gesten endet, und nur das schärfste Bewußtsein, nur eine ungeheure Selbstzucht bewahrt sie vor den Lastern ihrer nothwendigen Vorzüge. Daher sind sie Vorbilder seltenster Art; und deshalb ist den deutschen Sammlern zu gratuliren, daß sie sich von dem dummen Geschwätz der Snobs nicht abhalten ließen, die höchsten Summen, die je für moderne Bilder gezahlt wurden, aufzuwenden, um die voraussichtlich letzte Sammlung Manets, die dem Handel erreichbar war, für Deutschland zu erwerben. Ein schöner Triumph für Tschudis gute Erziehungmethode; und vielleicht auch ein Anlaß zum Nachdenken für die nicht weniger liberalen Sammler alter Bilder. Wenn einmal die Wachspuppe fällt: wie wird es dann manchem Namen auf dem geduldigen Schildchen des Rahmens ergehen, der heute die Phantasie des harmlosen Besitzers ergötzt! Ich glaube, nichts hält das wächserne Nichts, das ein heiterer Einfall Leonardo genannt hat, besser zusammen als die Angst der Enthusiasten, die auch solche Püppchen besitzen.

Geht man auf das Einzelne der Manet-Ausstellung bei Cassirer, so läßt sich nicht verschweigen, daß manche Bilder nicht unentbehrlich scheinen. Man bedauert mitunter, nicht so viel Geld zu haben, um Bilder kaufen zu können, die aus dem Verkehr verschwinden müßten. Ich meine nicht, man müßte sie zerstören, denn sie haben immer für die Forschung ihren bedeutsamen Werth. Aber sie sollten nicht in Sammlungen hängen, wo sie isolirt den Künstler unwürdig vertreten und falsche Vorstellungen erwecken. Manet ist in den letzten Jahren seines Lebens (in denen zum großen Teil die Bilder Pellerins entstanden), wenn ihn sein Temperament, dessen er zur Bezwingung seiner Widerstände unbedingt bedurfte, im Stich ließ, ausgeglitten. Das geschah besonders oft in der Zeit seiner schweren Krankheit. Da malte er, um zu malen, nicht, um Etwas zu sagen. Wer möchte es dem Kranken, dessen einziges Glück bis zum letzten Augenblick die Kunst war, nachtragen? Aber nie hätte er den Unfug genügsamer Liebhaber gebilligt, solche Bagatellen zum Gegenstand der Verehrung zu machen, und außer sich wäre er gewesen, hätte er, der vergeblich versuchte, seinen besten Werken auch nur eine offizielle Ausstellung zu sichern, geahnt, daß Trümmer, die er wegwarf, von öffentlichen Galerien erworben werden könnten. Pellerin hatte nicht immer die glückliche Hand, die zum Déjeuner à l'atelier, zum Desboutin, zur Nana, zu dem Argenteuil und den beiden anderen Landschaften griff. Von diesen Hauptbildern der Sammlung (sie hat noch manche andere Kostbarkeit) zeigt die Nana am Deutlichsten Manets Gefahren. Er ist hier an ein Ende gelangt. Noch ein Schritt weiter in der Virtuosität der Einzelheiten: und man könnte des Ganzen nicht mehr froh werden. Der Manet in der Sezession, die Erschießung des Kaisers Maximilian, steht über den meisten Bildern der Sammlung Pellerin. Nur in dem Déjeuner à l'atelier, das auch noch nichts von der glänzenden Palette des späteren Manet zeigt, steckt eine ähnliche Empfindung. Wie wenig (man sieht es hier wieder) bedeuten Farben, wenn das Farbige, die Empfindung, gelingt.

Sonst macht die Sezession auch diesmal wieder einen recht zwiespältigen Eindruck. Bis zu einem gewissen Grade haben die Eingeladenen Schuld. Das könnte ein erfreuliches Symptom sein. Wenn die Eingeladenen alle von der Art der prachtvollen Brücken von Monet und Van Gogh wären und man sagen könnte, die Einheimischen seien noch viel besser. Man scheint aber von dem Prinzip, sich durch hohe Vorbilder zu stählen, abzukommen und benutzt die Eingeladenen als Folie, um die eigene Leistung zu besserer Wirkung zu bringen. So sieht es beinahe aus. Ich meine

nicht den Trübnersaal. Er ist der einzige organische der ganzen Ausstellung und man fühlt sich darin wohl. Diese Bilder aus den letzten Jahren, die man zu Gunsten der älteren zu unterschätzen pflegt, gewinnen in der Menge; ein gutes Zeichen. Keine tiefen Eingebungen, wahrhaftig nicht, aber gesunde Naturstimmungen, die Einen wie grünes Laub, durch das die Sonne scheint, erquicken. Ich meinte Habermann und Zorn. Was bringt die Sezession dazu, so viele Bilder von Habermann auszustellen? Der Mann hat in seiner Jugend reizende Dinge gemalt und die Jahrhundertausstellung war einer schweren Unterlassungsünde schuldig, da sie münchener Bilder von ähnlicher Art nicht in genügender Menge zeigte. Was Habermann später gemalt hat, steht auf einem anderen Blatt. Das hat für München seine Bedeutung, nicht für die Berliner Sezession; sollte sie wenigstens nicht haben. Wollte man den Präsidenten einer befreundeten Vereinigung ehren? Dann wurde der Zweck gründlich verfehlt. Man hat Habermann mit der Ausstellung so vieler gleichartigen Bilder keinen Dienst geleistet. Oder soll auch hier Jeder einmal drankommen?

Kann Zorn in irgendeiner Hinsicht als Muster gelten? Mir scheint, Leute wie er müßten gemieden werden, schon um das Publikum und die eigene Heerde nicht kopfscheu zu machen. Was sollen die prachtvollen Gestalten Hodlers in der selben Ausstellung? Ist das Eine gut, dann ist das Andere schlecht. Nimmt man Zorn, so soll man auch Besnard und Carolus Duran nehmen. Der „Geschmack“ Zorns ist billige Waare. Noch höhere Gründe aber sollten die Sezession zu besserer Konsequenz anhalten. Sie hat viel zur Geltung Manets und der anderen großen Impressionisten beigetragen. Sie verscherzt sich dieses Verdienst, wenn sie nun die zerfließenden Wachspuppen Zorns vorführt. Zorn und Genossen haben Manet billig gemacht; grob gesagt: geplündert. Zorn spekulirt mit dem Impressionismus; er beutet ihn aus. Schlimm genug, daß man Das einem Liebermann erst sagen muß. Noch schlimmer, daß so ernsthafte Künstler wie Slevogt und Corinth der dickköpfigen Gutmüthigkeit des Aelteren, der sich einem Jugendfreund freundlich zeigen will, in solchen Dingen nicht energische Opposition machen, eben so energisch, wie sie mit ihrer eigenen Arbeit nach dem Besten ringen. Bei solchen Gelegenheiten redet dann Liebermann von der Technik. Hat er in seiner Eröffnungrede, als er von der „handwerklichen Grundlage“ sprach, an Zorn gedacht? „Wie Saul auszog, um die Eselinnen seines Vaters zu suchen, und ein Königreich fand, so wird der Künstler, der so gut, wie er vermag, seinem Handwerk obliegt, zur Kunst gelangen, wenn er ein Auserwählter des

Herrn ist." Ach nein, Herr Professor, wirklich nicht! So Etwas sollten Sie Ihrer Gemeinde nicht sagen; namentlich nicht Ihren jungen Leuten. Die haben ja viel zu viel Handwerk. Ich sehe die Zeit kommen, wo jeder Portier die Palette beherrscht (in Paris ist man fast schon so weit). Und an dieser rationalistischen und ästhetischen Durchseuchung versiecht die Kunst. Mit Handwerk wird man ein kleiner oder großer Zorn, nie ein Liebermann, noch weniger ein Cézanne oder ein Marées. Mittel haben: Das kommt mir vor wie Geld haben. Erst müssen Dinge da sein, für die man es ausgeben möchte. Zwecke muß man haben. Dann findet sich alles Uebrige. Der junge Waldemar Rösler, Ihr intellektueller Schüler, der die Heilige Familie gemalt hat, hat sehr wenig Handwerk im Vergleich zu Corinth. Aber es erfüllt vollkommen die höchst individuelle Absicht, erfüllt sie sogar relativ besser als Corinths reiche Technik, die immer große Lücken läßt, die seine. Und wenn trotzdem gerade das Gruppenbildniß Corinths, das die größten Lücken zeigt, ein Meisterwerk ist, liegt es an der Vision, die uns hier, wie fast immer, über alle Lücken fortreißt. Und die Geschichte von dem „Auserwählten des Herrn" . . . Bitte, sagen Sie es erst einmal auf Berlinisch, damit ich glaube, daß Sie daran glauben. Man sollte von Talent so wenig wie möglich reden. Sie haben in Ihrer Ausstellung drei Bilder eines Malers, den weder Sie noch ich für einen Auserwählten gehalten haben. Er heißt Leo von König und malte noch vor ein paar Jahren recht mäßige Sachen. Und jetzt gehört er zu Ihren Besten. Vergleichen Sie mal das famose Pierrot-Bild mit den Portraits der selben Kolombine vor fünf oder sechs Jahren. Ich wüßte Keinen in Deutschland, der in so kurzer Zeit so schnell vorwärts gekommen ist. Glauben Sie nun wohl, daß er jetzt mehr Talent habe als früher, wo er Dummheiten malte? Mit dem Glauben an das Talent machen Sie den Künstler zum Fatalisten und die Kunst zu einem Zufall. Der rechte Kerl bestimmt sich selbst gegen den Willen des Herrn und aller Herren zum Auserwählten, und zwar nicht mit dem metaphysischen Begriff des Talents, sondern mit höchst realen menschlichen Tugenden: mit Energie, Intelligenz und (mit Respekt zu sagen) Moral. Das Talent kann Einem sehr im Wege sein. Das sehen Sie an dem großen Bilde Slevogts. Leidet nicht Beckmann unter seiner eminenten Begabung? Man könnte glauben, er beginne jetzt, dagegen anzukämpfen, suche die Gestaltung, die früher wie eine willkürliche Lache nach allen Seiten hinlief, zu konzentriren; und ich glaube, er entgeht der gefährlichen Mystik des Schöpfungdranges, die immer solche Erfinder bedroht. Und Sie, Herr Liebermann,

haben Sie Talent? Ich erlaube mir, Sie nicht zu überschätzen, finde nicht, daß Ihre glänzende Charakterisirung Dehmels und Naumanns alle Ansprüche an das Bildhafte erfüllt, und sehe auch in Ihren diesjährigen Reitern nicht den Gipfel der Kunst. Aber ich würde es für eine groteske Verleumdung halten, wenn Ihnen Einer Talent und gutes Handwerk nachrühmte. Sie wenigstens dürfen nicht Wachspuppenpolitik treiben. Nebenbei: die Berliner Sezession sollte denn doch endlich von der Münchener lernen, wie man Bilder hängt. Ohne die Füllsel, denen nur ein Kompromiß Einlaß verschaffte, konnte man eine recht anständige Ausstellung machen. Blieb dann noch Platz, so gab es sicher noch versprechende Debutanten von der Art der Hans Meid und Julius Seyler, um die Lücken zu füllen.

Vielleicht waren es solche Mißstände, die Ihre Jungen zu der Palastrevolution drängten, an die Sie in Ihrer Rede erinnert haben. Die Jungen hatten Unrecht; sie habens, auch von ihren Freunden, oft genug zu hören bekommen. Mancher hat sich über den Streit gefreut, nicht nur auf der anderen Seite: auch diesseits; und es war keine Schadenfreude. Denn auf beiden Seiten kam, bei Alten und Jungen, ein so starker Gemeinsinn zum Vorschein, daß man sich wie bei einem Zwist zwischen verliebten Gatten sagen durfte, der Streit werde desinfizirend wirken und die feindlich Scheinenden um so enger zusammenschließen. Die Alten, die das Recht und die Macht haben, wollten die junge Generation nicht lassen, um nicht in ihrer fortschrittlichen Gesinnung verkannt zu werden, und die Jungen wären albern gewesen, hätten sie sich solchen Zeichen verschlossen. So kam man zu dem Eindruck, daß der Gegensatz, der mit der Kraft des Naturgesetzes das Alte von der Jugend trennt, hier beseitigt sei. Das war das Erfreuliche. Man kann nichts gegen die Jahre thun, aber die Gesinnung kann jung bleiben. Darauf sollten die Leiter des Vereins stets bedacht sein, statt sich zu fragen, auf welcher Seite das geschriebene Recht oder die größeren Talente seien. Nur wenn man der Sezession ihre freie Jugendlichkeit, zu der sie durch den ungeschriebenen Theil ihrer Gründungakte verpflichtet ist, erhält, bleibt sie, was sie sein wollte. Sonst kommt es wieder zum Krach; und dann findet man vielleicht keinen Vermittler mehr, der sich zum Kittversuch hergiebt. Vereine haben wir in Ueberfülle. Die sind an sich von Uebel. Gesinnungen brauchen wir. Streitbare Gesinnungen gegen alle wächsernen Lügen, für alles Menschenthum, das nach Erkenntniß und Schönheit ringt. Mehr will ich von der „Flora“ nicht sagen.

Julius Meier-Graefe.

Verkehr mit Björnson.*)

Die Versuche erwachsener Menschen, ein Milieu durch Reisen zu vertauschen, sind selten gelungen. Auch wenn man nichts Liebes zurückläßt, keinen Stein zu einem von den Vätern ererbten Haus besitzt, keine Scholle auf einem Acker sein Eigen nennt, auch wenn man froh ist, aus einer Umgebung zu kommen, die unerträglich war, auch wenn man, wie der Weise, all seine Habe bei sich trägt, so hat der Körper doch sein Heimweh. Die feinsten Wurzeln werden beim Umpflanzen beschädigt, ein anderer Boden giebt fremde Nahrung, neue Gegenstände geben neue Gedanken, die in die alten geworfen werden, und es kommt zu Reibungen, unter denen Leib und Seele leiden.

Johan hatte Paris zum Ziel der Reise gewählt. Die alte Anziehungskraft, die Alle zu diesem Mittelpunkt der Erde zieht, hatte auch auf ihn gewirkt. Es war schließlich ja gleichgiltig, wohin er reiste, denn seine Reise hatte nur den Zweck, den Aufenthaltsort zu ändern. In Paris besaß er Freunde aus früherer Zeit, konnte sich also mit ihnen an gemeinsamen Erinnerungen laben.

In dem stillen, tristen Passy brachte er den Herbst zu; der kam ihm vor wie ein Zahnweh, das einige Monate anhält. Er wohnte hinter dem Trokadero und ging in den öden Arkaden des leeren Palastes spaziren. Von dort hatte er Aussicht über die große Stadt, die ihn erschreckte und bedrückte. Nicht ein ehrgeiziger Gedanke überfiel ihn, daß er als Rad in diesen großen Elektromotor eintreten könne, der mit tausend Zinkdrähten alle Maschinen der Welt in Bewegung setzte. Er wußte wohl, welche Stellung er einnahm; hatte er doch gesehen: seine Landsleute, die Künstler, wurden als Ausländer nur unter der Bedingung hier zugelassen, daß sie alles Nationale und Originelle zu Haus ließen und sich als treue Schüler der herrschenden Richtung zeigten. Er hatte eben Björnsons „Fischermädchen“, das zu Haus ein

---

*) Ueber Strindberg ist hier oft gesprochen, die deutsche Gesammtausgabe seiner Werke („unter Mitwirkung von Emil Schering vom Dichter selbst veranstaltet;“ im Verlag von Georg Müller in München) mehr als einmal empfohlen worden. Das Bruchstück, das Strindbergs Verkehr mit Björnson schildert, erscheint im zweiten Bande der vierten Abtheilung, dem (auch in Schweden erst 1910 gedruckten) autobiographischen Band, der den Titel „Die Entwickelung einer Seele“ trägt und als Fortsetzung von „Der Sohn einer Magd“, als Parallelstück zur „Beichte eines Thoren“ zu betrachten ist. Johan ist Strindbergs Taufname. Das Buch entstand 1886. Ueber den Verfasser sagt Strindberg, er sei ihm eben so fremd und eben so unsympathisch geworden wie dem Leser. „Da diese Persönlichkeit nicht mehr existirt, fühle ich keine Gemeinschaft mehr mit ihr, und da ich sie selbst getötet habe (1897), glaube ich, das Recht zu besitzen, diese Vergangenheit als gesühnt und aus dem Großen Buch gestrichen zu betrachten.“

Meisterwerk war, spurlos vorbeigehen sehen; Christina Nilssons kurze und glänzende Laufbahn schloß damit, daß man sich weigerte, sie wieder zu engagiren, und daß schließlich die Zeitungen die unpopulär gewordene Künstlerin mit Grobheiten bedachten. Diese Spuren vertrieben ihm jede Lust, in die Höhle des Löwen zu kriechen. Wenn er aber in die Stadt hinunterging, um sich die Herrlichkeiten der Industrie und Künste anzusehen, legten sich seine Achtung und seine Furcht und die alte Geringschätzung der alten Kultur schlich sich wieder bei ihm ein. Im Théâtre Français sah er den großen Erfolg des Tages, „Die Gesellschaft, in der man sich langweilt“, und er war verdutzt, daß eine undramatische Bagatelle mit verbrauchten Szenen, einer fadenscheinigen Intrigue und uralten Theaterkniffen auf der ersten Bühne der Welt gespielt werden konnte. Er sah die Triennalausstellung der Kunstwerke im Industriepalast. Das war die crême de la crême dreier Jahresausstellungen: und er fand nicht ein Kunstwerk von Bedeutung darunter. Nur Arme, Beine, Brüste, Kleider, Bäume, Boote: tote Dinge; und das Schlimmste war, daß sie zum großen Theil nicht einmal gut gemalt waren. Was blieb denn von der Kunst, wenn Inhalt und Form fehlten? Er sah die Manet-Ausstellung und wagte, zu sagen, er glaube, dieser Mann habe einen Fehler an den Augen oder sei verrückt. Aber Manet hatte schon durch die Erfolge des Freundes Zola Samen in die Gehirne einer Mehrheit zu säen vermocht; und Johans Urtheil wurde zurückgewiesen, bis schließlich Zola selbst in „L'Oeuvre“ bekannte, daß Manet verrückt sei.

Er las die Zeitungen und fand kaum einen Bericht über Das, was draußen in der Welt vorging; nur Klatsch über Nichtigkeiten und Ehrfurcht vor recht Veraltetem, vor dem er längst die Achtung verloren hatte. Jetzt kommt er auf die Idee, daß die Großstadt nicht das Herz des Körpers ist, das die Pulse treibt, sondern ein Geschwür, das alles Blut verdirbt und so den Körper vergiftet.

Zur Weihnacht sollten seine Gedichte erscheinen; da würde er Poet werden, also wieder hinaufklettern, nachdem seine Freunde, die Literaten, ihn heruntergerissen hatten, nicht zu sich, sondern, wie gewöhnlich, unter sich. Natürlich hatte er die Poeten über sich, die ihm auf die Finger traten, und die Literaten unter sich, die ihn an den Rockschößen zogen. Es war eine leichte Arbeit, ihn herunterzuziehen, und Kritiker, die nie eine Verslehre gesehen hatten, entdeckten sofort, daß er die Versgesetze nicht kennt, trotzdem er klassische Bildung besaß, schon an tausend Verse geschrieben hatte und, was schlimmer ins Gewicht fällt, von der schwedischen Akademie für ein dramatisches Gedicht in Versen „ehrenvoll erwähnt“ worden war. Er wurde zu dieser Weihnacht also nicht Poet. Nun hätte er, der die ganze Spielerei mit Versen verachtete, nicht nach der zweideutigen Ehre, Verse schreiben zu können, gestrebt; so lange aber die „Anderen“ diesen Sport hochschätzten, mußte er ihnen zeigen, daß er ihn auch könne, wenn er nur wolle. So setzte er sich hin und schrieb weiter an den Nächten des „Schlafwandlers“, die er in den „Gedichten“ begonnen hatte.

Während er mit seinen dichterischen Angriffen auf die Kultur beschäftigt ist, erscheinen Max Nordaus „Konventionelle Lügen“. Als er sie gelesen hatte, erlebte er zuerst einen wirklich fröhlichen Augenblick. Er stand nicht allein; er war kein „Sonderling“ mehr, der von „Originalitätsucht“ getrieben wurde; kein Neidhammel, der Alles und Alle kritisirte; kein Ignorant, der vom Geist des Widerspruchs besessen war. Zu Allem, was er im „Rothen Zimmer“ und in den Satiren durch Kopfrechnen und auf Richtwegen gelöst hatte, hatte Nordau die Gleichungen gegeben. Die beiden Untersuchungen hatten beinahe das selbe Ergebniß gehabt: die Degeneration wurde mit Kultur verwechselt; die Ueberbefruchtung des Industrialismus war kein Fortschritt in heilsamer, sondern in schädlicher Richtung; die Emanzipation der Frau war nur eine Folge des Idealismus; die Großstadt fraß das Land auf und hinderte die Befriedigung des Bedürfnisses, langsam zur Vereinfachung überzugehen. Da stand Alles gedruckt. Scherzend schrieb er nach der Lecture an einen Freund: „Herr, jetzt lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren.“ Gott sei Dank, daß die Thorheit nicht in mir war, sondern in den Anderen!

In der selben Zeit macht er Björnsons Bekanntschaft, die in seiner Entwickelung nicht ohne Bedeutung blieb, wenn sie auch nur vorübergehend war. Er hatte den Dichter nie gesehen. Als Björnson Stockholm und Upsala besuchte, war Johan bang vor ihm gewesen und ihm ausgewichen. Er hörte einen Lärm, als sei ein Gewitter über Stadt und Land gegangen, und hatte ein Gefühl, als sei ein Zauberer vorbeigezogen. Aus Björnsons Vorlesungen kamen die Leute so vernichtet, als hätten sie einem Zeugungakt oder einem Todeskampf beigewohnt. Johan fühlte: hier war ein starkes Ich, das stärker als sein Ich war und Lebenssamen in seine Seele legen würde. Er ging ihm aus dem Weg, als ahne er einen Besieger im Kampf, und verbarg sich. Aus dem selben Grunde hatte er weder den „Redakteur“ noch das „Fallissement“ zu sehen oder zu lesen gewagt.

Als Johan nach Paris kam, ließ Björnson ihm direkt sagen, er möge ihn besuchen, da er ein Gesinnungsgenosse von ihm sei. Johan wurde ängstlich und wich ihm aus. Aus ähnlichem Grund hatte er in Stockholm nach dem Erscheinen des „Rothen Zimmers“ eine Einladung abgeschlagen, bei der er die besten Vertreter von Jung-Dänemark treffen sollte. Er fürchtete, Freunde zu bekommen und in Parteistreitigkeiten und Programmkämpfe gezogen zu werden.

Als er aber eines Tages nach Haus kam (er wohnte jetzt in Neuilly), findet er Björnson in seinem Zimmer: er hat auf ihn gewartet. Johan hatte zwei Portraits von Björnson gesehen, eins aus seiner Jugendzeit, als er „Synnöve“ schrieb, eins aus späterer Zeit. Das erste hatte einen großen aufrechten Mann gezeigt, der einen dunklen Vollbart trug und einen milzsüchtigen norwegischen Zug um den Mund hatte. Das zweite bestand aus einem kolossalen Kopf mit Löwenmähne, zwei Blicken, die unter einer großen Brille schußbereit waren, und

Augenbrauen von der Größe eines Jünglingsschnurrbartes. Der Mund hatte einen festen, starken Zug, der auf eine ungewöhnliche Manneskraft wies. Jetzt sah er in der Dämmerung des Nachmittags auf seinem Sofa einen allerdings stark gebauten Mann sitzen, aber von einem Aeußern, das nicht so ungewöhnlich war; eher ein Typus der Mittelklasse, ohne die Feinheit, die er sich bei dem Genie und dem Dichter gedacht hatte.

Björnson sprach mit einer freundlichen, gesenkten Stimme, etwas zaghaft, als spreche er mit einem Kranken; und Johan litt ja wirklich gerade an den Nerven und dem Magen. Nachdem sie einander gemustert hatten, öffneten sich ihre Herzen und sie fanden, daß ihre Gedanken verwandt seien und ähnliche Schicksale sie verbanden. Björnson hatte durch sein Draufgängerthum es mit der liberalen Partei in Norwegen verdorben; durch den „König" hatte er seine Popularität eingebüßt und damit seine Macht verloren, denn das Stück wurde zum Skandal und Majestätverbrechen gestempelt; und nun war sein „Handschuh" in Hamburg durchgefallen. Johan fühlte sich daher auf gleichem Niveau mit dem gestürzten Gott und seine Furcht legte sich sofort; zumal er nach einigen Gesprächen merkte, daß er mehr Kenntnisse und einen schärferen Verstand habe. Da aber Sympathie und das tragische Mitleid, das eine gestürzte Größe Einem einflößt, Johan erfüllten, entsagte er jeder Kritik, leistete keinen Widerstand und gab sich hin. Er empfand eine ungewöhnliche Sicherheit an der Seite des gewaltigen Mannes und konnte ein Gefühl sohnlicher Liebe nicht unterdrücken. Das machte den Aelteren von selbst zu einem väterlichen Freund, vor dem Johan sich gern beugte, da sich diese Freundschaft in Wohlwollen und manchmal in Fürsorge äußerte.

Damit aber stellte sich Johan unter ihn: und Björnson, zum Theil naiv wie ein Mensch, der nie genau über sein Ich nachgedacht hat, fühlte sich wohl in der ihm zugetheilten Rolle. Er wird nun der Beichtvater und bald das Gewissen. So predigt er Johan unter der Form freundlicher Vorstellungen, er müsse mit Liebe schreiben und Personen in Ruhe lassen, während er im selben Athemzug seinen großen Haß gegen den König verräth und selbst erzählt, welche Personen hinter den Gestalten seines Schauspiels „Ueber unsere Kraft" stehen. Aber er war so liebenswürdig in seiner Kindlichkeit, daß Johan ihn nicht durch eine Gegenrechnung verdrießlich machen wollte. Von Einem, dem er sich einmal ergeben hatte, konnte Johan sich treten lassen.

Freundschaft soll in letztem Grunde, behauptet man, auf Interessen begründet sein. Möglich; oft aber kann das Interesse der Freundschaft nur darin bestehen, daß man ein Bedürfniß hat, geliebt zu werden oder zu lieben; oft kann sie von einem gemeinsamen Interesse kommen, dem Zwei besser dienen als Einer allein: dann ist das Verhältniß richtig, wenn der Eine so viel giebt, wie der Andere nimmt.

Johan fühlte, wie sehr man ihn daheim in Schweden hasse, und sehnte sich nach dem Schutz, den Freundschaft gewährt. Er grübelte

daher nicht über sein Verhältniß zu Björnson und dachte nicht über dessen Persönlichkeit nach. Er bot ihm seine Dienste an, um ihm die alte Popularität wieder zu verschaffen, und er ließ sichs Zeit und Arbeit kosten, um nach seinen geringen Kräften dem Aelteren in dem scharfen Kampf beizustehen, der Norwegen bevorstand.

Björnson war als Dichter und Mensch ein Komplex von Persönlichkeiten. Da war der Priester (das väterliche Erbe), der zur Gemeinde spricht, ohne einen Widerspruch zu dulden; da war der Bauer mit einem kleinen Zug von Schlauheit; da war der Theaterdirektor, der den Effekt sucht; der Volkstribun, der aufwecken, erschüttern, fortreißen will. Aber hinter Allem war ein gutes Kind. Johan erinnerte sich später: wenn Björnson lächelte, zeigte er zwei Reihen abgenutzter, kurzer, ungefährlicher Zähne, die an die Milchzähne eines Kindes erinnerten. Er vergaß nie die Stunde, da Björnson bei einem kleinen Diner den Theaterdonner und die großen Worte zu unrechter Zeit hervorholte. Er wußte, wie schwer es dem Mann fiel, einen Scherz zu verstehen: zuerst hörte Björnson immer mißtrauisch zu und lachte erst später los. Er fand bei ihm mitunter den Norweger gegen den Schweden, die eroberte Provinz gegen das feindliche Land. Er sah manchmal die stärkere, aber weniger civilisirte Rasse durchblicken, die auf eine niedergehende Rasse mit Neid emporschaut und mit Verachtung herabsieht. Aber er wurde von Wehmuth erfüllt, wenn er den aus dem frischen Bergland Verbannten in einer pariser Wohnung sitzen sah, fern von Heimath und Herd. Und oft, wenn sie zusammen die Straßen hinuntergingen, durch all diesen falschen Luxus hin, ergriff es ihn, wie da der Sohn der Berge, der einst von einem ganzen Volk verehrt wurde, unbekannt, unbeachtet, stumm einherschritt. Das war ihm eben so disharmonisch wie das Schauspiel, das er täglich hatte: die gewaltigen Gestalten der Sioux-Indianer im Jardin d'Acclimatation von Pariserinnen begafft.

Doch Björnsons Stellung in der norwegischen Sache war halb. Er wollte Politik treiben, aber die Frage nicht studiren; und er benutzte seine Dichtkunst, um sich Macht zu verschaffen. Doch Politik kann man nicht mit Machtsprüchen machen. Auch waren der unmoderne Prophetenton und die großen Schlagworte aus den Zeiten des Skandinavismus und der Studentenkongresse längst veraltet. Außerdem war Björnson zu gut und zu leichtgläubig, um Intriguen auszuführen und verschwiegen zu sein, was so nöthig ist; und seine redliche Natur verstand sich schlecht zu den Kniffen, zu denen die Noth die Parteimänner zwingt. Niemals zeigt sich Ehrlichkeit und guter Glaube unzulänglicher als da, wo eine Menschengruppe das Interesse einer großen Mehrheit fördern soll. Ohne Bedenken greift da der Redlichste zu Lug und Trug, findet alle Mittel erlaubt für das „allgemeine Wohl“, das doch nur das Wohl der Gruppe ist. Warum hat man so wenig Glauben an den Sieg einer gerechten Sache? Vielleicht, weil man im Innersten glaubt, daß Ehrlich nicht am Längsten währt und

daß man ohne List nicht siegen kann. Das Alles war Björnson zuwider. Er tröstete sich damit, daß er so bald wie möglich erzählte, wenn er zu einer kleinen Sünde verlockt worden war, für welche die Feinde sich selber leicht Absolution gewährt hätten.

Nun entdeckte Johan aber eines Tages, daß er unfrei war. Der ältere Mann mit dem Gewicht des großen Namens, mit dem Ansehen seiner Stellung, der Mandatar der Jungen, legte seine Hand auf ihn: zu freundlichem, aber eben darum desto schwerer zu ertragenden Druck. Johan begann auch, Verschiedenheiten zu entdecken, die nicht durch Kompromisse auszugleichen waren; er sah voraus: wenn der politische Kampf, der so viel Ungleichartiges zusammenhielt, vorüber war, mußte der Bruch kommen. Bei Björnson saß das Christenthum tief und zeigte sich unter vielen Namen und Formen: er forderte sittliche Reinheit und gebrauchte oft Bibelaussprüche. Das waren Worte ohne Thaten und klangen gerade darum nach dem Priester.

Björnsons Ergänzung war Jonas Lie. Wie das Evangelium die Ergänzung des Gesetzes ist. Mit einem lebhaft phosphoreszirenden Geist, einer milden, versöhnlichen Gemüthsart wirkte Lie mehr verführend als überzeugend und hatte dadurch vielleicht einen größeren Einfluß als Björnson. Lie war ein Magnetiseur; und wenn er und Johan zusammen kamen, handelte es sich darum, wer den Anderen hypnotisiren und ihm während des hypnotischen Schlafes die Suggestion geben könne. Stahl und Feuerstein trafen auf einander: wie es da funkelte und sprühte!

Aber diese Ausschweifungen der Seele rieben auf. Man ging matt von einander und wußte nicht, wem diese Phantasiekinder, die man zusammen erzeugt hatte, diese Gedanken, die von zwei Vätern stammten, nun eigentlich gehörten. Es war Verschwendung, Ausschweifung; und manches Talent hat sein Material verschwatzt.

Auf Freundschaft, die des Lebens lieblichste Würze ist, muß der öffentliche Mann verzichten, denn sie macht die freie Thätigkeit seines Gedankens schlaff und seines Willens nothgedrungener Weg wird krumm. Johan sehnte sich nach der Einsamkeit, um sein von starken Geistern verwirrtes Ich wieder zu entwirren. Zunehmende Kränklichkeit und eine dunkle Sehnsucht, aus der Luxusstadt in eine große, herrliche Natur zu kommen, trieb ihn in die Schweiz. Dieses Land hatte ihm auch der Arzt empfohlen.

Sein Märchenspiel („Glückspeter") war in Stockholm zur Aufführung gekommen und hatte Erfolg gehabt, weil es liebevoll gegen eine Partei war, wenn auch boshaft gegen eine andere. Noch einmal hatte er die Oeffentliche Meinung für sich gewonnen und sich dazu Freunde gemacht. Das Leben lächelte ihn noch einmal an und er fühlte sich edelmüthig gestimmt, wie nur der Sieger sein kann, wenn der Feind zertreten ihm zu Füßen liegt. Und mit des Stärkeren Menschenliebe zu den Schwächeren, die ihm nicht mehr schaden konnten, reiste er in die Schweiz, um sich der Zukunft der leidenden Menschheit zu widmen.

Stockholm. August Strindberg.

Armer Dickens!

Vielleicht ists etwas spät, wenn ich erst jetzt auf den Aufsatz zu sprechen komme, den Stefan Zweig in der „Zukunft“ vom neunzehnten Februar dem großen englischen Romancier gewidmet hat; aber um ganz zu schweigen, ist mir die Sache doch zu erstaunlich. Was mag Charles Dickens Herrn Zweig gethan haben, daß er ihn so furchtbar schlecht behandelt? Zwar bestreitet er nicht, daß Dickens „heute wie damals der geliebteste, verbreitetste und gefeiertste Erzähler der ganzen englischen Welt“ (und, füge ich bei, heute wie damals der Liebling zahlloser Deutschen) ist, gesteht ihm auch „außerordentliche dichterische Kraft“ nebst einigen anderen guten Eigenschaften zu; aber dazwischen ergeht ein fürchterliches Gericht über diesen „höchsten dichterischen Ausdruck des bourgeoisen England“, des „satten, verdauenden“: „Eine Kunst, die damals gefallen konnte, mußte digestiv sein, nur sentimental und nicht tragisch.“ Und dafür war Dickens der rechte Mann, denn er „war zufrieden. In ihm war nicht die zornige Liebe, die züchtigen will, aufrütteln, anstacheln und erheben, der Urwille des großen Künstlers, mit Gott zu rechten, seine Welt zu verwerfen und sie neu, nach seinem eigenen Dünken, zu erschaffen“. Nun ja, Herrgott zu spielen, hat ja schon mancher would be-Prometheus versucht, namentlich mancher von höchst jugendlichem Alter, aber bis jetzt soll die neue Weltschöpfung noch Keinem gelungen sein, und wenn bei dem Experiment so und so viele meinetwegen recht talentvolle Brauseköpfe zu Grunde gegangen sind oder sich unsterblich blamirt haben, so hatte doch Dickens nicht die kollegiale Pflicht, die selben Dummheiten zu machen. „Er verwarf die zeitgenössische Lebensordnung nicht, er bäumte sich nicht auf gegen die Norm des Staates, er reckt nicht die zornige Faust gegen die Verlogenheit aller Konventionen. Er wollte nicht umstürzen und neuschaffen, nur verbessern, immer Einzelheiten, nie das Ganze.“ So; nun kennen wir doch die Grundforderung, der ein Dichter genügen muß, um wirklich ein „großer Künstler“ zu sein: das Tabula-Rasa-Machen, das allgemeine Kurz-und-Klein-Schlagen, wenn auch nicht mit der Faust (die braucht man blos zu recken), so doch mit dem großen Maul und auf dem Papier! Wie hübsch hat doch die Droste einmal von der Freude am „gedruckten Blutvergießen“ gesprochen! Uebrigens ist es gar nicht wahr, daß Dickens „nur hier und dort mit vorsichtigem Finger auf eine offene Wunde deutet“. Oder habe ich geträumt, wenn ich in einer ganzen Reihe seiner Romane erschütternde Anklageschriften und blutige Satiren zu lesen glaubte gegen die englische Verwaltung (man denke an das „Komplikationamt“ in Klein-Dorrit, das Justizwesen in Bleak House, die Armenpflege in Oliver Twist, das Schulelend in Nickleby und so weiter)?

Eine Menge anderer Sätze erweckt die ernstlichsten Zweifel, ob Herr Zweig seinen Dickens wirklich gelesen hat; ich meine: so vollstän-

dig und gründlich gelesen, wie man es von einem so zornigen Ankläger unbedingt verlangen muß. „Seine Menschen sind immer eindeutig, entweder vortrefflich als Helden oder niederträchtig als Schurken, prädestinirte Naturen, mit einem Heiligenschein oder dem Brandmal über der Stirn.“ Verwundert liest man an einer anderen Stelle, daß „bei Dickens nicht einmal die Schurken wahrhaft unmoralisch sind“. Das wird von dem großen Charakteristiker gesagt, der diese unendliche Fülle der verschiedensten Typen geschaffen hat! Gewiß: Heilige und Sünder, aber dazwischen alle erdenklichen Mischungen und Varianten, Inkarnationen des goldenen Humors wie Pickwick, Sam Weller und Micawber, mehr oder minder gefährliche und ungefährliche Selbstbetrüger wie Mr. Dorrit und Skimpole. Und sind die beiden Chuzzlewits, Großvater und Enkel, Mr. Dombey, Sir Leicester Dedlock (Bleak House) und Eugen Wrayburn (Unser gemeinsamer Freund) in ihrem Stolz, ihrer Schlaffheit und späteren Läuterung nicht lebende Beweise gegen die Eintheilung in Heiligenschein- und Brandmals-Menschen? Und doch sind hier nur einzelne Portraits aus einer Galerie von Charakterköpfen herausgegriffen, wie sie in gleicher Fülle und realistischer Plastik kaum irgendein anderer Vertreter der Weltliteratur geschaffen hat.

Unbegreiflich ist mir, wie Herr Zweig die Sehnsucht des „Idyllikers“ Dickens nach der „Tragik“ ironisiren kann: „Immer wieder hat er zur Tragoedie emporgestrebt und immer kam er nur zum Melodram. Mögen in England die Geschichte der beiden Städte, Bleak House für große Schöpfungen gelten: für unsere Gefühle sind sie verloren, weil ihre große Geste erzwungen ist.“ Gewiß: er war ein Meister des Idylls; und seine Meisterschaft im Kinderidyll hat auch Zweig rückhaltlos anerkannt; aber gerade auf diesem Gebiet wird der Höhepunkt erst durch die tragische Färbung erreicht. Ist in Bleak House (vielleicht Dickens' innerlich bedeutendster Schöpfung) der Seelenkampf der Lady Dedlock, ihre Verzweifelung, ihre Flucht und ihr Untergang wirklich ein Melodram? Gegen den Vorwurf sollte Dickens schon die eine Szene schützen, in der Esther die Leiche Lady Dedlocks vor dem Gitter des Armenkirchhofs findet: „Ich hob das schwere Haupt empor, strich das lange feuchte Haar weg und wendete das Gesicht dem Licht zu. Und es war meine Mutter, kalt und tot.“ In dem selben Roman ein Pendant: der Tod des verkommenen londoner Straßenjungen, diese drastische Illustration der Behauptung, daß Dickens „nur hier und dort mit vorsichtigem Finger auf eine offene Wunde deutet“: „Tot! Eure Majestät! Tot! Hoher Adel und verehrungwürdiges Publikum. Tot! Recht Ehrwürdiger und unrecht Ehrwürdige jeder Konfession! Tot! Ihr Männer und Ihr Frauen, die Ihr mit himmlischem Erbarmen in Euren Herzen geboren seid! Und so sterben sie rings um uns jeden Tag!“ Ist Das Melodram? Große Geste? Für unsere Gefühle verloren? Ich habe es immer als echte Tragik empfunden. Und dann das Allererstaunlichste: Charles Dickens, der so prachtvoll die Figur des Heuchlers modellirt hat, ist

eigentlich selbst ein Heuchler gewesen. Nicht gerade persönlich, aber als Vertreter der „landläufigen moralischen Maximen", laut welchen „die Guten nach oben steigen, die Bösen bestraft werden. Seine Schurken ertrinken, ermorden einander, die Hochmüthigen und Reichen machen Bankerot und die Helden sitzen warm in der Wolle". Das wäre an sich gerade kein Unglück, so lange der Dichter Lohn und Strafe für Gutes und Böses nicht als pedantischer Moralprediger vertheilt; und Das kann man von Dickens wahrlich nicht sagen. Auch geht es seinen „Guten" manchmal herzlich schlecht und sie sterben oder treten auf der letzten Seite vom Schauplatz ab, ohne jemals „in der Wolle" gesessen zu haben. Freilich wird es Leute geben, die in seinem Glauben an Unsterblichkeit und Ausgleich in einem Jenseitsleben eine schwere moralische Verirrung sehen. Seltsam wirkt auch die Kritik an seinen Verbrechergestalten. Wie schon erwähnt, sollen nicht einmal seine Schurken „wahrhaft unmoralisch" sein. Na, der alte Nickleby, Jonas Chuzzlewit und einige Dutzend anderer Ehrenmänner decken den Bedarf an „wahrhaft unmoralischen" Erscheinungen doch reichlich; aber Herr Zweig ist unzufrieden, weil „selbst seine ausschweifenden Menschen entsetzlich harmlos sind" und „nicht einmal die Wüstlinge" sich die wünschenswerthen Abscheulichkeiten erlauben. Als Beispiel wird uns „Dick Swiveller, der Libertin" (im Antiquitätenladen) vorgeführt mit der Frage: „Wo steckt denn eigentlich seine Libertinage?" In der That: Wo steckt sie? Sie ist wirklich nicht da; aber warum? Weil Dickens gar nicht daran dachte, diesen harmlosen Kerl mit seinen libertinistischen Alluren als wirklichen Libertin zu schildern. Das thut er bei den Roués in Nicholas Nickleby oder bei dem liebenswürdigen, aber gewissenlosen Verführer Steerforth (im Copperfield). Allerdings führt er uns bei der Schilderung des Lasters nicht in die anrüchigsten Lokale, mit liebevollster Vertiefung in schmieriges Detail; aber er gehört nun einmal nicht zu Denen, welche diese Mittelchen nöthig haben oder nöthig zu haben glauben, um „Wirkungen" zu erzielen, und wendet sich nicht an Leser, die ohne solche „Wirkungen" nicht auf ihre Kosten kommen. Herr Zweig läßt diesen Theil seiner Kritik in den Sätzen gipfeln: „Die schieläugige Hypokrisie, die übersieht, was sie nicht sehen will, wendet Dickens den spürenden Blick von den Wirklichkeiten. Wie ein Vampyr saugt diese Verlogenheit der englischen Moral seinen Büchern das Blut aus den so strotzenden Adern, zerstört als Knochenfraß ihren stolzen aufrechten Gang." Sollte er bei ruhiger Ueberlegung nicht selbst auf den Verdacht kommen, er habe mit großer Geste des Guten etwas zu viel gethan? Jedenfalls werden die englischen und auch die vielen deutschen Verehrer des großen Realisten und Humoristen, des wuchtigen Anklägers der Sünder aus seinem Volk, des ehrlichen Vertreters einer kerngesunden Sittlichkeit sich dadurch den Geschmack an Dickens nicht verderben lassen.

Bonn. Dr. Hermann Cardauns.

Kapital und Sozialpolitik.

Die Opposition gegen nothwendige Eingriffe in den Organismus des Wirthschaftkörpers wird gemildert durch die Anpassungfähigkeit der public opinion an Schlagwörter. Beispiel: die Werthzuwachssteuer. Vor sechs Jahren eine Utopie; vor fünf Jahren ein erster, schüchterner Versuch; vor vier, drei und zwei Jahren ein Raub an den Heiligsten Gütern der Nation; seit Jahr und Tag das Ideal aller strebsamen Kommunen; und heute ein mit dem Reichssiegel versehener Besitz des Obersten Fiskus. Im Lauf weniger Jahre wurde diese Steuer von Hunderten deutscher Gemeinden eingeführt; und schließlich, durch den berühmten Paragraphen 90 des Reichsstempelgesetzes, dem Steuergebäude die Reichskrone aufgesetzt. Heute streitet man nicht mehr über die prinzipielle Berechtigung der Abgabe; nur noch über die Vertheilung zwischen Reich und Gemeinden. Zur Vernichtung des „Reichszuwachssteuergesetzes“ (die Bezeichnung ist das einzig Erheiternde an der ganzen Geschichte; wenn sichs um die Besteuerung des Reichszuwachses handelte, könnten die Terrainspekulanten unbesorgt sein) wurde ein Heerbann verschieden gefärbter Kontingente aufgeboten. Vornan marschirte natürlich das Armeecorps der Spekulanten, eskortirt von den Maklern und Händlern. Im zweiten Glied rückten die Kommunalpolitiker an, die sich gegen den Griff in die Stadtkassen wehrten. Die Nachhut bilden die Herren von der „Politik an sich“, denen es weniger um die Sache als ums Mandat zu thun ist. Ich vergaß: den Hansabund und die Handelskammern. Auch diese tüchtigen Streiter natürlich gegen das Reich. Das Prinzip der Steuer blieb dabei unerörtert. Mag sein, daß man sie als „nothwendiges Uebel“ ansieht. Jedenfalls begnügte sich die Kritik mit den Details, ohne den Kern zu berühren. Wie gesagt: ein beträchtlicher Fortschritt, wenn man auf die Anfänge der Theorie vom „unverdienten Werthzuwachs“ zurückblickt. Als Adolph Wagner in öffentlicher Versammlung für die Uebertragung der Werthzuwachssteuer auf das Reich eintrat, schalt man ihn einen Kathedermann, der von der Praxis des wirklichen Lebens keine Ahnung habe.

Noch heute wird von Vielen der Antheil des Reiches an der Entwickelung des Bodenwerthes bestritten. Sicher ist, daß der Einfluß nicht an allen Stellen gleich stark war; zu spüren aber ist er überall. Ohne das Reich wären wir nicht, wo wir sind. Mit Zahlen und Gewichten läßt sich natürlich die Wirkung eines Machtbegriffes nicht ausdrücken. Der Unbefangene wird aber rasch verstehen, daß ein Konglomerat von zwei Dutzend Bundesstaaten, ohne die konzentrirende Gewalt eines Alle umfassenden Gedankens, geringere Wachsthumsfähigkeit hat als ein einheitliches Gebild. Man kann also dem Reich den Anspruch auf Theile der neuen Abgabe nicht abstreiten. Von den 56000 deutschen Gemeinden haben ja auch erst wenige den Werthzuwachs des Bodens besteuert. Warum griffen die anderen nicht schnell zu? Sie thaten damit dem Grundstückhandel nicht einmal einen Gefallen. Der ist die

besten Jahre hindurch ohne Aufsicht geblieben, hat toll drauf los gewirthschaftet, Millionen eingesackt und verpulvert, sich nie aufs Abgeben eingerichtet: und soll jetzt aus der bequemen Haut in eine viel engere fahren. Die Herren Spekulanten sollten aber gute Miene zum bösen Spiel machen; den Leuten, denen sie das Fell über die Ohren gezogen haben, war bei der Prozedur auch nicht pudelwohl. Laut klingt das Lied vom braven Mann. Das sind nämlich die Grundstückbesitzer, die sich verrechnet haben. Bei ihnen ist der Werthzuwachs ausgeblieben. Sie kauften ein Objekt, ließen es liegen und warteten auf den Werthzuwachs. Der kam aber nicht, weil er schon da war, als der „brave Mann“ gekauft hatte. Dem ists freilich nicht genug gewesen; denn nur die Lumpe sind bescheiden. Man spekulirte auf Möglichkeiten (Verlegung von Straßenbahnen; Bau von Schulen und Gerichtspalästen; Anlage von Plätzen), hatte damit aber kein Glück. Die erwarteten „Meliorationen“ kamen; aber in kleinerem Umfang, als man angenommen hatte. Wo steht geschrieben, daß jeder Spekulant und jeder Hausbesitzer beim Verkauf seiner Objekte verdienen muß? Wer verliert, wenn er verkauft, braucht unter der Werthzuwachssteuer nicht zu leiden. Die Lex, wie sie von der Budgetkommission hergerichtet wurde, trieft von Milde. Einer, den sie trotzdem in den Sand streckt, wäre auch ohne sie gestorben. Kann man denn mehr verlangen als die Vergütung von vier Prozent Zinsen auf „bodenständig“ gewordenes Kapital? Wer sein Geld zinslos an den Boden band, darf sich, beim Verkauf, vier Prozent fürs Jahr auf die Steuer anrechnen. Das ist eine Prämie, die jeden Grundbesitzer, der keine Zinsen aus dem Boden zog, mit der neuen Abgabe versöhnen müßte. Damit ist doch auch Denen ihr Recht geworden, die nicht zu den Grundstückspekulanten gehören. Schließlich: wer zwingt die Leute, ihr Kapital in Grundstücken anzulegen? Wenn sies thun, handeln sie freiwillig und glauben, ihren Nutzen davon zu haben. Sie können einwenden, daß sie nicht schlechter gestellt sein dürfen als die Kapitalisten, die Werthpapiere kaufen. Gewiß nicht. Nur dürfen sie nicht vergessen: vom Boden ist jedes Stück nur einmal vorhanden. Diese Thatsache hebt ihn über den schwankenden Charakter des Anlagepapiers hinaus und sichert ihm Vortheile, die ihm durch die Gesammtheit zugetragen werden. Und dafür legt man ihm eine Extrasteuer auf. Was irgend möglich ist, wird abgezogen. Schließlich ists so viel geworden, daß den Schaden die Staaten und Gemeinden haben werden. Die sind bei ihren Steuerordnungen ganz anders ins Zeug gegangen als das Reich. Und wenn sie heute klagen, dann haben sie einigen Grund. Aber die Terrainspekulanten sollten Herrn Wermuth dankbar dafür sein, daß er sie aus den Klauen der Herren Stadtkämmerer gerissen hat.

Wenns gegen Steuern geht, verliert man leicht alle Fassung. Das Derwischgeheul um die Reichsfinanzreform gellt Einem noch in den Ohren. Wäre es mit den Folgen der neuen Reichssteuern nur halb so schlimm gewesen, wie vor Jahr und Tag prophezeit wurde, so stünde

heute kein Stein mehr auf dem anderen. Keine „Konsequenz“ kommt an Gewalt der Stimme der Propheten gleich. Kann man nicht ein Bischen Haltung bewahren? Von dem Direktor der Heilmannschen Immobiliengesellschaft in München ging eine Kurstaxe aus. Ich erzählte hier davon. Der Mann glaubt, nachweisen zu können, daß der „innere Werth“ seiner Aktien in Wahrheit 230 Prozent über Parihöhe stehe. Schön. Der Grundbesitz der Gesellschaft ist also mehr als das Doppelte des Preises werth, mit dem er zu Buch steht. Der Direktor that dem Fiskus kund und zu wissen, daß bei der Heilmannschen Immobiliengesellschaft ein latenter Werthzuwachs von 230 Prozent zu finden sei. An die Steuer dachte der münchener Evangelist wohl nicht; sonst hätte er sich das Promemoria für die Herren Aktionäre und Solche, die es werden wollen, gewiß verkniffen. So aber ist das Geständniß nicht mehr rückgängig zu machen. Durch „falsche Scham“ vor der Niedrigkeit des Kurses wurde das Geheimniß offenbar. Die Heilmanngesellschaft ist, wie viele ähnliche Unternehmen, auf die Grundstückspekulation zugeschnitten. So trieb sie ihre Aktien einst bis zu 330 Prozent, nicht, weil sie große Stücke ihres Besitzes verkauft hatte, sondern, um dem Werth ihrer spekulativen Erwartungen den richtigen Ausdruck zu geben. Nun liegt das der Gesellschaft investirte Kapital ertraglos. Dividenden werden nicht gezahlt; aber ihr werden vier Prozent Zinsen vergütet, wenn sie beim Verkauf unbebauter Grundstücke Werthzuwachssteuer zu zahlen hat. Und dann bleibt als Letztes das Agio, das der Direktor verkündete. Darf solche Gesellschaft über die Zuwachssteuer klagen? Natürlich werden es alle ihrer Art thun.

Die gute Gelegenheit, sich als Hort des unter sozialer Noth seufzenden Volkes zu zeigen, läßt ein kluger Mann nicht ungenützt vorübergehen. So treten denn die Makler und Händler fürs Wohl des Volkes in die Schranken. Man solle sich hüten, dem Reich zu geben, was des Reiches ist; denn den Letzten beißen die Hunde. Und der Letzte ist auch hier der gemeine Steuerzahler. Nämlich: nimmt Wermuth den Stadtfiskalen aus ihrem Sack, so müssen Die sich anderswo schadlos zu halten suchen. „Anderswo“ aber heißt überall: beim „kleinen Mann“. Dem wird es also in puncto Kommunalsteuer an den Kragen gehen, wenn das Reich die Zuwachssteuer bekommt. Den Grundstückhändlern ist es natürlich nicht um das Interesse der Gemeinden zu thun; sie rechnen aber mit der Wirkung ihres Arguments „an sich“, das Unfrieden in die Reihen der Gegner tragen könnte. Die andere Seite der „sozialen Frage“, auf der das Wohnungproblem steht, wird freilich rasch überschlagen. Die Grundstückspekulation glaubte, mit der Bodenreform schnell fertig zu werden. Hirngespinnste, nichts weiter, die ein kräftiger Besen gründlich entfernt. Aus der Theorie der Bodenreformer ist nun die Praxis des Steuererhebers geworden.

Auch die Sozialreformer melden sich; im Brustton. Die Centrumsleute entdecken wieder ihr Herz für den Arbeiter. Sie fordern in der Budgetkommission, daß der Entwurf des neuen Kaligesetzes ohne „so-

zialpolitische Garantien“ nicht in Kraft treten darf. Diese Garantien sollen durch Betheiligung der Arbeiter am Gewinn der Kaliwerke geschaffen werden. Ob dieser Ungeheuerlichkeit stehen alle Räder im Denkmechanismus der Dividendenempfänger still. Nicht auszudenken, welche verheerenden Folgen ein Einbruch der Lohnarbeiter in die heiligen Hallen der Aktie haben würde. A la porte, à la lanterne mit dem anarchischen Gedanken! Die Sozi erklärten sich mit dem Centrum solidarisch. Da erbarmten sich die Konservativen des Gesetzes, der zu Tode erschreckten Kalimagnaten und der Arbeiter. Ein Paragraph soll die Arbeiter gegen Lohnkürzungen sichern. Den Kaliwerken, die sich trotzdem zu Lohnreduzirungen hinreißen lassen, wird eine Beschneidung der Betheiligungquote in Aussicht gestellt. So soll verhindert werden, daß durch die neue Preispolitik, die das Gesetz vorschreibt, der Arbeiter Schaden habe. Dieser Arbeiterschutzparagraph ist eine ansehnliche Leistung. Zum ersten Mal ist, in einer Auseinandersetzung mit dem Kapital, eine Art Gleichberechtigung des Arbeiters gesetzlich festgestellt worden. Unter den Auspizien der Konservativen Partei. Die Herren von der Rechten haben sich ihre Seelenruhe durch die Sorge um das Wohl der „Lohnsklaven“ selten stören lassen. Sie wären auch weiter von dem Alb verschont geblieben, wenn nicht die „Schwarzen“ mit ihrer „verrückten“ Gewinnbetheiligung gekommen wären. Die dachten zwar auch nicht allzu intensiv an das Glück des Vierten Standes; aber sie haben allerlei Gründe, sich nach der Bewilligung der fünfhundert Millionen Steuern wieder mal antikapitalistisch und volksfreundlich zu zeigen. Siehe auch das Kapitel: Kolonialpolitik. Bei den Wahlen, hofft man, wird diese „opferwillige“ Leistung reichlich bezahlt.

Daß die Dividendenbetheiligung endemisch geworden wäre, war kaum zu befürchten. Man hätte wohl abgewartet, welche Erfahrungen die Kalileute mit dem neuen Prinzip machten. Doch die Angstmeier sahen sich bereits im Pfuhl der kommunistischen Gesammtliquidation und fielen aus einer Ohnmacht in die andere. Daß die Idee der Gewinnbetheiligung der Arbeiter weder neu noch unerprobt ist, schien das aufgescheuchte Volk nicht zu wissen. In Deutschland giebts einzelne Unternehmer, die das Entsetzliche gewagt haben und doch nicht zu Grunde gegangen sind; in England ist die Dividendenbetheiligung der Lohnarbeiter vielfach eingeführt, besonders im Schiffsbau. Sir Christopher Furneß, ein angesehener Großindustrieller, hat, wie ich hier schon erzählte, als bestes Mittel zur Stärkung der britischen Industrie im Wettkampf mit Deutschland und Amerika die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn empfohlen. Uebrigens sind die englischen Arbeiter mit dem System nicht zufrieden. Sie wünschen, wieder auf festen Lohn gestellt zu werden; die Dividenden schwanken ihnen allzu sehr und auf Risiko ist ihr Leben nicht eingerichtet. So wäre es wohl auch bei uns. Der Arbeiter ist kaum im Stande, seine Existenz von der Dividende abhängig zu machen. Er ist eben kein Kapitalist; und die Dividende paßt nur ins Gebiet des Kapitalismus. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Mai 1910.

Edward.

Im Januar 1842 fuhr Friedrich Wilhelm der Vierte nach England. Er hatte, neunzehn Monate vorher, nicht nur der Königin Victoria, sondern auch dem Prince Consort of Her most gracious Majesty in einem mit eigener Hand geschriebenen Brief angezeigt, daß er den Hohenzollernthron bestiegen habe, durch diese Artigkeit, der bald andere Zeichen höflicher Devotion folgten, das Herz der jungen Herrscherin gewonnen und, unter dem Einfluß Bunsens und Heinrichs von Bülow, in der kurzen Zeit seiner Regirung sich immer als Bewunderer britischen Wesens bewährt. Warben die größten Kontinentalmächte nicht, Rußland und Frankreich, um Englands Gunst? Mit dem umbuhlten Inselvolk mußte Preußen, mußte der Deutsche Bund, in dem Friedrich Wilhelm und seine Leute eine Macht ersten Ranges sahen, sich auf guten Fuß stellen. Das schien, nach Bülows Denkschrift über die innere Lage Großbritaniens, auch gar nicht schwer. Robert Peel, der neue Premier, war schon wegen seiner Frommheit der Mann des Preußenkönigs und als Politiker gewiß kein Feind der Deutschen. Auch Palmerston wars, wenn man Bülow hörte, niemals gewesen; und Lord Aberdeen, sein Nachfolger, war als Anhänger Metternichs dem berliner Hof besonders willkommen. Diese Stimmung des Hohenzollern verhieß den Briten ansehnlichen Konjunkturgewinn. Der Koburger Stockmar, der in der Schule des Landsmannes Leopold erwachsen war und nun an der Themse das Wetter

machte, wußte, an welcher Stelle der schwärmende König zu packen war: auf seinen Rath wurde Friedrich Wilhelm als Pathe zur Taufe des Prinzen Albert Eduard geladen. Zwar warnte Metternich vor einer gefährlichen Erregung protestantischer Parteileidenschaft und auch der Zar Nikolai rieth von der Reise ab, die zu einer Begegnung mit dem belgischen Blusenkönig oder einem der Prinzen von Frankreich führen könne. Doch Friedrich Wilhelm ließ sich nicht halten. Er fühlte sich durch die Gevatterschaft hoch geehrt und war von der Unfehlbarkeit seiner Charmeurkunst so innig überzeugt, daß er Fährnissen nicht auswich, sondern sie suchte. Mit den Orleans kam er nicht in Berührung; Leopold von Belgien aber sah er schon auf der Hinfahrt in Ostende und besuchte ihn, der den sich legitim dünkelnden Monarchen noch als Usurpator und Kronräuber galt, dann in Laeken, pour le travailler. Seiner Beredsamkeit konnte kein Sterblicher widerstehen; und wenn er den Koburger ein paar Stunden bearbeitet hatte, war zwischen Belgien und den Niederlanden gewiß Alles in schönster Ordnung und der belgisch-luxemburgische Grenzverkehr im Sinn des Zollvereins geregelt. In London gings natürlich hoch her. Victoria trug bei den Tauffesten ein Armband mit dem Bilde des Preußenkönigs und ließ sich die Freude nicht nehmen, den Pathen ihres Söhnchens selbst mit dem Hosenbandorden zu schmücken. In schwülstigen Trinksprüchen wurde die unverjährbare Freundschaft der beiden Vormächte des Protestantismus gefeiert. Bei der Eröffnung des Parlaments saß Friedrich Wilhelm, nur er, als dem Königshaus nah Verwandter, zwischen der Königin und den Lords. In der Pauluskathedrale bewunderte er die Andacht anglikanischen Gottesdienstes, im Theater die sorgsame Inszenirung shakespearischer Lustspiele, in Newgate die kluge Humanität der Gefängnißeinrichtung. Er war von Allem, was er sah und hörte, entzückt; hinterließ aber, trotzdem er die Institutionen des Inselreiches mit überschwingendem Pathos lobte, keinen tiefen Eindruck. Im Oberhaus sprach Lord Brougham die Hoffnung aus, der Preuße werde seinem Volk endlich gewähren, was schon sein Vater verheißen habe, und zeigen, daß er aus dem Anblick englischer Freiheit zu lernen wisse. Manche Zeitung (die londoner Presse war noch nicht so straff diszipliniert, wie sies heute ist) schalt ihn einen Spion, Heuchler und Narren. Die Politiker ließen sich von dem Glanze seiner Rhetorik nicht blenden; die freund-

lichsten Beurtheiler sahen in ihm, wie später Treitschke, nur „den größten all jener geistreichen Dilettanten, an denen die vielgestaltige moderne Kultur so reich ist; auf keinem der unzähligen Gebiete des geistigen Lebens, die sein ruheloser Geist zu umfassen strebte, zeigt er sich wahrhaft mächtig, wahrhaft schöpferisch, am Wenigsten in seinem politischen Beruf.“ Die Reise blieb ohne Ertrag. Die phantastischen Pläne des Gastes wurden höflich, aber kühl angehört und Stockmar selbst, der an zwei Höfen doch die Kunst der Verstellung gelernt hatte, konnte den Schreck kaum verbergen, als der König ihm eines Tages erklärte, Belgien (der auf Preußens Antrag 1830 als neutral anerkannte Staat) müsse in den Deutschen Bund eintreten. Friedrich Wilhelm merkte aber stets nur, was seinem Selbstgefühl schmeicheln konnte, und blieb fest überzeugt, die Reise nach England habe der protestantischen und der deutschen Sache wesentlichen Nutzen gebracht. Nicht einen Augenblick dachte er daran, mit den Ergebnissen britischer Erbweisheit sein Volk zu beglücken. Doch Victoria und Albert sollten erfahren, wie stark die Stimmung der londoner Tage in seinem Herzen nachklang. Cornelius mußte für das Pathenkind einen Schild zeichnen, der dann in Silber ausgeführt wurde. In der Mitte ein Christuskopf, darunter die Darstellung der evangelischen Sakramente, am Rande der christliche König, der, in Muschelmantel und Pilgerhut, in einem vom gefesselten Höllengeist des Dampfes vorwärtsgetriebenen, von einem Engel gelenkten Schiff übers Meer fährt und an der Angelnküste von Sankt Georg, Wellington und dem Prinz-Gemahl erwartet wird; auch die Portraits Alexanders von Humboldt (mit einem Oelzweig in der Hand), Natzmers und Stolbergs waren, dicht neben Jesu Einzug in Jerusalem, auf dem Schildrand zu sehen. Die britischen Höflinge lächelten leis, die radikalen Whigs lachten laut über dieses wunderliche Symbol. Den unsteten Sinn des Königs aber plagte kein Zweifel. Wieder war seinen staatsmännischen und psychologischen Talenten ein wichtiger Sieg gelungen.

Der irrlichtelirende König, der Konsequenz die elendeste aller Tugenden zu nennen pflegte, ist auch den Briten nicht lange treu geblieben; in der Zeit des Krimkrieges ärgerte er sie, die ihn freilich schlecht genug behandelt hatten, durch seine deutlich wahrnehmbare Hoffnung auf Rußlands Sieg. Noch vierzehn Jahre nach der Taufreise aber, als endlich, allzu spät, die Psychose des redseligen

Monarchen erkannt worden war (der als junger Regent oft schon, mit blitzendem Auge, gerufen hatte: „Ich muß reden; es läßt mir keine Ruhe!"), noch 1856 übermannte in Frankfurt Herrn Otto von Bismarck die Wuth, wenn er von der Anglomanie des preußischen Hofes sprach. Sein Urtheil über England war, wie fast immer über Dinge, die sein Genieblick nicht nah und lange gesehen hatte, von beinahe bonapartischer Ungerechtigkeit. D'Israeli schien ihm damals nur ein jüdischer Dialektiker vom Range Stahls, die gerühmte Erbweisheit der Briten seit der Reformbill von 1832, die das Wahlrecht erweitert hatte, für immer verloren; er merkte nicht, daß nur die Fassade ein Bischen verändert, das oligarchische Wesen auch unter Victoria aber erhalten war, und meinte, der Bulle sei zwar noch stark, „wisse aber, seit ihm der Nasenring der Oligarchie abgenommen ist, nicht mehr, wo er hinstößt." Als Minister hat er die Unklugheit dieses Vorurtheils dann bereuen gelernt. Richtig war und blieb aber, was er an Gerlach schrieb, der ihn gefragt hatte, wie er über die „englische Heirath" des Prinzen Friedrich Wilhelm denke, die in Rußland arg verstimme: „Die Heirath mag ganz gut sein; das Englische darin gefällt mir nicht. Fürstliche Heirathen geben im Allgemeinen dem Hause, aus welchem die Braut kommt, Einflüß in dem anderen, in welches sie tritt; nicht umgekehrt. Das ist um so mehr der Fall, wenn das Vaterland der Frau mächtiger und in seinem Nationalgefühl entwickelter ist als das ihres Mannes. Bei uns wird britischer Einfluß in der stupiden Bewunderung des Deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirthen und Gerichtspräsidenten den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich jetzt schon gehoben, wenn ein englischer Jockey ihn anredet und ihm Gelegenheit giebt, the Queen's english zu radebrechen; wie wird Das erst werden, wenn die erste Frau im Land eine Engländerin ist! Ich wünschte jedenfalls, daß unsere Bewerbung zur Heirath etwas später erfolgte, nachdem England Gelegenheit gehabt hätte, die vielen Roheiten, die es in Presse, Parlament und namentlich in der Diplomatie gegen uns verübt hat, wieder in Vergessenheit zu bringen. Ein Privatmann würde nicht die Stirn haben, in einem Haus, wo er so unwürdig behandelt worden ist, ohne Weiteres um die Tochter anzuhalten." Diese Stimmung war in den Köpfen der besten Preußen entstanden,

während Friedrich Wilhelm mit dem schüchternen Eifer eines armen, oft gedemüthigten Verwandten um Britanias Gunst warb.

*

Der Christenschild, dessen Skizze Peter Cornelius mitten in der Riesenarbeit an seinen Kartons entwerfen mußte, hing in dem Zimmer des Knäbleins, dem sechzig Jahre danach in Westminster die Krone des Königs und Kaisers aufs Haupt gesetzt ward. Fromm hat der Anblick den kleinen Albert Eduard nicht gemacht. Die Koburger ließen den lieben Gott immer einen guten Mann sein. Und der Fürst von Wales war ein echter Koburger. Sein Vater war Leopolds Neffe, seine welfische Mutter die Tochter der Luise von Koburg, die dem Fürsten von Leiningen vermählt war. Dem schönen Prince Consort, der eher ein Lehrer als ein Vater gewesen zu sein scheint, mißlang der Versuch, mit seines Wesens Stempel den Sohn zu prägen. Gar zu langweilig korrekt; zu wenig im Stil altenglischer Lustigkeit. Pünktlich wurden im Elternhaus ehrbare Küsse getauscht, pünktlich die Staatsgeschäfte erledigt und pünktlich, wie eine Bill nach Westminster, kam der Klapperstorch in den Buckingham-Palast. Zu so kleinbürgerlich wohlanständiger Lebensart (Cleopold und seine Töchter bewiesen, daß sie nicht zum koburgischen Erbe gehört) hatte Vickys Aeltester keinen Blutstropfen in sich. Der wollte die süßen Wonnen eines Kronprinzendaseins ausschlürfen, als arbiter elegantiarum im Weltreich der Mode anerkannt sein und alle Lust bunter Abenteuerlichkeit genießen, die seit Heinzens tollen Tagen einem Britendauphin ziemt. Sankt Georg, Sankt Wellington und Sankt Albert konnten ihn nicht verleiten, Trübsal zu blasen. Lehrzeit für den Herrscherberuf? Unsinn! Der constitutionel cant herrscht: und den Schattenkönig lernt selbst der Unbegabte schnell spielen. Amusiren wollte er sich; liebte Roulette und Karten, herben Sekt und pfiffige Mädchen noch immer mit aller Zärtlichkeit, als er Sir John mehr schon als dem Prinzen von Eastcheap ähnelte; als seine Augen schon, die Fischaugen der Mutter, Glaskugeln gleich, in geräumigen Schädelhöhlen lagen und der nervus facialis unter Fettpolstern zu schlummern schien. Wir hörten ihn leben. Hörten von seinen galanten Händeln, seinen Kartentischgeschichten, seinem Verkehr mit fleckigen Spekulanten, die, so mußte man glauben, nur auf goldener Leiter zu solcher Höhe geklettert sein konnten. Der Türkenhirsch, der vom pariser Jockeyklub

abgelehnt worden war (und, um sich für die schwarzen Kugeln zu rächen, das Klubhaus gekauft und die Jockeys obdachlos gemacht hatte), war so oft sein Gast, daß Labouchere schreiben konnte, in Marlborough House gebe es kein Diner ohne Parfait au Hirsch. Jahrzehnte währte dieses geräuschvolle Leben, dessen Echo bis in den Gerichtssaal hineinhallte. Meist war Paris oder Monte Carlo der Schauplatz. Da war le Prince de Galles, den jedes Kind kannte, jedes Jüngferchen wie einen Oger anschmachtete, in seinem Element; da bestimmte er die Mode, lancirte Weiber und Pferde, schien zum Entzücken verrucht und kroch, wenn ihn die Lust juckte, in die schmierigsten Spelunken. Nicht fromm und säuberlich; doch wenigstens kein Heuchler. Und ists etwa leicht, so lange Kronprinz zu sein? Im Haus Victorias, die den Sohn von allen Staatsgeschäften absperrt, thatlos des vielleicht noch fernen Tages zu harren, der zu schöpferischer Arbeit ruft? Allmählich wurde auch dieser Modemonarch, dessen Vitalität allen Stürmen getrotzt hatte, müde; so träg und morsch, daß er die Mühe scheute, den an Europens feinsten Krippen gehätschelten Leib aus der Fetthülle zu schälen. Wozu sich noch anstrengen? Mama überlebt uns Alle. Rien ne va plus. Wenn die Polster weggeschafft sind, erwacht auf dem Grab des Vermögens am Ende gar die Begierde. Die Schürzenjagd hatte seinem Ruf nie ernstlich geschadet; das Geldbedürfniß des knapp gehaltenen Thronerben brachte ihn spät noch, als der Mutter die letzte Sonne schien, in schlimmes Licht. Wo er sich sehen ließ, schrien heisere Wuthstimmen ihm nach, er habe in Goldshares spekulirt, mit Rhodes, Milner, Beit das Vaalwasser getrübt, an der Vorbereitung des Jameson Raid mitgewirkt und durch seinen Eingriff die Untersuchung der Mächlereien zur Posse erniedert. Wahr oder falsch: bequem war es nicht, unter der Last solcher Anschuldigung auf den Thron des Reiches zu steigen, das einen zähen Bauernstamm nicht niederzuzwingen vermochte. Den dicken Herrn schreckte das Geraun nicht; ärgerten mehr die Spötter, die tuschelten, er sei made in Germany. Das konnte gefährlich werden. Flink also fort mit dem Vatersnamen, der an den kleinen deutschen Prinzen erinnert. Eduard: bei diesem Namen denkt der Brite des Königs aus der Baronetkriegszeit, der die Verwaltung organisirte, die Magna Charta bestätigte und das Fürstenthum Wales dem Angelngesetz unterwarf. Als Eduard der Siebente wurde der Baccaratprinz am Altar gesalbt. Und die Appendizitis warb ihm mitleidige Herzen.

Ueber seiner Wiege hing der Glaubensbekennerschild des berliner Gevatters. In den Krönungstuhl, auf dem König Edward des Priesters wartete, ward der Stein eingefügt, an den Jakob die Stirn lehnte, als er die gen Himmel führende Leiter sah. Ein frommes Gemüth mag wähnen, auf dem von solchen Reliquien umhegten Leben ruhe segnend die Hand des Herrn. Nüchterne Rationalisten werden sagen, der Umgang mit Geschäftsleuten habe den Kronprinzen die Kunst gelehrt, gute Geschäfte zu machen. Einerlei. Hans Lüderlich ist ein tüchtiger König geworden. Im ersten Jahr seiner Regirung schien er nur im ehrwürdigen Plunderprunk mittelalterlichen Hofceremonials zu leben; saß in seinem Palast, studirte Kostümwerke und suchte in alten Hofchroniken die Möglichkeit neuen Mummenschanzes. Das war nicht dumm (die victorianische Aera hatte der Schaulust nur karge Nahrung geboten), währte aber nicht lange. Das zweite Jahr brachte die Unterjochung der Burenrepubliken, den werthvollsten Erfolg, der dem verwöhnten Britenreich seit der Eroberung Indiens beschieden war. Und dann sorgte Eduard für sein Land wie ein Großkaufmann für seine Firma; erstrebte und erlangte Verbindungen, die Lohn verheißen, nützte die Schwächen oder Thorheiten der Konkurrenten aus und löste Engagements, von denen nichts mehr zu hoffen war. Manche Briten fanden, er regire zu viel, treibe eine persönliche Politik, die hart an Absolutismus grenze, und brauche einen Junius, der ihm sagt, daß die Verfassung Englands König nur schützt, wenn er ihren Geist nicht verletzt. Jeder Koburger stand einmal vor dieser Gefahr. Daß Eduards Wulstfinger behutsam die Drähte lenkten, war früh schon zu spüren. Doch hat nicht auch die alte Queen still ihre Fäden über Europa hingesponnen und, mochte Beaconsfield, Gladstone oder Salisbury ihr als Minister vorgesetzt sein, mehr Politik gemacht, als auf dem Festlande die Harmlosen ahnten? England ließ sichs gefallen, weil es Vortheil davon hatte, und wird sichs, trotz der Legende, Magna Charta sei in Großbritanien mächtiger als der mächtigste Mann, auch ferner gefallen lassen, so lange der Reichsprofit dadurch nicht geschmälert wird. Unter Eduard war die Bilanz so gut wie je in den fettsten Jahren des Insulargeschäftes. Egypten und Südafrika gesichert. Italien am Bugsirtau. Ein günstiger Vertrag mit Portugal abgeschlossen. In Asien der erwachsenden Großmacht verbündet. Der Streit um Neufundland geschlichtet.

Die zuverlässige, zu Opfern bereite Treue der Kolonien im Burenkrieg bewährt. Rußland ohne britischen Schwertstreich auf ein Menschenalter hinaus geschwächt. Für Indien nichts zu fürchten. Deutschland in Europa isolirt (der Dreibundspuk ängstet nur Kinder), in Afrika, dicht neben englischen Niederlassungen, die in ungestörtem Frieden gedeihen, Jahre lang zu schwerem Kampf gezwungen, in Ostasien wegen des Kreuzzuges und des Pachtvertrages von Mißtrauen umlauert. Und das für den Augenblick Wichtigste: die entente cordiale mit Frankreich, die, sobald den Briten solche Erweiterung nützlich schien, zur Verständigung mit Rußland führen konnte. Wie lange ists her, seit auf den Boulevards die Menge den alten Krüger umjauchzte, in allen beuglants von Montmartre die greise Liqueurkönigin und der arme Tommy gelästert wurden? Im Jahr 1905 verbrüderten in Portsmouth französische sich englischen Seeleuten und in der City las, zwischen Guirlanden und Trikoloren, der Wanderer die Huldigung: Gloire à la France! So, nach dem feinsten Industriesystem, macht man Geschäfte. Still, nach sorgsamer Disposition, mit kluger Ausnützung fremder Fehler, ohne ungeduldige Hast, ohne säumig die Konjunktur zu verpassen; so steigert man den Werth einer Firma und weckt in Konkurrenten dadurch den Wunsch nach einem Pool, einer Interessengemeinschaft, einem Bündniß. Eduard hat ziemlich wüst gelebt, aber in Paris, New York, London und Monte Manches kennen gelernt, was korrektere Prinzen nie sahen. Vergebens, sagt Goethe, „bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen: und ein Bild seines Charakters wird uns entgegentreten." Seine Thaten zeugen für Eduard. Trotzdem er aus Budapest abreiste, ohne den Spielpartnern die hohe Guldenschuld zu bezahlen, trotzdem er vorher und nachher mancher Nana sachkundig beim Tricotwechsel half und noch in den neunziger Jahren nur ein vieux marcheur schien, hat er sich als gescheiten Kaufmann entpuppt.

Mit Deutschland wollte er sicher in Frieden leben. Sohn eines Sachsenprinzen, Pathenkind eines Königs, Schwager eines Kronprinzen von Preußen, der einst die Krone der Deutschen Kaiser tragen sollte: warum also Zwist? Die Deutschen sind nette Leute. Der berliner Hochadel nimmts nicht einmal übel, wenn die Kronprinzessin auf Hofbällen für den Bruder fällige Spielschulden ein-

kassirt. Besonders liebenswürdig und ehrerbietig ist der Neffe Wilhelm. Ganz entzückt, wenn er in Cowes nicht distanzirt wird, den Admiralsrock bekommt oder im Piraeus unter der Flagge des Geschwaderchefs ein Stündchen der Britenflotte voranfahren darf. Zwar hat sein verheißender Zuruf die Buren in das Wagniß des Krieges getrieben; doch er hat den Fehler bald bitter bereut, Krügers Besuch abgelehnt und alles Erdenkliche gethan, um England zu versöhnen. Ein Bischen hitzig ist er ja noch; von rastloser Betriebsamkeit; möchte zeigen, daß er in allen Gebieten menschlichen Wollens heimisch ist, auf jedem Sattel zu reiten, die Widerspenstigen schnell zu bezaubern versteht. Junges Koburgerblut. Mit der Zeit wird auch er wohl ruhiger. Und schließlich braucht man die Deutschen: wirds einmal ernst, dann decken sie Englands wehrlose Flanke. Das war die Absicht. Wie kam es nun, daß schon in Eduards viertem Regirungjahr die Marineämter in Berlin und London die Weisung erhielten, für einen nahen Krieg zwischen Deutschland und Großbritanien zu rüsten?

*

Die Hoffnung, mit Schiffsgeschützen einen lästigen Konkurrenten aus dem Weg zu räumen, hätte den Kaufmannsgeist Eduards gewiß nicht leicht umgarnt. Trotzdem die Gelegenheit so günstig war, wie zwei Jahre vorher noch kein Brite sie zu träumen wagte. Rußland ohne Flotte, ohne jede Möglichkeit, dem Deutschen Reich gegen England wirksam zu helfen, ohne die innere Kraft, die zu einem Angriff auf die von Kitcheners Kriegstechnikergenie geschirmte indische Grenze nöthig wäre. Frankreich, die zur See zweitstärkste Macht, dem Inselvolk befreundet, für den Fall eines britisch-deutschen Krieges sicher sogar verbündet. An Zahl und an Qualität der Gefechtseinheiten ist Englands Flotte unserer heute noch so überlegen, daß wir den Kampf nicht wagen könnten, auch wenn wir unsere Kolonien besser geschützt wüßten. Ein für Industrie, Technik und Handel ungewöhnlich begabtes, fleißiges, auf reichem Boden lebendes und billig arbeitendes Volk von sechzig Millionen Menschen ist auf die Länge aber nicht dadurch unschädlich zu machen, daß man ihm seine Schiffe zusammenschießt oder in die Luft fliegen läßt. Das sieht jeder Großkaufmann ein; und keiner würde sein Geld in ein so kurzsichtiges Geschäft stecken. Konkurrenz ist zu ertragen; unerträglich nur stete Geschäftsstörung.

Und Eduard fand, daß Deutschland ihm sein Geschäft störe. Deutschland? Eigentlich thats der Deutsche Kaiser. Die der selben Familie Angehörigen kritisiren einander selten mit dem Gleichmuth des kühlen Richters. Der Onkel ärgerte sich über den Neffen, der Sohn über den Enkel des Koburgers; und die Worte, die hin und herflogen, klangen Dem, der sie auffing, nicht gerade mild. Was will denn our William? Welche Pläne birgt er in seiner Seele? Daß wir uns zu günstigen Bedingungen mit den Franzosen verständigt haben, kann er, ders auch längst thun möchte, uns doch nicht verargen. Seitdem aber, seit die entente cordiale ans Licht kam, ist er schlecht auf uns zu sprechen; und wir hatten an Guirlanden und Kränzen für ihn doch nicht gespart. New departure? Gehts jetzt wieder ostwärts? Wirbt der unzärtliche Verwandte im Dunkel der Mohammedanerwelt, in Washington, in den skandinavischen Königreichen wider uns Bundesgenossen? Soll Frankreich mit Waffengewalt niedergeworfen oder durch deutliche Drohung gezwungen werden, uns den Rücken zu kehren? Niemand weiß es; aus jedem Botschafterbureau kommt eine andere Version. Kein Tag ohne Ueberraschung. Gestern eine fast kriegerisch klingende Rede, heute ein unerwarteter Besuch, morgen vielleicht eine Friedensverkündung. Lui, toujours lui. Das fällt auf die Nerven. Noch fehlt all den dialektischen Spielen die Pointe, den Worten noch immer die That. Soll man sie aber in müßiger Ruhe erwarten? Wer nicht zu berechnen vermag, wie morgen der Markt aussehen, welche Waare angeboten und welche verlangt werden wird, kann kein ersprießliches Geschäft machen. Deutschland braucht fruchtbares Land und baut Schiffe, um es zu erobern; wahrscheinlich von uns, mit amerikanischer, französischer oder russischer Hilfe. Mit solchen Möglichkeiten kann man sich abfinden; nur dürfen nicht immer neue auftauchen, darf es nicht dahin kommen, daß die Furcht vor jähem Wetterwechsel jede bedächtige Vorsorge lähmt und der Staatsgeschäftsmann früh und spät vor Improvisationen zittern muß, die seinem Planen die Grundmauer der Tatsachen zerbröckeln. Wars nicht ein preußischer Offizier, der, vor fast hundert Jahren, gegen die Willkürherrschaft des Korsen sich mit dem Schlachtruf erhob, lieber als endloser Schrecken müsse dem Tapferen ein Ende mit Schrecken sein? So ungefähr hat Eduard gesprochen, geschrieben; und leider in allen Zonen des alten Erdtheiles Gehör gefunden.

Als einen „recht wohlerzogenen, durch seinen Vater etwas erschreckten jungen Menschen“ hat Chlodwig Hohenlohe den achtzehnjährigen Fürsten von Wales geschildert. Der Vater war, seit er, mit einer die besten Deutschen beschämenden Flinkheit, auf offenem Markt sich seiner Nationalität entkleidet und den Britenleun mit Schmeichelreden gefüttert hatte, zu politischer Macht gelangt; trotz eiferndem Mühen aber dem Volk nicht ein Liebling geworden. Auch die in Europa regirenden Häupter blickten meist mißtrauisch auf den hochmüthigen Schulmeister. Der, raunte die Hoflegende, ist gar kein richtiger Koburger; seine Mutter, Luise von Sachsen-Gotha (von der sein Nominalvater, Herzog Ernst der Erste von Sachsen-Koburg und Gotha, sich sieben Jahre nach Alberts Geburt scheiden ließ), hatte sich bald nach der ersten Entbindung einem jüdischen Theatermenschen geschenkt; und als für Victoria von Großbritanien ein Mann gesucht wurde, empfahl Onkel Leopold gerade deshalb, nicht Ernst, sondern Albert, den jüngeren Bruder des koburgischen Thronfolgers, zu wählen. „Victoriens Mutter ist eine Koburgerin; zu viel Blut der selben Sorte verdirbt uns die Rasse: also lieber den Sprößling d'un autre canapé ins schwere Amt des Prinz-Gemahls lootsen.“ Klatsch? Je hastiger Albert sich entdeutschte, desto lauter sprach Englands alter Adel von semitischer Anpassungfähigkeit; und wenn Albert Eduard die Hirsch, Rothschild, Cassel, Beit begünstigte, hieß es: „Die Abstammung verleugnet sich nicht.“ Zwischen Vater und Sohn ist es nie zu wirklicher Intimität gekommen. Daß Mama, die für ihre battenbergischen Hätschelkinder stets eine offene Hand hatte, ihrem Aeltesten niemals auch nur mit einer Guinee aus der Klemme half, war gewiß auch eine Folge der Erziehunglehre, die der kleindeutsche Pedant nach Windsor gebracht hatte. Der Fürst von Wales ist, mit einer Jahreseinnahme von ungefähr zwei Millionen Mark, besser gestellt als andere Kronprinzen. Für Einen, der gern spielt und hohen Einsatz wagt, reichts natürlich nicht aus. Berty kam oft in Verlegenheit und aus solcher Noth in manche Freundschaft, die er sonst wohl gemieden hätte. Nach der déveine im budapester Klub mußte Franz Joseph, um den Skandal zu ersticken, tief in die Tasche greifen. Dennoch blieb Berty drinnen und draußen beliebt. Warum soll er nicht, so lange sein Lämpchen glüht, sein Leben genießen? Er hat echt englischen Menschenverstand, läßt sich nie auf einem

Taktfehler ertappen, weiß genau, wann er sich feierlich, wann zwanglos zu geben hat, und ist ungemein liebenswürdig. Für einen bedeutenden, auch nur für einen politisch weitsichtigen Mann hielt ihn kaum Einer. Noch den vom Erfolg gekrönten König durfte man in der Fürstensphäre nicht allzu hitzig rühmen: sonst antwortete ein ironisches Lächeln. „Ein alter Spieler, der, weils ihm nicht an den Kragen gehen kann, nicht leicht die Ruhe verliert. Ohne andere Leidenschaft. Seit ihm Spiel und Sport keinen Spaß mehr macht, auch für einen im Purpur Thronenden nicht passend scheint, muß Diplomatie ihm das Vergnügen rüstigerer Jahre ersetzen. Irgendein politisches Programm hat er nicht. Der Neffe hat ihn durch schroffe, schnell über den Kanal getragene Worte über Weiber- und Kartengeschichten verletzt, durch olympisches Wesen geärgert. Den will er schlagen. Wenn diese Partie gewonnen ist, zieht er sich wieder ins behagliche Wohlleben des Feinschmeckers zurück." Bis ins Jahr 1905 wurde so geurtheilt. Seitdem nur noch von unzulänglich Informirten oder Voreingenommenen. Der König, der dem Botschafter Paul Cambon gegen jede Gefahr Beistand zusagte und Sir Donald Mackenzie Wallace als seinen Vertrauensmann (und Instruktor Nicolsons) nach Algesiras sandte, der zwischen Tokio und Petersburg, Tokio und Washington klug und leis vermittelte, hatte selbst dem sprödesten Zweifler den begründeten Anspruch auf den Titel eines Staatsmannes erwiesen.

Ohne Programm? Als ein von Roms Zauber geblendeter Deutscher Kaiser vor Mailand stand, fragte Johannes von Salisbury, der in Frankreich erzogene Scholastiker und Sekretär des Kanzlers Becket: Quis Teutonicos constituit judices nationum? Deutschland darf nicht Weltrichter sein, nicht, wie Wilhelm verlangt hat, an jeder Entscheidung mitwirken, nicht einmal auf dem europäischen Festland die Hegemonie haben: Das war Eduards Programm. Dem hat er Anhang gesucht und gefunden. Wer ihn als gewandten Routier von großer Erfahrung und nützlicher Personalkenntniß hinstellt und ihm den Schöpferkopf abspricht, unterschätzt den King. Die wichtigsten Wendungen neubritischer Politik waren das Werk seines Willens: die Verträge mit Japan und mit der Französischen Republik. Um sie schließen zu können, mußte er das Vorurtheil seiner Landsleute sacht überwinden; den Rassestolz der Weißhaut, die sich aus verächtlichem Ekel von dem Farbigen weg-

wendet, und den schwerblütigen Ernst des Angelsachsen, der in dem Franzosen lange nur einen brauchbaren Modisten und amüsanten Windmacher sah. Das ist ihm gelungen. Die Wurzeln unserer Kraft, sprach er zu den Treusten, sind gefährdet; wollt Ihr sie schützen, den Vorsprung unseres Handels, die Seeherrschaft unserer Flotte, das Uebergewicht in den islamischen Ländern sichern, dann müßt Ihr Euch ins Unvermeidliche schicken und die gestern von oben herab Angesehenen morgen zu Bundesgenossen küren. Kalifornien und die Amurprovinz, Tongking und Madagaskar sind von den Japanern bedroht; und wer heute Frankreich hat, kann morgen Rußland haben. Wollt Ihr warten, bis Beide von unserem Todfeind umgarnt sind? Nein. Die Angst, von Deutschlands Gnade abhängig zu werden, scheucht in die Gemeinschaft mit den Männern von Nippon und Lutetia. So entstand Eduards antideutscher Trust. Im europäischen Südosten blieb ein Loch, im Westen eine schwache Stelle. Oesterreich-Ungarn wollte sich nicht von Deutschland trennen, Frankreich nicht dem ersten Feuer deutscher Geschütze ausgesetzt sein. Das war die Sorge der letzten Jahre. Oesterreich sollte durch den im Monat der Annexion zusammengebündelten Zorn eingeschüchtert und aus gefährlicher Sozietät gedrängt werden. Dann konnte der king-peacemaker den Deutschen, zunächst noch ohne Antastung des Frankfurter Friedens, die Franzosen versöhnen. Wie wärs mit einer anatolischen Entschädigung für den Ansehensverlust, den Marokko gebracht hat? Dann gerathen, ehe der Weiße Zar wieder mit starker Hand nach dem Bosporus langen kann, in Südosteuropa die Dinge in Fluß. Eine deutsche Parzelle in Anatolien: das beste Mittel, dem Reich Wilhelms, vor dem Auge der Mohammedaner, den Nimbus uneigennütziger Freundschaft zu nehmen, die drei Kaiserreiche einander zu entfremden, Britanien und Rußland in gemeinsamer Eifersucht noch fester zu verbinden. Und ist Frankreich versöhnt, dann kann Deutschland von ihm nicht die Kosten verlorener Seeschlachten eintreiben. Ein von verschmitzter Spielkunst ersonnener Plan, der mit dem Temperament und den Nerven eines bestimmten Partners rechnet. Der aber rückt nun seinen Stuhl plötzlich vom Tisch weg. Im November 1908 entschließt Wilhelm sich, nicht mehr Geschäftsführer des Reiches zu sein. Mit dreiundsechzig Millionen deutscher Menschen ist nun zu rechnen. Die werden, wenns nicht anders sein kann,

das Schwert ziehen; selbst wenn das Eisen nur bestimmt scheint, Oesterreichs bosnischen Schmerz zu heilen. Rußland kann nicht, Frankreich will nicht fechten. Franz Joseph hat Eduards Wunsch, in Berlin die Kontingentirung der Seemacht zu empfehlen, die Erfüllung versagt („Ich weiß, daß ich mir heute einen Feind gemacht habe, aber ich konnte nicht anders") und in genirter Haltung sitzen, mit umdüsterter Stirn, die Kaiser von Oesterreich und von Indien in der ischler Villa bei dem Mahl, an dessen Schluß Macédoine de fruits en petits verres aufgetischt wird. Auch im marienbader Hotel Weimar verdarb die Hexe Politik dem dicken König ein Essen; und Herr Clemenceau, der Gast Seiner Majestät, wurde beim Kaffee auf dem Balkon so lebhaft, daß die Zuschauer merkten: da oben wird ein Antrag abgelehnt. Rien ne va plus. Was nützt den Briten das dichteste Bündnißgesträhn, wenn keiner der Verbündeten auf dem Festland für sie kämpfen will? Eduard preßt den Leib in die Uniform der Gardedragoner und fährt (endlich) mit seiner Frau nach Berlin. Der Sonderzug hält vor der Bahnhalle, der ganze Hof muß sich in Trab setzen, um die hohen Gäste nicht zu lange ohne Willkommensgruß zu lassen, Galakutschenpferde scheuen und bäumen sich, die Kaiserinnen Alexandra und Auguste Victoria müssen auf offener Straße in einen anderen Wagen umsteigen, dessen Lenker dann nicht weiß, vor welches Schloßportal er fahren soll. Doch Eduard lächelt und tröstet den von Wilhelms Spott derb gezausten Oberstallmeister Freiherrn von Reischach. Geht ins Rathhaus, giebt sich artig, klug, taktvoll und einfach; und sagt so ruhig, als könne kein Mensch an der Aufrichtigkeit seines Wollens zweifeln, er strebe nach einem guten, herzlichen Verhältniß zu Deutschland. Im Schloß meidet er jedes politische Gespräch; läßt nur in der Abschiedsstunde den Satz von der Lippe, Deutschlands Flottenbau sei, bei dem schnellen Wachsthum seines Ueberseehandels, begreiflich und kein Grund zur Feindschaft. Die Deutschen scheinen nicht unversöhnlicher als die Buren, die ihm den größten Randdiamanten geschenkt haben. Und in der Wilhelmstraße wird just der Vertrag unterzeichnet, der ihnen Marokko sperrt.

Daß der lange vergebens Erwartete gerade den Tag, der einer zwiespältigen und drum kraftlosen Politik das papierne Denkmal gab, in Berlin verlebte, war sein letzter Witz. Seit er nicht mehr gegen Wilhelm spielen konnte, hat er keinen neuen Stich gemacht.

*

Im Buckingham-Palast, wo die Wehmutter ihn dem Schoß Victoriens entbunden hatte, ist er gestorben. Daß sein Name an die traurigsten Tage neudeutscher Geschichte erinnert, darf uns nicht verleiten, ihn gering zu schätzen noch gar zu schmähen. Britaniens Vortheil hatte er, nicht Deutschlands, zu wahren. Und für sein Land hat er viel erwirkt. Versöhnung der Buren, Friede von Portsmouth, Algesirasakte, franko-deutscher Vertrag vom neunten Februar 1909; anglo-japanisches, franko-britisches Bündniß, anglo-russische Verständigung; Renaissance der turko-britischen Freundschaft. Auf solchen Ertrag neunjährigen Regentenlebens durfte er stolz sein. Auf höheren freilich kaum noch hoffen. Daß in Marienbad, wo er mit Franz Ferdinand und Aehrenthal plaudern, in Ischl, wo er dem Kaiser zum achtzigsten Geburtstag gratuliren wollte, diesmal gelungen wäre, was zweimal, unter einer für England günstigeren, für Oesterreich ungünstigeren Konstellation, mißlungen war, klingt nicht sehr glaublich. Seit der Kampf gegen das Vetorecht des Oberhauses begonnen hat und die liberale Regierung sich nur noch künstlich, mit irischer und sozialistischer Hilfe, hält, ist Britanien gelähmt (und deshalb der Erdball so ruhig wie ein von alten Karpfen und Schwänen bewohnter Schloßteich, dessen Frieden kein Hechtjüngling stört). Diese Reichskrankheit hätte auch Eduard nicht zu lindern vermocht. Er kannte Englands Geschichte und wußte, daß er nicht wagen dürfe, für oder gegen die Lords Partei zu nehmen. Das Inselreich unfähig zu jeder ernsten Aktion. Der Spielgegner, an den er gewöhnt war, nicht mehr von der Partie. Der König fand sein Leben langweilig und ging ins Ausland. Sollte er den Sieg der Konservativen wünschen? Die brachten (außer Lansdownes Eifersucht, die entschlossen schien, königliche Ingerenz abzuwehren) die Forderung der Tarifreform ins Kabinet. Und Eduard war überzeugt, daß Deutschland die Einführung britischer Schutzzölle mit der Kriegserklärung beantworten werde. Ließ sichs nicht ausreden; trotzdem Wilhelm laut protestirte und eines Tages sogar durch den Mund Alfreds Beit in London melden ließ, das Deutsche Reich denke nicht daran, einer Großmacht den Uebergang in ein Handelssystem zu wehren, das es vor dreißig Jahren selbst für sich gewählt habe. Worte, sprach der Onkel mit listigem Lächeln, sind keine Bürgschaft gegen Lebensgefahr. Vor Rußlands Genesung und vor der deutsch-französischen Versöhnung konnte er keinen Krieg wünschen (denn England hätte auf dem Kontinent keinen De-

gen, Deutschland in West und Ost Geiseln gehabt). Die Vernichtung der deutschen Flotte, die Besetzung der deutschen Kolonien schien allenfalls möglich; noch nicht die bewaffnete Intervention, die dem Deutschen Reich die Grenzen schließen würde. Dem Sieg, der die Deutschen schwächen, nicht in Ohnmacht pferchen konnte, folgt rasch die Vorbereitung zum Rachefeldzug; und ein Jahrhundert steter Kriegsgefahr kann das Weltclearinghouse nicht ertragen. Wenn auf die Leute im fatherland nicht durch Schmeichelrede und Einschüchterung, durch Finten und Bluffs zu wirken ist, wird der Fall schwierig; muß man versuchen, auf geradem Weg mit ihnen ins Reine zu kommen. Doch sie zaudern immer wieder vor dem Entschluß; ihr Tirpitz fordert immer neue Fristverlängerung; und Sir Ernest Cassel kann schließlich auch nur berichten, daß der Kaiser von dem Kontingentirungplan nicht mehr so abgeneigt ist wie im Jahr 1908, als er Hardinges Fühlfäden im Taunus mit rauher Hand zerriß. Im Großen ist also nichts zu vollbringen; und was im Kleinen anzufangen war (Bagdadbahn, Euphrat-Tigris, Abessinien), ist längst geleistet. Eduards Arbeit war gethan. Seine Fortuna wurde alt und runzelig. Er ist nicht zu früh gestorben.

Er hat einen neuen Monarchentypus geschaffen. Den König, der die Kundschaft besucht, den Konkurrenten die Hölle heizt und von jeder Reise einen münzbaren Geschäftsabschluß heimbringt, hatte man bis ins Jahr 1902 nicht gekannt. Eadweard: so hießen die Angelsachsen einst den Verwalter des Gemeinbesitzes. Edward hat seinem Namen Ehre gemacht; hat das Nationalvermögen gehütet und gemehrt. Einen emsigeren Handlungreisenden, einen tüchtigeren Kaufmann gab es im weiten Gebiet des Vereinigten Königreiches nirgends. Die Krone setzte er nur auf, wenns durchaus sein mußte. Er hatte mit Menschen aller Rangklassen, Stände, Berufsarten verkehrt, sich oft durch Fährniß, die Kronprinzen sonst erspart bleibt, gewunden, Geldhändlern und Industriekapitänen nicht nur die Alltagskniffe abgeguckt und die Welt aus dem Auge des wohlhabenden Gentleman betrachten gelernt. Fand sich überall schnell zurecht. Ob er mit dem schwerfälligen Selbstherrscher Alexander oder mit dessen wandelbarem Sohn, mit Inderfürsten oder mit Yankees, mit dem hitzigen Delcassé oder mit dem witzigen Clemenceau zu thun hatte: immer traf er den richtigen Ton. Konnte majestätisch wie ein alter Hispanierkönig und bummellustig wie der skrupelloseste Pariser sein. Natürliche Liebenswür-

digkeit und sicheres Taktgefühl halfen ihm vorwärts. Und keine der Fesseln, die den im Purpur Geborenen an die Ehrwürde überlieferten Brauches binden, umschnürte ihm die Gelenke. Daß sein zweiter Sohn (der jetzt König und Kaiser ist) eine Unebenbürtige zur Frau nahm, sah er ohne Groll. Nur nicht veralten; wer in schimmelndem Plunder regirt, wird nicht viel ausrichten. Das Imperatorische versteht sich, wie das Moralische, von selbst; bleibt hübsch einfach; der Mittelschicht moderner Menschheit nah; und spart die Ceremonien für die hohen Staatsfeiertage. Sein Land hat Eduard redlich geliebt und seines Landes Vortheil auch im Gewölk stets klar erkannt. Keinen Landsmann je gekränkt, keine Klasse oder Partei zu Unmuth noch gar zu Haß gereizt. Und nie ein Verdrußfältchen gezeigt, wenn auf dem Rennplatz, bei der Regatta, am Spieltisch ein Anderer reichere Beute eingeheimst hatte.

Ein Glücklicher. Seit er der engen Kinderstube entwachsen war, hat er sein Leben genossen. Das sahen die Briten gern. Ein mürrischer Knicker wäre nicht ihr Mann gewesen. Prinz Berty, der gut aß, gut trank, sich beim Derby und Golf vornan hielt, die Saisonmode bestimmte, gefiel ihnen; daß er ein Bischen hastig hinter den Schürzen her war und sich mit schmierigen Leuten manchmal zu tief einließ, dünkte sie kein Unglück. Er zog den Kopf ja immer noch zu rechter Zeit aus der Schlinge: und gab dem fröhlichen England dann neuen Anlaß zu munterem Schmunzeln. Der älteste Sohn starb ihm. Der wäre, mit häßlichen Wesenszügen, nie ein guter König, dem Vater auch nie eine Freude geworden. Seitdem hat kaum je noch eine Wolke den Himmel des Kronprinzen verhängt. Als König schritt er durch Glanz und Wonnen. Schob den feisten Leib nie vor das Gitter, dessen Stäbe die Verfassungschützer mißtrauisch bewachen. Schien nur seinem Vergnügen zu leben und mehrte durch Arbeit, die er den Blicken barg, dennoch den Reichsbesitz. Spendete den Landsleuten neue Sportfreude: die Lust an dem Kampf zwischen Onkel und Neffen. Die populärste Gestalt im Weltreich. Dem Liebenswürdigen, der sich im Nothfall selbst ohne Schonung bespöttelte, konnte auch der von ihm Geschädigte nicht lange zürnen. Als neuer Gewinn in naher Zeit nicht mehr zu hoffen war, legte Eduard sich hin und starb; nach kurzen Stunden sanften Schmerzes. Er hat das Leid unfruchtbaren Trachtens nicht erlebt. Ein Glücklicher. Den an jedem dunklen Tag der Britengeschichte die Sehnsucht des Volkes zärtlich zurückwünschen wird.

Angebot, Nachfrage und Preis.

Die Professoren Conrad, Brentano, Schmoller und ihre Anhänger vertreten heute noch die Theorie: Der Preis einer Waare wird bestimmt durch Angebot und Nachfrage. Ist dieser Lehrsatz der Schulmeinung richtig?

Unzweifelhaft war er einmal richtig. Der ältere englische Nationalökonom Gregory King, der in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gelebt hat, erbrachte wohl zuerst den Ziffernnachweis, daß die Veränderungen der Getreidepreise in geometrischer Progression einer umgekehrten Veränderung der zugeführten Getreidemengen in arithmetischer Progression sich anschließt. Diese „Kingsche Regel" ist von dem bekannten englischen Preisstatistiker Took nachgeprüft und richtig befunden worden. Sie stand deshalb früher in hohem Ansehen. Aber (man darfs nicht vergessen) da war noch die Zeit der alten Stadtwirthschaft. Die Bauern des umliegenden Kreises führten damals auf ihren Wagen die Früchte ihres Fleißes zum Verkauf nach der nächsten Stadt. Auf dem Marktplatz die angelangten Wagen zu zählen, war leicht. Man kannte auch genau die Größe des laufenden Bedarfes. Nehmen wir an, sie sei gleich 100 Wagen gewesen. Wenn nun nur 90 Wagen zugeführt waren, so stieg der Preis nach King um 30 Prozent. War die Zufuhr um 10 Prozent über dem Bedarf, so fiel der Preis um 30 Prozent. Das war die Zeit, wo im Süden und Westen Deutschlands um Martini (elften November) durch „gute Männer" nach dem Verhältniß des Ausfalles der neuen Ernte zum Jahresbedarf der „Martinischlag" als Normaltaxe für das laufende Erntejahr „gesetzt" wurde. Dazu kamen marktpolizeiliche Taxen und Zölle, die sich manchmal bis zur Grenzsperre und zur staatlichen Getreideeinfuhr steigern konnten. Die Mitwirkung des spekulativen Privatkapitals an der Preisbildung war ausgeschlossen. Das „Anschütten" wurde für das erste Mal mit Konfiskation, im Wiederholungfall „mit dem Strang" bestraft.

All diese Verhältnisse sind von Grund aus umgestaltet worden. Die alten stadtwirthschaftlichen Kreise haben sich durch unsere modernen Verkehrswege in das gewaltige Getriebe des Weltmarktes eingegliedert. Von den alten marktpolizeilichen Schranken mit harten Strafen sind nur noch bescheidene börsenrechtliche Be-

stimmungen mit statistischen Anschreibungen und die Zölle an den Landesgrenzen geblieben. Die Betheiligung des spekulativen Privatkapitals an der Preisbildung auf dem Markt ist vollkommen freigegeben und hat einen früher ungeahnten Umfang angenommen. Während in der alten Zeit bei primitiver Technik der jeweilige Ernteausfall, also auch die Nachfrage in der Hauptsache von der Witterung, also von der Natur abhängig war, greift heute die internationale Bankwelt mit vielen Milliarden alljährlich in die Verhältnisse der Produktion und Konsumtion ein. In jungen Kulturländern werden Millionen von Hektaren fruchtbaren Landes dem Anbau zugeführt, nachdem vorher die fehlende Bevölkerungmasse durch internationale Wanderungen beschafft worden ist. In alten Kulturländern werden durch Börsengründungen und Landflucht neue gewaltige Industrien ins Leben gerufen. In beiden Fällen sind Angebot und Nachfrage nicht mehr etwas „Natürliches“, sondern etwas von der privaten Gewinnsucht „Gemachtes“. Schon deshalb ist ausgeschlossen, daß dieses „freie Spiel der Kräfte“ mit der „natürlichen Preisbildung“ identisch sei. Jeder weitere Einblick in unsere Marktverhältnisse kann diese Auffassung nur bestätigen.

Heute kann kein Mensch übersehen, welche Waarenmengen täglich auf dem Weltmarkt angeboten und gefordert werden. Deshalb kann auch Niemand wissen, wie groß heute auf dem Weltmarkte Angebot und Nachfrage ist. Also ist es doch wohl unmöglich, daß danach die täglichen Marktpreise sich bestimmen. Dieser scharfe Gegensatz zwischen dem alten Lokalmarkt und dem modernen Weltmarkt bringt es mit sich, daß heute so allgemein an die Stelle der persönlichen Information an der Waare selbst die „Nachricht über die Waare“ getreten ist. Die Gesammtheit der Nachrichten bildet die Marktmeinung. Und diese Marktmeinung in Verbindung mit den Aktionen des spekulativen Privatkapitals bestimmen den Marktpreis.

Dieser maßgebenden Stellung der Marktnachrichten entspricht die heutige Ausbildung des Nachrichtenverkehrs auf unseren Hauptmärkten. An der Getreideterminbörse in Chicago werden täglich durch 250 Telegraphenapparate etwa 15 000 Börsentelegramme expedirt. Und dieser Nachrichtendienst arbeitet so rasch, daß in nicht ganz sechs Minuten eine telegraphische Anfrage von der Börse in Chicago nach der Börse in Liverpool aufgegeben und die Antwort von Liverpool an der Börse in Chicago wieder empfangen werden kann. Die führende Firma Armour Grain Co. in Chicago besitzt ihr eigenes ausgedehntes Privattelegraphennetz

(dessen Selbstkosten sich durch die Einführung der marconischen Funkentelegraphie um über 800 000 Mark pro Jahr vermindert haben). Solche Aufwendungen für den Nachrichtendienst können nur vereinzelte Firmen machen. Die sind dann, kraft ihrer Herrschaft über die Marktnachrichten, auch die „Führer". Die übrigen Marktinteressenten sind die „Geführten", auch „Mitläufer", „Hammelheerde" oder „ahnunglose Engel" genannt. Deren Marktmeinung bildet sich meist aus den Nachrichten, welche die „Führer" für sie produziren. Daß hierbei die privaten Geschäftsinteressen der Führer maßgebend bleiben, ist selbstverständlich. Während des Leiter-Corners in Weizen (Mai 1898) war, wie ich in meinem „Lehrbuch über die Preisbildung für Getreide" nachgewiesen habe, die Statistik der sichtbaren Weizenvorräthe in Nordamerika um mindestens 10 Millionen Bushels gefälscht. Um diese Mengen waren die Vorrathziffern in den Monaten Mai, Juni und Juli 1898 künstlich erhöht. Und dieser Betrag wurde dann im Herbst 1898 aus den größeren Zufuhren der neuen Ernte wieder „gutgemacht". In den Jahren 1893, 94 und 95 war die Welt so von der Nachricht über eine „riesenhafte Ueberproduktion in Getreide" erfüllt, daß die Masse der Produzenten diese Mittheilung für „wahr" hielten. Und unter der allgemeinen Herrschaft dieser daraus sich ergebenden „Marktmeinung" fielen die Weizenpreise immer tiefer. In Wahrheit hatte das neue landwirthschaftliche Konkurrenzland Argentinien 1894 nur 1 Prozent der Weltweizenernte neu auf den Markt geworfen; im Ernst konnte also gar nicht von einer „riesenhaften Ueberproduktion in Weizen" gesprochen werden. Aber in einer Zeit, in der an die Stelle der „Waare selbst" die „Nachricht über die Waare" getreten ist, wirken auch ganz falsche Nachrichten auf die Preise. Später werden sie freilich als falsch erkannt. Aber auch auf dem Markt hat nur die unmittelbare Gegenwart Recht. Für das „Gewesene" giebt die Börse nichts.

Aus diesem charakteristischen Verhältniß der „Führer" zu den „Geführten" ergeben sich wichtige Konsequenzen. Bei der geltenden fast völligen Freiheit in der Bethätigung des spekulativen Privatkapitals haben „Vorrath" und „Bedarf" viel von ihrer Bedeutung für den Verkehr verloren. Die Lage des Effektivmarktes entscheidet nur, ob die Hauptrichtung der Preisbewegung steigend oder fallend ist. Wie sehr sich dann die Preise, à la Hausse oder à la Baisse, verändern, ist so ganz von der Spekulation abhängig, daß die lakonische Fassung der offiziellen Marktberichte lauten kann: „Die Nachrichten gehören der Hausse, aber der Markt gehört der Baisse." Das sind dann die Zeiten, in denen die „ge-

schorene Hammelheerde" muthlos geworden ist. Nicht die Thatsache, daß man Etwas zu verkaufen oder einen bestimmten Bedarf zu decken hat, bestimmt heute die Preise, sondern die ganz andere Thatsache, daß man durch eine spekulative Betheiligung „Geld verdienen" will und kann, bringt die den Preis bildenden Umsätze in Bewegung. Diese rein spekulativen Umsätze erreichen bei einzelnen Waaren 95 bis 96 Prozent aller Umsätze. Daß dabei das größere Geschäft das kleinere beherrscht, ist natürlich. Wenn aber ein Markt in solchem Umfang von der Spekulation beherrscht wird, dann gelten für ihn nicht mehr die Grundsätze von Angebot und Nachfrage in Waare, sondern nur noch die Grundsätze der Spekulation. Diese müssen wir näher betrachten.

Für jeden Spekulanten ist es nicht gut, zu viele Gesellschafter zu haben. Deshalb liegt jedem „Führer" viel daran, den Schwarm der „Mitläufer" über ihre „wahren" geschäftlichen Absichten möglichst im Dunklen zu lassen. Falls sie dennoch davon erfahren haben, werden sie von Zeit zu Zeit „abgekehrt". Das geschieht dadurch, daß man öfter aus der Hausse in die Baisse und dann wieder in die Hausse übergeht. Der moderne Kardinalsatz lautet: „Man muß immer auf der Gegenseite der Hammelheerde stehen." Erst durch diese spekulativen Käufe und Verkäufe wird den „Führern" im Markte möglich, den Idealzustand zu erreichen, nach dem alle großen Spekulanten streben und von dem die Marktberichte sagen: „Der Markt ist eines Mannes Markt." Dann muß natürlich die Gegenpartei zahlen, „was sie tragen kann". Der Markt der guten alten Zeit, in dem Angebot und Nachfrage unter Ausschluß des spekulativen Privatkapitals den Preis bestimmte, kannte den Begriff des „gerechten Preises". Umfassende nationalökonomische und juristische Untersuchungen sind damals diesem Begriff gewidmet worden. Die Nationalökonomie der Gegenwart hat diesen Begriff ganz verloren. Man kennt nur den „Tagespreis des Marktes". An die Stelle des menschlichen Empfindens der „Gerechtigkeit" ist das rein formelle Recht mit der „Usance" getreten, die wieder von den „Führern" formulirt wird. Dieses Börsenrecht ermöglicht erst, daß Käufe und Verkäufe „verschleiert" werden. Gefälschte Nachrichten bewirken solche Käufe und Verkäufe in großem Umfang. Und damit hat der Marktverkehr eigentlich aufgehört, ein ehrliches Geschäft zu sein, das sich unter Gottes Sonne offen abwickelt. Nur die Zahlungverpflichtungen aus diesem Geschäft müssen streng eingehalten werden. Von der alten Pflicht des Handels, Produzenten und Konsumenten vermittelnd zu dienen, ist keine Rede mehr.

Die Zufriedenheit des Volkes wird durch diesen Rechtszustand nicht gefördert. Bald klagen die Konsumenten über Brot- und Fleischnoth, bald die Produzenten über allgemeine Nothlage. Im zweiten Fall wird den Landwirthen gesagt, daß die Ueberproduktion daran schuld sei, gegen die es nur ein Mittel gebe: Einschränkung der Produktion. Und den Konsumenten sagt man wenige Jahre früher oder später, die hohen Preise, die den unersättlichen Agrariern bezahlt werden, seien schuld. Das Ende von diesem Leid ist der Klassenkampf zwischen den Konsumenten und Produzenten. Aber auch im Börsenreich ist nicht Alles einig. Der Gegensatz zwischen den „Führern" und den „Geführten" ist fast niemals ganz verdeckt. Und wenn der Groll der „geschorenen Hammelheerde" Gelegenheit findet, sich an einem „Führer" zu bethätigen, dann gehen die Börsenbesucher unbedenklich zum Faustrecht über, wie jüngst erst der nordamerikanische Großspekulant Patten an der Baumwollbörse in Manchester erfahren hat. Herr Patten quittirte mit der Erklärung, in Manchester lasse der Bildungfortschritt der Börsenbesucher noch sehr viel zu wünschen übrig.

Die Freiheit der Spekulation hat uns viel unruhigere Preislinien gebracht, als wir sie früher, vor der Herrschaft des Freihandels, hatten. Die berliner Weizenpreise waren 1891 im Jahresdurchschnitt 224 Mark pro 1000 Kilo. Damals ließ sich der Reichskanzler von Caprivi eine Weile täglich von der berliner Börse berichten, ob in Deutschland schon Hungersnoth herrsche. Drei Jahre später waren diese Weizenpreise in Berlin auf 136 Mark gesunken und erreichten im Oktober 1894 an einem Tage sogar den Tiefstand von 120 Mark. Dann kam das Leiter-Corner-Jahr 1897/8 mit einem Höchstpreis von 260 Mark im Mai 1898. Ihm folgte 1900 ein Jahresdurchschnitt von 151 Mark. Und in den Jahren 1907, 1908 und 1909 hatten wir in Berlin Durchschnittspreise von 206, 211 und 233 Mark. Für die Schweinefleischpreise hat Edmund Klapper nachgewiesen, daß auf je zwei Jahre mit hohen Preisen für die Produzenten und Fleischnothklagen der Konsumenten wieder je zwei Jahre mit niedrigen Preisen für die Konsumenten und also ungünstige Preise für die Landwirthe folgen. Sobald die Schweinepreise sich befestigen, fangen die Aufkäufer im Land einander zu überbieten an. Wenn die Preiskurve sich wieder senkt, machen die selben Viehhändler oft gar kein Gebot. Die Folge muß sein, daß der Brot- und Fleischnothschrei mit den Klagen über landwirthschaftliche Nothlage abwechselt. Aber die „Führer" machen gute Geschäfte.

Weizenpreise in Berlin pro 1000 kg in Mark (Lieferwaare):

Wie es scheint, ist der Freihandel nur da in der Lage, die mittleren Getreidepreise wesentlich zu senken, wo (wie in England) das Volk dazu übergeht, seine volkswirthschaftliche Existenz nicht mehr auf die Bebauung des heimischen Bodens zu gründen. Die anderen Völker, die sich mit Schutzzöllen noch gegen den Freihandel wehren, leiden noch nicht so schwer unter der dauernden Senkung der „mittleren Getreidepreise". Nur muß man wissen, was man unter diesen „mittleren Getreidepreisen" zu verstehen hat. Nur etwa die dreißigjährigen Durchschnittspreise zu berechnen, wäre falsch. So findet man nur Preispunkte, aber keine mittlere Preislinie. Man muß einunddreißig- oder einundvierzigjährige Durchschnitte sich berechnen und diesen Durchschnitt auf das sechzehnte oder einundzwanzigste Jahr dieser Periode graphisch eintragen. Dann läßt man aus der Rechnung ein Jahr auf der linken Zahlenreihe fallen und nimmt auf der rechten Seite ein Jahr neu hinzu, um so wieder einen mittleren Preispunkt auf das sechzehnte oder einundzwanzigste dieser Zahlenreihe einzutragen. Kommt diese Aufrechnung mit der Gegenwart in Verbindung, dann kürzen sich nothwendiger Weise die Rechnungperioden auf 29, 27, 25, . . . 7, 5, 3 Jahre, wobei stets der gefundene Durchschnittspreis auf das mittlere Jahr eingetragen wird. Nur so findet man die mittlere Preislinie für jedes Jahr der Periode. Eine solche Berechnung zeigt, daß in Deutschland die mittlere Getreidepreislinie noch eine stetig, wenn auch langsam aufsteigende Tendenz hat. Der Freihandel mit seiner Spekulation hat nur bewirkt, daß die Oszillationen der Jahrespreise um diese mittlere Linie sehr starke Schwankungen nach oben und unten zeigen. Die Frage der Getreidepolitik in Deutschland lautet deshalb nur: Wie können diese starken Preisschwankungen nach oben und unten beseitigt werden?

Man hat es zunächst mit den Getreidezöllen versucht. Aber Fürst Bismarck selbst hat ausgesprochen, daß damit diese Frage noch nicht beantwortet sei; nur habe ihm bisher Niemand etwas Besseres vorgeschlagen. Der Zoll ist überhaupt nicht der prinzipielle Gegensatz zum Freihandel, wie heute wohl allgemein von den Vertretern der Wissenschaft zugegeben wird. Zölle werden je nach den Umständen eingeführt, erhöht und wieder herabgesetzt. Der wissenschaftlich prinzipielle Gegensatz zum Freihandel heißt: „organische Auffassung des Menschen und der Volkswirthschaft". Aber Politik wird von Volksmehrheiten und nicht von Gelehrten in der Studirstube gemacht. Deshalb muß man erforschen, wie sich die Psychologie der Massen zu diesem Problem

stellt. Und der Antwort muß eine andere Frage vorgehen: „Wie ist zu erklären, daß sich das deutsche Volk seit Jahrzehnten den verhängnißvollen Wechsel zwischen landwirthschaftlicher Nothlage und Brot- und Fleischnothpreisen ruhig gefallen läßt?“

Für die liberale Epoche gilt der Satz: Ideen, nicht Menschen beherrschen die Völker. Die Freihandelsidee stammt aus einer Zeit der niedergehenden Geheimrathswirthschaft bei Auflösung des Absolutismus. In einer fast unübersehbaren Reihe von Beispielen hatte der endende Merkantilismus gezeigt, daß der einzelne Interessent viel besser wirthschaften könne als der Beamte im Dienst einer ganz bestimmten Gesellschaftklasse. Dazu kam die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die dem Individualismus ungemein günstig war. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Volkswirthschaft eines individualistischen und kapitalistischen Zeitalters bedurfte. Die Technik der Produktion und des Verkehrs, die Form volkswirthschaftlicher Organisation mußte erst geschaffen werden. Und diese neuen schöpferischen Leistungen waren nur nach der Entfesselung der Einzelkräfte möglich. Rechnen wir hinzu, daß die allgemeine Zwangsschule diese Freihandelslehre übernommen hat, so wird verständlich, daß und warum fast Alle dem Freihandel zugethan waren. Die Wissenschaft hat sich daran nie betheiligt. Seit Plato und Aristoteles war bekannt, daß der freihändlerische Individualismus ein Irrthum ist. Seitdem hat durch die Jahrtausende der Satz gegolten: Unus homo nullus homo. Unter den deutschen Philosophen hat zuletzt Trendelenburg, unter den Nationalökonomen Schaeffle die „organische Auffassung des Menschen“ vertreten. Aber vereinzelte Personen kommen neben der Riesenmacht der allgemeinen Schule nicht auf. „Bereichere Dich!“ Wer hört das Wort nicht gern? „Möglichst billig einkaufen und möglichst theuer verkaufen!“ Wem leuchtet diese Lehre nicht ein? Selbst der ursprüngliche Antrag Kanitz wollte den Freihandel auf dem inländischen Getreidemarkt nicht beseitigen. Erst die Vertiefung dieses Antrages durch die Arbeiten des Bundes der Landwirthe haben die „mittleren“ Preise an die Stelle der „Mindestpreise“ gesetzt und den preußischen Landwirthschaftminister von Hammerstein zu dem Ausspruch veranlaßt: „Der Konsument hat nur das Recht darauf, daß ihm das Produkt zu einem Preis geliefert wird, der den Produktionkosten einschließlich des Gewinnes für den Produzenten entspricht.“ Hier fehlt nur die Ergänzung, daß die Gesammtheit verpflichtet ist, auch dafür zu sorgen, daß die Preise der Produkte nicht wesentlich über die Kosten der Produktion steigen.

Der Weg zu diesem Ziel ist volkswirthschaftlich klar. Das nationale Getreideverkaufssyndikat der Landwirthe hat in Verbindung mit den Syndikaten der deutschen Müller und Bäcker, in Verbindung auch mit dem deutschen Effektivhandel in Getreide und Mehl, das Recht, aber auch die Pflicht, auf der mittleren Preislinie das deutsche Volk dauernd mit Brot zu versorgen. Preiserhöhungen dürfen nur bei Zunahme der gesetzlichen Produktionkosten eintreten. Zur Sicherstellung dieser übernommenen Aufgabe werden entsprechende Reserven in Waare und in Geld gebildet; damit ist auch die Proviantirung der Armee im Kriegsfall gesichert. Die mit dieser Syndikatsordnung verbundene allgemeine Kontingentirung ermöglicht die Einfuhr vom Auslande nur dem Syndikat. Die Grenzzölle werden überflüssig. Können die Reichsfinanzen die Einnahmen aus den Zöllen nicht entbehren, so hat das Syndikat diese Beträge an die Reichskasse abzuführen und deshalb mit zu den Kosten zu rechnen. Der Konsument wird aus diesem Grund für das einheimische Getreide mit keinem Pfennig mehr belastet. Bei den dann stetigen Mehl- und Brotpreisen wird der Schutz durch Konsumvereine überflüssig. Die Produzenten können mit einem festen Verkaufspreis für ihre Waare rechnen. Desto mehr Energie kann nachher auf die Verbilligung der Kosten und auf die Erzeugung des eigenen Brotbedarfes im Lande verwendet werden. Dann erst wäre der „Schutz der nationalen Arbeit" gesichert.

Wer heute „gebildet" heißen will, ist meistens in der Anschauung erzogen: Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis. Diese freihändlerische Lehre sperrt den vernünftigsten Reformen den Weg. Die Landwirthe erzielen jetzt auf dem freien Markt einen höheren Preis, den sie ja auch nöthig haben, um die Mindereinnahmen aus den früheren Jahren wieder auszugleichen. Unter solchen Umständen kann man nicht erwarten, daß sie ihre Freiheit aufgeben, das Getreide zu verkaufen, wann sie wollen. Wie die Dinge liegen, muß der Weizenpreis erst wieder einmal auf 120 Mark (mit Zoll) in Berlin fallen. Dann wird wieder jeder Landwirth einsehen, daß nicht sein Fleiß, seine Energie und Klugheit, sondern die Rechtsordnung der Staatsgemeinschaft zuletzt den Erfolg seiner Arbeit bestimmt. Da die Konsumenten sich wohl noch erinnern, wie irrig ihr Glaube war, die billigen Preise von 1894 würden dauern, kann man damit rechnen, daß die nächste schwere Preiskrisis der Landwirthschaft uns zur „organischen" Politik der mittleren Getreidepreise führen wird.

Steglitz. Professor Dr. Gustav Ruhland.

Anzeigen.

Der Hafen. Roman von Norbert Jaques. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Jeder Band eine Mark.

Ein großer Reichthum ist in diesem Buch. Ein Quellendes und Warmes, wie in den Tönen einer tiefen, weichen Menschenstimme. Es ist ganz Empfindung und zugleich ein philosophisches Bekenntniß. In dem Sinn, daß jeder Philosoph ein Dichter ist. Ein Phantasiemensch, der das Weltbild aus seinem Geist heraus noch einmal schafft und versucht, das Unaussprechbare metaphorisch auszudrücken. Jaques sieht die Welt als Einheit. Er trennt das Innen nicht vom Außen. Alles Materielle ein inneres Erlebniß, alles Seelische dinghaft, konkret. Diese Anschauung drückt er in einer Sprache aus, die, wie in „Funchal", seinem Erstlingwerk, zur Wortkunst ausgereift ist. Die Umrisse der Worte haben noch die Schwingungen der Wirklichkeit, in ihrem Klang bebt noch das Echo des Erlauschten. Und sie sind sorgsam ausgefeilt wie ein Geschmeide.

Norbert Jaques erzählt das Schicksal eines fast noch knabenhaften jungen Luxemburgers, Baptist Biver. Der, romantisch, künstlerisch begabt, im Müßiggang erschlafft, in das erdenschwere Wohlleben, das ihn umgiebt, wie in einen Sumpf versinkt. Auf der Grenze zwischen Bohemethum und Verbrechen strauchelt er und wird zum Dieb an seinem Vater. Die That belastet sein Gewissen nicht. Reuelos entflieht er mit der Beute und schließt sich fahrenden Gesellen an. Erst als das Geld vergeudet ist und er, wie auf einer abschüssigen Fläche, durch Liebesabenteuer, Sinnengier, Krankheit, Noth, zu der Niedrigkeit eines wiederholten Diebstahls abgeglitten ist, schreit die Verzweifelung in ihm auf und verlangt der Schuld die Sühne. Er wird verhindert, sich dem Gericht zu übergeben; darum verurtheilt er sich selbst zu der Fron des Kohlenschippens in dem Bauch eines Dampfers, der die Welt umfährt. In der Stickluft seines finsteren Gefängnisses, das Gehirn von den Flammengluthen ausgedörrt, schuftet er an der Seite eines Mitverdammten. Eines Menschen, dessen Blut sich in wilden Brünsten nach einem feilen Weib verzehrt, das er in New York zurückgelassen hat und dessen Umarmung er entgegenkeucht. Mit wollüstigen Bildern peitscht er das Blut seines Genossen auf. Und mitten in dem Fegefeuer, das ihn läutern soll, ist Baptist auf dem Weg zu einer schweren Sünde. Der Schauder über die Zerstörung des Gefährten (der die zügellos begehrte Dirne bei der Ankunft in New York aus Eifersucht erdrosselt und sich selbst vernichtet) nimmt den Alb von Baptists Brust. Der Starrkrampf seiner Seele löst sich; sie erwacht aus ihrem Todesschlummer. Im Angesicht Amerikas fühlt er die Keime neuer Liebe sich in seinem Herzen regen. Der Liebe zur Familie und zur Heimath, zum großen deutschen Vaterland, zum deutschen Volk, dem er sich zu ernster Arbeit angelobt. Ein befriedigender Schluß (hell und versöhnlich wirkt der Ausblick in die Zukunft vor dem gewitterschweren Hintergrund von

Baptists düsteren Vergangenheiten) und vielleicht doch zu jäh dem Wunsch abgerungen, das Kunstwerk abzurunden und keine Räthsel ungelöst zu lassen. Ich, für mein Theil, hätte gewünscht: dieser Ausschnitt eines Lebens, in dem es so prachtvoll irrlichtert und zuckt und menschelt, wäre bis ans Ende des Lebens Ebenbild geblieben. Des ewig fragmentarischen, dem erst der Tod den Schlußpunkt setzt.

Ich liebe die Gestalt von Jeanne (Baptist Vivers Schwester), die nur mit zarten Strichen angedeutet ist. Dem Bruder ähnlich: eine Künstlerpsyche, rebellisch gegen die gemeine Allgemeinheit, wie er. Und doch enger an die Ueberlieferung gebunden. Und von der man nicht erfährt: Wird sie sich fügen, bis ihr heißes Blut erkaltet, ihre Sehnsucht stumpf geworden ist, oder wird sie ihre Kraft zusammenraffen und sich zu einer Höhe recken, von der sie auf die Alltäglichkeit hinuntersieht? Frei geworden und doch sich selbst getreu?

Auguste Hauschner.

✱

Adolf Wittmaack: Hans Hinz Butenbrink. Ein Roman. München, R. Piper & Co.

Die Biographie einer unfruchtbaren Seele, die sich im Glanz Anderer sonnt. Hans Hinz ist eine Kompromißnatur, bezieht die Glorie von der Gnade hervorragender Freunde, als ihr Schützling und Vertrauter. Dieses Menschenkind spielt Anderen und sich selbst Komoedie vor. Im holsteinischen Heimathstädtchen und in Hamburg; als Kind, als Schuljunge, Handelsbübchen, Großkaufmann, Liebhaber, Ehegatte. So würdig, wie er gelebt hat, stirbt er; und vor der Beförderung ins Jenseits wird sein Erdenwandel vom amtirenden Pastor auf wunderbare Weise rhetorisch verklärt. Das Romänchen führt eine hübsche Ladung sarkastischen Humors. Der Stil ist mit Behagen breit, aber nicht ohne Leidenschaftlichkeit diabolisch; bedient sich erbaulicher Wiederholungen und „Wörtchen“, aber auch einer nüchtern-reifen Brutalität. Literaturpsychologisch genommen, hat Adolf Wittmaack eine ansehnliche Reihe von Vorgängern. Da giebt es englische Humoristen, Russen, Deutschschweizer und Deutsche. Große Herren. Aber, ich glaube, man macht am Besten für seine Existenz den lieben Gott verantwortlich. Der Held ist eine unbändig scharf gesehene, wenig empfindsam ausgeführte Karikatur. Man hat vielmehr den Eindruck, Herr Wittmaack sei der Nachrichter des schädlichen Herrn Butenbrink. Die anderen Figuren sind blasser, mehr Staffage; bis auf Edith, Hans Hinzens modern-realistisches Gemahl, und seinen Beschützer in den ersten Schuljahren, den raffinirten Individualisten, Desperado und Quartaner Guillermo Kleiner. Die Technik deutet auf stille, überlegene Primitivität. Ich halte die unvirtuose Erzählung für den Beweis eines außergewöhnlichen Talentes.

Hamburg. Arthur Sakheim.

✱

Amsel Gabesam. Karl Reißner in Dresden.

Was ich gestalten wollte: ein Stück Seele, ein Stück Leben, ein Stück Heimath. Den genius loci meiner wiener Heimath. Was ein solches Stück enthält? Eine ganze Welt, Höhen und Tiefen, Schuld und Sühne, Glück und Leid. Nebenbei: die Geschichte des Autodidakten. Der aus Büchern schöpft und dem sie nicht genügen. Der das Leben an sich reißt, das Lieben, das Weib. Das Ewig-Weibliche. Es zieht uns hinan, es zieht uns hinab. In gewissem Sinn sind wir alle Autodidakten... Ihr Weibverächter! Wessen Schuld ist es, daß Ihr verachtet? Ist es des Weibes Schuld? Ist es Eure Schuld? Wie sagt Ruggiero Bonghi? „Wer am Meisten liebt, ist auch am Meisten werth; die Fähigkeit, zu lieben, ist die Wurzel alles Werthes.“ Mehr als den Büchern verdankt Gabesam seinen sieben Herzensfrauen. Sie hatten eine Sendung. Wie Frauen immer. Der Pfuscher verachtet, wo der Meister wieder verehren gelernt hat. Erkennt Euch!

München. Joseph August Lux.

✱

Die Herren der Erde. Richard Bong & Co. in Berlin. 4 Mark.

„Der deutsche Roman soll das Volk bei der Arbeit aufsuchen.“ Das Wort Freytags gab mir den Richtpunkt für diesen Roman. Ich habe mir den Winkel in deutschen Landen ausgesucht, wo der Pulsschlag der Arbeit ehern dröhnt: das Industrie-Revier zwischen Rhein und Ruhr, wo Tag und Nacht die Schlote qualmen. Diesen Winkel, wo der Boden aber auch noch von einer anderen Bewegung zittert wie von dem dumpfen Schüttern einer riesigen Maschine, von dem eisernen Taktschritt der Arbeiterbataillone, die sich hier zu einem gewaltigen Heer von Hunderttausenden formirt haben. Zum Krieg gegen den Kapitalismus, der hier, in dem Reich der himmelanragenden Essen, seine Hochburg hat. Wessen wird der Sieg sein? Als ein unbefangener Zuschauer bin ich auf den Kampfplatz getreten und habe in langen Monaten in beiden Heerlagern Umschau gehalten. Ein halbes Jahr habe ich darauf verwandt, das Leben im Kohlenrevier kennen zu lernen, unter Tag wie über Tag. So durfte ich wohl an das Werk gehen, das ich nun hier dem öffentlichen Urtheil unterbreite. Was ich sah, habe ich ehrlich wiedergegeben, ohne Schönfärberei oder Uebertreibung. Das Bild, das ich so zeichne, darf auf Objektivität Anspruch erheben. Aber ich habe nicht nur mit dem nüchternen Auge des Realisten um mich gesehen. Zwischen den dröhnenden Hämmern und dem Qualm der Essen habe ich auch die Schönheit entdeckt: die der gigantischen Kraft und der Größe hochgespannter menschlicher Energie, von der das schwarze Reich der Kohle zeugt wie kein anderes.

Düsseldorf. Paul Grabein.

Dickens.

Am neunzehnten Februar habe ich hier über Charles Dickens einen umfangreichen Artikel veröffentlicht, der sich bemühte, diesen großen, in Deutschland zwar sehr viel gelesenen, aber fast nie künstlerisch gewürdigten Romancier aus den eigenthümlichen Verhältnissen seiner Natur und seines Landes zu erklären. Freunde mahnten mich, das Wort Genie, das ich öfters im Zusammenhang für diesen Künstler anwandte, durch das weniger verpflichtende Wort Talent zu ersetzen. Herr Hermann Cardanus meint nun (im ersten Maiheft der „Zukunft"), ich habe Dickens so sehr mißhandelt, daß sich die Nothwendigkeit ergebe, ihn gegen mich zu beschützen. Da er es öffentlich und an dieser Stelle gethan hat, möchte ich mit ein paar Zeilen entgegnen. Denn ich halte Diskussionen, sofern sie einem Wichtigen gelten, reinem Trieb entstammen und nicht von vorn herein gegnerische Meinung als lächerlich abthun, für ungemein werthvoll. Sie erregen ein reineres Interesse an absoluten Werthen und geben durch ihr Hin und Wider das beste Equilibrium gerechten Urtheils. Ich hätte freilich gewünscht, daß Herr Cardanus aus meinem ausführlichen Aufsatz nicht nur einzelne einschränkende Sätze herausgenommen hätte, um ihnen ein Nein anzuhängen, sondern lieber künstlerische Auffassung gegen Auffassung gestellt hätte und über die Einzelheiten zur inneren Absicht vorgedrungen wäre. Bekämpfungen sind blutbefeuernd, Verneinungen unfruchtbar. Die Thatsachen schützen mich vor dem Verdacht, das Ansehen Dickens' in Deutschland schädigen zu wollen. Ich liebe Dickens seit meinen Kindheitstagen wie wenige Erzähler und jetzt noch ist mir auf jeder Reise ein Roman von ihm freundlicher Begleiter. Als der Insel-Verlag seine schöne Balzac-Ausgabe veröffentlichte, rieth ich eindringlich, als ihr Gegenspiel den englischen großen Erzähler den Deutschen zu geben. Meine Anregung wurde Wirklichkeit und der Essay, den Herr Cardanus als Schmähung Dickens' empfand, ist (mit geringer Modifikation) die Einleitung in diese Ausgabe, die, mit ihren alten englischen Bildern und ihrem billigen Preis, alle Aussicht hat, Dickens in Deutschland wirklich populär zu machen. So ward meine Liebe zu Dickens wirksam. Der künstlerische Essay aber hat als höchstes Ziel reine Objektivität. Enthusiasmus sollte, wie mir scheint, mehr in den Tageszeitungen produzirt werden, wo die Werthschätzung immer eine relative und vergleichende ist und wo die Nachsicht neuen dichterischen Erscheinungen gegenüber deren äußerer Existenz noch förderlich sein kann. Der Essay aber, der, als Kunstwerk, selbst dauerhaft sein will, gewinnt Gewalt nur aus nachsichtloser Gerechtigkeit. Dickens ist wahrhaftig zu groß, um meiner Nachsicht oder des Schutzes durch Herrn Cardanus zu bedürfen. Und ich glaube, mehr Bewunderung konnte ich Dickens wahrhaftig nicht zollen als dadurch, daß ich ihn in der Reihe der Gewaltigsten betrachtete, als einen neben Balzac und Dostojewskij Stehenden, und in die Höhe welthistorischer Bedeutung Den einzu-

reihen suchte, der in Deutschland noch nie ernstlich (etwa wie von Taine in Frankreich) gewürdigt worden war und meist als besserer Unterhaltungdichter galt. Daß Schatten aus so starkem Licht fällt, ist nur natürlich; und ich glaube, Herr Cardanus hätte zu merken vermocht, wie sicher ich der Wirkung dieses Dichters sein müsse, wenn ich in der Vorrede zu der neuen deutschen Ausgabe seine Unzulänglichkeiten nicht heuchlerisch verdeckte. Ohne Aerger oder Erregung über die Gegenmeinung habe ich darum seine Zeilen gelesen, die schließlich aus der selben Quelle strömen wie meine Studie: aus inniger Liebe zu diesem lange nur gelesenen, aber zu wenig gewürdigten Dichter.

Wien. Stefan Zweig.

Rothschilddämmerung.

Einst galt der Name Rothschild eine Kaiserkrone. Man kannte die Vertreter dieses Dynastengeschlechtes und nannte ihre Namen mit heiterer Andacht. Anekdotensammler freuten sich der stets frischen Waare aus dem Hause Rothschild. Der Begriff des Reichthums wurde an den Namen dieser Familie geknüpft. In Frankfurt, Paris, Wien und London thronten die „Götzen“ der Mammonpriester, die, wie Buddha, tausend Hände hatten; sie aber nützlicher zu gebrauchen wußten als der unpraktische Asiatengott. Die Welt der Finanzgeschäfte und das Reich der Agiotage standen viele Jahre im Bann des allmächtigen Namens. Ein wirklich großes Unternehmen konnte man sich ohne die Mitwirkung der Rothschilds gar nicht denken. Seitdem wuchs ein neues Geschlecht von Geldriesen in die Höhe und stellte sich, seiner Kraft bewußt, in eine Reihe mit den Selbstherrschern von gestern. Nur in London spürt man noch die Hand des Finanztyrannen. Dort ist „Lord Rothschild“ noch immer eine Großmacht; man fragt kaum, welchen Vornamen der Lord trägt, weiß aber, daß er zu Denen gehört, die den englischen Bankdiskont „machen“. Das ist der Inbegriff der Gewalt in den Augen Dessen, der die Goldhöhlen der City nur durchs Gitter sieht. Und die Menge hört, daß Lord Rothschild bei den Tories sitzt, ein Gegner der Finanzreform von Lloyd George ist und mit Chamberlain zum Schutzzoll hinneigt. Der Chef des Hauses N. M. Rothschild & Sons verkörpert aber nicht eigentlich die Ueberlieferung der Firma M. A. von Rothschild & Söhne in Frankfurt. Eher noch wären Reste der Tradition bei der Salomonlinie des Hauses, in Wien, zu finden, die, bis auf die letzten Ausläufer, in den Bahnen des orthodoxen Judenthumes blieb. Dort aber ist die Autorität geringer als bei den Stammhaltern an der Themse. Und der österreichische Finanzminister, Dr. von Bilinski, hat das regirende Haus nun völlig mediatisirt.

Ich sprach hier schon von der Taktik der Finanzexcellenz bei der Ausgabe neuer Staatsschuldverschreibungen. Im Januar trat, zum ersten Mal, die Postsparkasse, statt der Rothschildgruppe, als Führerin auf. Das gab einen Aufruhr unter den Hütern des Ceremoniells; und die Rothschildgruppe, zu der Kreditanstalt und Bodenkreditanstalt gehören, ließ die Kronenrente ohne ihren Segen ins Land gehen. Auch die zweite Anleihe Oesterreichs wurde nach dem neuen Modus herausgebracht; nur blieb diesmal das Haus Rothschild in splendid isolation, während die Genossen schöner Tage der Kronenrente nachliefen. Beide Banken haben sich dem Troß angeschlossen. Sie sind in die moderne Zeit hineingewachsen; müssen bedenken, daß sie Aktiengesellschaften sind und also nicht das Recht haben, sich jemals saturirt zu fühlen. Die Rothschilds thronen auf einem anderen Planeten. Dr. von Bilinski scheint von der Existenz dieses Himmelskörpers nichts gewußt zu haben; sonst hätte er wohl nicht gewagt, den Königen der Könige eine Unterbetheiligung anzubieten. Baron Albert Rothschild nahm die Herausforderung, in ritterlicher Haltung, an, quittirte dankend und ließ den forschen Excellenzherrn wissen, daß die Firma S. M. von Rothschild & Söhne keine Veranlassung habe, sich noch weiter für die Finanzgeschäfte des „Hauses Oesterreich“ zu interessiren. Herr von Bilinski wird die letzten Konsequenzen seines kühnen Streiches wohl nicht mehr im Amt erleben. Mit dem Haus Rothschild wurden seine deutschen Verbündeten (Diskontogesellschaft, Darmstädter Bank, Bleichröder, Mendelssohn) von dem Schlage getroffen. Die Postsparkasse suchte sich fürs Rentengeschäft einen neuen Sozietär, mit dem sie schon ein Band verknüpfte: die Deutsche Bank. Die wird künftig unsere Leute lehren, wie sie österreichische Staatspapiere zu behandeln haben. Man hat sie vorgezogen, weil sie die „größte und ausgedehnteste Verkaufsorganisation“ habe. So stands zu lesen; und man kann sich vorstellen, wie diese Verkündung im Schoß der Rothschildgruppe gewirkt hat.

Die Deutsche Bank wird es nicht leicht haben, ihre ehrenvollen Pflichten gegen das Haus Habsburg zu erfüllen. Wenn die Rothschildbündler eine Generalreinigung ihrer Bestände vornehmen und österreichische Contrebande verpönen, wirds nicht so ganz einfach sein, das Banner mit dem Doppeladler stolz emporzuhalten. Für die Deutsche Bank handelt es sich nicht um Tradition, sondern um Rangordnung. Sie darf freilich mit Bismarck sagen: „Wo ich sitze, ist immer oben“; aber man glaubt ihrs nicht mehr, sobald die Statistik sie im Stich läßt. Nämlich: die Deutsche Bank hat 200 Millionen Aktienkapital, die Dresdener Bank aber auch. Die Distanz kann nur noch mit Hilfe der Reserven gehalten werden. Das geht auf die Dauer nicht. Das Publikum weiß nur, was Aktienkapital ist. Wenn die Leute nun sehen, daß an den Reklamefenstern der Dresdener Bank die selbe Millionensumme glänzt wie an der Depositenkasse Y der Deutschen Bank, verlieren sie den Respekt. Die suggestive Wirkung, die alle Zahlen mit langem Schwanz üben, ist nicht zu unterschätzen. Und die Leiter der

Deutschen Bank kennen die Massenpsyche. Sie werden bald merken, daß sie ihr Kapital vermehren müssen, um mit dessen Ziffer die Dresdener zu schlagen. Denen hat das Bündniß der wiener Postsparkasse mit der Deutschen gewiß nicht behagt. Wenn schon dem Rothschild mit seiner berühmten Truppe das Engagement nicht erneuert wurde, wäre es doch loyal gewesen, der Dresdener Bank einen Antrag zu machen. Wozu hat sie denn einen österreichischen Generalkonsul, mit einem schwarzgelben Adelsprädikat, an der Spitze? Die Deutsche Bank kann sich solcher Vorzüge nicht rühmen, hat also eigentlich keinen Anspruch auf die Ehre, Finanzagentin der österreichischen Regirung zu sein. Feinde ringsum: so muß der Kampf um die Stellung ausgefochten werden. An Muth fehlt es Denen um Gwinner nicht. Sie ließen weislich erst das alte Jahr vorübergehen, hörten sich Lob und Tadel ihrer Jahresbilanz gelassen an und freuten sich im Stillen über die rothen Backen der dresdener Herren, die, vom raschen Lauf, kaum zu Athem kommen konnten. Dann aber begannen sie den Kampf. Arm in Arm mit der „Bank der Fürsten“ (Handelsvereinigung) fordern sie ihr Jahrhundert in die Schranken. Die Börse wisperte: „Fürstenberg contra Fürstenberg; Max Egon gegen Karl;“ aber es ist nicht sicher, ob der kluge Carolus wirklich zum Remis gezwungen wurde. Die Partie steht wohl noch gleich; und am Ende ist es der Handelsgesellschaft gar nicht unangenehm, daß die Deutsche Bank bei den Hohenlohewerken mit unterschlüpft. Die Herren mit den geschlossenen Kronen haben sich, als businessmen, rasch den Sitten und Gebräuchen, die hinter der Theke herrschen, angepaßt. Die Deutsche Bank aber sieht nun das Ziel, die Kapitalserhöhung, dicht vor sich. Nach der Februarbilanz war ihrem Status kein Geldhunger anzumerken. Die „Liquidität“ ließ nichts zu wünschen übrig und kein sichtbarer Grund zwang zur Produktion neuer Aktien. Doch die Kunst des klugen Geschäftsmannes hat für neue Bedürfnisse vorzusorgen. Auf in den Kampf! Die Engagements vermehrt, bis die Puste zu versagen droht, und dann erklärt: „Wir sind genöthigt, unsere Betriebsmittel zu vermehren, da die Zunahme der Anlagen in Effekten und Konsortialbetheiligungen eine Aufschüttung bei dem Barbestand und den Bankguthaben erforderlich macht.“ Damit wäre die Aktienausgabe erklärt und, nach deren Durchführung, der einsame Thron über allen Banken wieder erobert. So könnte die Politik der Deutschen Bank aussehen. Vielleicht hat sie auch nur den begreiflichen Wunsch, überall „dabeizusein“ und mit ihrer Ubiquität mehr und mehr zur Beherrscherin des Industriereiches zu werden. Durch das Bündniß mit Oesterreich kommt sie der Diskontogesellschaft, Darmstädter Bank, Bleichröder und Mendelssohn ins Gehege; im Bund mit der Handelsvereinigung hat sie Bleichröder bei der Omnibusgesellschaft zurückgedrängt und bei den Hohenlohewerken der Handelsgesellschaft einen neuen Compagnon bescheert; die Große Berliner Straßenbahn erwarb ihre Sympathien, die das Mißtrauen der Dresdener Bank erregten; und daß bei Siemens & Halske eine Wandlung geplant wird,

läßt sich heute kein „junger Mann“ mehr ausreden. Hic et ubique. Ueberall spürt man die leise Wühlarbeit der Deutschen Bank.

Ihre Entwickelung bietet ein lehrreiches Gegenbild zu der Geschichte des Hauses Rothschild. Herrn von Bilinski gebührt der Dank der Sterngucker: er hat die beiden Himmelskörper in eine nie erlebte Konstellation gebracht. Rothschild hält sich stolz und steif zurück, weil man ihm die Reverenz weigerte; die Deutsche Bank kämpft mit den Waffen einer erprobten Geschäftspolitik um die Wahrung ihrer Vorherrschaft. Dort der Hochmuth des legitimen Herrschers; hier der Thatendrang des Usurpators. Die neue Zeit läßt den Kultus der Persönlichkeit nicht zur Gewohnheit werden; ihr sind Ziffern wichtiger als Individuen. Wenn man früher von transszendentalen Zahlen sprach, dachte man an eine Milliarde. Heute gehören die Tausende von Millionen zum Inventar des Statistikers; und die Grenze des Unfaßbaren beginnt frühstens bei der Billion. Die Yankees haben großen Zahlen den Nimbus des Ueberirdischen genommen. Was sie täglich an der Börse umsetzen, würde genügen, einen auf die Zeit des ersten Dampfschiffes eingestellten Denkapparat aus den Fugen zu bringen. Weil das menschliche Gehirn sich den neuen Kapitalsziffern angepaßt hat, läßt der Name Rothschild die Nachkommen der Leute, die ihn einst in scheuer Ehrfurcht aussprachen, sehr kühl. Ob eine Aktienbank 100 oder 200 Millionen Mark Kapital hat: Das ist wichtig. An der Geringschätzung des großen Namens und an der Werthung der Kapitalsumme kann man erkennen, daß die Aktie doch nicht ohne Einfluß auf die „Optik“ des großen Publikums geblieben ist. Man kennt die Uebermacht der amerikanischen Dollarkönige; hört, daß sie im Reich des Geschäftes mit unbegrenzter Befugniß gebieten; sieht Börse und Finanz ihres Winkes gewärtig, der Millionen kommen und gehen läßt, und hat doch, im Grunde des Herzens, keine Furcht vor diesen Uebermenschen, weil man der nivellirenden Gewalt der Aktie vertraut. Morgan selbst, der den Begriff der amerikanischen Finanzmacht verkörpert und seine Heimath mehr als einmal aus schweren Krisen gerettet hat, ist in seinem Wohlbefinden von der Verdauungfähigkeit des Effektenmarktes abhängig. Das Haus Rothschild glaubt, über allem Irdischen zu stehen, und hört nicht, daß die Betrachter es einen veralteten, unwohnlichen Bau nennen. Wer weiß, ob ihm nicht auch im England Georgs des Fünften bald sich die Fundamente lockern werden? Im Vereinigten Königreich deuten die Wetterzeichen auf nahe Kämpfe gegen das Großkapital. Dem werden im neuen Budget des Herrn Lloyd George Aderlässe zugemuthet, die man noch vor kurzer Zeit nicht für erträglich hielt. Und der geschmeidige, weltkundige König der Geschäftsmenschheit ist tot und Lord Rosebery, der Schwiegersohn Rothschilds, nicht der Mann energischen Handelns. Wenn der Dynastie Rothschild nicht schnell ein Genie erwächst, wird ihrem Weltreich die Sonne bald sinken. Schon ists vor Aller Augen Abend geworden. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Mai 1910.

Wahlkapitulation.

Friedrich Wilhem der Vierte ist wieder mal in Flackerwuth über die Konservative Partei. „Die Initiative behalte ich mir vor“: mindestens dreimal täglich fällt dieser Lieblingsatz von seiner Lippe. (Wer auf eine kräftige Initiative dieses Schattenautokraten harren wollte, mußte lange warten.) Die Herren Junker sind aber auch gar zu bockbeinig. Albrecht Alvensleben hat, ohne daß ihm die Wimper zuckte, zu dem König gesagt: „Eure Majestät können die Rechte nicht dekomponiren, denn Sie haben sie schon dekomponirt.“ Hat vor Gerlachs, des Generaladjutanten, Ohr, zornig gestöhnt: „Der König muthet Einem zu, auf den Mond zu reiten, und ist ungnädig, wenn mans ablehnt.“ Auch mit den besser erzogenen Führern ist nichts zu machen. Natürlich muß die Erste Kammer anders eingerichtet werden; aber („ich bitte mirs aus“) so, wie der königliche Wille bestimmt. Donner und Blitz geht über den Hof hin. Die Königin wimmert: „Beim Sprechen kommt nichts heraus; ich bete.“ Polte Gerlach kann dem König diesmal nicht nach dem Munde reden. „In einem Jahr hätten Sie Alles erlangen können, besonders, wenn gleichzeitig die Zweite Kammer reformirt worden und dort ein fester, nicht von der Willkür der Tagelöhnerwahlen abhängiger Platz für die Ritterschaft erlangt worden wäre. Jetzt soll sich dieser Kern der preußischen Monarchie von Leuten wie Bethmann-Hollweg aus den Provinzialständen, ihrem alten Besitz, und aus der Ersten Kammer, ihrem neuen Besitz, drängen lassen.“ Da prasselts

schon aus dem Dach: „Mein niederer Adel will mich beherrschen, wie ers mit dem Kurfürsten Joachim gethan hat." Wenn das Wetter ausgetobt hat, leuchtet schnell wieder der Glaube auf: „Die Leute auf der Rechten sind doch die einzigen, die es gut mit mir meinen." Bis zur nächsten Gewitterbildung, Entladung. Der Prinz von Preußen schreibt an den Flügeladjutanten Hugo Grafen zu Münster: „Daß eine gute und prinzipiengemäße Erste Kammer den Konstitutionalismus befestige, leugne ich, weil, so lange diese Farce überhaupt dauert, man sie möglichst gut haben muß und, wenn sie so, wie sie ist, aufhört, wir doch niemals um eine Centralversammlung herumkommen werden. Die aber wird nie ohne Oberhaus sein können, selbst wenn das Unterhaus aus den Provinzialständen hervorgeht durch Wahl theils des Königs, theils ihrer selbst. Hierzu paßt dann eine jetzt richtige prinzipiengemäß konstituirte Erste Kammer unter allen Umständen, weil es nur ein Prinzip für eine aristokratische Erste Kammer, Oberhaus, Herrenkurie giebt. Voilà mein Glaubensbekenntniß." Bunsen empfiehlt drängend die „Säulen der Pairie", die für protestantische Staaten passen. Und der König jammert: „Meine Minister thun, was ich ihnen befehle, machen es aber, mit Absicht, so schlecht wie möglich und lassen dann wühlerische Artikel schreiben, die sich im Grunde doch gegen meine Intentionen richten. Manteuffel wird sich durch seine Literatenumgebung bald um sein Amt gebracht haben." Das Chaos der dunkelsten Preußentage scheint wiedergekehrt zu sein.

In seiner Noth ersehnt Friedrich Wilhelm einen Mann. Am achtzehnten April 1852 sagt er zu Gerlach, Bismarck, der über die Sache so gut gesprochen habe, müsse zu den Verhandlungen aus Frankfurt nach Berlin kommen. Drei Tage danach schreibt er selbst: „Ich erinnere Sie daran, theuerster Bismarck, daß ich auf Sie und Ihre Hilfe zähle bei der nahen Verhandlung in IIer Kammer über die Gestaltung der Ersten. Ich thue Dies um so mehr, als ich leider aus allersicherster Quelle Kenntniß von den schmutzigen Intriguen habe, die in bewußtem (?) oder unbewußtem (?) Vereine räudiger Schafe aus der Rechten und stänkriger Böcke aus der Linken angestellt worden, um meine Absichten zu zerstören. Es ist Dies ein trauriger Anblick unter allen Verhältnissen, einer ,zum Haarausraufen' aber auf dem Felde der theuergeschaffenen Lügenmaschine des französischen Constituzionalismus. Gott bess'r es!

Amen. Friedrich Wilhelm." Bismarck will nicht kommen. Nur zwei Tage Frist für die Einpeitscherarbeit, selbst wenn er sofort abreist; und als homo regius ohne eigene Gedanken gefährdet er in der Konservativen Partei seine Stellung, die dem König und dessen Ministerium noch nützlich werden kann. Tu quoque? Auch auf Den ist also nicht unter allen Umständen zu zählen. Friedrich Wilhelm schäumt. „Wenn das Königthum nicht so zäh wäre, müßte es an Allem, was ihm geboten wird, schon zu Grunde gegangen sein." Noch heute muß Bismarck abreisen; wenn er hier gewesen wäre, hätten wir das Tollste nicht erlebt. Er kommt. Seine Aufnahme hat er selbst geschildert. „Gerlach ging, um mich zu melden, zum König und kam nach ziemlich langer Zeit zurück mit der Antwort: Seine Majestät wolle mich nicht sehen, ich solle aber warten. Dieser in sich widersprechende Bescheid ist charakteristisch für den König; er zürnte mir und wollte Das durch Versagung der Audienz zu erkennen geben, aber doch auch zugleich die Wiederannahme in Gnaden in kurzer Frist sicher stellen. Es war eine Art von Erziehungmethode, wie man in der Schule gelegentlich aus der Klasse gewiesen, aber wieder hineingelassen wurde. Ich war gewissermaßen im charlottenburger Schloß internirt; ein Zustand, der mir durch ein gutes und elegant servirtes Frühstück erleichtert wurde ... Nach etwa einer Stunde wurde ich durch den Adjutanten vom Dienst zum König gerufen und etwas kühler als sonst, aber doch nicht so ungnädig empfangen, wie ich befürchtet hatte. Seine Majestät hatte erwartet, daß ich auf die erste Anregung erscheinen würde, und darauf gerechnet, daß ich im Stande sein würde, in den vierundzwanzig Stunden bis zur Abstimmung die konservative Fraktion wie auf militärisches Kommando Kehrt machen und in des Königs Richtung einschwenken zu lassen. Ich setzte auseinander, daß damit mein Einfluß auf die Fraktion über- und deren Unabhängigkeit unterschätzt werde. Ich hätte in dieser Frage keine Ueberzeugung, die der des Königs entgegenstände, und sei bereit, die des Königs bei meinen Fraktiongenossen zu vertreten, wenn er mir Zeit dazu lassen wolle und geneigt sei, seine Wünsche in neuer Gestalt nochmals geltend zu machen. Der König, sichtlich versöhnt, ging darauf ein und entließ mich mit dem Auftrage, Propaganda für seinen Plan zu machen." Die Geschwindigkeit, mit ders gelang, hat den Beauftragten damals selbst über-

rascht. Für den Beschluß, der die Umgestaltung der Ersten Kammer ablehnte, waren eigentlich nur die Führer der Fraktion gewesen, denen die minder schlagfertigen Redner des Haufens nicht entgegenzutreten wagten. Nun sprach Bismarck: und nach einer halben Stunde war die Leitung isolirt und der Kern der Fraktion für den königlichen Willen gewonnen. Der Vertrauensmann konnte freilich erklären, Seine Majestät habe wiederholt auf Königswort betheuert, „es sehr gut mit uns im Sinn zu haben“, und den Gedanken, ritterschaftlichen Familien und Korporationen Kuriatstimmen für die Erste Kammer zu verleihen, noch nicht aufgegeben. Die neue Vorlage der Regirung wird in der Zweiten Kammer abgelehnt; doch außer den Grafen Keller und Zieten haben alle zur Rechten gehörigen Abgeordneten dafür gestimmt. Bismarck ist froh, daß die Anwesenheit der Kaiserin von Rußland und Manteuffels Drängen zur Rückkehr nach Frankfurt ihm die Möglichkeit schaffen, ohne Abschiedsaudienz abzureisen. „Ich gehe fort wie die Katze vom Taubenschlag“, schreibt er an Gerlach. „Leid thut mir, daß das Gerücht sagt, der König sei ungnädig auf die Rechte der Kammer; ich halte Das nicht für wahrscheinlich, da die Leute, mit Ausnahme von Keller und Zieten, ihre Ueberzeugung so weit gefangen genommen haben, daß sie, aus Respekt vor der von S. M. unterzeichneten Vorlage, gegen ihre eigene Ansicht und gegen ihr letztes Votum in der Sache gestimmt haben; es hat mir und Anderen viel Arbeit gemacht, sie dahin zu bringen. Das Ueble an der Sache bleibt, daß Wenige von unserer Fraktion in Zukunft noch eine Wahl annehmen werden. Die Leute sind an und für sich ungern hier; sie wollen nichts werden, glauben, sich zu opfern, indem sie Familie und Geschäfte sechs Monate lang verlassen, um hier unersprießliches Geschwätz anzuhören; und wenn das Resultat ihrer Bemühungen die Ungnade unseres allergnädigsten Herrn ist, dem sie zu dienen glaubten, so ergreifen sie mit Vergnügen diesen Vorwand, sich bei Wahlen und Kammern nicht mehr zu betheiligen. Ich selbst darf es mir hauptsächlich zuschreiben, daß die ursprüngliche Abneigung unserer Fraktion, für die königliche Vorlage zu stimmen, vollständig überwunden worden ist; aber nur durch das Argument, daß es unsere Pflicht sei, dem König das Vertrauen öffentlich auszusprechen, das er durch die Vorlage offiziell von uns verlangte. Wenn der König dennoch unzufrieden mit mir per-

sönlich ist, wie mir Rochow sagt, so ist mir Das ein Beweis, daß ich für den Dienst Seiner Majestät in der Kammer oder auch anderweit nicht geeignet bin. Ist Jemand in der Sache zu tadeln, so ist es die Mittelpartei, die sich nicht entschließen kann, ein Gericht, welches ihr der König vorsetzt, ohne die Zuthat einer selbstgemachten Sauce zu verschlucken." Wer Augen hat, sieht die Tatze des Löwen.

Ungeheure Staatsretterpläne werden geschmiedet. Nikolai Pawlowitsch, der seiner Frau ins Ländchen des Schwagers nachgereist ist, sagt in Sanssouci, die Reaktion müsse von dem König und von dessen Regirung ausgehen, spöttelt über das „sogenannte Vaterland" der Deutschen, nennt die unsicheren Versuche zur Umgestaltung der Ersten Kammer eine Stärkung des Konstitutionalismus und meint, ein auf die Verfassung geleisteter Eid dürfe einen rechten König nicht binden. Friedrich Wilhelm selbst langt und bangt wieder in schwebender Pein. „Noch ein paar Jahrzehnte Kammerwirthschaft: und das Land ist ruinirt. Wenn die Konservativen zusammenhielten, könnte man die Verfassung aufheben." Doch bleibts, wie immer, bei dem (schädlichen) Gerede. Im Oktober schreibt Bismarck: „Soll den Standesherren wirklich wieder zu ihrem Recht verholfen werden, so muß Seine Majestät Allerhöchstselbst für sie auf die Bresche treten, und zwar mit einem der nächsten Kammer bald vorzulegenden Antrag, im ordinären, legislativem Wege. Die Art, wie unsere Gesetzgebung mit den völkerrechtlich garantirten Rechten der Standesherren umgesprungen ist, halte ich für eben so unweise wie ungerecht. Wie sollen deutsche Fürsten sich nicht vor jeder organischen Verbindung mit Preußen fürchten, wenn sie sehen, daß die ätzende Säure der preußischen Gesetzgebung in einem Menschenalter einen regirenden Reichsfürsten in einen Urwähler verwandelt? Mit einer solchen Säure hütet sich jeder deutsche Fürst auch nur in leichte Berührung zu kommen, wenn er sieht, daß die anscheinend noch so dauerhafte Verpackung in das Pergament der klarsten Staatsverträge kaum dreißig Jahre lang gegen ihre verderblichen Wirkungen schützt. Ich weiß nicht, wie es mit unserer Ersten Kammer wird. Sollen aber die ‚Häupter der ehemals reichsunmittelbaren Familien' im nächsten Monat in diese Kammer eintreten, so müssen sie die Verfassung und damit die Abolition ihrer eigenen vertragmäßigen Rechte beschwören. Ich bin überzeugt, die Herren werden vorzie-

hen, die Verfassung nicht zu beschwören, und lieber ihren Sitz in der Ersten Kammer nicht einnehmen." Zwei Jahre noch, bis in den Oktober 1854, sollte der Jammer währen. Von Mond zu Mond wird das Geknäuel der Meinungen wirrer. Stahl will die Erste Kammer, wie sie seit 1850 ist, erhalten. Gerlach findet Interessenvertretung eben so willkürlich wie Kopfzahlwahl und fordert monarchisch-ständische und korporativ-ständische Vertretung („Stand ist Obrigkeit"), also Adel, freie Stadt- und freie Landgemeinden. Bismarck zürnt (im November 1853): „Werden wir denn eine Erste Kammer haben, Das heißt: eine vollzählige, oder müssen wir auf einem Bein stehen? Es ist vortrefflich, daß die Kammern Etwas von ihrem volksvertreterischen Nimbus verloren haben; aber wenn sie ganz auf den Hund kommen, so verliert der König ein brauchbares und in ruhigen Zeiten gesundes Korrektiv für seine von dem Krebs republikanisch-heidnischer Bildung angefressene Bureaukratie, die auf die Dauer mehr Elend ins Land bringt als die Handvoll oppositioneller Kammerschwätzer." In dem selben Jahr hatte er gehöhnt: „Seine Majestät muß durchaus darauf achten, daß Allerhöchstihre Minister mehr Sekt trinken; ohne eine halbe Flasche im Leib dürfte mir keiner der Herren in den Conseil kommen. Dann würde unsere Politik bald eine respektablere Farbe annehmen." Und zu dem Prinzen von Preußen so derb gesprochen, daß Wilhelm (ohne zu ahnen, daß der Gescholtene ihm die Kaiserkrone aufs greisende Haupt setzen werde) an Manteuffel schrieb, Bismarcks Ansichten seien so viel werth wie die eines Gymnasiasten. Das Krimkriegswetter zieht herauf. Franz Joseph wird schon gedrängt, seine Armee mobil zu machen. Rußlands Heer bereitet sich für den Tag von Inkerman (der es schlimm enttäuschen sollte). Da wird, endlich, Preußen mit der Institution des Herrenhauses beschenkt.

Als der entlassene Bismarck auf diese Vorgänge, die er durch Augenschein und aus Privatbriefen kennen gelernt hatte, zurückblickte, fand er, die Leitung der Konservativen Partei sei 1852 im Recht, er selbst im Unrecht gewesen. „Die Erste Kammer war zur Lösung der Aufgaben, die einer solchen im konstitutionellen Leben zufallen, befähigter als das heutige Herrenhaus. Sie genoß in der Bevölkerung eines Ansehens, welches das Herrenhaus sich bisher nicht erworben hat. Das hat zu einer hervorragenden politischen Leistung nur in der Konfliktszeit Gelegenheit gehabt und

sich damals durch die furchtlose Treue, mit der es zur Monarchie stand, auf dem defensiven Gebiete der Aufgabe eines Oberhauses völlig gewachsen gezeigt. Es ist wahrscheinlich, daß es in kritischen Lagen der Monarchie die selbe tapfere Festigkeit beweisen wird. Ob es aber für die Verhütung solcher Krisen in den scheinbar friedlichen Zeiten, in denen sie sich vorbereiten können, den selben Einfluß ausüben wird, wie jene Erste Kammer gethan hat, ist mir zweifelhaft. Es verräth einen Fehler in der Konstitution, wenn ein Oberhaus in der Einschätzung der Oeffentlichen Meinung ein Organ der Regirungpolitik oder selbst der königlichen Politik wird. Nach der preußischen Verfassung hat der König mit seiner Regirung an und für sich einen gleichwerthigen Antheil an der Gesetzgebung wie jedes der beiden Häuser. Das Königthum ist, wenn es sich seiner Stärke bewußt ist und den Muth hat, sie anzuwenden, mächtig genug für eine verfassungmäßige Monarchie, ohne eines ihm gehorsamen Herrenhauses als einer Krücke zu bedürfen." Darum: Erste Kammer for ever. „Das Herrenhaus hat nicht das wünschenswerthe Schwergewicht in der Oeffentlichen Meinung; man ist geneigt, in ihm eine Doublure der Regirungsgewalt und eine parallele Ausdrucksform des königlichen Willens zu sehen."

Heute noch neigt die Meinung dahin. Gegen die (in England jetzt von Rosebery bekämpfte) Erblichkeit des Rechtes, in der Ersten Kammer zu sitzen, hatte Bismarck weder 1852 noch 1892 prinzipielle Bedenken. Er meinte wohl, dieses Recht gehöre zum Inventar der alten Häuser, die in Frieden und Krieg dem Staat die brauchbarsten Befehlshaber geliefert hatten, durch strenge Zucht und straffen Ehrendrill für Sauberkeit der Gesinnung und für die Erhaltung nobler, dem Staat nützlicher Tradition sorgten und verhindern würden, daß die Vertretung des konstitutionellen Familienrechtes je einem unwürdigen oder zur Urtheilsfindung unfähigen Sohn des Hauses zufalle. Freilich wollte er nur wenigen Familien vererbbare Sitze einräumen und den Hauptbestand aus Wahlkorporationen hervorgehen lassen, „deren Unterlage die zwölf- oder dreizehntausend Rittergüter, vervollständigt durch gleichwerthigen Grundbesitz, durch die Magistrate bedeutender Städte und die Höchstbesteuerten ohne Grundbesitz, nach einem hohen Census abgeben sollten." Die nicht ererbten Sitze sollen nach dem Schluß einer Legislaturperiode (also auch nach der Auflösung

des Landtages, die diesen Haupttheil des Herrenhauses mitzutreffen habe) aufs Neue zu erobern sein. Für solche Vorschläge hatte Friedrich Wilhelm nur ein verächtliches Lächeln; seinem Hirn, dessen Gesundheit er niemals mißtrauen lernte, mußte stets ja die Initiative bleiben. Und Bismarck, dem der unmittelbare Verkehr mit dem König eben so neu war wie die Mitwirkung am Ausbau der hastig fundamentirten Verfassung, konnte sich auf diesem Boden nicht sicher genug fühlen, um, als Gesandter beim Bundestag, dem Willen des Allerhöchsten Herrn eigensinnig zu widerstreben. Wenn die Frage, ob die Erste Kammer in ein Herrenhaus umgewandelt werden solle, zwanzig Jahre später aufgetaucht wäre, hätte er mit klarer, aus Erfahrung erwachsener Sicherheit gegen die Umwandlung gestimmt und als Ueberstimmter den Ministerplatz geräumt. Doch die Ausführung seiner Vorschläge würde dem neuen Rechtsanspruch nicht mehr genügen. Der ist, in einer Zeit, die dem reichlich Erbenden eine Staatsportion abzwacken will, gegen jedes ererbbare Recht zur Mitarbeit an der Gesetzgebung und möchte neben den vom allgemeinen Wahlrecht Erkürten eine Versammlung der kräftigsten Schöpfergeister sehen. In Preußen, das die wichtigsten Theile der deutschen Industrie umfaßt (und das schon deshalb kein Unbefangener als ein rückständiges, ob seiner Unfruchtbarkeit von Reiches wegen zu rüffelndes Gebild betrachten wird), gehören, vor allen Anderen, die Industrieköpfe ins Herrenhaus. Daß die Kirdorf, Rathenau, Thyssen da keinen Sitz haben, müßte selbst ein halbwegs kluger Junker alten Schlages bedauern. Aber auch Politikern und Künstlern, Forschern und Bankmännern müßten die Pforten viel weiter geöffnet werden. Gerade die Besten sind selten bereit, einem Parteiprogramm sich mit Haut und Haar zu verpflichten, der Masse sich mit Demagogen aller Farben zur Wahl zu stellen und das Opfer langer Sessionen auf sich zu nehmen. Der Ruf ins Herrenhaus giebt die einzige Möglichkeit, die Intelligenz dieser Auslese fürs Staatsgeschäft zu nützen. So weit sind wir, sechsundfünfzig Jahre nach der Errichtung des Herrenhauses, noch immer nicht. Und hören täglich, daß in diesem Haus, in dem nur die Interessenvertretung des von der Laune des Kriegsherrn und Staatschefs abhängigen Grundadels gesichert ist, ein fester königlicher Wille auch bei schwierigem Wetter ans Ziel seiner Wünsche zu kommen vermag.

Noch länger werden wirs hören. Denn das Herrenhaus hat eine große Gelegenheit, die erste, die sich seit Jahrzehnten ihm bot, versäumt und wieder bewiesen, daß es in „scheinbar friedlichen Zeiten" zur Verhütung von Krisen nicht tauglich ist. Die Debatten über das Wahlgesetz waren in Ton und Inhalt erträglicher als die uns vom Abgeordnetenhaus zugemutheten. Auf das Vergnügen an dem Schauspiel, daß Alle, die „noch mal was werden möchten", durch ungemein liberale Reden sich der Majestät, dem hohen Adel der Intelligenzschicht und (besonders eindringlich) dem p. t. Publikum empfahlen, folgte manche ernstere Freude. Die Rede des vierundachtzigjährigen Generals von Wartensleben hatte einen kräftigen Preußenrhythmus, der nur lümmelnde, im Besitz ihrer Witzrente jedem Empfinden staatlicher Nothwendigkeit ferne Literaten zu ehrfurchtlosem Hohn stimmen konnte. Der Antrag des Grafen Yorck von Wartenburg, fortan jede Aenderung des preußischen Wahlgesetzes von der Zustimmung zweier Drittel beider Landtagskammern abhängig zu machen, war, vom achtbaren Standpunkt eines wirklich Konservativen, klug erdacht und begründet. Die Oberbürgermeister Wallraf (Köln) und Wilms (Posen) sprachen als gescheite und muthige Männer. Und noch aus schwächeren Reden war ein genießbares Körnchen zu picken. Das Ergebniß dennoch recht dürftig. Was draußen den Kämpfen ums Wahlrecht neue Ziele zeigt, schien hier dem Bewußtsein noch ferner als der Erde jetzt Halleys Komet. Von Listenwahl und proportionaler Vertheilung der Mandate, von Wahlmündigkeit und Pluralstimmen war nicht die Rede. In Frankreich hat die Sehnsucht nach der représentation proportionelle, der Minoritätvertretung und dem Ende der eklen Departementschleicherei den radikalen Gegnern eine Schlappe bereitet. In Deutschland denkt man nicht an die Beseitigung eines Zustandes, der zehntausend zur Wahl berechtigte Bürger für ein Lustrum von jeder Einwirkung auf das Staatsgeschäft ausschließt, wenn der Kandidat ihrer Gegner zwanzig Stimmzettel mehr zusammengeharkt hat. Der zunächst wichtigen Frage, wie, durch zeitgemäße Abgrenzung der Wahlkreise, der Anspruch der Westprovinzen, ohne Staatsschädigung, der wohlthätig fortwirkenden Tradition zu vereinen sei, hat nur der kölner Oberbürgermeister eine Antwort gesucht. Und nur um diese Frage handelt sichs jetzt doch; der Westen ist so stark, ein in der Staats-

rechnung so bestimmender Faktor geworden, daß er sich gegen die Zumuthung bäumt, nach östlichem Bedürfniß angepaßten Grundsätzen noch länger regirt zu werden. Die Herrenhausmehrheit schien nur von der Absicht geleitet, die Wünsche des Königlichen Staatsministeriums zu erfüllen. (Eines Ministeriums, das die öffentliche und direkte Wahl als unentbehrlich bezeichnet, dann die geheime und indirekte angenommen hat.) Das will seine thörichte Privilegirung der „Kulturträger“ zweier Grade nicht aufgeben und, in anerzogener Angst vor Oeffentlichen Meinungen, sein Andenken nicht an ein Gesetz knüpfen, dem die Centrumspartei die Mehrheit gesichert hat. Dann (mußte die Antwort lauten) wäre Eure Aufgabe gewesen, dem Landtag ein Wahlgesetz vorzulegen, dem die politisch organisirten Katholiken nicht zustimmen konnten; es ihnen jetzt zu verekeln, ist nicht unseres Amtes. Der Oberpräsident der Rheinprovinz fand diese Pflicht in seinen Amtsbereich gehörig. Der Sohn Burchards von Schorlemer, der Bismarcks gröbster Gegner war und vor fünfunddreißig Jahren die Behauptung, das Centrum sei eine konfessionelle Partei, hitzig bestritt, hat einen Antrag gestellt, dessen Hauptzweck war, das Gericht, durch die Zuthat einer neuen Sauce, dem Centrum ungenießbar zu machen. Dieser Antrag hat dem sechsten Paragraphen des Wahlgesetzes die Fassung gegeben: „Die Wähler werden nach den von ihnen zu entrichtenden Staats-, Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialsteuern in drei Abtheilungen getheilt; auf jede Abtheilung fällt ein Drittel der Gesammtsumme der Steuerbeträge aller Wähler“; und ist, weil Herr von Bethmann ihn drängend empfohlen hatte, mit großer Mehrheit angenommen worden. Nur deshalb; denn die Peers von Preußen hatten keinen Grund, in der Abwehr drohender Demokratisirung (mit der sie, auf seine Art recht pfiffig, Herr von Schorlemer zu schrecken suchte) Herrn von Heydebrand zu überbieten. Den sachlichen Ernst der hörbarsten Preßerörterung lehrt uns die Tatsache erkennen, daß dieser Antrag (der die Drittelung in den Urwahlbezirken beseitigen will, damit nicht etwa noch ein paar Arbeitervertreter ins Abgeordnetenhaus schlüpfen) nur mit gelindem Eifer bekämpft worden ist. Er ärgert ja das Centrum: hat jedem Pfaffenschnüffler also sein Lebensrecht bündig erwiesen. Finis. Das ist die Leistung des Herrenhauses, dessen Grundriß und Aufbau in einer Zeit bedeutsamer europäischer Entscheidungen Preußens beste Köpfe fast drei Jahre lang beschäftigt hat.

Die Hoffnung, dem Wahlgesetz eine die Fraktionen der Herren von Richthofen, Herold, von Zedlitz-Neukirch und Friedberg vereinende Mehrheit zu schaffen, ist nun kaum noch haltbar. Ziemlich sicher nur, nach der Herrenhausarbeit, die Mitwirkung der Freikonservativen. In der Gehorsamsleistung der Peers könnte Herr von Heydebrand einen Treubruch sehen: das aller Abrede widersprechende Ansinnen, den Pakt zu zerreißen, den er, wohl nach reiflicher Ueberlegung, mit dem Centrum geschlossen hat. Daß er so denke, wird erzählt; klingt aber unwahrscheinlich. Ob ihn das Herrenhausvotum wirklich überrascht hat? Ihm wird nicht, wie Herrn von Schorlemer, dem Exekutor des Regirungwillens, der Gedanke, daß in dieser wichtigen Sache das Centrum der einzige Bundesgenosse der Konservativen ist, unheimlich sein (er weiß ja, daß Bismarck zur Ausführung noch wichtigerer Entschlüsse diese Bundesgenossenschaft nicht verschmäht hat); doch er wird auch bei der Vorstellung nicht erschaudern, daß die Taktik eine Trennung (nicht eine für lange Zeit, versteht sich) vom Centrum fordere. Die Furcht ist, heute wie in Friedrich Wilhelms Tagen, eine große Macht. Und fast mehr noch als das Hansabundgeld, das in Lyck-Oletzko gesiegt hat, wird im Bezirk der Konservativen das Wählervorurtheil gefürchtet, das plötzlich, im Bann liberaler Blätter (nach denen auch der von der Kümmerlichkeit seiner eigenen Presse gelangweilte Konservative greift), jede Intimität mit den „Römlingen“ verpönt. Können die seit der Lysis der Reichsfinanzschmerzen vereinten Heere sich für ein Weilchen, ohne Schaden, trennen: um so besser; in beiden Lagern müßte den Strategen solche Gelegenheit willkommen sein. Casus belli? Nein; selbst wenn, der Galerie zur Freude, finstere Minen gezeigt und harte Worte gewechselt werden. Das Centrum kann nichts sehnlicher wünschen als die Möglichkeit, aus der für das Wahlgesetz geworbenen Schutztruppe mit Anstand herauszukommen. Dann könnte es zu der Regirung sprechen: „Um Dich vor einer Niederlage zu bewahren, deren Nachwirkung nicht auszutilgen gewesen wäre, haben wir dem Zorn unserer Wähler getrotzt und auf die Erlangung des Reichswahlrechtes in Preußen einstweilen verzichtet; um Dir nicht die crux eines nur von Centrum und Konservativen gebilligten Wahlgesetzes aufzubürden, machen wir jetzt den Männern der Linken Platz, deren Eigensinn, wie Du zugeben mußt, nur durch den Anblick unserer Bereitschaft erweicht worden ist.“ Und zu den Wählern: „Um wider Verleumdung zu

beweisen, daß in ernster Stunde der Ruf des Staates uns zu Opfern bereit findet, haben wir auf die Erfüllung des Parteiwunsches, der das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht für Preußen fordert, fürs Erste verzichtet; neuer Hemmung des demokratischen Zeitempfindens, wie sie im Antrag Schorlemer versucht wird, durften wir, als Männer von Gewissen und Pflichtgefühl, nicht zustimmen; beim Scheiden aus der Mehrheit dürfen wir auf die auch vom Gegner nicht bestreitbare Thatsache hinweisen, daß die Errungenschaft des geheimen Wahlrechtes unserer Festigkeit zu danken ist." Dann wäre nur noch nöthig, von der Regirung die Bürgschaft für ein freundliches Verhältniß zur Centrumspartei zu erlangen und durch kluge, durch geräuschlose Verwaltungtechnik dafür vorzusorgen, daß Schorlemers Paragraph 6 dieser Partei nicht mehr als (höchstens) ein Halbdutzend Mandate entziehe. Die Sache wills; res publica. Wer das Centrum, mit dem heutzutage so bequem zu arbeiten ist, in heftige Opposition zurückzwingt, hat aus Bülows letztem Wahlkampf nichts gelernt; und nicht bedacht, ob im Jahr 1911 die Fronteinheit gegen die Sozialdemokratie noch einmal gelingen könne.

Giebts denn aber ohne das Centrum im Abgeordnetenhaus eine Mehrheit? Konservative, Freikonservative, Nationalliberale: da ist sie; den Konservativen schadet der neue Drittelungmodus nicht (nur um sich dem Centrum kameradschaftlich zu zeigen, haben sie ihn bisher abgelehnt); den Freikonservativen macht er die Speise erst schmackhaft; die Nationalliberalen haben ihn laut verlangt und leise ausgerechnet, daß er ihnen im Westen einen Mandatzuwachs bringen werde. Sind sie nun zur Mitarbeit willig?

Ihnen naht eine Schicksalsstunde; naht die Pflicht zu einem Entschluß, der wichtiger werden kann als irgendeiner seit dreißig Jahren. Als Bennigsen gesagt hatte, er könne erst Minister werden, wenn Artikel 109 der preußischen Verfassung beseitigt sei, antwortete ihm Bismarck: „Steigen Sie doch zu uns ins Schiff und versuchen Sie dann, es nach Ihren Wünschen zu steuern; aber verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen auf dem Präsentirbrett eine konstitutionelle Bestimmung entgegentrage, über deren Fortbestand ganz andere Faktoren als Sie und ich zu entscheiden haben." In der Zeit der Zollkämpfe stand in einem, auf Bismarcks Weisung, von Christoph Tiedemann geschriebenen Promemoria: „Will die Nationalliberale Partei an der Regirung faktischen Antheil nehmen, so muß sie sich bestreben, allen Interessen ge-

recht zu werden. Sie darf nicht im Licht einer Fraktion erscheinen, die immer nur ‚hohe Politik‘ treibt und, wenn sie sich auf das Feld des wirthschaftlichen Lebens hinaus begiebt, nur die Interessen der städtischen Bevölkerung wahrnimmt. Sie würde ganz unpolitisch handeln, wenn sie sich in einem an vormärzliche Zeiten erinnernden Schablonenliberalismus gefiele.“ Die Mahnung verhallte; und der geärgerte Kanzler sagte zu Hohenlohe: „Die Kerle sind so dumm, daß mit ihnen nichts anzufangen ist. Mit so unfähigen Politikern, mit solchen Kindern, die immer nur auf die Oeffentliche Meinung horchen, kann ich nichts machen.“ Welche Macht hätte die Nationalliberale Partei erlangt, wenn ihr Führer 1878 ins Staatsschiff gestiegen, dem Kornzoll schon damals ihre Stimme zugefallen wäre! Wie anders wäre ihr, wenn sie auch nur im vorigen Sommer an den Reichssteuergesetzen mitgewirkt hätte (deren Unschädlichkeit jetzt doch erwiesen ist)! Will sie auf dem von süddeutschen Demokraten und männernden Jünglingen empfohlenen Weg weiterschreiten, der noch nie auf das winzigste Gipfelchen geführt hat? Gilt der Applaus ihr mehr als die Wirkung? Der Mangel an innerer Einheit war ihr seit Jahrzehnten gefährlich. Schon Bismarck hat, nach einem Blick anf Lasker und Bamberger, über die Fortschrittsmänner geklagt, die „maskirt im Schoß der Nationalliberalen Partei sitzen“. Diese Männer können frohlocken, wenn die Herren Friedberg und Schiffer sich von den blind wüthenden Kollegen aus dem Reichstag noch einmal unterjochen lassen.

Nur sie. Das neue Wahlgesetz ist ein geistloser Nothbehelf. (Wenn die Nationalliberalen früh zugegriffen und ihre ganze Kraft für den Anspruch des Westens aufgeboten hätten, sähe es immerhin besser aus.) Doch es erfüllt das Versprechen „organischer Fortbildung,“ bricht den verhaßten Brauch, das Geld als einzigen Werthmesser und Rechtsbürgen anzusehen, giebt den Staatskundigen und bis zum amtlichen Aichstrich „Gebildeten“ die Möglichkeit breiteren Einflusses, beschert das geheime Wahlrecht, das Jahrzehnte lang als das wichtigste Ziel alles Trachtens galt, und sichert nun auch die ersehnte Drittelungart. Die Einwände Derer, die Deutschlands Kernland dem Reichswahlrecht sperren wollen, sind leicht zu entkräften. Die Wahl soll indirekt bleiben. Dabei handelt sichs nicht um Prinzipien, sondern um Opportunität; die Bestimmung wird ohne harten Kampf zu ändern sein, sobald sie als unbequem erwiesen ward. Die Wahlmänner sollen den Abzuord-

nenden öffentlich wählen. Warum nicht? Sie sind die Träger des Urwählervertrauens: ist zu fürchten, daß sie nicht für Den stimmen, zu dessen Wahl ihre Mitbürger sie kürten? Solche Furcht wäre albern. Aber die Nationalliberalen sagen: „Wir finden im Osten die nöthigen Wahlmänner nicht. Der Druck ist zu arg. Keiner mag mit den Behörden, den Grundbesitzern in Händel gerathen und sich der Gefahr aussetzen, als liberaler Wahlmann entlassen, gevehmt, in seiner Kreditfähigkeit geschmälert zu werden." Wo eine Partei hoffen darf, einen Kandidaten durchzubringen, da, sollte man meinen, hat sie in jedem Stimmbezirk auch einen Sekretär oder unter anderem Titel Angestellten, der Wahlmann werden, oder einen leidlich begüterten Vertrauensmann, der das Risiko auf sich nehmen kann. Wo kein Exemplar einer der beiden Gattungen aufzutreiben ist, kann sie, ohne in korrumpirenden Mißbrauch zu gleiten, Schadensersatz und Gefahrprämie zusagen. Der Arbeiterpartei wird es in einem Bezirk, der irgendwelchen Erfolg verheißt, nie an Wahlmännern fehlen; was sie vermag, sollte der Unternehmerpartei nicht unerreichbar sein. Die Beschwerde müßte dennoch gründlich geprüft werden. Die Herren von Bethmann und von Heydebrand können nicht wollen, daß Drohung oder Gaunerkunst die Nationalliberalen um ein Bürgerrecht bringe; sie sollten sich mit Herrn Friedberg an einen Tisch setzen und erwägen, wie solchem unlauteren Wesen wirksam vorzubeugen sei (durch Königliche Botschaft an die politischen Beamten oder gar durch dem neuen Bedürfniß genügende Weitung des Nöthigungparagraphen). Welcher Grund zwingt dann noch zur Ablehnung? Die Hauptsache, die geheime Stimmabgabe des Urwählers, ist ja gesichert. Alles Andere ist als Uebergangsbestimmung hinzunehmen. Wie lange hats denn in England gedauert, bis im Wahlrechtsbereich die behutsamste Modernisirung möglich wurde? Und wo hat, in der Praxis des Alltagslebens und im Ringen um öffentliches Recht, ein Vernünftiger, weil er nicht schon alles Gewünschte auf der Tenne sah, das Erlangbare verschmäht? Haben Konservative und Centrum nicht immer genommen, was just zu haben war, und, noch in dem jetzt fortwirkenden Streit, manche Lieblingforderung bestattet? Preußen braucht Ruhe; der Zank und Stank muß, für eine Weile wenigstens, aufhören. Was jetzt vorgeschlagen wird, ist im Wesentlichsten viel besser als der noch heute mit Rechtskraft geltende Zustand. Am Tag der Dritten Lesung hat Herr von

Heydebrand gesagt: „Wir wünschen eine Uebereinstimmung auf breiterer Grundlage und sind auch jetzt noch bereit, entgegenzukommen und alle Anträge, die Mögliches fordern, ernstlich zu erwägen.“ Unter solchen Umständen schließt sich nur eine Partei, die ihr Lebensinteresse zu schrofffster Abkehr vom Staatswillen drängt, von der Mitarbeit aus. Die Nationalliberalen haben den geographischen Meridian, die Nord-Süd-Richtung, wiederzufinden.

„Wenn wir uns dem schwarzblauen Block nähern, verlieren wir im Volk alle Sympathien.“ Solche Rede hört man; und wundert sich, nach der dummen Lüge, dieser „Block“ (der das geheime Wahlrecht, das Schibboleth des preußischen Liberalismus, erzwungen hat) habe die Regirungvorlage „nur verschlechtert“, kaum noch darüber, daß Menschen von Selbstachtungbedürfniß sich solchen Denkens, so plumpen Ausdruckes nicht schämen. Ihr sollt, tüchtige Vertreter des Preußenvolkes, keinem Gebild Euch nähern; sollt nicht pour le roi de Prusse schuften noch eine in den Regen gerathene Regirung ohne Entgelt schirmen. Das Geplärr zeigt nur, daß Ihr die eigene Kraft noch nicht kennt. Die Reichstagsmannschaft, die schroffe Ablehnung empfiehlt, meint, Zustimmung zeige den Willen, sich zu ducken. So spekulirt die Schwachheit. Macht sollt Ihr erwerben. Beweisen, daß mit Euch zu arbeiten, das dem Staat Nothwendige zu sichern ist. Ihr stimmt ja nicht zu, um hier ein Lobsprüchlein, dort ein huldvolles Lächeln einzuheimsen, sondern, um Eurer Partei auf die Höhe zu helfen. Die (von dieser Ueberzeugung lebt Ihr doch wohl?) weiß, was dem Vaterlande frommt: und solls endlich drum mitregiren. Fordert einen Platz im Ministerium. Nicht als Escarpinstreber: als Politiker, deren letztes Ziel immer sein muß, lange Empfohlenes, unter eigener Verantwortlichkeit, selbst auszuführen. Schafft Euch Macht; zwingt Blaue und Schwarze, Graue und Feuerrothe, sie anzuerkennen. Und sorgt dann, als in weisem Sinn konservative Industriepartei, für eine nützliche Organisation preußischer, deutscher Staatswirthschaft. Da ist Eure Aufgabe. Wenn Ihr, heute noch, in den Sandweg der alten Fortschrittspartei zurückbiegt, bereitet Ihr nur den Interessenverbänden, die Euch schon gierig umlauern, den Sieg. Liberalismus? Wer das schön klingende Fremdwort, das fast alle Vokale der deutschen Sprache herbergt, nur recht verstünde! Von unzeitgemäß Liberalen hat Friedrich Wilhelm, in einer hellen Stunde, gesagt: „Sie füttern das Mondkalb, bis es ihnen über den Kopf wächst.“

Die Krisis in Ungarn.*)

Wieder einmal leidet Ungarn unter einer schweren politisch-parlamentarischen Krisis. Sie begann mit dem Rücktritt des Ministeriums Wekerle, das eine Mehrheit im Abgeordnetenhaus hatte und sich trotzdem nicht behaupten konnte; und sie wurde heftiger, als das Ministerium Khuen-Hedervary ernannt wurde, das nicht nur keine Majorität, sondern überhaupt keine Partei im Parlament hat und Beides erst im Wahlkampf erobern will. Der Ministerpräsident soll gesagt haben, jede Wahl sei eine Lotterie. Da könnte man also das Große Los ziehen oder sein Vermögen verlieren. Doch wie immer die Wahlen ausfallen mögen: die politisch-parlamentarische Krisis werden sie nicht beenden. Eben so wenig wie eine kalte Douche genügt, um einen Malariakranken zu heilen, genügt der Appell an die Wähler, um die vieljährige, tief eingewurzelte Krankheit zu beseitigen, an der die ungarische

*) Der Verfasser dieses Artikels ist Desider Freiherr von Banffy de Losoncz, der von 1895 bis 99 Ungarns Ministerpräsident war. Er wurde 1843 in Klausenburg (Siebenbürgen) geboren, hat mehrere Semester lang an deutschen Hochschulen Jura studirt, ist dann in den Staatsdienst getreten und ziemlich früh Obergespan in siebenbürgischen Komitaten geworden. Dieses Amt gab ihm einen Sitz an der Magnatentafel. 1892 wurde er in den Reichstag gewählt, dessen Präsident er war, bis der König ihn zur Bildung des neuen Kabinets berief. Als Ministerpräsident hat er die von den Liberalen beschlossenen kirchenpolitischen Gesetze durchgeführt, dem austro-ungarischen Ausgleich aber eine gegen jeden Sturm Schutz gewährende Mehrheit im Parlament nicht zu schaffen vermocht. Nach vierjährigem Wirken trat er zurück und verzichtete bald danach auch auf sein Mandat. Im November 1903 hörte man wieder von ihm. Er empfahl die Gründung einer neuen Partei, deren Programm die völlige Nationalisirung Ungarns und dessen wirthschaftliche Trennung von Oesterreich zu fordern habe und nach dessen Durchführung nur die Einheit der Abwehrmittel übrig geblieben wäre. Trotzdem es nur zu einer Gruppenbildung gekommen ist, hat Baron Banffy in den letzten Jahren der Wirrniß eine immerhin wichtige Rolle gespielt. Jetzt scheint er, der die dem Volk wichtigsten Forderungen der Kossuthianer vertritt, ohne deren unkluge Ausschweifungen mitzumachen, und der vor dem manchen Magyaren fürchterlichen Gespenst des allgemeinen (also auch den Slaven einzuräumenden) Wahlrechtes keine Angst hat, mit der Möglichkeit neuen Wirkens zu rechnen. Zu unbefangener Darstellung der Zustände ist er, der keiner Partei angehört, jedenfalls besser geeignet als irgendein Anderer.

Nation leidet und von deren Fieberschauern sie von Zeit zu Zeit geschüttelt und bis ins Innerste erschüttert wird.

Seit Jahrzehnten, eigentlich seit Jahrhunderten währt der Kampf zwischen der die Rechte der Krone vertheidigenden Dynastie und der die Macht erstrebenden Oligarchie. Dieser Kampf ist auch die Ursache der Krisis von heute, wie er die Ursache der meisten Krisen der Vergangenheit war. Die von Koloman Tisza gegründete Liberale Partei brach zusammen, weil sie ihr altes Programm erschöpft hatte und sich kein neues volksthümliches Programm zu schaffen vermochte. Sie wollte nur regiren, die Macht behalten. Der Opposition wurde es nicht schwer, der Liberalen Partei den Boden abzugraben. Sie griff die egoistische Parteiherrschaft an und unterminirte die staatsrechtliche Basis, auf der die Partei stand: den Gesetzartikel XII vom Jahr 1867, das von Deak geschaffene Ausgleichsgesetz, welches das Verhältniß zwischen Oesterreich und Ungarn regelt; in wüthender Leidenschaft verkündete sie, das Ausgleichsgesetz sei nicht geeignet, die Lebensinteressen der Nation zu sichern. Daß dieser Angriff der Liberalen Partei unheilbaren Schaden zufügte, ist nur zu begreiflich: diese gouvernementale Partei hatte eben nicht daran gedacht, die im Ausgleichsgesetz verheißenen nationalen Rechte dem Volk zu sichern. Als Franz Deak den Ausgleich mit Oesterreich abschloß, sagte er, nun sei „das Feld für Ungarn offen". Hätte die Liberale Partei, nachdem ihr gelungen war, die Kirchengesetze durch alle Klippen zu bugsiren, auf der Grundlage des Ausgleichsgesetzes den einheitlichen nationalen ungarischen Staat auszubauen und das Land wirthschaftlich frei und unabhängig zu machen versucht, die in der Trennung Ungarns von Oesterreich gipfelnde Agitation der Unabhängigkeitpartei wäre niemals so mächtig geworden wie im letzten Jahrzehnt. Die Forderung einer selbständigen ungarischen Notenbank und eines autonomen ungarischen Zollgebietes wäre nie zum weithin wirkenden Schlagwort geworden. Die Gegner des Ausgleiches (die Achtundvierziger, wie man in Ungarn sagt) forderten und fordern jetzt wieder die Durchführung einzelner Bestimmungen des Ausgleichs, der die Anhänger der Regirung vom Jahr 1867 (sie werden die Siebenundsechziger genannt) ausweichen. Daß die historischen Zahlen 1848 und 1867 direkt gegensätzliche Pole in der ungarischen Politik wurden, ist aus mehr als einem Grunde zu bedauern. Zunächst deshalb, weil dadurch das unreife Volk irregeführt wird. Im siebenundsechziger Ausgleich ist nämlich die achtundvierziger Verfassung enthalten und der Ausgleich Deaks wahrt und schützt alle verbrieften Rechte der Nation. Frei-

lich müßte das Ausgleichsgesetz in allen seinen Theilen aufrichtig respektirt und ehrlich ausgeführt werden (was leider nicht immer geschehen ist): dann könnte der Gegensatz aufhören.

Die Verfassung vom Jahr 1848 brachte den natürlichen Schlußstein der organischen Entwickelung, die Ungarn seinem großen Staatsmann Stephan Szechenyi und dessen Propagirung demokratischer Gedanken und westeuropäischer Kultur zu danken hatte. Szechenyis politisches Ideal war die mit der Krone einige nationale Demokratie, die keinerlei Vorrechte der Geburt kennt und die Legitimität nur auf dem Thron anerkennt. Diese Demokratie duldet nur gewählte, nicht „geborene" Führer. Diese Demokratie wünscht keinerlei Vermittelung der „historischen Klassen" zwischen der Krone und der Nation und mißbilligt das Streben dieser historischen Klassen, die Rechte der Krone und die Rechte des Volkes zu verringern. Die von Szechenyi eingeleitete Aktion wurde leider nur zu rasch in eine andere Bahn gelenkt. Ludwig Kossuth setzte die demokratische Arbeit Szechenyis nicht lange fort, sondern schob die staatsrechtlichen Fragen in den Vordergrund. Er ließ das Magnatenhaus in der alten Form, verweigerte das allgemeine Wahlrecht und grenzte die Wahlbezirke so ab, wie es der Wunsch und der Vortheil der privilegirten Aristokratie verlangte. Kossuth wollte keinen Kampf gegen die mächtige Oligarchie; und auch Deak mied diesen Kampf. So kam es, daß der Ausgleich vom Jahr 1867 fast nur staatsrechtliche Fragen behandelte, die großen demokratischen Fragen aber fallen ließ. Die Krone und die historischen Klassen hatten sich im Ausgleichsgesetz auf Kosten eines Theiles der Nation verständigt; von demokratischem Fortschritt war nicht mehr die Rede und Millionen Ungarn wurden von einer rechtmäßigen Mitwirkung am politischen Leben ausgeschlossen. So oft das Volk hoffte, sich eine neue politische und wirthschaftliche Struktur schaffen zu können, kamen die historischen Klassen immer wieder mit neuen staatsrechtlichen Fragen. Diese Klassen hatten die Verfassung ihrem Vortheil und Machtbedürfniß angepaßt und forderten nun, um die Aufmerksamkeit von demokratischen und wirthschaftlichen Problemen abzulenken, zu staatsrechtlichem Streit heraus. Die radikale Unabhängigkeitpartei trieb Jahre lang ertraglose Gravaminalpolitik und vertiefte mit dem Chauvinismus der staatsrechtlichen Eifersüchtelei die Kluft zwischen dem König und der Nation. Dabei war das Auffälligste, daß die mit nationalen Schlagwörtern arbeitenden historischen Klassen sogar die ausgebeuteten, ihres Rechtes beraubten Massen in den Kampf gegen die Dynastie zu hetzen vermochten.

Die Großmachtstellung der österreichisch-ungarischen Monarchie kann nur gefestigt werden, wenn die staatsrechtlichen Auseinandersetzungen im ungarischen Parlament aufhören und eine ruhige Regirung möglich wird. Eine Oligarchie von unersättlichem Machthunger kann in keinem modernen Staat geduldet werden; am Wenigsten in Ungarn, weil sie hier das monarchische Prinzip zu gefährden und den einen Staat zu Gunsten des anderen zu schwächen droht. Seit zehn Jahren ist vor fast jeder Bewilligung des dem Staat Nothwendigen versucht worden, „nationale Konzessionen" zu erlangen, deren Werth Niemand verkennen, Niemand aber auch höher als den demokratischer und wirthschaftlicher Reformen schätzen wird. Die Bedingungen einer der Verfassung und dem Gesetz entsprechenden Regirung: Budget- und Rekrutenkontingent, wurden Gegenstände des Feilschens; und dabei entfiel den wichtigsten Faktoren die politische Führung. Die Krone verlor die Führung, als sie 1899 die Regirung fallen und sich, dem Terrorismus der Minderheit weichend, bei den Verhandlungen mit der Opposition des Reichstages nicht von dem verantwortlichen Ministerpräsidenten vertreten ließ, der doch auch der Führer der Mehrheit war. Die Nation aber konnte ihren Willen nicht mehr durchsetzen, seit der Minorität ermöglicht wurde, den Führer der Mehrheit, den vom König ernannten Ministerpräsidenten, einfach von seinem Platz zu entfernen. Seitdem war das Majoritätprinzip durchbrochen: die Minderheit hatte über eine ungeheure Mehrheit gesiegt, die niemals vom Weg des Gesetzes gewichen, niemals niedergestimmt worden war. Seitdem ist die Reichstagskrankheit chronisch geworden. Nur ein Mittel kann Heilung bringen: demokratische Entwickelung zu nationalem Wohlstand. Nur so ist auch die Großmachtstellung der Monarchie und der Anspruch des Herrscherhauses zu sichern.

Die zur Regirung nothwendige Weisheit und Umsicht ist ein Erbtheil des Hauses Habsburg. Der Träger der Krone sah denn auch früh genug ein, daß Herrscher und Staaten sich auf die arbeitenden und Werthe schaffenden Klassen stützen müssen. Diese Erkenntniß führte zur Förderung der Städte und städtischen Elemente, die für Fortschritt, Wohlstand und Kultur arbeiten. In Oesterreich wurde die Hebung der Volksmassen zum Regirungsystem. Auf den städtischen Mittelstand, Kaufleute, Industrielle, Handwerker, stützt sich die Dynastie; im Bunde mit ihm kann sie alle oligarchischen Bestrebungen des Adels zurückdrängen. Die geniale Kaiserin-Königin Maria Theresia hatte für Ungarn schon diese Politik geplant. Auch Joseph der Zweite wollte demokratische Reformen. Doch all diese Ver-

suche mißlangen. Im Jahr 1905 wollte das Ministerium Fejervary das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht einführen; wurde aber weggefegt. Als die Koalition unter dem Ministerpräsidenten Dr. Alexander Wekerle ein Jahr später die Regirung übernahm, forderte der weise und gerechte Kaiser-König Franz Joseph, sie solle sich verpflichten, dieser Wahlreform ins Leben zu helfen. Wie geschickt in Ungarn die Oligarchie ihre Sache führt, wird durch die Thatsache bewiesen, daß noch heute der Wunsch des Monarchen nicht erfüllt ist. Niemand weiß auch nur, wann die Wahlreform kommen und wie sie aussehen wird.

Ungarn braucht das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Natürlich will der König, der es zu erreichen bemüht ist, nicht nur einen Wunsch der rechtlosen Massen erfüllen und dem Reichstag endlich ungestörte Arbeitruhe sichern, sondern auch die Widerstandskraft der historischen Klassen schwächen und dadurch der Krone die Unantastbarkeit der Herrscherrechte verbürgen. Wer dem Monarchen das allgemeine Wahlrecht als den Schlüssel zu einem Goldenen Zeitalter empfiehlt, überschätzt die Bedeutung der Reform, die nützlich wirken, doch weder die Oligarchie ganz beseitigen noch Ungarn von Wirthschaftgebresten befreien wird. Erst wenn wir eine unabhängige und wohlhabende Bourgeoisie besitzen, wird der Königsthron eine haltbare Stütze haben und die Habsucht der allzu lange privilegirten Klassen nicht mehr willkürlich über das Gut und das Recht des Millionenvolkes verfügen.

Nur in einem wirthschaftlich selbständigen Ungarn aber kann ein starkes Bürgerthum entstehen. Ohne wirthschaftliche Selbständigkeit schützt uns selbst die beste Wahlreform nicht vor der Fortdauer des staatsrechtlichen Zankes. Ein Volksparlament, das den heftigsten Kampf gegen das die wirthschaftliche Gemeinschaft mit Oesterreich vertheidigende Junkerthum begönne, brächte die Dynastie in eine unbequeme Lage. Stimmt, unter dem Druck des Parlaments, der König der Wirthschaftstrennung zu, dann wird es ihm schwer werden, das für die Wehrkraft des Reiches Nothwendige von der Nation zu erlangen. Ohne Weiteres wäre auch die Arbeitfähigkeit des Reichstages durch die Wahlreform noch nicht gesichert. Bezeichnend ist ja, daß Siebenundsechziger und Achtundvierziger, die Grafen Khuen-Hedervary und Tisza wie die Herren Franz Kossuth und Julius Justh, in der Wahlrechtsfrage uneinig sind. Selbständige Wirthschaft und allgemeines Wahlrecht: nur die gleichzeitige Gewährung beider Wünsche kann der Wirrniß ein Ende bereiten. Wenn der Ungar am politischen Geschäft mitwirken und in Freiheit zu Wohlstand kommen kann, ist

keine Opposition mehr gefährlich und die Hoffnung auf dauernde Ruhe nicht länger ein leerer Wahn.

Die Dynastie und Oesterreich würden falsch handeln, wenn sie die wirthschaftliche Selbständigkeit Ungarns zu hindern versuchten. Früh oder spät: die Nation wird diese Forderung durchsetzen; und die Kräftigung der ungarischen Wirthschaft liegt im Interesse der Dynastie und der Monarchie. Die Gemeinschaft ist schwach, weil sie nicht der Bund zweier wirthschaftlich gleich leistungfähigen Staaten ist. Bleibt Ungarn kraftlos, dann kann es auch in ernster Stunde nicht die Stoßgewalt bewähren, die die Monarchie und die ihr verbündeten Mächte erwarten müssen. Und müßte die Wirthschaftstrennung denn das staatsrechtliche Band zwischen Oesterreich und Ungarn lockern? Durchaus nicht. Die von solchen Sorgen Geplagten sehen entweder am hellen Tag Gespenster oder wollen klüger sein als die Schöpfer des Ausgleichsgesetzes. Ihnen, Franz Deak und dem Grafen Julius Andrassy, geschähe schweres Unrecht, wenn man ihnen die Absicht nachsagte, mit dem Paragraphen 58 bis 61 und 68 des Gesetzartikels XII vom Jahr 1867, in denen das Recht auf Ungarns wirthschaftliche Selbständigkeit klar ausgedrückt ist, die dualistische Staatsverfassung zu durchlöchern. Die Aenderung des wirthschaftlichen Verhältnisses braucht die staatsrechtliche Einheit nicht im Mindesten zu lockern. Die Mittel zu der aus der Pragmatischen Sanktion sich ergebenden gemeinsamen und solidarischen Vertheidigung sind: die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die Gemeinsamkeit des Kriegswesens und, als accessorisches Mittel, die Gleichheit des Münzsystems. Diese drei Gebiete blieben von der Aenderung des Wirthschaftverhältnisses unberührt. Die Furcht, die sich stets regt, sobald von Ungarns ökonomischer Selbständigkeit geredet wird, ist völlig grundlos. Und ein anderer Weg kann nicht zum Frieden führen.

Der bevorstehende Appell an die Wähler kann und wird eben so wenig eine Besserung der Verhältnisse bringen, wie es die radikalste Wahlreform allein könnte. Erst wenn unsere Wirthschaft auf eigenen Füßen steht und jeder Ungar das selbe Wahlrecht hat, ist das Ziel zu erreichen, das dem König und der Nation vorschwebt: die Renaissance der Verfassung von 1867, das Ende lähmender Wirrniß, ruhige, der Monarchie und dem Volk nützliche Regirung.

Budapest. Desider Freiherr von Banffy.

❦

Verhaeren.

Emile Verhaeren. Deutsche Ausgabe von Stefan Zweig. Drei Bände (Essays, Gedichte, Dramen). Leipzig, im Insel-Verlag.

Anders ist unsere Zeit, anders das Empfinden dieses unseres Augenblickes in der Ewigkeit als das Lebensgefühl all unserer Ahnen. Unbewegt und alterlos ist nur die ewige Erde geblieben, das dunkle Feld, auf dem der eintönige Schein der Jahreszeiten Blühen und Welken in regelmäßigem Reigen abtheilt, unveränderlich nur das Wirken der Elemente und das rastlose Ueberschwingen vom Tag zur Nacht. Aber anders ist ihr geistiges Antlitz geworden, all Das, was dem Werke des Menschen unterliegt. Ist anders geworden, um wieder anders zu werden. Immer schneller scheint sich dieser Wandel der kulturellen Phänomene zu vollziehen, nie war die Spanne von hundert Jahren so groß, so inhaltreich wie die bis zur Schwelle unserer Tage. Städte sind jäh aufgewachsen, so groß und verwirrend, so undurchdringlich und so endlos, wie es einst nur die Urwälder waren, die nun schwinden und bebautes Land werden. Immer mehr gewinnt das menschliche Werk die Grandiosität und das Elementare, das einst nur Geheimniß der Natur war. Der Blitz ist in irdischen Händen und der Schutz vor den Plötzlichkeiten des Wetters; Länder, die einst auseinanderklafften, sind zusammengeschmiedet durch den eisernen Reifen, den man der Meerenge überwälbte; Meere sind wieder vereinigt, die sich seit Jahrtausenden vergeblich suchten; in der Luft baut sich nun ein neuer Weg von Land zu Land. Alles ist anders geworden.

Tout a changé: les ténèbres et les flambeaux,
Les droits et les devoirs ont fait d'autres faisceaux,
Du sol jusqu'au soleil, une neuve énergie
Diverge un sang torride en la vie élargie.
Des usines de fonte ouvrent, sous le ciel bleu,
Des cratères en flamme et des fleuves en feu;
Des rapides vaisseaux, sans rameurs et sans voiles,
La nuit, sur les flots bleus, étonnent les étoiles;
Tout peuple, reveillé, se forge une autre loi;
Autre est le crime, autre l'orgueil, autre est l'exploit.

Anders ist das Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen, des Einzelnen zur Gesammtheit geworden, schwerer und wieder leichter das Netz der sozialen Gesetze, schwerer und wieder leichter unser Leben.

Aber noch ein Größeres ist geschehen. Nicht nur die wirklichen Formen, die vergänglichen Thatsächlichkeiten des Lebens, sind verwandelt, wir wohnen nicht nur in anderen Städten, anderen Häusern, gehen in anderen Kleidern, sondern auch das Unendliche über uns, das scheinbar Unerschütterliche ist anders geworden als für Eltern und Voreltern. Wo sich Thatsächliches ändert, ändert sich auch das Relative. Die elementarsten Formen unseres Begreifens, Raum und

Zeit, sind verschoben. Anders ist der Raum geworden, denn wir messen ihn mit neuen Geschwindigkeiten. Wege, die unsere Vorväter noch in Tagen machten, führt nun eine einzige rasche Stunde; zu warmen, blühenden Ländern, die einst getrennt waren durch langwierige Mühsale und Reisen, trägt uns eine einzige flüchtige Nacht. Die abenteuerlichen Wälder der Tropen mit ihren fremden Sternenhimmeln, die zu sehen die Früheren mit einem Jahr ihres Lebens bezahlten, sind uns plötzlich nah und erreichbar. Anders messen wir mit diesen anderen Geschwindigkeiten das Leben. Siegreicher wird die Zeit über den Raum. Andere Distanzen hat auch der Blick gelernt, der in kalten Sternbildern plötzlich versteinerte Formen der Urlandschaften erkennt, tausendfach stärker scheint die menschliche Stimme zu sein, seit sie über Tausende Kilometer hin freundschaftliche Gespräche führen kann. Anders empfinden wir die Umspannung der Erde in diesem neuen Verhältniß der Kräfte; und neu wird auch für uns der Rhythmus des Lebens, seit sein Takt heller und schleuniger schlägt. Mehr und doch weniger wird uns die Spanne von Frühling zu Frühling, mehr und weniger die einzelne Stunde, mehr und weniger unser ganzes Leben.

Und mit neuen Gefühlen müssen wir darum auch diese neue Zeit begreifen. Denn wir empfinden Alle, daß wir nicht mit den alten Vorvätermaßen das Neue messen dürfen, nicht mit verbrauchtem Gefühl das Neue erleben, daß wir uns ein anderes Distanzgefühl, ein anderes Zeitgefühl, ein anderes Raumgefühl entdecken, zu diesem nervösen, fiebernden Takt rings um uns eine neue Musik finden müssen. Dieses neugeborene menschliche Bedingtsein heischt eine andere Moral, das neue Beisammensein eine neue Schönheit, das neue Untereinandersein eine neue Ethik. Und dieses andere Gegenüberstehen einer anderen, erneuten Welt, einem anderen Unbekannten, will eine neue Religion, einen neuen Gott. Dumpf quillt in uns Allen ein neues Weltgefühl.

Ein Neues aber will in neue Worte geprägt sein. Eine andere Zeit will andere Dichter, Dichter, deren Anschauungen an ihren Raumverhältnissen entstanden sind, Dichter, die, um dieses neue Verhältniß auszudrücken, mitschwingen in diesem fiebernden Kreislauf des Lebens. Aber die meisten unserer Dichter sind zag. Sie fühlen den Mißton ihrer eigenen Stimme mit dem der Wirklichkeiten, fühlen sich noch nicht eins, noch nicht selbstverständlich in dem neuen Organismus; sie ahnen dumpf, daß ihre Sprache noch nicht die unserer Lebensstunde ist. Wie Fremde, wie Verschlagene stehen sie in den großen Städten. Schreckhaft und fremdartig sind ihnen die großen rauschenden Ströme der neuen Gefühle. Willig nehmen sie all den Luxus und allen Komfort des modernen Lebens hin, gern nützen sie die Bequemlichkeit der Technik und der Organisation aus, aber poetisch lehnen sie alle diese Phänomene ab, weil sie sie nicht bewältigen können. Sie schrecken vor der Aufgabe zurück, eine Umwerthung des Poetischen vorzunehmen, das dichterisch Neue in den neuen Dingen zu empfinden. Und so gehen sie abseits. Sie flüchten vor dem Wirklichen, vor dem Zeitgenössischen zu

dem Ewigen zurück, zu Dem, was unberührt blieb vom ewigen Wandel, besingen die Sterne, den Frühling, das ewig gleiche Rauschen der Quellen, den Mythos der Liebe, flüchten zu den alten Symbolen, den alten Göttern. Nicht aus dem Augenblick, aus der feurig fließenden Masse greifen und formen sie das Ewige, sondern graben seine Symbole immer noch aus der kühlen Erde der Vergangenheit, wie alte griechische Statuen. Sie sind darum nicht werthlos, aber sie geben im besten Fall ein Wichtiges, nie ein Nothwendiges.

Denn ein Dichter, der unserer Zeit nothwendig sein will, kann nur Einer werden, der selbst wieder Alles in dieser Zeit als nothwendig und darum als schön empfindet. Einer, dessen ganzes dichterisches und menschliches Bemühen wäre, einen Gleichtakt des eigenen Gefühles mit den zeitgenössischen Gefühlen zu erstreben, den Rhythmus seines Gedichtes nichts Anderes sein zu lassen als Nachhall vom Rhythmus der lebendigen Dinge, das Tempo sich lehren zu lassen vom Takt unserer Tage und in seine zuckenden Adern das Blut unserer Zeit einströmen zu lassen. Er muß darum den alten Idealen nicht fremd sein, wenn er neue zu schaffen sucht, denn jeder wahre Fortschritt ruht auf tiefstem Verständniß der Vergangenheit. Der Fortschritt muß für ihn im Sinne Guyaus die Fähigkeit sein, „le pouvoir, lorsqu'on est arrivé à un état supérieur, d'éprouver les sensations et des émotions nouvelles, sans cesser d'être encore accessible à ce que contenaient de grand ou de beau ses précédants émotions". Groß kann ein Dichter in unserer Zeit nur werden, wenn er sie in seinen Gefühlen als groß begreift. Was seine Zeit beschäftigt, muß ihn beschäftigen, ihr soziales Problem muß seine persönliche Angelegenheit werden. In einem solchen Dichter würden die späteren Generationen dann erkennen, wie der Mensch aus der Vergangenheit her sich den Uebergang zu ihr erkämpft hat, wie man in jener schon verloschenen Minute um die seelische Identität des eigenen Gefühles mit dem Weltgefühl gerungen hat. Und selbst wenn die großen Werke eines solchen Dichters im Einzelnen schon zersplittert sind, seine Gedichte veraltet, seine Bilder verblaßt, bleibt noch das Werthvollere, das Unsichtbare seiner Absicht, die Melodie, der Athem, der Rhythmus seiner Zeit, gleichsam in graphischem Bilde bewahrt. Solche Dichter, die der zukünftigen Generation Wegweiser werden, sind im tieferen Sinn auch die Bedeutungvollsten der eigenen Epoche. Und darum ist es heute an der Zeit, von Emile Verhaeren zu reden, dem Größten und vielleicht dem Einzigen der Modernen, die das bewußte Gefühl des Zeitgenössischen dichterisch empfunden, dichterisch gestaltet haben, dem Ersten, der mit unvergleichlicher Begeisterung und unvergleichlicher Kunst unsere Zeit zum Gedichte versteinert hat.

Im Werk Verhaerens spiegelt sich unsere Epoche. Die neuen Landschaften sind darin, die finsteren Silhouetten der großen Städte, die drohende Brandung der demokratischen Masse, die unterirdischen Schächte der Bergwerke, die letzten schweren Schatten der schweigsamen sterbenden Klöster. Alle geistigen Gewalten unserer Zeit, ihre Ideolo-

gie ist hier Gedicht geworden, die neuen sozialen Ideen, der Kampf des Industrialismus mit dem Agrarierthum, die vampirische Gewalt, die das Landvolk von den gesunden Feldern in die brennenden Steinbrüche der Großstadt lockt, die Tragik der Auswanderer, die finanziellen Krisen, die blendenden Resultate der Wissenschaft, die Synthesen der Philosophie, die Errungenschaften der Technik, die neuen Farben der Impressionisten. Alle Manifestationen der Neuzeit sind hier im Dichterischen, im Seelischen reflektirt in ihrer Wirkung auf das zuerst verwirrte, dann verständißvolle und dann begeisterte Gefühl des neuen Europäers. Wie dieses Werk entstanden ist, aus welchen Widerständen und Krisen sich hier ein Dichter das Gefühl von der Nothwendigkeit und dann von der Schönheit der neuen Weltform erzwungen hat, wird nun zu sagen sein. Will man heute Verhaeren einreihen, so wird man seinen Platz nicht so sehr unter den Dichtern finden. Er steht nicht so sehr neben ihnen oder über ihnen, die Kunstschmiede geworden sind, Kunsthandwerker, Musiker und Maler, sondern neben den großen Organisatoren, denen, die die neuen sozialen Ströme in Dämme gepreßt haben, neben den Gesetzgebern, die den Zusammenstoß der aufflammenden Energien zu ordnen und zu vermeiden suchen, neben den Philosophen, die in genialer Synthese all diese tausendfach verwirrten Triebe ordnen und vereinen wollen. Seine Dichtung ist der Versuch einer dichterischen Weltschöpfung, ist ein Wille zu neuen Formen, neuer Ästhetik und neuer Begeisterung. Er ist nicht nur der Dichter: auch der Prediger unserer Zeit. Als Erster hat er sie als schön empfunden, nicht aber wie die Schönfärber, die geflissentlich das Dunkle wegretouchiren und das Helle verstärken, sondern er hat sie (mit schmerzlicher und intensiver Anspannung) nach ursprünglicher hartnäckigster Ablehnung endlich als nothwendig begriffen und den Begriff ihrer Nothwendigkeit, ihrer Absicht zur Schönheit gewandelt. Er hat nach vorn und nicht mehr rückwärts geschaut. Als den Gipfel alles Vergangenen und als Wendung gegen die Zukunft hin, ganz im Sinn der Entwickelung, im Sinne Nietzsches, empfindet er unser Zeitalter hoch über den Vergangenheiten. Manchen wird Dies vielleicht zu viel erscheinen, die unser Zeitalter gern ein armes, ein kleines nennen, als ob sie innerlich von Größe oder Kleinheit der früheren wüßten. Denn jedes Zeitalter wird nur groß durch die Menschen, die nicht an ihm verzweifeln, wird nur groß durch seine Dichter, die es als groß empfinden, durch Staatenlenker, die ihm ein Gewaltiges zutrauen. Von Shakespeare und Hugo sagt Verhaeren: „Ils grandissaient leur siècle.“ Sie schilderten es nicht mit der Perspektive der anderen, sondern aus ihrer eigenen Größe heraus. „Si plus tard dans l'éloignement des siècles ils semblent traduire mieux que personne leur temps, c'est qu'ils l'ont recreé d'après leur cerveau et qu'ils l'ont imposé non pas tel qu'il était, mais tel qu'il l'ont déformé.“ Aber indem sie es erhoben, indem sie selbst flüchtige Geschehnisse ihrer Tage in eine weite Perspektive emporführten, sind sie selbst groß geworden. Während die Verkleinerer und

die Gleichgiltigen selbst immer kleiner werden mit der Entfernung der Jahrhunderte, während sie in sich zusammensinken und zersplittern, kann man an solchen Dichtern wie an den leuchtenden Uhren der Thürme die Stunde der Zeit einmal aus großer Ferne lesen. Bleibt von den Anderen kleiner Besitz, ein paar Gedichte, Sprüche und vielleicht ein Buch, so bleibt von Diesen ein Wichtigeres: die große Anschauung, die große Idee einer Zeit, jene Musik des Lebens, nach der die Zagen und Kleinen der nächsten Epoche wieder sehnsüchtig zurücklauschen werden, weil sie wieder nicht im Stande sein werden, den Rhythmus ihrer eigenen zu verstehen. Durch diese Art der begeisterten Vision ist Verhaeren der große Dichter unserer Zeit geworden, dadurch, daß er sie nicht nur schilderte, sondern sie bejahte, daß er die neuen Dinge nicht in ihrer Thatsächlichkeit betrachtete, sondern feierte als eine neue Schönheit. Er hat alles Seiende unserer Epoche bejaht, Alles und selbst den Widerstand, den er nur als willkommene Mehrung des kämpfenden Lebensgefühles empfunden hat. Die ganze Luft unserer Zeit scheint eingepreßt in die dichterische Orgel seines Werkes; und wenn er an die hellen oder dunklen Tasten rührt, wenn er laut oder leise ein Gefühl zum Anschwingen bringt: immer schwingt ihre rauschende Gewalt in seinen Gedichten mit. Während die anderen Dichter immer matter und leiser wurden, immer abgesonderter und verzagter, ist die Stimme Verhaerens immer lauter und lebendiger geworden, wirklich wie eine Orgel, voll von priesterlichen Klängen und der mystischen Gewalt des großen Gebetes. Eine geradezu religiöse Gewalt, aber nicht eine des Verzagens, sondern eine des Vertrauens und der Freude geht von ihr aus. Rascher fühlt man das Blut in den Adern kreisen, liest man seine Gedichte, farbiger, belebter, schenkender und schöner erscheint Einem unsere Welt, reicher, männlicher und jünger lodert, befeuert vom Fieber seiner Verse, unser Lebensgefühl.

Weil aber unser Leben gerade heute nichts nothwendiger braucht als Erfrischung und Verjüngung des Lebensgefühles, darum müssen wir, weit über alle literarische Bewunderung hinaus, seine Bücher lieben, darum muß von diesem Dichter gesprochen werden mit all jener freudigen Begeisterung, die wir erst aus seinem Werk für unser Leben gelernt haben.

Eins der schönsten Gedichte Verhaerens soll hier, in meiner Nachdichtung, für den belgischen Dichter zeugen.

Der irdische Rhythmus.

(Adam und Eva.)

I.

Tage der Glorie, Tage der Weihe,
O Tage, ihr fernen und wunderbaren,
Da die Blüthen, die Menschen, die Engelschaaren
Und des ganzen Paradieses blauschimmerndes Land
Noch in Gottes Hand
Selig beglückt und geborgen waren!

Nach tausend und abertausenden Jahren
Beschwört Ihr mit Eurer Verlockung mich,
Du, thaufeuchte Rose des ersten Morgens,
Du, Mittag, heißathmend und jugendlich
Wie eine gespannte Athletenbrust,
Und Du, Du kühlende Veilchenguirlande
Mit der zum allerersten Mal
Der Abend träumrisch die Wälder umspannte!

Schauer von Klarheit liefen längs der Blumenhecken,
Tausend Insekten schwirrten durch die Luft wie Splitter Glas,
In dem Gewirk des Wassers, auf den Teppichen von Gras
Spielte der Wind mit blauer Lilien Schatten froh Verstecken.
Ein Löwe schlummerte unter der Blumen Augen,
Der Hirsch zog unbesorgt mit Panthern seinen Pfad
Und Pfaue spreizten grell ihr feuerfarbnes Rad
Zwischen dem rothen Pflox und weißen Lilienstauden.
Gott war des Himmels und der Welt alleiniger Gebieter,
Adam war rings von göttlichem Gebot umstellt,
Eva lauschte naiv den leisen Quellenliedern,
In ihren schönen Augen barg das Lächeln sich der Welt.
Ein sanfter Erzengel war ihr besorglicher Begleiter
Und Nacht vor Nacht, wenn durch das Dunkel Sterne glommen,
Stand er, damit der Schlaf sie milde überkomme,
Mit ausgespannten Flügeln schirmend ihr zur Seite.

Mit süßem Thau auf ihrer Brüste Paar
Erwachte Eva unschuldig aus ihrem Traume.
Und sorglich trocknete mit seinem Flügelsaume
Der Engel ihr das wallend aufgelöste Haar.
Der Schatten löste sich aus der Umarmung los der Rosen,
Die noch ein Wenig in den Morgen träumen wollten,
Und vor der Beiden frohem Schritt entrollte
Der Heilige Garten seine strahlende Apotheose.
Wie gestern und wie immer spielten ohne feindliche Gedanken
Die Thiere sorglos auf den sonnesatten Wiesenflächen,
Der Wind umschlang mit Gold den Arm der Epheuranken
Und wieder spreiteten die Pfaue ihren bunten Fächer.
Die gelben Tiger rührten an die Blumenkelche
Mit ihren Nüstern, sorgsam, um sie nicht zu knicken,
Und in dem warmen Moose paarten sich die Elche,
Ohne zu bangen vor der Löwen nahen Blicken.
Nichts hatte sich am Glanz von gestern heut verringert,
Der gleiche große Rhythmus wars des Glücks, der Gnade,
Gleich war das Wunder, gleich die reine Ordnung aller Dinge
Und gleich war Gottes ruhende Allgegenwart.

II.

Doch Eva fühlte eines Tags, nach manchem Jahre
Windstillen monotonen Glücks, ein ungestüm Bedauern,
Daß sie nun ewig Blume ohne Frucht und Liebe war.
Am Himmel standen schwere Wolken von Gewittern,
Als sie Gelüst befiel, vor ihrem Blitz zu schauern.
Jäh überfloß den Körper ein sehr süßes Zittern
Und an das Herz preßte die Hände sie, die kühlen,
Um es bis tief hinab in ihre Brust zu fühlen.

Der Erzengel befragte täglich ihren Schlummer
Und das Erwachen, das sie schreckhaft überkam,
Was sie so quäle mit geheimen Kummer.
Doch Eva schwieg und blieb unmittheilsam.
Vergeblich fragt die Winde er, die Vogelschaaren,
Die ihr Gespielinnen am Rand der Quellen waren,
Er fragt die Wasser, die doch ihren Spiegel zeigen,
Was für Gedanken sie so düster werden ließen.
Und eines Abends, als er über sie sich neigte,
Um frommen Fingers ihre Lider zu verschließen,
Entfloh sie jäh der Schwinge, die er schirmend aufgespannt.
O schöne Thorheit, die so fruchtbar und verheißend war
Und die der Engel, allzu reinen Herzens, nicht verstand!
Eva entfloh. Und er hielt offen noch sein Schwingenpaar,
Als sie schon ihren Leib, den nun kein Schleier mehr bedeckte,
Nackt und ekstatisch zu dem Sternenfeuer reckte.

So sah sie Adam; und sein Herz erschrak.

Sonst, wenn er müde mit dem müden Tag
Von seinen Wanderungen einsam wiederkam,
Fand er sie spielend an der Bäche Rand,
Wie sie die Bläschen, die die Strömung sprühend
Nach oben warf, einfangen wollte mit der losen Hand.
Und oft betraf er sie, ganz in Entzücken glühend,
Wie sie die Gräser zärtlich in die Finger nahm
Und plötzlich darinnen die glitzernd versteckten
Kleinen Insekten
Aufleuchten und emsig sich rührend fand.
Eva war damals nur ein sorglos schönes Kind.
Indessen er, der Mann, am Abend oft und gerne
Von einem anderen Leben träumte,
Das ungezwungen und frei
Dort hinter den Bergen und Wäldern der Ferne
Dereinst ihm noch vorbehalten sei.

Eva ersehnte Liebe, Adam die Erkenntniß,

Und wie er sie in Nacht und Glanz erkannte,
Da ahnte er in ihrem Schauer das Bekenntniß
Neuer Gefühle, die ihr Herz verbrannten.

Er nahte ihr erst leidenschaftlich und verlegen
Und voll von Angst, daß er ihr süßes Staunen störte.
Von Terebinthen fiel ein warmer Blüthenregen
Und schwül von vielen Düften war ringsum die Erde.

Er nahte sacht und zögerte. Doch Eva sah sein Bangen
Und faßte seine Hand mit einer stolzen Geste,
Küßte sie lange, langsam und wie traumbefangen,
Eh sie liebkosend sie an ihre Brüste preßte.

Heiß lief der Brand von dort die Glieder weiter,
Sein Mund fand ihren Mund, daran sich zu entflammen;
Ihr Haar, von seinen Fingern fiebernd aufgebreitet,
Schlug über ihrer Küsse unzählbarer Gluth zusammen.

Nichts war rings wach als ihre funkelnd heißen Blicke,
Da sie ins weiche Haidekraut sich hin versenkten,
Und Adam fühlte jäh, mit schaurigem Entzücken,
Wie eine neue Kraft aus ihm sich hob und drängte.

An Evas Körper gab es keusch verborgne Stellen,
Zart, wie die Moose in des Morgens Thauglanz blicken,
Und willig ließ das Gras sich ringsum von den Wellen
Der ungestümen Liebe morden und erdrücken.

Sich rastlos helfend, fanden Beide sie allmählich
Die Wege, die ihr brennendes Begehren einten,
Und ihr Entzücken zuckte auf, so jäh und selig,
Daß sie in dieser Wollust zu vergehen meinten.
Und als die Schauer endlich ihrer Brust entstiebten
Und wie entseelt sie Arm in Arm noch lang verharrten,
Da ließ die Nacht, die kupplerische und verliebte,
Den Wind noch linder sein im Paradiesesgarten.

Plötzlich
Bäumte sich aus der Ferne ein grauer
Schatten wie eine Wolke und schwoll,
Bis sie nur Grauen mehr war und Groll.
Adam preßte Eva an sich
Und besänftigte ihr blasses Erzittern.
Die Wolke nahte mit schwefligem Schauer,
Mit düsterem Donnern ihr Drohen gewitternd.
Und plötzlich entlud
Sich ihre zornige Gluth

Auf den Platz wo die Beiden, Arm in Arm,
Eben noch ruhten, ein seliges Paar,
Und wo das wuchernde Gras noch warm
Von ihrer ringenden Liebe war.

Und die Stimme des Herrn ging über die Erde.
Feuer sprühten aus Büschen und Blüthen
Und längs der verstummenden Wege glühten
Engel mit feurig flammendem Schwerte.
In den Sternen grollte der Löwen Gebrüll,
Adlerschreie, kreischend und schrill,
Riefen Unglück, Verderben und Tod.
Die Palmen am Ufer der Seen schwankten
Im gleichen Wind des Zorns und der Wuth,
Der Adam und Eva so entsetzlich bedrohte,
Daß sie flüchtend sich vorwärts drängten und wankten
In das Neuland der irdischen Lebensgluth.

III.

Der Mann empfand sich bald von den unendlich vielen
Dingen der Welt magnetisch angezogen.
Er ahnte Grund und Zweck, erschuf sich seine Ziele,
Das Wort sprang ihm vom Munde, um die Welt zu loben.
Sein reines Herz, es liebte, ohne es zu wollen,
Der Wasser sanfte Art, der Bäume ernste Strenge,
Die Funken selbst, die aus zersprengten Kieseln stoben.
Sanft lockte ihn die Frucht aus goldenem Gehänge,
Die Trauben, die er rein und lauter von den Reben löste,
Beglückten seinen Durst, noch ehe sie ihn stillten.
Die Jagd, der Kampf, die Thiere, die den Wald erfüllten,
Erweckten die Geschicklichkeit in seinen Händen
Und aus dem Stolz erwuchs ihm Kraft und Größe,
Sich selbst nun eines Tags sein Schicksal zu vollenden.

Die Frau, viel schöner nun, da sie der Mann
Den wundervollen Schauer ihres Leibs gelehrt,
Lebte im goldnen Wald, von Duft und Glanz umthan,
Die Augen von den künftigen Geschicken thränenschwer.
Mit sanfter Kraft und nie gekannter Angst erschloß
In ihr die erste Seele sich, als ihres Herzens Gluthen
Hinströmten zu dem Werdenden in ihrem Schoß.
Und abends, wenn im letzten Sonnenbluten
Der Bäume Stümpfe plötzlich leuchtend werden,
Streckte sie ihren Leib, den schon ihr Traum erfüllte,
Im Grase an der Felsen Mulde auf die Erde.
Die sanft erhobnen Brüste zeichneten auf ihre blasse,
Wie Wasser klare Haut zwei runde Schatten hin,

So daß die Sonne, da sie golden ihren Leib umfaßte,
Die ganze neue Welt in ihr zu reifen schien.
Sie dachte fromm und ernst, mit schmerzbereiter Würde,
Wie durch die Liebe sie der Menschen Los nun tausendfalt
Gemehrt und wie des Willens schöne und heroische Gewalt
Nun bald die Welt und ihren Glanz erschüttern würde.
Ihr alle, Schmerz, Leid und Verzweiflung, überkamt
Die so Verwandelte in jener ernsten Stunde.
Allein im Vorhinein empfing und nahm
Eva Euch auf und küßte Euch mit frommem Munde.
Doch Ihr auch, Stolz und Muth und Menschengröße,
Habt damals Euch in Flammen in ihr aufgerichtet,
Habt ihres Herzens Garten mit den heißen Opferstößen
Zum Brand entflammt und Fernen ihr gelichtet.
Ihr ganzes Wesen ließt Ihr, Wille, Kraft und die Gedanken,
Und Du, des Lebens unerschütterliches Selbstvertrauen,
Für ewig sicher sein. Und als sie einst, vom blauen
Himmel gewiegt, froh, unbesorgt und schön
Den Wald durchschritt, sah sie des Paradieses Schranken
Mit einem Mal vor ihrem Wege offen stehn.

Die Thür war aufgethan, einladend war des Engels Blick.
Doch Eva wandte sich. Sie wollte nicht ins Paradies zurück.

Wien. Stefan Zweig.

Fürstenberg-Memorial.

Auf viele Zeitgenossen wirkt heutzutage die Anekdote stärker als der nüchterne Ernst eines Vorganges; besonders auf die an der Börse heimischen Zeitgenossen. Die interessirten sich in der vorigen Woche ausschließlich für das Duell Fürstenberg-Hohenlohe; kümmerten sich aber nicht um den ernsten Sinn dieses Konflikts. Im Börsenparadies sind Scherz, Satire und Ironie gern gesehene Gäste; die „tiefere Bedeutung“ findet selten Verständniß. Die Dummheit feierte Orgien. Karl Fürstenberg wurde wie ein dem Bankerot Naher behandelt und von den ärgsten Lärmmachern rasch seiner Würde als „Geschäftsinhaber“ der Berliner Handelsgesellschaft entkleidet. So quittirte man die Rechnungen, die Fürstenbergs Sarkasmus manchem Neugierigen aufgemacht hatte. Im Schatten des Blätterwaldes geht Fürstenberg nicht gern spaziren. Wenigstens sind ihm seine Kakteen und Palmen lieber als die Abwechselung, die ihm ein Gang durch die Zeitungplantagen bietet. Und da ihm der Schnabel gerade gewachsen ist, so hat er sein (sehr frei nach Linné aufgestelltes) System der „Blätter und Blüthen“ niemals als Geheimniß betrachtet. Nun schallts aus dem Walde zurück, wie er hineingerufen hat. Er veröffentlichte eine

kurze Darstellung des Konfliktes. Diese Flucht in die Oeffentlichkeit wurde ihm verdacht. Sollte er ruhig abwarten, bis man die tollsten Kombinationen vom Stapel laufen ließ? Er weiß, daß er, wie jeder Starke, im Kreis der Berufsgenossen mehr Feinde als Freunde hat; da wars klug, sofort einen Weg zu bahnen, auf dem sich die Meute austoben konnte. Was aber war denn nun eigentlich geschehen?

Herr Fürstenberg ist vom Vorsitz im Aufsichtrath der Hohenlohewerke zurückgetreten, weil ihm eine Verbindung mit dem Fürsten zu Hohenlohe, Herzog von Ujest, nicht länger erwünscht schien. Es giebt Finanzstrategen und Finanzdilettanten; die beiden Gegner sind gute Vertreter dieser Spezies. Vielleicht hat Fürstenberg den Dilettantismus seines fürstlichen Geschäftsfreundes zu laut kritisirt; vielleicht that ers, weil ihm der Bruch unvermeidlich schien. Jedenfalls handelte er nicht voreilig, als er ein Verhältniß löste, von dem er sich keinen Nutzen mehr versprach. Neben dieser rein persönlichen Angelegenheit entwickelte sich die Aktion der Handelsvereinigung (Hohenlohe-Fürst Fürstenberg), die sich, im Bund mit der Deutschen Bank, in den Bereich der Hohenlohewerke hineinschob. Von dieser Schiebung sprach ich hier schon als von einem Schachzug der Deutschen Bank, die jetzt überall dabeisein möchte. Mit gut wirkender Ironie weist Fürstenberg auf die lange Dauer seines Präsidiums bei den Hohenlohewerken; er bezweifelt, daß sein Nachfolger sich eben so lange halten werde; „es sei denn, daß ein fürstlicher Beamter zum Vorsitzenden des Aufsichtrathes bestimmt wird.“ Braucht man da noch weitere Aufklärung über die Ursachen des Bruches? Fürstenberg trägt zwar den Kronenorden Zweiter Klasse auf seiner Brust, ist aber nicht einmal Kommerzienrath. Wer ihn auch nur von Weitem kennt, kann sich vorstellen, wie er sich im Kreis fürstlich hohenlohischer Beamten gefühlt haben muß. Der Aufsichtrath der Hohenlohewerke ist mit zwei solchen Beamten dekorirt, gegen deren Intelligenz natürlich Leute wie Karl Fürstenberg und Walther Rathenau nicht aufkommen konnten.

Fürstenbergs Erklärung erwähnt auch den fürstlich hohenlohischen Finanzdirektor Knöpflmacher. Der Mann hätte sich keinen besseren Namen aussuchen können. Die wiener Börse hatte vor Jahren das Vergnügen, Herrn Arthur Knöpflmacher zu ihren Besuchern zu zählen; bis ihm eines Tages der „junge Draht“ ausging. Er wurde dann ein Rathgeber auf dem Kapitalmarkt; kam dabei aber in Konflikt mit der Glasfabrikantenwitwe Marie Stoelzle. Aus einer Stellung bei der Gewerkschaft „Triumph“ in Budweis schied er ohne Triumph. Schließlich finden wir ihn als Vertreter des Herzogs von Ujest; und hören nun aus Fürstenbergs Mund, welche Empfindungen ihn beseelten, da ihm dieses würdige Mitglied der menschlichen Gesellschaft als „Kollege“ für den Aufsichtrath der Hohenlohewerke präsentirt wurde. Knöpflmacher wurde im Februar 1905 bei der Berliner Handelsgesellschaft eingeführt. Er legitimirte sich als „Finanzdirektor“ und legte eine Vollmacht vor, die ihn ermächtigte, Verhandlungen zur

Gründung des hohenlohischen Montanbesitzes einzuleiten. Fürstenberg sagt: „Die für solche Verhandlungen nöthige Diskretion gestattete nicht, über die Person des Finanzdirektors Erkundigungen einzuziehen. Auch hatte der Gedanke, daß es nicht eine geeignete Persönlichkeit sein könnte, gar keinen Raum.“ Das Zweite mag richtig sein; die erste Behauptung ist nicht stichhaltig. Dem Arbiter der berliner Finanz wäre doch wohl gelungen, Knöpflmachers Naturgeschichte zu erforschen, ohne die „Diskretion“ zu verletzen. In Wien wußte jeder Handelsredakteur und jeder ältere Börsianer Einiges über den Finanzdirektor und jeder hätte vernünftige Fragen beantwortet. Hätte man den Gedanken an eine nähere Prüfung der Person des hohenlohischen Agenten „Raum gegeben“, so wäre Herrn Fürstenberg vielleicht manche ärgerliche Enttäuschung erspart geblieben.

Bald nach der Gründung der Hohenlohewerke kamen Veruntreuungen, mit denen der Herr Finanzdirektor seinen Fürsten geschädigt hatte, ans Tageslicht; und nun wurde Herr Knöpflmacher „dislozirt“. Er sollte erst wieder in Gnaden aufgenommen werden, wenn er sich gerechtfertigt habe. Ein niedlicher Witz. Herr Knöpflmacher hat wohl, trotz der schönen Provision, die ihm bei der „Gründung“ zufiel, die Schlappe von 1905 nicht verwunden und seine Rache vorbereitet. Vielleicht sind die „vielfachen und ungerechten Forderungen“ des Fürsten Hohenlohe, über die Herr Fürstenberg klagt, auf Machinationen des Finanzdirektors zurückzuführen. Auch das seit dem Beginn des Jahres 1910 zu merkende Eingreifen der von Hohenlohe delegirten Aufsichtrathsmitglieder in die Geschäfte des Vorstandes und die heimliche Liaison dieser Herren mit der Handelsvereinigung könnte wohl dem geschulten Hirn des Herrn Knöpflmacher entsprungen sein. Vielleicht erleben wir, daß der geniale Arthur nun doch in den Aufsichtrath der Hohenlohewerke kommt; bei Geschäften der Handelsvereinigung ist kein Ding unmöglich. Karl Fürstenberg und seine Anhänger wurden von dem Hohenloheconcern überstimmt und konnten nicht mehr ausführen, was sie im Interesse der Gesellschaft für nöthig hielten. Unter diesen Umständen darf man den Herren der Berliner Handelsgesellschaft glauben, daß es für sie „eine wirkliche Erlösung war, frei geworden zu sein“.

Majorisirungen kommen nicht gerade selten vor. Daß aber der Aufsichtrathsvorsitzende, der klüger ist als alle Anderen zusammen (Dr. Walther Rathenau respectfully exepted; er wirkte ja aber in Gemeinschaft mit Fürstenberg), von der zwar geistig schwächeren, aber numerisch stärkeren Partei an die Wand gedrückt wird, ist kein alltägliches Erlebniß. Bei der Gründung der Hohenlohewerke ist eben ein Schönheitfehler gemacht worden; man hätte für Decentralisation sorgen müssen. Wenn eine Aktiengesellschaft im Grunde das Eigenthum einer Person verwaltet, verliert der Begriff der Aktie seine ursprüngliche Bedeutung und kann zum Unsinn werden. Herr Fürstenberg sagt in seiner Erklärung, ihm sei gelungen, sich in einer Zeit frei zu machen, „wo sich der Aktienkurs auf seiner höchsten Höhe be-

findet, so daß Niemand einen Schaden zu erleiden genöthigt ist“. Dieses Bewußtsein hilft aber nicht über die Bitterkeit der Erkenntniß hinweg, daß es, auch in diesem Fall wieder, unabhängige Aktionäre giebt, die ahnunglos den Folgen persönlicher Verwaltungpolitik preisgegeben waren. Fürst Hohenlohe hat bei der Umwandlung seines oberschlesischen Montanbesitzes in eine Aktiengesellschaft kein schlechtes Geschäft gemacht. Jedenfalls durfte er über die Berliner Handelsgesellschaft nicht klagen, die wohl selten den Wünschen eines zu Gründenden so weit entgegenkam wie gerade bei diesem Geschäft.

Und wie hat sich der Aufsichtrath bewährt, die Kontrolstation für die Führung der Geschäfte? Die wenigen Mitglieder, die Sachkenntniß hatten und deren Rath deshalb gehört werden mußte, kamen nicht mehr zum Wort; und die Anderen faßten Beschlüsse, die sich als der Gesellschaft (nicht nur dem Fürsten) heilsam erst erweisen sollen. Dürfen Aktien auf den Markt kommen, die mit dem Begriff, den sie repräsentiren sollen, nur den Namen gemein haben? Der einfache Mensch denkt nicht an Hinterthüren und sieht in einer Aktie die Zusicherung auf ein bestimmtes Recht an einer Gesellschaft. Daß ihm dieses Recht, durch ein schon bestehendes Machtaufgebot, im Entstehen verkümmert wurde, hört er dann zu spät. Wäre der ganze Aktienrummel nicht längst zur Farce geworden, so dürften Aktien einer „Familiengründung“ erst auf den Markt kommen, wenn dem „Vorbesitzer“ eine eben so starke Position gegenübersteht. Eine Aktienemission, bei der diese Vorbedingung nicht erfüllt ist, beruht eigentlich von vorn herein auf einer Täuschung. Der üble Brauch hat diese Art der Erregung eines Irrthums (unter Aktionären) sanktionirt. Und da unsere hohe und höchste Finanz auf die triviale Beschäftigung des Dividendenmachens nun einmal angewiesen ist, so werden fette Gründungobjekte stets ihre Liebhaber finden. Einträgliche Engagements und solvente Kontokorrentkunden zu ergattern, wird von Jahr zu Jahr schwerer. Die Banken gehen im Wettbewerb auf die Dörfer und tragen oft nur böse Erfahrungen heim. Ein Bänkchen vom Schlag der (neulich zusammengebrochenen) Ronsdorfer Bank hatte bei der Dresdener und bei der Reichsbank Kredit und suchte aus diesen angesehenen Verbindungen jeden erdenklichen Nutzen zu ziehen. Der Handel mit Geld wird eben immer komplizirter und stellt an Kritik und Skepsis immer höhere Forderungen. Ists da ein Wunder, daß man sich gern einem großen Namen, hinter dem Millionen stehen, verbündet? Sicher nicht. Fast aber wie ein Wunder wirkt die Thatsache, daß in der Sphäre der hochgeborenen und durchlauchtigen Herren Gehirne entstehen konnten, die sich vermessen, den „Koofmich da unten“ an Schlauheit zu übertreffen. Noch wunderbarer ist freilich, daß bis heute noch nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, die unzweideutige Anklage, die Herr Fürstenberg gegen die Hohenloheleute (in Sachen Wulff) veröffentlicht hat, zu entkräften. Ist die Gesellschaft durch den neuen Kohlenvertrag geschädigt worden? Das allein ist die Frage. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Mai 1910.

Pantomimus.

Vor dreißig Jahren jauchzte Paris angelsächsischen Akrobaten zu, den Hanlon-Lees, deren wirr scheinendes und doch schlau erdachtes Gliedergeknäuel Menschendummheit und Menschenwuth beim Geschmetter englischer Budenmusik der Lachlust zum Abendfraß bot. Das fuchtelte und schlug, sprang und fiel, wand und wälzte sich auf den Brettern, daß der aufs Spiel Schauende ein knochenloses Geschlecht zu erblicken glaubte. Nicht alltägliche Cirkuskunst, die immer ein Bischen nach Peitschenrohr und Schweiß riecht. Diese Blitzkerle blieben im sinnlosesten Unfug noch menschlich; schienen, auf ihre besondere, fast äffische Weise, zu leben, wenn sie die hageren Glieder durcheinander fädelten, den Rumpf des Nächsten als Rutschbahn benutzten oder den strohblonden Kopf rückwärts durch das von den eigenen Beinen begrenzte Dreieck steckten und, wie unter dem Galgenbogen, die Menge angrinsten. Ein Thespiskärrner, der seit Monaten seine Räder mit keinem Vorspann aus dürrem Sand brachte, witterte die Möglichkeit, in fruchtbares Gelände zu kommen. Wenn man diese Lieblinge in einen Theaterrahmen zwängt, stürmen die Leute gewiß die Kasse. Nur: so geduldig wie der Brite, so bescheiden im Anspruch ist der Pariser nicht. Drüben sind Hunderttausend ins Strandtheater gegangen, um die kleine Mary Wilton als Amor, Pippo, Straßenbengel zu sehen; jubelt jeden Abend ein Menschenheer zwei Stunden lang, weil ein junger Springer einem müden Alten ein Mädel

wegschnappt, ein Lümmel in Dienerlivree über seine Plattfüße stolpert und Tellerstöße zerbricht, ein Unschuldiger, ganz Unbetheiligter die Maulschellen und Fußtritte einheimst, die einem Anderen zugedacht waren. Das genügt für Paris nicht; nicht einmal, wenn in den Pausen des excentrischen Turnspieles eine Schaar hübscher Mädchen die Schenkel zeigt. Paris will was fürs Ohr, für den Verstand; Wortspiel und Witze. Herr Thespis ruft seine Hauslieferanten, die Herren Blum und Toché, und bestellt eine Posse, die den Künsten der Hanlons Raum gewähre. Pünktlich wird sie fertig. Die Handlung? Jeder pariser Possenschneider weiß, daß die Sexualkomik nie im Stich läßt. Also: ein junges Paar, das nach dem letzten Gang des Hochzeitmahles in den Schlafwagen klettert, um in die Schweiz zu reisen, aber nicht zum heiß ersehnten Vollzug der Ehe kommt, weil eine (zu ganz anderem Zweck mobil gemachte) Bande ihm auf dem Halse sitzt und in die Minuten schwülster Hoffnung hineintölpelt. Neu ist der Einfall nicht. Einerlei. Die Hanlons können sich zeigen. In den Folies-Bergère waren sie wilder, ferner von prüdem Bedenken, entblößten mitleidloser die Scham des Thiers mit der zweizinkigen Gabel; in den Variétés sind sie sittsamer, bürgerlicher und ersparen der Menge das Schaudern, das eine satte, soignirte Menschheit nicht als ihr bestes Theil empfindet. Sind nur noch lustig. Wenn sie jäh vom Verdeck einer alten Postkutsche purzeln, den Insassen auf die Glatzköpfe, die Bäuche fallen, alle Scheiben zerbrechen, zwischen Scherben, Kisten, Menschen, Taschen, Schirmen herumkegeln und schließlich in einer geraden Linie sich, Jeder hübsch behaglich auf seinem Gesäß, den Gaffern präsentiren, ist der ersten Stunde die heitere Stimmung gesichert. Unter der Wucht einer Explosion birst klaffend der Schlafwagen und die munteren Lemuren retten sich, über splitterndes, qualmendes Gebälk hinweg, auf Bäume und Telegraphenstangen. Die Decke eines Hotelsaales platzt und beschüttet den Schoß der Frühstücksgesellschaft mit dem Gauklergewimmel, das, als wäre es aufs Glockenzeichen zur Vorstellung angetreten, sofort mit Tellern und Messern, Schüsseln und Flaschen nach der Handwerksregel zu jongliren anfängt und mit seinem Wirbel die versammelte Bourgeoisie zur Nachahmung hinreißt. Dann betrinken sich zwei Hanlons; zeigen, mit feinster und doch deutlichster Kunst, die Entwickelung eines Rauschzustan-

des und steigern das Lachen in Gebrüll, Gewieher, da sie mit all ihrem Suchen und Tasten, Taumeln und Krabbeln nicht dazu kommen, ihre Finsterniß zu erhellen, und, sobald sie das Streichholz umklammert haben, die Kerze aus der zitternden Hand fallen lassen. Das Stück? Leidlich; an funkelnden Worten nicht ärmer als andere sui generis. Doch ein Erfolg, der Dauer verheißt, nur durch den eingefügten Pantomimus. Das kann, zweitausend Jahre nach Pylades und Bathyllos, noch wirken? Da sind wir ja wieder, wo die Römer des Augustus waren, die in Wonne aufheulten, wenn ein Spieler, in verschiedenen Trachten und Masken, ihnen ein ganzes Drama ohne Worte vormimte. Was damals der Chor that, leistet jetzt die Firma Blum & Toché. Und dem Spiel der Kaiserzeit ist das lutetische Spektakel viel näher als Italiens Pantomimen.

Eine Saisonmode war geschaffen. Künstler, die sich in Fortunens Gunst noch nicht sicher fühlten, suchten die neue Neigung zu spiritualisiren. Menschen von Fleisch und Bein? Das dünkte sie zu grob, viel zu derb für feine Geister, die der Anblick schwitzenden Mühens ekelt. Während Zola im Bien public, später im Voltaire für das Drama, den Schwank sogar blutige Wahrheit, ungeschminkte, ungepuderte, heischt, findet die schüchterne Sehnsucht nach schönem Schein in gesäuberten, desinfizirten Winkeln Unterschlupf. Caran d'Ache und Salis locken mit ihren Schattenspielen nicht die junge Zigeunerbrut nur, nein: auch die steife Gesellschaft von Saint-Germain ins winzige Häuschen zur Schwarzen Katze. Rechts und links vom Chat Noir tauchen Nachahmer auf. Ein neuer Pierrot, ein düsterer vom Stamm der Byronhelden, wird erfunden. Die Legenden vom Verlorenen Sohn, von Don Juan und Bonaparte werden von schwarzen, an feinen Fädchen gelenkten kleinen Figuren dargestellt. Maurice Maeterlinck schreibt, Maurice Bouchor spielt seine Marionettendramen; Tintagiles stirbt und Eleusis entschleiert grause Mysterien. Und da ganz Paris der Mode nachläuft und die alten, großen Theater halbleer läßt, kommt wieder einem Pfiffikus der Gedanke, in breiterem Rahmen einmal mit der Pantomimik sein Glück zu probiren. Worte verlangen die Leute nicht mehr; diesen Wunsch haben die Neusten ihnen abgewöhnt. Nur: allzu phantastisch und wüst darf die Sache nicht sein, wenn sie einen hohen Geldhaufen einbringen soll; was für den Cercle Funambulesque taugt, treibt uns noch nicht die zahlungfähige Bourgeoisie an den

Schalter. Der Direktor der Bouffes-Parisiens verbündet dem Literaten Michel Carré den Musikanten Wormser und empfängt, als Frucht dieser Paarung, die Pantomime „L'enfant prodigue“. Nichts ungemein Beträchtliches. Doch die Musik ist nett und gefällt selbst den Kennern, die Handlung spannt und entspannt den Bürgersinn in launiger Biegung, ein zierliches Mädchen räkelt und wälzt sich als Pierrot auf den Brettern: für hundert Abende reichts. Nicht in Deutschland. Trotzdem das hübschste und frechste Frauenzimmer für die Hauptrolle des verliebten, verlorenen Sohnes Wangen und Haar mit Reismehl betupft und ein Lieblingspaßmacher seines Wesens behäbige Breite für den Papa aus Philisterland einsetzt. Auf die englische Burleske, auf Akrobatik ist hier verzichtet, Steinlens Pierrot morne dem Haufen ein Fremdling und die Zumuthung, Stunden lang sich an niedlichem Spiel Stummer zu freuen, fast eine Kränkung der mit berliner Schrippen gefütterten Intelligenz. Zwar künden einzelne Schreiber, nur diese Gattung sei noch, in der Maienzeit des Naturalismus, als eine bedenkenlosem Vergnügen geweihte zu dulden, nur in ihrem engen, von aller Wirklichkeit abgesperrten Bereich die überlieferte Bühnenkonvention noch erträglich. Nur durch Masse aber läßt sich in dieser Zone die Masse zwingen. Pantomimik giebts ja, nach der Reiterei, jetzt auch im Cirkus, giebts für ein Weilchen noch im Victoria-Theater: und da labt sich das Auge an Sammet, Seide und Liberty, an Juwelen und Maschinenwundern, an der Tricotparade und dem Gewoge sämmtlicher Busensorten. Man hat mehr fürs Geld und weiß doch, wo und wie. Der Cirkus siegt. Manzottis „Excelsior“ winkt mit seinem wortlosen Getös, seinem Stoffprunk, Lichtpomp und Mädchenfleischduft gierige Schaaren herbei und weckt Nacheiferung. Die von Künstlern erträumte oder mindestens sauber geformte, drum den Feinen willkommene Pantomime verschwindet schnell.

Kehrt sie zurück? Im Deutschen Theater ist „Sumurun“ das stärkste Zugstück geworden; eins, dem die Gluthpfeile des Helios nicht ans Leben gekonnt hätten. Der Verfasser, Herr Freksa, hat sich die Sache leicht gemacht: allerlei Reste orientalischer Märchen zusammengequirlt und mit einer Trüffelsauce angerichtet. Dem Westen entnahm er den Pierrot (der, in seinem weißen Pluderkittel mit den Riesenknöpfen, von dem Piero der commedia dell'arte stammt) und staffirte ihn mit Quasimodos Buckel und der Melan-

cholie der Mussetschule gar romantisch aus. Dem fernsten Osten den Blumenweg, der die Spieler auf die Szene führt. Was soll der in einer Welt bunter Haremsmärchen? Japans Theater (über dessen Wesen und Kultwerth Alexander Bénazet ein lehrreiches Buch geschrieben hat) steht unter besonderem Lebensgesetz. Da schreiten, an den Augenpaaren essender, rauchender Männer, Frauen, Kinder vorüber, auf zwei Stegen die Spieler von der Hausflur auf die Bühne. Auf den selben Stegen, die das Publikum an seine Sitze geführt haben. Da oben ordnen sich Züge, rufen Boten den Trägern der Handlung gute und schlimme Post zu, rotten sich Verschwörer, bereiten sich Nebenhandlungen vor; wird von emsigen Hausdienern aber auch der Proviant für die Menge entlanggetragen und Jedem gebracht, was er an Reis, Fisch, Thee oder Tabak bestellt hat. Kein fester Grenzstrich trennt hier Spieler und Zuschauer; in hastige Familienschmäuse wirbelt der Flammenwind neuen Geschehens hinein und dicht neben gaffenden Bübchen und Thee schlürfenden Frauen wetzt der bleiche Mörder am Erzreif den Dolch. Weil auf diesen Wegen durch den Zuschauerraum die Lieblinge oft mit Papierblumen beworfen wurden (Kavaliere und reiche Damen spendeten den feierlich Schreitenden auch Geld, Kleider und Spielgeräth), nannte die Bühnenmenschheit die beiden Bretterstraßen hanamitchi, Blumenpfade. In unserer Theaterordnung, die den Spieler aus der Coulissenöffnung kommen läßt und alles Geschehen hinter die Rampe pfercht, wirkt die Abschiebung auf den Blumenpfad wie der Versuch eines Turnierritters, vor der Schranke den Kampfpreis zu erlisten. Was aus Japan zu holen war, ist geholt worden: die Reliefdarstellung und die Drehbühne (mawari butaï), die ermöglicht, drei, vier Schauplätze vorzubereiten und große Dramentheile ohne Pause abzuspielen. Herr Freksa scheint zu glauben, der Blumenweg trage seinen holden Namen, weil er in die Freiheit von Zwängen führt. Auch das Land der Freiheit liegt aber im Bereich unserer Schauspielkonvention nicht vor der Rampe. Sumurun ist die Erste Haremsfrau eines alten Scheichs, den sie (wider alle Orientsitte: weil er herrschsüchtig und lasterhaft ist) verachtet und der ihr schließlich eine schöne, mit Kantharidenreiz lockende Tänzerin vorzieht. Die umständliche Geschichte von Sumuruns Getändel und Vereinung mit einem jungen Stoffhändler interessirt uns weniger als das Schicksal des Buckeligen, dessen

Eifersucht die nach Geld und Macht geilende Tänzerin umlauert und der als Scheintoter wie der Kadaver eines räudig verreckten Hundes herumgezerrt und gestoßen wird. Auch ihn vergessen wir bald. Und freuen uns (leider bei geistloser Messenmusik) nur noch der bunten Bilder, des langenden Traumes, dem sie Körper bauen.

Alter Märchenorient. Hinter dichtem Holzgitter träumt und seufzt, schwatzt und kichert unfreie Weibheit. Das Leben des Bazars thut sich dem Blick auf; Ladendiener stolpern schläfrig, Spitzbuben gleiten wie speckig glatte Schlangen lange Treppen hinunter, Kunden feilschen und zahlen, feile Mädchen bieten sich zwinkernd dem in der Runde Reichsten an und der Stallknecht prügelt im Gedräng just den Vornehmen, dessen Stirnrunzel ihm Unheil dräut. Auf dem First des Palastes, in dem der alte Scheich herrscht, kauern die Frauen, die Hitze und Langeweile gemeinsam plagen. Die Schaar der fetten Eunuchen sperrt das Portal. Eine, der des Scheichs lüsterner Sohn gewinkt hat, läßt sich im leeren Wasserkessel, den unten die Zisterne tränken soll, hinabwinden und saugt sich für ein Weilchen an jungen Lippen fest. Die Sänfte, in der die vom Scheich auf dem Markt erhandelte Tänzerin sitzt, wird an einer Mauer vorbeigetragen; die aus dem Bazar heimkehrenden Frauen folgen; verschnürte Ballen und Kleiderkisten werden in Sumuruns Wohnung geschleppt; Wächter und Diebe trotten hinterdrein; und es ist, als ob die Mauer lebe und aus weisem Verständniß auf den wirren Troß der von Hunger, Brunst und Eitelkeit Getriebenen herniederlächle. Im Harem wird der Jüngling, den die Laune der Herrin begehrt, aus der Verpackung geschält, in der er eingeschmuggelt ward; das Mißtrauen des Alten durch Tanzspiele eingelullt; das Eunuchenquintett trunken gemacht; Sumurun von der aufflackernden Lust des allzu lange mit Hoffnung abgespeisten Buhlen erobert. Ohne den Trug, die Entehrung zu ahnen, die ihm unten bereitet wird, schläft oben der Scheich neben der Tänzerin. Der Sohn, der dem Alten die Letzung an diesem Leibe nicht gönnt, ruft die Ungesättigte an seine Brust; und im Hemd schnellt sie auf, überklettert die doppelte Majestät des Herrn und des schlummernden Greises und springt, wie eine Wildkatze, vom Bett in des flinkeren Mannes Umarmung. Heuchelt dem Scheich, den der Buckelige geweckt hat, dann zärtliches Verlangen und streckt sich, auf daß ihn des Sohnes Dolch sicher treffe,

mit lechzendem Blick unter ihn, der, mit frisch erwachter Gier, nach ihr greift. Noch einmal wird er von dem Buckeligen gerettet; tötet den Sohn, der ihn töten wollte; läßt sich von dem Sterbenden die Wendeltreppe hinunterschleifen und erschnüffelt im Halbdunkel die Haremsschmach. Das Licht herabgebrannt, Weindunst im Saal, zwischen Blumen, Früchten, noch feuchten Bechern die im Taumelschlaf schwitzenden Körper der Kastraten; Sumurun selbst in bleichem Entsetzen. Der Scheich fällt, nach langem Kampf, von der Hand des Kaufmannes. Dem weist, nebst der Liebsten und deren Frauen, die Fackel des Buckeligen den Weg in die Freiheit. Nur Tote und Trunkene herbergt der Saal, den der Wächter betritt.

Ein Bilderbuch, dessen Text den Betrachter nicht kümmert. In der vom Herrn Freksa zusammengelesenen Menschheit würde kein Orientale heimisch. Farbe und Rhythmus, Ruch und Allure des Orients hat Herr Reinhardt hineingebracht. Dessen Phantasie webte, aus feinen und groben Fäden, die Märchenstimmung. Wirkte im Sinn des Zuschauers die Bangniß, die selbst dem rohsten Rüpelspaß und der Lustwerbung schöner Mädchen nie völlig wich. Ließ Kletterröschen mit duftendem Gerank Abgründe überbrücken und mitten im burlesken Spiel uns vor den Wundmalen der Menschlichkeit erschaudern. Der hat aus Sprechern Mimen herangedrillt und ihre Körper so geschmeidigt, daß sie hüpften und krochen, Luftsprung und Purzelbaum leisteten wie im Hellenengymnasion die Pentathleten. (Allen deutschen Spielern ist solche Erziehung zu wünschen, die sie den ganzen Körper, nicht Stimme und Zunge nur, meistern lehrt.) Ein Sieg schöpferischer Regiekunst, die hier, endlich unbeschwert vom Ballast abgewetzter, schleppender, schlecht gefügter Worte, frei in Formen und Farben schwelgen durfte und aus Gedächtnißbildern selbstherrisch eine unheimlich lebendige Welt aufsteigen ließ. Noch nicht ein Sieg des Pantomimus als auferstehender Gattung. Der kehrt ungeleitet kaum wieder.

Zu dem Sieg hat, wie vor dreißig, vor zwanzig Jahren in Paris, die Freude an einer Buntheit des Geschehens mitgewirkt, die alter Spielkonvention wieder ihr Lebensrecht gewährt und dem Zuschauer erlaubt, die Regeln und Nothbehelfe des Bretterbezirkes ohne schamhafte Vernünftelei hinzunehmen. Die Freude, hier einmal, (fern von der Angst, als ein Rückständiger ins falsche Boot zu gerathen), nicht fragen zu brauchen, ob das Gemimte auch wahr-

scheinlich sei und gestern genau so geschehen sein könne. Die selbe Freude, der sich der Erfolg alter Balletkunst entband. Pantomimus und Tanzspiel sind ja Kinder der selben Sehnsucht. Während der Monagonist, dem ein bathyllisches Stück anvertraut war, aus einer Tracht in die andere schlüpfte, reihten sich die Gehilfen zum Tanz. Die Pyrrhiche, der Waffenreigen, rahmte Pantomimen, die das Leben des Dionysos darstellten. Das römische Militärballet hatte ein Drama in sich wie das Soldatenschaustück uns näherer Zeit: „Der Siegstreit der Luft und des Wassers", der in Wien die Hochzeitgäste Leopolds des Ersten ergötzte, und „Militaria", eine Frucht des Franzosenkrieges von 1870. Als die Gattungen noch vereint waren, wimmelten sie von allem Gethier der Arche. Pferd, Hund, Ziege, Kamel und Schlange sogar kam auf die Bühne, zwanzig Vogelarten krähten und zwitscherten durcheinander; und über Mensch und Thier schwebte die Engelschaar. Rinuccini (dem die Eminenz Richelieus bei der weder gottgefälligen noch das Staatswohl fördernden Arbeit half) und La Motte haben den römischen Pantomimus dem Prunkstil der Lilienkönige von Frankreich und Navarra angepaßt und den Tanzkünstlern breiteren Raum geschafft. Unter Katharina von Medici hatte man noch die Götter, Helden und Elementargeister der Heidenzeit ins grand ballet de la reine gezwängt; öffnete man die Himmelsschleußen, ließ Feuer regnen, Riesenschiffe durch Theatermeere stampfen, ganze Szenen im Wasser spielen und das Auge an Pferdequadrillen weiden. Unter Ludwig dem Vierzehnten schrumpft die Pantomimik allmählich; das Ballet wird historiographisch, lehrhaft (philosophisch: so nannte mans damals). Der Sonnenkönig tanzt mit; tritt in dreißig Ballets vor der Hofgesellschaft aufs Schaugerüst; auch im bebänderten Weiberrock. Denn noch dürfen Frauen öffentlich nicht tanzen. In den letzten Jahren des siebenzehnten Säkulums wirds ihnen gestattet: und nun erst erblüht das Ballet zu Hochsommerpracht. Was sind die stärksten Heroen, die seltensten Thiere, die kunstvollsten Maschinen neben Weibesreiz? Noch ist zwar das kurze Röckchen verpönt und die keusch verhüllende Gewandung vorgeschrieben, die Lancrets Camargobild zeigt. Doch Knöchel und Strümpfchen, Hals und Brustansatz sind schon sichtbar; und wachen Sinnen genügt eine Hoffnung. Die Zeit ist reif und harrt auch auf diesem Felde des Schnitters. Während am wiener Hof Erzherzogin Marie-Antoinette im Reifrock sich vor bemalter Leinwand

zwischen geschminkten Genien im Kunsttanz dreht, taucht am pariser Baletthorizont der große Noverre auf und wird rasch zum Reformator. „Du feu de son génie il anima la danse, aux beaux jours de la Grèce il sut la rapeller; en recouvrant par lui leur antique éloquence, les gestes et les pas apprirent à parler“: Das steht unter einem Stich, der Jean Georges Noverre, den Verfasser der Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier darstellt. Uns erinnert der Balletmeister weniger an Athen als an Bayreuth; wie Wagner, hofft auch er von seiner Reinigerarbeit das höchste Heil, fast eine neue Erlösung armer Menschheit; träumt auch er von einem Gesammtkunstwerk. Von Rubens, Teniers, Boucher soll der Tänzer Haltung und Gruppirung, von Molière, Racine, Diderot Seelenkunde, von Garrick mimischen Ausdruck, von den Historikern Kostümkenntniß (im weitesten Sinn), von der Natur bescheidene Einfalt lernen. Herrliche Träume; die leider nur unter dem harten Anprall gemeiner Wirklichkeit wie Wasserbläschen zerrinnen. Blasis und Vestris, die Guimard und die Taglioni sind lächelnd über Noverres Regelwall hinweggehüpft. Der Meister hat viel vermocht; nicht, die Balletbühne auf Vernunft und Logik zu bauen. Nur ein Zeitgenosse Robespierres konnte danach trachten. (Die Französische Revolution, sagt Hegel, wollte die Welt auf die Vernunft stellen; also auf den Kopf.) Als die mailänder Skala sich weitet und Galeotti in Kopenhagen seine Massenballets einstudirt, ist die Tanzkunst noch meilenweit von Noverres Ideal. Und als aus Meyerbeers Ehe mit Scribe die Große Oper geboren ward, barg der unentbehrliche Balletappendix nicht viel tieferen Sinn als in Lullis Tagen ein Tanzspiel. Das Pantomimische trat manchmal nun freilich kecker hervor, auch mit ernsterem Anspruch, Lebendigem, Lebensfähigem zu ähneln, und dem grellsten Unfug waren selbst die Gründlinge im Parterre entwachsen. Doch die Konvention wirkte fort.

Und sichert jetzt einer Theaterkunstgattung, die von der Mode geächtet schien, in der Hauptstadt des nüchternsten Rationalismus den Sieg. Vor einem Jahr konnte man, als in Berlin ein Trüppchen russischer Tänzer und Tänzerinnen laut umjubelt wurde, getrost sprechen: Die Pawlowa triumphirt. Eine Tanzkünstlerin, die solcher Kraft solche Grazie vereint, deren Technik so meisterlich und deren südöstliche Weibheit so nobel ist, hatte auch das ältere Geschlecht von heute, das sich an die reife Grantzow und an die junge Dell'Era zu erinnern vermag, niemals gesehen; keine, die so in ihrem

Element scheint, wenn sie auf steilster Fußspitzenhöhe das Rund der Bühne umschreitet. Eine Jüdin aus Spanien, die von Noverres madrider und petersburger Enkeln tanzen gelernt hat? Mag sein. Im Rampenlicht jedenfalls eine Dame; Dryade oder Märchenkönigin, Undine oder verliebtes Schloßfräulein; die anmuthigste und die vornehmste aller Willys. Der man zutraut, daß der schwierigste Tanz, das längste Spitzengeklöppel ihr wirklich nur Spiel ist und kein keuchendes Mühen kostet. Ein graziles Wunder. Diesmal ist sie nicht mitgekommen. Auch die Damen Preobrashenskaja, Eduardowa, Will, der stärkste Grotesktänzer, Manches vom Besten, was unter Petipa und Fokine in Petersburg und Moskau wuchs, ist nicht in der Hundertschaft, die jetzt im Theater des Westens auftritt. Und ihre Sache sehr gut macht. Die russische Menschheit hat noch Lyrik im Leib, legt sich, wie in weich wärmende Hüllen, in die Rhythmen der Musik und scheint tanzen zu müssen, wenn aufgespielt wird. Das spürt man nach den ersten Takten. Auch, daß die jüngste Figurantin ihr Metier gründlich gelernt hat und doch nicht mit dem unter Qualen eingeübten Lächeln paradirt. Daß der Balletmeister die Wahrung linkischer Mädchenholdheit ertrachtet und der Persönlichkeit, noch im Massentanz, Spielraum gelassen hat. Freut sich der im Reichthum bescheidenen Ausstattung, der klug getönten Farben und lässig gegliederten Gruppen. Die feine Bravour der Frau Geltzer, der schlanke Cedernleib der Frau Rubinstein sind zum Entzücken. Ein orientalischer Dionysostanz und eine Serie südrussischer Volkstänze kitzeln die Nerven in Rausch und Ekstase. Wer nacktes Leben will, sieht zottige Männerbrüste, ungekleidete Fersen und Achselhärchen jeder Couleur. Im Ganzen eine selbst Verwöhnten willkommene Leistung. Neben der Mailand, Paris, Wien sogar sich aber nicht zu schämen braucht. Dennoch drängt sich die Menge ins Haus, als wäre ein nie Erlebtes zu schauen; jauchzt und rast, als hätte sie in ein Eden Einlaß gefunden. Die russischen Hoftheater sind die behutsamsten Wahrer überlieferter Tanzkunst geblieben; die im reichsten Schmuck prangenden Tempel der tanzenden Frau. Und die alte Tradition hat in Berlin nun gesiegt.

In Berlin, wo einst Taglioni herrschte, jeder Fremde „Flick und Flock“, „Die Tänzerin auf Reisen“, „Satanella“ und „Die Willys“ bewunderte und das nun lange schon, weil das Genre dem Kaiser unausstehlich ist, keine Balletkunst mehr hat. In Berlin, wo früher und öfter als anderswo in germanischen Landen gefragt

wurde, ob auf der Bretterbühne da unten, zwischen drei Leinwänden, denn auch Alles „natürlich“ zugehe und dem Alltagsleben in jedem Zug ähnlich sei. Wo Herr Swell fest überzeugt war, des Schautanzes einziger Zweck sei, Fleischwaare („erstklassige“, versteht sich) zu zeigen, und Herr Snob mit seinem frechen Geschwister Jahre lang darauf schwor, daß dem welken Ballet ein neuer Lenz nur von den mit Aesthetik genudelten Jungfern, den furchtbar gelehrten Exhibitionistinnen beschert werden könne, die nie tanzen gelernt hatten, aus unbefruchtetem Schoß aber den Geist der Musik wiedergebären wollten. Horrible! Das zeigte fettig blasse, rothbraun oder gar bronzefarbig angestrichene Beine unter Indien, Hellas, Egypten, Andalusien markirenden Fetzen, wippte, hüpfte, sprang, torkelte ein Bischen, stümperte Vasenbildern und pompejanischen Fresken nach, illustrirte mit grobem Gestus die „Absicht“ Chopins, Haydns, Beethovens: und hatte damit den Beruf zur Reformation der Tanzkunst erwiesen. (Die Schwestern Wiesenthal, die jetzt in „Sumurun“ mitspielten, gehören nicht in diese Rubrik; sind liebliche, in der wiener Balletschule erzogene Mädchen, deren Tanzlust und heitere Weiblichkeit alle Bedenken wegschmeicheln, weglächeln.) Während so für die Esoterik gesorgt war, lief der Haufe in die Arena oder Luxusbude, wo ihm „Ballet mit großen Evolutionen“ verheißen war und hundert Mädel die Beine spreizten, hoben, senkten und, mit allen Ringfingern auf der rechten Brust, in Reihe und Glied bis an die Rampe marschirten. Berlinisches Empire mit Bier und Wurststullen. Auch kann man „Bekannntschaften machen“. Und manches Mädel tanzt, in Seidentricot, Hemd oder Hose, „wirklich tadellos“ ... Gott segne den Zaren! Dessen Balletheer hat uns von widrigem Spuk befreit.

Den Berlinern hats die Kunstprovinz der Choreographie wieder entdeckt. Für die Pantomimik aber nicht viel zu thun vermocht; nicht ein Hundertstel des vom Direktor Reinhardt Geleisteten. Ist dieses Begegnen zwiefachen Strebens nach einem Ziel, das so lange keiner Gliedregung werth schien, nur Zufall? Vielleicht auch mehr. Als die Theaterromantik im Schreck über Spott und Schimpf die Sprache verloren hatte, schlüpfte sie ins enge Gehäus des Mimodramas. Das hielt Jahrzehnte lang; noch im Buckel-Hans war Hugos Han d'Islande, Hugos Glöckner von Notre Dame zu erkennen, noch im Chand d'habits der Pulsschlag des wetterharten D'Ennery zu spüren. Und die selben Leute, die vor den Gräueln

des Wunderhofes, den Martern der beiden Waisen die werthe Nase rümpften, waren von der sprachlosen Romantik im tiefsten Verdauungempfinden befriedigt. Als die Possenformel Labiches zu langweilen anfing, Meilhac pausirte und die Schwankmathematik der Bisson & Co. noch nicht ersonnen war, rief man englische Akrobaten herbei, deren stumme Späße dem ehrwürdig verstaubten poncif noch einmal Beifall warben. Den stärksten Zumuthungen der Freien Bühne Antoines entzog sich das Publikum und fand bei Schattenspiel, Marionettendrama und Pantomime behaglichen Trost. Jedesmal zeigte sich, daß nur die abgenützten Worthülsen die Kundschaft verscheucht hatten. Sind wir wieder so weit? Der alten Worte bis zu heftigem Ekelgefühl überdrüssig. Der alten Konvention, nach all dem Geschnüffel der Wirklichkeitsucher, endlich wieder recht froh. Eine redende Sumurun wäre am ersten Abend unselig gestorben; die Kleopatra der Russen, und hätte ein achtbarer Poet ihr die Zunge gelöst, nicht älter geworden. Unser Ohr sperrt sich in sprödem Trotz gegen den Wortschwall; gegen alles Gerede, das nicht, als ein undämmbarer Strom, aus der heißen Brust eines Künstlers, eines visionären Denkers brach. Allzu lange ward auf unserer Bühne (auch, nehmts nicht übel, auf Wagners) fast nur gesprochen. Der Müde sehnt sich aus einem Alltag, dessen Wahrnehmungfülle und psychologische Lehre kein Dichter je überböte, ins Reich wortloser Aktion, wo Phantasie, das zarte Seelchen, hoch über den Hirnen flattert und nur einer Lerche Buhlgruß die heilige, festlich frohe Stille stört. Die Vereinung des Pantomimus mit dem Ballet könnte uns retten; die Bühne aus einem Diskutirplatz in eine Feierstatt wandeln. Göttern und Narren, Engeln und Strolchen öffnet da sich die Gnadenpforte; über dem Qualm der Fabrikschlote, hoch über den Aeroplanen betriebsamer Menschheit thun sich die Himmel auf; über die Regenbogenbrücke schreitet der junge Makedone Alexander ins Feld, das von modernen Waffen und Geschützen blitzt; Hagen erblickt das im Rheinland über tausend Feuerströmen geprägte Gold; und in der Luft, auf der Erde, im Wasser schlingen sich schmiegsame Mädchenleiber zum Reigen. Jede Konvention ist erlaubt; die derbste dem Klugen die liebste. Das Schaugerüst nicht mehr auf die Vernunft gestellt.

Sputet Euch! Sonst fängt der Kinematograph die Kunden.

Pasiphaë.

Leicht und hüpfend ward ihr der Sinn,
der kleinen kretischen Königin
Pasiphaë;
doch lähmend schwer in Burg und Saal
das Leben mit Minos, dem strengen Gemahl.
Vor seinen drohend gewölbten Brauen,
den dunklen, mit den schon silbergrauen,
stark gekrümmten buschigen Enden.
Diese stets gespannten Bogen zu meiden,
flieht sie hinaus auf die Frühlingsflur
zu den bunten Heerden, die zahlreich ihm weiden.
Und wenn die Rinder gemächlich wenden
das Haupt und es folgt ihr der Kreatur
Ehrlich bestaunender reiner Blick,
dann lächelt sie in die perlenden Thränchen,
schüttelt das Haar in den Nacken zurück —
nur um jedes Ohr ein glänzendes Strähnchen
hat sie als Schnecke kunstvoll gewunden
und ein grünes Zweiglein quer durchgesteckt —
und aus sich selbst tritt sie ungebunden,
erfaßt bei den Hörnern den schönsten Stier,
goldfarbig ist er und weiß gefleckt,
und über die Wiesen hin rast sie und tollt,
geschleift von dem mächtig ausgreifenden Thier,
bis sie endlich mit ihm verschlungen rollt
den sanft geneigten Abhang hinunter.
Sie steht athmend auf; und nun will sie rasten
auf einem geborstenen moosigen Strunk;
heißt den Stier zu ihren Füßen sich lasten
ins Gras und schöpft aus dem Bächlein, das munter
durchs Schilf sie anrauscht, den kalten Trunk
mit den gebogenen, leis bebenden Händen;
trocknet sie wieder, sachte sie reibend,
in den Fingerspitzen den warmen Schauer,
strichauf, strichab an den pelzigen Lenden
des starken Freunds, der, geduldig bleibend,
mit sich läßt beginnen, was ihr gefällt;
seine feurigen Augen, ruhig und groß
auf sie geheftet, drin unverstellt
und dunkel brennt so viel Treue und Trauer.

Einem Eichengebüsche, jung belaubt,
werden nun eilig die Blätter geraubt
und sie zwingt ihn schmeichelnd, in ihren Schoß
sein breitgestirntes Haupt zu drücken,
und schlingt um die Hörner den nickenden Kranz.
Dann schleudert sie von sich die kleinen Sandalen
und trampelt auf seinem bergigen Rücken
im Takt einen lustigen, raschen Tanz . . .

„Die Füße, find' ich, sind besser gelungen
an uns Menschen," sagt sie; „allzu gedrungen
sind Deine Hufe; meinst Du nicht auch?
Sie werfen im Kampfe wohl blitzende Strahlen
und taugen gewißlich zum derben Gebrauch
für Euch stampfende, dröhnende Rinder.
Dennoch: so fünfmal gekerbt ist keiner."
Und sie hält ihm vors Auge die winzigen Zehen
mit den treuherzig blanken Nagelgesichtchen,
daß er sie möge genau besehen:
„Eine Mutter, siehst Du, und vier Kinder;
ein Großer, zwei Mädchen, zuletzt ein Kleiner
ergehn sich zusammen, — viele Geschichtchen
weiß ich von ihnen. Der fiel ins Wasser,
Die trug ihn heim, Die rieb ihn trocken;
und der Große, der ist wie Minos ein Hasser,
der verriets, ein Schmähsüppchen einzubrocken.
O Minos, der harte, heftige Mann!
Hätt' ich Gefallen an Deinen Hufen,
viel schöner wärst Du, — und bist so lieb!
Weißt Du, daß er mich unlängst die Stufen
hinabstieß, daß ich liegen blieb!
Und was hatt' ich denn groß Schlimmes gethan?
Sein Geschenk verloren, den goldenen Reif,
und hätt' ihn gesucht nur lässig und faul . . ."

Der Stier schlägt mit dem erhobenen Schweif
und sie steckt ihm das Füßchen ins weiche Maul.
„Was ist gegen Dich wohl der Prahler an Kraft!
Du bist immer gleich; doch er, unfroh,
steifgliedrig am Tag, wird heiß und roh
in der Nacht vom Wein und von Leidenschaft.
O wie er mich dann mit Küssen peinigt
und rühmt, daß wir Beide aus göttlichem Blut,
von Helios ich, er vom Donnerer gar!
Durch die Morgenröthe erst wieder gereinigt
und weit von ihm, fühl' ich frischen Muth.

Hätt' ich Dich nicht, wär' ich ganz arm auf der Welt!"
Wie der Freund so breit ihr entgegenhält
das wuchtige Haupt mit gesenkter Wehr,
weint sie ein Wenig: „Ist es denn wahr?
Als Stier zu der Ahne meines Gatten
kam der Höchste auf blumigen Matten
und trug sie herrlich fort übers Meer.
Und sie durfte ihm Göttersöhne gebären?
O könnt' ich in Dir einen Gott erkennen!"
Und wieder rinnen die perlenden Zähren.
Da hört sie ihren Namen nennen.
War es im Buschwerk, war es im Rohr?
Wars die Dryade, der sie geraubt
den Schmuck für des Geliebten Haupt?
Auch das Thier reckt hoch das fühlsame Ohr.
Doch tönt nur, da sie nun ängstlich lauschen,
das unverständliche neckende Rauschen
der Eiche, die abendfroh bebt und flüstert.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als des Minos Gemahlin, in Wahnwitz verloren,
die kindliche Stirne schon stygisch umdüstert,
ein Ungeheuer zur Welt geboren,
halb Mensch und halb Stier, und Minos sich bäumt
mit Flüchen wider das grause Verhängniß:
wie liegt sie matt, in sich selbst zernichtet,
die feuchten Augen zur Decke gerichtet,
den Blick erfüllt mit tötlicher Bängniß!
Sie hatte geliebt und gescherzt und geträumt
wie Jene, der in seliger Stunde
sich verflochten zum unsterblichen Bunde,
in die Thierheit verborgen, ein ewiger Gott.
Auf sie nun fielen Leid und Spott
bei Tag und Nacht, die wuchtigen Hämmer.
Nur Helios, der Tröster, besinnt sich des armen
verlassenen Weibes aus seinem Geschlecht.
Ernst blickt er zurück von der Himmelsgrenze.
Und malt in des Gemaches Dämmer,
in den Schatten des Todes, mit goldigwarmen
Fingern im Scheiden noch ein Geflecht
Röthlich leuchtender, zitternder Kränze.

Freiburg in Baden. Karolina Woerner.

Palazzo Farnese.

Eine Angelegenheit, die in den letzten Monaten die italienische und die französische Regirung in eine schwierige Lage brachte, ist einstweilen zwar unter einer Fülle von gegenseitigen Schmeicheleien der beiden jetzt so intimen lateinischen Schwestern begraben worden, kann aber jeden Tag wieder auferstehen. Es handelt sich um den Ankauf des Palazzo Farnese für Frankreich, dessen Botschafter seit ungefähr dreißig Jahren in diesem Palast als Miether wohnt.

Jeder Reisende, der auch nur einige Tage mit einem Vetturino in Rom herumfährt und sich die Sehenswürdigkeiten der urbs zeigen läßt, hat den Palazzo Farnese gesehen. Ob er von ihm einen eigenen Eindruck bekommen, mit Bädekers oder Meyers Hilfe sich über die Bedeutung orientirt hat: er wird sich jedenfalls dunkel daran erinnern, daß dieser schönste Renaissancepalast der Welt von Michelangelo gebaut worden ist. Da die Geschichte in jedem Reisehandbuch nachzulesen ist, will ich hier nur für Menschen, die Rom nicht kennen, anführen, daß Papst Paul der Dritte, der ein Farnese war, von dem großen Architekten Sangallo um 1530 den Palazzo beginnen, von Michelangelo fortsetzen ließ und daß ihn dann Vignola und Giacomo della Porta vollendeten. In der Hauptsache bleibt er aber das Werk des unsterblichen Florentiners. Der hat ihn mit einem Gesims gekrönt, das an Schönheit und Großartigkeit nie, aber auch schwerlich an Kostbarkeit übertroffen werden kann. Selbst die farnesischen Schätze reichten nur für die Hauptfassade. Geldeswerth kam bekanntlich dem Michelangelo beim Entwurf seiner Riesenwerke nicht in den Sinn. Den wunderbaren Säulenhof des Palazzo baute er nach dem Muster des Marcellus-Theaters. Nie ist ein Wohnhaus von solcher Einheitlichkeit, Einfachheit und Harmonie geschaffen worden. Das gewaltige Gesims faßt alle ornamentalen Einzelheiten streng zusammen, so daß keine noch so schöne sich breit machen kann.

Im Januar 1910 bewilligten die Deputirten und der Senat der Republik 3 400 000 Francs zum Ankauf des Palazzo Farnese, hauptsächlich auf Anregung des im Interesse Frankreichs emsig und geschickt operirenden Botschafters Jean Barrère, der, wie man hier behauptet, unseren deutschen Diplomaten das Wasser abgegraben hat. Barrère hatte von dem Ministerpräsidenten Giolitti die Zusage herausgedrückt, daß die italienische Regirung gegen den Uebergang des Palastes in französischen Besitz nichts einwenden werde. Die Besitzer sind: Alfonso von Bourbon, Graf

von Caserta, und der Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen, als Sohn der Prinzessin Maria Theresa von Bourbon. Durch eine Ehe Philipps des Fünften mit einer Farnese wurde nämlich der Palazzo Erbgut der Könige von Neapel. Danach könnte man annehmen, daß die Franzosen sich um das Königreich Italien nicht zu kümmern brauchten, sondern mit den genannten Besitzern das Geschäft machen konnten. Nun hatte aber der schlaue Giolitti am ersten August 1909 den Besitzern einen Gerichtsbeschluß zustellen lassen, worin ihnen mitgetheilt wurde, daß laut Kurialedikt Pius' des Neunten vom Jahre 1861 der Palazzo der Kurie gehöre und ohne Genehmigung der Apostolischen Kammer nicht verkauft werden dürfe. Die Regirung folgerte nun weiter (nach Gutachten erster Rechtsgelehrten Italiens): Da anno 1871 der Staat Italien in den Besitz des Papato eingetreten sei, seien auch alle Rechte des Papato auf das Königreich übergegangen, also auch der von Pius dem Neunten festgelegte Anspruch auf den Palazzo Farnese, wie 1861 dem König von Neapel mitgetheilt worden sei. Bei Gefahr der Annullirung wurde also das Geschäft mit Herrn Barrère verboten. Das hinderte aber den französischen Senat nicht, am letzten Tage des vorigen Jahres die Summe für den Ankauf zu bewilligen. Herr Giolitti hatte inzwischen seinen Platz an Herrn Sonnino abgetreten. Der mochte nun sehen, wie er den verhätschelten Liebling der römischen Gesellschaft, Monsieur Jean, befriedigen konnte. Kaum war aber der Beschluß des französischen Senats in der Ewigen Stadt bekannt geworden, als aus allen Ecken und Enden eine furchtbare Tramontana zu blasen anfing. Was? Auch dieses kostbarste künstlerische Gebäude Roms soll an Fremde losgeschlagen werden? Und die Regirung hat eine halbe Zusage gegeben? Großer Lärm in allen Zeitungen; Aufmarsch der Künstlervereine Roms; Massenproteste gegen den Verkauf.

Spaßhaft war nun für den ruhigen Beobachter, wie die von Barrère angeblasene und so zärtlich genährte Flamme der Liebe zu Frankreich mit dem nationalen Sturmwind kämpfte. „Wir lieben ja Frankreich, wir beten es an, wir wissen, wie heilig es alle Kunstschätze hält; aber hier gehts um eine Prinzipienfrage, ein Gesetz: werthvolle Kunstwerke dürfen nicht mehr dem Nationalbesitz entzogen werden. Ein neues Gesetz wäre nöthig." Und so weiter. Dagegen die französische Presse: „Aber wir wollen ja den Palazzo Farnese nicht fortschleppen! Wir wollen die wundervollen Fresken, welche die Caracci mit ihren Schülern Dominichino und Guido Reni auf die Wände der großen Galerie gemalt haben, nicht wegkratzen oder heraushauen und nach Paris brin-

gen!" Alles vergebens. Der Minister Pichon schlug schließlich vor, die Republik solle in die Rechte der Caserta plus Hohenzollern einrücken und das Vorkaufsrecht Italiens unangetastet lassen. Für ein Weilchen beruhigten sich die stürmischen Gemüther der Italianissimi. Dann aber erschien im Giornale d'Italia der Artikel eines sehr geschätzten Professore, der die Flammen aufs Neue anblies. Er mahnte die Römer an die Thatsache, daß allzu viele bedeutsame Gebäude schon in den Besitz der Fremden übergegangen seien. Auf dem Monte Pincio die berühmte Villa Medici mit ihrem tiefdunklen Steineichen- und Lorberhain, wo sich die Französische Akademie niedergelassen hat; auf dem Kapitol, dem Heiligthum des S. P. Q. R. und der schnatternden Gänse, der Palazzo Caffarelli, in dem der Deutsche Botschafter residirt; auf dem Janiculus die spanische Akademie, die Bramantes tempietto einschließt; im Mittelpunkte der Stadt der älteste der großen römischen Paläste: der Palazzo Venezia, in dem nicht einmal der Oesterreichische Botschafter beim Quirinal, sondern der beim Vatikan beglaubigte Gesandte sitzt; in der Cancellaria hause noch der Vatikan selbst; in den Albaner Bergen habe, in der historischen Villa Falconieri, der Imperator Germaniae sein Lager aufgeschlagen, und wer zu dem poesievollen Cypressen-See wandern wolle, müsse erst vor Wilhelm dem Zweiten den Hut abziehen. In Tivoli aber müsse, wer die Kaskaden der schönen Villa D'Este sehen wolle, erst vor dem österreichischen Erzherzog Franz Ferdinand das Haupt lüften. Was würden die anderen Nationen sagen, wenn ihre nationalen Hauptbauten Fremdlingen gehörten?

Diese Philippika des Professore Gnoli, der man eine gute Begründung nicht absprechen kann, und der Künstlerprotest haben so stark gewirkt, daß beide Regirungen den Plan fürs Erste vertagten. Die mühsam erreichte Entente der beiden Schwestern durfte um keinen Preis gestört werden. Wie alles Feuer bei unseren treuen Alliirten zuerst fürchterlich emporlodert, bald aber wie ein ausgebranntes Talglicht jämmerlich erlischt, so verglomm auch der Zorn über die farnesische Gefahr. Einstweilen muß Frankreichs Botschafter an den Bourbon und den Hohenzollern jährlich fünfzehntausend Francs mehr bezahlen. Eine Miethsteigerung, die Herrn Jean Barrère natürlich arg verstimmte. Aber er wohnt so schön; und den Aerger über eine Miethsteigerung hat Mancher schon heruntergewürgt. Für einen Republikaner und Patrioten wie Barrère ists freilich hart, gerade einem Bourbon und einem Hohenzollern so viele vollwichtige Francstücke aufzählen zu müssen.

Rom. Dr. Julius von Werther.

Die Kriemhild von Byzanz.*)

Als Kaiser Phokas noch immer zögerte, sich zum Zug gegen die Parsen aufzumachen, um ihnen das Wort der Liebe zu bringen, geschah es, daß eines Tages Spiridion, unser frommer Bischof und Hirte, zu uns, seinen Jüngern, sagte: „Laßt uns zu Phorus gehen, auf daß ich die segnenden Hände über ihn breite und frage, was er in seinem Gemüthe zu thun gedenkt.“ Und als wir hinkamen, sagte mein Bischof, wie er es sich vorgenommen hatte ob des Heiles unserer Seelen: „O Phorus, Freund des Vaterlandes, wie lange noch?“ Und nach lange flüsternd geführter Rede, die ich, demüthig an der Thür harrend, nicht hörte, verabredeten sie Botschaft zu Heraklius, der in Karthago als Statthalter des Kaisers saß. Und nach stürmisch bewegter Seefahrt trat der Abgesandte mit einem Gefährten zu Karthago vor den Statthalter und sprach: „Bist Du des Kaisers oder Dessen, der über alle Kaiser ist?“ Und da der Statthalter Gattin und Töchter, die ihm blühten, entließ, damit er sich mit den Boten ungestört unterrede, begab es sich, daß seine älteste Tochter, Zoe, die grauäugige mit den schwarzen Haaren, lachte und, da sie den Bischofsring an dem Finger des Gesandten gewahrte, die Worte sprach: „Priester thun außer der Beichte nicht gut.“ Und als Dieser erwiderte: „So spricht eine Tochter Baals, doch keine christliche Jungfrau“, geschah es, daß Heraklius beschämt die Hand ausstreckte und dem Mädchen einen Backenstreich gab.

Nachdem die Männer allein geblieben waren, begann der Gesandte, von dem Unmuth des Volkes zu reden, worauf Heraklius unbewegt erwiderte, wann Einer je ein zufriedenes Byzanz sah. Ja, so wetterwendisch ist es, sagte er, im Gejage seiner zwecklosen Launen, daß mein Stallmeister schon die Trauerdecke für den Tag bereit hat, an dem sie mich etwa auf das weiße Pferd setzen sollten, um mich im Triumph zu erhöhen. Und nicht minder mißbilligte er es, als der Abgesandte erzählte, wie der Kaiser versprochen habe, sich für das Werk Gottes gegen die Perser zu wenden; denn in der Verblendung, die ihn noch beherrschte, maß er das Meer und die gewaltigen Gebirge, die zwischen Byzanz und dem entlegenen Persien sich breiten, und wußte immer neue Antwort, als der Gesandte von dem desto größeren Waffen-

*) Aus der bunten Sammlung lesenswerther Novellen, die, unter dem Titel „Abrechnung“, bei Karl Reißner in Dresden erscheint. Der Autor, der durch seine feinen Shakespearestudien und durch die tiefe Einfühlung in die Welt von Tausendundeine Nacht bekannt geworden ist, schrieb mir über sein neues Buch: „In diesen Skizzen giebt es Kinder und Narren, Fromme und Tugendhafte, aber auch Spitzbuben und Schurken. Sie spielen sich zwischen Kolomea und Byzanz, zwischen Algier und Neu-Ruppin ab und den Menschen, den Schmerzen, die sie darstellen, kann ich mit gutem Gewissen wenigstens Eins nachsagen: daß sie nicht im Aesthetenwinkel, fern von der Wirklichkeit, erträumt wurden.“

ruhm und um so gewaltigeren Verdienst der Bekehrung eines so entlegenen Volkes sprach. Und o Elend, rief er, daß das Recht stumm wird und der Verstand sich verdunkelt, wenn die Thorheit im Purpurmantel des Ruhmes und mit der Krone des Glaubens gekrönet erscheint. Nie rührten die Perser an uns; im Norden wohnt der Feind, der in unser Land einbricht. Und so stark war der Geist des Widersachers noch in ihm, daß er sagte, mitnichten habe die Größe die Pflicht, gegen Solche zu kämpfen, die die Natur selbst durch so tiefe Abgründe des Meeres und der Berge von uns getrennt hat. Da seufzte der Abgesandte und rief: „Du siehst, Herr, wie der menschliche Verstand übermüthig gegen Deinen Dienst sich setzt. Und Du, Heraklius, der Du in der Seele so unterthan bist allein dem irdischen Kaiser, wohlan, mißbrauche das Vertrauen, das thöricht Phorus, Dein Freund, und ich Dir schenkten, faß mich und wirf mich in Deine Kerker und liefere mich und den Freund dem schändlichen Phokas ohn' Erbarmen zum Märthyrertod aus."

Und Heraklius ließ ihn gehen. Doch als der Abgesandte schon der Pforte nah war, die aus dem Gemach führte, wandte sich des Versagenden Sinn, so daß er den Davongehenden zurückrief und sagte: „Du nanntest den Kaiser schändlich; erkläre, warum." Da kam es wie eine Eingebung über den Gesandten, daß er von Anderem zu erzählen begann, von Gelagen, die im Kaiserpalast stattfanden, von Stunden des Rausches, und wie Phokas gleich einem Nero mit trunkenem Schwarm oft durch die heiligen Hallen zog, und noch manch Anderes, wie heimlich geübte Unzucht und Dahinschwärmen in den Häusern des Lasters. Doch fand er nicht ganz noch Zugang in des Heraklius Sinn, der vielmehr zag noch zu fragen anhub, ob denn das Volk wirklich einem Kaiser, der einst Soldat war, es so anrechne, daß er sich des Weibes nicht enthalte, nach froher soldatischer Art. Da grollte denn Jener endlich auf, wie oft der Sturmwind aufbraust, und rief, die Arme weit ausbreitend: „Gilt Dirs nichts, daß er auch Dein Werk vernichtet hat?" Und er erzählte, wie Phokas die Truppen aus Mösien zurückzog, worauf Heraklius im Tiefsten erschüttert sich wehrte, daß Dies möglich sei. Aber Jener rief: „Stemme dich nicht dagegen, die Wahrheit zu glauben; denn wisse, Alle, Alle hat er zurückberufen unter dem Vorwande der Ueberziehung Persiens zur Unterwerfung unter das Kreuz. Aber nun die Truppen ihm in Byzanz lagern, hält er sie zurück und läßt sie nicht von seiner Seite, weil er feig um sein Leben zittert und ihrer zu seinem Schutz bedarf." Da rang Heraklius die Hände und aus seinem Mund kam es wie des innersten Herzens Wehklage: „Habe ich darum in Skythien und Mösien die Hunnen vier- und fünfmal in gewaltigem Ringen gebändigt und dem Vaterland für Jahrhunderte dort die Ruhe verbürgt zu haben geglaubt?" Und er begann, zu schluchzen: „Verdienst und Menschenpläne, seht, was Ihr werth seid! Alles, Alles dahingegeben um der Thorheit willen, die nach dem Süden zieht, oder ob der Angst, die Leibwachen braucht!" Und da merkte der Abgesandte freilich, daß in dem Manne die Erbitterung ob

des preisgegebenen mösischen Werkes noch immer die größere war. Aber nicht redete er mehr darüber, sondern überließ es dem Willen Gottes, die Seele, die sich nun doch von Phokas abgewendet, alsbald auf den richtigen Weg zu lenken, und erzählte vielmehr, wie Phokas die Hunnen zu Verträgen und Bürgschaft ruhigen Verhaltens zu bewegen sich mühte; wobei sich der Gram des Statthalters nur noch vermehrte, weil er sich erinnerte, wie der Hunne fünfmal, trotz feierlich geschworenen Eiden, sich aufmachte und in das Land einbrach, bis er vor den Thoren der Hauptstadt stand. Und da dann der fressende Schmerz immer stärker in sein Herz einzog, gemahnte der Abgesandte nochmals an die Frevel, die im Kaiserpalast von Byzanz heimisch geworden waren, und fragte, als er Heraklius weinen sah, endlich: „Hast Du gleich Weibern nur Thränen zu bieten?“ Und als Heraklius antwortete, wie es ihm der nun veränderte Sinn eingab, ließ der Gesandte, der sich ihm bisher nicht mit Namen genannt hatte, den Mantel fallen, in den er gehüllt war; und siehe: darunter hatte er das Bischofsgewand und hatte ein Kreuz in den Händen und sagte: „Wenn Du retten willst, so schwöre.“ Worauf der Statthalter in die Knie sank und die Hand aufs Kreuz legte und, in Thränen ausbrechend, Gott anrief und sagte: „Ich schwöre; ich will.“

Als wir das Gemach verließen und uns wieder zur Gattin des Statthalters gesellten, merkte der Bischof, da sie zag stand, daß es um des Trotzes ihrer Tochter willen so war. Und da man das Mädchen herbeirief und sie ihn im Bischofsgewand sah, lachte sie wie vorher und sagte: „Nun seht Ihrs: Geheimnisse mit Priestern thun nicht gut.“ Worauf die Mutter bittend dazwischen trat und auch mein Meister zum erzürnten Vater sanft sagte: „Nicht so, Erlauchter; brauche gegen die Erbin Deiner kommenden Größe nicht Gewalt.“ Da horchte die Jungfrau, die klugen Verstandes war, und dieweil ihr Vater vertraute Freunde zu sich rief, schritt sie mit Spiridion, die Stufen des Palastes herabsteigend, in den Hain, der dort sich bis ans Ufer des Meeres hinzieht und seit den entlegensten Zeiten der Löwen- und Schlangenhain heißt. „Hörte ich gut?“ fragte das Mädchen; „Du nanntest den Vater Erlauchter?“ In seinem klugen Sinn bestätigte er nicht noch leugnete er. Doch im Innersten des Hains, wo gestürzte Figuren und Säulen verstreut sind, fragte er die Jungfrau: „Kennst Du Sinn und Namen des Orts?“ Darauf erzählte sie, wie zu Hasdrubals Zeiten einst aus dem Osten ein Wesen in Löwengestalt daherkam, das wie nach dem Entströmen der inneren Kräfte hier plötzlich zu Boden sank; und machtlos, sich zu heben und weiterzuschreiten, lag es da, fürchterlich brüllend und Jedem, der sich nahte, ein Spott. Denn zu der selben Zeit war in der Felswand über dem Hain klirrend ein mächtig Thor aufgegangen, aus dem stürzte eine Schlange von Gold raschen Schwungs in den Hain. Und dort schwebte sie auf dem Baum über dem Thier und lockte und spottete seiner; und immer zeigte sie demantene Reifen auf ihrem Haupt und immer, wenn er danach greifen wollte, warf sie sich

zurück. Aber nachdem der Umkreis der Zeiten für die ihm bemessene Ohnmacht geschlossen war, geschah es, daß wieder einmal das Thor über dem Hain aufging, und ein Mädchen kam lächelnd herabgeschritten, das dem Löwen die entblößte Brust bot. Und siehe: da heulte er auf und trank und sog wieder Kräfte und erfaßte die Schlange und enteilte, wieder gen Osten hin, mit der goldenen Schlange im Maul. Und wie das Mädchen Zoe so sprach, blieb ihr plötzlich der Athem aus und sie sagte erbleichend: „Bischof, ist es eine Geschichte aus fernen Tagen oder von gestern und heute?“ Mit seltsamem Blick sie ansehend, sagte er: „Du Seltsame, bist Du so klug und willst hindern? Sieh, unsere Leben alle sind Räthsel; und am Besten, Jeder deutet sie sich selbst.“ Des anderen Tages verbreitete sich das Gerücht, daß die Flotte Befehl erhalten habe, nach Hispania auszulaufen; und da Heraklius ein kraftvoller Statthalter und Alles immer bereit war, konnte sie nach wenigen Tagen schon ziehen. Er umarmte die Gattin und bat sie, zum Himmel zu beten, und sie antwortete, weil seines Kusses ungewohnt: „Mein Heraklius, wohl gilt es Schweres, wenn bei einem Abschied unter Thränen meine Lippe Du suchst.“ Er drückte sie an sich, und als er dann die Töchter vor sich befahl und die älteste stumm und bleich sah, sprach er unmuthig: „Daß sich dies Auge nie erhellt, auch wenns mich ins Unbekannte treibt!“ Aber da warf sie sich an seinen Hals und enteilte in ihr Gemach; und wie dann die Schiffe gleich weißen Vögeln mit weitgespannten Fittichen auf der blauen Flut entschwanden, sang sie das Lied von dem Riesen mit der goldenen Schlange im Maul.

Und mit beflügelter Eile gings erst gen Hispania, dann nach Osten und an Hellas' Küste vorbei und weiter nordwärts, immer rascher gegen Byzanz. Und bereits nah der Stadt, bei Cyzikus, offenbarte der Statthalter den Mannen sein Vorhaben; sie riefen: Wir gehen mit Dir! Und nach kurzen Stunden war man am Ziel. Hier aber, in Byzanz, war Alles wie durch ein Wunder bereits bekannt geworden und im Hafen, vor den Thoren, auf den Mauern standen Truppen, zum Widerstand gegen den nahenden Heraklius. Doch kaum hatte er den Fuß ans Land gesetzt, so ward es offenbar, daß mit ihm Gott war, da die Truppen reglos verharrten, so daß er wie zwischen zwei Reihen von Bildsäulen den Weg bis in die Stadt zog. Und hier, als letzte Wache vor dem Palast, fand er die alten Gefährten aus Mösien, die mit ihm gesiegt hatten und nun mit stummem Winken ihm sagten: „Gegrüßt, Erlauchter, und thue Dein Werk!“ So betrat er denn unblutigen Schritts den geheiligten Raum des Palastes; und ganz in Grauen, das ihm entströmte, und in Schweigen gehüllt, stieg er klirrenden Gangs die Heilige Treppe empor. Und er war ganz allein, Niemand durfte ihm folgen; so durchwanderte er Säle und Gänge in dem entvölkerten Haus. Bis er den Kaiser fand. Der kniete, sagen sie, vor einem Altar; er war ganz allein und hatte noch den Purpur um und den Reif auf dem Haupt. Doch als er Heraklius gewahrte, sprang er auf und rang die Hände und rief: „Erbarmen! Gedenke des Eides!

Willst Du Deinen Kaiser morden?“ Da antwortete Heraklius: „Kaiser, nicht bin ich Henker noch Mörder; richte selbst.“ Und da erkannte Phokas, daß ihm das schwarze Los gefallen sei, und stieß sich das Schwert in die Brust. Spiridion aber salbte nun den Heraklius zum Kaiser und gleich am anderen Tage wurden Schiffe zur Einholung seiner Gattin und Töchter abgesandt. Und groß war die Freude in Karthago, als sie die Kunde von dem Geschehenen brachten. Die Mitra auf dem Haupt, schritt, in festlichem Zug, mein Bischof zur Begrüßung der neuen Kaiserin in den Palast hinan. Und als er sich näherte, sank sie wankend in die Knie und flüsterte, ob es nicht Mord war. Doch Zoe, mit brennenden Augen, küßte den Ring ihm und sagte: „Bischof, Du warst im Recht!“ Und nun eilten wir mit ihnen wieder gen Byzanz. Und welch ein Jauchzen war da, als zwischen blauendem Himmel und rauschender Fluth die Flotte mit Segeln aus purpurner Seide erschien! Und Alle freuten sich, als Heraklius die wankende Gattin am Ufer auffing und küßte; und Zoe lachte und weinte und hing trunken vor Glück an seinem Hals, als er, mit dem Finger über die Stirn ihr streichend, sagte: „Nun, Finstere, lächelst Du auch?“

Aber nun geschah es, daß Heraklius, über seine Erhebung erfreut, sich der Gattin wieder nahte, wie es denn den Menschen bei mächtig gekommenem Glück oft trotz seinen Jahren wieder treibt, die Theure zu umarmen, die ihm im Dunkel Gefährtin war. Und zu der selben Zeit kam Kunde (über die der Eine so, der Andere anders urtheilte), daß Völker und Städte im Norden schon wieder in Angst vor Bojanus bebten, dem furchtbaren König des Hunnenvolkes. Und Heraklius fragte die Nächsten, die ihn umgaben, was nach ihrem Sinn sich jetzt am Meisten gebiete, worauf Zoe zornig sagte: „Kaiser fragen nicht.“ Denn so war es geworden, daß Zoe, mannbaren Geistes, auch in des Vaters Gegenwart mit wachsender Stärke und ungescheut das Wort ergriff, indessen er, im Wirbel der Dinge auf Näheres bedacht, sie gewähren ließ und, ihrer Stimme sich gewöhnend, in langsam aufsteigendem Staunen auf ihren starken Eifer sah. Aber nicht lobte er diesmal, sondern Unmuth erfüllte ihn, weil sie vor den Greisen, die mit ihnen saßen, so heftig und mit der Schärfe nicht eines Kindes sprach. Und auch Phorus, der da war und der mit Spiridion einst den Kaiser erhoben, sagte, Lauernde möchten meinen, Heraklius fühle sich außer in Mösien und gegen die Hunnen als Feldherr nicht siegesgewiß. Darauf rief Zoe: „Thu auf Dein Gewand, ob nicht der Mönch drin steckt“; und entgegnete aus erwachendem Trotz weiter: „Vater, die Listigen verwunden absichtlich den Stolz Dir und treiben mit stachliger Rede wie der Treiber das Thier.“ Da gerieth nun Heraklius in Zorn und schrie: „Zurück in Dein Gemach, Mädchen; Frau, wie lehrst Du mir die Tochter?“ Und zitternd begab sich die Mutter mit ihr hinweg. Und bat bebend, zu schweigen; und auch der Bischof kam, die Kränkung nicht zeigend, und flehte. Doch sie antwortete, wie es denn zuweilen vorkommt, daß ein Dämon einer Unklugen die Worte der Wahrheit

beläßt und dabei die Rede doch in Wildheit verwandelt: „Wer ist Kaiser, der Willen und Verstand hat oder den fremder Wille mit dornigen oder schmeichlerischen Reden herumpeitscht? Und wie soll ich schweigen, da doch Euer Spielen ein Spiel um mein Erb und Gut Byzantium ist?“ Und da offenbarte ihr denn mein Bischof, um sie an die nothwendige Demuth zu mahnen, daß ihre Mutter gesegneten Leibes sei, und sagte sanft: „Sieh, noch bist Du nicht Erbin von Byzanz.“ Da geschah es, daß die Prinzessin plötzlich taumelte und gleich einer Leblosen hinsank, wie wenn der Donner des Himmels herabsaust und jäh den Nichtsahnenden trifft. Und bald kam noch andere Kunde, da Phorus heimlich bei den Hunnen gefragt hatte, um zu sehen, ob sie wirklich gewillt seien, sich gegen den überwindenden Heraklius zu wagen, uneingedenk seiner Furchtbarkeit. Und bald berichtete er dann von ihnen angethaner Verleumdung und wie selbst ihr König Bojanus geneigt sei, Botschaft zu senden nach Byzanz. Und wirklich kamen nach einiger Frist die Abgeordneten des Königs und Phorus, wie nicht minder mein Bischof, war voll Freude und grüßte die Fremden als Boten des sich dem Hunnenvolk bereits nähernden Heils. Und im Schloß wurden die Fremden in den Saal geführt, in dem vor Monaten Phokas gestorben war; Heraklius saß auf dem Thron, neben ihm die Kaiserin gesegneten Leibes und dicht bei ihnen, bleich und mager, die Prinzessin düsteren Auges. Aber wie die Gesandten die Knie beugten, sah sie unter ihnen einen, von der Natur erhaben über die anderen der Schaar. Das Haar, wie Kohle schwarz, fiel ihm lang und in glatten Strähnen über die Schultern, das gelbliche Gesicht blickte wie Bernstein und silberne Buckeln saßen ihm im Haar. Und während der Führer der Abordnung kniend des Bojanus Gruß und Zusicherung vorbrachte, lachte Jener und flüsterte unbekannte Worte, worauf Der neben ihm kniete, in Ehrfurcht zu ihm aufblickte und, so daß die weißen Zähne ihm blitzten, ebenfalls zu lachen begann. Da erhob sich Zoe und sagte, mit dem Finger weisend: „Ist es Sitte, daß man vor dem Kaiser der Welt lacht? Freche Spötter als Gesandte sind eine schlechte Unterwerfung.“ Aber erzürnt mißbilligte der Kaiser die wilde Art der Tochter. Und in der Nacht geschah es, daß die erschrockene Kaiserin niederkam und einem Söhnlein das Leben gab. Worauf Zoe sich in ihre Kammer schloß und drei Tage weinend darin verweilte, mit Zurückweisung aller Zureden wie von Speise und Trank. In der Stadt aber freuten sie sich und sagten, daß das Reich nun vor Frauenherrschaft gesichert sei, und von der Straße aus stieg der Freudentumult laut und lauter zu Zoe empor. Und noch größer ward der Jubel, als Kunde kam, daß der Geburt des Kindes ein glückliches Omen geworden, und mein Bischof und Meister dem Volk mittheilte, daß mit Bojanus für lange Jahre Friede geschlossen sei. Und da schluchzte Zoe laut auf, als sie es erfuhr, und rief: „Unheil über Dich, Byzanz, und Du, Priester, locke nur den Löwen zu Deinem Tigris, bis daß er, das gelbliche Thier mit den blitzenden Zähnen im Nacken, einst wieder erwacht!“

Unfern vom Haemus ist im Walde ein Kloster, in dessen Nähe noch Heraklius einst militärische Vorwerke erbaut hatte; dorthin ward die Jungfrau nach überstandener Krankheit unter liebreicher Bewachung gebracht. Heraklius aber erkannte, wie er, gesichert gegen Bojanus und mit freigewordenen Kräften, doch verpflichtet sei, zum Dank für den spät geschenkten Sohn zur Bekehrung der Perser zu ziehen. Und unter Glockengeläut hielt er in Cyzikus, wohin er sich übergeschifft hatte, Heerschau und erinnerte die Truppen, wie ihn auf der Fahrt zum Thron an der selben Stätte einst auch das Tönen der Glocken gegrüßt. Und die Soldaten jubelten, als er sie zum Zug über den Ararat, durch den sie den hannibalischen Heeren gleich werden würden, aufrief. Und wunderbar war es ja, wie er dann, rasch die Gebirge ersteigend, auf die nichtsahnenden Feinde herabstürzte und sie, die über Verrath und plötzlichen Ueberfall klagten, vor sich hertrieb. Um die selbe Zeit wurde unser Bischof abberufen aus dem irdischen Dasein, nachdem ihm noch die Wonne geworden, die Siege des Heraklius zu sehen. Und siehe, sagte er im Sterben: „ich will Dir Trost geben, so Deine Augen erblinden, und blind sollst Du noch klärlich den Sieg meiner Herrlichkeit sehn." Und noch erlebte er, daß die Feinde Gold und Land flehend anboten; doch nicht willigte darein Heraklius, bevor sie nicht dem Trug abschworen und laut sich bekannten zum Gotteswort. Da schloß denn getröstet Spiridion die Augen und mich entsendete der Regent Phorus zu Petri Sitz, um von dem Abgang des Frommen Meldung zu bringen. Inzwischen hatte aber hinter dem Haemus Bojanus, der Hunne, gespäht und geachtet und sich gefreut, daß sich Heraklius weit und weiter in Asien verlor. Und nun persische Boten ihn mahnten, schob der Treulose still und auf verborgenen Wegen seine Truppen nach Süden, bis man sie nach Uebersteigung des Haemus bereits wieder in unser Gebiet einfallen sah. Um diese Zeit rückkehrend, hörte ich, daß die Kaiserin, die stille, und ihr Söhnlein nun auch im Kloster bei der Tochter weilten, weil in dem wankelmüthigen Byzanz Viele über den zwecklos in der Ferne ringenden Kaiser murrten und der Regent, seit Spiridions Tode muthlos geworden, meinte, daß es für die zage Kaiserin besser sei, das unsichere Volk nicht zu sehen, Und dort im Kloster kränkelte das Kind und die Zeit war freudlos, da auch die Prinzessin sich immer mehr umdüsterte und die Mutter, unfähig zu lindern, aus ihrem Anblick selbst nur neuen Gram sog. Da begab es sich eines Tages, als die Leute der Kaiserin sich nah dem Kloster ergingen, daß ihnen Flüchtlinge entgegenkamen, die riefen: „Die Hunnen sind da!" Nun jauchzte Zoe auf; mit der Mutter und dem Bruder südwärts eilend, sagte sie dem begegnenden Regenten: „Nun, Du Listiger, wie jetzt?" Und höhnte ihn ob des Vergangenen und fragte, ob Spiridion auch jetzt im Grabe sich der Geschehnisse freuen möge, und trieb ihn, der sich vor Heraklius fürchtete, weil er dem Hunnen schon zweimal nicht widerstanden, dem Kaiser zu melden, daß Rückkehr Nothwendigkeit sei.

Um jene Zeit traf mich der Ruf in den Rath, weil Bericht kam, wie der Kaiser, als er das Geschehene erfuhr, über Nacht ergraut war und welches Geschick ihn beim Rückmarsch durch die ehernen Gebirge traf. Denn aufgereizt durch heimische Boten hatten sich bisher gewogene Stämme beredet, die Unseren zu vernichten, so daß sie im Gebirge, wie auf dem Grund eines Trichters sich drängend, über sich ringsum lauernde Feinde sahen. Und hilflos, nach langem Gebet, da er auf den Boden lang hingestreckt lag, habe der Kaiser sich endlich dem dort gebietenden Ariokersaunus zu Opfern entschlossen, indem er ihm die eigene Tochter zur Gemahlin bot. Und nun berief mich der Rath, weil der Kaiser befohlen, sie rasch zu ihm zu senden; doch sie darauf griff zum Dolch, sich zu töten, um der Schmach solchen Geschickes zu entgehen. Und erst als die Mutter flehte, den Vater nicht zu verlassen in einem Elend, wie es seit Crassus nicht da war, ging Zoe; und auf des Rathes Befehl ich mit ihr, der fast Sterbenden, zur Ueberwachung und zum Trost. Wobei sie, als Byzanz, die Marmorne, uns am Horizont dahinschwand, rückblickend ausrief: „Weh, toter Mönch, so verkauft durch Dich Byzanz des Kaisers Tochter den Bettlern als Sklavin und begräbt sie unter den Steinen des Ararat oder unter Eis!“ Und als dann beim Vater im Lager der Bräutigam doch sie verschmähte, weil er zuletzt gierig noch die Forderung nach Geld und Land erhob, da brach das Mädchen in ein Weinen aus, wie ich es nie gehört habe; und wohl that mir der Vater, der sie nicht trösten konnte, und die Jungfrau, die so klug und stattlich war, leid. Und nun, mit Gewalt ausholend, schlug sich der Kaiser in den Schluchten durch die Reihen der Feinde und brachte die beleidigte Tochter mit letzten Kräften in die Heimath zurück.

Es war aber hohe Zeit, daß sie kamen; denn bereits war Bojanus auf dem Wege nach Dampolis, wohin der Kaiser eilte, und als es Nacht ward, kündete Feuerschein, das Gefilde ringsum in Blut tauchend, daß der Hunne schon aus dem nördlichen Wald herausgetreten war. Da begab sich Zoe auf den Söller des Hauses, das uns als Herberge diente, und blickte nach Norden und sah, in Streifen heranziehend, die hunnischen Schaaren und bei Sonnenaufgang, wie an der Spitze ihrer Feldherren der Mann ritt, der einst in Byzanz im Kaiserpalast in Gegenwart des Erlauchten so frech gelacht hatte und voll Spottes gewesen war. Und wirklich war es Bojanus, der damals unerkannt unter der Abordnung gewesen und mit eigenen Augen den neuen Kaiser und die Lage der Dinge erschaut. Und da sie ihn erkannte, hob Zoe die Hände und rief, sie weit ausbreitend: „Willkommen! Willkommen, Nothwendigkeit, die Du jetzt für mich sprichst!“ Und mit brennenden Augen verfolgte sie, wie er Befehle ertheilte und, das Gefilde umreitend und seiner Beschaffenheit genau kundig, Maschinen und Truppen immer die Wege führte, wo unsere Mannschaft am Wenigsten hinderlich war.

Doch wie überlegen an Kraft, berief er rasch seine Feldherren zum

Rath, weil Gefangene des Heraklius Anwesenheit meldeten; und lauschte mit tückisch-lächelnden Augen den Reden. Ihnen aber bangte, wenn er so lächelte; denn in gefährlicher Stille bewegte sich da immer sein Entschluß. Und nachdem sie trotz Heraklius, wegen ihrer Uebermacht, zum Angriff gerathen, nickte er und warf, daß die Silberbuckeln klirrten, die Haare heftig in die Schultern zurück. Und sagte heiser, auf die Feldherren deutend: „Vieh mit Hufen und Hörnern! Kennen den Mann und kennen auch mich nicht. Stallmeister, bring Heu!“ Und sich abwendend schrieb er an den Kaiser und nannte ihn Hammer der Perser und führte erdichtete Beschwerde über Unbill während des Heraklius Abwesenheit. Und nach zustimmender Antwort des freudig erbebenden Kaisers wandte er sich zurück nach dem Norden und empfahl sich der Nachsicht und Schonung und zeigte Sehnsucht, dem Kaiser Achtung zu bezeugen. Worauf in Byzanz alle Zagniß schwand und das Volk wieder gut von dem Kaiser urtheilte und von der Angst vor ihm sprach, die sich in solcher Demuth eines stark Bewaffneten wohl ausdrücke. Und so unnöthig dem Stolz anfangs schien, sich auch zu einer Zusammenkunft mit dem Minderen zu begeben, so willigte Heraklius später doch gern in sie, weil eine neue schwere Sache bevorstand. Denn aus der Tiefe Arabiens kamen plötzlich wilde Heere daher, die bekannten einen neuen Gott, einen neuen Propheten, und mit Gewalt auf die übrige Welt sich werfend, eroberten sie das durch Heraklius entkräftete Persien. Und mit gesteigertem Muth dann gegen seine Gebiete sich wendend, schickten sie bereits trotzige Boten und bedrohten Hierosolyma. Drum also eilte Heraklius, den Willigen im Norden ganz zu beschwichtigen und zu binden, und stellte freiwillig reiche Gaben an Gold und Land in Aussicht; und beschloß, bei der neu vereinbarten Zusammenkunft ihn in einer Weise zu ehren, wie es noch nie einem Minderen geschehen. Als er von des Bojanus Gesandten eingeholt war, verließ er eines Tages Byzanz mit der Krone auf dem Haupt und im Purpur der Würde; und so ritt er längs des ganzen Weges und Glocken läuteten, wohin er kam. Und lächelnd stieg im Norden Bojanus zu Roß, um, eingeholt von des Kaisers Abordnung, gen Süden zur Zusammenkunft zu reiten; und wo auf dem Wege Byzantiner mit Reden ihn grüßten, richtete er an seinen Haaren und lächelte stumm. Doch wohl tröstete es sie, daß der Stumme offenbar in sich nicht schlimmen Sinn barg: denn als ein Führer ihrer einen beschimpfte, stieß ihn Bojanus mit dem Schwert stumm nieder und ritt weiter, ohne sich umzusehen. In Dampolis nahm Heraklins auch die Kaiserin mit sich und nach langer Weigerung bereitete sich auch Zoe zum Ritt. Denn in der letzten Zeit hatte ihr Bojanus, den sie früher bewunderte, nichts mehr gegolten und sein Thun erschien ihr feig, so daß sie den erbitterten Vater fragte, ob sie der ewige Kaufpreis für seine Pläne sein müsse und ob es der verschmähten Braut eines Bettlers bestimmt sei, am Ende auch die Braut eines elenden Feiglings zu sein. Doch fügte sie sich, da er nicht nachließ; nur weigerte sie sich des

Purpurgewandes, indessen Alle sonst im großen Prunke dahinzogen und, von den einholenden Hunnen in Demuth umgeben, der Kaiser selbst im Purpur und mit der Krone voran. Und nach vier Tagreisen war man bereits Persthlaba nah, dem Ort der Zusammenkunft; und als das letzte Nachtlager aufgeschlagen wurde, in der Mitte die purpurnen Zelte der Herrscher, erschienen die begleitenden Hunnen noch einmal mit Wünschen für die Nachtruhe vor dem Kaiser und neigten sich mit Handkuß und Gruß. Da geschah es, als alle Lichter erloschen waren, daß man mich zur Prinzessin rief, die heftig und heftiger weinte; und ich sprach ihr von dem Gleichniß mit den Jungfrauen und auch von Eustochium, die ihrer Mutter Paula gehorchte, und warnte vor der Schlange, die an jedem Lebensbaum hängt und verführt und brennende Wünsche eingiebt. Doch sie antwortete wie in Raserei: „Mönch, was willst Du von mir? Was weißt Du von Schlangen? Schlimm, Mönch, schlimm sind die Schlangen, die stark scheinen und auf die man sich verläßt und die dann zu feig sind, das Erwartete zu thun!" Und raufte sich das Haar und warf sich aufs Lager und wimmerte: „Gott, nimm mich hinweg!" Aber wie sie so sprach, theilte sich plötzlich der Vorhang des Zeltes und ein Mann kam hereingestürzt, der ein bäuerlich Gewand trug, und riß die Erschrockene vom Lager auf und flüsterte zu ihr Worte. Und wie wir entsetzt zurückprallten und die Frauen, die eine dahin, die andere dorthin, fliehen wollten, war es unser Herr und Kaiser selbst, der jetzt in diesem Gewande vor uns stand. Denn als der Tag im Lager erstorben war und die letzten Feuer nur brannten, war, aus dem Schilf des nahen Gewässers auftauchend, ein Mann hervorgekommen, der sich der Wache stellte und vor den Kaiser geführt zu werden forderte. Und als Heraklius geweckt wurde, sagte der Mann, niederknieend und weinend: „Kaiser, Verrath! Dein Lager ist eingeschlossen und Bojanus naht, Dich gefangen zu nehmen, Dich und Alle, die mit Dir gekommen sind. Dein ganzes Haus will er vernichten. Das ist sein Plan." Da sprang Heraklius auf und nahm mit raschem Entschluß das Gewand, sich zu verkleiden. Dann weckte er Gattin und Tochter und drängte, da man schon Waffengeklirr hörte, in wilder Angst heiser zur Eile. Und hob, da die Tochter unbewegt dalag, die Kaiserin aufs Pferd und nahm Purpur und Krone in grobem Sack auf die Schulter und sagte, während Bojanus gerade in das schlummernde Lager einbrach, durch das nächtliche Düster davon.

Und ich, Elender, nicht will ich klagen, welcher Schrecken nun ausbrach und welchen Jammer wir erlebten; und wie man mordete und wie man uns fing und fesselte und, indessen die Zelte ringsum, in Brand gesteckt, schauerlich aufleuchteten, uns gleich einer Heerde jetzt gleich nächtlings vor den Verräther hin trieb. Und als wir seiner ansichtig wurden, kniete vor ihm ein Mann, der flehte um Erbarmen. Doch er fragte: „Wo ist der Kaiser?" Dann lachte er heiser und winkte ohne weiteren Zorn, worauf sie den Mann umbrachten. Dann schritt er auf Zoe zu. Und sagte: „Meine Späher umgaben Dich stets und

erzählten, Du habest Dich geändert. Ist es so? Vor Jahresfrist verlangtest Du die Köpfe Lachender in Byzanz." Sie barg das Haupt, dann sprach sie: „Damals sehnte ich mich, Einen zu sehen, der stark ist, und glaubte, mein Vater sei ein Solcher; und als Du Dich Dampolis näherteſt, stand ich auf dem Söller und glaubte, Du seiest es." Und wurdest an mir irr?" fragte er. Sie erwiderte: „Ich bekenne, so war es; doch jetzt wurde ich gefangen, weil ich es so wollte. Ich konnte mich retten und wollte es nicht." Da betrachtete er sie lange stumm und verwundert, bis er fragte: „Hast Du mir Etwas zu sagen, so sprich es laut." Und als sie sich, die Arme ausstreckend, niederwarf, sagte er: „Solche Rede ist mir nicht verständlich." Worauf sie sagte: „Nimm mich!" Und er heiser antwortete und lachte: „Dazu bedarf es nicht Deines Wortes; ich habe Dich schon genommen und brauche mich nicht zu plagen;" und schüttelte sie so heftig, daß sie wie unter eiserner Last zusammenbrach. „Nicht Das ist es, was ich hören will," sagte er weiter, „sondern tummle Dich; nicht habe ich Muße, zu zögern. Hast Du mir Etwas zu sagen, noch kannst Dus; sonst magst Du erfahren, daß die Tochter des Kaisers dem Hunnen eben so viel wie dem Kurden ist." Und da geschah es, während wir entsetzt zuschauten, daß die Unselige zu schluchzen begann und rief: „Mache, was Du willst, mit mir; nenne mich Magd und Sklavin. Die Welt ist entkräftet und inmitten des Unterganges von Kraft und Verstand bist Du der einzige wirkliche Mann, den mein Auge je sah. Nimm mich: ich liebe Dich." Da lächelte er finster und sagte: „Wohl, Das verstehe ich und will es Dir danken. Denn Ihr von Byzanz, obwohl treulos und verrätherisch wie wir, verachtet uns und Euch Christen sind wir Wilde und es freut einen Wilden, zu sehen, wie Eure Wuth auch sanft werden kann."

Und wieder lachte er still mit den glänzenden Augen. Und noch in der selben Nacht wurden sie nach hunnischen Bräuchen zusammengegeben und feierten, während wir in unseren Banden mit unseren Stirnen den Boden schlugen und über das Erlebte wehklagten, das Beilager. Doch frühmorgens unendlich Geschrei; denn da flüsterte Zoe ihm ins Ohr: „Nun auf und nach Byzanz gezogen, mein Held, denn Dein ist es nach dem Recht der Kraft und, weil ich die Erbin bin, wenn das Söhnlein dort sterben sollte!" Worauf aber Bojanus laut auflachte und sagte: „So habe ich Dich also, Du Schlange von Byzanz! Das zerfraß dir das Leben? Ha, seht, sie giebt mir Erlaubniß; und fromm, als Schwieger des Kaisers, werde ich also nach Byzanz ziehen, wenn dort ein Mörderlein das Schwägerlein getötet haben wird." Und er rief seine Henker, die sie sofort hinschleiften und vom Leben zum Tode brachten, so daß ihr Blut hoch aufspritzte. Und Bojanus sagte, die Enthauptete finster betrachtend: „Verliebte, ich gab Dir, was Du wolltest; doch die Tochter des närrischen Kaisers, der mit seinem Wahnsinn das Blut seines Kindes zu Mord verwandelte und der mit seiner frommen Wuth sich und sein Reich umbringt, die brauche ich zu meinen Plänen nicht." Wenige Tage darauf stand Bojanus an der Spitze

seiner Heere vor Byzanz und ließ Heraklius wissen, was mit seiner Tochter geschehen sei. Und nun begann die schaudervolle Belagerung, die zwei Jahre währte und deren Schrecken nicht auszusingen sind. Und zu der selbigen Zeit brachen die Bekenner des neuen Propheten in das Heilige Land; und droben belagert, war Heraklius eben so unfähig, dem neuen Strom Einhalt zu gebieten, wie Persien, das von ihm bis zur Ohnmacht geschlagen worden war.

Wien. Adolf Gelber.

Gegen die Wahlreform.

Ein Brief an den Herausgeber.*)

Die selbe Presse, die noch im vorigen Juli dem Fürsten Bülow „Prinzipienlosigkeit“ vorwarf, hat die konservative Niederlage in Oletzko-Lyck als Beginn des vom Fürsten Bülow wegen seines Sturzes geforderten Philippi gefeiert. Ohne Recht; Caesar schuf das römische Weltreich und starb unbesiegt. Von der zweiten Hälfte der bülowischen Regirung wird nur die Erinnerung an sein diplomatisches Sedan in Algesiras und an die Reichstagsverhandlung vom neunten und zehnten November 1908 zeugen; nichts wurde ihm genommen als sein Amt. Wenn Fürst Bülow sich rühmte, daß keinem seiner Nachfolger gelingen werde, so sehr wie er die Vertretung der Sozialdemokratie im Reichstag zu beschränken, dann muß er sich damit begnügen, vor der Geschichte seine Staatskunst der von Leuten gleichgestellt zu sehen, die sprachen oder dachten: „Après nous le déluge.“

War aber nöthig, daß der Kaiser und König und das Volk die letzten Folgen der Handlungen des zur Zeit Selbstexpatriirten auf sich nehmen? Der König hat in der ihm vom Fürsten Bülow überreichten Thronrede im Oktober 1908 eine „organische Fortbildung“ des preußischen Landtagswahlrechtes zugesagt. Die Ueberreichung der Thronrede hat ungefähr die selbe Bedeutung wie die im Artikel 44 der Verfassung vorgesehene ministerielle Gegenzeichnung einer königlichen Verfügung. Wie ein Minister Anlaß haben kann, seinen Abschied zu nehmen, wenn es zur Aufhebung oder Abänderung eines von ihm herbeigeführten Gesetzes, einer von ihm bewirkten Verordnung kommt, so kann

*) Die Veröffentlichung dieses Briefes glaubte ich nicht ablehnen zu sollen, weil es nützlich ist, den Standpunkt zu betrachten, von dem aus mancher Konservative die Wahlkämpfe sieht. Daß der Schreiber dieses Briefes Süddeutscher ist und früher der Volkspartei angehörte, muß, als ein beträchtlicher Umstand, erwähnt werden.

ein Ministerpräsident Grund zum Rücktritt haben, wenn eine Zusage aus einer auf seinen Wunsch gehaltenen Thronrede nicht erfüllt wird. Der König selbst aber übernimmt mit der Verlesung der Thronrede, auch wenn diese ihren Inhalt ausdrücklich als seinen Willen bezeichnet, im Sinn der Artikel 54 Absatz 2 und 45 Satz 2 der Verfassung nur die Verpflichtung, wenn er eine solche Zusage nicht erfüllt sehen will, den Ministern, die sie ihm empfohlen hatten, auf ihr Verlangen die Entlassung zu bewilligen. In England wird nach dem Rücktritt eines Ministeriums auch alles während seiner Amtsführung in Thronreden Verheißene ohne Weiteres hinfällig und der englische König würde verfassungwidrig handeln, wenn er das neue Ministerium zur Einlösung obsoleter Zusagen verpflichtete. Der König von Preußen ist nicht nur eben so wenig formell an die Zusage einer Thronrede noch gebunden, wenn er den Minister, der sie erwirkte, entlassen hat, sondern er ist auch nach der Verfassung berechtigt und sittlich verpflichtet, in jeder Stunde zu prüfen, ob das Wohl des Landes mit der Durchführung einer von ihm in einer Thronrede oder sonstwo gegebenen Zusage zu vereinbaren ist. Hält er Das nicht mehr für gewiß, so muß er dem Wohl des Landes das Interesse des oder der an der Zusage betheiligten Beamten opfern.

Herr von Bethmann-Hollweg hatte nur dann Anlaß, den König an das Versprechen vom Oktober 1908 zu binden, wenn er überzeugt war, Aenderungen des Wahlrechtes gefunden zu haben, die auf die Dauer dem Staatswohl und dem Bestande der Dynastie förderlich sein müßten. Er mußte auch wissen, daß das zwar nicht laut erwähnte, aber überall vorausgesetzte Aequivalent der Zusage von 1908 die Zustimmung des Liberalismus zur Reichsfinanzreform sein sollte; nachdem er diese Reform gegen die Stimmen der Liberalen, die seitdem Regirung und Mehrheit anfeindeten, durchgesetzt hatte, brauchte Herr von Bethmann-Hollweg nur noch an die Folgen zu denken, die Aenderungen des Wahlrechtes für das Staatswohl haben würden.

Da der preußische Haushalt, außer auf den Staatseinkünften, ausschließlich auf Leistungen beruht, deren Betrag für die einzelnen Bürger gesetzlich, unmittelbar unabhängig von ihrem Willen, verschieden ist, so ist hier die Abstufung des Rechtes auf Theilnahme an Gesetzgebung und Kontrole der Verwaltung nach der Leistung direkter Steuern in gewissem Sinn gerechtfertigt; das Reich ernährt sich zum wesentlichen Theil durch Verbrauchsabgaben, deren über ein gleiches Mindestmaß hinausgehender Betrag im Belieben des Einzelnen liegt; hier ist also das gleiche Wahlrecht auch moralisch gerechtfertigt.

Die Regirung blieb mit ihrer Vorlage auf den bewährten Grundlagen des bestehenden Wahlrechtes; sie gab aber durch die Maßregelung kattowitzer Lehrer wegen Ausübung eines öffentlichen Stimmrechts dem Verlangen nach geheimer Wahl den wirksamsten Rückhalt. Wie sie dadurch dem Centrum die Aenderung der Vorlage erleichterte oder aufnöthigte, so mußte ihr Vorschlag, die indirekte Wahl als „über-

lebt", „aus vergangener Zeit stammend" (Wortlaut der Begründung des Entwurfes) und wegen zu geringer Wahlbetheiligung auf dem Lande abzuschaffen, der Konservativen Partei die unveränderte Annahme verbieten. Daß der Wählerschaft ihrem engsten Kreis entnommene Wahlmänner, statt der eigentlichen Kandidaten, vorgeschlagen werden, nützt allerdings in erster Linie den Konservativen und einem Theil der Centrumspartei, weil sie auf dem Land und in kleinen Städten Anhänger haben, deren Parteistellung schon aus außerpolitischen Gründen der Mehrheit ihres Stimmbezirkes als die für das Gemeinwohl richtige gilt; solchen Anhanges kann sich in eben so großem Umfang keine andere bürgerliche Partei rühmen. Die Sozialdemokratie braucht, bei ihrer Organisation, solche Vertrauensvermittelung nicht, um Mandate zu erlangen. Die Unmöglichkeit, in jedem Stimmbezirk für jeden Kandidaten des Wahlkreises einen Wahlmann aufzustellen, hindert aber einen Theil der Urwähler an der Ausübung des Wahlrechtes. Dadurch kommt die politische Stellung der zur Urwahl berechtigten Bevölkerung, auch so weit sie die Mühe und Verantwortlichkeit der Stimmabgabe auf sich nehmen will, nicht in zureichenden Ziffern zum Ausdruck: was nicht nur die Wähler und deren Parteiorganisationen schädigt, sondern auch der Regirung die Erkenntniß der politischen Strömungen erschwert. Dieser (in der Begründung des Entwurfes nicht erwähnte) Grund muß eine preußische Regirung, die nicht die nächstliegenden Interessen der ihr zur Zeit die Führung der Reichsgeschäfte ermöglichenden Parteien zur Richtschnur nimmt, zur Beseitigung der indirekten Wahl zwingen; den damit für die Demokratie von Bassermann bis zu Borgmann verbundenen Zuwachs an Mandaten und Einfluß ohne Entgelt zuzugestehen: daran konnte nur eine Regirung denken, die den Spuren des Fürsten von Bülow folgt. Dieser Kanzler hat bekanntlich dem Reichstag Diäten bewilligt und für dieses Zugeständniß von den Liberalen nichts Anderes gefordert und empfangen als das Versprechen, ihn fürs Erste noch im Amt zu erhalten. Das Staatsinteresse zwang nicht, diesen Spuren zu folgen.

Herr von Bethmann verlangt Privilegirung der Wähler von „höherer Bildung, reiferer Erfahrung im Lebensberuf und verdienstvoller Thätigkeit im öffentlichen Leben", um das Volk bei „Staatsbewußtsein" und „verständnißvoller Beurtheilung" zu erhalten oder dazu zu erziehen. Unter der Verbrämung ist die Absicht erkennbar, den Einfluß der Regirung auf die Wählerschaft zu mehren. Die staatliche Unterscheidung „geistig hochstehender Wähler" von anderen paßt aber schlecht in das Bekenntniß zu kantischer Ethik, mit dem Herr von Bethmann einst für Viele seine Anwartschaft auf das höchste Staatsamt begründete. Diese Ethik schätzt den Ackerknecht, der sorgsam und unverdrossen seine Furchen zieht und so den Landeskindern Brot schaffen hilft, nicht geringer als die Männer, deren Hirnleistung uns von unvergänglichem Nutzen für das Menschengeschlecht scheint. Diese Privilegirung ist, wie man sie auch faßt, nur geeignet, in Preußen die Klassen-

gegensätze zu vertiefen und an den Unterschied zwischen dem preußischen und dem Reichswahlrecht zu erinnern: Beides wieder zum Vortheil der Sozialdemokratie.

Die „regelwidrige Erscheinung“ der Einer- und Zweier-Abtheilungen, die „das Ziel fortgesetzter, berechtigter Angriffe“ waren, sollen dadurch „beseitigt oder für das Gesammtergebniß der Wahl unschädlich gemacht werden“, daß der für die Drittelung innerhalb des Stimmbezirkes anzurechnende Steuerbetrag eines Wählers auf die Höchstsumme von 5000 Mark beschränkt wird. Daß die angeblich anstößigen Abtheilungen dadurch nur vermindert würden, ergiebt die Statistik, wonach sie 1905 in den 29028 Urwahlbezirken der Ersten Abtheilung in 3917, in der Zweiten in 231 Fällen vorlagen, während die Obergrenze der Gesammtsteuerleistung bei der bisherigen unbeschränkten Anrechnung in der Zweiten Abtheilung nur in 515, in der Dritten nur in 45 Urwahlbezirken über 5000 Mark lag. Daß das „Gesammtergebniß der Wahl“ (also wohl die Wahl des Abgeordneten) durch Einer- oder Zweier-Abtheilungen in irgendeinem konkreten Fall entschieden worden sei, vermochte die Vorlage nicht zu behaupten; nach der Statistik gab es die meisten Abtheilungen dieser Art im Zweiten berliner Wahlkreis, wo die Wahl in der Ersten Klasse zu 31, im Ganzen zu 10 Prozent durch solche Abtheilungen entschieden werden konnte. Welcher Schade daraus entstehen könnte, daß ein Wahlmann sein Mandat von einer Person oder von zweien erhält, wurde noch nicht gezeigt. So lange das Wahlrecht überhaupt nach der Steuerleistung abgestuft ist, wird der mehr als 5000 Mark Zahlende fragen, warum ihm ein Theil des seiner Leistung entsprechenden Wahlrechtes genommen wurde, und der weniger Zahlende, warum die Begünstigung der Reichen bis an die Grenze der 5000 Mark gehe und nicht ganz beseitigt werde. Nach der „Maximirung“ wird unser Wahlsystem vor dem Richtstuhl der Logik auch vom gewandtesten Anwalt nicht mehr zu vertreten sein.

Die einzige Aenderung, die mir jetzt ohne Schädigung staatlicher Interessen in Preußen und im Reich möglich scheint, ist die Erhöhung des den zur Staatseinkommensteuer nicht veranlagten Wählern angerechneten Betrages. Während diese Wähler 47 Prozent der Gesammtzahl ausmachen, ist der Betrag ihrer fingirten Steuer nur 1,6 Prozent des Gesammtsteuerbetrages für die Wahlrechtsvertheilung. Der Antheil der nicht einkommensteuerpflichtigen Ertrag bringenden Arbeit am Gedeihen des finanziell auf direkte Besteuerung gegründeten Staates läßt sich nicht genau berechnen; sie kann nur, je nach sozialistischer oder kapitalistischer Auffassung, ungefähr abgeschätzt werden. Mir würde deshalb richtig scheinen, die fingirte Steuer auf 12 Mark zu bemessen und, da die Einkommensteuer mit 6 Mark beginnt, den sie zahlenden Wählern aber ein größerer individueller Einfluß auf den Wahlausfall zustehen muß als den davon befreiten, mit 11½ Mark zu beginnen, für jede Mark Staatssteuer eine halbe Mark fallen zu lassen und so bis zu einem Einkommen von 1800 Mark den Steuer-

pflichtigen fingirte Steuerbeträge für die Berechnung der Klassendrittelung zuzuschreiben. Der Landtag hat durch die Erhöhung der fingirten Steuer auf 4 Mark die plutokratische Wirkung der Klassentheilung selbst zu schwächen versucht. Solche Aenderungen nützen freilich den Schichten, auf die sich die Sozialdemokratie stützt, die aber auch für jede bürgerliche Parteien von hoher Bedeutung sind und es bei objektiv ihnen gerechter Politik immer mehr werden müssen. Ob eine solche Politik getrieben werden wird, ist heute noch nicht zu beurtheilen. Unterbleibt sie und wird weiter nach der Eintagsbequemlichkeit der Regirung gewirthschaftet, so ist auch die an sich wünschenswerthe Demokratisirung des preußischen Wahlrechtes nur ein Schritt auf der Bahn zur Einführung des Reichswahlrechtes.

Das ist das Ziel der Sozialdemokratie und der bürgerlichen Demokraten. Nach dem „Staatsanzeiger für Württemberg" hat der Reichstagsabgeordnete Haußmann in einer stuttgarter Versammlung der Fortschrittlichen Volkspartei gesagt: „Die kommende Reichstagswahl wird einen Kampf geben, wie man ihn in Deutschland noch nicht gehabt hat." Die politische Beruhigung, die das Programm des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg anstrebt, wird also durch die Wahlreform auch nach den Beschlüssen des Herrenhauses wohl nicht erreicht werden; und wenn ein neuer Reichstag mit einer Mehrheit von Sozialdemokratie, Volkspartei, Polen, Welfen, Elsässern und dem radikalen Theil der Nationalliberalen die Mitwirkung am Reichsgeschäft an die Bedingung knüpft, daß auch die indirekte Wahl und das Klassensystem in Preußen beseitigt werde, wird Herr von Bethmann nicht glauben, in einem aus geheimer Urwahl entstandenen oder vor ihr stehenden Abgeordnetenhaus den nöthigen Rückhalt finden zu können, sondern wahrscheinlich wieder annehmen, die Verweigerung des Geforderten müsse die Lage verschlechtern (wie er sich ausdrückte, als das Abgeordnetenhaus seine Vorlage „auf eine andere Basis gestellt" hatte).

Die Konservative Partei hat, trotz der Warnung durch Bülows Interview, versäumt, die politische Zukunft durch die Festlegung der am Anfang meines Briefes angedeuteten Grundsätze zu sichern und damit den neuen Ministerpräsidenten von dem Unternehmen einer Wahlreform abzuschrecken. Sie hat, nach sechzigjähriger Gegnerschaft, die geheime Wahl bewilligt und sieht nun, durch die Drittelungvorschriften des Herrenhauses, die Möglichkeit schmerzhafter Mandatverluste noch erweitert. Ich fürchte, sie wird noch vor dem Centrum die Kosten dieser Aktion zu tragen haben. Wenn diese beiden Parteien sich bei der endgiltigen Abstimmung im Abgeordnetenhaus der Stimmen enthielten und an der Beschlußfähigkeit des Hauses kein Zweifel laut würde, dann könnten wir erleben, daß Freisinnige, Nationalliberale, am Ende gar die Sozialdemokraten die Vorlage, wegen der geheimen Urwahl, zu retten versuchten. Oskar Freiherr von Münch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Juni 1910.

Atropos.

„Was Eure Majestät stets gefürchtet und vermieden, was alle Einsichtigen voraussahen: daß ein ernstliches Zerwürfniß mit Oesterreich von Frankreich benutzt werden würde, um sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, liegt jetzt in Louis Napoleons ausgesprochenem Programm vor Aller Augen. Die ganzen Rheinlande für die Herzogthümer: Das wäre für ihn kein schlechter Tausch; denn mit den früher beanspruchten petites rectifications des frontières wird er sich gewiß nicht begnügen. Und er ist der allmächtige Gebieter in Europa! Gegen den Urheber unserer Politik hege ich keine feindliche Gesinnung. Ich erinnere mich gern, daß ich 1848 Hand in Hand mit ihm ging, um den König zu stärken. Im März 1862 rieth ich Eurer Majestät, einen Steuermann von konservativen Antecedentien zu wählen, der Ehrgeiz, Kühnheit und Geschick genug besitze, um das Staatsschiff aus den Klippen, in die es gerathen, herauszuführen, und ich würde Herrn von Bismarck genannt haben, hätte ich geglaubt, daß er mit jenen Eigenschaften die Besonnenheit und Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns verbände, deren Mangel der Jugend kaum verziehen würde, bei einem Mann aber für den Staat, den er führt, lebensgefährlich ist. In der That war des Grafen Bismarck Thun von Anfang an voll von Widersprüchen. Von je her ein entschiedener Vertreter der russisch-französischen Alliance, knüpfte er an die im preußischen Interesse Rußland zu leistende Hilfe gegen den polnischen Aufstand politische Projekte, die ihm beide Staaten entfremden

mußten. Als ihm 1863 mit dem Tode des Königs von Dänemark eine Aufgabe in den Schoß fiel, so glücklich, wie sie nur je einem Staatsmann zu Theil geworden, verschmähte er es, Preußen an die Spitze der einmüthigen Erhebung Deutschlands zu stellen, dessen Einigung unter Preußens Führung sein Ziel war, verband sich vielmehr mit Oesterreich, dem prinzipiellen Gegner dieses Planes, um später sich dann mit ihm unversöhnlich zu verfeinden. Den Prinzen von Augustenburg, dem Eure Majestät wohlwollten und von dem damals Alles zu erhalten war, mißhandelte er, um ihn bald darauf durch den Grafen Bernstorff auf der Londoner Konferenz für den Berechtigten erklären zu lassen. Dann verpflichtet er Preußen im Wiener Frieden, nur im Einverständniß mit Oesterreich definitiv über die befreiten Herzogthümer zu disponiren, und läßt in ihnen Einrichtungen treffen, welche die beabsichtigte ‚Annexion' deutlich verkündigen. Viele betrachten diese und ähnliche Maßregeln, die stets, weil in sich widersprechend, in das Gegentheil des Bezweckten umschlugen, als Fehler der Unbesonnenheit. Anderen erscheinen sie als Schritte eines Mannes, der auf Abenteuer ausgeht, Alles durcheinander wirft und es darauf ankommen läßt, was ihm zur Beute wird, oder eines Spielers, der nach jedem Verlust höher pointirt und endlich Va banque sagt. Dies Alles ist schlimm; aber noch viel schlimmer in meinen Augen, daß Graf Bismarck sich in dieser Handlungweise mit der Gesinnung und den Zielen seines Königs in Widerspruch setzte und sein größtes Geschick darin bewies, daß er ihn Schritt vor Schritt dem entgegengesetzten Ziel näher führte, bis die Umkehr unmöglich schien, während es nach meinem Dafürhalten die erste Pflicht eines Ministers ist, seinen Fürsten treu zu berathen, ihm die Mittel zur Ausführung seiner Absichten darzureichen und vor Allem dessen Bild vor der Welt rein zu erhalten. Eurer Majestät gerader, gerechter und ritterlicher Sinn ist weltbekannt und hat Allerhöchstdemselben das allgemeine Vertrauen, die allgemeine Verehrung zugewendet. Graf Bismarck aber hat es dahin gebracht, daß Eurer Majestät edelste Worte dem eigenen Land gegenüber, weil nicht geglaubt, wirkungslos verhallen und daß jede Verständigung mit anderen Mächten unmöglich geworden, weil die erste Vorbedingung, das Vertrauen, durch eine ränkevolle Politik zerstört worden ist. Noch ist kein Schuß gefallen, noch ist Verständigung unter einer Bedingung möglich. Nicht die Kriegsrüstungen sind einzu-

stellen, vielmehr, wenn es nöthig ist, zu verdoppeln, um Gegnern, die unsere Vernichtung wollen, siegreich entgegenzutreten oder mit vollen Ehren aus dem verwickelten Handel herauszukommen. Aber jede Verständigung ist unmöglich, so lange an Eurer Majestät Seite der Mann steht und Ihr entschiedenes Vertrauen besitzt, der dieses Vertrauen Eurer Majestät bei allen Mächten geraubt hat."

Diesen Brief empfing König Wilhelm nicht, wie der Schreiber gehofft hatte, noch in Babelsberg, sondern erst in Nikolsburg; nach dem Julitag, der seinem Heer bei Königgraetz den mit einem Schlag entscheidenden Sieg beschert hatte. Die Antwort begann mit dem Satz: „In Nikolsburg eröffnete ich erst Ihren Brief und Ort und Datum der Antwort wären Antwort genug." Der Zuträger, der nach der süßen Speise keuchend seinen Senf auf den Tisch brachte, hieß Moritz August von Bethmann-Hollweg; war Professor, dann, bis ins Frühjahr 1862, preußischer Kultusminister gewesen und schrieb, während er sich zum Censor des Ministerpräsidenten berufen wähnte, ein Buch über den „Civilprozeß des gemeinen Rechtes in geschichtlicher Entwickelung". Die Warnerepistel lag noch, der Nation unbekannt, im Archiv des Hauses Hohenzollern, als Graf Anton von Prokesch-Osten, der Oesterreichs Präsidialgesandter beim Bundestag gewesen war und in Frankfurt mit dem Kollegen Bismarck in steter, auch gesellschaftlich fühlbarer Fehde gelebt hatte, schrieb: „Für Herrn von Bismarck, der durch und durch nur Preuße ist, existirte kein anderer Standpunkt als der des preußischen Interesses. Er würde, wenn ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre, ihn ohne preußische Kokarde nicht eingelassen, dagegen dem Satan selbst (zwar mit Verachtung, aber doch) die Hand gereicht haben, wenn Dieser dem preußischen Staat ein deutsches Dorf zugeschanzt hätte. Klar wie Macchiavell, war er zu gewandt und zu glatt, um irgendein Mittel zu verschmähen; und man muß ihm zugestehen, daß ihm Halbheit nach jeder Richtung fern lag und daß er jedesmal die ganze, wohlgeordnete Phalanx seiner Mittel ins Feld zu führen verstand. Der Beruf Preußens überwältigte ihn so, daß er selbst mit mir die Unerläßlichkeit der Einheit Deutschlands unter Preußen mehrmals besprach. Mir ist überhaupt kaum ein Mann vorgekommen, so abgeschlossen in seinen Ueberzeugungen, so bewußt seines Wollens und Sollens. Er war der Mann für den Umguß Deutschlands in die neue Form." So urtheilte ein feindlicher Politiker; aus dem Mund Bethmanns, der

sich wohlwollender Objektivität rühmte, hatte ein unpolitischer Geist gesprochen, der nie begriff, um was es sich eigentlich handle, das Wesen der Politik nie auch nur ahnen lernte und schließlich, als ein braver Mann, sich in die unwürdige Rolle des schmeichelnden Klugschwätzers erniederte, um den zaudernden König von dem kühnen Minister zu trennen. Moritz August sah alles Geschehen und Wollen durch die Dozentenbrille; glaubte, mit Biedersinn und Rechtsgefühl das Staatsgeschäft treiben zu können; hatte die polnische, dänische, deutsche Politik Bismarcks gar nicht verstanden: und tölpelte nun mit dem Postulat ritterlicher Gerechtigkeit in den Tag verhängnißvoller Entschließung. Was wäre aus Preußen, was aus Deutschland geworden, wenn der Magisterbrief sein Ziel früh genug erreicht und den unsicher wägenden König überzeugt hätte? Wer ihn gelesen hat, kann empfinden, weshalb Bismarcks Groll so oft in harte Worte über Bethmanns kleines Herz, über die Bethmänner und ihre Streberfraktion ausbrach. Und man muß den Brief des Großvaters jetzt lesen, um die Ursache der Enttäuschung zu erfassen, die der Enkel den Deutschen bereitet hat. Herr Theobald von Bethmann-Hollweg, der noch Reichskanzler heißt. Einen fleißigen, ernsthaften, gescheiten Patrioten von bestem Wollen und ohne Applausgier habe ich ihn genannt, als Steine und Schmutzklümpchen um sein graues Haupt prasselten; Einen, der in stiller Arbeit Nützliches wirken und sein Geschäft mit reinlichen Mitteln treiben will. Diese Anerkennung der „guten Absicht“ darf der Gerechte noch heute nicht schmälern. Ob Augenmaß, Entschlußfähigkeit, Schöpferkraft den Willen prompt genug bedienen, konnte noch im Winter Keiner wissen. Im Verlauf eines einzigen Jahrzehntes haben wir Herrn von Bethmann als Oberpräsidenten von Brandenburg, als Minister des Innern, als Staatssekretär, Ministerpräsidenten, Reichskanzler gesehen. Auf keinem der Posten, die ihm vom Oktober 1899 bis in den August 1909 anvertraut waren, ist er lange genug geblieben, um seine Leistungfähigkeit erweisen zu können. Noch im Februar habe ich deshalb Denen, die ihn rauh schalten und roh schimpften, zugerufen: „Lasset ihm wenigstens doch die Zeit, die zu dem Beweis nöthig ist, daß er nichts kann!“ Herr von Bethmann hat diese Zeit nicht verloren. Mit schmerzhaft geschwinder Deutlichkeit ward der Beweis erbracht, daß dieser redliche, fleißige Mann in den Aemtern des Ministerpräsidenten und Kanzlers unmöglich ist.

Er hat die kläglichste Niederlage erlebt, die im neuen Preußen je einer Regirung beschieden ward. Eine Niederlage kann so ehrenvoll sein wie ein Sieg; die vom siebenundzwanzigsten Mai, der ein demüthigender Verzicht auf feierlich verkündete Grundsätze vorausgegangen war, konnte den Betrachter nur, je nach dem Temperament, zu Trauer oder zu Hohn stimmen. Der Ministerpräsident schlägt eine Wahlreform vor und erklärt vor dem Lande: Die öffentliche Wahl ist unentbehrlich, die indirekte nicht länger haltbar. Die Mehrheit antwortet ihm: Wir sind anderer Meinung; die indirekte Wahl opfern wir nicht, wollen aber die geheime Urwahl gewähren. Er fügt sich; ist also, wie jeder politisch Mündige annehmen muß, mit seiner Mehrheit einig. Die glaubt es selbst. Konservative und Centrum sind vom alten Weg abgebogen, um der Regirung an ein Ziel zu helfen, und haben sich dabei gefährlicher Verkennung ausgesetzt. Einerlei; sie wollten zeigen, daß sie nicht auch im Kleinsten nur nach fraktionellem Vortheil trachten, und durch eine leidliche Reform dem Preußenstaat (und sich selbst) für ein Jahrzehnt Ruhe schaffen. Der Ministerpräsident hat ihren Beschlüssen zugestimmt und nur die Hoffnung ausgesprochen, das Herrenhaus werde noch ein paar (nicht wesentliche) Bestimmungen ändern. Nach langer Fahrt bei unsichtigem, bei stürmischem Wetter scheint das Schiff dem Hafen nah: da wird, wider die Abrede, plötzlich das Steuer gedreht. Bethmanns Wunsch drängt den Oberpräsidenten der Rheinprovinz zu einem Antrag, dessen Hauptzweck ist, das Wahlgesetz dem Centrum unannehmbar zu machen. Also, denkt der Politiker, hat der pfiffige Ministerpräsident eine neue Mehrheit; eine, die von der Oeffentlichen Meinung nicht so verrufen ist wie die von Konservativen und Katholiken gestellte. Um sie zu werben, brauchte er Zeit und mußte still deshalb den Umweg übers Herrenhaus wählen. Nein. Der sechste Paragraph des Wahlgesetzes (Drittelung), den die Peers von Preußen dem bittenden Bethmann bewilligt haben, wird in der Zweiten Kammer abgelehnt. Dann steht der Ministerpräsident auf und sagt, die Königliche Staatsregirung lege auf die Weiterberathung der Vorlage keinen Werth mehr. („Zurückgezogen", wie in mancher Zeitung stand, hat er die Vorlage bisher nicht; dazu wäre, wie zur Einbringung, ein Willensakt des Königs nöthig.) Das ist das Ergebniß fünfmonatiger Arbeit und Unruhe. Konnte es magerer sein, wenn die Regirung auf ihrem Januarstandpunkt blieb? Das

Fundament der Staatsmacht ist aufgewühlt, das Ansehen der Regirung mehr als je vorher geschmälert und mit allem Aufwand nichts erreicht worden. Nach der Hochsommerpause wird der Lärm wieder anfangen. Das ist Bethmanns unverzeihliche Schuld. Seit Herr von Heydebrand die Parteigenossen zu vorsichtigem Opfer des Wahlgeheimnisses überredet hatte, konnte ein halbwegs kluger und tapferer Stratege ein fürs Erste brauchbares Reformgesetz durchbringen. Herr von Bethmann hats nicht vermocht. Hat die Fraktionen, die mit ihm arbeiten wollten, durch die Andeutung, daß ihre Gesellschaft ihm unbehaglich sei, gekränkt, durch das Drängen in nutzlose Willfährigkeit kompromittirt und den Staat selbst, die res publica, ärger noch geschädigt als Hohenlohe in den Tagen schlimmster Hilflosigkeit. Dann, unter dem Nachhall des Hohngelächters, das dem Geschlagenen folgte, in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung versichert, daß der Ausgang der Sache just so sei, wie ihn der Weise in seines Gemüthes Ruhe erwartet hatte.

Das ist der Ministerpräsident; von dem noch zu sagen bleibt, daß er das „Recht auf die Straße" zuerst geweigert, dann gewährt, durch die Weigerung Preußen, als einen dem Abgrund nahen Staat, draußen in Verruf gebracht, durch die späte Gewährung drinnen das Vertrauen in die Festigkeit staatlicher Grundsätze gemindert hat. Personalauslese? Nach drei Vierteljahren ist nichts Neues zu melden. Die Herren von Arnim, Beseler, von Moltke, Sydow, von Trott zu Solz sind noch immer Minister. Ressort- und Staatsminister. Dreiprozentige Preußische Konsols: 84,40.

Was hat der Reichskanzler geleistet? Der Anfang war leidlich. Zwar der Gedanke seltsam, ein Mann, der das Diplomatenpersonal, deutsches und fremdes, nicht kennt und einen als unbrauchbar erwiesenen Gehilfen nicht wegschickt, könne sich durch emsiges Aktenstudium in die internationale Politik „einarbeiten". (Als ob die Interessen, die ein Staatshaupt, einen Minister, nach Ost oder West ziehen, aus den Akten erkennbar würden.) Doch der neue Herr schien die Hauptaufgabe deutscher Politik zu sehen und ein erträgliches Verhältniß zu England behutsam vorzubereiten. Schien, trotzdem er die Thronrede vom „Zusammenhalten der drei verbündeten Reiche" sprechen ließ, den Unwerth der italischen Assekuranz zu ahnen. Der Schein trog. Mit England ist nichts vereinbart; die günstigste Stunde also versäumt. Die konstitutionelle Schwäche der herrschenden Partei und der Tod Eduards

hat Britanien zu einem Wechsel der Taktik gezwungen. Da starke und wirksame Aktion unmöglich ist, versucht mans wieder mit den alten, im vorletzten Lustrum des neunzehnten Jahrhunderts als heilsam erprobten Mittelchen. Deshalb jetzt die (in nüchterner Ruhe verabredete) Umschmeichelung des Deutschen Kaisers, der, wie Familienpflicht und Staatsraison befahl, zur Bestattung des Oheims nach London gekommen war. Der Versuch, durch die Häufung der Loblieder den Arglosen, vom Widerhall plötzlich verkündeter Beliebtheit Entzückten aus der Reserve zu locken, die ihn seit dem November 1908 nothwendig dünkte, und so die Trauertage zu nationalem Gewinn zu nützen. Der ist eingeheimst, wenn Deutschland sich intimer Verständigung mit Frankreich nähert; Besseres kann die britische Politik, so lange sie inaktiv bleiben muß, sich nicht erwünschen. Und der Wunsch wird erfüllt. Wilhelm spricht Herrn Pichon an, betheuert ihm seine friedliche Gesinnung und nennt die Einigung aller europäischen Staaten das höchste Ziel seines Strebens. Herr Pichon ruft flink einen Landsmann herbei (den selben Herren Caro, den, als berliner Vertreter des „Matin", trotz seiner klugen und eifrigen Arbeit für die „Verständigung", das Pressebureau unseres Auswärtigen Amtes wie einen Feind behandelt) und bittet ihn, dem Erdkreis mitzutheilen, daß er vom Kaiser, dem er gar nicht vorgestellt war, angesprochen und mit unüberbietbarer Artigkeit bewirthet worden sei. Hardinge und Grey freuen sich des Erfolges. Der Kaiser, jubilirt die Britenpresse, war immer ein aufrichtiger Friedensfreund; und windet dem Heimkehrenden neue Papierblumen zum Kranz. Der Kanzler wittert nichts Uebles. Läßt die seinem Herrn jenseits vom Kanal gesungenen Hymnen durch Alldeutschlands Gaue verbreiten und nur, weil in Berlin ja gestern noch Herr Roosevelt in der Glorie gethront hat, bestreiten, daß der Kaiser je an ein Gebild gedacht habe, das man die Vereinigten Staaten von Europa nennen könnte (und das seine Kante gegen die gefährliche Tariftyrannis der United States kehren müßte). Er weiß nicht, daß manches Lebenden Ohr ähnliche Wünsche aus Wilhelms Mund gehört hat und das Dementi drum kraftlos verhallen muß. Fühlt auch nicht, welchen Schaden das Geplauder mit dem französischen Minister stiften kann. Seit Deutschland entschlossen schien, nicht um jeden Preis einer Kriegsgefahr auszubiegen, war die Lage des Reiches ein Bischen bequemer geworden. Jetzt stand im Éclair: „Cela devient une platitude de répéter

que le Kaiser est le moins belliqueux des hommes.“ Herr von Bethmann-Hollweg glaubt noch, daß wir uns als friedliche Leute erweisen müssen; hat, trotz Marokko und Bosnien, noch nicht erkannt, daß die Sicherheit des Reiches nur so lange verbürgt ist, wie ihm die feindsälige Nachbarschaft den Entschluß zum Krieg zutraut.

Er hat die unnöthige und in allen Kanzleien bespöttelte Reise nach Rom gemacht; in Florenz bescheiden gewartet, bis das Ministerium Luzzatti endlich gebildet war, und dem Marchese di San Giuliano, der sich in die Stadt der Medici bemüht hatte, dann die Ehre des ersten Besuches erwiesen. Unter seiner Verantwortlichkeit ist das schlimme Weißbuch gegen die Brüder Mannesmann erschienen. Nach und trotz dem Bergrezeß das südwestafrikanische Diamantengebiet zu Gunsten einer Kolonialgesellschaft gesperrt und, in einer amtlichen Denkschrift, die Sperre mit unrichtigen Ziffern und mit Thatsachen begründet worden, die nicht, wie dort behauptet ward, vor, sondern in der Sperrzeit lagen. Wurde durch den Peterplan der Schiffahrtabgaben in den größten Bundesstaaten Verstimmung und tiefer Groll bewirkt und einem nicht dem Deutschen Reich Angehörigen die Uebernahme der Retterrolle ermöglicht. Als Graf Aehrenthal gesagt hatte, Oesterreich-Ungarn sei für Schiffahrtzoll nicht zu haben, athmeten die Preußen zu Ewigem Bund Vereinten wieder auf. Diese Erklärung und die dringende Bitte, das gegen die Polengefahr bewilligte Recht zur Enteignung nicht anzuwenden, war Alles, was Aehrenthal nach Berlin mitbrachte. (Daß der Vertreter einer fremden Großmacht in der Reichshauptstadt von dem Gesandten Bayerns zum Festmahl geladen wurde, dann drei Tage in München saß, den Prinzen Luitpold, Ludwig und Ruprecht Vorträge hielt und mit dem Freiherrn von Podewils konferirte, darf nicht vergessen werden. Auch nicht das merkwürdige „Mißverständniß“, das in der Rede eines sächsischen Ministers den Hinweis auf Tage zu spüren glaubte, in denen Oesterreichs Einfluß in die Quellen deutscher Macht sich wieder mehren werde. Zum ersten Mal seit vierzig Jahren wurde an die Thatsache erinnert, daß deutsche Bundesstaaten, die das Recht auf eigene Gesandtschaft haben, auch zu selbständigem Verhandeln mit einer Großmacht des Auslandes noch oder wieder berechtigt sind.) Im zweiten Quartal des so glorreich begonnenen Jahres stellten sich die Herren Roosevelt und San Giuliano ein; zwei Männer, die 1906 offen unsere Feinde begünstigt und alles Mög-

liche gethan haben, um unser Recht zu kürzen. Sie wurden gefeiert, gepriesen, wie keine selbstbewußte Nation die Freunde ihrer Feinde feiern und preisen durfte. Und als der Italiener mit lächelndem Staunen gesehen hatte, wie gemächlich in Berlin ein geschlagenes Ministerium weiterlebt, gönnte er uns die Freude, ein mit feierlichstem Ernst ans Licht gebrachtes communiqué zu lesen, das mit dem Satz schloß: „Die Besprechungen der beiden Staatsmänner bekräftigten den Willen der beiden verbündeten Regirungen, im Einklang mit dem wiener Kabinet auch fernerhin die auf Erhaltung des Friedens gerichteten Grundsätze zur Geltung zu bringen, von denen die Politik der Dreibundmächte getragen ist.“ Italien bleibt in der Schutzhütte, deren Wand einstweilen die Gefahr österreichischen Angriffes mindert, und läßt sich die deutsche Devotion huldvoll gefallen; wird zur Wahrung deutscher Interessen aber nie auch nur mit Worten sich im Concern der Westmächte regen. Iswolskij, Luzzatti, Roosevelt, Pichon, San Giuliano: der fünfte Kanzler hält Jedem, der uns geschädigt hat, eine Prämie bereit.

Die Erhaltung des Friedens dünkt ihn die wichtigste Pflicht. Der französische Oberst Alix hat mit zweitausend Mann die ostmarokkanischen Orte Matarka und Anual besetzt; Udjida, Berguent, Bu Denib, Taghit, Igli haben schon französische Garnison. Der Vormarsch ins Tafilelt ist fast völlig gesichert. Wir verbeugen uns artig, wagen auch gegen die in Paris beschlossenen Zollchicanen nur sanften Widerspruch und entschleiern lachenden Augen das stolze Bewußtsein, daß wir mit Frankreich „nie so gut standen wie heute“. Im näheren Orient schlägt Schneider die Firma Krupp; ist den Briten das Monopol mesopotamischer Schiffahrt und die Entwerthung des Bagdadbahnnetzes gewiß. Wir haben nichts einzuwenden. Russen und Engländer rufen uns zu: Lasset Euch nicht einfallen, in Persien Handel irgendwie größeren Stils zu treiben, Banken zu gründen oder gar Bahnen zu bauen! Bieten uns also, was nie einer aufrechten Großmacht geboten wurde. Wir erhalten den Frieden und tragen die Kunde herum, daß wir von den „Beziehungen zu allen europäischen Mächten“ ungemein befriedigt sind. Der Geschäftsführer eines Landes, das die Vermeidung jedes Krieges für seine Hauptaufgabe erklärt, ist gelähmt. Zwölfhundert Millionen jährlich für Heer und Flotte; die internationale Geltung durch das Erlebniß steter Nachgiebigkeit bestimmt; dreiprozentige Reichsanleihe: 84,50. Dabei eine Zerfahrenheit in der Regirung,

wie sie in Bülows schlimmster Drangzeit undenkbar gewesen wäre. Schatzamt und Kolonialamt beinahe schon im Rang selbständiger Reichsministerien; andere Aemter unlustig, unwillig zu gemeinsamer Arbeit; der Generalstab von der Geschäftsleitung getrennt und unfähig, die nothwendigste, wichtigste Neuerung durchzusetzen, wenn der barsche Herr Wermuth die Bürde des Militärhaushaltes schwer genug findet. Keine Fühlung mit Parteien und Bundesregirungen. Kennt Herr von Bethmann die bayerische Noth? Weiß er, daß dort jede Partei, selbst die jetzt stärkste, durch neue Steuerbewilligung in Lebensgefahr käme? Daß er aus dem ganzen deutschen Süden Abrüstunganträge erwarten muß? Daß große Volksgruppen sich heute in der Ueberzeugung zusammenschaaren, für so schwachgemuthe Politik genüge ein kleinerer Vermögensaufwand? Hat er je die Nothwendigkeit bedacht, den Bayern zu anständigem Preis ihre Eisenbahnen abzukaufen, oder will er, mit der Hand auf dem Beutel, ruhig zusehen, bis sie verarmen, am Reich verzweifeln und sich erinnern, daß Oesterreichs adriatischer Hafen ihnen nun, nach dem Bau der Tauernbahn, schneller erreichbar ist als die Elbmündung? Von Alledem weiß er nicht mehr, als sein Großvater von deutscher Stimmung, deutscher Schicksalswende wußte. Er hat auch nicht das sichere Augenmaß, das lehrt, wie ein Entschluß, ein Ereigniß wirken muß. Hätte er sonst dem Kaiser gerathen, einer Winzigkeit wegen den Kronprinzen zur Stellvertretung zu berufen? „Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit und Liebden" darf seinen Namen zwar nur unter Schriftstücke setzen, die der Vater ihm zu diesem Zweck zugehen läßt; hat deren Inhalt also nicht zu prüfen. Immerhin ists eine Vertretung, die in einer Sondersitzung des Königlichen Staatsministerii gebilligt und in drei Erlassen verfügt wurde und deren Folge war, daß in den Zeitungen von Operation und Verbandswechsel, gutartiger Geschwulst und normalem Heilungprozeß geredet wurde. Wegen eines Furunkelchens? Das glaubt uns das Ausland nicht; in hundert Artikeln war zu lesen, der Kaiser sei ernstlich krank und jeder Bericht von dem Wunsch gefärbt, die Leute draußen zu täuschen. War die Nährung so falscher und schädlicher Gerüchte nöthig? Das Deutsche Reich und das Königreich Preußen wären nicht aus den Fugen gegangen, wenn im Mai ein paar Schriftstücke so lange ohne den Namenszug des Kaisers und Königs geblieben wären, wie im Juli und in anderen Reisezeiten schon man-

ches geblieben ist. Doch nicht einmal im engsten Bezirk vermag der Enkel Moritz Augusts die Wirkung seines Handelns zu ermessen. Wenn er warnt, ist der vor Gefahr zu Hütende, den der Brief in Babelsberg festhalten sollte, gewiß schon in Nikolsburg.

Herbst, Winter, Frühling: nicht eine einzige Leistung, die der Unbefangene loben könnte; nicht die dünnste Vertrauenswurzel im deutschen Erdreich. So einsam, so anhanglos war nie ein Kanzler. Ueberall hört der Lauscher das selbe Urtheil: Unmöglich; auch von Denen, die den Anfang aus froher Hoffnung sahen. Nur fremde Diplomaten (deren Lob verdächtig ist) und ihm Untergebene (die an jedem Chef, so lange ers ist, Rühmliches finden) schätzen ihn heute noch höher als den Vorgänger. Schade. Der stille Ernst und die bescheidene Hingabe an die Amtspflicht mußte sympathische Achtung wecken. Doch der fromme Dozentenenkel, der so gern die Allure des von Standesstolz freien Mannes zeigen möchte, ahnt noch nicht einmal, um was sichs im politischen Geschäft handelt. Wenn er eine Fraktion gewinnen will, giebt er ihr, öffentlich und in lehrhaftem Ton, eine gute Censur und erwähnt Ueberzeugungopfer, die nicht erwähnt werden durften. Im Verkehr mit fremden Mächten stellt er sich auf den „Rechtsstandpunkt“, begnügt sich loyal mit höflichen Worten und ist zufrieden, wenn längst als giltig erkannter Anspruch nicht bestritten wird. Mit solchen Mitteln pedantischer Ehrbarkeit wäre Preußens Größe und Deutschlands Einung nicht zu erlangen gewesen. Wir sind wieder, wo wir nach Algesiras waren. Damals hat virtuose Rednerei und Technik die Schwachheit so schlau verhüllt, daß nur der schärfste Blick Niederlage und Rückzug merkte. Jetzt werden die Fehler mit so biederer Miene gemacht, mit so gemüthvoller Aufrichtigkeit vors Auge gerückt, daß der Stumpfste sie spürt; und jeder politisch Empfindende vor dem Tag bangt, der den für die Existenz eines wohlhabenden Privatdozenten Geschaffenen vor die Nothwendigkeit schneller und bedeutender Entscheidung stellen könnte. Herr von Bethmann glaubt sich auf dem richtigen Weg; er hat sich sein System bereitet und würde den Schwarmgeist Eines, der ihm vom Kampf ums preußische, deutsche Dasein spräche, wohl noch härter verurtheilen als der Ahn einst Bismarcks Abenteuerlust. Eine Möglichkeit bleibt ihm, seinen redlichen Beamtensinn für den Reichsdienst zu nützen; eine: er kann aus dem Pflichtenkreis scheiden, in dem nur der von muthigem Schöpfergeist bediente Herrenwille zu wirken vermag.

Henri Bergson.

Was heißt Philosophie? Diese Frage ist für die Gegenwart eben so charakteristisch wie die Frage nach dem Wesen des Christenthums und der Religion überhaupt. Sie ist ein Symptom der geistigen Krisis, welche die europäische Kulturmenschheit durchmacht. Wir Alle empfinden, daß die überkommenen Formen, sowohl des Idealismus wie des Positivismus, den Anforderungen des modernen Lebens nicht mehr entsprechen. Wir fühlen, daß die alte Welt stürzt. Wir sehen, daß die Philosophie dem Selbstmord sehr nah ist und nur durch die Wahl eines neuen Lebenslaufes noch gerettet werden kann. Wir Alle suchen nach einer konkreten Welt- und Lebensanschauung.

Unter den Suchenden gibt es eine Minorität von Denkern, die ihre Kräfte nicht in der Widerlegung des Naturalismus erschöpfen. Sie kämpfen zwar energisch gegen die Herabsetzung der Philosophie zur Magd der Einzelwissenschaften; aber ihre höchste Aufgabe erblicken sie in der Behandlung der Centralfragen der Welt und des Lebens. Sie begnügen sich nicht damit, die Resultate der Einzelwissenschaften zu einem einheitlichen, widerspruchlosen Ganzen zusammenzufassen, sondern sie haben den Muth, über die Thatsachen selbst zu philosophiren, die Thatsachen selbst mit anderen Augen zu sehen als die Vertreter der exakten Wissenschaft. Sie treiben offen Metaphysik, verstehen darunter aber etwas ganz Anderes als die herkömmliche Schul- und Wortweisheit, die durch bloße Begriffsfabrikation das Wesen der konkreten Wirklichkeit zu erfassen glaubte. Sie wollen nicht, daß die Philosophie fortfahre, sich ausschließlich von dem Saft der positiven Wissenschaft zu ernähren. Sie sind von der Ueberzeugung durchdrungen: entweder muß die Philosophie etwas wesentlich Neues bringen oder sie hat keine Daseinsberechtigung.

Henri Bergson (geboren 1859) ist einer der sichtbarsten Vertreter dieser Minorität in Frankreich. Er besitzt gewiß eine sehr umfangreiche Gelehrsamkeit. Man fühlt beim Lesen seiner Werke, daß er den heutigen Stand der exakten Wissenschaften genau kennt; fühlt auch den Einfluß, den Plotin, Berkeley, Maine de Biran, Ravaisson, Lachelier, Boutroux und Andere auf sein Denken geübt haben. Aber seine Philosophie ist nicht das Ergebniß bloßer Reflexion und Empirie. Sein Schaffen trägt künstlerisches Gepräge. Das exakte Wissen ist für ihn nur ein Mittel zur Durchführung seiner schöpferischen Intuitionen. Seine Welt- und Lebensanschauung läßt sich unter keinen der bekannten

„Ismen“ rubriziren. Bergson hat sie aus den tiefsten Schächten seines Gemüthes hervorgeholt. In die müßten wir schauen.

Das ist nicht leicht. Bergson ist allerdings ein großer Künstler der Sprache; er besitzt die seltene Fähigkeit, neue Ausdrücke mit Glück zu prägen, den Buchstaben zu vergeistigen und Klarheit mit Tiefe zu verbinden. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß er selbst die Sprache für ein unvollkommenes Werkzeug hält, das zum Ausdruck des vom Auge des Geistes Erschauten nicht genügt. „Innere Erlebnisse lassen sich nicht vollkommen verräumlichen“: oft hat ers wiederholt; oft auch deshalb auf die trockene Rede verzichtet und seine Zuflucht zu Bildern und Gleichnissen genommen. Bergson faßt sein Schaffen symbolisch auf und könnte mit Goethe sagen, daß ihm gleichgiltig sei, ob er Töpfe oder Schüsseln mache.

Versuchen wir trotz Alledem, uns durch Einfühlung, durch einen Akt der Sympathie ins Centrum seines Wollens zu versetzen. Wir finden dann als Kern den Gedanken, daß Leben schaffendes Werden bedeute. Zu dieser Ueberzeugung ist Bergson in langjähriger Beschäftigung mit Mathematik und Mechanik und durch das Versenken in die Tiefe des seelischen Geschehens gekommen. Er fand einen radikalen Unterschied zwischen dem Zeitbegriff der Mechanik und Mathematik und der konkreten zeitlichen Dauer des Seelenlebens. Während die mathematische Zeit Simultaneität ist, ist das Wesen des seelischen Geschehens Heterogeneität, unaufhörliche Veränderung, Fortschritt, qualitative Verschiedenheit, Evolution, Bewegung, Durchdringung: kurz, schaffendes Werden. Bergson dehnt diese Auffassung des Seelenlebens auf alles Leben aus. Alles, was nicht konkrete zeitliche Dauer, also schaffendes Werden ist, nennt er Raum; und immer kehrt in seinen Schriften die Betonung des Unterschiedes zwischen der Welt des Raumes und der Welt der Zeit wieder.

Die schärfste Kritik übt er an dem psycho-physischen Parallelismus, an der Lehre von der Gleichwerthigkeit des Gehirnzustandes mit dem Seelenzustand. Der große Irrthum dieser Theorie ist, daß sie den spezifischen Charakter des Seelenlebens nicht beachtet, daß sie die Qualität der Quantität, die Zeit dem Raum gleich setzt. Allerdings zeigt uns die Erfahrung eine gegenseitige Abhängigkeit des Physischen und des Psychischen, die Nothwendigkeit eines gewissen Gehirnsubstrates für einen Seelenzustand; und das Gehirn deutet in jedem Augenblick die motorischen Gliederungen des Bewußtseinszustandes an. Aber daraus folgt noch nicht die Gleichwerthigkeit beider Zustände. Weil eine Schraube für das Funktioniren einer Maschine nothwendig ist, wird Keiner behaupten, die Schraube sei das Aequivalent der Maschine.

Nicht minder charakteristisch für Bergson ist sein Kampf gegen die Assoziation-Psychologie. Diese erhebt die Vorstellungen und die Bilder zu unabhängigen Wesenheiten, die gleich den Atomen des Epikur in einem inneren Raum schweben, sich einander nähern und anhängen, wenn der Zufall sie in die gegenseitige Anziehungsphäre bringt. Sie leugnet den qualitativen Unterschied zwischen den aufeinanderfolgenden Bewußtseinszuständen. Gewiß läßt sich nicht bestreiten, daß es eine Beziehung zwischen dem augenblicklichen Zustand und jedem neuen Zustand giebt, in den das Bewußtsein übergeht; nur fragt sich, ob diese Beziehung, die den Uebergang erklärt, auch dessen Ursache ist. Die Assoziation-Psychologie läßt sich, nach Bergson, nur auf Vorstellungen anwenden, die am Wenigsten uns angehören und die mit Worten ausdrückbar sind. Unser „tiefes Ich", unser Innerstes, das Persönlichste in uns, kann der Psychologe dieser Schule nicht erfassen. Er setzt mit Unrecht an die Stelle des konkreten Vorganges, der sich in meinem Geist abspielt, dessen künstliche Rekonstruktion, vermengt also die Erklärung des Vorganges mit dem Vorgang selbst. Solche Psychologie setzt das Ich zu einem Automaten herab; sie unterschätzt die aktive Theilnahme der ganzen Person am Werden der Seele.

Am Klarsten wird Bergsons Eigenart in seinem Kampf gegen Determinismus und Indeterminismus. Der Grundfehler beider Lehrmeinungen ist, daß sie das zeitliche Wachsen des Ich in räumlicher Weise symbolisiren und die Motive verdinglichen. Die innere Entwickelung des Ich denkt man sich als eine Linie, die zu einem Punkt führt, an dem zwei Wege offen stehen, also scheinbar gleich wählbar waren, auch nachdem das Ich schon den einen der beiden Wege eingeschlagen hatte. Deterministen und Indeterministen stellen sich die Entscheidung in der Form einer Schwankung im Raum vor, während sie thatsächlich in einem dynamischen Fortschritt besteht, wo das Ich und die Motive selbst, als wirkliche Lebewesen, in stetem Werden begriffen sind.

Besonders energisch bekämpft Bergson den Determinismus, weil dieser willkürlich die mechanische Kausalität der physischen Vorgänge auf die psychischen Vorgänge überträgt und so das Fließende, die Bewegtheit, das schöpferische Werden des Seelenlebens völlig verkennt. Auf dem Gebiete der Physik erzeugt die selbe Ursache immer die selbe Wirkung; auf dem Gebiete der Psychologie aber übt eine innere tiefe Ursache nur einmal ihre Wirkung und kann sie niemals wiederholen. Lebendiges ist unwiederholbar und unvorhersehbar. Wären wir Automaten, so könnten unsere Handlungen streng determinirt sein; da wir aber

bewußte Wesen sind und uns in jedem Augenblick neu erschaffen, so sind wir frei handelnde Wesen. Unsere Handlung ist aber nur dann frei, wenn sie der Ausdruck unseres ganzen, unseres tiefen Ich ist. Sobald wir aus bloßer Gewohnheit, als Automaten, handeln (und Bergson sagt ausdrücklich, daß unsere meisten Handlungen Reflexhandlungen sind), sind wir eben nicht frei. Die Augenblicke, in denen wir uns selbst ganz erfassen, sind selten; deshalb sind wir auch selten frei. Frei handeln kann nur, wer wieder Besitz von sich selbst ergriffen, sich in die reine Dauer zurückversetzt hat. Wir sind frei, wenn unsere Handlungen der Ausdruck unserer ganzen Persönlichkeit sind, wenn sie mit ihr die undefinirbare Aehnlichkeit haben, die man manchmal zwischen dem Künstler und seinem Werke findet.

In seinem letzten Werk, „L'Evolution créatrice", sagt Bergson, die Evolution könne nur psychologisch erklärt werden. Wie des seelischen, so ist allen Lebens Wesen schaffende Dauer, Bewegung, unaufhörliches Hervorsprudeln von etwas Neuem. Entweder ist die Zeit Erfindung oder sie ist gar nicht. Entweder ist die Evolution eine fortwährende Schöpfung oder es giebt gar keine Entwickelung: diese Alternative bietet uns Bergsons Biologie.

Damit gerieth sie in Gegensatz zu aller verstandesmäßigen Entwickelungtheorie, zum mechanischen Evolutionismus wie zum Finalismus. Mechanismus und Finalismus nennt Bergson „Konfektionärkleider", in die wir das lebendige Geschehen hineinzwingen wollen. Beide fassen das Leben nach der Analogie unseres praktischen Denkens auf. Wir setzen uns stets Zwecke und brauchen, um sie zu erreichen, die mechanische Kausalität. Beide Theorien stehen unserem Verstande gleich nah; beide vernachlässigen die zeitliche Dauer, die in die Dinge hineinbeißt und den Abdruck ihrer Zähne an ihnen zurückläßt; beide betrachten die Entwickelung vom Standpunkte der Intelligenz, versetzen sich aber nicht in das Ganze, um durch Intuition das wahre Wesen der Dinge zu erfassen. Beide behaupten: Alles ist gegeben.

Bergsons größte philosophische Entdeckung auf dem Gebiete der Biologie ist seine Lehre vom „élan vital". Wie in seiner ganzen Weltanschauung, so steckt auch in dieser Lehre ein gutes Stück Mystik. Bergson giebt uns nicht eine genaue Definition des „élan vital". Er begnügt sich mit der Andeutung einzelner wesentlicher Merkmale. Im Deutschen ließe sich dieser Begriff durch die Worte „innerer Forttrieb des Lebens" wohl am Besten ausdrücken. Die Schöpfung des Lebens denkt sich Bergson nach der Analogie des künstlerischen Schaffens. Alles geht so zu, sagt er, als ob ein

undeutliches und flaues Wesen, das man Mensch oder Uebermensch nennen mag, sich zu verwirklichen gesucht, unterwegs aber einen beträchtlichen Teil seines Selbst verloren hätte. Diese Abfälle werden durch den übrigen Theil der Thierwelt, bis zu einem gewissen Grade auch durch die Pflanzenwelt, dargestellt. Das unbestimmte Wesen, das den Schaffensdrang in sich zu bethätigen sucht, nennt Bergson an anderer Stelle Bewußtsein oder Ueberbewußtsein. Dieses äußert sich nur da, wo die Schöpfung möglich ist. Es schläft ein, wenn das Leben zum Automatismus verurtheilt ist; es erwacht, sobald die Möglichkeit einer Wahl wieder entsteht. Zu seiner höchsten Offenbarung gelangt dieses Bewußtsein beim Menschen. Den besten Beweis für die Gemeinsamkeit des inneren Forttriebes alles Lebens findet Bergson in der Thatsache, daß beinahe identische Apparate (wie das Auge) durch verschiedene Mittel auf divergirenden Entwickelunglinien entstanden sind: in einer Thatsache, die weder durch Darwinismus und Lamarckismus noch durch die Mutationlehre Hugos de Vries erklärt werden kann.

In Frankreich ist Bergsons Einfluß sehr stark; namentlich ins Reich der Jugend. Auf Schulen und Universitäten schwärmt man für seine Lehren. Das scheinen die Aelteren als eine Gefahr zu betrachten: sie fürchten, Bergsons Intuitismus könne die Jugend von dem ernsten Studium der Wissenschaft ablenken. Zu den radikalen Bergsonianern rechnet man die Führer des Syndikalismus; der Verfasser der „Réflexions sur la violence“, Georges Sorel, rühmt Bergson ja als seinen Meister. Auf der rechten Seite gehören ihm die katholischen Modernisten. Einer ihrer Führer, Edouard Le Roy, nennt sich selbst einen Schüler Bergsons. In Amerika hat sich der Begründer des Pragmatismus, William James, Bergson genähert und ihn als den tapfersten Zerstörer aller intellektualistischen Idole gefeiert. Auch in Deutschland scheinen jetzt einige Philosophen für Bergson einzutreten (dessen Werke der Verlag von Eugen Diederichs wirksam propagirt).

Man darf Bergson nicht für den Mißbrauch seiner Lehren verantwortlich machen. Er ist eine Persönlichkeit, nicht ein Schulenhaupt. Da er nicht über Ideen, sondern über Thatsachen philosophiren will, bietet er uns in jedem neuen Werk etwas wesentlich Neues. Die Probleme der praktischen Philosophie hat er bis jetzt nicht berührt. Schon deshalb wäre der Versuch voreilig, seine Lehren zu widerlegen oder aus ihnen Schlüsse zu ziehen, die er selbst vielleicht niemals ziehen wird.

Paris. Dr. Isaak Benrubi.

Der gelbe Stein.

Der König von Tagland bot seinem blonden Weib Lebwohl und ging auf die Jagd. Ritter und Knappen und Jagdburschen mit einer Koppel bläffender, schnuppernder Hunde zogen mit ihm in den Buchenwald. Sie kamen zu einer Waldwiese; die war dicht mit breiten Bäumen umstanden, deren schweres Laub ein schwärzliches Dunkelgrün war. Langsam schritt ein Hirsch mit mächtigem schwarzem Geweih auf die Waldblöße und blieb stehen und sah nach rechts und nach links und stand und schüttelte sich. Die Ritter und Knappen und Burschen rührten sich nicht, und ehe der König von Tagland sich fassen konnte, sprang aus dem Trauergebüsch eine Schaar Hunde hervor und stellte den Hirsch. Sie sprangen an ihm empor, rissen ihn nieder und verbissen sich in seine Kehle. Nie zuvor hatte der König so schöne Thiere gesehen: ihre langen schlanken Leiber waren so weiß, wie einst das Linnen seiner blonden Frau gewesen war, als ihre Jungfern die Brautkisten auspackten, und nur ihre Ohren leuchteten in glühendem Roth und schienen an ihnen wie Blutstropfen auf bräutlichem Linnen. Bei dem Anblick schoß dem König das Blut in die bleichen Wangen zurück und er rief: „Verjagt! Packt an! Verjagt! Packt an!“ Da trieben seine Leute die zottigen Hunde an und schlugen mit ihren Stangen auf die weißen Doggen, die mit eingekniffenen Schwänzen lautlos in großen Sätzen ins Gebüsch sprengten, und die Hunde des Königs von Tagland bissen den Hirsch zu Tode.

Der Mann, der jetzt mit schweren Schritten gemach aus dem schwarzen Walde hervorkam, trug einen langen Spieß lässig über der Schulter. Sein brauner Rock war aus Eisenfäden gewirkt und es war, als ob die Luft vor ihm leise klirrte, als er vorschritt. Auf seinem runden Hütlein wippte eine Fasanenfeder auf und ab. Mit einem spöttischen Lächeln blieb er vor dem König stehen. „Was ficht Dich meine Beute an?“ fragte er; und seine Stimme war sanft und herrisch. Der König riß rasch seinen Schwertgriff zur Hand und schrie: „Mein ist der Hirsch!“ „Laß nur stecken!“ entgegnete ihm der Fremde; „ich hebe den Spieß in die Luft und Du stehst und regst Dich nicht mehr; ich stoße ins Horn und Du fällst um und sie tragen einen Toten ins Schloß. Glaubst Du mir?“ „Ich glaube Dir“, stammelte der Tagländer, „aber wer bist Du?“ „Ich bin der König von Traumland. Was bist Du hergekommen, in meinem Reich zu jagen?“ „Wie löse ich mich von Dir?“

„Heut übers Jahr bist Du frei; bis heut übers Jahr bist Du mein. Dorthin geht der Weg, durch den Dunkelwald gradaus, bis Du aufs lichte Feld kommst. Am gelben Stein triffst Du die Hunde; bist Du ihr Herr, geh mit ihnen ins Schloß.“ „Und weiter?“ „Uebers Jahr an den Meilenstein und heim zu Deinem Weib.“ „Was sag ich ihr? Wo war ich so lang? Ist ihr Haar noch wie Gold, wenn ich komme?“ „Ihr Haar ist wie Gold und die Lippe lacht. Du bist ja bei ihr.“ „Ich bin bei ihr?“

Da wiederholte der König von Traumland und sprach: „Du bist bei ihr. Ich geh zu ihr.“

Und schulterte seinen Spieß, winkte den Rittern und Knappen und Jägerburschen und ging mit ihnen und den zottigen Hunden gemächlich durch den Buchenwald ins Schloß zu Tag zurück.

Der König von Tagland raffte sich auf und schritt starr durch den Düsterwald vorwärts. Von dem Baumdach herunter, das wie heißer Schiefer war, tropfte glühend das Grausen in ihn hinein. Er kam aufs lichte Feld, und als er einen Pfeilschuß vor sich weiße Wogen mit rothen Kämmen um den gelben Stein wallen sah, wuchs er in den Boden. Als er endlich, endlich den Fuß wieder hob, tanzte er wie im Rausch durch die Sonnenfluth. Er hob das linke Bein und Etwas fiel von ihm ab; und er schlenkerte das rechte Bein hoch und Etwas wuchs hervor. Seine Arme beschrieben Kreise und die Sonnenstrahlen spannen ihm ein Gewand. Ueber sein Gesicht zog es sich wie heiße Spinnweben und eine Hand wühlte in seinem Haar.

Er war aber ein Beruhigter, als er an dem gelben Stein angelangt war. Die weißen Hunde legten sich im Halbkreis um ihn und sahen mit großen, vertrauenden Blicken zu ihm empor. Er nahm den langen Spieß, der am Stein lehnte, schulterte ihn und ging fürbaß. Er wußte, daß er der König von Traumland war, und die Hunde jagten vor ihm her und liefen wieder zurück und führten ihn nach Haus in sein Schloß zu Traum.

In seinem Schloß zu Traum schaltete er in großen Würden zusammen mit seinem hohen Weibe Rothhaar, der Königin. Ihre Hände waren geeint und umschlossen das Leben mit festem Griff. Sie behüteten das Gedeihen unter ihren Völkern; und Männern und Frauen und Kindern von Traumland spielte das alte selige Lächeln um die Lippen, wenn sie den König und die Königin im Vollmondschein einen Augenblick in lichten Gewändern am geöffneten Fenster stehen sahen.

Als das Jahr um war, bot der König seinem rothhaarigen Weib Lebwohl und ging allein auf die Jagd. Er kam an den gelben Meilenstein, stieß seinen langen Spieß in die fette Ackererde, kniete nieder und betete lange. Dann taumelte und schwamm der Mensch durch den Sonnenstrom und trug sich in den Finsterwald hinein. Als er mit geschlossenen Augen über die Waldwiese weg in den Buchenwald gekommen war, hörte er nahbei die heischenden Klänge seiner Hörner. Müde nahm er den drückenden Helm ab und sah lange achtlos in die blanke Spiegelrundung. Dann rief er mit einer Stimme, die heiser wie die eines Sträflings war, der lange Zeit kein Reden geübt hat: „Hier Tagland! Wo seid Ihr?“ Gleich sprangen seine zottigen Hunde aus dem Buschwerk und jubelnd und heulend an ihm empor, wie wenn sie ihn lange, lange entbehrt hätten, und die Ritter und Knappen und Jägerburschen freuten sich, ihn zu sehen, da sie ihn seit fast einer Stunde verloren und umsonst gesucht hatten.

Er regirte in seinem Schloß zu Tag und lebte, wie all die Zeit, in sanften Freuden mit seiner blonden Gemahlin dahin.

Mancher der treuen zottigen Hunde war schon lahm und blind geworden, als Neues über den König von Tagland kam. Dann und wann, wenn er bei der blonden Frau gewesen war, nahm er ihre Hand, führte sie in stiller Ehrfurcht zu den Lippen, stand auf und wandte sich. Die Königin sah ihm lang-lange nach; um ihren Mund legte sich ein Lächeln, das war wie ein brünstiges Flehen gestaltet und blieb bei ihr, und in ihre Augen kam ein weites Schauen, das ging seine ruhige Bahn groß in alle Fernen und über alle Grenzen. Eine Magd trat laut herein, um der Herrin Botschaft zu bringen, und zog die Holzschuhe aus und schlich auf Strümpfen davon, als sie die fremde Frau, auf deren schwerem Haar das Roth der Sonne lag, die kupfern hinabstieg, im Gemach der Königin sitzen sah. Sie suchte dann nach dem König und fand auch ihn nicht. Der stand lange unter den dunklen Zweigen im Garten und lehnte sich an den kühlen Stamm der Ulme und athmete schwer. Die rothe Sucht bohrte in seinen Eingeweiden.

Und eines Morgens bot er seinem blonden Weib Lebwohl, brach auf aus seinem Schloß zu Tag und ging zur Jagd.

Auf der Waldwiese hinter dem Buchenwald wuchs mannshohes Gras. Der König von Tagland kauerte sich hinein und kroch hinüber in den Nachtwald. Dort richtete er sich hoch auf und schüttelte in wilder Lust die schwere Faust. Dann spannten sich seine Mienen wie die eines Magirs, der den Stein des Weisen lange gesucht hat und nun vor dem Letzten steht, und vorsichtig und geschwind sprang er in langen Sätzen von Baum zu Baum. Als er am Saum war und die Hände fast vor die Augen legen mußte, so scharf stachen die Strahlen vom lichten Felde her auf ihn ein, spitzte er die Lippen und pfiff seinen weißen Doggen den alten Lockruf. Pfeifend hastete er durch die Steppe, die mit Licht überschwemmt war, riß seinen Langspieß vom gelben Stein und gebot der Meute mit rauher Stimme, sich hinter ihm zu halten. So zog er in sein Schloß zu Traum und riß Rothhaar, die Königin, an seine Brust.

Die Nacht mußte lange um sein; doch immer noch waren sie in tiefstem Dunkel geborgen. Da entwand sich die hohe Frau seinen Armen, brachte den Mund an sein Ohr und flüsterte, so leise aber hauchte sie die Laute, wie nie noch auf Erden geflüstert worden war: „Du mußt nun fort.“ Der Mann schwieg lange; dann richtete er sich auf und kniete auf dem Lager. Wie Hammerschläge auf Eisen, das mit weichem Tuch umwickelt ist, kamen seine Worte zurück: „Und Du gehst mit.“

Es ging keine Luft und es schien kein Stern, als das nackte Menschenpaar in dem übernächtigen Dunkel seinen Weg durch die Haide suchte. Aber der Grenzstein leuchtete wie stumpfer Phosphor in eigenem Lichte, als sie ihn umknieten, und zum ersten Mal seit vielen, vielen Stunden sahen der Mann und das Weib einander wieder schattenhaft und die Blicke des Königs hingen entzückt an dem rothen

Haar seiner Königin, das ihr wie Flammenschein um den Rücken und die Brüste spielte.

Aber sie hatten kaum einen Schritt vom gelben Stein weg gemacht: da war die Helle verschwunden und sie sahen nichts mehr. Die beiden Schatten tasteten sich an einander und faßten sich durch den dicken Schwaden hindurch bei der Hand und schlichen stumm in dem dunklen Dunst einer hohen Wand zu, die als ein noch dunkleres Dunkel fast aus dem Dunkel leuchtete: das war der Schattenwald. In ihm irrten sie von Baum zu Baum und waren bald in dem schweren Brodem getrennt. Der König wollte rufen und schrie mit aufgerissenem Kiefer, aber es kam kein Ton aus seinem Schlunde und sein Seufzen fiel lautlos in das Nebelgebräu. Er tastete mit gespreizten Fingern und kroch durchs klebrige Moos, bis er nicht weiter konnte und umsank.

Der König von Tagland erwachte am strahlenden Morgen am Rande der Waldwiese. Die blonde Frau kniete vor ihm und strich mit schwebenden Fingern den Blüthenstaub von seinem Gewand und lächelte ihm zu. Er sah sie lange an, nichts bewegte seine steinernen Züge; und er fragte: „War der Traumkönig bei Dir?“ „Du warst bei mir.“ „Wo ist die Andere?“ „Ich bin die Andere.“ Aber er flüsterte: „Bist Du, warst Du die Rothe?“ „Ich bin es“, flüsterte sie.

Er sprang auf. „Komm denn ins Schloß“, rief er ängstlich. Sie betraten das Schloß und er flog durch alle Gemächer und durch den Garten und wieder ins Frauengemach und kam entsetzt zurück.

„Sie ist nicht da! Er hat sie geraubt, wie ich Dich!“ „Wen suchst Du, mein Freund?“ „Die blonde Frau, die ...“ „Bin ich doch Deine blonde Frau!“ „Die... nein... die Unnennbare will ich haben, die Zweite!“ Sie wiederholte (und es war, wie wenn ungesprochenes Denken aus ihrem Munde stoßweise in leichten, glänzenden Kugeln durch die Luft fortginge): „Die Unnennbare... so geh sie suchen und bring sie zu uns aufs Schloß.“

Der König von Tagland sah die blonde Gattin lange an und sprach dann leise: „Geh mit mir nach Traumland!“

Sie nickte, nickte nochmals und reichte dem tief Verwirrten den blanken Eisenhelm, der ihm ins Gras gefallen war, und nahm ihn an der Hand. Gradaus gingen sie neben einander mit festen Schritten durch den Garten, über die Felder, in den Buchenwald. Die Lichtung im Walde war mit ihrem kurzen Grase wie ein sammtener Teppich. Sie wandelten behutsam hinüber und holten tief Athem, ehe sie in den Dämmerwald bogen. Kühler Schatten nahm sie auf und sie gingen wie auf Fußspitzen weiter und sahen die Lianen in schwebenden Gewinden von Stamm zu Stamm hängen und hörten das sausende Fittichschlagen der Reiher, die von den Gipfeln hochglitten, und lauschten den buntgefärbten Chören der kleinen Vögel. So kamen sie Hand in Hand auf das lichte Feld hinaus und schwere glitzernde Edelsteine sprangen ihnen aus der Brust und lagen vor ihren geblendeten Augen.

Bald sahen sie unweit den gelben Stein und weißes Wirren und rothe Sonnen um ihn. Sie sprachen kein Wort und folgten dem Weg.

In weitem Bogen lagen die weißen Hunde mit den rothen Ohren um den gelben Stein. Der König und die Königin konnten sich nicht satt sehen an den edlen Thieren, die mit großgeöffneten Augen vertrauend und reglos zu ihnen emporsahen. Aber als sich ein sanftes Fächeln in den Lüften aufmachte und es wie der Duft einer verflogenen Musik vom sattblauen Himmel heruntergestreut kam, wandten sie sich einander zu, und der König und die Königin erkannten sich. Er legte sein Hütchen mit der Fasanenfeder neben seinen Spieß zum gelben Stein und begrub das Gesicht in dem wallenden Mantel ihres rothen Haares. Dann griff er zart nach ihrer Hand, die lässig herabhing, küßte in stiller Ehrfurcht ihre Fingerspitzen und flüsterte: „Du, meine Blonde . . . meine Unnennbare!“

Die suchenden Blicke des Schlosses zu Tag und des Schlosses zu Traum, die mit weit geöffneten Fenstern in die Welt sahen, blieben beide stehen und fielen leuchtend vor das Königspaar am gelben Stein.

Hermsdorf in der Mark. Gustav Landauer.

Das Ministerium Turgot.*)

Anne Robert Jacques Turgot wurde als dritter Sohn eines vornehmen Hauses am zehnten Mai 1727 in Paris geboren. Der älteste Bruder wurde Staatsmann, der zweite Offizier. Er wurde zum Geistlichen bestimmt. In der Jugend war er, obwohl von großer Begabung, überaus schüchtern, so daß seine Mutter, eine Dame der Gesellschaft, ihn widerwärtig fand und ihn meist sich selbst überließ. Seine große Herzensgüte zeigte sich früh. Obwohl er sehr wenig für sich brauchte, war sein Taschengeld doch stets bald nach Empfang ausgegeben. Als man nachforschte, ergab sich, daß er es an ärmere Schüler

*) Ein Fragment aus der Vierten Auflage der (bei Gustav Fischer in Jena erscheinenden) „Geschichte der Nationalökonomie“, über die der Verfasser mir schreibt: „Als ich vor etwa fünf Jahren diese erste deutsche ‚Geschichte der Nationalökonomie‘ herausgehen ließ, die keinerlei Fachkenntnisse voraussetzt und aus den sozialen Bewegungen und Theorien nur Das darstellt, was auch für unsere Zeit noch eine Bedeutung hat, da wurden mir namentlich zwei Vorwürfe gemacht. Fachkundige sagten, das Buch bringe Selbstverständliches; die Schicksale eines Friedrich List, eines Lassalle kenne doch Jeder. Gewiß. Aber ich wollte kein Buch für Fachgelehrte schreiben und mußte deshalb so wichtige Gestalten zeigen. Der zweite Vorwurf war ernster: einzelne ‚gefährliche‘ Bewegungen (Kommunismus und Anarchismus) seien

austheilte, damit sie sich Bücher kaufen könnten. Er vollendete seine Studien auf der Sorbonne mit Auszeichnung.

Bevor er die Priesterweihe empfing, erklärte er (1751), daß er sich zu diesem Stande nicht berufen fühle. Seine früh erwachte Neigung zu volkswirthschaftlichen Dingen, deren grundlegende Bedeutung er bald erkannte, führte ihn zu dem Entschluß, sich ganz der Staatsverwaltung zu widmen. Der Einfluß seiner Familie bewirkte schon 1753 seine Ernennung zum Parlamentsrath. Er schloß sich eng an Gournay an, den er auf seinen amtlichen Inspektorenreisen mit offenen Augen begleitete. Auch zu Quesnay trat er in persönliche Beziehungen und wurde bald ein begeisterter Vertreter der physiokratischen Grundanschauungen.

Im Jahr 1761 wurde Turgot zum Intendanten von Limoges ernannt. Die ihm anvertraute Provinz Limousin war sehr arm und galt als ein überaus vernachlässigter Landestheil. Er ging mit großem Ernst an die Verwaltungarbeit. Selbst überaus sparsam, verwandte er alle Einkäufe zum Wohle der ihm anvertrauten Provinz. Als erste Aufgabe erkannte er die Sicherung einer zuverlässigen Statistik, um zunächst festzustellen, was denn wirklich vorhanden sei. Er ließ deshalb genaue Aufnahmen machen; erstens: des Bodens (Umfang, Beschaffenheit, Anbau, Art, Ertrag); zweitens: der Bevölkerung (Zahl, Beschäftigung); drittens: der Steuern (Abgaben und Fronlasten). Unermüdlich war er thätig, namentlich die gebildeten Schichten, Geistliche, Lehrer, Aerzte, für seine Reformarbeit zu gewinnen.

Sein gefährlichster Feind war das Mißtrauen der armen Bevölkerung, der seine Arbeit galt. Die Bauern waren zu oft von den Beamten betrogen und ausgebeutet worden, als daß sie daran zu glauben vermochten, von dieser Seite könne ihnen Gutes gebracht werden. Besonders zeigte sich Das, als Turgot, dem physiokratischen Grundgedanken gemäß, daran ging, gewisse Lasten durch eine Grundsteuer abzulösen.

Die drückendsten Lasten waren die sogenannten Wegfronen. Am Beginn und am Ende des Winters mußten die Bauern durch Fronarbeit die Wege der Provinz ausbessern. Diese Arbeiten wurden wider-

---

zu freundlich dargestellt. Diese Behauptung ist unbegründet. Meine eigene Stellung im öffentlichen Leben ist scharf bestimmt. Ich bekämpfe diese Bestrebungen aus voller Ueberzeugung und hoffe auf ihre Ueberwindung durch die Wahrheit der deutschen Bodenreform. Aber in dem Kampfe für meine Ueberzeugung habe ich gelernt, daß nichts die öffentlichen Kämpfe so vergiftet wie eine bewußte oder unbewußte Verzerrung und Entstellung der Ziele der Anderen. Ich habe deshalb mit ehrlichem Fleiß versucht, jede Theorie durch ihre berufenen Vertreter selbst zu Wort kommen zu lassen. Die Vorwürfe trafen mich also nicht. Möge mein Buch zu der dringend nothwendigen staatsbürgerlichen Erziehung unseres Volkes mitwirken. Adolf Damaschke."

willig geleistet. Sie waren fast stets mit großem Verlust an Zugthieren, Wagen usw. verbunden. Als Turgot nun bestimmte, daß diese Wegfron durch eine Grundsteuer ersetzt werden solle, weigerten sich zunächst die Bauern, darauf einzugehen. Sie fürchteten, daß man ihnen zwar die Grundsteuer auferlegen, aber sie trotzdem zu der Fronarbeit zwingen werde. Doch gelang es Turgot, das Mißtrauen zu besiegen. Mit einer verhältnißmäßig niedrigen Grundsteuer konnten nun die Wege in einen viel besseren Stand als vorher gesetzt werden. Die widerwillig geleistete Fronarbeit war eben für die Bauern und für den Staat die teuerste und unvortheilhafteste.

Turgot war der Erste, der einen geordneten Arbeitnachweis in seiner Provinz schuf. Da die physiokratische Schule die Freiheit der Arbeit als Ziel aufstellt, war es nur folgerichtig, durch eine geordnete Vermittlung diese Freiheit wirklich zu ermöglichen. Eben so war es eine Folgerung seiner volkswirthschaftlichen Gesammtanschauung, daß er so viel wie möglich für die Hebung des Schulwesens that.

Als Präsident der Königlichen Landwirthschaftlichen Gesellschaft von Limoges suchte er durch literarische Preisausschreiben ökonomische Aufklärung zu verbreiten. Für das Jahr 1767 bestimmte er als Thema: „Ueber die Wirkung der indirekten Steuern auf das Einkommen der Grundeigenthümer.“ Im folgenden Jahr lautete die Preisaufgabe: „Die Art, wie die Reinerträge der Grundstücke je nach den verschiedenen Anbaumethoden genau abgeschätzt werden können.“ Der unermüdlich fleißige Mann war in dieser Zeit auch auf theoretischem Gebiete thätig. 1766 erschien aus seiner Feder eins der besten Werke der physiokratischen Schule: „Betrachtungen über die Bildung und die Vertheilung des Reichthums.“

Die Mutter Turgots setzte durch, daß ihrem Sohn der vielbegehrte Posten eines Intendanten von Lyon angeboten wurde. Turgot aber lehnte ab, um seinem Reformwerk in Limousin treu zu bleiben.

Die Provinz blühte unter dieser Verwaltung auf, und wo man sich in Frankreich überhaupt ernst mit der sozialen Noth des Volkes beschäftigte, sah man mit Achtung, ja, mit Bewunderung auf den jungen physiokratischen Staatsmann, der verstand, die wirthschaftlichen Zustände seiner Provinz in außerordentlicher Weise zu heben und dabei das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung zu erwerben, wenn es ihm auch natürlich an Haß und Widerstand von Denen nicht fehlte, die aus dem alten Zustande persönlichen Vortheil geschöpft hatten.

Ludwig XV. starb am zehnten Mai 1774.

Als Ludwig XVI., der „Vielersehnte“, den Thron bestieg, gab er der Oeffentlichen Meinung in den gebildeten Schichten nach und berief Turgot in das Ministerium. Der Kanzler Maurepas, ein alter Höfling, der sehr großen Einfluß auf den erst zwanzigjährigen König hatte, setzte durch, daß Turgot zunächst das Marineministerium erhielt, das Maurepas bis dahin selbst geleitet hatte. Er wollte sich wohl auf einem ihm vertrauten Gebiet ein Urtheil über den vielumkämpften Reformer

bilden. Die Probe muß befriedigt haben; denn schon wenige Wochen später wurde Turgot zum Generalkontroleur der Finanzen ernannt.

Turgot verließ ungern die ihm liebgewordene Provinz. Er fühlte die ungeheure Verantwortung, die er übernahm. Aber es waren doch auch wieder hohe Hoffnungen, die ihn beseelten. Als er die Ernennung erhielt, schrieb er dem König: „Es ist nöthig, daß Eure Majestät sich mit Ihrer Güte gegen Ihre eigene Güte waffnen, daß Sie sich stets vor Augen halten, woher die Gelder stammen, die Sie an Günstlinge und Hofleute verschenken wollen, daß Sie der Freigiebigkeit gegenüber stets auch das Elend des Volkes, dem die Mittel dazu durch erbarmunglose Exekutionen entrissen werden müssen, in Erwägung ziehen... Wenn Eure Majestät die Gerechtigkeit und die Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maßnahmen anerkennen, dann bitte ich, auf deren Durchführung mit Festigkeit zu beharren und sich durch lärmende Klagen, denen man in solchen Dingen niemals entgehen kann, nicht beirren zu lassen. Die Gefahr, in die ich mich selbst begebe, fühle ich wohl. Ich habe nicht nur gegen die Mißbräuche selbst und gegen die Leute zu kämpfen, die aus ihnen Gewinne ziehen, sondern auch gegen die Menge von Vorurtheilen, die sich jeder Reform widersetzen. Selbst die natürliche Herzensgüte Eurer Majestät und der Ihrem Herzen nächststehenden Personen können diesen Kampf erschweren. Man wird mich vielleicht so geschickt anklagen, daß mir Eure Majestät Ihr Vertrauen entziehen."

Wie Turgots Ernennung wirkte, zeigt das Wort Voltaires: „Ich höre, daß wir einen Finanzminister erhalten, so weise wie Sully, so aufgeklärt wie Colbert. Ihr Herren Pariser, verzeiht mir, wenn ich Euch sage, daß Ihr glücklich seid."

Es war eine ungeheure Aufgabe, die Turgot erwartete. Das jährliche Defizit des Staatshaushaltes war auf über 22 Millionen angewachsen. Seinen Finanzplan faßte er in die Worte: „Kein Bankerot, keine Anleihe, keine Vermehrung der Steuern!" Dann blieb nur Zweierlei übrig: eine Entwickelung der produktiven Kräfte, damit die bisherigen Steuersätze mehr eintragen, und eine größere Sparsamkeit im Staatshaushalt. Die Gesundung konnte nur langsam kommen. Immerhin hat Turgot in der kurzen Zeit, in der ihm zu wirken bestimmt war, die Staatsschuld um 102 Millionen verringert und den Zinsfuß der Staatsanleihen von 5½ auf 4 Prozent herabgesetzt.

Der erste Kampf Turgots galt den Mißbräuchen der Steuerverpachtung. Eine solche Pacht war ein sehr einträgliches Geschäft und die Steuerpächter wurden meist rasch reiche Leute. So kam es, daß sich auch Mitglieder der ersten Familien am Hof des Königs unmittelbar und mittelbar an solchen Geschäften betheiligten; es war sogar Sitte, daß der Finanzminister selbst von den Generalpächtern eine Art Gewinnbetheiligung erhielt, indem sie ihm regelmäßig als „pot de vin" ein Geschenk von 50 000 Livres machten. Turgot wies diese Gabe entschieden zurück und verbot jeden Aemterverkauf in seiner Verwaltung. Die Steuerpächter und Alle, die von diesem System Nutzen zogen, er-

kannten nun, wie ernst es dem neuen Minister mit seinem Reformeifer war, und wurden, wenn auch vielfach im Geheimen, seine erbitterten Gegner. Diese Gegnerschaft wurde noch schärfer, als er den bestehenden Rechtsgrundsatz: „In allen zweifelhaften Fällen ist dem Steuerpächter Recht zu geben“ in sein Gegentheil verwandelte: „In allen zweifelhaften Fällen ist Bauern und Bürgern Recht zu geben!“

Das Verständniß und die Zustimmung, die die physiokratischen Maßnahmen fanden, blieb aber auf enge Kreise beschränkt. Die gebildeten Schichten, die das Krankhafte ihrer Zeit erkannten, begnügten sich zum größten Theil mit einem billigen Schwärmen für Rousseaus Naturglückseligkeit, wie sie in weichen Romanen („Paul et Virginie“ und ähnlichen) rührend dargestellt wurde. Oder man ergötzte sich an dem Spott Voltaires und an den philosophischen Spekulationen der Encyklopädisten. Das konnte bei geistreichen Konversationen in schöngeistigen Salons dazu dienen, die Unabhängigkeit und Aufgeklärtheit des eigenen Geistes genügend leuchten zu lassen, um sich damit von der Pflicht loszukaufen, sich auch um reizlose wirthschaftliche Dinge zu kümmern, wie Salzsteuer, Frondienste, Allmende und Zunftrechte. Dabei hatte man es nicht so billig, schöne Worte zu machen, und kam gar zu leicht in Gefahr, gute Freunde oder getreue Nachbarn zu verletzen oder gar selbst Opfer bringen zu müssen.

Wollte man aber nicht nur seinem klugen Geist, sondern auch seinem guten Herzen genügen, so bethätigte man sich in Wohlfahrt- und Wohltätigkeiteinrichtungen aller Art. Selbst die Generalsteuerpächter gaben große Summen, wenn sie ihre (für das Volk so verderblichen) Verträge mit dem Staat abschlossen. Der König steuerte aus seiner Kasse und Marie Antoinette war lange Jahre Ehrenvorsitzende der „Société de charité maternelle“. Wie viel auf diesem Gebiet gethan wurde, zeigt der Umstand, daß schon im ersten Jahr nach der Revolution allein dem Allgemeinen Pariser Krankenhaus eine Million Franken weniger zufloß als unter dem ancien régime.

Doch diese „praktischen“ Hilfen, die an dem Wesen des Staates nichts änderten, hatten zuletzt nur den Erfolg, daß guter Wille dadurch absorbirt und von den nothwendigen sozialen Erneuerungen abgezogen wurde. Die Männer, die die Unerträglichkeit der bestehenden Zustände am Bittersten empfanden, sahen das Heil vielfach in einer völligen Aufhebung des Privateigenthums, im Kommunismus, wie ihn namentlich Morelli und Mably vertraten. Morelli, ein früherer Lehrer, warb durch seine Staatsromane „Der Schiffbruch der schwimmenden Inseln“ (1753) und „Das Gesetz der Natur“ (1755) für kommunistische Ideale. Gabriel Bonnot de Mably (1709 bis 1785) war ein Verwandter und vertrauter Mitarbeiter des Kardinals de Tencin, der 1742 Minister des Aeußeren wurde. Im Jahr 1757 aber zog er sich vom Staatsdienst zurück und bekämpfte ihn von nun an, namentlich auch in dem ausdrücklich gegen die Physiokraten gerichteten Buch „Zweifel“, in dem er den Kommunismus predigte.

Diesen „vollen und ganzen“ Forderungen gegenüber schien Das, was die Physiokraten an Reformen erstrebten, als ungenügende Halbheit; und (wie immer in der Geschichte) nun fanden sich auch falsche Freunde genug, die Mißtrauen säten. Das zeigte sich besonders, als Turgot daran ging, die Zollschranken im Inneren des Landes zu beseitigen. Wie sehr sie den Handel belästigten, zeigt die Thatsache, daß ein Fuder Wein von Straßburg nach Paris vierzigmal verzollt werden mußte. Wenigstens für das Inland schaffte Turgot freie Bahn. Aber auch hier weckte er natürlich bei Allen, die einen Vortheil von dem alten Zustand gehabt hatten, einen erbitterten Widerstand, der sich steigerte bei dem Beschluß vom September 1774, die Freiheit des Getreidehandels durchzuführen.

Als die Kornpreise in Folge einer schlechten Ernte stiegen, schob das Volk die Schuld vielfach auf die Neuerungen Turgots. Diese Stimmung benutzten seine Feinde bei Hof, die den verhaßten Minister zu stürzen hofften. Sie schürten deshalb gewissenlos die Empörung, so daß namentlich in Dijon und am ersten Mai 1775 auch in Paris Brot- und Mehlhandlungen geplündert wurden. Die Unruhen wurden zu einem förmlichen Aufstand, dem „Mehlkrieg“. Aber man hatte sich getäuscht, wenn man glaubte, daß Turgot vor jeder Volksstimmung zurückweichen werde. Er ließ sich vom König das Kriegsministerium übertragen, zog Truppenmassen zusammen und unterdrückte scharf und streng jede Ausschreitung. Zugleich erließ er Rundschreiben an die Geistlichen, die er dringend ermahnte, das Volk aufzuklären. Unbeirrt durch diese Widerstände, die er vorausgesehen hatte, schritt er weiter.

Die freie Entfaltung der Arbeitkräfte suchte er durch die Aufhebung der Zunftprivilegien herbeizuführen. Wie die Freiheit der Arbeit, so wollte er auch die Freiheit des Verkehrs fördern. Er vereinigte deshalb die verschiedenen Verkehrsanstalten und schuf die erste französische Staatspost. Die Wagen, nach dem Minister „Turgotinen“ genannt, waren die ersten Posten, die regelmäßig Tag und Nacht fuhren und dadurch die für diese Zeit außerordentlich hohe Durchschnittsgeschwindigkeit von vier Kilometern in der Stunde erreichten.

Für die Volkshygiene wurden staatliche Kurse wichtig, die Turgot für die Einwohner einrichten ließ. Die „Königliche Gesellschaft für Medizin“, die seiner Anregung ihr Entstehen verdankt, hat sich später zu einer Akademie ausgestaltet.

Den Aermsten im Volk galt Turgots besondere Fürsorge. In einem Erlaß aus der ersten Zeit seiner Ministerthätigkeit verlangte er von allen Beamten: „Jedes Bestreben muß sein, die Mißbräuche aller Art, unter denen das Volk leidet, aufzudecken und zur Kenntniß der Regirung zu bringen.“ Alle Personen, die irgendeine soziale That vollbrachten, sollten ihm jedesmal gemeldet werden, damit er sie zur öffentlichen Auszeichnung vorschlagen könne. So sehr er auf Sparsamkeit in der Hofhaltung und auf Herabsetzung hoher unverdienter Pensionen drang: er war doch bemüht, den Veteranen, die einen wirk-

lichen Anspruch auf den Dank des Staates hatten, die Auszahlung ihrer Bezüge zu sichern. Den Arbeitern in den Staatswerften von Brest ließ er den rückständigen Lohn von anderthalb Jahren auszahlen; kleine Beamte, die seit vier Jahren mit ihrer Invalidenrente im Rückstande waren, wurden voll befriedigt.

Im Ganzen hat Turgot etwa zwanzig verschiedene Arten von Steuern auf Verbrauchsartikel abgeschafft. Als Intendant von Limousin hatte er mit großem Erfolg die Wegfronen in eine Grundsteuer verwandelt. Jetzt versuchte er den selben Schritt für das ganze Reich. Als Intendant von Limousin konnte er nur die schon steuerpflichtigen Bauern zu der Grundsteuer heranziehen. Jetzt aber legte er auch den großen Grundbesitzern eine Grundsteuer zu diesem Zweck auf, in der richtigen Erkenntniß, daß verbesserte Verkehrswege gerade den Großgrundbesitzern besondere Vortheile bringen. Die Antwort auf diese Reform war steigender Haß der mächtigen Familien im Lande. Der Prinz von Conti erklärte, wer die Fronarbeit der Bauern abschaffe, wolle „von der Stirn der Plebs den angeborenen Schandfleck ihrer Knechtschaft wegwischen".

Neben den Edikten über die Umwandlung der Wegfronen in eine Grundsteuer und die Aufhebung der Zünfte hat Turgot im Januar und im Februar 1776 noch vier Edikte vollendet, die kleinere Reformen anbahnten. (Aufhebung der pariser Lokalgebühren auf den Getreidehandel. Aufhebung anderer auf dem Verkehr lastenden Abgaben. Aufhebung der Kasse von Poissy, die ihre Einkünfte aus dem Fleischhandel bezog. Aufhebung der Zölle auf die Einfuhr von Talg aus dem Auslande.) Das sind die sechs berühmten historischen Edikte, die großes Aufsehen erregten. Das pariser „Parlament" weigerte sich, diese Edikte, mit Ausnahme eines einzigen, das die Kasse von Poissy betraf, in die Gesetzbücher einzutragen und sie dadurch anzuerkennen. In Gegenwart des Königs, in einer „Kissensitzung" („lit de justice"), mußte am zwölften März 1776 die Eintragung der sechs Edikte erzwungen werden.

Kurz nach dieser Sitzung aber wandte sich der König von seinem Minister ab. Entscheidend für diese verhängnißvolle Wendung in den Anschauungen Ludwigs des Sechzehnten war der Plan Turgots, Frankreich eine Verfassung zu geben.

Die Gründe, die Turgot zu seinem Verfassungentwurf bestimmten, und die Ziele, die er dabei vor sich sah, hat er in einem Brief an den König gezeigt: „Der Despotismus, über den wir heute Klage erheben, ist einer, der hinter dem Rücken des Königs von Beamten und Leuten, die Seiner Majestät gänzlich unbekannt sind, geübt wird. Man hat die wahren Vertretungen der Nation zu vernichten gesucht und die Beschwerden der wenigen, die noch nicht vernichtet sind, illusorisch gemacht. Die Ständeversammlungen sind seit hundertsechzig Jahren nicht einberufen worden. Man ist so weit gekommen, die Klagen irgendeines Dorfes für nichtig zu erklären, wenn sie nicht von einem Intendanten

autorisirt sind. Eine Gemeinde ist so außer Stande, ihre Rechte zu verteidigen, wenn der Intendant oder Jemand, der bei ihm gut angeschrieben ist, ihr Gegner ist. So hat man, wie Eure Majestät sehen, darauf hingearbeitet, allen Gemeingeist in Frankreich zu ersticken, selbst das Gefühl der Staatsbürgerschaft auszulöschen und die ganze Nation gleichsam mit einem Interdikt zu belegen."

Turgot wies als Belege dem Könige Verordnungen vor, die gefälscht waren, Entscheidungen, in denen der Name des Königs entehrt wurde: „Man weiß, daß Eure Majestät die Gerechtigkeit lieben. Aber so lange das Gute, das Sie dem Volk erweisen, nur auf Ihren oder auf Ihrer Minister Rechtssinn gegründet ist, bleibt es ein vorübergehendes Gut. Ihre Regirungzeit muß darauf verwendet werden, dem Volke Sicherungmittel gegen den Despotismus und das Verheimlichungsystem der Beamtenadministration zu verschaffen. Soll ein König wirklich gerecht sein, dann muß er sich genaue Auskunft an der Quelle verschaffen und die Entscheidung nach seinem eigenen Gefühl und Gewissen treffen. Deshalb handelt es sich darum, zwischen dem König und der Nation feste Beziehungen herzustellen und zu verhindern, daß sie durch Leute gestört werden, die den König umgeben."

Bei der Erstürmung der Tuilerien (am zehnten August 1792) hat man in den Papieren des Königs auch den Verfassungentwurf Turgots gefunden, und zwar mit eigenhändigen Randbemerkungen Ludwigs des Sechzehnten.

Turgot schreibt: „Um zu wissen, ob es zweckmäßig sei, ‚Munizipalitäten' einzurichten, muß man die bestehenden vervollkommnen oder abändern; und zur Einführung derer, die man für nöthig hält, genügt es nicht, auf den Ursprung dieser Gemeindeverwaltungen zurückzuweisen. Man hat viel zu sehr in wichtigen Dingen den Brauch angenommen, die Richtschnur für das eigene Handeln aus der Prüfung und dem Beispiel Dessen zu entnehmen, was unsere Vorfahren in Zeiten gethan haben, die wir selbst als solche der Unwissenheit und Barbarei anzusehen übereingekommen sind. Diese Methode führt nur dahin, die Fürsten mit Widerwillen gegen ihre wichtigsten Amtspflichten zu erfüllen, in ihnen die irrige Vorstellung zu wecken, daß man, um sich ihrer mit Anstand und Erfolg zu entledigen, ungeheuer gelehrt (prodigieusement savant) sein müsse."

Die Randbemerkung des Königs lautet: „Man braucht nicht sehr gelehrt zu sein, um zu erkennen, daß diese Denkschrift gemacht ist zu dem Zweck, Frankreich eine neue Regirungform zu geben und die alten Einrichtungen, welche der Verfasser als das Werk Jahrhunderte langer Unwissenheit ansieht, in Verruf zu bringen. Als ob die Regirungen meiner letzten drei Vorgänger von einem gerechten und vernünftigen Kopf mit denen barbarischer Jahrhunderte auf die gleiche Rangstufe gestellt werden könnten und als ob mein Reich nicht gerade diesen drei Regirungen das Ansehen und die Stellung verdankte, die es in Europa hat!"

Turgot: „Sie könnten, Sire, regiren wie Gott durch allgemeine Gesetze, wenn die wesentlichen Theile Ihres Reiches eine regelmäßige Organisation und anerkannte Beziehungen zu einander hätten."

Der König: „Sehr wahrscheinlich würde das Gegentheil eintreten. Wäre die Organisation meiner Provinzen gleichartig, so wäre die Folge, daß mir gar kein oder nur schlechter Gehorsam geleistet würde. Es wäre viel schwieriger, eine ganze Masse auf einmal in Bewegung zu setzen, als, wie meine Vorfahren gethan, sie durch verschiedenartige Intendanten und Landstände (Pays d'Etat) anzutreiben."

Turgot: „Die Ursache des Uebels liegt darin, Sire, daß Ihre Nation keine Verfassung hat."

Der König: „Das ist der große Kummer des Herrn Turgot. Für die Neuerungsüchtigen bedarf es eines Frankreichs, das mehr als englisch ist." Das letzte Wort des Königs lautet: „Der Uebergang von dem bestehenden Regime zu dem, das Herr Turgot vorschlägt, muß Bedenken wecken; denn man sieht wohl, was ist, aber man sieht nur in der Einbildung, was nicht ist, und man soll keine gefährlichen Experimente machen, wenn man das Ende nicht absehen kann."

Das verhängnißvolle Mißtrauen, das aus den Worten des Königs spricht, war zu einem Theil in seiner natürlichen Willensschwäche begründet. Zu einem großen Theil aber war es auch die Folge der planmäßigen Verdächtigungen, denen Turgot von den durch seine Reform Geschädigten ausgesetzt war. An der Spitze seiner Feinde stand die temperamentvolle und sehr einflußreiche Königin Marie Antoinette. Die Tochter Maria Theresias war streng und einfach erzogen worden. Aber schon mit fünfzehn Jahren kam sie an den Hof von Versailles und wurde mit achtzehn Jahren Königin. Sie führte einen überaus verschwenderischen Hofhalt. Trotzdem das Hazardspielen gesetzlich verboten war, frönte sie öffentlich diesem Laster. Während die wirthschaftliche Noth große Theile des Volkes dem schmählichsten Elend preisgab, opferte sie ungeheure Summen ihrer Spielwuth. An einem Abend in Marly verlor sie 7000 Goldstücke gleich 110 000 Mark. Die eigene Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, schrieb ihr: „Die Geschichten, die ich über Dich höre, schneiden mir ins Herz. Meine Tochter, meine liebe Tochter, meine erste Königin, wohin soll Das führen?"

Turgot erkannte, daß eine Gesundung des Beamtenstandes bei diesem schlechten Beispiel des Hofes unmöglich sei, und drang mit Entschiedenheit auf Beachtung der Gesetze und auf größere Einschränkung bei Hofe. Er setzte durch, daß sein Freund, der hochgeachtete Präsident des Steuerhofes Malesherbes, zur Durchführung dieser Aufgabe zum Minister des Königlichen Hauses ernannt wurde.

Die Königin wurde nun Turgots hitzigste Feindin. Unter ihrem Einfluß unterhielten sich die eleganten Damen und Herren der Hofgesellschaft damit, in allerlei mehr oder minder geistreichen Scherzen den unbequemen Minister zu verhöhnen. Malesherbes, eine zu milde Natur, nahm unter solchen Umständen schon im April 1776 plötzlich

seinen Abschied. Das war ein schwerer Schlag. Diese „Fahnenflucht“ bezeichnete später Du Pont als Hauptgrund des Zerwürfnisses zwischen dem König und Turgot.

Als Turgot einen Ersatzmann vorschlug, kam es zum offenen Bruch. Der König fragte nach dem Vortrag, ob das Alles sei, was er ihm zu sagen habe. Als Turgot bejahte, drehte der König ihm brüsk den Rücken: „Desto besser.“ Turgot nahm seine Entlassung.

Aus seinen letzten Briefen an den König sei noch eine Stelle wiedergegeben: „Eure Majestät haben mir gesagt, Sie bedürften noch der Ueberlegung und ermangelten der Erfahrung. In der That fehlt es Ihnen an Erfahrung, Sire. Ich weiß: mit zweiundzwanzig Jahren und in Ihrer Stellung hat man nicht, was die Gewohnheit, mit Seinesgleichen zu leben, den Privaten an Menschenkenntniß giebt. Aber werden Sie in acht Tagen, in einem Monat mehr Erfahrungen haben? Für Ihre Regirung giebt es nichts Nöthigeres als Charakterstärke. Vergessen Sie nicht, Sire, daß die Schwäche es war, die Karl den Ersten aufs Schaffot gebracht hat.“

Die Entlassung Turgots wurde am Hof mit großer Befriedigung begrüßt. Der alte, glatte Höfling Maurepas beschwichtigte die Zweifel des Königs mit dem Worte: „Sire, Turgot war ein Narr, umgeben von Narren.“ Marie Antoinette aber schrieb an ihre Mutter nach Wien, wohl in dem Gefühl, Etwas gethan zu haben, das sie nicht verantworten konnte, das unaufrichtige Wort: „Ich bekenne, daß ich nicht traurig über die Entlassung Turgots bin; aber hineingemischt habe ich mich nicht.“

Doch die Freunde des Volkes erfüllte der Sturz Turgots mit tiefstem Schmerz. „Ich bin ganz vernichtet,“ schrieb Voltaire, „vernichtet in Kopf und Herz. Weh uns! Ein goldenes Zeitalter sahen wir kommen; und nun müssen wir es wieder versinken sehen!“

Ludwig XVI. sollte an die Schicksalsstunden des Ministeriums Turgot noch einmal erinnert werden. Siebenzehn Jahre später saß der König gefangen im Temple, des Hochverrathes angeklagt, und die vornehmen Damen und Herren des Hofes, die einst über Turgot und Malesherbes nicht genug Witze machen konnten, waren in alle Winde zerstoben, meist feig ins Ausland geflüchtet. Da erbot sich (unaufgefordert) Malesherbes, die Vertheidigung des Königs vor dem Konvent zu übernehmen. Ludwig war tief gerührt. Die beiden Männer umarmten einander weinend. „Ihr Opfer ist um so größer,“ sagte der König, „als Sie mich wahrscheinlich doch nicht retten können, sich selbst aber sicher verderben.“ So war es. 1793 fiel das Haupt des Königs; und im nächsten Jahr mußte Malesherbes seine Treue mit dem Tod büßen. Er wurde mit seinen Kindern und Enkeln hingerichtet.

Adolf Damaschke.

❦

Vanity fair.

Ehrgeiz und Eitelkeit sind auch im Finanzgeschäft als Triebkräfte thätig. Den „großen Kanonen“ liegt daran, das Prestige zu wahren. Die Eitelkeit läßt nicht zu, daß ein Rival vorrückt. Manches Geschäft wird nur gemacht, damit es der Andere nicht mache. Persönlichkeit soll ja den modernen Bankpolitiker auszeichnen. Man will keine Dutzendwaare. Jeder glückliche Besitzer eines Direktorsessels soll eine „Individualität“ sein. Das kann man bei 200000 Mark Jahreseinkommen verlangen. Und wo es die Natur nicht gegeben hat, wird versucht, durch Training und Streckmassage die dem Einkommen angemessene Größe zu erreichen. Dabei gehen allerlei nützliche Hemmungen flöten; und das Uhrwerk schnurrt oft die sonderbarsten Geschichten ab. Zu den beliebten Darbietungen der vanity fairs gehören die Amerikareisen. Wer drüben war und in Hoboken nicht nur Jupons, sondern auch Meriten und Ambitionen verzollt hat, rächt sich für die schlechten Manieren der Zollbeamten durch die Veröffentlichung „Amerikanischer Eindrücke“. Die businessmen sind natürlich besonders wichtig für die Verbreitung des richtigen Urtheiles über die Yankeepsyche. Ludwig Max Goldberger hat ein vortreffliches Buch über die Vereinigten Staaten geschrieben; Dr. Salomonsohn von der Diskontogesellschaft gab Impressionen; Geheimrath Hemptenmacher studirte, noch als Staatskommissar, die Eigenheiten der newyorker Börse und die Seele des amerikanischen Jobbers; und Paul Mankiewitz von der Deutschen Bank ließ sich, nach achtwöchigem Studium der amerikanischen Wirthschaft, interviewen. Er sagte freilich bescheiden, er sei zu kurze Zeit drüben gewesen, um viel mehr als die Oberfläche der Dinge gesehen zu haben; aber er ließ sich interviewen. Was er erzählte, war nicht aufregend. Konnte es also nicht hinter dem Gehege der Zähne bleiben? Nein; Paul Mankiewitz von der Deutschen Bank mußte ganz andere Eindrücke heimbringen als Arthur Salomonsohn von der Diskontogesellschaft; und es war unbedingt nothwendig, den Unterschied festzustellen. Denn jede Amerikafahrt eines Bankdirektors hinterläßt merkbare Spuren auf dem Effektenmarkt. Ein Haufe neuer Papiere ist unterzubringen. Ein Theil ist schon nach Frankreich gegangen; für Deutschland wird auch gesorgt werden. Jedenfalls ist es sehr nett vom guten Onkel, wenn er immer Etwas mitbringt. Und Direktor Mankiewitz hat auch für die Industrie gesorgt. Die Berlin-Anhaltische Maschinenbaugesellschaft wird drüben dreihundert neue Koksöfen bauen, deren technische Leistung die Konkurrenzfähigkeit der amerikanischen Montanindustrie steigern soll. In Deutschland sah man schon riesige Bestellungen auf Rohmaterial am Horizont aufsteigen. Dieses aber war eine Fata Morgan ... a; denn die Aufträge bleiben im Lande Kanaan. Die Bamag hat die Oefen zu bauen, ist aber verpflichtet, das Rohmaterial von amerikanischen Lieferanten zu nehmen. Das war nun wirklich eine „amerikanische Ueberraschung“. Zuerst wird Einem

der Mund wässerig gemacht und schließlich bleibt nicht mehr übrig als eine Installation, zu der eine deutsche Bank das Geld, eine deutsche Fabrik die technische Fähigkeit hergiebt, während den Nutzen davon die Amerikaner haben. Um solche Abschlüsse zu machen, braucht man nicht Amerika zu entdecken. Thut nichts: man ist auch drüben gewesen.

Der Jahrmarkt der Eitelkeiten füllt ein weites Feld. Als die Bankenquetekommission ihre Thätigkeit begann, war auch die Rede von der Möglichkeit, nach dem Muster des Reichversicherungamtes ein Kaiserliches Aufsichtamt für das Bankwesen zu schaffen. Die Idee verdorrte zwar schnell, hatte aber das Hirn ehrgeiziger Finanz- und Börsenherren befruchtet. Aus diesen Keimen stammt der Vorschlag, statt des Aufsichtamtes eine „Ständige Kommission für Bankangelegenheiten" zu schaffen, die natürlich nicht nur mit Kaiserlichen Beamten und Mitgliedern des Reichstages, sondern auch mit Delegirten des Bankgewerbes zu besetzen sei. Die Anregung kam ohne äußeren Anlaß; kein Mensch denkt heute an das Bankenamt. Doch einzelne Herren aus dem Verein für die Interessen der Fondsbörse und aus dem Aeltestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft fanden nöthig, die Regirung an ihre „Pflichten" zu erinnern. Dabei haben Banken und Bankiers nicht die geringste Neigung, ihre Sorgen und Kümmernisse einer „Ständigen Kommission" anzuvertrauen. Hinter der Mahnung steckte nur der „Drang nach Höherem". Auf Grundsätze und Tradition wird gepfiffen, wenn sich die Möglichkeit zeigt, eine „öffentliche Persönlichkeit" zu werden. Der gottselige Steuererheber Mr. Lillyvick, den uns Charles Dickens geschenkt hat, ist noch heute in allen möglichen Spielarten auf dieser schönen Erde zu finden.

Nicht immer bleiben die Lebensäußerungen so harmlos wie im Fall der „Ständigen Kommission". Oft wird der Ehrgeiz negoziirt; und dann ist die Sache schon schlimmer. Man nehme, zum Beispiel, einige Vorgänge aus der jüngsten Periode des Emissiongeschäftes. Neue Aktien kommen nicht nur durch Subskripton in die Hände des Publikums. Wenn der Gesammtbetrag nicht sehr groß ist und die „Freundschaft" des Emissionhauses weit reicht, so zieht man die direkte Einführung an die Börse vor. Der Einführungskurs wird vorher festgesetzt; Das ist oft aber nur Spiegelfechterei, denn die Emissionfirma kann, durch geschickte Unterbringung des neuen Papiers, ihr Material so verringern, daß am Tage der Einführung kein erster Kurs festgesetzt werden kann, weil die Nachfrage „das zur Verfügung stehende Material weit hinter sich ließ". Ein stolzes Bekenntniß für eine Bank, die damit urbi et orbi den Werth der von ihr vertriebenen Papiere kündet. Voraussetzung eines solchen Effekts ist natürlich der „unstillbare Hunger des Publikums nach neuen Effekten". Kommt schließlich ein „erster Kurs" zu Stande, so ist er beträchtlich höher als die Notiz, die vom Emittenten in Aussicht genommen war. Die „Freundschaft" freut sich, weil sie die ihr zugetheilten Stücke mit anständigem Nutzen losschlagen kann; und die Arrangeure ringen, in holder Verwirrung,

die Hände. Was sollen sie machen, wenn sich das Publikum mit solcher Leidenschaft auf das neue Papier stürzt? Sie haben den hohen Kurs ja nicht gewollt. An dem ist allein die Unersättlichkeit der Aktienkäufer schuld. Das klingt harmlos; ists aber nicht. Keine Bank würde am Tag der Einführung eines neuen Papieres vor der Festsetzung des ersten Kurses in Verlegenheit kommen, wenn sie die gesammte Summe der zu emittirenden Werthe zur Verfügung hielte. Das Publikum wüßte, wie viele Stücke disponibel sind, und könnte sich danach einrichten. Ein Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage bliebe möglich. Aber das Emissionhaus hätte keine Verantwortung und dürfte mit gutem Recht alle Schuld auf das Publikum schieben. Der Emission soll aber Glanz verschafft werden. Oft wird der geplante Einführungskurs niedrig gehalten, um die Begehrlichkeit zu reizen. Warum wird denn über die ungenügende Disposition bei der Einführung nicht zur Subskription aufgelegter Börsenpapiere geklagt? Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn sich da kein brauchbarer Modus finden ließe. Jüngst brachte die Kommerz- und Diskontobank die Aktien der Kaiserkellergesellschaft an die Börse. Im Ganzen 2¾ Millionen Mark. Aber von dieser Summe war am Tag der Einführung natürlich nur ein Bruchtheil im Besitz der Bank, so daß drei Tage lang keine erste Notiz möglich wurde. Die offizielle Erklärung sagte: „Weil das zur Verfügung stehende Material der geforderten Summe nicht entsprach.“ Natürlich; comme toujours. Schließlich glückte es, den ersten Kurs festzunageln: 7 Prozent höher, als er von der Bank in Aussicht genommen war. Ein ganz nettes Ergebniß. Aber es kommt noch netter. Direktor der Kommerzbank ist der ehemalige Staatskommissar, Geheimrath Hemptenmacher. Der muß nun die Einführung von Börsenpapieren von ganz anderem Standpunkt sehen als in der Amtszeit. Doch Geheimrath Hemptenmacher war schon als Börsenkommissar der Ansicht, daß gegen gewisse Anstöße beim ersten Zusammentreffen neuer Papiere mit der Börse nichts zu machen sei. Das Börsengesetz verfügt nämlich im Paragraphen 36, daß die Zulassungstelle die Pflicht habe, „Emissionen nicht zuzulassen, durch welche erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden oder welche offenbar zu einer Uebervortheilung des Publikums führen.“ In dem von Hemptenmacher herausgegebenen Kommentar zum Börsengesetz wird nun gesagt, daß es sich bei dem Begriff der „Uebervortheilung“ nicht um zu hohe Einführungskurse handeln könne; denn „diese Uebervortheilung hängt so eng mit dem Börsenverkehr selbst zusammen, daß ihre Berücksichtigung zur Abschaffung der ganzen Börse führen müßte“. Das ist ehrlich gesprochen. Das Publikum hat sich einfach den Gewohnheiten der Börse zu fügen; wers nicht thut, zeigt einen bedauerlichen Mangel an Disziplin.

Am letzten Ende steht auch hier die Eitelkeit. Jede Bank glaubt, ihrem Ruf schuldig zu sein, daß sich das Publikum um ihre Papiere prügelt. Das ist beim Kaufmann nun mal nicht anders. Für ihn ist seine Waare die beste; und daß diese Ueberzeugung sich weitesten

Kreisen mittheile, muß seine wichtigste Sorge sein. Wo Einer nur an sich, gar nicht an die Sache denkt, ists natürlich schlimmer. Ein klassisches Beispiel solchen geschäftlichen Ehrgeizes liefert der frankfurter Bankier Max Ansbacher, der böse Geist der Bayerischen Bodenkreditanstalt in Würzburg. Dieses unglückseligste aller süddeutschen Pfandbriefinstitute hat vom Tag seiner Geburt an unter der Zuchtruthe seiner Gründer, der Herren Ansbacher und Genossen, gestanden. Was eine Aktienmajorität sich zu leisten vermag, ist hier geleistet worden. Das Geschäft des würzburger Unternehmens wurde nach allen Richtungen von den privaten Ambitionen der Ansbachers durchkreuzt. Jahr vor Jahr gabs neue Stänkereien; und 1907 kams zum ersten großen Krach. Anrüchige Beleihungen; ungenügende Abschreibungen; Extraprofite; anstößige Bilanzen. Der Staatskommissar stürzte in die Versenkung; die beiden Direktoren folgten ihm, in angemessenen Zwischenräumen. Nun wurde reorganisirt. Neue Männer mit blendend weißen Westen kamen und gaben sich alle Mühe, der Bank neue Existenzmöglichkeiten zu schaffen. Nach dreijähriger Pause sollte in diesem Jahr das reguläre Geschäft wieder aufgenommen werden. Die Verwaltung beschloß, mit der Ausgabe neuer Pfandbriefe zu beginnen; da erklärte Herr Max Ansbacher, dem man ein Mandat zum Aufsichtrath nicht zu weigern vermocht hatte, er sei gegen den Beschluß seiner Kollegen und der Direktion. Seiner Meinung nach sei die Zeit noch nicht gekommen, um die Bayerische Bodenkreditanstalt wieder in Aktion treten zu lassen. Diese Erklärung bewirkte abermals einen Krach. Direktion und Aufsichtrath kündigten sofort ihren Rücktritt an. Damit war kurz und bündig gesagt: „Wenn Ansbacher wieder die Oberhand bekommt, ist das Schicksal der Bank besiegelt.“ Der Abgeordnete Dr. Heim und Freiherr von Pechmann, der kluge Mentor der Bayerischen Handelsbank, hatten sich für die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse eingesetzt; Alles schien auf gutem Wege: da treibt der Ehrgeiz Herrn Ansbacher wieder ans Licht. Eine dreijährige, mühsälige Reformarbeit ist vernichtet, wenn nicht noch in zwölfter Stunde Herr Ansbacher zur Vernunft gebracht wird. Aber wer soll ihn in die Schranken weisen? Er ist Großaktionär, also unabsetzbar. Die Regirung ist machtlos. Sie kann höchstens dafür sorgen, daß eine Liquidation der Bank von vertrauenswürdigen Personen durchgeführt wird. Die Aktionäre müßten versuchen, mit Hilfe des von ihnen errichteten Schutzkomitees eine ständige Majorität gegen Ansbachers Trachten auf die Beine zu bringen. Nur ein noch wirksameres Mittel gäbe es. Da den Besitzern der Pfandbriefe die Sicherheit der Schuldverschreibungen verbürgt und die Unfähigkeit der Bayerischen Bodenkreditanstalt, wieder in geordnete Verhältnisse zu kommen, erwiesen ist, bleibt ihr die Möglichkeit der Liquidation. Daß ein Großaktionär seiner „Individualität“ eine Hypothekenbank mit einem Pfandbriefbesitz von 140 Millionen Mark zu unterwerfen vermocht hat, zeigt jedenfalls, was im Geschäftsbezirk das Genie heute schon erreichen kann. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Juni 1910.

Inventur.

Onkel und Neffe.

Am elften März 1888 war, zwei Tage nach dem Tode seines Vaters, Kaiser Friedrich aus Italien heimgekehrt. Er hatte erklärt, daß er die Regirung nicht antreten werde, wenn die Wucherung in seinem Kehlkopf als Carcinom erwiesen sei. Aber die Krebsdiagnose der deutschen Aerzte Bergmann, Gerhardt, Tobold, Schrötter, Schmidt, Leuthold, Landgraf ruht im Archiv des Königlichen Hauses, Virchow hat das ihm zur Prüfung übergebene Gewebsstück nicht bösartig gefunden und der englische Arzt Sir Morell Mackenzie hat Heilung verheißen. Der Plan, den Leidenden von der Thronfolge auszuschließen, war dem Reichskanzler nie auch nur nah gekommen; und wäre, da nach dem Hausgesetz sogar der körperlich unheilbare Kranke regiren darf, selbst vom Mächtigsten nicht durchzusetzen gewesen. Vor drei Jahren hat Kronprinz Friedrich sich in Potsdam mit dem Fürsten Bismarck verständigt; ihm zugesagt, daß er britische Ingerenz ins Staatsgeschäft nicht dulden und weder im Reich noch in Preußen sich ins Joch einer Parlamentsherrschaft beugen werde. Unter diesen Bedingungen, spricht Bismarck (der 1864 und 1870 unter den politischen Folgen manches nach London geschickten Familienbriefes gelitten hat), bin ich bereit, über die Lebenszeit meines alten Herrn hinaus im Dienst zu bleiben. Auf dem leipziger Bahnhof hat Friedrich den Fürsten, der dem krank Heimkehrenden mit den preußischen Ministern entgegengefahren war, umarmt und geküßt und in dem

Handschreiben vom zwölften März ihn den treuen und muthvollen Rathgeber genannt, der die erfolgreiche Durchführung der königlichen und kaiserlichen Politik gesichert habe. Elf Tage danach kommts zum Konflikt. Die Kaiserin Victoria hat heimlich beschlossen, ihre zweite Tochter dem Prinzen Alexander von Battenberg zu vermählen, und, ohne den Kanzler zu benachrichtigen, den zweiten Ostertag für die Verlobung gewählt. Schon ist die Depesche geschrieben, die den Battenberger aus Darmstadt nach Berlin ruft. Generaladjutant von Winterfeldt, dem sie, am Sonnabend vor Ostern, zur Beförderung übergeben wird, hat Bedenken und legt sie, als einen politisch wichtigen Entschluß, dem Kanzler vor. Der hat diesen Heirathplan schon einmal vereitelt und versuchts nun zum zweiten Mal. Die Depesche wird nicht abgeschickt. Auf einem Zettel ersucht Friedrich den Kanzler, seine Einwände schriftlich zu formuliren. Das geschieht noch am selben Tag. Der Zar haßt den Prinzen Alexander. Wird der aus Bulgarien Verjagte der Schwiegersohn des Deutschen Kaisers, so rufen ihn morgen vielleicht die bulgarischen Russenfeinde zurück und das Deutsche Reich ist im klimatisch unsicheren Balkanlande dann an ein Personalinteresse gebunden, mit dem die bewußte Enthaltung von Orienthändeln nicht vereinbar wäre. Der über die Mauer einer feindlichen Festung geworfene Marschallsstab muß um jeden Preis zurückgeholt, die dem Feinde des Zaren vermählte Tochter des Deutschen Kaisers muß unter allen Umständen geschützt werden. So hohen Einsatz kann kein gewissenhafter Staatsmann wagen. Das sieht der Kaiser ein. Sir Edward Malet, Britaniens Botschafter, schreibt an die Königin, der Plan mache in Deutschland böses Blut und der Eindruck, daß die Queen ihn protegire, müsse den anglo-deutschen Beziehungen schaden. Die klügste der drei Victorien kanzelt die Tochter zuerst in einem Brief tüchtig ab, kommt aus Florenz dann ins charlottenburger Stadtschloß und schließt sich dem Einspruch Bismarcks huldvoll an. Aus den Augen zweier Victorien fließen Thränen. Love's labour lost. Großherzog Friedrich von Baden vermittelt, weil er der Meinung der Schwägerin, Bismarcks Abgang wäre am Ende kein Unglück, unter einem sterbenden Kaiser noch nicht zuzustimmen vermag. Und als der Kanzler die alte Charmeurkunst aufbietet und den finanziellen Wünschen der Kaiserin ungeschmälerte Erfüllung verheißt, sind Beide, nach einem langen Gespräch, „von einander enchantirt“. Das sichtbare Zeichen

dieses Aprilfriedensschlusses ist Herberts Ernennung zum Staatsminister. Doch im Hirn der Frau bleibt das Gedächtnis an eine Demüthigung, die Friedrich sah, die auch den Spitzen des Hofstaates nicht zu verbergen ist. Und bald danach klagt sie über eine „Hetze“ (gegen sie und gegen ihr Vaterland), der Bismarck, trotzdem ers könnte, nicht wehre. Weils ihm in den Kram passe.

Am fünfzehnten Junimittag sinkt, unter heiß brennender Sonne, die Purpurstandarte, die zwei Monate lang über der Kuppel des potsdamer Schlosses Friedrichskron geweht hat, von der Schaftspitze herab. Der Kaiser ist tot. Und das Totenhaus wird umzingelt. Reiter sprengen heran; Schutzmannschaft zu Fuß und zu Pferd ist jäh aus dem Boden gewachsen; alle Portale und Nebeneingänge werden bewacht. Auf Allerhöchsten Befehl. Kein Blatt darf hinaus, kein Zettel. Noch unter der Mittagssonne muß der englische Arzt vor Kaiser und Kanzler Rede stehen. Mit der kalten Stimme des Unbewegten antwortet er. „Politik, nicht Arztes Kunst, zu treiben, ward ich berufen; den Patienten, bis er Kaiser war und nicht eine mager apanagirte Familie hinterließ, zu erhalten, versprach ich; und habs vollbracht.“ Doch der Kaiser will die Diagnose der deutschen Aerzte als richtig erweisen und befiehlt darum die Sektion der Leiche; besteht darauf, trotz den Bitten der Mutter, die den Leib des Lebensgefährten nicht vom Leichenmesser zerfetzt wissen will. Und Mackenzie muß die Abreise beschleunigen. Victoria ist machtlos. Ist einer Hoffnung Witwe und rings von Mißtrauen umdräut. „Oft wohl durch unsere Thore, nach nie gesuchtem Krieg, zog ein im Waffenchore der allerschönste Sieg; doch was uns je beschieden, heut ist es schöner da: In Segen und in Frieden kamst Du, Victoria!“ Der neben der blühenden Heldenhülle des sanften Gemahls in die Preußenresidenz Einziehenden hatte es Theodor Fontane, der stärkste Sänger der nachkleistischen Mark, entgegengejubelt. Just dreißig Jahre ists her. Jahre thatenlosen Harrens und weher Enttäuschung; und nun wird der letzte Traum eingesargt. Dem Volksempfinden ist die Frau, die sich stolz als Britin fühlte, stets, wie die Autrichienne den Parisern, die Fremde geblieben. Als sei ihr die Absicht, Nationalgut über die Grenze zu schmuggeln, zuzutrauen, wird sie aufgefordert, keinen Brief noch anderes Dokument aus der Hand zu geben. Dem Bruder, der zur Leichenfeier kommt, schüttet sie das übervolle Herz aus. Am zweiundzwanzigsten Juni notirt Chlodwig Hohenlohe als

ihren Ausspruch: „Herbert Bismarck hatte die Frechheit gehabt, dem Prinzen von Wales zu sagen, daß ein Kaiser, der nicht diskutiren könne, eigentlich nicht regiren dürfe. Der Prinz habe gesagt, wenn er nicht Werth auf die guten Beziehungen zwischen England und Deutschland legte, würde er ihn zur Thür hinausgeworfen haben.“ Albert Eduard selbst hält sich mehr zurück, ist aber auch „über die Grobheit der Familie Bismarck entsetzt“. Und das Ende vom leidigen Lied ist in Beider Mund immer: „Der junge Kaiser ist ganz in Bismarcks Händen.“ Dieser Glaube weicht freilich bald. Victoria sieht die Trennung früh voraus. Und spricht, als der entlassene Kanzler von ihr Abschied nimmt, in so bitterem Ton über ihren Aeltesten, daß der „gute Hasser“ ihre Worte (und einen Brief Friedrichs aus den neunzig Regirungtagen) Jahre lang als Beweise für die unbefangene Richtigkeit seines eigenen Urtheils citirt. Zwischen dem Mann und der Frau scheint fortan Friede zu sein. Laut haben sie nie mehr mit einander gehadert.

Albert Eduard hat das potsdamer Erlebniß nicht vergessen. Oft genug war er vorher schon von den Berlinern geärgert worden. Immer als halber Pariser angesehen und, nur leise, versteht sich, als der skrupellose Genußsucher verdächtigt, der den an der Seine gebietenden Freunden das Wichtigste aus den Familienbriefen zustecke. Dem kleinen Albert Eduard, Prinzen des Vereinigten Königreiches von Großbritanien und Irland, Herzog von Sachsen und von Cornwall, Fürsten von Wales und Earl of Chester, dessen Köpfchen bei der Taufe Wellington mit dem Reichsschwert schirmte, hat Friedrich Wilhelm von Preußen als Pathengeschenk einen silbernen Glaubensbekennerschild, Louis Philippe nicht lange danach ein Schießgewehr mitgebracht. Das hält zwar nur kurze Zeit. Doch zum dritten Geburtstag schickt der gute Onkel Bürgerkönig Ersatz aus festerem Holz. Der Schild hängt unbeachtet an der Wand. Täglich aber fragt der Kleine: „Where is my gun?“ Der Erwachsende freut sich auch an dem Großkreuz des Andreas-Ordens, das Nikolai Pawlowitsch ihm gespendet hat; bleibt bis an die Greisenschwelle aber dem Franzmann dankbar, der seinen dicken Patschfingerchen die erste Waffe gab. Paris ward ihm die zweite Heimath. „Die Vorstellung, daß Paris, obwohl es befestigt und das stärkste Bollwerk des Gegners war, nicht wie jede andere Festung angegriffeu werden dürfe, war aus England auf dem Umweg über Berlin in unser Lager gekommen, mit der

Redensart von dem ‚Mekka der Civilisation' und anderen in dem Cant der Oeffentlichen Meinung in England üblichen und wirksamen Wendungen der Humanitätgefühle, deren Bethätigung England von allen anderen Mächten erwartet, aber seinen eigenen Gegnern nicht immer zu Gut kommen läßt": dieser Satz aus Bismarcks posthumem Buch zielt auf Vickys Bruder. Deutschland? In den Gedanken, daß es ein Deutsches Reich gebe, konnte ein 1841, in der Zeit preußischer Anglomanie, geborener Brite sich nicht leicht gewöhnen; noch schwerer in den Verzicht auf den Glauben, dieses Reiches edelster Ehrgeiz müsse sein, auf dem europäischen Festland Britaniens Degen zu werden. Unter Wilhelm und Bismarck wars nicht zu erreichen; auch noch nicht nöthig. Ist denn diese Großmacht schon ein Definitivum? Im Jahr 1887 sagt Prinz Berty zu Ernst von Koburg, so lange der Elsaß und Lothringen deutsch bleiben, könne nur ein Phantast von gesichertem Frieden reden. Im selben Jahr bringt Alexander der Dritte aus Kopenhagen Dokumente nach Berlin, die beweisen sollen, daß die deutsche Politik, trotz allen offiziellen und offiziösen Betheuerungen, in Bulgarien Rußlands Feinde unterstützt habe. Herr Jules Hansen, ein Däne, der für Frankreich Spionage großen Stils treibt, hat sie der Prinzessin Waldemar von Dänemark geliefert, die sie dem Zaren vorlegte. Eine Orleans; die Tochter des Herzogs von Chartres, die dem londoner Schwager eng befreundet ist. Bismarck erklärt die Dokumente für gefälscht und der mißtrauische Gossudar Alexander scheint ihm zu glauben. Sagt im Speisesaal seines Botschafters, des Grafen Paul Schuwalow, dann aber: „Bismarck behauptet, man habe die Dokumente gefälscht, um uns zu brouilliren. Aber ich glaube ihm nicht. Er ist mir zu klug." Auch zwei Jahre später glaubt er ihm nicht. Prinzessin Waldemar hat ihm, wieder in Kopenhagen, gesagt, Bismarck sei abgethan. Auf eine direkte Frage antwortet der Kanzler, er fühle sich im Vollbesitz des kaiserlichen Vertrauens. Die Französin war gut bedient. Und wieder heißts in der Wilhelmstraße: „Das kann nur aus Sandringham kommen." Bismarck fällt, der deutsch-russische Assekuranzvertrag, der für den Fall des französischen Angriffes die Neutralität Rußlands sichert (und dessen Abschluß Elemente vom Schlag dieser Prinzessin nötig gemacht haben), wird, auf Holsteins Rath und nach einstimmigem Gutachten des Auswärtigen Amtes, von Caprivi nicht verlängert, Ribot läßt in Petersburg anfragen,

ob jetzt nicht die (schon vom ersten Nikolaus vorausgesehene) Stunde zu fester Verbündung gekommen sei, und Admiral Gervais wird, mit den Schiffen der Republik, in Kronstadt vom Zaren festlich begrüßt. Zwischen den Häusern Hohenzollern und Holstein-Gottorp stockt der familiäre Verkehr fast völlig. Und Entfremdung von Rußland kann nur intimen Anschluß an England bedeuten. Steigt die mit Fritzens Leib bestattete Hoffnung aus dem Grab?

Fast sieht es so aus. Als Prinz Georg von England (der jetzt König ist) das Kleid, den Orden, die Accolade der Ritter vom Schwarzen Adler erhalten hat, feiert Wilhelm der Zweite im Weißen Saal des Kaiserschlosses die greise Queen und ihr Haus. Erinnert, im Rock des Britenadmirals, an die Waffenbrüderschaft von Waterloo und bekennt sich zu der Hoffnung, die Gemeinschaft der englischen Flotte und der deutschen Armee werde dem Erdball den Frieden erhalten. (Moltke flüstert dem Nachbar zu: „Ein politisch' Lied! Ein leidig' Lied! Hoffentlich kommts nicht in die Zeitung!") Albert Eduard sitzt strahlenden Blickes an der Prunktafel. Auf den Manöverärger von Narwa folgt der dem Briteninteresse nützliche Sansibarvertrag. Alles in schönster Ordnung. Zwar schleppen Geschichtenträger allerlei Hofklatsch über den Aermelkanal; alten und neuen. Tadel eines Lebenswandels, der einem künftigen König nicht zieme; spitze Worte über Karten- und Weibergeschichten. Das trübt die Stimmung für ein Weilchen; geht aber vorüber. Wenn Deutschlands Politik löblich ist, darf sich der Bruder nicht dem Groll der Schwester verloben. Im Sommer des Jahres 1895 sagt Wilhelm an Bord des englischen Flaggschiffes „Royal Sovereign": „Ich kann Sie versichern, daß einer der schönsten Tage meines Lebens jener Tag war, an dem ich die Mittelmeerflotte inspizirte, an Bord des Dreadnought stieg und meine Flagge zum ersten Mal aufgehißt wurde. Ich bin aber nicht nur Admiral Ihrer Flotte, sondern ich bin auch der Enkel der mächtigen Königin von England." Und schließt mit dreifachem Glückwunschruf an die Britenflotte. Sechs Monate danach kommt er, den die steife Haltung Salisburys verstimmt hat, mit militärischem Gefolge ins Kanzlerhaus und fordert, daß für die von britischer Uebermacht bedrohten Buren sofort Etwas geschehe. Das Ergebniß eines Kompromisses mit Hohenlohe und Marschall ist das Telegramm an den Transvaalpräsidenten Paul Krüger. Wüthend brüllt der Britenleu auf. Und wie der Fürst von Wales

empfindet, kann auch der Fernste ermessen, der bedenkt, daß die in der Depesche als „Friedensstörer" Gestäupten, die Rhodes und Jameson, Milner und Beit, die dem Kronprinzen ergebensten Freunde waren. Die glimmende Erinnerung an altes Leid flackert auf; und fortan wird in Paris und in Petersburg mit der Abkehr des Oheims vom Neffen als mit einer sicheren Thatsache gerechnet. Noch ein Werbungversuch wird gemacht. In Frankreich ist, nach Kitcheners Sudansieg, die Wuth der bretonischen Wölfe mit lautem Gebell erwacht, die alte Königin wird täglich auf hundert Blättern wie eine Stallmagd gescholten und selbst der Prince de Galles, der „geborene Pariser", muß die lutetische Luft meiden. Mit Frankreich ist einstweilen nichts anzufangen, Rußland ein unsicherer Faktor ... Wenn mans noch einmal mit Berlin probirte? Wilhelm wünscht sicher, die Britenliebe, die er durch die Depesche an Krüger verloren hat, zurückzuerobern. Chamberlain empfiehlt in Leicester den Dreibund, der „die beiden großen Zweige des Angelsachsenstammes" und Deutschland umfassen soll. Stimmen die Berliner zu, dann ist Englands strategische Stellung gebessert und die Möglichkeit zu profitabler Verhandlung mit Petersburg und Paris gegeben. Sie bleiben kühl. Erwärmen sich auch 1901, nach dem Tode der Queen, nicht für den von Chamberlain wieder aus dem Kasten geholten Plan. Und jetzt ist Eduard König.

Er erinnert den Neffen, der wieder das Ehrenkleid des Britenadmirals trägt, laut an die Verheißung, zum Schutz des Friedens das deutsche Heer der englischen Flotte zu vereinen. Denkt wohl aber: „Der Kaiser, der eifernd, wie für ein Reichsunternehmen, für die Bagdadbahn, den trockenen Weg nach Indien, wirbt, hastig Kriegsschiffe baut und im Bereich des Islam sein Prestige zu mehren sucht, ist nicht unser Mann." Und bebrütet die Möglichkeit, die persönliche Antipathie, die er auf den Thron mitgebracht hat, in den Dienst der nationalen Sache zu zwingen. Wilhelm spricht von einem größeren Deutschland, von seinem Imperatorenrecht, an jeder wichtigen Weltentscheidung mitzuwirken, von (friedlicher) Hohenzollern-Weltherrschaft, von Neptuns Dreizack, der in seine Faust gehöre; nennt sich, in der Flaggensignalsprache, den Admiral des Atlantischen Ozeans. Eduard bleibt gelassen. Der ist nicht zum Dalai Lama erzogen worden; hat die graue Alltagssorge kennen gelernt, in der Geldklemme geschmachtet, dem Türkenhirsch und dem Diamantenkönig Rhodes, den Rothschild und Cassel

manchen Geschäftskniff abgeguckt und als Freund kluger Kaufleute erfahren, was das Leben ist. Solche Erfahrung hebt ihn schnell über die Dutzendmonarchen hinauf. Und im Bezirk des trade, des Handels, ist der Skeptiker selbst dem begabtesten Pathetiker stets überlegen. Eduard macht sichs zunächst bequem. Giebt der Schaulust, die in den Witwenjahren der Mutter gehungert hat, reichliches Futter und nützt, hinter dichten Gardinen, die Zeit zur Knüpfung neuer, zur Festigung alter Freundschaft. Als er sich sehen läßt, weiß jeder irgendwie Beträchtliche schon: Auf diesem Thron sitzt der erste moderne Geschäftsmann großen Stils (größeren also als Louis Philippe und der zweite belgische Leopold). Nie hält er dröhnende Reden; sagt nie voraus, was er thun werde; will nicht Applaus, sondern Wirkung; und ist von vorn herein, wie jeder kluge Erbe eines nach veraltetem Brauch geführten Geschäftes, bereit, vom Trug zu reellem Handel überzugehen. Er will keinen Kunden plündern, seine Bilanz nicht verschleiern, den Kontinentalmächten nicht länger zumuthen, für His Most Gracious Majesty ohne Entgelt zu arbeiten. Die Britenfirma, die er vertritt, soll prompt zahlen; sie kanns. Braucht ihre Waare nicht auf allen Märkten schreiend anzupreisen noch gar mit Hausirergeberde die Kunden herbeizuwinken. Der Verkehr großer moderner Handelshäuser hat seine Gesetze, die auch der Reichste nicht ungestraft verletzt. Business is business. Wer eine auf vier Millionen Bayonnettes gestützte Großmacht isoliren will, muß sichs Etwas kosten lassen. Eduard sagt Jedem, ders hören will: „Mein lieber Neffe ist ein ungemein talentvoller Mann, doch leider unberechenbar; wenn wir uns nicht Alle gegen seinen Willen stemmen, setzt er der armen Europa eines Abends den Rothen Hahn aufs Dach. Alles der Familienfreundschaft Erlangbare habe ich versucht. Umsonst. Was will ich denn? Friedenshort sein; die Kultur vor dem Kriegsschrecken schützen. Weiter nichts. Wer für gedeihliche Ruhe ist, kann mit mir handeln und wandeln. Wer schuldlos bedroht wird, ist meines Beistandes sicher." Alles drängte in seinen Concern. Als der anglo-russische Vertrag Ereigniß geworden war, konnte der greisende König, wie einst das Knäblein, mit vergnügtem Schmunzeln sprechen: „Von Rußland kam mir das Kreuz, von Frankreich die Waffe. Zweierlei Werkzeug zum Machterwerb."

Hat der Onkel geglaubt, was er über den Neffen sagte? Und war er wirklich jemals zu dem Wagniß einer Blutprobe entschlos-

sen? Nein. Er war kein Soldat und kein Seemann; Weder blinder Draufgänger noch eitler Ruhmsüchtling. Ein royal merchant von nüchternem, manchmal majestätischem Menschenverstand, gründlicher Personalkenntniß und angeborener Liebenswürdigkeit. Mit deutschem Blut und pariserischer Lebensgewohnheit von den Landsleuten deutlich genug unterschieden, um (wie der nie ganz französirte Holländer Louis Napoleon auf die Franzosen) mit dem Reiz leiser Fremdartigkeit auf sie wirken zu können; und in wichtigen Wesenszügen ihnen doch wieder nah. Den Neffen glaubte er zu kennen, wie nur je Einer sein Fleisch und Blut; wie man Den nur kennt, den man aufwachsen sah und über dessen Charakterbildung aberhundert Familienbriefe berichtet haben. King Edward schwor darauf: Kaiser Wilhelm der Zweite führt keinen Krieg; will als Friedenswahrer im Gedächtniß der Menschen fortleben. Den Intimsten hat ers gesagt. Die Anderen mit der Furcht vor dem Kriege geködert. Er hatte Wilhelms Briefe an die beiden Victorien und an die Prinzessin Waldemar gelesen, die unter vier Augen recht herben Urtheile des Oberhofmeisters Grafen Seckendorff (dessen Korrespondenz nicht ans Licht kommen wird) gehört; und blieb bei der Diagnose: Mobil macht er nicht. In dieser Zuversicht that er nach dem Doggerbank-Aerger, als müsse morgen die Nordsee sich mit dem Saft germanischer Adern färben; bot er, der doch wußte, daß unter dem Union Jack das Schiffsgeschütz veraltet war und daß aus Schleswig-Holstein kein Tommy Atkins lebend heimkehren werde, zweimal den Franzosen Waffenhilfe an; ließ sie, durch seinen Vertrauensmann Sir Donald Mackenzie-Wallace, noch in Algesiras ermahnen, vom Wimpel ihrer Wünsche nicht den winzigsten Fetzen abschneiden zu lassen. Jahre lang saß er fest in diesem Glauben. Trieb seine persönliche Politik wie einen Sport. Freute sich höchst königlich an der Wirkung eines Bluff und lähmte gerade an den wichtigsten Stellen die deutsche Diplomatie durch ein listiges Zwinkern, das sprach: Laßt Euch, um Gotteswillen, nicht einschüchtern; hinter noch so hart klingender Rede steht nicht der Wille zum letzten Mittel der Völker, der Könige; der Neffe den ich kenne, führt keinen Krieg.

Jahre lang. Nur ein schwarzes Wölkchen sah er, weit hinten noch, am Himmel. Nach der Einführung britischer Schutzzölle, meinte er, wird Deutschland, im Zorn über die Marktsperre, auch durch die stärkste Beschwörung nicht von dem Versuch eines Kanalüber-

falles abzuhalten sein. Das ließ er sich nicht ausreden; trotzdem Wilhelm laut protestirte und eines Tages sogar durch den Mund eines Inhabers der Firma Wernher Beit in London melden ließ, das Deutsche Reich denke nicht daran, einer Großmacht den Uebergang in ein Handelssystem zu wehren, das es vor dreißig Jahren selbst für sich gewählt habe. Alles vergebens. Irgendeine andere Möglichkeit hat Eduard nicht fürchten gelernt. Und der sonst so Wohltemperirte gerieth beinahe ins Feuer, als in Marienbad der Keltogallier Clemenceau von einer Kriegsgefahr sprach, der die friedliche Französische Republik sich nicht aussetzen wolle. Nach dem Deserteurspektakel von Casablanca war Paris zum Aeußersten bereit gewesen, bereit, Nadelstiche, die unerträglich wurden, mit dem Schwert abzuwehren. Schon aber wars wieder nervös. Ohne Grund, liebe Excellenz; denn er macht nicht mobil.

Noch im Jahr der österreichischen Balkanannexion sprach er so. Dann kam der Märzabend, an dem Rußlands Militärbevollmächtigter in Wien hörte, die Mobilmachung sei für den Nothfall angeordnet und die deutsche Wehrhilfe für den Tag, der Rußland als Waffengefährten Serbiens sähe, unzweideutig zugesagt. Kam die Stunde, da der von dem wiener Offizier gewarnte Minister Iswolskij den Grafen Pourtalès ersuchte, in Berlin eine versöhnliche Intervention zu empfehlen. Eduard traute dem Ohr nicht. Mußte dreifach bestätigter Meldung schließlich doch glauben. Und gab, fast am selben Tag noch, die persönlichste Partie als verloren auf. Wenn Deutschland sich wieder erinnert, daß jedes Bronzegeschütz Fritzens von Preußen die Inschrift „Ultima regis ratio“ trug, ist es sehr stark. Wer wird, nach dem Zusammenbruch der französischen Militärpartei, nach Mukden und Tsushima, ein Reich herauszufordern, nur zu kitzeln wagen, das vier Millionen muthiger Männer ins Feld schicken kann und, wenn Ehre auf dem Spiel steht, schicken wird? Kein halbwegs vorsichtiger Spieler setzt große Summen auf Zéro. Auch ist den noch nicht gesättigten Partnern im Augenblick nichts Greifbares zu bieten. Ließe Britanien den Landbesitz oder das Meerengenrecht der im Reformrausch schwelgenden Türkei kürzen, dann hätte es in Indien das Mohammedanergewimmel auf dem Hals. Dessen Athmung schon unbequem genug ist. Und die Hauptsache: der Gegner, auf dessen Nervenart der King eingespielt ist, hat die Karten abgegeben. Der Neffe hat aus schmerzlichem Erlebniß gelernt, daß der

gekrönte Vertrauensmann der Nation nicht ihr sichtbarer, haftbarer Geschäftsführer sein kann. Seitdem hat der liebenswürdige König nur noch an Friedensstiftung gedacht. In Oesterreich erklärt, er sei nie ein Gegner der Annexion gewesen. Die lange aufgeschobene Reise nach Berlin nicht gescheut und, nach völlig unpolitischen Gesprächen, in der Abschiedsstunde angedeutet, daß Deutschlands Flottenbau, als Folge des raschen Wachsthums seines Ueberseehandels, kein Grund zur Feindschaft sei.

Eduard der Siebente, der Sohn des Koburgers, der Enkel einer Sachsenprinzessin, war nie ein Feind deutschen Wesens. Als Brite wußte er, daß England die Seegewalt und die Vormachtstellung in den islamischen Ländern nicht aufgeben darf, wenn die Wurzel seiner Kraft nicht verdorren soll. Als Patron des Sir John Fisher kannte er die Meinung englischer Marinetechniker: Nur die Dreadnoughts entscheiden, nicht unsere Armada von vorgestern, im künftigen Krieg; und unserer Dreadnoughtstärke kann Deutschland bald höllisch nah sein. Als Geschäftsmann sagte er sich, daß die dreiundsechzig Millionen deutscher Menschen eine Niederlage ihrer Flotte und den Verlust ihrer Kolonien nicht sanftmüthig hinnehmen würden und daß Großbritanien, der Markt und das Ausgleichskontor der bewohnten Erde, ein Jahrhundert steter Kriegsdrohung selbst nach einem wuchtigen Sieg nicht ertragen könne. Deshalb wollte er die Verständigung über den Umfang der Seewehr, nicht den Waffengang. Der Feind seines Neffen? Vielleicht wären die beiden Temperamente, die, so lange das jüngere gährte, nicht mit einander zu hausen vermochten, eines Tages zu leidlicher Eintracht gelangt. Als der Onkel so alt war, wie der Neffe jetzt ist, hatte man viel von seinem Irrlichteliren, doch aus seinem Mund nie ein ernstes Wort über die großen Gegenstände der Politik vernommen und nicht das kleinste Symptom ließ ahnen, daß da ein Staatsgeschäftsmann von klarem Thatsachensinn und sicherem Augenmaß erwachse. Wie hätten die Nekrologe gelautet, wenn Eduard als Fünfziger gestorben wäre?

Der Feind seines Neffen? Nach den dunklen Novembertagen des Jahres 1908 hat Eduard sich, halb nur im Scherz, den ehrlichsten Freund und besten Erzieher des Jüngeren genannt. Mild waren die Pädagogenmittel nicht, mit denen er ihn zwei Jahrzehnte lang behandelte; nicht eines zärtlichen Oheims. Heftigen Sinn, mochte er denken, sänftigt nur hartes Erlebniß.

Nun ist er tot und das Verhältniß zweier tapferen und tüchtigen Völker von der Nachwirkung persönlichen Haders entgiftet. Seine Rolle, die seines letzten Lebensjahres, ist frei ... Schiller hat eine Komoedie Picards übersetzt, in der ein Neffe den Onkel spielt, durch die Aehnlichkeit Gunst und Vortheil gewinnt und deren Schlußwort Verwandten zuruft: „Unterzeichnet!“

Diese Darstellung ist am Pfingstsonntag in der Neuen Freien Presse veröffentlicht worden. Seitdem hat die Zahl der britischen Stimmen, die eine würdige Verständigung mit Deutschland fordern, sich noch gemehrt; hat manches Zeichen erkennen gelehrt, daß Englands Staatsmannskunst auf der wichtigsten Strecke die Weichenstellung zu ändern wünscht (a new departure plant, wie Gladstone zu sagen pflegte). Schon hört man offen aussprechen, die Regirung sei entschlossen, den anglo-japanischen Vertrag, der seit acht Jahren den Luftton britischer Weltpolitik bestimmt, nicht zu erneuen, und dieser Entschluß müsse auch die Tories binden, wenn sie in naher Zeit die Mehrheit erlangten. Gegen Rußland braucht Britanien die gelben Männer fürs Erste nicht mehr; den Verkehr mit Amerika erschweren sie und können eines Tages im Stillen Ozean zu unbequemer Option zwingen; und in den Kolonien (besonders in Australien) ist der Widerwille gegen das Bündniß mit den flinken Asiaten gewachsen. Gern hat mans auch auf den Inseln des Vereinigten Königreiches niemals gesehen. Der Noth, nicht dem eigenen Triebe, bei der Knüpfung gehorcht. Sich immer des leisen Schreckens erinnert, der 1902 entstand, als ein Japanerhäuflein, unter der Führung eines dem Tenno verwandten Fürsten, in Afghanistan auftauchte, Jahre lang, trotz der Angabe, der Reisezweck sei nur, die Ruinen eines berühmten buddhistischen Grabmales zu durchforschen, in der Nähe und in der Gunst des Emirs blieb und von dort dann friedlich ins britische Indien pilgerte. Die Fäden, die sich schon damals von Tokio nach Kabul und Kalkutta spannen, sind nicht abgerissen; sogar in Teheran und Konstantinopel ward an dunklen Tagen Japanereinfluß gespürt. Australien hat sich gegen die Ueberschwemmung mit gelben Menschen zu wehren gehabt und seit dem mandschurischen Krieg mit der gefährlichen Möglichkeit gerechnet, daß die bald wohl im Philippinen-Archipel siegreichen Japaner bis ans Kap Londonderry eine kurze Fahrt haben würden. Kanada täuscht sich über

die Folgen nicht, die ein Krieg der Vereinigten Staaten gegen Japan ihm bringen müßte. Und im Foreign Office ist die Thatsache nicht unbekannt, daß in Tokio von Politikern und Priestern der Versuch vorbereitet ist, im Fall anglo-japanischen Haders Indien in Aufruhr zu bringen. Deshalb klingt die Nachricht glaublich, das Bündniß werde unverlängert ablaufen. Die Kolonien wollen es nicht: und England muß eifriger als bisher trachten, die Wünsche der Kolonien zu erfüllen, von denen es Geld und Mannschaft für seine Flotte braucht. Sir Donald Mackenzie-Wallace, der Berichterstatter und foreign editor der „Times", dann Kabinetschef Dufferins, des Vicekönigs von Indien, Instruktor und Günstling des Prinzen Georg (des jetzt regirenden Königs) und nicht nur in Algesiras Eduards Vertrauensmann war, hat einst vorausgesagt, daß alle Völker, die im Erdosten Besitz oder Interessen haben, früh oder spät zu gewaltsamer Auseinandersetzung mit den Japanern gezwungen sein werden. Und der bewährte missus dominicus Eduards, der stille Organisator der anglo-russischen Verständigung, gehört zu den paar Leuten, die jetzt den König berathen. Dieser Georg war zwanzig Jahre alt, als sein Bruder (nach dessen Tod er Fürst von Wales wurde) aus Gladstones Mund die Mahnung hörte, er möge niemals vergessen, daß Englands Könige nur noch auf ein geringes Maß politischer Autorität Anspruch haben und sich deshalb gewöhnen müssen, ihren Thatendrang zu zügeln und sich mit dem Glanz häuslicher Tugend zu bescheiden. Seitdem wurde oft erzählt, der Sinn des Herzogs von York, des Fürsten von Wales, des Königs und Kaisers neige ins Lager der Tories. Einerlei. Die Lösung des anglo-japanischen Bündnisses würde Britanien nicht nur zu stärkerem Schiffbestand im Stillen Ozean, sondern auch zu veränderter Strategie in der europäischen Politik nöthigen. In einer Zeit, die in Egypten und Indien die Schwierigkeiten häuft. Da bietet des Schicksals Gunst uns wieder eine Gelegenheit. König Georg, Wilhelms Vetter, gilt den Imperialisten und Tarifreformern als eine Hoffnung; er hat Chamberlain sichtbare Zeichen persönlicher Verehrung gegeben und schon 1901, nach der Rückkehr aus den Kolonien, den Landsleuten zugerufen: „England muß wach sein, wenn es im Handel mit seinen Kolonien die alte Vormachtstellung, gegen fremden Wettbewerb, bewahren will." Das Greater Britain braucht Frieden zur Linderung seiner politischen und wirthschaftlichen Nöthe.

Die berliner Reichswächter dürften nicht nur rückwärts, müßten auch vorwärts schauen. Das Deutsche Reich ist stark genug, um in furchtloser Ruhe seinen Standpunkt wählen zu können. Aber es darf nicht auch diese Gelegenheit zaudernd versäumen.

Dole and delight.

In Baden-Baden ist, am achtundzwanzigsten Maitag, Robert Koch gestorben. Er hatte sich seit Monaten nicht mehr recht behaglich gefühlt, wohl nie aber auch nur mit dem Gedanken gespielt, seine Qual selbst, aus freiem Willen, zu enden. Sein stärkster Gegner, Max von Pettenkofer, hat sich erschossen. Mit der weisen Ruhe eines Schülers der Stoa griff er nach der Waffe. Er hatte die Menschen Reinlichkeit gelehrt, ihnen, wo ers vermochte, den Boden gesäubert, sie vom Wüthen der Mikroben unverwundbar zu machen versucht, den Bazillus, den Allerschrecker, nicht fürchten gelernt; und fürchtete nun auch den Tod nicht. Pettenkofer war dreiundachtzig, Koch erst siebenundsechzig Jahre alt. Der Bayer fühlte des Geistes Kraft schwinden und meinte, auf der Erde nichts Nützliches mehr wirken zu können; der Niederdeutsche war rüstig, sah noch viel Arbeit vor sich und ihm lebte eine junge, geliebte Frau. Koch stand, bis an die Greisenpforte, als Student vor der großen Natur: und hätte schon deshalb nicht den Wunsch gehegt, mit Menschenarm die Allmacht ihres Willens zu brechen. Der Lebensauffassung eines Cato und Seneca war er wohl sehr fern. Was er gegen Krankheiterreger that, schien ihm vom Willen der Natur gefordert; den Traum des Lebens (nach Schopenhauers Rath) abzubrechen, wenn der höchste Grad der Beängstigung dazu drängt: solche Vermessenheit spukte nicht durch seinen taghellen Sinn. Ein ernster, bescheidener deutscher Mensch ohne Eigennutz und über die Kraft hinaus langendes Wünschen. Unermüdlich an seinem Werk. Einer, der sich mit bewußter Absicht, um des Könnens Summe nicht zu zerstreuen, in ein enges Reich einsperrte. In ein selbst geschaffenes Reich. Den Mann, der nur ungefähr zehn Jahre lang kranke Menschen behandelt hat, darf man kaum einen großen Arzt nennen. Ein großer Forscher und Finder war er. Hat die Menschheit in anderer Ueberzeugung, anderer Rüstung hinterlassen, als er sie fand; und wird drum, wie Pasteur, Lister, Jenner, im Gedächtniß der Menschen fortleben. Er ersann den festen Nährboden, der die reinliche Züchtung und sichtbare Ent-

wickelung der Bakterien gestattet; fand den Tuberkel- und den Kommabazillus; gab im Tuberkulin den Aerzten ein diagnostisches Mittel von hohem Werth; und hat in seinen Studien über Milzbrand, Cholera, Tuberkulose, Rinderpest, Lepra, Texasfieber, Schlafkrankheit, Malaria Unverlierbares geleistet. Durch Erkenntniß und Abwehr von Gesundheitschädigung weite Fieberzonen bewohnbar gemacht und allem auf der Erde hausenden Gethier vielfach genützt. Von seiner Studirstube, seinem Laboratorium aus; die Behandlung kranker Individuen war nicht seine Sache. Nicht seine Schuld, daß die Bakteriologie blind bewundert, der nothwendige Krieg gegen das Mikrobengewimmel als das letzte Ziel ärztlichen Mühens gezeigt wurde. Vielleicht ist die Zeit nah, die wieder auf Pettenkofers Lehre horchen, die Kontagiosität mancher angeblich durch Infektion entstandenen Krankheit bestreiten und von der Reinigung des Bodens, des Wassers, der Grundluft mehr hoffen wird als von Landsperre und Isolirung. Pettenkofers Frage nach dem Faktor, der von zwei im selben verseuchten Bezirk lebenden Menschen nur einen immun mache, ist noch nicht beantwortet. Warum erkrankte Pettenkofer nicht, trotzdem er ein ganzes Bündel Kommabazillen verschlungen hatte? Warum wirken die ubiquitären Mikroben nicht überall und immer schädlich? Wo ist das X zu finden, das sie erst zu einer Gefahr für die Erdbewohner wandelt? Noch heißts: Ignoramus. Wie einst aber auch die Antwort lauten mag: Kochs Lebensleistung bleibt unverlierbar. Der furchtlose, redliche Forscher hat der Menschheit den Kampf ums Dasein erleichtert und den Ruhm deutscher Wissenschaft um ein Beträchtliches gemehrt. Er war tapfer, stolz, still; ernst in unernster Zeit; und hat stets seiner Sache, niemals persönlichem Ehrgeiz zu dienen versucht.

So hats auch Einer gehalten, der sich sonst, als Individualist und Mann der Praxis, in den Hauptzügen der Wesenheit deutlich von Koch unterscheidet: Ernst Schweninger, der am fünfzehnten Junitag sechzig Jahre alt wird. Auf Kongressen war er fast niemals zu hören; keinen der Potentaten, die von ihm Helferdienst erbaten, hat er, hündisch nach Ordensbeute schnuppernd, umkrochen; keinem Heilmittelhändler je erlaubt, Pülverchen oder Tonics den einträglichen Namen des Berühmten anzuheften. Immer nur ärztliche Kunst getrieben, wie er sie versteht; weder nach fettem Honorar jemals noch nach Klüngelruhm gestrebt. Der bayerische Oberpfälzer war neunundzwanzig Jahre alt, als ihn der Zufall des Erlebens

aus der Pathologischen Anatomie in die Praxis riß. Ihr ist er, der vorher, als Assistent Buhls, dann als münchener Dozent, fast nur im Bannkreis strenger Wissenschaft gearbeitet und im Sinn Virchows und Kochs Beachtung gefunden hatte, seitdem treu geblieben. Weil er für sie, für die Menschenbehandlung, sich geschaffen fühlte. Freiherr von Podewils (der jetzt in Bayern Ministerpräsident ist) empfahl ihn dem zweiten Sohn des Reichskanzlers. Graf Wilhelm Bismarck war seit Jahren von der Gicht geplagt und sein Leibesumfang hatte in dieser Leidenszeit so zugenommen, daß der blutjunge Mann sich kaum noch frei zu bewegen vermochte. Als der letzte Heilungversuch (in Mehadia) mißlungen war, erbat er Schweningers Rath. Der hatte kranke Augen und konnte erst nach einer Weile antworten. Was er in seinem Brief über Gesundheit und Krankheit im Allgemeinen und über die Gicht im Besonderen sagte, klang so ganz anders als sonst die Rede der Rezeptkünstler, daß man den Merkwürdigen sofort bat, nach Berlin zu kommen. Ein Jahr danach war der Graf ein schlanker, gesunder Mann, der den Typhus leicht überstand. Fürst Bismarck sprach erst 1881 über seine Gesundheitverhältnisse mit dem bayerischen Arzt. Kein Schlaf, Schmerzen in Nerven und Venen, unzulängliche Verdauung; die „Autoritäten" (Frerichs und Andere) sagten dem Kanzler, er sei ein verbrauchter Mann, müsse viel liegen, jede Aufregung meiden und in Beschaulichkeit so den Tod erwarten; wenn der Schmerz zu arg werde: Morphium. Schweninger weigerte sich, „im Rahmen der bisherigen unwürdigen Behandlung" irgendwie mitzuwirken. Auf dem Weg nach Danzig kam er sechs Monate später nach Berlin. Bismarck galt als verloren; Kräfte und Gewicht nahmen von Woche zu Woche ab und die Diagnose schwankte nur noch zwischen Magen- und Leber-Krebs. Nach kurzem Gespräch reiste der junge Doktor weiter. Aus Danzig rief ihn ein Telegramm zurück. Er fand die Familie in dumpfer Verzweiflung, den Fürsten entschlossen, sich dem in Bills Leidenszeit bewährten Mann rückhaltlos anzuvertrauen. Wirklich rückhaltlos, ohne auf Schwatz und Verdächtigung zu hören? Die Beiden sitzen einander gegenüber. Aengstlich harrt im Nebenzimmer die Fürstin mit den Kindern. Ein Ruck am Klingelstrang. Läßt er ihn aus dem Haus werfen? „Holen Sie die Sachen des Herrn Doktors von der Bahn!" Der Herr Doktor zieht ins Reichskanzlerpalais und kauft sich, da er nur helle Reisesachen mitgenommen hat, am nächsten Morgen im Kleider-

bazar „Zur Goldenen Hundertzehn“ rasch einen dunklen, im Salon möglichen Anzug. Vierzehn Tage und Nächte lang weicht er kaum für eine Stunde von des Patienten Seite: und Schlaf und Hunger, Humor und Hoffnung stellen sich endlich wieder ein. Am fünfzehnten Tag geht er auf zwei Stunden ins Freie. Während seiner Abwesenheit löffelt der unbewachte Fürst einen tiefen Teller voll Buttermilch aus. Entsetzen des Arztes, Erbrechen des Kranken; Gelbsuchtanfall; die Nachwirkung mühsamer Arbeit vernichtet. In Friedrichsruh, in Gastein wird der aller Askese Widerstrebende strenger bewacht. Muß gehen, athmen, die Glieder rühren und ruhen, den Durst bezwingen, sich mit kleinen Nahrungmengen begnügen lernen. Als er im Frühjahr nach Berlin zurückkommt und, der sonst bis ins Morgengrau gearbeitet und bis Zwölf oder Zwei dann im Bett gelegen hatte, um acht Uhr früh in Puttkamers Zimmer tritt, ists ein verjüngter Mann. Entfettet? „Er hat, durch die von Oertel übernommene Kur, den Fürsten dünner gemacht“: so heißts in den Winkeln der Kollegenschaft. In der Vorrede zu seinen „Gesammelten Arbeiten“ hat Schweninger 1886 darauf geantwortet: „Der Fürst war in der bedenklichsten Art abgemagert und heruntergekommen und von der Beseitigung einer Körperfülle konnte nicht die Rede sein. Ein ganzes System, eine ganze Kurmethode hat man mir nachgesagt und mich schließlich zum Spezialisten für Fettleibige gestempelt.“ Er ists nie gewesen (die Magersten, Abd ul Hamid, Leo der Dreizehnte, Gustav der Fünfte von Schweden, haben mit Nutzen seinem Rath gehorcht); hat nie eine „Schweningerkur“ empfohlen. Jedem stets gerathen, mit Essen und Trinken, Bewegung und Ruhe es so zu halten, wie es für eine gute Bilanz dieses besonderen Lebens nothwendig scheine. Er hat der deutschen Menschheit Otto Bismarck (dem schon in Petersburg Professor Botkin ein Bein abschneiden wollte) sechzehn Jahre lang aufrecht erhalten. Und, als Krankenhausleiter, an der turba der Aermsten nicht Geringeres gethan als einst an dem Mächtigsten, der von ihm gesagt hat: „Der Unterschied zwischen Schweninger und den hundert Aerzten, die ich vor ihm hatte, besteht darin, daß ich die Anderen behandelte, er aber mich behandelt.“ Von der Persönlichkeit und der Kunst dieses Praktischen Arztes von Gottes Gnaden ist hier oft gesprochen worden und er selbst hat auf diesen Blättern mehr als einmal von seiner Berufsauffassung, seiner Lebensarbeit erzählt. Nihil humani a me alienum puto: wie sein größter Patient, kann

auch ers von sich sagen. Eine Bauernnatur, die im Tiefsten sehr feine Bedürfnisse hat und noch unter der Sonne des Weltruhmes sich nie aus dem Mutterboden lösen mochte. Ein starker, im Herzen des Herzens reiner Mensch, der von den Malen leidenschaftlich irrender Menschlichkeit nicht frei ist, die Borsten und Stacheln des Wesens manchmal allzu gern zeigt, mit der Einheit, Treue und Eigenwucht der Persönlichkeit aber die Nahen immer wieder gewinnt. Seit er nicht mehr im Kampf steht, still bei München auf der Prinzludwigshöhe sitzt und die Kranken zu sich kommen läßt, wird seine Leistung williger anerkannt. Der Gelehrte, der ein System bereitet und Methoden ersinnt, kann Schüler heranziehen. Der Künstler, der die persönlichste Kraft nicht zu übertragen vermag und dessen gelungenstes Werk, der gekräftigte Mensch, vergänglich ist, lebt nur in dankbarem Gedächtniß fort. Mortuos plango, vivos voco. Dem großen Epidemiologen gebührt ein Denkstein. Doch der Bescheidene spräche wohl, wenn er vom Lebensfest des genialen Arztes hörte, wie aus Alphonsens Munde im goethischen Künstlergedicht Virgil: „Und wenn Ihr uns bewundert und verehrt, so gebt auch den Lebendigen ihr Theil. Mein Marmorbild ist schon bekränzt genug; der grüne Zweig gehört dem Leben an.“

Viel Lärm um nichts.

Herr Karl Jentsch sagt, als gläubiger Altkatholik, in diesem Heft ein kräftig Wörtlein über die neue Encyklika des Papstes; daß auch die vom sanften Pius so hitzig gescholtenen Protestanten darüber, dagegen sprechen, ist begreiflich; Pflicht und Recht riefen ins Feuer. Wars aber nöthig, in Artikeln, Versammlungen, Interpellationen sich zu entrüsten (also: die Rüstung abzulegen)? Wars von politischer Klugheit empfohlen? Wie der Papst über die Reformatoren, deren Patrone und Anhänger denkt, als Haupt der von ihnen geschädigten Kirche denken muß, weiß jeder Wache längst. Daß der thöricht wüste Ferrer-Lärm die Spanier, auf deren Rath der Unfehlbare hört, mehr noch als andere Katholiken verstimmen werde, war vorauszusehen. Milde oder rauhe Tonart: uns kanns gleichgiltig sein. Der neue Bannstrahl trifft schweizerische und böhmische, französische und englische Ketzer härter als deutsche. In West und Ost bleibt man gelassen; sagt man sich, daß solche alte Fluchformeln, mag sie ein Papst oder ein Britenkönig wiederholen, entkräftet, entwerthet sind. Nur Deutschland heult in wüthender

Kümmerniß auf. Weil die Liberalen das Centrum ärgern, die Konservativen den mißtrauischen Wählern ihr fromm eiferndes Lutherthum demonstriren wollen. Die traurige Kleinlichkeit dieses Treibens wäre hinzunehmen, wenn sichs hier nicht um einen wichtigen Gegenstand handelte. Die pariser Republikaner haben schon lange gemerkt, daß (nach Gambettas Wort) der Antiklerikalismus kein einträglicher Exportartikel ist und daß im Orient, ohne leidliche Beziehungen zur Römerkurie, ihr Einfluß versickert; sie fangen sacht drum wieder mit den im Vatikan Mächtigen zu plaudern an. Das Königreich Italien ertrachtet leise ein besseres Verhältniß zu den irdischen Heerschaaren Petri. King Edward war bereit, bei der (vielleicht sehr nahen) Papstwahl für den Kardinal Rampolla zu wirken, dem nach Leos Tode der deutsch-österreichische Einspruch den Aufstieg zur Sella gesperrt hat. Und in dem Kampf der Jesuiten gegen die von Pius begünstigten Dominikaner ist jede Hilfe, auch die wider Wissen und Wollen von Ketzern gewährte, willkommen. Ist die Lage des Deutschen Reiches so bequem, daß es sich ohne Zwang das Papstthum verfeinden darf? Danach fragen die Schreier und die Parteistrategen nicht; und die Regirung ist viel zu schwach, um ihnen wehren zu können. Ein Bischen Vernunft! Noch kennt Ihr ja den Wortlaut der Encyklika nicht; könnt nicht wissen, ob die ganze Speise so bitter schmeckt wie das zuerst aufgetragene Stückchen. Und hätte Pius gesprochen wie ein spanischer Landpfarrer im Zorn: deutschem Ehrgefühl kann er nichts nehmen, nichts geben. Daß er schroffe Beleidigung deutschen Wesens nicht gewollt hat, ist sicher. Kühlt die Köpfe! Wir brauchen Rom noch fürs gerade jetzt schwierige Reichsgeschäft.

Much ado about nothing. Die Komoedie hat einen zweiten Akt. Herr Dernburg will nicht länger Staatssekretär sein. Das ist leicht zu verstehen. Der Mann, den das Glück, wie selten Einen, begünstigt hat, fühlt, daß er auf seinem Posten nichts mehr zu leisten vermag. In seine Amtszeit fielen die Diamantenfunde, die dem Kolonialbudget fürs Erste eine Jahreseinnahme von zehn oder zwölf Millionen brachten; die Engländer, die ihn uns gönnten, ließen ihn ruhig leugnen, daß er mit ihnen über die Walfischbai verhandelt habe; und die unrichtigen Ziffern, die er skrupellos über die Lippe schickt, wurden ihm nicht ernstlich verdacht. Fast vier Jahre lang gings. Ob es noch länger gehen könne, war mindestens zweifelhaft. Nie wurde ein deutscher Ressortchef so inbrünstig gehaßt, mit

solcher Stimmeneinheit verurtheilt wie der Staatssekretär Dernburg im deutschen Osten und Südwesten Afrikas; er durfte nicht wagen, sich dort ohne Schutztruppe noch einmal sehen zu lassen. (Ist die Stimmung der Kolonisten, die das Land civilisiren und vertheidigen sollen, wirklich so gleichgiltig, wie die den Dernburgs Affiliirten uns einreden möchten?) Die Kollegen sahen mißtrauisch auf den Mann, der sich wie ein selbständiger Reichsminister geberdete. Die ihm Untergebenen, civile und militärische, suchten das Joch dieses Dienstes abzuschütteln und hehlten, wenn sie ausharren mußten, den Groll und dessen Ursache nicht. Der Reichstag, dessen liberale Fraktionen ihm, als einem vom Centrum Bekämpften, beistanden, hatte ihn genöthigt, den mit der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika vereinbarten Vertrag zu ändern, und eine Resolution angenommen, deren Spitze sich gegen Dernburgs Großkapitalistenpolitik kehrte. Der nächste Winter konnte, ohne Reisebericht, keinen Ruhm, mußte bei ungünstiger Diamantenkonjunktur arges Mißvergnügen bringen. Daß der Schlaue, der vorher schon, just noch zu rechter Zeit, den berliner Diamantenregisseuren den Geschäftsprofit geschmälert hatte, vorbauen und versuchen werde, sich als ein Opfer ultramontaner Tyrannenmacht zu empfehlen, war zu erwarten. Auch 1906, als er im Vorstand der Darmstädter Bank unhaltbar geworden war und trüben Blickes, sogar in New York, nach neuer Möglichkeit lohnender Bethätigung umhergespäht hatte, verstand Herr Dernburg den Glauben zu schaffen, er verzichte freiwillig auf Amt und Einkommen des Bankdirektors. Wer ihn jetzt für den Märtyrer einer Ueberzeugung hält, mag in dem Wahn selig werden. Der Staatssekretär rühmte sich kaiserlicher Gunst; seine Freunde erzählten, der Kaiser habe ihn seinen Cecil Rhodes genannt und ihm die Beschäftigung mit „allgemeiner“ Politik empfohlen. Jetzt geht der Betriebsame, der als Stimmungmacher manches Nützliche geleistet hat; weil für Einen, der Kanzler zu werden hofft, aus dem Kolonialamt nichts Rechtes mehr zu holen ist. Wozu der Lärm? Der Abschied ist pfiffig inszenirt, die Gerüchte, die den Scheidenden als von allen Seiten Umworbenen spiegeln, können nur nützen; und für das Uebrige soll die dem großen Muster Roosevelts abgeguckte Taktik sorgen. „Wollen wirs“, sprach im Sommer 1906 Fürst Bülow zu Wilhelm, „nicht mal mit einem Kolonialdirektor versuchen, der ein Automobil hat?“ Ein Flinker geht, um möglich zu bleiben.

❦

Lafontaine redivivus.

Als echter und rechter Nachfolger Lafontaines hat Rostand sein Drama „Chantecler“ geschrieben. Die Franzosen sehen in Lafontaine einen ihrer größten Dichter und einen der reinsten Vertreter gallischer Art und Kunst. Die Züge des Antlitzes, das der Franzose im siècle de Louis XIV. sich zurechtgelegt hat, blicken dem schärferen Beobachter auch aus dem neuen Thierdrama, durch alle neuartigen Umhüllungen hindurch, unverändert entgegen. Da ist vor Allem die weltmännische Art, Kunst und Leben mit geistreich ironischer Ueberlegenheit graziös zu gestalten, diese fesselnde Leichtigkeit und dieser stets unterhaltende Geist, der eine tiefere innerlichere Erschütterung und ein starkes Mitbeben des Gefühls meidet, dieser französische Esprit, den der Deutsche des späteren achtzehnten Jahrhunderts als „Witz“ unangenehm empfand und gegen den er das deutsche Gemüth ausspielte. Und da wirft sich eben so wieder der leichte und gewandte Gesellschaftmensch, wenn der Augenblick es verlangt, in eine heroische Pose und erinnert uns daran, daß dem Landsmann Corneilles die schwungvollen Linien einer imposanten Fechterstellung unentbehrlicher Bestandtheil des Heldenthums sind. Da ertönt ferner mitten im schlagfertigen Frage- und Antwortspiel, zwischen Scherzen und Witzespointen unversehens ein stolzes Wort zum Ruhm Frankreichs oder eine fast feierlich rührende Tirade über Paris. Chauvinismus, umrahmt von Geistesraketen, stolze, beinahe selbstgefällige Worte, umgeben von den Schlagern zungengewandter Gesprächskunst. All Das läßt sich nur auf Französisch sagen; wer als Deutscher in heimischer Sprache Gleiches versuchte, Der erschiene uns gespreizt, fast läppisch. Solche echt französischen Züge verbinden sich obendrein in Rostands „Chantecler“ mit der Fabeltechnik und der Thierpoesie Lafontaines und zeigen sich deshalb hier noch stärker und deutlicher als in seinem „Cyrano de Bergerac“. Ein kerndeutscher Mann wie Jakob Grimm wehrte sich gegen den schalkhaften Witz, die frivolen Anspielungen auf den Weltzustand, die epigrammatischen Wendungen, mit denen Lafontaine in seinen Fabeln das égayer l'ouvrage trieb. „Die sättigende Fülle der alten Thierfabel hat er nie erreicht.“ „Er ist viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er bei der Entfaltung des alten Materials verweilen wollte.“ Solche Vorwürfe machte Grimm zu Gunsten der echten alten Volkspoesie. Wer Lafontaine begreifen will, darf ihn freilich nicht mit der alten Thierfabel zusammen-

halten, noch weniger mit der Urpoesie der Primitiven. Und noch weniger darf solcher Maßstab an „Chantecler“ gelegt werden, der Alles enthält, was Grimm an Lafontaine mißfiel: Witz und epigrammatische Wendung, eine bis an die äußerste Grenze (für den Nichtfranzosen sogar über die Grenze) der Verständlichkeit hinausgetriebene Anspielung auf das Leben und Treiben der Welt. Was mit den französischen Mitteln Lafontaines im Dienste des égayer l'ouvrage geleistet werden kann, ist hier geleistet.

Doch zwischen Lafontaines Fabeln und Rostands Komoedie liegen drei Jahrhunderte; es wäre drum lächerlich, zu behaupten, daß nichts im „Chantecler“ über Lafontaine hinausweise.

In dieser langen Zwischenzeit hat sich die Stellung des Menschen zum Thier völlig verschoben. Die Thierpoesie ist von der Verschiebung selbstverständlich nicht unberührt geblieben. Auch Rostand nicht. Und doch meidet sein „Chantecler“ die neuen Elemente der Thierpoesie, sucht sie wenigstens nicht in den Vordergrund zu schieben und nähert sich eben deshalb der Auffassung Lafontaines so sehr, daß man meinen möchte, die alte dichterische Anschauung von Thier und Thierpoesie liege den Franzosen überhaupt besser und näher als die neue.

In der Zeit, da Lafontaine seine Fabeln schrieb, beherrschte Descartes das Denken Frankreichs. Trotz einzelnen Gegensätzen ist der französische Klassizismus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten von ihm abhängig. Seine rationalistische Weltanschauung entsprach durchaus der Hochachtung, die der Franzose damals der raison entgegentrug. Descartes zog eine scharfe Grenze zwischen Mensch und Thier: eine willenlose Maschine, nur durch äußere Umstände in ihren Handlungen bestimmt, steht das Thier in vollem Gegensatz zu dem mit Vernunft begabten Menschen. Schon Leibniz begann, die Grenze zu verwischen. Ihm ordnete sich die Welt zu einer Stufenleiter geistbeseelter Wesen; auf dieser Stufenleiter steht der Mensch höher als das Thier, aber dem Thier ist eine (wenn auch niedriger entwickelte) Seele eigen. Im Jahre 1749 konnte ein Anhänger Leibnizens, der Aesthetiker und Psychologe Georg Friedrich Meier, in einem Buche über die Seele der Thiere die kartesische Anschauung mit Leibnizens Waffen besiegen.

Wenn der junge Mensch sehnsuchtvoll in die Welt des deutschen Klassizismus eindringen will, treten ihm, eher abschreckend als anziehend, die Oden Klopstocks in den Weg. Ich weiß nicht, ob auch heute noch eine Jugend, die von der künstlerischen Bedeutung der „Frühlingsfeier“ nichts ahnen kann, sich mit den Versen abquälen muß:

Aber Du, Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

Wir lächelten auf der Schulbank über die Sorgen, mit denen Klopstock da behaftet scheint. Und wir spotteten über Klopstocks Hoffnung, einst, wenn er das dunkle Thal des Todes durchschritten haben werde, zu erfahren, „ob eine Seele das goldene Würmchen hatte". Der Zeit Klopstocks selber war, dank Leibniz, Meier und ihren Genossen, die Frage wichtig und werthvoll geworden. An ihrer Beantwortung, an der Beseitigung der Grenzmauern, die zwischen Mensch und Thier errichtet worden waren, arbeitete Goethe mit. Aus seiner und aus Leibnizens Schule stammen die Naturphilosophen des romantischen Zeitalters, die das Wirken der Natur im Leben des Geistes zu entdecken, den Geist in die Natur hineinzutragen suchten, voran Novalis und Schelling. Mit welchen Mitteln sie und in ihrem Gefolge romantische Denker wie Oken, Passavant, Carus, romantische Dichter wie E. Th. A. Hoffmann, das Menschliche im Thier zu ergründen, die Seele des Thieres zu entdecken sich mühten, erzählen Ricarda Huch in einem Kapitel ihres Buches „Ausbreitung und Verfall der Romantik" und Franz Leppmann in dem hübschen Schriftchen „Kater Murr und seine Sippe". Von der Romantik wiederum kam Arthur Schopenhauer; indische Thierheiligung mit romantischer Thierbeseelung verknüpfend, entwickelte er seine Kampfesthesen für Thierschutz und gegen Vivisektion. Sein Glaubensbekenntniß lautete, „daß die Thiere in der Hauptsache und im Wesentlichen ganz das Selbe sind, was wir".

Auf den ersten Blick scheint es ungereimt, Lafontaine zum Vertreter der Anschauung des Descartes zu machen und einem Dichter, der dauernd mit der Analogie von Thier- und Menschenleben arbeitet, der immer wieder den Thieren menschliches Fühlen und Denken verleiht und dem Menschen im Thier seinen Spiegel vorhält, zuzumuthen, daß er Thiere und Menschen durch strenge Grenzen geschieden habe. Doch der Schein täuscht. Lafontaine weiß noch nichts von den naturphilosophischen Angleichungen der Romantik; er ist auch längst der naiven Ueberzeugung von der Ungeschiedenheit menschlichen und thierischen Wesens entwachsen, mit der die Primitiven den Tiger ehrfurchtvoll „Großvater", den Bären „erhabener Greis" nennen, einen Nachbarstamm für Wasserthiere und umgekehrt Affen für Waldmenschen halten. Ihm ist das Thier nur Spiegel des Menschen. Er benutzt

es wirklich nur wegen der „allgemein bekannten Bestandheit" der Thiercharaktere, wie Lessing in seinen Abhandlungen über die Fabel sagt. Um solche zierliche kleine Sächelchen zu schaffen, wie Lafontaines Fabeln, ist es thatsächlich besser, zu sagen: der Wolf und das Lamm als: Britannicus und Nero. Der Wolf, das Lamm haben in der Fabel und für alle Welt ihre ganz bestimmten Eigenarten, eben so der Löwe, der Fuchs, der Esel, der Rabe. Da braucht es keine langen Erörterungen, keine ausführlichen Charakteristiken, Jeder weiß sofort, was für eine Sorte Mensch gemeint ist. Denn natürlich sind alle diese Thiere Lafontaines verkappte Menschen. Um die Gleichung vor dem Verstand zu ermöglichen, braucht es nur der Eingangsformel: „Damals, als die Thiere noch redeten." Sie eröffnet spätgriechische wie französische Fabeln und spottet heimlich des Glaubens, daß es eine solche Zeit je gegeben habe. So wenig wie ein Goldenes Zeitalter! Doch auch das Goldene Zeitalter ist eine bequeme Fiktion, um vor der raison zu rechtfertigen, was sich nie und nirgends hat begeben. Es ist und bleibt ferner ein anregendes Spiel des Witzes, immer neue Züge der Verwandtschaft zwischen Mensch und Thier zu entdecken, dem Menschen, der sich hoch erhaben über das Thier dünkt, zu zeigen, wie ähnlich er ihm trotz Allem ist. Die Grenze thatsächlich aufzuheben, daran denkt Lafontaine und seine Schule nie. Das Verhältniß von Mensch und Thier bleibt ganz naiv, rücksichtlos naiv. Und auch in der Fabel selbst verkehren Thier und Mensch, ohne daß Dichter oder Leser etwas Seltsames in solchem Verkehr sähen. So war es ja, „als die Thiere noch redeten".

Da fehlt vor Allem das große Bangen, das den Menschen beschleicht, wenn er (im Sinne neuerer Anschauung) der Frage nachsinnt, wie viel von unserem Fühlen und Sinnen, von unserer Freude und unserer Pein im Thier stecke. Das große Bangen ferner, das (echt romantisch) uns überfällt, wenn wir Spuren unseres Lebensgefühls, wenn wir ein Wollen und ein Streben und ein Leiden dort zu verspüren glauben, wo nur Maschinen in Thätigkeit zu sein scheinen. Aus dem Bangen erwächst das Mitleid; und aus dem Mitleid das Bewußtsein, daß in dem Thier die Sehnsucht walte, in ein höheres Leben einzugehen. Wie wir selbst solcher Sehnsucht nachhängen, so meinen wir, sie auch im leidenden Thiere zu erkennen. Es will Mensch werden. Es harrt seines Erlösers. Ein Messias der Natur soll kommen: so orakelt Novalis. Und Bettine starrt staunend und bangend in die Augen des Rehs, aus denen eine tiefe Seele blickt; es sieht sie an, es schreit

sie an, als ob es um Erlösung bäte. Aus dem alten naiven Verhältniß von Mensch und Thier ist ein sentimentales geworden.

Nur glaube man nicht, daß die romantische Thierpoesie diese neuen Gefühle sofort dichterisch ausnutzte. Tiecks „Gestiefelter Kater" und auch Hoffmanns „Kater Murr" stehen der naiven Vermenschlichung noch sehr nah und stecken schlechtweg Menschen ins Thierkostüm. Dennoch kündet sich schon im „Gestiefelten Kater" die kommende Verschiebung an. Es lag in der ganzen Technik der burlesken Komoedie, über die Illusion zu scherzen, die in einem Schauspieler einen Kater zu sehen verlangte. Gerade dieser Scherz aber zerstört die Annahme der alten Fabel, daß Thiere und Menschen mit einander reden können. Wenn nach den ersten Worten des Katers Hinze sein Herr und Besitzer Gottlieb erstaunt ausruft: „Wie, Kater, Du sprichst?", so wirft Tieck sofort die alte Fiktion über Bord. Hoffmann zeigt dann schon etwas mehr naturphilosophisch-psychologisches Interesse für die Katze. Das Grauen, das durch die unsicher gewordene Grenze zwischen Thier und Mensch bedingt wird, ist ihm auch nicht fremd, so wenig wie Brentano. Mehr und mehr wendet sich das Blatt. Während früher das Thier herbeigeholt worden war, um das Menschenleben besser zu erkennen, beginnt man allmählich, dem Thier, um ihm besser nachfühlen zu können, die Vorstellungwelt des Menschen, sein Hoffen und Wünschen, einzuverleiben. In Heines „Neuem Frühling" giebt der alte Spatz den Kindern Glaubensunterricht: „Im Anfang war die Nachtigal und sang das Wort: Züküht! Züküht!" Atta Troll belehrt seinen Jüngsten: „Droben in dem Sternenzelte, auf dem goldnen Herrscherstuhle, weltregirend, majestätisch, sitzt ein kolossaler Eisbär." Scheffels Hiddigeigei kündet in gleicher Weise: „In dem Mittelpunkt der Dinge stehn zwei alte weiße Katzen."

Die eigentliche moderne Thierpoesie, eine Poesie des Mitleids mit den Bedrückten, Enterbten, Unerlösten, ist Josef Viktor Widmanns Gebiet. Schopenhauers Lehre blüht bei ihm zu Kunst auf. Aus der Seele des Thieres ist seine Freude und sein Leid erfaßt. Noch waltet daneben stark die alte Technik, Menschliches im Spiegel der Thierwelt zu bespötteln, mindestens in der „Maikäferkomoedie". Doch in der Dichtung „Der Heilige und die Thiere" hat Widmann den romantischen Ahnungen von einem Messias der Natur, den Wünschen von Novalis und Bettine, ihren reifsten dichterischen Ausdruck geschenkt.

An diesen Dichtungen gemessen, zeigt „Chantecler" deutlich, um wie viel näher er Lafontaine verwandt ist als der Naturphilo-

sophie. Rostand selbst wollte in erster Linie ein Bild des Menschenlebens geben. Er benutzt das Thier wie Lafontaine, damit es Menschlichem diene, nicht umgekehrt sucht er ins Herz des Thieres zu blicken. Nur ein Schimmer naturphilosophischer Deutung der Thierseele ruht auf Chanteclers Glauben, daß sein Krähen der Welt die Sonne schenke. Dafür zeigt das Drama von anderer Seite einen neuen Charakterzug. Auch Widmanns Dichtungen kennen ihn. Und auch er ist Gewinn aus jüngerer Forschung. Nicht die Romantiker waren da am Werke, sondern die wissenschaftliche Naturlehre Darwins und der modernen Biologie.

Brunetière lehnt es ab, Lafontaine zu einem wißbegierigen „inspectateur" der Thiersitten machen zu wollen. Er giebt nur zu, daß er sie individuell charakterisirt und sauber scheidet. Doch um wie viel weiter ist man heute, ist vor Allen Rostand! Der bewundernswerthe Fleiß, mit dem Rostand die Welt und die Sprache der Zeit Cyranos von Bergerac sich zu Eigen gemacht hat, ist diesmal dem Vogelgeschlecht zu Gute gekommen. Wenn Widmann seine geliebten Maikäfer und ihr Leben gründlich kennt, so dichtet Rostand mit der Ausrüstung eines gelehrten Spezialisten. Eben wurde uns in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung eine Studie über Thierschreie und ihre lautliche Wiedergabe geschenkt. Rostand beherrscht die Vogelschreie, wie sie im Ohr des Franzosen nachklingen, meisterhaft. Und seine Kenntniß der Eigenheiten nicht nur einzelner Vogelarten, sondern der verzwicktesten Kreuzungen läßt ihn zuweilen bis nah an die Erfüllung romantisch-naturphilosophischer thierpsychologischer Forderungen gelangen, läßt ihn das Thier um des Thieres willen zeichnen.

Weil Rostand alle Arten und Abarten der Vögel aus Hof und Wald in Bewegung setzt, kann er auch einen viel größeren Reichthum von Charakteren bieten als Lafontaines Fabel. Das Prinzip Lafontaines bleibt ja bewahrt. Widmanns „Maikäferkomoedie" zeigt nicht „den" Maikäfer, sondern läßt innerhalb der Maikäferwelt eine Fülle verschiedenster Individualitäten walten. So weit geht Rostand nicht. Bei ihm ist, wie in der Fabel, der Hund treu und die Katze falsch, die Amsel geschwätzig und der Pfau eitel. Doch er vermehrt die Anzahl der Fabelthiere dank seiner reichen Kenntniß der Vogelwelt um ein Bedeutendes. Wo bei Lafontaine ein Thier als Vertreter seiner Art steht, stellen sich bei Rostand zehn Repräsentanten von zehn Abarten ein. Noch viel weiter geht er, wenn die Schaar der Luxushähne auf die Bühne marschirt. Durch diesen Reichthum der Abschattungen nähert er sich der neuen Thierpsychologie und ihrer Dichtung, die längst über

die falsche und listige Katze hinaus zu individuell differenzirten Katzen verschiedenster Charakteranlage vorgedrungen ist.

Am Wenigsten aber kennt Rostand das romantische Bangen der Kreatur nach Erlösung, den Glauben an einen Messias der Natur. Nur am Anfang des vierten Aktes tönt der Gedanke in dem Abendgebet der kleinen Vögel und in der Anrufung des Heiligen Franziskus von Assisi an: „Rêveur qui crûtes à notre âme avec tant de ferveur, que notre âme, depuis, se forme et se précise.“ Das hätte auch Novalis dichten können. Das ist urromantisch. Aber es wirkt wie eine aufgeklebte Arabeske; es fällt aus dem Ton der Dichtung. Denn sonst meidet Rostand ängstlich, die Grenze zu berühren, an der das Thier aufhört und der Mensch beginnt. Strenger noch meidet er Alles, was die Illusion zerstören könnte. Er bringt den Menschen auf der Bühne überhaupt nicht in Berührung mit dem Thier. Als echter Vertreter des verstandgemäßen Bühnenrealismus der Franzosen rüttelt er nirgends an der Bühnenillusion. Schauspieler in Vogelkostüm bewegen sich auf dem Theater. Ihre Größe giebt den Maßstab für die Bühnendekoration. Der Phantasie des Zuschauers wird durch eine wohlberechnete Maschinerie alle Arbeit abgenommen. Das ist ganz unromantisch.

Seltsamer Weise arbeitet diese verstandgemäße Technik der Illusion mit starken romantischen Stimmungeffekten der Beleuchtung und Belichtung. In Wien haben vor Allem diese Mittel gewirkt. Das schimmernde Wortgewand Rostands, der prickelnde Witz des neuen Lafontaine kam gegen sie nicht auf. Wenn irgendwo auf deutschem Boden, ist in Wien Verständniß für französische Art und Kunst zu erwarten. Wie wird es Rostands Chantecler im deutschen Norden ergehen?

Dresden. Professor Dr. Oskar Walzel.

Denkt an eine Satire oder Epistel Boileaus, eine Komoedie Molières, eine Tragoedie Racines, eine Fabel von La Fontaine, einen Aphorismus von La Rochefoucauld, eine Predigt von Bossuet oder Bourdaloue. So verschieden diese Werke von einander sind: ihr Hauptverdienst bleibt, daß sie allen Zeiten, allen Himmelsstrichen angehören und für alle Menschen gelten, nicht nur für den Franzosen des siebenzehnten Jahrhunderts; daß sie natürlich, weil menschlich, und menschlich, weil natürlich sind. Der Ausdruck wird ja, als ein Bischen metaphysisch, verpönt werden; aber ich möchte sagen: Diese Werke sind Natur- und Menschheitfragmente, die im Anblick der Ewigkeit entstanden. (**Brunetière.**)

Selbstanzeigen.

Deutschland von heute. Kulturgemälde der deutschen Gegenwart. 460 Seiten und 120 Abbildungen. Verlag Dr. Walther Rothschild in Berlin. 6 Mark.

In unserer Zeit weitgehenden Spezialistenthums entsteht in erhöhtem Maß das Bedürfniß, das Können und Leisten in unserem Vaterland in knapper Form anschaulich in Wort und Bild vor Augen zu sehen. Aus diesem Bedürfniß heraus ist mein neues Buch entstanden, das alle Kulturgebiete umfaßt sammt der für die Signatur der deutschen Gegenwart wesentlichen Wirthschaftgestaltung: Politik (Parteiengruppirung und -verjüngung); Großbanken, Industrie, Landwirthschaft; Wissenschaft; Technik; Drama, Roman und Lyrik; Presse (Schilderung und kulturelle Bedeutung); Bildende Kunst, Musik und Theater; Gesellschaft (Frauenfrage; Professoren und Studenten; Gegensatz von Nord und Süd). Mit der Schilderung verbindet sich Kritik. Was sind wir heute und wohin führt unser Weg? Unsere Kunst erschöpft sich in der Technik, unsere Wissenschaft erhebt sich nicht über historischen Kleinkram und endloses Experimentiren. Die Sehnsucht nach neuen sachlichen, greifbaren Werthen hat einen Neuidealismus geweckt, der sich vom Idealismus früherer Tage dadurch scheidet, daß er auf dem Boden der Thatsachenforschung gewachsen ist. Zugleich hat sich der Kreis der Kulturträger mächtig erweitert. Waren es einst die Päpste und geistlichen Würdenträger, deren Empfinden den Zeitgeist bestimmte, dann die Fürsten mit den Herren ihres Hofes; schuf später die Bourgeoisie die Resonnanz für neuerwachendes Geistesstreben, so steht neben all diesen Machtgruppen heute die Arbeiterschaft, deren wirthschaftliche Emanzipation die großen Freiheitbewegungen der letzten Jahrhunderte zum Abschluß gebracht hat. Die eben aus dem Joch wirthschaftlicher Fronarbeit zur Selbstbesinnung Gelangten sollen zu Kulturträgern werden durch eine neue Kultur, die der großen Masse dient und sie dadurch gewinnt. Dr. Fritz Berolzheimer.

✱

Die großen Russen. Leipzig, Haupt & Hammon. 2,25 Mark.

Dieses Buch ist eine Prosaanthologie von Werken der größten Meister russischer Erzählungskunst. Meines Wissens ist es der erste Versuch, eine solche Quintessenz aus der großen russischen Literatur zu geben. Mit Puschkin, dem ersten wirklich Großen, beginnend, gelange ich über Lermontow, Gogol, Turgenjew, Tolstoi zu Dostojewskij und Tschechow. Von jedem der sieben Dichter wählte ich ein in sich abgeschlossenes Stück, das ich für besonders charakteristisch hielt; bei Lermontow und Dostojewskij mußte ich Abschnitte aus ihren größeren Werken (Romanen) nehmen. Doch sind auch hier möglichst abgeschlossene Stücke gewählt. Die Anthologie wirkt bei fortlaufender Lecture nicht als bunte Mosaik, sondern als einheitliches Ganzes; und so

glaube ich, mein Ziel erreicht zu haben: dem Leser den Begriff von den „Großen Russen“, einer einheitlichen und auf einen ganz spezifischen Ton gestimmten Erscheinung der Weltliteratur, zu verschaffen.

Dem Text sind sieben Bildnisse, Reproduktionen nach Gemälden erster russischen Künstler, beigeheftet. Jedes der sieben Stücke ist mit einer kurzen biographisch-kritischen Einleitung versehen. Auf dem von Karl Köster gezeichneten Umschlag ist der gekreuzigte Heilige Andreas, „Russiae patronus“, dargestellt. Die in den Einleitungen kurz skizzirten Lebensläufe der Sieben zeigen, daß auch die Dichter und ihre Werke ans Kreuz geschlagen waren.

München. Alexander Eliasberg.

*

Frida Freiin von Bülow. Verlag von Karl Reißner, Dresden.

Frida Bülow ist die erste deutsche Frau gewesen, die die Jahre ihrer besten Jugend der Kolonisation Afrikas gab. Dieses Thun, zu dem sie ihr stark nationales Empfinden verpflichtete, müßte in vaterländisch gesinnten Kreisen ihren Namen hochstellen. Die Kreise, aus denen sie stammte und die sich so gern die Hüter patriotischer Treue nennen, konnten aber Frida Bülow nie so recht „verzeihen“, daß sie Karl Peters liebte; und man hat sich höchst lebhaft bemüht, sie um dieses großen und dauernden Gefühles willen klein zu machen. Sie ließ sich von diesem Klatsch nicht herunterdrücken und hat ihr Leben gelebt, wie sie es mußte. Ich habe das Glück gehabt, die Freundschaft und Güte dieser Frau zu erfahren und sie nah kennen zu lernen, als einen Menschen, den man zu den Bedeutenden stellen muß: bedeutend in den Dingen ihres Schicksals und in der Art, wie sie diese formte, bedeutend in ihrer Persönlichkeit. Von dieser Persönlichkeit zu sprechen, war mir ein starker Wunsch, aus den von ihr und über sie gegebenen Dokumenten ein Bild ihres Lebens zu gestalten, eine reizvolle Aufgabe. Bei meiner Arbeit unterstützte mich im Besonderen Sophie Freiin von Bülow durch Ueberlassung der Familienpapiere, ferner die Familie von Münchhausen, Toni Schwabe und Rainer Maria Rilke durch Briefe und persönliche Erinnerungen. Da mir auch die Tagebücher der früh bei der Rettung eines Knaben gestorbenen, genial begabten Margarete von Bülow zugänglich waren, ist mir möglich gewesen, die überaus tiefe und edle geistige Beziehung zwischen den Schwestern wiederzugeben. Ich wünschte, mein Buch könnte zu besserer Würdigung Fridas von Bülows beitragen. Sophie Hoechstetter.

*

Gottsched-Wörterbuch, eingeleitet von Friedrich Kluge. Band 1. A bis C. Berlin, im Gottsched-Verlag.

Der Zweck dieses Werkes ist: erstens den Nachweis zu führen, daß Gottsched der (so weit sichs übersehen läßt) wortreichste Schriftsteller der ganzen Welt ist (mit etwa 80000 Wörtern); zweitens eine klare und ganz erschöpfende Vorstellung von der Alles hinter sich zurück-

lassenden Sprachgewalt des Meisters, von der Entwickelung seines Sprachschatzes und seinen Wortformen zu geben; drittens für die noch so wenig durchforschte neuhochdeutsche Sprache eine durchaus zuverlässige Zeitgrenze zu schaffen, von der aus Vergangenheit und Zukunft unserer Sprache fast mühelos übersehen werden können. Der erste Band enthält in drei Buchstaben (von denen das C nur einige Seiten füllt) 7155 Wörter und 689 Redensarten. Was den Reichthum des gottschedischen Sprachbildes anbetrifft, so sei nur darauf hingewiesen, daß die Partikeln an in 94, auf in 172 und aus in 141 verschiedenen Beziehungen, auf etwa zwei Bogen des Bandes, gebucht, mit Citaten (zusammen etwa 1000 Sätze beziehungweise Verse) von oft ganz herrlicher Fassung bestätigt werden konnten. Auf andere Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Erwähnt sei nur noch, daß von den bei Gottsched zu findenden Worten auch nur dieses ersten Bandes im Grimmschen Wörterbuch nahezu 2500 fehlen; viele andere nur aus der Zeit nach Gottscheds Wirken belegt werden. Auch die Wortforscher, die werthvolle Nachträge zum Grimmschen Wörterbuch geliefert haben, sind stets an Gottscheds Sprache vorbeigegangen, weil sie von den in diesen ganz verachteten Schriften verborgenen überreichen Schätzen nichts ahnten. Daß die von mir allein durchgeführte Arbeit eigentlich über die Kraft eines Einzelnen weit hinausgeht, wird mir jeder Einsichtige glauben. Wenn ich vor ihr trotzdem nicht zurückgeschreckt bin und mich recht eigentlich an ihr zu Grunde gearbeitet habe, so ist es deshalb geschehen: weil gerade durch sie die Alles überragende Stellung des großen, vorbildlichen Meisters unserer Sprache unantastbar festgestellt, auch die Grenzen seiner sprachschöpferischen und spracherneuenden Thätigkeit genau abgesteckt werden können. Die Fülle der Citate (etwa 50000 im ersten Band) aus allen Gebieten des geistigen und völkischen Lebens macht mein Werk zugleich zu einem der fesselndsten Lesebücher, die wir besitzen. Schon aus diesem Grunde könnte es für die Intellektuellen ein bevorzugtes Hausbuch werden. Aber daran ist wohl nicht zu denken. Unsere Soldaten, unsere Flotte, unsere Luftschiffe ziehen uns das Geld in solchen Mengen aus der Tasche, daß wir kaum noch für den nöthigen Alkohol, für Cigarren, Tingel-Tangel, für schlechte Romane und noch schlechtere Theaterstücke ein Weniges übrig behalten. Wie sollte da für ein deutsches Wörterbuch, und wenn es das herrlichste Gold unserer Sprache umschlösse, Geld zu erübrigen sein? Ich bescheide mich. Aber da ich nachgerade außer Stande bin, noch größere Geldopfer zu bringen, so richte ich bei dieser Gelegenheit die herzliche Bitte an Alle, die auch für die geistige Größe, für den idealen Ruhm unseres Volkes noch Sinn haben, mir Mittel zur weiteren Durchführung meines großen nationalen Werkes gütigst zuwenden zu wollen. Die Gefahr besteht, daß Alles unvollendet liegen bleiben muß: das Wörterbuch und die Gottsched-Biographie, der ja schon viele unserer Besten das beste Zeugniß ausgestellt haben. Helft mir: Viele Wenig machen ein Viel.

Schöneberg. Eugen Reichel.

Im Reich der Kohle.

Der Dialog Gwinner-Rheinbaben brachte der Welt und dem Preußischen Herrenhaus die Botschaft, daß wir „mitten in einer günstigen Konjunktur“ seien. Herr von Gwinner sagte es; und seine Worte wirkten mit dem ganzen Gewicht eines Direktors der Deutschen Bank. Nach der ersten freudigen Ueberraschung krochen die Zweifel hervor. Man erinnerte sich, daß Direktor von Gwinner vor den Aktionären seiner Bank im März nicht von besonderer Gunst der Konjunktur gesprochen hatte. Zwischen der Etatrede in der Mauerstraße und der Etatkritik in der Leipziger Straße lagen nur zwei Monate; und in dieser Zeit war kein Konjunkturumschwung zu merken. Von einer ungewöhnlich starken und dauerhaften Konjunktur für das Effektengeschäft kann man reden. Aus der Industrie aber ist nichts besonders Günstiges zu melden. Die Erhöhung des Kokspreises, die das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat beabsichtigt, beweist nichts für die Gunst der Konjunktur. Zunächst bot sie nur den willkommenen Anlaß, wieder einmal vom „Terrorismus“ des Kohlensyndikates zu sprechen. Das war so lange nicht mehr geschehen, daß der Fehderuf beinahe wie eine primeur wirkte; und die sind, vor der Schwelle der faulen Saison, beinahe so rar wie schwarze Perlen. Den Kohlenleuten gehts nicht sehr gut; die Töne, die aus den Bergrevieren zu uns dringen, sind keine Jubelklänge. Und die Eindringlichkeit, mit der Emil Kirdorf jüngst die Erneuerung des Kohlensyndikates empfahl, verrieth ernste Sorge. Der Vertrag läuft erst im Jahr 1915 ab. Der Verband der Zechen hat aber Grund genug, früh an die Erneuerung zu denken. Die Hüttenzechen machen sich breit und nehmen dem Syndikat immer mehr von seinem ursprünglichen Charakter. Statt einer Organisation, die den Zechen Produktion und Absatz regelt, sehen wir ein Unternehmen, das von einer starken Partei seiner eigenen Mitglieder terrorisirt wird. Wie ein Trauergesang klingt der Inhalt des letzten Jahresberichtes; in den Jahren 1907 und 1908 hatte das Syndikat anders gesprochen. Die Oeffentliche Meinung fragte freilich kaum noch nach der Tonart. Was kümmert sie die Industrie, wenn die Börse so herrlich florirt? Man spürte ja, daß es auch ohne Hochkonjunktur gehe. Alle wollten verdienen; und die Meisten glaubten wirklich, daß ihnen die Kurssteigerung Geld ins Haus bringe und drin lasse. Syndikate? Das Gerede vom Kalisyndikat war schon langweilig genug. Die Effektenspekulation schien viel wichtiger als das Schicksal der Syndikate. Erst jetzt taucht das Kartellproblem wieder auf. Ists aber überhaupt noch (oder schon wieder) ein Problem?

Die Entwickelung des Kohlensyndikates wurde durch die Hüttenzechen bestimmt. Diese Thatsache bindet auch die Zukunft des Verbandes. Emil Kirdorf ist nicht nur erster Mann im Syndikat, sondern auch Leiter der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft. Die gehört aber gerade zu den Mitgliedern des Verbandes, die ihn von seiner Bahn

abgedrängt haben. Und Gelsenkirchen hat neue Pläne, deren Ausführung die trustartige Stellung des Verbandes noch deutlicher als bisher zeigen wird. Die Hochofenanlagen sollen zu einem großen Stahlwerkbetrieb ausgebaut werden, damit die „Basis des Unternehmens sich verbreitere“. Das Ziel scheint: Stärkung der eigenen Macht bis zu einer Wucht, die ermöglicht, auch ohne Syndikat im Konkurrenzkampf zu siegen. Jedenfalls erleichtern solche auf Zuwachs gearbeiteten Pläne die Erneuerung der Kartellverträge nicht. Je größer die Ansprüche des Einzelnen werden, desto schwerer wirds, alle Interessen in der Enge eines Verbandes zusammenzubringen. Die Entwickelung von Gelsenkirchen, Phönix, Deutsch-Luxemburg, Deutscher Kaiser (Thyssen) läßt erkennen, wie die Sonderwünsche der über den Rahmen des Syndikates längst hinausgewachsenen Einzelconcerns nach zwei Richtungen ausstrahlen: sie treffen das Kohlensyndikat und den Stahlwerkverband, der schon im Jahr 1912 sein Ende erreicht. Freilich sind die Banken auch noch da und können ein Machtwort sprechen. Der Stahltrust wäre schon vor sechs Jahren an dem Widerstand der Phönixgesellschaft gescheitert, wenn die Banken (an der Spitze der Schaaffhausensche Bankverein) sich nicht die Majorität der Aktien verschafft und die renitente Gesellschaft in den Verband hineingezwungen hätten. Die Abhängigkeit der Industrie von ihren Kreditgebern ist seitdem nicht geringer geworden; und die Drohung, den Kredit zu entziehen, bleibt selten unwirksam. Die Howaldtwerke wurden nach dieser Methode behandelt. Eben so die Gewerkschaft Kaiser Friedrich, die sich von der Nothwendigkeit einer Fusion mit Deutsch-Lux nicht überzeugen konnte, bis die Banken sie höflichst ersuchten, für eine rasche Abtragung der Bankenschuld zu sorgen. Solches geschah früher wohl auch schon, meist aber nur im Verkehr mit Firmen, die nicht mehr fest auf den Beinen standen. Die diätetische Therapie, die jetzt in die Mode gekommen ist, wird im nahen Kampf um die Erneuerung der Syndikate von großer Bedeutung sein. Das darf man nicht vergessen.

Die Hauptfrage bleibt freilich, wie weit der Glaube reicht, daß die Politik der Syndikate der Industrie Nutzen gebracht habe. Den Zechen, die nicht das schöne Privilegium der „Selbstverbraucher“ genießen, wird wenig daran liegen, das Kohlensyndikat in der alten Form zu erhalten. Die Stimmung dieser Kreise verrieth eine Aeußerung der Bochumer Bergwerkgesellschaft, die ja zu den Schmerzenskindern der Diskontogesellschaft gehört. Zwanzig Jahre lang mußten ihre Aktionäre sich in der schweren Kunst der Entsagung üben. Nun hat eine angesehene Gewerkschaft, Konstantin der Große, den Bochumern eine Kaufofferte gemacht. Glänzend ist das Angebot in seinen Details nicht; aber es verheißt eine sichere Rente von ungefähr 3⅓ Prozent. Die bochumer Aktionäre wollen mehr haben; Konstantin denkt aber nicht daran, über sein Gebot hinauszugehen. Die bochumer Verwaltung empfiehlt nun die Annahme der Offerte und erinnert daran, daß die Position der „reinen Zechen“ im Kohlensyndikat immer schwächer werde.

Dabei wurde mit auffälliger Skepsis von der Zukunft des Syndikates gesprochen. Leicht wird die Erneuerung also nicht sein. Die Hüttenzechen geben den Ton an. Der Jahresbericht des Kohlensyndikates erwähnt, daß die Förderung der reinen Zechen um 3 (auf 57) Millionen Tonnen zurückging, die der Hüttenzechen dagegen um 2 (auf 23½) Millionen Tonnen stieg. Die konnten sich eben durch Steigerung des Selbstverbrauches den Wirkungen der Produktioneinschränkung entziehen. Der Kern der Syndikatspolitik, die Kontingentirung der Kohlenförderung, ist schon ziemlich ausgehöhlt. Daran muß man stets denken. Die zunehmende Kapitalisirung der Industrie hat die Kartelle ihres Hauptzweckes beraubt. Auf die agrarische Periode ist die Zeit der Industrialisirung gefolgt und jetzt haben wir die Vorherrschaft rein kapitalistischer Motive. Die Einrichtungen aber, die geschaffen wurden, um die Produktion der Industrie zu regeln, stammen aus der zweiten Periode und müßten nun der neuen Atmosphäre angepaßt werden. So erklärt sich die Wandlung im Wesen der industriellen Kartelle. Die Verwaltung des Kohlensyndikates unterstreicht im Jahresbericht die Umstände, die die Schwäche des Kartells zeigen. Den Rückgang des Koksabsatzes trotz gesteigerter Roheisenproduktion; das Mißverhältniß zwischen reinen Zechen und Hüttenzechen bei der Einlegung von Feierschichten; den häufigen Wechsel der Belegschaften mit seinem ungünstigen Einfluß auf den Betrieb. Sind aber für die Leiden des Syndikates nicht seine eigenen Aerzte verantwortlich, die Herren der Hüttenzechen, die im Präsidium sitzen?

Man wird auch nach der Exportpolitik des Kohlenkartells fragen. Ist sie nach den Wünschen der Kohlenkäufer getrieben worden und der Unterschied in der Behandlung von In- und Ausland nicht allzu unangenehm fühlbar? Die Ausfuhr deutscher Kohle ist im Lauf der letzten zwölf Jahre nur zweimal von einem Jahr zum andern zurückgegangen; sonst hat sie sich immer vermehrt. Den größten Sprung zeigt das Jahr 1909: mehr als zehn Prozent. Die Förderung stieg (seit 1899) um 47, die Ausfuhr um 70 Prozent. In der selben Zeit stieg der Import englischer Kohle um 115 Prozent. Diese Ziffern zeugen, sub specie der Syndikatspolitik betrachtet, nicht für die Weitsicht der essener Politiker. Man erklärt sie für mitschuldig an der Ueberfluthung Deutschlands mit britischer Kohle. Die englischen Kohlenfelder haben eine viel geringere Schichtmächtigkeit als unser Rheinland, Westfalen und besonders Oberschlesien. Der schwächste Produzent wird hier einmal dem stärksten Kohlenförderer unbequem. Da muß doch wohl ein Fehler im System sein. Man macht den Fiskus mit seinen Eisenbahntarifen verantwortlich, obwohl er mit der Aufhebung der Ausnahmetarife im Oktober 1908 nicht das Mindeste gegen die Zunahme des Exports ausgerichtet hat. Damals glaubte man zuversichtlich, dem Syndikat werde die Freude an der Ausfuhr versalzen sein, sobald es die Sonderfrachtsätze entbehren müsse. Der Glaube trog. Die Exportkurve ging in die Höhe; der Kohlenexport ist ja nicht auf die Eisen-

bahnen angewiesen: auf den Wasserstraßen kommt englische Kohle bis nach Berlin. Unter diesem Import leidet besonders Oberschlesien. Die berliner Gasanstalten, die von den Oberschlesiern kaufen müßten, ziehen die englische Gaskohle vor, weil deren Transport weniger kostet als der aus dem preußischen Osten. Die Kohle aus Northumberland, Durham, Wales ist in Berlin pro Tonne um drei Mark billiger zu haben als die Kohle aus Kattowitz. Die oberschlesischen Zechenbesitzer haben in ihrer Noth an die Eisenbahnverwaltung appellirt, um eine Ermäßigung der Frachtsätze vom Aufladeplatz nach Berlin zu erlangen. Das Gesuch wurde vom Landeseisenbahnrath abgelehnt, weil die Zufuhr englischer Kohle den deutschen Abnehmern Verlegenheiten erspare und das Ablenken des Verkehrs vom Schiff zur Bahn die Oderschiffahrt ruiniren würde. Die Herren vom Bergbau sind mit dem Bescheid nicht zufrieden; sie protestiren laut gegen die „Scheingründe“ der Eisenbahnverwaltung und weisen auf die Thatsache, daß der Verbrauch englischer Kohle in Berlin seit 1890 um 793 Prozent zugenommen habe. Solche Zustände lassen doch kaum einen Zweifel, daß es um die zeitgemäße Organisation unseres Kohlengeschäftes noch immer schlecht bestellt ist. Eine Hochkonjunktur könnte darüber hinwegtäuschen; heute aber darf man, nach nüchterner Prüfung, höchstens von einer erträglichen Mitteltemperatur reden. Ladon.

Die neue Encyklika.

Mein Urtheil über die Borromaeus-Encyklika kann ich einstweilen nur kurz formuliren. Das unsinnige Machwerk (ich meine nur den durch die Zeitungen bekannt gewordenen Passus über die Reformation; das Uebrige kenne ich noch nicht) ist ein Verbrechen nicht allein gegen die evangelische Kirche und die ganze, ihrer Hauptmasse nach protestantische Kulturwelt, sondern auch gegen die unter Protestanten lebenden, namentlich gegen die deutschen Katholiken; ein Verbrechen, dem höchstens die ungeheuerliche Unwissenheit des italienischen Klerus als mildernder Umstand angerechnet werden kann. Die deutschen Bischöfe werden wohl jetzt endlich ihre Vorgänger, die Konzilsbischöfe, verwünschen, die, statt deutsch, und zwar öffentlich, mit der römischen Kurie zu reden, aus verkehrter taktischer Berechnung solche Geistliche, die öffentlich ein ehrliches und vernünftiges Wort wagten, exkommunizirt oder wenigstens suspendirt haben. Wäre unter den Dummköpfen und Fanatikern, die den „Unfehlbaren“ inspiriren, auch nur ein einziger Mann von Geist, so hätte er vorgeschlagen, von dem edlen, feinen, wahrhaft apostolischen und großen Karl Borromaeus zur Feier seines Jubiläums ein erbauliches Lebensbild zu entwerfen, ohne die Reformation zu erwähnen, was ganz gut und ohne Fälschung des Bildes möglich gewesen wäre.

Neisse. Karl Jentsch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Juni 1910.

Triodion.

Krondotation.

Am siebenten Junitag wurde im Haus der Abgeordneten über die Erhöhung der Krondotation verhandelt. Wilhelm dem Ersten hat die Civilliste bis ins Jahr 1868 neun, dann zwölf Millionen Mark gewährt. Der König und Kaiser ist damit bequem ausgekommen. Sein Enkel hat eine Erhöhung um drei Millionen und eine halbe gefordert und im Februar 1889 erhalten. Eine neue Erhöhung war seit Jahren gewünscht, der Antrag auch vorbereitet worden, aber nicht in den Landtag gekommen, weil die Presse die Absicht ausgeplaudert hatte. Jetzt hat mans stiller gemacht: sich zunächst in geheimen Konventikeln die Zustimmung der Fraktionen gesichert. (Daß die Regirung zu diesen vertraulichen Besprechungen die sozialdemokratischen Abgeordneten, die durch höfliche Behandlung zu einer ruhigen, nur mit dem Hinweis auf ihre Parteigrundsätze motivirten Ablehnung zu bringen waren, nicht einlud, ist eine Folge der Vorurtheile, die immer wieder den Zweifel wecken, ob der energische und in seinem Fach tüchtige Freiherr von Rheinbaben wirklich der für Ministerpräsidium und Kanzlerschaft geeignete Mann ist. Die von Sozialdemokraten Gewählten haben die selben Rechte wie die anderen Fraktionen Angehörigen. Behandelt sie als Gentlemen: und sie sinds übermorgen.) Der ganze Konventikelplan war das Werk Eines, der klug genug ist, nicht klug zu sein; den der Augenblickserfolg wichtiger dünkt als die fortwährende Wirkung. Herr von Eckardt, ein gescheiter Patriot, hat im Ham-

burgischen Korrespondenten mit Recht gesagt, diese Methode sei einer starken Regirung unwürdig. Lächelnd mögen die Excellenzen sprechen: „Schimpft nur; wir haben erreicht, was wir wollten, und Seiner Majestät gezeigt, was wir können.“ Doch die üble Nachwirkung wird fühlbar werden. Wenn der König von Preußen, der Deutsche Kaiser (dem das Reich einen Theil der durch die Reichsrepräsentation entstehenden Kosten decken müßte), mit 15 719 296 Mark im Jahr nicht länger auskommen kann und 3 500 000 Mark mehr haben will, sein Jahresbedarf also um sieben Millionen höher ist als der des ersten Kaisers, soll mans offen sagen und die Forderung vernünftig begründen. Preußen wird für seinen König, den Mann seines Vertrauens, nicht ärmlich knickern. Eine Regirung, die, nach einer kläglichen Niederlage, von dem Volk, dem sie eine Menge neuer Steuern aufgebürdet hat, eine Erhöhung der Krondotation heischt und dieses Verlangen leise, heimlich und hastig durchdrückt, dient weder dem Staat noch dem König; setzt sich dem Verdacht aus, sie wolle von ihrem politischen Mißgeschick das Auge des Staatshauptes auf ihre Gefälligkeitleistung lenken. Die Begründung des Gesetzentwurfes war unzulänglich. Daß der König von der Ertragssteigerung der Domänen und Wälder, die im Jahr 1820 von der Krone Preußen dem Staat überlassen wurden, nicht profitirt, ist richtig. Für diese Ueberlassung hat der Staat damals dem Chef des regirenden Hauses eine Jahresrente von 7 719 296 Mark bewilligt. Auch wer von der Thatsache absieht, daß diese Rente dreimal, auf den Betrag von fast sechzehn Millionen, erhöht worden ist, kann nicht für billig halten, daß nach neunzig Jahren der königliche Rentier erklären lasse, er habe einen gerechten Anspruch auf Nachzahlung: denn sein Urgroßvater habe das Geschäft nur gemacht, weil er die künftige Entwickelung nicht vorauszusehen vermochte. Den selben Rechtsanspruch hätte mancher Berliner, dessen Vater in den sechziger Jahren ein Haus der Leipziger- oder Friedrichstraße verkauft hat. Die Vertheuerung des Haushaltungbedarfes hat dem König von Preußen, als nicht der Steuerpflicht unterthanem Besitzer ungemein großer Forsten und kultivirter Landflächen, sicher mehr Gewinn als Verlust gebracht. Klüger und nobler wäre gewesen, den Phrasenschwanz, den irgendein Geheimrath dem Gesetzentwurf angehängt hatte, in den Papierkorb zu werfen und mit stolzem Freimuth zu sprechen: „Un-

ser König und Kaiser faßt die Pflicht zur Repräsentation anders auf als seine Vorgänger; glaubt, in einer von früher ungeahnten Komfort- und Luxusbedürfnissen erfüllten Zeit, anders leben zu müssen als die Söhne glanzloserer Tage; und muß eine seit der letzten Erhöhung der Dotation um das Doppelte gesteigerte Zahl königlicher Prinzen ihrem Rang gemäß apanagiren. Daraus sind Schwierigkeiten entstanden, die Ihnen nicht unbekannt geblieben sind. Die Königliche Staatsregirung hegt die zuversichtliche Erwartung, daß auch bei diesem Anlaß das Hohe Haus, ohne sich von kleinlichem Kalkulatorengeist berathen zu lassen, dem König geben wird, was er zu brauchen glaubt. Sie bürgt mit ihrem Pflichtgefühl und ihrem Ansehen dafür, daß nie ein unwürdiges Mittel zur Geldbeschaffung gewählt, insbesondere nie versucht werden wird, durch den Verschleiß von Titeln und Orden Summen zu erschachern, die früher der Königlichen Schatulle entnommen wurden, und dadurch den Haushaltsetat des regirenden Herrn zu entlasten. Sie hat in dieser Angelegenheit nichts zu verbergen noch zu vertuschen und ist bereit, jede zur Sache gehörige Frage rückhaltlos zu beantworten." Dann hätten wir nicht über Geheimnißkrämerei und Phraseologie zu klagen gehabt und nicht die ärgerliche Vermuthung gehört, die Sozialdemokraten seien von dem Konventikel ausgeschlossen worden, weil man ihre unbequemen Fragen scheute. Ists denn gar so schwer, muthig zu sein? Aber die bürgerlichen Fraktionen haben ja alles Verlangte bewilligt; so flink, als ob sichs um ein paar Pfefferlinge handle, nicht um die Zinsen von hundert Millionen Mark. (Für die Mehrung der Geheimfonds, die unsere Diplomatie im Ausland nicht länger entbehren kann, regt sich auf keiner Seite, auch am Excellenzentisch nicht, ähnlicher Eifer.) Haben nicht einmal gefragt, obs nicht verständiger und nützlicher wäre, die vier preußischen Hoftheater, deren Leistung ins Bodenlose gesunken ist und die der halbwegs verwöhnte Theaterfreund wie ein schlecht gelüftetes Zimmer meidet, fortan bewährten Fachmännern zu verpachten. Wenn Geheimrath Friedberg, der Führer der nationalliberalen Landtagsfraktion, die zur Erforschung dieser Zustände nöthige Muße fände, würde er bald merken, wie komisch auf alle Sachkenner sein Satz wirken mußte: „Die Subventionirung der Königlichen Theater wird durch ihre Bedeutung für das künstlerische Leben der Nation gerechtfertigt."

Die „allgemeine Besprechung“ des Gesetzentwurfes brachte drei Momente, die kurzer Rede werth sind. Der sozialdemokratische Abgeordnete Hoffmann sagt: „Unser prinzipieller Standpunkt ist: Wahl aller Staatsdiener durch das Volk, auch des ersten Dieners des Staates.“ Herr von Kröcher, der Präsident: „Herr Abgeordneter, diese Bemerkung ist Hochverrath. Ich rufe Sie zur Ordnung.“ („Lebhaftes Bravo rechts.“) Hoffmann: „Ich habe nur die Grundsätze, die in unserem Programm überall zu finden sind, hier ausgesprochen. Das ist doch zulässig.“ Kröcher: „Sie mögen Grundsätze in Ihrem Programm haben, wie Sie wollen; ich bitte aber, daß Sie hochverrätherische Grundsätze nicht hier öffentlich von der Tribüne des Hauses herab kundgeben.“ Kein Abgeordneter widerspricht. Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich nennt (an den hier in Betracht kommenden Stellen) Hochverrath das Unternehmen, „die Verfassung des Deutschen Reiches oder eines Bundesstaates oder die in demselben bestehende Thronfolge gewaltsam zu ändern“ (§ 81[2]); und fügt hinzu: „Als ein Unternehmen, durch welches das Verbrechen des Hochverrathes vollendet wird, ist jede Handlung anzusehen, durch welche das Vorhaben unmittelbar zur Ausführung gebracht werden soll“ (§ 82). Der jüngste, strebsamste Staatsanwalt denkt nicht daran, gegen einen Preußen, der sich zu republikanischer Gesinnung bekannt hat, ein Strafverfahren zu beantragen. Daß er den höchsten Diener des Staates vom Volke gewählt sehen möchte, darf Herr Hoffmann in jedem Saal, auf jedem Zeitungblatt Preußens sagen; im Haus der Abgeordneten darf ers nicht. Hat er also schmalere Redefreiheit als irgendwo draußen. Und kein Abgeordneter widerspricht. War Herrn von Kröcher unbekannt, daß die Sozialdemokraten die monarchische Staatsform für unzeitgemäß halten? Glaubt er, den Staat (den die Republikanerlehre doch nicht mit der winzigsten Gefahr bedroht) dadurch retten zu können, daß er von einzelnen Abgeordneten durch Verbote Heuchelei erzwingt und der Agitation einen Stoff liefert, der stets Abnehmer findet? Hat er willkürlich zu entscheiden, wann ein Ruf zur Ordnung berechtigt ist? Wird die Ordnung des Hauses gestört, wenn ein Abgeordneter leise andeutet, was seine Partei seit Jahrzehnten durch alle Gassen brüllt? Und ahnen die Konservativen noch immer nicht, daß gerade sie in der Behandlung des Gegners keinen Fehler mehr machen dürfen?

Zweitens. Herr Hoffmann sagt, überall werde im Staatshaushalt geknausert; Regirung und Parlament lassen die Staatsarbeiter, die Veteranen, die Mannschaft des Heeres darben, zaudern aber nicht, die hohe Krondotation noch um drei Millionen und eine halbe zu erhöhen. Demagogische Redeweise; versteht sich. Freiherr von Rheinbaben antwortet: „Die Erde beneidet uns darum, was die Krone der Hohenzollern, was unser Deutsches Kaiserthum gerade für die arbeitende Klasse gethan hat. Und sehen Sie sich die Republiken an, ob sie auch nur den ersten, kleinsten Schritt auf diesem Wege gethan haben, den die preußische Krone gegangen ist!" („Sehr gut! rechts.") „Es ist nothwendig, dem Lande Dies wieder einmal vor Augen zu führen, um der Brunnenvergiftung, die draußen geübt wird, entgegenzutreten." („Sehr richtig! rechts.") Sehr richtig kann ich die Behauptung nicht finden, „die Krone" habe für die Arbeiter mehr gethan als je eine Republik. Nicht der König, der Kaiser trägt die Last der den Arbeitern nützlichen Steuer- und Versicherungpflicht, sondern die Bourgeoisie: der Unternehmer, der die Arbeitleistung, und der Konsument, der die Waare theurer bezahlen muß. Wo die Bourgeoisie herrscht, ist sie zu solchen Opfern nicht leicht zu bringen; sucht sie jeden Parlamentsbeschluß zu hindern, der ihr schwerere Bürde aufpacken müßte. Schadets dem König und Kaiser etwa, wenn der Unternehmer und Aktionär den Beutel weiter öffnen muß? Einer der edelsten Züge im Wesensbild der Monarchie ist, daß sie einen nicht durch persönlichen Vortheil geblendeten Vertrauensmann auf den höchsten Sitz hebt; über die Geldmenschheit einen König setzt, den sein Interesse zwingt, sich um die Masse der Armen zu kümmern. Das ist sehr richtig. Aber man soll Erwachsenen nicht länger die Mär zumuthen, die Sozialreform sei königlicher Opferbereitschaft zu danken. Fibelpolitik wirkt heute nicht mehr.

Drittens. Eine in Sulzbach lebende Arbeiterfrau hat den Vaterländischen Frauenverein um Hilfe gebeten, weil ihr gar so schwer werde, mit ihren dreizehn Kindern sich durchzuschlagen und für das vierzehnte auch nur das Nöthigste vorzubereiten. Die Antwort lautete: „Der Vaterländische Frauenverein kann doch nicht dafür, daß Ihr so viele Kinder habt. Ich finde, daß sowohl der Mann als auch die Frau sich davor mehr hüten können, daß sie so viele Kinder in die Welt setzen. Mit kaltem Wasser kann man

die Triebe auch zurückhalten; eine kleine Waschbütte mit kaltem Wasser ist dagegen sehr gut für die Männer; und vorher tüchtig schaffen. Ich wünsche Ihnen gutes Wochenbett. Frau Richard von Vopelius." Herr Hoffmann hat den Brief vorgelesen; das Abgeordnetenhaus ihn mit „Heiterkeit" aufgenommen. Die Echtheit des Wortlautes ist nicht bestritten worden. Und nicht ein einziger Vertreter des preußischen Volkes hat diese rohe Verhöhnung eines armen Weibes gerügt; nicht einer die Dame, die so unzarte Worte aufs Papier brachte, ersucht, sich, ehe sie Vereinsgipfelchen erklettere, erst in die feineren Formen weiblicher, menschlicher Scham einzufühlen. Alle schwiegen (nachdem sie sich ausgelacht hatten); schienen also der Vaterländischen zuzustimmen. Und der Brief wird der Sozialdemokratie ein neues Weiberheer werben.

Die erhöhte Krondotation ist bewilligt worden. Wenn der Preuße nicht über Aergeres zu klagen hat als über die Thatsache, daß sein König nicht ganz so sparsam wirthschaftet wie ein ins Enge gezwungener Hausvater, darf er zufrieden sein. Eine Regirung, die ihm diese Thatsache zu verschweigen trachtet, muß wähnen, auf einem Wolkensitz über dem Märchenreich der Kinder zu thronen.

Bulla encyclica.

Zwei Tage nach dem unbehaglichen, doch kurzen Gespräch über die Civilliste des Königs erlebte der Landtag ein längeres, doch dem Politiker nicht erfreulicheres über die Borromaeus-Bulle des Papstes. Der Ministerpräsident antwortete den drei Fraktionen, die interpellirt hatten. Er findet die evangelische Bevölkerung durch die Bulle „schwer verletzt", die „tiefgehende Erregung weiterer Kreise" berechtigt, „den konfessionellen Frieden ernstlich gefährdet"; hat deshalb, als ihm der lateinische Wortlaut der Encyklika vorlag, Preußens Gesandten beim Vatikan „beauftragt, in amtlicher Form bei der Kurie Verwahrung einzulegen und der Erwartung Ausdruck zu geben, daß die Kurie Mittel und Wege finden werde, die geeignet wären, die aus der Veröffentlichung der Encyklika sich ergebenden Schäden zu beseitigen; eine abschließende Antwort der Kurie ist noch nicht erfolgt, hat bei der Kürze der Zeit auch nicht erfolgen können." Aber „die Königliche Staatsregirung ist entschlossen, das Ihrige zu thun, um den konfessionellen Frieden zu wahren und zu schützen". Die Abge-

ordneten lachten. Herr von Bethmann (der, seit er müde ist, in der papiernen Sprache eines Dutzendgeheimrathes redet) ist auf seine besondere Weise auch ein Unfehlbarer: er wählt an einem Kreuzweg immer die Straße, die nicht an sein Ziel führen kann. Und „erledigt“ Alles secundum ordinem; nach der Aktenschnur sauberer Bureaukratie. Zunächst wird der Gesandte aufgefordert, das Heft der Acta Apostolicae Sedis zu senden, in dem die Bulle veröffentlicht ist. Am sechsten Juni ists in der Wilhelmstraße; am siebenten geht die Instruktion an den Gesandten ab; am achten wird sie ausgeführt. Das haben die Offiziösen uns mitgetheilt; und im Ton gekränkten Stolzes hinzugefügt: „Die Frage, warum die Regirung so spät in Aktion getreten sei, erscheint danach nicht als gerechtfertigt.“ Sicher nicht. Wenn aus Bangkok die Meldung kommt, ein Deutscher sei gemordet worden, muß der Reichskanzler sagen: „Schickt zuerst mal die Leiche nach Berlin, damit wir uns überzeugen können, daß wirklich ein Europäer getötet worden ist; wenn wir dann für den Mord und für die Reichsangehörigkeit des Gemordeten Beweise haben, werden wir bei der Regirung von Siam Verwahrung einlegen und der Erwartung Ausdruck geben, daß solche Morde sich nicht wiederholen werden.“ Und auf den Bericht schreiben: „Reprod. nach Eingang der Leiche etc. pp.“ Herr von Mühlberg, der Preußische Gesandte in Rom, ist ein erfahrener und zuverlässiger Mann. Warum fragte ihn, als der Lärm anfing, der Ministerpräsident nicht: „Enthält der authentische Wortlaut der Bulle Beleidigungen der evangelischen Völker und Fürsten?“ Die Frage wäre bejaht worden. „In zwei Stunden muß ich die wörtliche Uebersetzung dieser kränkenden Sätze haben. Ich bitte, sie telephoniren zu lassen und schon jetzt mit dem Kardinal-Staatssekretär für morgen eine Besprechung zu vereinbaren.“ Nach dem Eingang des Wortlautes (der, wie in jeder Redaktion täglich zwanzigmal geschieht, am Telephon zu stenographiren und sofort zu übertragen wäre): „Extrahiren Sie von der Kurie den Ausdruck des Bedauerns darüber, daß die unklare Fassung eines historischen Exkurses den irrthümlichen Glauben bewirkt habe, eine Kränkung der evangelischen Fürsten und Völker sei beabsichtigt gewesen, und die unzweideutige Versicherung, daß solche Absicht dem Papst fern geblieben sei. Ich mache Sie verantwortlich dafür, daß ich bis zum nächsten Abend diese Erklärung habe, und überlasse Eurer Excellenz die

Wahl der Mittel, die sie ohne Verzug erwirken können.“ Dann hätte spätestens am sechsten Juni im Reichsanzeiger gestanden: „Im Auftrag Seiner Heiligkeit des Papstes hat der Kardinal-Staatssekretär dem Preußischen Gesandten spontan mitgetheilt, daß nur die nicht ganz klare Fassung eines historischen Exkurses in Deutschland den irrthümlichen Glauben bewirkt habe, in der Borromaeus-Bulle sei eine Kränkung der evangelischen Fürsten und Völker beabsichtigt gewesen; Seine Heiligkeit bedaure den Irrthum und lege Werth auf die Erklärung, daß der Kurie jede kränkende, den konfessionellen Frieden gefährdende Absicht fern geblieben sei. Die Königliche Staatsregirung hat von dieser loyalen Erklärung gern Kenntniß genommen und den Gesandten beauftragt, ihrer Freude darüber Ausdruck zu geben, daß ein gefährliches Mißverständniß so rasch und aus freiem Willen Seiner Heiligkeit beseitigt wurde.“ Dann wären die Interpellationen, Volksversammlungen, Synodalbeschlüsse unnöthig gewesen. Wenn der Ministerpräsident im Landtag nur sagen konnte, er habe in Rom zwar sehr ernst geredet, aber noch keine Antwort bekommen, hatte es überhaupt keinen Sinn, die Interpellationen auf die Tagesordnung setzen zu lassen. Warum (da er den hier gezeigten Weg nicht beschritt) wartete er nicht wenigstens die Antwort ab und ersuchte die Interpellanten, sich so lange zu gedulden? Weil er „ohne Verzug beruhigen“ wollte. Wie er beruhigt hat, lehrt der Blick auf irgendein Zeitungblatt: seit dem neunten Junitag hagelts Proteste und Resolutionen; und selbst Bayern und Sachsen sind, weil sie von Preußen nichts Zureichendes hofften, nun schon mobil.

Als Pius der Neunte in der Encyklika vom fünften Februar 1875 die preußischen Maigesetze aus den Jahren 1873 und 74 für unvereinbar mit der göttlichen Weltordnung und deshalb ungiltig erklärt hatte, wurde dem Landtag ein Gesetzentwurf vorgelegt, der „die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die römisch-katholischen Bisthümer und Geistlichen“ verfügte. Im Herrenhaus griff Graf Brühl den Ministerpräsidenten heftig an. Bismarck antwortete (am vierzehnten April 1875): „Auch Graf Brühl wird mir doch wohl die Thatsache nicht bestreiten wollen, daß der Papst ein Feind des Evangeliums und in Folge davon ein Feind des bestehenden preußischen Staates ist. Wenn die päpstlichen Glaubensartikel, wie sie Graf Brühl ja doch fest und

sicher glauben wird (denn seine Seligkeit hängt davon ab), vollständig zur Ausführung kommen, wenn der Papst je zu der Macht gelangt, daß er thun kann, was er will, und sein Wille das Gesetz der Erde ist, so sind wir Alle doch bekannt genug mit dem Syllabus und seinen Thesen und Folgerungen, um zu wissen, daß dann auch dieses Herrenhaus nicht mehr möglich ist, weil eine konstitutionelle Verfassung nicht zulässig ist (obgleich Graf Brühl sich so unvorsichtig an ihr betheiligt); daß Preßfreiheit etwas Verwerfliches ist; daß der Ketzer ausgerodet werden muß. Und wenn der Ketzer eben so hartnäckig ist, wie Graf Brühl die Bischöfe schildert, so hat die katholische Herrschaft ganz andere Mittel für ihn als dieses Gesetz: sie konfiszirt sein Vermögen, sie sieht es nicht als strafbar an, wenn er meuchlings erstochen wird. Der Herr Graf bestreitet Alles, was ihm in seinen Kram nicht paßt; er muß aber aus seiner Schule die Lehren kennen, die darin gipfeln: Tyrannum occidere licet. Der päpstliche Kodex geht noch weiter: Ketzer, wenn man sie nicht anders vertilgen kann, ergreift man, martert sie, verbrennt sie; ihre ganze Existenz ist ein nefas. Wenn ich einen solchen Vertreter der christlichen Kirche, der sich für einen Vertreter der Religion der Liebe und der Demuth ausgiebt und für uns unglückliche evangelische Christen nur den Zorn der Vertilgung hat, als Feind des Evangeliums und, in weiterer Konsequenz, des preußischen Staates hinstellte, so bleibt Das, trotz aller Dialektik, die Herr Graf von Brühl auf die Tribüne bringt, richtig." Damals (die Rede lehrt, daß auch evangelische Staatsvertreter nicht immer zärtlich die Kurie umzirpten) handelte sichs um einen großen Gegenstand. Heute? Um einen durch Ungeschicktheit und Hispanierwuth bewirkten Rückfall in alten Ketzerrichterbrauch; denn Pius der Zehnte und seine Berather Merry del Val und Vives y Tuto denken nicht an einen Kampf gegen das Deutsche Reich. Herr von Bethmann konnte sich sagen: „Wir brauchen draußen den Papst und drinnen das Centrum. Wenn wir Pius ärgern, erleichtern wir den Franzosen die Ausführung der (von Britanien geförderten) Absicht, Rom zu versöhnen, und gefährden im Orient den Keim eines deutschen Christenpatronates; wenn wir das Centrum in schroffe Opposition zurückzwingen, sind wir wieder auf die Kartellparteien von 1907 angewiesen, die schon mein Vorgänger vergebens zusammenzukitten suchte. Deshalb: schnelle Schwichtigung der

Schreisucht." Dann mußte der Reichsanzeiger rasch den ersten Lärm enden. Noch ein anderer Weg war gangbar. Ein Kanzler von Muth, Entschlußkraft und Augenmaß konnte kühn also zu sich sprechen: „Diese Entgleisung des Süd-Nord-Expreß muß ich benutzen. Ob die Westmächte dabei Vortheil einheimsen, kümmert mich nicht. Daß Deutschland seine Einheit, Hegemonie und nützliche Expansion nur durch einen Krieg erreichen kann, weiß ich längst; sind wir entschlossen, diesen Krieg, den alle Sachkundigen für unvermeidlich halten, zu führen, dann braucht die Frage nach dem Nutzen, den vielleicht Briten und Franzosen die Verbündung mit dem Vatikan bringen könnte, uns nicht zu hemmen. Kann uns am Ende, wie einst dem bonapartischen Frankreich, der Nimbus einer dem Papstthum feindlichen Macht nur nützen. Lasse ich im Reich die Dinge laufen, wie sie bisher gelaufen sind, so bekomme ich einen Reichstag, mit dem nicht zu arbeiten, von dem nicht einmal die Steuerauflage zu haben ist, die Wermuth als Ersatz der Werthzuwachssteuer plant. Das muß vermieden werden; und wir dürfen dem Herrgott und dem römischen Pontifex dankbar dafür sein, daß sie uns die günstige Gelegenheit geliefert haben. Morgen erkläre ich: Die neue, weder durch gesetzliche Akte noch durch Mangel an diplomatischer Höflichkeit provozirte Beleidigung zwingt die Vormacht des Protestantismus zum Abbruch des Verkehres mit der Kurie. Für uns wohnt im Vatikan nicht mehr Papst Pius der Zehnte, sondern Herr Giuseppe Sarto. Verhandlungen und Entschuldigungversuche wünsche ich nicht. Der Gesandte wird abberufen, das Gesandtschafthaus zum Kauf ausgeboten; damit Jeder sehe, daß es sich nicht um Laune, sondern um unwiderruflichen Entschluß handelt. Deutschland erkennt den Papst nicht mehr als souverainen Fürsten an: wie ein in drückender Schwüle ersehnter Blitz geht der Weckruf über die Erde. Ich verzichte auf den Schiffahrtzoll, kaufe den Bayern ihre Staatsbahnen zu gutem Preis ab, löse im Herbst den Reichstag auf und habe die wirksamste Wahlparole, die sich erdenken ließ. Eine, die zwar das Centrum nicht beträchtlich schwächen, den deutschen Arbeitern aber verleiden wird, sich im Wahlkampf ihm zu verbünden, und für Jahre die Evangelischen zusammenschweißt." Dann mußten die Offiziösen mit der ganzen Kraft ihrer Lungen in die Flamme blasen. Mußte in der Norddeutschen stehen: „Das Selbstachtungbedürfniß hat Preußens Regirung genöthigt, den Verkehr mit der

Römerkurie abzubrechen, die in aller von König und Staat ihr erwiesenen Höflichkeit offenbar nur Zeichen der Schwäche sieht und mit Schimpf und Schmähung dafür dankt. Nach solcher Erfahrung war die Regirung verpflichtet, sich der Thatsache zu erinnern, daß die Tage weltlicher Papstmacht entschwunden sind, daß es an einem staatlosen Bischofshof einen Staatssekretär nicht geben und das Haupt solches Hofes für die Geschäftsführer eines evangelischen Staates nur ein Fremder von Distinktion sein kann. Die Regirung hofft zuversichtlich, daß die deutschen Katholiken, deren Glaubensrecht sie gewissenhaft wahren wird, vor der Wahl zwischen nationalem und ultramontanem Empfinden niemals schwanken werden. Sie hat den Kampf nicht gewünscht, ihm länger sogar, als dem schlichten Volksgefühl immer verständlich war, auszubiegen gestrebt. Ihn jetzt noch zu meiden, wäre unverzeihliche Feigheit, die der Geist der Geschichte rächen würde. Preußen wird, fritzischer Tradition auch hierin treu, diesen guten, gerechten Kampf mit den vom Kriegsrecht gesitteter Völker zugelassenen Waffen ausfechten und darf der Zustimmung aller Bürger sicher sein, die den Staat wollen und das Wort des deutschen Dichters nicht vergessen haben: ‚Was ist heilig? Das ists, was viele Seelen zusammen bindet: bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz. Was ist das Heiligste? Das, was, heut und ewig, die Geister, tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.' Dieses Heiligste, allen Gewalten zum Trotz, der Nation zu erhalten, gebietet jeder ihrer Verantwortlichkeit bewußten Regirung die ernsteste Pflicht."

Zwei Wege waren gangbar; Herr von Bethmann hat einen dritten gewählt. Und ist gewiß inniglich überzeugt, daß er ans Ziel geführt hat. Bedauern des Papstes, der die evangelischen Fürsten und Völker Deutschlands nicht kränken wollte und verspricht, die Borromaeus-Bulle „Edita saepe dei ore sententiae" (die das Amtsblatt der Erzdiözese Bamberg schon veröffentlicht hat) in Deutschland weder von den Kanzeln verkünden noch in den Amtsblättern der Bisthümer publiziren zu lassen: Germania, was willst Du noch mehr? Der ungetrübte Blick sieht leider, daß Nützliches nicht erreicht ward. Die Encyklika bleibt stehen und lebt, auch wenn sie nicht weiter verkündet wird, im Bewußtsein des deutschen Klerus. Die Kurie wird nicht, kann niemals vergessen, daß dem Unfehlbaren der Widerruf eines Hirtenbefehles zugemuthet wurde; und wie eine

nicht mit fühlbarer Schwächung verbundene Demüthigung fortwirkt, hat uns Frankreich nach der Marokkokrisis des Jahres 1905 erkennen gelehrt. Im Vatikan hat man gemerkt, daß die deutsche Volksstimmung der Katholischen Kirche gefährlich ist, und wird deshalb emsig die Freundschaft anderer Großmächte suchen. Die Herren Briand und Pichon werden den Weg nach Rom kürzer finden, als sie noch im Mai erwarten konnten. Und die von Bethmanns biederem Gemüth erstrebte Beruhigung? Zu spät; was vor acht Tagen genügt hätte, genügt heute nicht mehr. Zu laut ist, in zu schriller Tonart, inzwischen gesprochen worden. Das Centrum kann lachen: mit diesen Reden, diesen für die Bereitschaft zu neuem Kulturkampf zeugenden Artikeln kommt es über jede Wahlfährniß, jeden Tadel seiner Steuerpolitik hinweg. Wieder ist ein großer Aufwand nutzlos verthan. Den Duft der Kurialnote vom dreizehnten Juni wird die Pest der Parteiung bald überstinken.

Wer zu der betrübenden Ueberzeugung gelangt ist, daß Herr von Bethmann das für den Ertrag politischer Geschäfte Wesentliche nicht einmal ahnt, mußte diese Entwickelung voraussehen; und deshalb die stille und schnelle Erledigung der Sache wünschen. Napoleon Bonaparte konnte beklagen, daß nicht schon Franz der Erste für die Reformation eingetreten, konnte bereuen, daß er selbst nicht, statt sich ins Konkordat zu schicken, zum Protestantismus übergegangen sei. Theobald Bethmann ist aus anderem Holz; ohne historischen Sinn, ohne den Blick für Nothwendiges oder mindestens Mögliches. Er scheint zu glauben, das Deutsche Reich sei in einer windstillen Gartenlaube erträumt, von den sittsamen Künten keuscher Tantentugend geschaffen worden. Schade, daß er mit seinem Herzen, seinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen konnten, den unseligen Hang nach Größe verband. „Und was ist Größe? Sich in Rang und Ansehen über Andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn Dein Herz nicht größer ist als Anderer ihrs, wenn Du nicht im Stande bist, Dich gelassen über Verhältnisse hinauszusetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist Du mit all Deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch." So spricht der größte Stadtgenosse des Bänkers Johann Philipp Bethmann zu dessen Urenkel. Der sollte seine bürgerlichen Ehrenqualitäten nicht an Kämpfe verzetteln, in denen er früh erlahmen müßte. Was er

wider Rom unternähme, könnte der Katholischen Kirche nur nützen; ihre Grundmauer fester mörteln. Gerade er durfte drum jetzt nicht da einen Konflikt suchen, wo ein Friedfertiger keinen zu finden vermochte. Zwischen dem Papst und den evangelischen Staaten ist ein Verkehr ohne konventionelle Heuchelei nicht denkbar; wird er unmöglich, wenn man, hüben oder drüben, auf der Goldwage jedes Zufallswörtchen wägt. Der Papst kann nicht vergessen, daß ihn ein der Kutte entlaufener deutscher Mönch als den Antichristus und Teufelsknecht verschrien und geschrieben hat: „Hierher nun, Papstesel, mit Deinen langen Eselsohren und verdammtem Lügenmaul: die Deutschen haben das Römische Reich nicht von Deinen Gnaden, sondern von Carolo Magno und von den Kaisern zu Konstantinopel; Du hast nicht eine Haarbreite davon gegeben. Aber unermeßlich viel hast Du davon gestohlen, mit Lügen, Trügen, Gotteslästerung und Abgöttereien. Als ein Teufel hat das lästerliche, fressende, bärwölfische Monstrum zu Rom gehandelt. Die teuflische Päpsterei ist das letzte Unglück auf Erden und das Nächste, so alle Teufel thun können mit all ihrer Macht.“ Der Papst kann nicht vergessen, daß dieser Martinus Luther den Kaiser aufgefordert hat, „die lästerlichen Buben allesammt, Papst, Kardinal und päpstliches Gesinde, zusammenkoppeln“ und ins Tyrrhenische Meer werfen zu lassen, und muß gegen den Mann, dessen Aussaat so über alles Erwarten reiche Frucht reifen ließ, von Zeit zu Zeit ein hartes Wort sprechen. Auch wenn der Kaiser und König, dem dieser Martinus der beste Christ, der sicherste Gewissenshort und der zuverlässigste Heilslehrer ist, den Papst laut den Heiligen Vater nennt, einem Nachfolger Petri fromm die welke Hand küßt und seine Minister öfter zu devoter Huldigung in den Vatikan schickt als irgendein katholischer Monarch. Possumus tolerare. Rom gestattet, weil es muß, den Evangelischen, ihre Reformatoren, seine Todfeinde, zu feiern; duldet, daß in der King's Accession Declaration (gegen deren Aenderung die Somerset, Ely, Sinclair, Kinnaird, Selby, Roseberys Sohn und andere Lords und Gentlemen in diesen Tagen protestirt haben) jeder Britenkönig die Katholische Kirche fluchwürdiger Idolatrie zeiht. Und muß, im Hochgefühl solcher Duldsamkeit, erstaunen, wenn Deutschland wüthend aufschreit, weil der Papst, der die Encyklika „E supremi apostolatus cathedra“ veröffentlicht und sich als von weltlichen Zielen und Parteiwünschen ab-

gewandten Diener Christi bekannt hat, die mit der Mitra ererbte Zuchtruthe nicht aus der Hand legt. Auch der deutsche Bischof, dem jeder Priester blinden Gehorsam zu schwören hat, ist ja dem Papst zu Vasallentreue verpflichtet und hat, nach dem Pontifikale, einen Eid zu leisten, der ihn an die Pflicht bindet, „Ketzer, Schismatiker und gegen unseren Herrn, den Papst, rebellirende Menschen nach bester Kraft zu verfolgen und zu bekämpfen". Wozu jetzt der Lärm? Der weise Leo selbst, der wie ein weißes Beinkreuz über die Erde hinragte, mußte, in der Kanisius-Bulle, dem Protestantenhaß Futter streuen. Der Rückfall in rauhe Rede ist auf beiden Seiten nicht zu vermeiden. Ganz so ernst, wie der Klang vermuthen läßt, ist sie nicht gemeint. Rom hat sich mit der Reformation, wie mit allem historisch Gewordenen seit Gregors Tagen, abgefunden. Auf die Geißelung der Papstschmäher und ihrer Patrone kann es eben so wenig verzichten wie ein dem Papstthum durch freundliche Achtung verbundenes Deutschland auf sein Lutherfest.

Sankt Bernhard.

Die zweite Juniwoche sah noch eine bethmännische Großthat. Der Staatssekretär im Reichskolonialamt, Wirklicher Geheimer Rath Bernhard Dernburg, Ritter hoher Orden, hatte in seinem Familienmoniteur dem Erdkreis verkündet, er scheide aus dem Reichsdienst, weil er die reaktionäre Politik des Herrn von heute nicht mitmachen könne; allerlei Einzelheiten ließen über den Ursprung dieses Staatshirtenbriefes nicht den geringsten Zweifel. Ein Kanzler von Temperament und Willen zur Geltung mußte antworten: „In einzelnen Zeitungen wird behauptet, die in Preußen und im Reich getriebene ‚reaktionäre' Politik habe den Staatssekretär Dernburg aus dem Reichskolonialamt gedrängt. Dieser Behauptung muß widersprochen werden. Auch die Gegner des Kanzlers und Ministerpräsidenten müssen, wenn sie ehrlich bleiben wollen, zugeben, daß seit seinem Amtsantritt nichts der Freiheit des Bürgers irgendwie Abträgliches gethan oder versucht worden ist. Selbst dem preußischen Wahlgesetzentwurf, der Vielen mißfiel, müssen gerecht Urtheilende nachsagen, daß er den bis heute giltigen Rechtszustand im Sinn liberaler Wünsche gebessert hätte. Von einer Neigung zu Reaktion kann also nicht die Rede sein. Sollte aber die Parteiphrase etwa andeuten, das freundlicher gestaltete

Verhältniß der Verbündeten Regirungen zum Centrum habe den Staatssekretär zum Rücktritt genöthigt, so wäre erstens daran zu erinnern, daß in der Zeit seines Anerbietens, in den Reichsdienst zu treten, dieses Verhältniß noch viel freundlicher war, und zweitens die leicht erweisliche Thatsache zu betonen, daß gerade der jetzt von unklugem Uebereifer Gepriesene sich, nach den Krisen von 1907 und 1909, um die Besserung dieses Verhältnisses in eben so anerkennenswerther Weise bemüht hat wie, im vorigen Sommer, um eine der Mehrheit genehme Fassung der neuen Reichssteuergesetze. Im Uebrigen hat der Wirkliche Geheime Rath Dernburg, der dem Preußischen Staatsministerium nicht angehörte, vom ersten Tag seines Amtslebens an besonderen Werth auf die Feststellung gelegt, daß er, fern von dem wechselnden Getriebe innerer Politik, nur eine deutlich bestimmte nationale Aufgabe zu bewältigen versuchen wolle. Jedes Lobes, das seiner Leistung gespendet wird, können die im Reichsdienst Ausharrenden sich nur freuen. Zu dem Versuch aber, die Bleibenden, zu höherer Ehrung des freiwillig Scheidenden, vor der Nation anzuschwärzen, dürfen sie sich nicht hergeben." Herr von Bethmann hats anders gemacht: dem Mann, dessen Fuß den Reichskahn in die Brandung zu stoßen strebte, in der Norddeutschen einen Hymnus angestimmt. (Daß der kluge Herr Hammann so unvorsichtig gewesen sei, für den Genossen der Stubenrauchzeit den Weihrauch zu häufen, kann man kaum glauben.) Herr Dernburg sagt, mit diesem Kanzler und dessen „schwarzblauer Mehrheit" könne der Aufrechte nicht hausen; schüttet sein übervolles Mannesherz Einem aus, der den höchsten Reichsbeamten unfähig und unehrlich gescholten hat und deshalb aus dem Kanzlerhaus verbannt ward. Und die lammfromme Seele Theobaldi antwortet: „Welch ein vortrefflicher, vollen Vertrauens würdiger Mann!" Biete Dem, der Dir die rechte Wange striemte, ohne Zaudern die linke zum Streich. Wir wollen hoffen, daß diese evangelische Methode vom gemüthlich-landsmannschaftlichen nicht auf den Verkehr mit fremden Diplomaten übertragen wird.

Wenn der Gedanke, daß Männer von der Lebensleistung Miquels, Bronsarts und Posadowskys fast ohne Dank und Klang aus dem Staatsdienst schieden, nicht Grimmins Gedächtniß furchte, könnte die Dernburgiade reine Heiterkeit wecken. (Die Unbedankten mögen sich mit den Nachrufen trösten, die der entamtete Bis-

marck vernahm. „Möge auch von ihm gelten, daß nicht wiederkehrt, was einmal gegangen ist; die Nation wird dann den achtzehnten März 1890 bald zu den Tagen zählen, deren man mit Freude gedenkt.“ Das stand in der Frankfurter Zeitung; und Aehnliches auf allen Demokratenblättern.) Die hinter die Coulissen Zugelassenen sehen das Spektakulum denn auch aus fröhlichem Auge. Habemus patrem patriae. Zwar ist Herr von Lindequist, in der Ansiedlungpolitik Dernburgs Antipode, sein Nachfolger; zwar fühlen die tüchtigen Dezernenten des Kolonialamtes sich vom Schwarzalben erlöst; zwar jauchzen in Ost- und Westafrika die Deutschen, die, ohne sichtbare Ausnahme, den ersten Kolonialsekretär gehaßt haben wie nie einen betitelten Landsmann. Thut nichts: der uns Entrissene wird als Reichsretter und genialer Staatsmann gerühmt. Von allen Seiten, heißts, wird er umworben. An einträglichen Aufsichtrathssitzen wird es auch dieser Excellenz wohl nicht fehlen. Doch bleibt abzuwarten, ob eine große Gesellschaft wagen wird, sich, als ihrem Leiter, einem Mann anzuvertrauen, der die seltsame „Sanirung“ der Pommernbank und des Kaliwerkes Heldburg nebst der luxemburger Treiberei auf dem Kerbholz hat und von dessen skrupelloser Geschäftsführung die Bank für Handel und Industrie sich bis heute noch nicht erholen konnte. Aber will er denn in den Geschäftsbezirk zurück? Wäre nicht ein Makedonien selbst für diesen Alexander zu klein? Er hat sich gerühmt, eine Eiterbeule aufgestochen zu haben; die Untersuchung ergab, daß sichs nur um eine leichte Infizirung gehandelt hatte, die in jedem Staat noch durch den Verkehr starker Fraktionen mit der Regirung bewirkt ward. Hat dekretirt, daß Deutsch-Ostafrika nur als Negerkolonie zu betrachten sei. Durch Ost und West seine weiße Uniform mit Goldflitterepaulettes unter der Statssekretärsflagge (latest novelty) spaziren geführt. Für Kolonialwerthe, wie früher für differdinger Aktien und heldburger Kuxen, ein Kapitalisteninteresse geweckt, das mit einem Krach enden muß (den man nun ja der Unfähigkeit der Nachfolger zuschreiben kann). Also ist er ein Staatsmann. Und, flüstern die Freunde, der Kaiser hat ihn dem Cecil Rhodes verglichen und zu Skatabenden geladen. Also kann er noch einmal möglich werden. Nur möglich? Ein Volkstribun, der die Presse und das Gewimmel der Finanzflibustier für sich hat, darf getrost hoffen, als der erste vom Wunsch der Nation empfohlene Kanzler in einer neuen Aera dem Kaiser willkommen zu sein.

Die Borromaeus-Encyklika.

Als Katholiken und Protestanten einsahen, daß auf deutschem Boden keine der beiden Konfessionen stark genug sei, die andere zu vernichten, schlossen sie, zum Tod erschöpft, den Westfälischen Frieden und gestanden einander die äußerliche Daseinsberechtigung in gesonderten geschlossenen Territorien zu, ohne daß eine von ihnen den Glauben an ihre Alleinberechtigung aufgab. Die territoriale Sonderung ließ sich nicht aufrecht erhalten; und der Verkehr des neunzehnten Jahrhunderts rüttelte und schüttelte dann die Menschen so durcheinander, daß heute Jeder, er mag wollen oder nicht, mit Andersgläubigen in unmittelbare Berührung kommt. Die im achtzehnten Jahrhundert geborene Humanität gestaltet diese Berührung freundlich; und die mit der Humanität gleichzeitig und in Wechselwirkung mit ihr erwachsene dogmenfreie Philosophie und Geschichtforschung hat dafür gesorgt, daß dieser freundschaftliche Verkehr die Gewissen der Gläubigen nicht verletzt: denn sie verbreitete die Erkenntniß, daß die Konfessionen und Sekten historisch, national und durch individuelle Eigenart berechtigte und nothwendige Formen des einen Christenthums sind. Die obersten Behörden der evangelischen Kirchen widersprechen dieser Auffassung nicht mehr. Der römische Papst aber protestirt von Zeit zu Zeit dagegen, seit des neunten Pius Syllabus nach einem förmlichen Kriegsplan, und bringt dadurch die unter Protestanten lebenden Katholiken in eine sehr schwierige Lage. Nach der orthodoxen Ansicht soll der Katholik den Andersgläubigen für einen Höllenbraten halten, der nur darum nicht schon hienieden aufs Feuer kommt, weil die Kirche nicht mehr die Macht dazu hat. Mit dem Bekenntniß zu diesem Glauben wird dem paritätischen Staat die Grundlage entzogen; denn die protestantische Mehrheit kann unmöglich den Katholiken die volle Gleichberechtigung bewilligen, so lange sie an diesem orthodoxen Wahn festhalten. So sind alle Katholiken zu steter Heuchelei gezwungen. Die Vernünftigen unter ihnen müssen, wenn sie nicht aus der Kirche ausgeschlossen werden wollen, eine Orthodoxie heucheln, von der sie sich längst losgesagt haben. Die Bigotten aber sehen sich, malitiae temporum ratione habita, wie die kurialistische Formel lautet, gezwungen, eine Toleranz zu heucheln, die ihr Gewissen verurtheilt. Außerdem schweben sie in beständigen Aengsten um ihr und ihrer Kinder Seelenheil, das durch den Verkehr mit den Un- und Irrgläubigen gefährdet werde. Die Meinung der politischen Katholiken, die prinzipielle reli-

giöse Intoleranz schließe die thatsächliche Toleranz und die Anerkennung und Gleichberechtigung Andersgläubiger nicht aus, ist nicht stichhaltig. Was in der Seele wahrhaft lebendig ist, Das muß nach Verkörperung streben. Unter den Augen des jetzt regirenden Papstes durften zwei römische Dogmatiker, De Luca und Lépicier, in ihren Büchern lehren, die Kirche habe auch heute noch das Recht und die Pflicht, die Ketzer zu verbrennen, obwohl ihr die Macht, es zu thun, vorläufig genommen sei. Die Wahrheit ist, daß diese diplomatischen deutschen Katholiken, eben so wie die Modernisten, die grundsätzliche Intoleranz längst nur noch heucheln, um den Schein der Orthodoxie zu wahren.

Die deutschen, die österreichischen, die französischen Bischöfe hätten die Katholiken aus ihrer peinlichen und auf die Dauer völlig unhaltbaren Lage zu erlösen vermocht, wenn sie auf dem Vatikanischen Konzil ihre Pflicht gethan hätten. Vielleicht gab es unter ihnen einige Schwachköpfe, die an die Unfehlbarkeit des Papstes aufrichtig glaubten; aber die gescheiteren haben so wenig wie ich oder die Herren vom Evangelischen Bunde daran geglaubt. Sie fürchteten, durch offenen Widerspruch könne die kirchliche Einheit gefährdet werden (der Papst hätte sich wohl gehütet, durch Exkommunikation der ganzen deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Kirchen sich des Peterspfennigs zu berauben): darum thaten sie, als bezweifelten sie nur die Opportunität der Unfehlbarkeiterklärung, und maßregelten die Geistlichen, die das neue Dogma ablehnten. Im ersten Bande der „Wandlungen" habe ich einen Vorgang erzählt, den mir ein Ohrenzeuge berichtet hat. Der Fürstbischof Förster pflegte im Jahr 1869 seinen täglichen Spazirgang mit einem Kanonikus zu machen, den wir Polonius nennen wollen. Polonius kommt, um Seine Fürstliche Gnaden (so pflegte Schmeichelei den amtlichen Titel „Fürstbischöfliche Gnaden" zu kürzen) zum Spazirgang abzuholen. Förster: „Da ist eben die Einladung zum allgemeinen Konzil gekommen." Polonius: „Das ist ja höchst erfreulich, daß der Heilige Vater in seiner Weisheit . . ." Förster (der in seiner Erregung gar nicht auf ihn gehört hat): „'s ist ein Skandal!" Polonius: „Ja, Fürstliche Gnaden, 's ist ein Skandal."

Jetzt, wo sich in den Köpfen von Millionen einfältiger Katholiken der Glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes festgesetzt hat, ist die Aufgabe, die römische Kurie zur Raison zu bringen, viel schwieriger, weil jeder Versuch der Bischöfe, dem Papst öffentlich entgegenzutreten, einen ungeheuren Lärm im Lager der Frommen und zugleich eine Spaltung bewirken wird, welche die von den

deutschen Katholiken erkämpfte politische Stellung gefährdet. Aber den deutschen Bischöfen hilft kein Zittern vorm Frost; sie müssen sich zur Opposition entschließen und dem Papst rund heraus sagen, daß die Katholiken nicht verpflichtet sind, päpstlichen Kundgebungen, wie dieser Borromaeus-Encyklika, gläubigen Gehorsam zu leisten. Die Trennung vom Papst und die Gründung einer von Rom freien deutschen Nationalkirche empfehle ich nicht; die alte, feste, weltumspannende Organisation der Katholischen Kirche gewährt Vortheile, um die alle anderen Kirchen ihre erstgeborene Schwester beneiden dürfen. Aber die päpstliche Jurisdiktion muß auf das Maß beschränkt werden, das ihr die Reformkonzilien von Konstanz und Basel zugebilligt haben. Zunächst müssen die Bischöfe der nördlichen Länder darauf bestehen, daß ihre Kirchen im Kardinalskollegium eine angemessene Vertretung finden, welche die Kurie in beständiger Fühlung mit dem geistigen Leben der in der Kulturwelt maßgebenden Nationen erhält und die innerliche Anerkennung auch der religiösen Gleichberechtigung der Konfessionen erzwingt. Im Osservatore Romano stand, der Papst habe nicht im Entferntesten die Absicht gehabt, die Evangelischen Deutschlands und ihre Fürsten zu beleidigen. Aber es wäre (wie ja auch die Begründer der Interpellation im Landtag angedeutet haben) eine unverschämte Lüge, wollte der Offiziosus behaupten, der Papst habe nicht auf die Deutschen und ihre lutherischen Fürsten gezielt und mit den Männern, die sich Reformatoren nannten, in Wirklichkeit aber Empörer und Bauchdiener waren, seien nicht die drei großen Reformatoren gemeint. Man denke nur: der asketische, furchtbar strenge Calvin ein Mensch, dessen Gott der Bauch ist! Er, der ganz Genf und durch seinen Jünger Knox ganz Schottland in ein Heerlager finsterer Asketen verwandelt hat! Und auch Luthers Sittlichkeit stand noch hoch über der des Durchschnitts der damaligen Prälaten, Pfarrer und Mönche. Des Papstes historische Urtheile sind also offenbar falsch und darum im Munde des von den Katholiken für unfehlbar Gehaltenen unerträglich und geradezu gemeingefährlich; und die evangelischen Völker und Fürsten müssen sich durch diese Urtheile beleidigt fühlen, wenn dem Papst auch natürlich die Absicht, sie zu beleidigen, fern war. Aber der Beschwichtigungversuch des Osservatore beweist, daß man im Vatikan merkt, was man angerichtet hat; und so arm an tieferen Einsichten die Kurialisten sein mögen: weltliche Klugheit besitzen sie doch in genügender Menge, um einzusehen, daß es Selbstmord wäre, wenn sie, nachdem sie ganz Frankreich verloren haben, auch noch die bürger-

liche Entrechtung der deutschen Katholiken verschulden wollten. Die deutschen Bischöfe werden also bei dem Versuch, auf die Kurie zu wirken, keine ganz tauben Ohren finden; und vielleicht werden diese Ohren mit der Zeit auch noch für die Mahnung empfänglich, man möge nicht durch die Verdammung des Modernismus die gesammte Intelligenz aus der Katholischen Kirche treiben.

Der Kaplan Schopen hat in seiner Brochure „Köln, eine innere Gefahr für den Katholizismus" (mit „Köln" sind bekanntlich der Verleger Julius Bachem und seine versöhnliche, verständige Kölnische Volkszeitung gemeint) gesagt: „Der Kampf der Religionen muß ausgefochten werden, denn in den tiefsten Fragen haben wir ein schreiendes Recht auf Wahrheit und nur Eins kann Wahrheit sein." Zu dieser Stelle hat der Herr Oberlandesgerichtsrath Roeren auf dem Korrekturbogen notirt: „Gut!" Wie denkt sich Herr Roeren dieses Ausfechten „auf ideellem Gebiet" (auf Kanonen und Scheiterhaufen will der Herr Kaplan großmüthig verzichten)? Will er die Protestanten, die gläubigen wie die ungläubigen, mit Disputationen überzeugen? Oder mit Zeitungartikeln? Hat er je schon einmal die Genugthuung erlebt, mit einer Kammerrede oder einem Zeitungartikel einen Gegner überzeugt zu haben? Und weiß er nicht, daß der Hausvater im Evangelium den Knechten verbietet, das Unkraut auf dem Acker auszujäten, damit nicht mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerauft werde; und daß erst am Tag der Ernte, womit der Jüngste Tag gemeint ist, die Scheidung vorgenommen werden soll? In die Sprache moderner Einsicht übertragen, bedeutet dieses tiefe prophetische Gleichniß: der Kampf der Meinungen und der Leidenschaft wird währen, so lange das Menschengeschlecht auf Erden lebt; denn leben heißt: arbeiten, forschen und kämpfen; und wenn einmal der Kampf zu Ende ist, dann ist auch das Leben, das Menschenleben zu Ende und höchstens noch Vegetiren möglich. Und wer hindert denn Herrn Roeren, für Wahrheit zu halten, was er will? Hat er also nicht das Recht auf Wahrheit, ohne zu schreien? Oder meint er damit das Recht, seine Wahrheit den Anderen aufzuzwingen? Sie wenigstens den Anderen plausibel zu machen, hätte er einige Aussicht, wenn er die christliche Wahrheit meinte. Meint er aber die ultramontane, so jagt er mit dem Eifern für sie den letzten Rest der Denkenden aus der Kirche und treibt sie den atheistischen Monisten in die Arme. Päpstliche Unfehlbarkeit, weltliche Macht des Papstthums, Unbefleckte Empfängniß, Ausnützungen der Transsubstantiation-Lehre für hierarchische Zwecke, wie sie noch in einem österreichischen Fasten-

Hirtenbrief von 1905 vorkommen, Ablässe, Madonnenerscheinungen, Lourdes-Wunder sind nicht Bestandtheile der christlichen Religion oder Weltanschauung, sondern Erzeugnisse des Aberglaubens oder einer Entwickelungstufe, die längst überschritten wurde.

Daß ein getreues Bild vom Leben des Karl Borromaeus ohne Erwähnung der Reformation möglich sei, wird man bestreiten, besonders, da ihn einige Zeitungen nach neueren protestantischen Werken als beschränkten Kopf und grausamen Ketzerverfolger geschildert haben. Die einzige ausführliche Biographie, die ich kenne, ist die von dem katholischen Pfarrer Hepp in seiner „Geschichte der christlichen Kirche in Lebensbeschreibungen" (1852). Das ist kein gelehrtes, sondern ein populäres Werk; aber ich habe es an allen Stellen, die ich nachprüfen konnte, zuverlässig gefunden. Hier nun erscheint der Heilige so, wie Manzoni ihn und seinen Neffen Friedrich geschildert hat: als ein Märtyrer der Nächstenliebe. Hepp behauptet, in die italienischen Theile der mailänder Diözese sei die Reformation nicht eingedrungen. Bei seinen Visitationen in den schweizer Alpen habe Karl nur im Einvernehmen mit der Behörde den Besitzstand der Katholiken gesichert. Auch die Protestanten sollen ihn mit Jubel empfangen und einige geäußert haben: Wenn alle Priester solche heilige Männer wären, würde es nicht zur Glaubensspaltung gekommen sein. Die Realencyklopädie für Protestantische Theologie und Kirche von Herzog und Plitt (Zweite Auflage) schildert ihn als einen geistig sehr bedeutenden Mann, den ausschließlich echte Frömmigkeit und selbstlose Nächstenliebe beseelten. Daß er die Häretiker der Inquisition überliefert und sie auf seinen Visitationreisen bis in die höchsten Alpenthäler verfolgt habe, wird hier berichtet; doch weder geht aus der Darstellung hervor, welche Mittel er in den Alpen angewandt und ob die der Inquisition übergebenen Italiener lutherische Christen gewesen, noch, ob einzelne der Prozessirten hingerichtet worden seien. In einem der vom Borromaeusverein verbreiteten Bücher, dessen Titel ich vergessen habe, las ich vor mehr als vierzig Jahren, beim Billardspiel habe einmal Karls Partner gefragt: „Was würden Sie thun, wenn Sie erführen, daß Sie nach einer Stunde sterben müßten?" Und der Heilige habe geantwortet: „Zunächst die Partie zu Ende spielen." Dabei fällt mir eine Anekdote von Franz von Sales ein, die beweist, daß auch dieser Heilige kein Bigotter oder Mucker war. Man fragte ihn auf dem Sterbebett, wie er begraben werden wolle. „Schickt meinen Leichnam in die Anatomie: dann nützt er wenigstens noch der Menschheit."

Neisse. Karl Jentsch.

Lehrreicher Irrthum.*)

Der Fall Speichert.

Am sechsten Mai 1875 starb in Bomst die Frau des Apothekers Speichert. Erst einige Zeit nach dem Tode, und zwar erst, als sich der hinterbliebene Ehemann nach Auffassung der bomster Honoratioren zu schnell wieder verheirathete, kam der Verdacht auf, die erste Frau sei von ihrem Gatten vergiftet worden. Bei der Vernehmung äußerte der Hausarzt, dem zunächst keinerlei Verdacht aufgestiegen war, daß eine Strychninvergiftung nicht ausgeschlossen sei. Am achten April 1876, also nach elf Monaten, wurde die Leiche exhumirt und „vollständig" mumifizirt vorgefunden. Die inneren Leichentheile, Magen mit Inhalt, Leber, Nieren, Dünndarm und Speiseröhre nebst Stoffen, mit denen die Leiche unmittelbar in Berührung gewesen war, wie Hobelspäne, Stücke von der Bekleidung und außerdem Erde aus dem Grabe wurden dem damals mit Recht hohes Ansehen als Gerichtschemiker genießenden Professor Dr. Sonnenschein in Berlin zur chemischen Untersuchung übergeben. Er fand dabei Alles frei von giftigen Stoffen, auch kein Strychnin und nur in den der Bauchhöhle entstammenden Organen, außer nicht weiter in Betracht kommenden 75 mg Kupferoxyd, „sehr deutliche Spuren von Arsenik".

Auf Grund dieses Befundes nahmen die ärztlichen Sachverständigen, der schon genannte Hausarzt und der weiter hinzugezogene Kreisphysikus, zunächst eine „kombinirte Strychnin-Arsen-Vergiftung", zum Schluß aber eine reine Arsenvergiftung an.

Zu einer Arsenvergiftung gehört aber Arsen; die gefundene Menge reichte auch nicht entfernt aus, eine solche Vergiftung zu begründen oder auch nur möglich erscheinen zu lassen. Nun geschah das Unglaubliche.

Es kommt vor, daß die Leichen an sehr starken Dosen Arsenik verstorbener Personen lange der Fäulniß widerstehen und mumienartig eintrocknen. Die Leiche der Frau Speichert war mumifizirt gewesen, was jedoch auch durch andere Umstände, zum Beispiel, wie seit uralter Zeit bekannt ist, durch sehr trockene oder dauernd nasse Umgebung eintreten kann. Auf dem bomster Kirchhof war angeblich noch

*) Fragmente aus dem Werk „Die Chemie in der Rechtspflege", das Professor Dennstedt, der Direktor des Chemischen Staatslaboratoriums in Hamburg, in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt. Das Werk ist als „Leitfaden für Juristen und Kriminalbeamte" gedacht; giebt aber, namentlich in den Kapiteln über Nahrung- und Genußmittel, Urkundenfälschung, Brandstiftung, Blutnachweis, auch dem Laien eine Fülle nutzbarer Anregungen. Lehrt ihn, wie der Verfasser mit Fug sagen darf, auf weiten Strecken die technischen, besonders die chemischen Vorgänge erkennen, die für unsere Wirthschaft von entscheidender Bedeutung sind.

nie die Mumifikation einer Leiche beobachtet worden; daraus schloß man, daß die Mumifikation der Frau Speichert durch Arsen bewirkt worden sein müsse.

Nachdem die Aerzte einmal diesen (etwas kühnen) Schluß gezogen hatten, folgerten sie weiter: da für die Mumifikation einer Leiche eine beträchtliche Menge Arsenik nöthig ist, so muß auch die Frau Speichert eine beträchtliche, jedenfalls aber eine zur Vergiftung ausreichende Menge davon erhalten haben. Vielleicht ist begreiflich, daß diese gewagte, aber von den ärztlichen Sachverständigen mit großer Zuversicht vorgetragene Meinung, obwohl sie durch den chemischen Befund in keiner Weise unterstützt wurde, den Geschworenen plausibel erschien; unbegreiflich aber ist, daß sich auch die gelehrten Richter von dieser Logik gefangen nehmen ließen und den Angeklagten, nachdem die Geschworenen die Schuldfrage bejaht hatten, zum Tode verurtheilten. Glücklicher Weise wurde das Todesurtheil nicht vollstreckt, sondern in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt.

Natürlich hat es nicht an Bemühungen gefehlt, auf Grund neuer chemischer Gutachten, die Sonnenscheins Untersuchung bemängelten, eine Wiederaufnahme des Verfahrens zu erreichen. Die mehrfach wiederholten Anträge wurden jedoch immer wieder abgelehnt, mit der juristisch vielleicht einwandfreien, aber auf einer nicht zutreffenden Annahme fußenden Begründung, daß die ärztlichen Sachverständigen ihr Gutachten überhaupt nicht auf Sonnenscheins Gutachten, sondern wesentlich auf die Thatsache der Mumifikation gegründet hätten und daß es durch diese Thatsache selbständig getragen werde. Diese Begründung berücksichtigt aber nicht, daß das ärztliche Gutachten gar nicht von dieser Beobachtung, sondern von einer aus dem chemischen Befunde durch reine Denkarbeit erschlossenen „Erkenntniß“, wozu medizinische Sachkenntniß überhaupt nicht erforderlich war, getragen wird.

Erst zehn Jahre später gelang es dem berühmten Professor der Chemie an der breslauer Universität, Karl Löwig, dem wir auch eine genaue Darstellung des Falles (die hier zu Grunde gelegt wurde) verdanken, das ganze auf der fehlerhaften chemischen Analyse und der Mumifikation aufgebaute Beweisgewebe zu zerstören und die nachträgliche Freisprechung des unschuldig Verurtheilten herbeizuführen.

Inzwischen war auch festgestellt worden, daß auf dem bomster Kirchhofe im Verlaufe von siebenzig Jahren nur drei Leichen wieder ausgegraben worden waren. Davon mußten zwei alsbald ausscheiden, weil die Exhumirung ganz kurze Zeit nach der Beerdigung erfolgt war, die dritte Leiche aber hatte sich, obwohl von einer Arsenvergiftung keine Rede sein konnte, vollkommen mumifizirt gezeigt.

Und nun kommen wir zu der Frage: Wie war es möglich, daß ein so gewiegter und sicherer Analytiker, wie es Sonnenschein unzweifelhaft war, dem es auch in keiner Weise an Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt mangelte, unzweifelhaft in den Leichentheilen nicht vorhandenes Arsen, wenn auch nur in Spuren auffinden konnte?

Die analytische Chemie ist eine Wissenschaft, die sich erst ganz allmählich zu der Vollkommenheit, die wir heute an ihr bewundern, entwickelt hat. Diese Vollkommenheit ist natürlich nicht absolut; auch die analytische Kunst ist Menschenwerk und daher mit Fehlern behaftet und wird immer mit Fehlern behaftet bleiben; sie kann daher damals wie heute noch Irrthümer erregen und zu falschen Schlüssen führen.

Es ist Pflicht des Richters, solche Irrthümer nach Möglichkeit auszuschließen, und er darf daher in zweifelhaften Fällen (daß in dem Fall Speichert nicht Alles in Ordnung war, mußte jedem auffallen) sein Urtheil niemals ausschließlich auf das Gutachten eines Sachverständigen gründen, und sei Dieser der Erste unter den Ersten.

Auch Sonnenschein war ein Kind seiner Zeit. Man war damals allgemein der Ansicht, daß Arsenwasserstoff und Schwefelwasserstoff einander ausschließen, neben einander also nicht bestehen könnten, weil der Arsenwasserstoff durch den Schwefelwasserstoff in Arsensulfid übergeführt und dieses als fester Körper abgeschieden werden müsse.

Das ist im Allgemeinen wohl zutreffend; aber diese Reaktion braucht eine gewisse Zeit bis zur vollständigen Beendigung, so daß Spuren von etwa vorhandenem Arsenwasserstoff sehr wohl mit dem überschüssigen Schwefelwasserstoff unzersetzt mitgeführt werden können, die dann in der Lösung, in die man das Gas lange Zeit einleitet, als Arsen oder Arsensulfid niedergeschlagen werden, besonders, wenn (was auch hier der Fall gewesen sein wird) durch organische aus den Leichentheilen stammende lösliche Stoffe überhaupt ein Niederschlag entsteht.

Sonnenschein hat seine Analyse im Jahr 1876 ausgeführt. Erst im Jahr 1879 hat Robert Otto darauf hingewiesen, daß der aus Schwefeleisen und Salzsäure entwickelte Schwefelwasserstoff sehr wohl arsenwasserstoffhaltig sein kann und daß man daher, was man bis dahin nicht für nöthig gehalten hatte, bei gerichtlichen Untersuchungen absolut arsenfreie Materialien zur Darstellung des Schwefelwasserstoffs benutzen müsse. 1889 ist dann von O. Jakobson die Reinigung des Schwefelwasserstoffs mit trockenem Jod, die aus dem Gas jede Spur von Arsen entfernt, eingeführt worden, so daß bei ihrer Anwendung jetzt jede Gefahr, Arsen in ein Untersuchungobjekt unabsichtlich hineinzubringen, sicher abgewendet ist.

Aehnliche Fehler und Irrthümer, wie früher beim Arsen, sind auch heute noch nicht absolut ausgeschlossen, wenn sie auch, die denkbar größte Geschicklichkeit des Chemikers vorausgesetzt, bei der hohen Vollendung, zu der sich die anorganische Analyse entwickelt hat, mindestens sehr unwahrscheinlich sind. Der Nachweis organischer Gifte ist aber noch nicht zu dem selben Grade der Sicherheit gelangt wie der der anorganischen: deshalb ist die größte Vorsicht bei der Beurtheilung chemischer Gutachten durch den Richter noch heute unbedingt nöthig.

Der Fall Kunze.

Auch dieser Fall betrifft den einst bekannten und anerkannten Gerichtschemiker Professor Sonnenschein und außer ihm seinen nicht

minder als gewissenhaft und erfahren bekannten Kollegen Dr. Ziurek, die Beide vor Jahren in Berlin wirkten. Sonnenschein beschreibt den Fall in seinem einst mit Recht berühmten, jetzt zwar veralteten, aber immer noch lesenswerthen Handbuche der gerichtlichen Chemie.

„In einem Dorf Schlesiens klagte eine Frau sich selbst an, am zehnten Oktober 1843 ihren ersten Mann vergiftet zu haben. Der Mann habe sie und ihre Kinder nicht nur nicht ernährt, sondern sehr oft in der Trunkenheit mißhandelt. Einst sei er morgens trunken nach Haus gekommen und habe Essen verlangt. Sie habe ihm aus Furcht vor erneuter Mißhandlung und aus Verzweiflung zweimal ein (ein halbes Fingerglied dickes) mit Rattengift bestrichenes Stück Brot gegeben. Er habe es gegessen, sei eingeschlafen, habe Leibschmerzen gehabt, mehrere Male gebrochen und sei am anderen Morgen gestorben. Diese Angaben wurden von den damals mit ihnen lebenden Hausgenossen und eben so von mehreren Anderen, die sich des Vorfalls noch entsinnen konnten, bestätigt. Woraus das Rattengift bestanden habe, wußte die Frau nicht anzugeben. Das Gericht verfügte die Ausgrabung der Leiche. Nachdem mit vieler Mühe die Begräbnißstelle ermittelt worden war, fand man einen eingefallenen Sarg. Darin lagen ein Schädel und verschiedene Knochenreste. Von dem Gericht wurden außer den Knochenresten die in dem Sarg noch befindlichen Hobelspäne und von verschiedenen Seiten des Grabes entnommene Erde in Gläser gethan, versiegelt und per Requisition hier einem anderen Chemiker und mir zur chemischen Untersuchung resp. Begutachtung übergeben mit der Frage, ob in den Leichenresten Spuren von Gift, namentlich von solchem, wie es zur Zeit des Ablebens des Kunze verwendet zu werden pflegte, vorzufinden seien. Hierauf antwortete ich wesentlich, daß zu jener Zeit arsenige Säure, Phosphorbrei und sehr selten auch Strychnin zum Vergiften der Ratten benutzt worden sei. Das zuerst genannte Gift war hier besonders zu beachten; erstens, weil es damals und überhaupt auch jetzt noch das gewöhnliche Volksmittel ist, dann aber noch, weil, wenn die beiden anderen zur Verwendung gekommen wären, sie jetzt nicht mehr nachgewiesen werden könnten. Die Möglichkeit, in den Knochen noch Spuren von Arsenik nachzuweisen, beruht auf dem Umstand, daß dieses Gift bei Lebzeiten zum Theil ins Blut übergeführt wird, dieses aber auch die Knochenhaut durchdringt und so bei der Verwesung in den feinen Höhlungen (Haverischen Kanälen) der Knochenmasse haften bleibt. Die Knochen, bestehend aus Fragmenten des Schädels, der Rückenwirbel und der Beckenknochen, wurden zerkleinert, unter den später noch anzugebenden Vorsichtmaßregeln in einem Gemisch von Salzsäure und Kaliumchlorat gelöst und nach dem Fällen durch Schwefelwasserstoff schließlich eine geringe, doch deutliche Spur Arsenik von mir gefunden. Eine Glasröhre mit einem bei diesen Versuchen erhaltenen Arsenspiegel legte ich den Akten bei.

Obgleich nun die von Couërbe und früher auch von Orfila getheilte Ansicht, daß sich in den Knochen gewöhnlich Arsenik vorfinde,

längst widerlegt worden ist, so habe ich doch noch der Sicherheit wegen vergleichende Versuche angestellt. Ich verschaffte mir von einem hiesigen Kirchhof die Leichenreste von einem etwa vor fünfundzwanzig Jahren Erschossenen und untersuchte ein größeres Quantum auf gleiche Weise, ohne auch nur die geringste Spur Arsenik zu finden. Solche Versuche wurden in großer Anzahl in meinem Laboratorium mit Knochen der verschiedensten Art wiederholt, aber auch hierbei in keinem Fall Arsenik nachgewiesen. Hiernach sagte ich in meinem Gutachten, daß Kunze mit Arsenik vergiftet worden sei. Hierbei ist noch anzuführen, daß die Kirchhofserde und die erwähnten Hobelspäne vollständig frei von Arsenik waren.

Mein Kollege, der einen anderen Weg eingeschlagen hatte, konnte kein Arsenik nachweisen. Er glaubte deshalb, daß das angewandte Rattengift nicht Arsenik, sondern Phosphorlatwerge gewesen sei. In dieser Meinung wurde er durch folgende Umstände bestärkt: Die Knochen reagirten, wie ich auch gefunden habe, deutlich sauer und es war möglich, durch Behandeln mit Alkohol freie Phosphorsäure daraus zu ziehen. Aus diesem Verhalten glaubte er, den Schluß ziehen zu dürfen, daß ursprünglich Phosphor in Substanz vorhanden gewesen sei, der sich zu Phosphorsäure oxydirt und so die saure Reaktion der Knochen verursacht habe.

Diese beim ersten Anblick begründet erscheinende Ansicht wurde in meinem Laboratorium der eingehendsten experimentellen Prüfung unterworfen, die erwähnenswerthe Resultate lieferte. Wir fanden, was auch früher schon von vielen Anderen festgestellt worden war), daß bei der selben Leiche die verschiedenen Knochen eine verschiedene quantitative Zusammensetzung hatten, dann aber noch, daß, je länger die Leiche begraben, also die chemische Zersetzung der organischen Bestandtheile vorgeschritten war, um so mehr der kohlensaure Kalk abgenommen und der Gehalt an Phosphorsäure zugenommen hatte. Worauf läßt nun die Ausscheidung von freier Phosphorsäure aus den Knochen des Kunze schließen? Auf die Gegenwart von Phosphor, der durch Oxydation zu Phosphorsäure geworden ist. Diese Ansicht führt zu folgenden Betrachtungen: Die Schädelknochen des Kunze enthielten 33,08 Prozent, die der Rückenwirbel 41,16 Prozent organische Bestandtheile, die ersten 2,75 Prozent und die letzten 3,07 Prozent Kalciumkarbonat. In den unveränderten Knochen sind nach Lehmann 9,2 bis 9,7 Prozent Kalciumkarbonat enthalten. In einer 130 Pfund schweren männlichen Leiche sind ungefähr 10,5 Pfund Knochen. Nach den Angaben Lehmanns würden diese, da die Knochen überhaupt 54 Prozent Kalciumphosphat und 9,5 Prozent Kalciumkarbonat enthalten, für die in einer Leiche enthaltene Gesammtmenge der Knochen 5,67 Pfund Kalciumphosphat (2,64 Pfund Phosphorsäure haltend) und 0,99 Pfund Kalciumkarbonat ergeben.

Wäre nun Kunze an Phosphorvergiftung gestorben, so hätte er, außerordentlich hoch gegriffen, nach den Angaben keine 0,03 Gramm

Phosphor eingenommen. Aber auch Dieses und den Umstand als richtig angenommen, daß bei der Verwesung keine Spur des in dem Brei befindlichen Phosphors ausgelaufen sei, so würden sich durch dessen vollständige Oxydation etwa 0,73 Gramm Phosphorsäure gebildet haben. Es ist nun sehr einleuchtend, daß diese 0,73 Gramm Säure in Kontakt mit cirka 500 Gramm Kalciumkarbonat keine saure Reaktion hervorrufen können. Demnach ist die thatsächlich festgestellte saure Reaktion der Knochen auf eine andere Weise zu erklären. Der Grund ist in dem Gang des Verwesungprozesses selbst zu suchen. Wenn die zur Erzeugung und Erhaltung eines Organismus thätigen Ursachen aufhören, so treten die allgemeinen Gesetze der chemischen Verwandtschaft in ihre Rechte und die bis dahin zu einem organischen Gebilde vereinigten Elemente durchlaufen, von Einflüssen der verschiedenen Art, namentlich von atmosphärischen, begünstigt, eine Reihe von Zersetzungen, als deren Ende die Umwandlung des Kohlenstoffs in Kohlensäure, des Wasserstoffs in Wasser, des Stickstoffs in Salpetersäure, des Schwefels und des Phosphors in deren höchste Oxydationstufen zu betrachten ist. Es ist einleuchtend, daß die Bestandtheile der Knochen, wenn auch später als die Weichtheile, einen analogen Zersetzungprozeß durchlaufen. Die Bestandtheile der daran befindlichen Proteïnkörper werden schließlich eben so wie der Weichtheile in Wasser, Kohlensäure, Salpetersäure, Phosphorsäure und Schwefelsäure umgewandelt. Aber auch die Bestandtheile der die Leiche umgebenden organischen Körper, als Bekleidung, Hobelspäne, Heu oder Stroh, welche gewöhnlich zu Unterlagen dienen, sind den selben Gesetzen unterworfen und bilden vor der vollständigen Umwandlung in jene eben erwähnten Endprodukte saure, ziemlich konstante Verbindungen, die man gewöhnlich mit dem Namen Huminsubstanzen bezeichnet. In dem vorliegenden Fall waren die im Sarg vorgefundenen Hobelspäne dunkelbraun und reagirten stark sauer, eben so das Holz des Sarges und die ihn umgebende Erde des Grabes. Wenn man drei Perioden im Verwesungprozeß einer Leiche annimmt, so lassen sich unterscheiden: 1. Bildung von Fettsäuren durch Einwirkung der Stickstoff haltenden Körper auf die Kohlehydrate (saure Reaktion); 2. Bildung von Ammoniumverbindungen: Ammoniumkarbonat, Schwefelammonium und so weiter aus den Stickstoff haltenden Körpern (alkalische Reaktion); 3. Bildung der Endprodukte, als Huminsäure, Salpetersäure, Phosphorsäure, Schwefelsäure und so weiter (wiederum saure Reaktion).

In Folge dieser Betrachtungen habe ich die saure Reaktion und die Ausscheidung von freier Phosphorsäure der im Lauf eines Zeitraums von über zwanzig Jahren erfolgten Bildung an Zersetzungprodukten der Leiche selbst und deren nächster Umgebung dem unorganischen Theil der Leiche, nämlich den Knochen, zuschreiben zu müssen geglaubt, und zwar um so mehr, als die sonst von mir und Anderen gemachten Beobachtungen dieser Ansicht durchaus nicht widersprechen.

Da nun keine vollständige Uebereinstimmung zwischen meinem

Kollegen und mir bei der Abfassung der Gutachten erreicht worden war, so hielt das Gericht für wünschenswerth, einen dritten Chemiker über die Sache zu hören. Deshalb wurden die Residua der Untersuchungobjekte einer von dem Medizinalkollegium vorgeschlagenen Persönlichkeit ausgehändigt. Auch ihr gelang es nicht, Arsenik aus den Knochen auszuscheiden. Dieses negative Resultat wurde dadurch erklärt, daß nur Schädelknochen vorgelegen hätten, während ich Rückenwirbelfragmente untersucht hatte. Hierbei wurde geltend gemacht, daß die Schädelknochen in einer Leiche nicht mit dem in ihr befindlichen Arsenik in Berührung kommen könnten, während bei dem Verwesungprozeß das in dem Magen vorhandene Gift sich auf die in der Nachbarschaft befindlichen Knochen, als Rückenwirbel, Beckenknochen und so weiter, ergießen und sie so damit hätte imprägniren können. Wenn es nun auch unzweifelhaft ist, daß der Mageninhalt einer auf dem Rücken liegenden Leiche sich zunächst über die erwähnten Theile des Gerippes ergießt und sie dadurch in Bezug auf die Aufnahme des Giftes begünstigt, so steht nicht minder fest, daß ein resorbirtes Gift sich auch in den Schädelknochen ablagern muß, wenn auch in geringerer Menge als an den Stellen, wo die Substanz direkt in mechanische Berührung mit den Knochen kommt. Auch hier muß also die mangelnde Uebereinstimmung in den Resultaten der Methode zuzuschreiben sein."

Der beschriebene Fall ist nun aber in Wirklichkeit, nach der Mittheilung des Sanitätrats Dr. Lehr in Sorau, anders verlaufen.

In einem Dorf in der Nähe Soraus fiel dem Geistlichen auf, daß sich Frau Kunze bei seinen Predigten, obwohl sie immer auf einen versöhnlichen Ton gestimmt waren, in maßloser Weise aufregte und dabei weinte und schluchzte. Als er der Frau ins Gewissen redete und sie fragte, ob sie etwa von einem geheimen Kummer bedrückt werde, gestand sie ihm, schon vor Jahren ihren Mann mit Rattengift getötet zu haben. Da dem Geistlichen dieses Geständniß gewissermaßen unterm Beichtsiegel gemacht wurde, glaubte er, ohne Weiteres keinen Gebrauch davon machen zu dürfen, und fragte beim Konsistorium an, wie er sich zu verhalten habe. Er erhielt die Antwort, er möge auf die Frau einwirken, daß sie sich selbst anzeige. Das geschah; und nun war der Verlauf, wie ihn Sonnenschein schildert.

Schließlich kam es aber zu keiner Gerichtsverhandlung, denn es stellte sich heraus, daß die Frau geisteskrank war, sich zu Unrecht selbst bezichtigt hatte und daß der Mann überhaupt nicht vergiftet, sondern eines natürlichen Todes gestorben war.

Dieser Fall ist in mancher Hinsicht lehrreich; vor allen Dingen zeigt er, daß selbst ein gewiegter und sorgsamer Chemiker nicht unfehlbar ist und daß besonders dann, wenn nur Spuren von Giften und in Form von solchen Verbindungen und zu einer Zeit und an solchen Stellen (zum Beispiel: in einer erst nach langer Zeit exhumirten Leiche) gefunden werden, man niemals sichere Schlüsse ziehen darf, selbst wenn das Resultat mit dem vermutheten Sachverhalt übereinzustimmen scheint. Auch im vorliegenden Fall können die von den Analytikern ge-

machten Fehler als aufgeklärt gelten. Was Ziureks Beweis für den vorhanden gewesenen giftigen Phosphor betrifft, so hat schon Sonnenschein dessen zu weit gehende Schlüsse im Ganzen mit Recht als unstatthaft zurückgewiesen. Offenbar hat sich Ziurek auch nur durch die feste Ueberzeugung, daß die Frau Kunze die Wahrheit rede, verleiten lassen, nachdem er Arsen, dessen Nachweis kaum versagen konnte, nicht gefunden hatte, die dann nach seiner Meinung nur noch allein in Betracht kommende Phosphorvergiftung als sicher anzunehmen. Die an sich geistreiche, aber für einen gerichtlichen Fall phantastische Theorie über die Herkunft der gefundenen freien Phosphorsäure wurde nur aus dieser Ueberzeugung heraus aufgestellt und begründet; also: „vorgefaßte Meinung“.

Sonnenscheins Fehler bestand wieder, wie im Fall Speichert, darin, daß er offenbar nicht absolut reine Materialien, Schwefeleisen und Salzsäure, für die Darstellung des zur Fällung benutzten Schwefelwasserstoffes verwendete. Mit dem durch die noch vorhandenen organischen Stoffe bedingten Schwefelwasserstoffniederschlag konnte daher Arsen in Spuren mitgerissen werden und die thatsächlich von ihm gefundene, zwar „sehr deutliche“, aber jedenfalls gewichtlich nicht einmal schätzbare Spur Arsen wurde, da es sich nach der von ihm als richtig angenommenen Sachlage um Arsen oder Phosphor handeln mußte, Phosphor nach seiner Meinung aber ausgeschlossen war, von ihm als Beweis für Arsengiftmord angesehen. Auch hier also eine „vorgefaßte Meinung“.

Wenn Sonnenschein bei seinen Kontrolversuchen mit anderen Knochen nicht eben solchen schwachen Arsenspiegel bekam, so ist Das darauf zurückzuführen, daß diese Knochen keine organische Substanz mehr erhielten, so daß ihre Lösung überhaupt keinen Niederschlag mit Schwefelwasserstoff ergab, der weiter auf Arsen geprüft werden konnte.

Zweifelhafte Fälle dieser Art verlangen immer eine ganz besonders sorgsame Kritik, die zum Schluß vom Richter zu üben ist, indem er mit allen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln unter Aufwendung allen Scharfsinns die wirkliche, durch seine Vernehmungen klargelegte Sachlage mit den von den Sachverständigen gefundenen Resultaten und den von ihnen daraus gezogenen Schlußfolgerungen auf das Peinlichste vergleicht und überall dort, wo ihm noch Widersprüche und Unklarheiten zu bestehen scheinen, ihnen mit der größten Sorgsamkeit nachgeht, selbst auf die Gefahr hin, einmal irgendwo Anstoß zu geben. Der unbefangene Sachverständige wird sich übrigens jede Nachprüfung seines Gutachtens, wenn sie nur in angemessener und objektiver Form geschieht, gern gefallen lassen, zumal ihm selbstverständlich immer Gelegenheit geboten werden muß, sein Gutachten zu vertreten und sich über die erhobenen Einwände zu äußern. Jede Nachprüfung kann bei Auswahl der richtigen Sachverständigen (was wieder Aufgabe des Richters ist) nur der Sache dienen und, worauf es allein ankommt, der Wahrheit zum Sieg helfen.

Hamburg. Professor Dr. Max Dennstedt.

Deutsche Anleihen.

Der Gegensatz zwischen dem schwerfälligen Ernst des Theoretisirens über den schlechten Stand der deutschen Staatspapiere und dem fröhlichen Leichtsinn in der Praxis des Emittirens zwingt immer wieder zum Lächeln. Die Gedanken werden noch oft zu dem dreißigsten Mai 1910 zurückwandern und die im Herrenhaus feierlich vorgetragenen Lehren der Alltagserfahrung vergleichen. Selbst Herr von Gwinner wird bald vielleicht wünschen, nie Anlaß zu solcher Rückschau gegeben zu haben. Ein Institut, das sich eine splendid isolation bereitet hat, soll man nicht in den Brennpunkt aller Blicke bringen. Der Erste Direktor der Deutschen Bank war durch eine etwas zu stark pointirte Abfertigung des preußischen Finanzministers gereizt worden und bezahlte mit gleicher Münze. Aber der Zorn riß den sonst so reservirten Herrn ein Bischen zu tief ins Feuer; er warf dem Gegner Unfähigkeit vor und höhnte seine Schwächen. Herr Direktor von Gwinner schien besonders böse darüber, daß der Finanzminister die Banken der Mitschuld an dem niedrigen Kurs der deutschen Anleihen zieh. Seiner Meinung nach haben sie einen mindestens genügenden Vorrath an deutscher Rente. Das, im Ton der Geringschätzung, auszusprechen, war nicht gerade diplomatisch. Ein kluger Mann müßte vermeiden, dem aufmerksam lauschenden Ausland eine noch schlechtere Meinung von den deutschen Staatspapieren beizubringen; namentlich, wenn er von Amtes wegen Propaganda für Spanier, Italiener und Türken macht. Als Freiherr von Rheinbaben im Januar 1909 sich, statt an die Banken, direkt an das Publikum wandte, that das Preußenkonsortium beleidigt und die Banken ließen andeuten, daß sie sich um das Schicksal solcher Anleihe nicht kümmern würden. Die Haute Finance konnte sich ein paar Monate später mit der Riesenemission von 850 Millionen trösten. Sind solche Transaktionen für die Banken eine Last: warum drängt man sich danach und ist beleidigt, sobald neue Methoden versucht werden? Ich glaube nicht, daß in den Parlamenten Englands oder Frankreichs eine Rede gegen die Standardpapiere des Landes möglich wäre. Jedenfalls würde dem Redner kein Lorber blühen.

Im Herrenhaus sitzt neben dem Bankdirektor von Gwinner der Bankier Ludwig Delbrück. Der hätte Etwas zur Sache zu sagen gehabt, da er als ein Kenner der Technik des Rentenmarktes gilt. Vor sechs Jahren sagte er in den Preußischen Jahrbüchern: „Wenn unter dem Einfluß einer sich allmählich herausbildenden und durch geeignete Maßregeln stetig zu fördernden Sitte die privaten Kapitalisten, die Banken, industriellen Gesellschaften, Sparkassen und Versicherung-Unternehmungen einen größeren Theil des vorhandenen Anlagekapitals zum dauernden Erwerb von heimischen Staatspapieren verwenden, so wird in Zukunft nicht zu befürchten sein, daß die Nachfrage auf dem deutschen Anleihemarkt hinter dem wohlerwogenen Bedarf des Staates an neuen Anleihen zeitweise zurückbleibt. Es ist nicht der Mangel an Kapitalien, der einer günstigeren Entwickelung

der Marktverhältnisse im Wege steht, sondern der Mangel einer planmäßigen Gewöhnung und Schulung der verschiedenen Kreise von Käufern, welche für die Aufnahme unserer Anleihen in Betracht kommen.“ Herr von Gwinner aber sprach im Herrenhaus: „Der Stärkste ist außer Stande, diesem Strom, diesem Rückgang der deutschen Anleihen zu widerstehen, wenn von der ersten Stelle aus falsch disponirt wird. Es ist gar nicht zu verwundern, daß das Publikum schließlich, wie man zu sagen pflegt, verekelt ist und keine deutschen Anleihen mehr kaufen will, weil es immer sieht, daß die Anleihen im Kurs fallen.“ Man kann nicht behaupten, daß die beiden Finanzmänner am selben Strang ziehen. Der Eine ist Optimist, der Andere scheint kaum noch zu hoffen, daß es je anders werden könne. Ein paar Tage lang wurde Herr von Gwinner als der aufrechte Mann gefeiert, der den Nacken vor keiner Excellenz beuge. Dann meldete sich ein „hervorragender Finanzfachmann“ zum Wort und widerlegte den preußischen Pair mit nüchternen Ziffern. Die Zahl ist eine gefährliche Waffe; und wenn sie in Tabellen aufmarschirt, so wirkt sie mit der „Rasanz“ von Schnellfeuergeschützen. Der Blick auf das vor sechs Jahren Geschriebene ließ vermuthen, daß Herr Delbrück der „hervorragende Finanzfachmann“ ist. Im preußischen Oberhaus saß einst der Bankier Ernst von Mendelssohn-Bartholdy. Der sprach dort eine von dem Glauben der Zunftgenossen abweichende Meinung über gewisse Vorschriften des Börsengesetzes aus. Die Börse hats ihm nie verziehen. Alles rief „Crucifige!“ Aber den Chef des Hauses Mendelssohn & Co. konnte man nicht ans Kreuz schlagen. So begnügte man sich damit, ihn nicht wieder in den Börsenvorstand zu wählen. Die Erinnerung an diesen Vorgang wurde durch die Anonymität des „hervorragenden Finanzfachmannes“ geweckt. Warum versteckt sich dieser Antigwinner? Fürchtet er die Börse oder die Allmacht der Deutschen Bank?

Die Diskussion über die Ursachen des schlechten Standes unserer Anleihen erinnert auch an den Streit über die Krebsbehandlung. Soll man schneiden? Darf man die Hälfte oder den vierten Theil aller deutschen Staatspapiere vernichten, um neue Entwickelungchancen zu schaffen? Solcher Eingriff ist undenkbar; man kann den Staat nicht zwingen, seine Schuldverschreibungen zurückzukaufen, sobald auf dem Markt Material ist, das sich nicht unterbringen läßt. Reich und Staat müßten stets beträchtliche Summen bereit halten, wenn sie genöthigt wären, plötzlich als Abnehmer ihrer eigenen Obligationen zu interveniren. Das Publikum denkt so ungünstig über die deutschen Staatspapiere, daß die Gewißheit, der Fiskus werde alles „schwimmende“ Rentenmaterial aufnehmen, nicht die Stabilität des Besitzes, sondern nur die Verkaufslust der Besitzer fördern würde. Der kleinste Anlaß würde genügen, um Massen deutscher Fonds in die Kassen von Reich und Staat zurückzutreiben; und das Bedürfniß der öffentlichen Kassen nach liquiden Mitteln müßte ins Unerträgliche steigen. Kein Schatzsekretär, kein Finanzminister könnte richtig disponiren; er wüßte ja nie, wie viel er morgen auf dem Rentenmarkt brauchen werde. Das

Kapitel der Schuldentilgung ist angefüllt mit Vorschlägen und Versuchen. Aber selbst die ausgiebigste Amortisation sichert dem Kurs der Staatspapiere noch nicht die Festigkeit. England hat in den Jahren 1905 bis 1908 mehr als 50 Millionen £ Schulden getilgt; und gerade in dieser Periode sank der Kurs der englischen Konsols um 4 Prozent. Um mit der Behauptung durchzudringen, eine energische Staatsschuldentilgung sei ein wirksames Mittel gegen den Kursschwund, muß man zunächst beweisen, daß unser Publikum überhaupt Etwas von Amortisation versteht. Der Fachmann überschätzt oft die Kenntniß der Laien und glaubt, Dinge, die ihm geläufig sind, müsse Jeder leicht begreifen. Mancher Fehlgriff ist so zu erklären. Um die Volksthümlichkeit des Checkverkehrs zu heben, wurde das Checkgesetz erlassen. Aber die Leute, die vorher den Check verschmäht hatten, thaten es nicht etwa, weil er nicht gesetzlich geschützt war. Das wußten ja fast nur Leute, die diese Zahlungform benutzten. Nun kam der Checkstempel mit seiner abschreckenden Wirkung und die empfohlene Form wurde noch seltener benutzt. Der Vortheil des gesetzlichen Schutzes kann nicht sehr hoch geschätzt worden sein, wenn eine Stempelmarke für zehn Pfennige ihn um seine Anziehungskraft zu bringen vermochte. Und die Technik der Anleiheoperationen ist nicht besser bekannt als die des Checkverkehres.

Noch waren die Klagen der geehrten, edlen und erlauchten Herren über das Elend unserer Staatsanleihen nicht verhallt: da wurden Emissionen russischer und amerikanischer Eisenbahnanleihen angekündet. Jeder geistig Gesunde muß ja die Distanz zwischen vierprozentigen Goldbonds der Southern Pacificbahn und vierprozentiger Reichsanleihe erkennen und das Yankeepapier vorziehen. Noch heller leuchtet der Glanz der 4½prozentigen Obligationen der Moskau-Kiew-Woronesh-Bahn, die nicht viel unter Pari zu haben sein werden. Wer soll sich da noch nach deutscher Reichsanleihe oder preußischen Konsols sehnen? Die Wirkung steter Reklame für „Ausländer“ ist durch keine neue Technik zu beseitigen. Die Banken sind schlau genug, die Aufmerksamkeit von diesem Theil ihrer Lebensäußerungen abzulenken und die „offiziellen“ Stellen als Schuldige zu bezeichnen. Der Kapitalist pfeift auf Amortisation und Schuldentilgung; freut sich aber der Mittheilung, daß Marokko eine Anleihe herausgebracht hat, die 5 Prozent Zinsen giebt und „totsicher“ ist, und nicht minder der Meldung, daß Mexiko den Zinsfuß seiner Anleihen erniedern will, nachdem das Deutsche Reich gezwungen war, zu höherer Verzinsung zurückzukehren. So alberne Vergleiche werden den Leuten aufgetischt: und man wundert sich, wenn die Achtung vor den deutschen Renten nicht wächst. Staatsanleihen sollen ein refugium peccatorum sein. Wenn das Kapital anderswo üble Erfahrungen gemacht hat, kehrt es reuig in das sichere Asyl zurück. Eine Reaktion im Reich der Dividendenpapiere wird auf das Publikum tiefer wirken als eine aufgebügelte Technik.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Juni 1910.

Schoenebecks.

Allenstein, das Olsztyn der masurischen Polen, liegt an einem Nebenfluß des Pregel, der Alle, wo Marschall Soult 1807, vier Tage vor der Schlacht bei Eylau, den russo-preußischen Nachtrab schlug. Ungefähr dreißigtausend Einwohner. Kreisstadt im preußischen Regirungbezirk Königsberg; fünfzig Kilometer von der russischen Grenze. Hochmeisterschloß; restaurirte Katholikenkirche; nah beim Städtchen die Provinzialirrenanstalt Kortau. Schneidemühlen, Brauereien, Maschinenfabriken; Handel mit Holz, Leinwand, Hopfen. Dragoner, Feldartillerie, zwei Infanterieregimenter in Garnison. Dahin wurde im Dezember 1906 der fast siebenunddreißigjährige Hauptmann von Goeben als Batteriechef versetzt. Sohn aus der zweiten Ehe eines Gutsbesitzers, der als Sechzigjähriger an Leberkrebs starb. Die Mutter, in deren Familie Psychosen nachweisbar sein sollen und die als eine in hemmunglosen Ueberschwang neigende, dem Sohn in blinder Zärtlichkeit anhangende Frau geschildert wird, war fünfunddreißig Jahre alt, als das Kind ihrem Schoß entbunden wurde. Schwere Zangengeburt. Die rechte Seite des Knabenkörpers bleibt in der Entwickelung hinter der linken zurück. Arm und Bein sind rechts um einen Centimeter kürzer als links. Der Jüngling, der Mann schleift das rechte Bein schwerfällig nach und benutzt zum Schreiben und Schießen den linken Arm. Als Kind hat er an Masern, Scharlach, Keuchhusten, Skrofulose gelitten und sich einen Leisten-

bruch zugezogen. Als Neunjähriger den Vater verloren und seitdem den strengen Ernst eines Erziehers nie kennen gelernt. Ein leidlicher Schüler, der im Sprachenunterricht schlecht, in Mathematik und Geschichte besser vorwärts kommt, neben Durchschnittsverstand ungemeinen Hang ins Einbildnerische zeigt und oft auf der Neigung ertappt wird, Erträumtes für Erlebtes auszugeben. Er entschmeichelt der Mutter die Erlaubniß, Seekadett zu werden, scheidet aber bald wieder aus diesem Corps und besteht im zwanzigsten Lebensjahr die Abiturientenprüfung. Dann tritt er, der sich durch Leibesübung gekräftigt hat, ins Heer, wird 1891 Lieutenant in einem nordwestdeutschen Feldartillerieregiment, nimmt 1899, als Oberlieutenant, den Abschied und ficht in Südafrika im Burenheer gegen die Briten. Dort wird er viermal verwundet (an Armen und Händen, an der Hüfte und dem fünften Metakarpalknochen) und von seinem auf ihn stürzenden Pferd an Darm und Niere gequetscht. Erkrankt an Malaria und Schwarzwasserfieber und kehrt mit geschwächtem Körper nach Europa zurück. In einer Brochure, die von den Sachverständigen beachtet wird, schildert er die Burentaktik. Beantragt seine Reaktivirung, wird in den Großen Generalstab versetzt, geht 1903, im Aufstandsfrühling, nach Makedonien (wo er an heftigen Malariarückfällen leidet), arbeitet dann wieder im Generalstab und wird, nach einer langwierigen Furunkulose, im Advent 1906 als Batteriechef ins Masurische Feldartillerieregiment Nr. 73 versetzt. Kein Mustersoldat; doch einer, der seinen Beruf liebt. In der Moltkestraße genügt seine Leistung nicht und auf der Generalstabsreise fällt sein Unvermögen, seine Zerfahrenheit geradezu auf. Er ist unpünktlich, im Bureaudienst lässig, verträumt und macht sich durch hochfahrendes wie durch würdelos unterwürfiges Wesen manchem Vorgesetzten verhaßt. Den Kameraden ist er ein Sonderling, hinter dessen fest verschlossener Fassade vielleicht auch besondere Fähigkeit zu suchen ist. Einer, der schon Blut gerochen, Menschen getötet, Kerls gegen den Feind geführt hat: Das unterscheidet ihn von den Offizieren des Heeres, das seit fast sechsunddreißig Jahren im Frieden exerzirt. Dazu die Romantikerpose Eines, der sich nach Martyrien sehnt; nur nach der Möglichkeit zu lechzen scheint, für den Nächsten, den Fernsten sein Leben zu opfern. „Ich würde mich ohne Zaudern töten, wenn ich mit diesem Opfer einem

bedrängten Menschen helfen könnte; dann hätte mein Leben wenigstens einen Nutzen gehabt.“ So spricht er; und findet Gläubige. Trotzdem Keiner ihn je ein Opfer bringen sah, traut mans ihm zu. Die Legende umspinnt die Gestalt des schlanken, mittelgroßen Mannes mit dem nach englischer Sitte gestutzten Schnurrbart in dem breiten, gelbbraunen Gesicht, über dem das Haar früh zu ergrauen beginnt. Wegen einer Frau soll er, in einem Duell ohne Zeugen, einen Kameraden getötet haben. Einen anderen wollte er, als Vertheidiger der Frauenehre, würgen. Interessant. In Berlin hat er, auf dem Victoria-Luise-Platz, einen häßlichen, grinsenden Mann beim Schnurrbart gepackt und ihm mit so wildem Blick in die über den Lippenrand ragenden Zähne gelacht, daß der Erschreckte einen Tollen vor sich zu sehen glaubte und hastig davonlief. Unheimlich. Nicht Einer, wie man ihn in jeder Garnison auf der Straße trifft. Er will auffallen: und erreichts. Die Männer achten auf ihn; den Preußenmädchen ist er ein lockendes Räthsel. Doch die Weiber, denen der melancholische Held des Burenkrieges leicht einen lächelnden Blick abstöhle, scheint er nicht zu sehen.

Eine Weile auch nicht die eleganteste Dame der Kleinstadt: Antonie von Schoenebeck (die sich lieber Antoinette nennen läßt); die Frau eines Majors, der als Soldat bei Vorgesetzten und Untergebenen einen guten Ruf hat. Sonst? Die Frau hält er nicht so fest im Zaum wie seinen Gaul. Könnte von ihr wohl bessere Manieren und korrekteres Wesen fordern. Eine gut aussehende, aber schlecht disziplinirte Dame, deren Schrullen in allen Ecken beschwatzt werden. Daß sie einen ihr noch nicht vorgestellten Rittmeister unter freiem Himmel um eine Cigarette bittet und ihm, hinter dem Rauchwölkchen, dann ins Gesicht lacht, zeigt einen Mangel an schüchterner Zurückhaltung, der dem Kavalleristen das Blut in die Stirn treibt. Scheint aber harmlos, wenn mans Anderem vergleicht, was das Gerücht ausplaudert. Schlimme Erotika. Obs wahr ist? Die Tochter, die Frau eines Offiziers! Kaum glaublich. Und wer will sich die Finger verbrennen? Der Ehemann erfährts ja immer zuletzt. Dieser kümmert sich nur um das Bataillon (kaum um seine zwei Kinder) und um das Waidwerk. Fast jede dienstfreie Stunde verbringt er auf dem gepachteten Jagdgrund. Läßt die Frau thun, was ihr beliebt. Müßte aber natürlich losknallen, wenn ihm ein der Satisfaktion Fähiger die Frau verdächtigte. Sol-

cher Gefahr will Keiner sich aussetzen. „Laßts laufen und seid froh, wenn nicht auch in unserer kleinen Grenzgarnison ein Riesenskandal zum Himmel stinkt." Gustav von Schoenebeck, der selbst nur achtzigtausend Mark, also kaum mehr als dreitausend Mark Zinsen im Jahr außer dem Sold zu verzehren hat, kann mit dem Gelde der Frau behaglich leben und seine Gäste besser bewirthen als mancher Brigadier. Warum soll man sich den derben, aber bequemen Passagier verfeinden? Hauptmann von Goeben hat gehört, daß über die Majorsfrau Uebles getuschelt wird; dem Gerede aber nicht nachgedacht. Im Februar 1907 sieht sie ihn auf einem Kostümball. Er ist in Matrosentracht, mit offenem Hals und Brustansatz; und mag, mit der dunkelgelben Haut und dem schleppenden Gang, recht in den Anzug passen. Frau von Schoenebeck hat beim Anblick des seltsam fremdartigen Ballgesellen durch ein jähes Zucken ihr Interesse verrathen, seinen Namen erfragt und ihn dann doch wie einen ihr Unbekannten angesprochen. „Wer bist Du?" Maskenfreiheit, denkt sie, ist auch ohne Maske möglich (und führt schneller als konventionelle Damensitte ans Ziel). Goeben erschauert bei so unzarter Berührung und kriecht rasch in seine Schale zurück. Die, ward ihm gesagt, will jeden Neuen in ihr Arachnenetz ziehen. Er sträubt sich. Giebt ihren drängenden Fragen nur karge Antwort und entzieht sich der Einladung, auf dem nächsten Regimentsball ihr Kavalier und Haupttänzer zu sein, mit der Begründung, Familientrauer hindere ihn, sich unter die Tanzpaare zu mischen. Doch einen Besuch schuldet er der beängstigend freundlichen Dame. Er geht hin, folgt auch der Einladung zum Abendessen „in kleinem Kreis", will aber weder in der Bahn mit Antonie reiten noch ihr seine Pferde leihen. Immerhin: er kommt nun manchmal ins Haus des Majors und gewöhnt sich in den Verkehr mit der Frau. Der in der gemäßigten Zone der Garnisongeselligkeit bleibt, bis die Erfahrene den Wildling so weit zu haben glaubt, daß sie die stärkste ihrer Künste an ihm erproben kann. Als Mitleidigen, nach Martyrien Lüsternen stellt er sich zur Schau: an dieser Stelle ist der Stichfeste verwundbar. Sie schreibt ihm; bittet um seinen Besuch, seinen Rath, den die Schätzung seines Charakters ihr werthvoll mache. Er kommt. Findet sie zum ersten Mal allein. Und so jammervoll unglücklich! Die Arme ist verleumdet worden, grundlos, versteht sich, und hat, all in ihrer Unschuld, auf diesem weiten Rund der Erde nicht einen Menschen, der für sie eintritt. Ihren Mann? Als ob

Der mehr von ihr wollte als ihren Leib, ihr seelisches Erleben auch nur ahnte! Der würde sie gar nicht verstehen; hat sie niemals verstanden. Ueber Den dürfe sie, um nicht allzu bitter zu werden und die eheliche Diskretion zu verletzen, überhaupt nicht sprechen. Einen Freund! Aber giebts denn in dieser häßlichen Welt der Konvenienz, Heuchelei und Streberei noch aufrechte, zuverlässige, selbstlose Männer, die mit einem Frauenherzen zu fühlen wissen? Von Allen, Goeben, die ich je sah, sind Sie der Einzige, dem ichs zutrauen könnte; ob gerade ich Ihnen aber nicht unangenehm oder gleichgiltig bin? Das alte Spiel; das älteste. Dem Hauptmann ists neu. Und der Reiz dieser schlanken, langbeinigen Frau wirkt noch aus stattlichen Resten. Goeben tröstet, räth, kommt wieder, wird als Retter gepriesen, als Schützer und furchtloser Held; und drückt, selig zunächst schon in dem Bewußtsein, lange genährtem Heilandwahn so brünstigen Glauben geweckt zu haben, seine Lippen auf den Mund der Frau, die sich, in der Ohnmacht überquellenden Dankbedürfnisses, erfröstelnd in seine Arme gleiten ließ. Sie hat ihn. Er wird ihr Ritter. Vor den Kameraden ihr eifernder Anwalt. Und (so will sies) der hitzige Ankläger ihres Mannes. Der? Ein roher, nach Geld und Fleisch dieser herrlichen Dulderin nur gieriger Patron. Wenn man reden dürfte! Aber die Unvergleichliche will keinen Lärm; trägt mit der Geduld eines Engels, was kein Sterblicher zu tragen vermöchte. Die Kameraden heben lächelnd die Achseln. Wieder Einer! Das Remontensystem dieser Kavalleristin versagt wirklich nie. Na, schließlich ist der gute Goeben kein Milchbart. Siebenunddreißig. Allerlei Wind hat ihm um die Nase geweht. Der wird sich, mit ein paar Schrammen vielleicht, schon allein aus der Chose herauswickeln. Wie vor ihm so Mancher.

Am zweiten Tag nach der Weihnacht findet, morgens vor Sechs, der Dragoner, der des Majors Burschen vertritt, Herrn von Schoenebeck tot in seinem Schlafzimmer. Die Leiche liegt auf dem Rücken, ist nur mit Nachthemd und Pantoffeln bekleidet; aus einer Stirnwunde rinnt noch Blut. Zwischen den Beinen liegt ein Revolver. Im Schlafzimmer brennt das Elektrische Licht. Die in das kleine, dem Hof benachbarte Speisezimmer führende Thür ist offen. Der Dragoner sagt, was er gesehen hat, dem Pferdeburschen. Den Hausmädchen und dem Kinderfräulein wirds erzählt. Dieses Fräulein Eue bringt der Witwe die Schreckensbotschaft. Frau von Schoenebeck schreit, heult, tobt; bleibt aber im Bett. Rennt nicht das

Treppchen hinunter, um den Leib des Mannes zu sehen, in dessen Umarmung sie zwei Kinder empfangen hat. Ein paar Kameraden Schoenebecks sind geweckt worden und eilen herbei. Raubmord nach einem Einbruch? Im Haushalt fehlt nichts; Geld, Silberzeug, Uhr, Tischgeräth: Alles in Ordnung. Selbstmord? Bei diesem ruhigen, gleichmüthigen Mann in geordneten Verhältnissen schwer glaublich. Auch wird, als die Räthe des Kriegsgerichtes angelangt sind, festgestellt, daß der Revolver, der zwischen den Beinen der Leiche lag, noch mit allen sechs scharfen Patronen geladen ist und, mit seinem Kaliber, nicht zu der Einschußöffnung auf Schoenebecks Stirnhaut paßt. Nach Sieben kommt Goeben, um den Hausherrn zu einem (angeblich vereinbarten) Jagdausflug abzuholen. Der Bursche meldet, der Herr Major habe sich erschossen. Undenkbar, sagt Goeben; weilt nur eine Minute neben der Leiche und stürmt dann hinauf: die Witwe zu trösten. Ob sie ihm (wie sie behauptet) ihr Schlafzimmer sperrte oder ihn (wie er behauptet hat) einließ? Nach seiner Angabe hat sie, als er eintrat, geschrien: „Mein Gustel!“ Bei seinem Anblick sich nicht beruhigt; gefragt: „War er gleich tot? Ich weiß von nichts. Ich bin verrückt. Sags Allen!“ Als Goeben wieder unten ist, scheint er ganz ruhig. Spricht, wie schon lange, schlecht über Schoenebeck; meint, Frau Antoinette könne sich der Thatsache freuen, daß sie von diesem rohen, herzlosen Wicht nun befreit sei; ruft, als der Hühnerhund vor der Schlafzimmerthür anschlägt: „Hirschmann verbellt ihn jetzt.“ Kaut bald danach gemächlich an einem Kuchenstück. Und fordert die Offiziere auf, mehr als an den Toten, für den ja nichts mehr zu thun sei, an „die Lebenden da oben“ zu denken. Schon an diesem Morgen weckt sein lautes, protziges, dann wieder scheues Wesen leisen Verdacht. Er gilt als Antoniens Liebster. Hat längst im Ton grimmigen Hasses über den Major geredet. War am Tag vor der Mordnacht Stunden lang in Schoenebecks Haus. Cui bono? Der alten Kriminalistenfrage findet man nur eine zureichende Antwort. Nur Goeben bekannte sich als Schoenebecks Feind; nur er hatte ein Interesse daran, die Frau (die ihm eine unverstandene, mißhandelte, geschändete Heilige war) freizumachen. Er wird vernommen. In seiner Wohnung eine Mensurpistole gefunden, deren Kaliber genau zu der Einschußöffnung am Kopf des Toten paßt. Nach der Vernehmung beeilt er sich, der Witwe den Inhalt seiner Aussage mitzutheilen. Der Brief wird aufgefangen und bewirkt, mit anderen beträchtlichen Verdachtsmomenten, die Verhaftung

des Hauptmannes. Da Zweifel an seiner Zurechnungfähigkeit entstehen, wird er zuerst in Kortau beobachtet, dann, im Militärgefängniß, von dem münchener Psychiater Freiherrn von Schrenck-Notzing untersucht und befragt. Unter der Wucht des Belastungmaterials hat er sich inzwischen zu der That bekannt. Zur Tötung; nicht zu überlegtem Mord. Am zweiten März 1908 hat er sich mit einem stumpfen Tischmesser die Halsadern durchsägt. Er wollte sterben.

Goeben hat zuerst die ganze Schuldlast auf sich genommen und hitzig bestritten, daß Frau von Schoenebeck als Anstifterin oder Beihelferin mitschuldig sei. Später hat er die Frau schwer belastet. Um sich selbst der Strafe zu entziehen? Als ein durch krankhafte Geistesstörung der freien Willensbestimmung Beraubter sich in die Rechtswohlthat einzuschmuggeln, die der einundfünfzigste Paragraph des Strafgesetzbuches gewährt? Die konnte ihn aus der Untersuchunghaft nur ins Irrenhaus führen. Das wußte er. Hörte auch von dem Sachverständigen, daß dessen Gutachten nicht Ausschluß, sondern nur Einschränkung der freien Willensbestimmung feststellen werde und daß unser Strafgesetz den Begriff verminderter Zurechnungfähigkeit nicht kenne (und nicht kennen darf, so lange es in dem Wahn von objektiver Freiheit des Menschenwillens befangen bleibt). Da war für den Hauptmann also nichts zu hoffen. Seine Verurtheilung zum Tod sicher. Und im Kreis der Rechtsgenossen fiel auf ihn ein ungünstigeres Licht, wenn er als Werkzeug eines kranken Dirnenhirnes, nicht als ein in männischer Leidenschaft Strauchelnder ins Verbrechen geglitten war.. Doch er wußte nun, in welche Pfütze er sein armes Herz geworfen hatte; und fühlte sich von jeder Schonung entpflichtet. Sollte in solchem Tümpel sich noch einmal das Himmelslicht spiegeln? Der hamletische Todesstundenwunsch, sich und seine That erklären zu lassen, oder der Exhibitionistendrang, vor Menschenblicken die Scham zu entblößen: Goeben löste vom Geheimniß seines Erlebens das letzte Siegel. Er wollte sterben. Den qualvollsten Tod. Doch die Ueberlebenden sollten ihn kennen.

Den Knaben treibts in enthusiastische Freundschaft, die ihm aber kein Lustgefühl schafft. Erst den Siebenzehnjährigen überfällt das Pubertätfieber. Im Traum fühlt er, den die Mutter, im Scherzspiel, einst auf ihrem Rücken reiten ließ, unter seinen von zarten Armen umklammerten Schenkeln einen Frauenrücken, fühlt in der

engen Schlinge seiner Arme einen feinhäutigen Hals: und erwacht in der müden Wonne, die des Geschlechtshungers Stillung wirkt. Der Jüngling ersehnt und beschleunigt die Wiederkehr solcher Träume; sucht sie, als er reiten gelernt hat, auch als Wacher herbeizuzwingen und gewöhnt sich, im Sattel den Akkumulator seines Geschlechtstriebes zu entladen. Liebt sein Roß wie ein Weib, tätschelt es mit sanftem Finger, kraut ihm schäkernd die Mähne, kitzelt es zärtlich mit der Fußspitze, dem Sporn; und läßt von wollüstiger Vorstellung den Frauenleib formen, der ihn, in seligerer Stunde, tragen soll. Keiner hat ihm von Sexualbedürfniß und Sexualgefahr gesprochen, Keiner ihn je vor schädlichem Mißbrauch des Zeugungorganes gewarnt. Den dumpfen Sinn schreckt das Geschlechtswesen der Frau, von der er doch das höchste, heißeste Wohlgefühl hofft. Wer sie spornen, bis zur äußersten Ermattung antreiben und die Keuchende nach Belieben dann zügeln könnte! Der Lieblingtraum wird zur unentbehrlichen, zwingenden Vorstellung und der Artillerielieutenant thut wie Onan, Judas zweiter Sohn von Sua, den des Herrn Zorn traf, weil er, statt bei des Bruders Witib zu liegen, seinen Keimsaft in die Erde sickern ließ. In so unkeuscher Enthaltung vom Weib lebt er Jahre lang; und das Nervensystem des aus kränkelndem Stamm Ersproßten wird im Wirbel solcher gewaltsam erkünstelten Wonnen früh morsch. Ob ihn je ein Mannesleib reizte? Er hats geleugnet. Die besondere Art seiner Lustvorstellung ließe leicht darauf schließen. Einerlei. Ringsum riechts, in Kaserne und Kasino, nach Weibergeschichten: und dieser Lieutenant hat nie eine Liebste gehabt, nie nur sich an einem Dirnchen gekühlt. Hält sich drum für Einen von anderem Schlag; vereinsamt im Innersten; darf, ein vom Fluch der Lächerlichkeit Bedrohter, sein schmähliches Geheimniß aber nicht entschleiern; und sinkt, ums noch fester einzuhüllen, in die Gewohnheit, jedem Auge sich anders zu zeigen, als er ist. In einen Sumpf, der Wahrhaftigkeit nicht gedeihen läßt. Herr von Goeben spielt den interessanten Sonderling. Das Leben? Ein Quark. Für eines Bettlers, eines Krüppels Glück würfe ers hin. Der Dienst? Im Frieden ein freudloses Handwerk, das dem Ernst hoher Weltauffassung nicht zu genügen vermag. Und wer darf zweifeln, daß solche Auffassung in einem Offizier lebt, der sich aller galanten Kurzweil fern hält, zu dem Weib wie zur reinsten Priesterin aufschaut, in seinem Fühlen Kindern und Thieren innig gesellt ist, der

Schwachen, Mißhandelten, Bedrohten Vertheidiger wird und vom Schicksal nur die Möglichkeit schmerzhafter Selbstaufopferung heischt? Goeben findet Freunde; findet jüngere Kameraden, die an die rauhe Tugend dieses fast heilig scheinenden Kriegers glauben. Friert aber in den mühsam gespeisten Weihflammen dieses Kultes und möchte ihm, möchte sich selbst gern entlaufen. Wenn er sich ins Rollen der Begebenheit stürzt, dem Körper, dem Kopf die letzte Leistung abverlangt, die der Kraft eines Menschen erreichbar ist, wird der Bann vielleicht gebrochen; lindert sich wenigstens wohl der Zwang und ermöglicht ein helleres Leben im sicheren Gehege der Norm. Solche Hoffnung treibt ihn in den Burenkrieg (wo er emsig nach dem Ruhm tollkühner Todesverachtung trachtet) und in die blutige Wirrniß des Makedonenaufstandes. Doch die Hoffnung trügt. Schwere Malariarückfälle zerrütten den Körper. Als ein Alternder, dem sich an der Schläfe schon das Haar bleicht, kehrt er heim; und kann die Leistungfähigkeit der Lieutenantszeit nicht wiedergewinnen. Schlaflosigkeit und häufige Schweißausbrüche schwächen ihn. Er ist düsteren Sinnes, oft mürrisch, mitten im Dienstbetrieb manchmal zerstreut; und erzählt in lebhafteren Stunden aus seiner Kriegszeit Geschichten, die jede gründliche Nachprüfung als erfunden oder gefärbt erkennen muß. Sein Geschlechtsleben hat sich nicht geändert. Nur haben sich, unter heißerer Sonne, in fremdartigen, seelisch erregenden und ganze Tage lang in den Sattel zwingenden Verhältnissen, die Exzesse von Mond zu Mond gemehrt; ist tägliche Masturbation zur Gewohnheit geworden, deren Zwang dann auch in Berlin weiterwirkt. Die spärlichen Versuche, im Arm einer Frau Stillung, Heilung zu finden, sind fruchtlos geblieben. Der fast Siebenunddreißigjährige, der als Batteriechef nach Allenstein versetzt wird, hat als ein Glücklicher niemals noch den Leib eines Weibes umschlungen.

Im März hat er die von überströmendem Dankgefühl hingerissene Antonie geküßt; dem Drängen ihrer nach körperlicher Vereinigung lechzenden Hypererosie aber, im Bewußtsein des Unvermögens, nicht nachgegeben. Er läßt sich lieben; doch durch die ungestümste Zärtlichkeit nicht aus dem vorsichtig gewählten Triebgewahrsam locken. Auch nicht, als der Major dem Haus ein paar Wochen lang fern bleibt. Der Lenz kommt endlich ins Pregelland. Die Luft erwärmt sich und unter dem letzten Schnee steigt sacht, in Wald und Garten, aus der Wurzel der Saft ins Gesträuch.

Wühlt und wirkt auch in des Hauptmanns Sinnen die Zeugerkraft dieses Frühlings? In schwüler Mittagsstunde bebrütet, während des Heimrittes vom Uebungplatz, die Sonne in Goebens Hirn die Hoffnung, jetzt, so spät noch, das volle Glück der Mannheit zu erlangen. Wer weiß? Vielleicht hat ihm bisher nur der seine scheue, verschüchterte Geschlechtsart ergänzende Weibtypus gefehlt; der besondere Wesensduft, dessen Wehen auch ihn in den großen Orgasmus lenzlicher Natur taucht. In unbewußter Bewegung sinkt die fiebernde Hand vom Zügel und streichelt den Rücken des Thieres. Das den Reiter so willig trägt... Aus heißen Dunstschleiern schält sich die Jünglingsvorstellung: ein feinhäutiger Hals, den seine Arme einklammern; unter seinen Schenkeln, in die sich rosige Fingernägel oder Ellbogen bohren, ein Frauenrücken. Kann dieser Traum nie Wirklichkeit werden? Schon ist er mit der im Lustverlangen Bedenkenlosen weit genug, um den Versuch wagen zu können. Setzt sie, wie ein Kind zum Huckepackspiel, auf seine Schultern; beugt dann lachend den Rumpf und läßt sie auf seinen Rücken gleiten; und endet das Jauchzduo mit dem Ruf, der von übermüthiger Minutenlaune auf die Lippe getrieben scheint: „Nun soll mal der Reiter das Pferdchen sein; sollst Du Deinen Braunen tragen!" Zum ersten Mal erlebt ers mit wachem Auge; fühlt sich von beseligendem Wollustspasma geschüttelt; ist zum ersten Mal in eines Weibes warmer Nähe seiner Mannheit froh geworden. Doch in der selben Sekunde auch der willenlose Sklave dieser Beglückerin. Milans Sohn hat einer Hofhure, weil sie den Scheinbann seiner Impotenz brach, die Serbenkrone aufs Haupt gesetzt. Was vermöchte Goeben der Frau zu weigern, die als Erste ihn, als Einzige, die Wonne einer der Natur nahen Geschlechtsbefriedigung erleben ließ? Die nistet nun in der Herzkammer seines Geheimnisses. Weiß, jetzt erst, was diesem Zagen die schlaffen Adern in Schwellung bringt, welcher Genitalreiz diesem Weibscheuen den Genuß natürlicher Paarung ersetzt. Den kann sie gewähren und kann ihn versagen; dem der Norm nicht mehr ganz Fernen auch völlige Heilung verheißen. Aus sicherem Herrschaftsitz spinnt sie dünne Fädchen, knotet eins behutsam ins andere: und hat mit engmaschigem Netz bald Kopf und Sinne des Mannes umstrickt. Noch spürt er den Druck nicht. Ist mit der Seligen selig, die mit ihren Buhlkünsten nicht geizt und, in Bereitschaft immer, mit ihrem langenden Blick, ihrem Lächeln, zu sprechen scheint wie

zu Mahadöh der Mund der in Demuth geschäftigen Bajadere: „Was Du willst, Das sollst Du haben!“ Im Stillen aber entschlossen ist, nur, was ihr beliebt, ihm zu spenden. Der Weibinstinkt wittert Einen, den nicht die Wirklichkeit, den nur die Vorstellung zur höchsten Willensleistung, auch zur männischen des Körpers, spornt; und ahnt rasch, daß die Vorstellungwelt dieses Willens früh abwelken müßte, wenn ihr nicht jeder Tag einen neuen tränkenden, belebenden Quell erschlösse. Heute muß Eifersucht, morgen Scham die Sinne des Hauptmanns düngen; heute darf er aus voller Schale schlürfen und morgen nicht einmal die Lippe netzen. In Antoniens Erzählung verthiert Gustav zum unersättlichen Bullen, der sich Tag vor Tag auf die Kalbe stürzt; zum geilsten Bock, dessen Gier zwischen zwei Sonnen mindestens einen Geschlechtsakt erzwingt. Doppelt brennt vor dem Schreckbild solcher roh prassenden Uebermännlichkeit die Schmach eigenen Unvermögens. Das wiche am Ende in der mittheilsamen Wärme steten Zusammenseins. Immer in Angst vor dem Tritt auf dem Gang, vor dem Morgengrau, das den Schlüpfweg über die Hausflur sperrt: nur ein selbst schon in Thierheit Gesunkener hätte da Ruhe zu stillendem Genuß. Von dem Lakentyrannen die Frau, von Eifersucht, Kraftlähmung, Schwachheitschmach den Mann zu befreien, giebt es ein einziges Mittel. Soeben beschwört Antonie, ihre Ehe scheiden zu lassen und ihm ganz zu gehören. Die Frau fällt in Ohnmacht. (Das kann sie nach freier Willkür; kann, wie mancher brahmanische Yogi und ein ukermärkischer Fürst, durch die Gewalt ihrer Vorstellung und Selbstsuggestion Krampf und Ohnmacht, Pulsstockung und Pulsbeschleunigung, abnorme Vorgänge verschiedener Art in ihrem Körper erwirken.) Flüstert mit blasser Lippe dann, daß nicht der schönste Traum ihr je so hehres Glück gekündet und der Rausch der Verheißung drum jetzt das Bewußtseinsthor überschwemmt habe. Ists denn auch faßbar? Für ein kleines Weiberherz nicht allzu viel stolzer Entzückung? Mein Mann wirst Du sein? Dein richtiger Mann; und werde (leise spricht ers, wie ein Flehen um Verzeihung) dann völlig gesunden. Sie hat ihn.

Die Zeit wilder Ekstasen beginnt. Zwar hat der in Unvermögensangst Erschauernde die Frau überredet, die Hochzeitdämmerung in keuscher Zärtlichkeit heranzuwarten. Aber Arachne ruht nicht; will ihr Sekret in der Luft zu neuen Fäden härten und den Kiefertaster des Männchens zu neuem Thatversuch wachkitzeln.

Sonst lockern sich am Ende die Maschen; entschlummert, ohne aufrüttelnde Versuchung, wieder der mühsam geweckte Wille zur Mannheit. Weil in dem Liebenden des Mannes zu wenig ist, soll die Geliebte darben? Nur verhaßte Umarmung dulden? Erträgt er denn, ein Edelmann und Soldat, den Gedanken, daß ihr Leib, dessen Sehnen er niemals noch stillte, eines Anderen alltägliche Weide ist? Bebt nicht vor der Möglichkeit, ihre nie nach Lust getränkten Sinne könnten, wie dürstende Hunde an besudeltem Rinnsal, sich an unsauberem Born kühlen? Grauen, Ekel, alle Wächter schamhafter Liebe überrennen, rings um die Seelenfeste die Leuchtfeuer löschen und im Dunkel des Ehebettes von dem über dicht ververhängten Pupillen Röchelnden in stummer Wonne nehmen, was der Mann zu geben vermag und der Liebste versagen muß? Mit solchem Wort, solchem Gräuelspuk reizt sie den Ruhelosen; reizt auch seinen Körper mit den in der Schule der Perversion und des Tribadismus erlernten Künsten. Und bleibt ihre Peitscherarbeit, all das von reicher Erfahrung geleitete Mühen dennoch unbelohnt, so hagelts Hohn in die beim Reitspiel entbundene Wunde. Tage lang kommt dann kein Laut aus Antoniens Kehle. Trieft der hagere Rumpf des Mannes vom Schweiß der Anstrengung, ihr ein Kosewörtchen, ein Lächeln nur abzulisten. Umsonst. Er soll sehen, wie unfroh sie neben ihm haust; soll vor der Gefahr zittern, daß in der trockenen Gluth das Gefäß ihrer Sinne undicht werde und ihre Liebe ihm so entrinne. Dann, plötzlich, schäumt ihre Zärtlichkeit wieder auf, umgischtet das Sandriff weggespülten Zornes und brandet an des Mannes aufathmender Brust. Ein Taumel ists nun, in dessen Strudeln und Gurgeln die ins Kindhafte verniedlichten Vornamen („To“ und „Pfausi“) fast verhallen. In jäher Folge gehts so; aus den Tropen im Flug wieder ins Nordpolarmeer. In der schlimmsten Stunde ihrer Geschlechtswuth entwickelt To sich der letzten Schamhülle und blößt einen Aussatz, den die Winkeldirne noch vor Jedem, den sie nicht wegscheuchen will, bürge: preist vor Pfausis Ohr den Buhlen vergangener Zeit, von dessen Manneskraft sie, wann ihr Schoß begehrte, beglückt ward. Goeben hörts an. Weicht nicht von dieser aus dem Bereich der Weibheit Geschiedenen. Kommt, in Aengsten und Fiebern, kaum über die Stunden hinweg, die er nicht in ihrer Athemnähe verhocken darf. Seine Schande empfindet er, die unabwaschbare Schmach so schnöder Entwürdung; und wühlt sich selbst

doch tiefer stets in den warmen Schlamm. Auf dem Schießplatz stiert das Auge blicklos in den Sandboden. Auf dem Rücken des Pferdes stöhnt er den Namen der Frau ins Weite, fühlt sich auf dem bewegten Leib endlich wieder der „süßen To“ näher und jagt unter einem Thränenstrom in ihren Dunstkreis zurück. Im Kasino ist er, in jedem Salon der Kleinstadt ein frommer, vor Frauen ehrfürchtiger, von der Heiligkeit der Ehe durchdrungener Christ, dessen strenge Sittlichkeit und spröde Mannestugend Alt und Jung bewundern. Hinter der Maske wohnt nur ein Wunsch: in neue, durch alte Gewöhnung verbürgte Lust rasch nun zurück! Bäumt sich nur eine Frage: Wie erwirke ich auch ihr so unersetzlichen Genuß, übermanne die Schwachheit meines Geschlechtswillens und sättige endlich die Sinne Einer, die des Hungerns längst müde ward?

Der Herbst bringt Antwort; über alles Ahnen beglückende. Nach der langen Manövertrennung gelingt, was nie noch gelang: die Mann und Weib zum Gattungdienst nach der Norm der Natur einende Paarung. Von der Seele des Hauptmanns sinken die trüben Nebel und ringsum fängt, unter herbstlicher Sonne, Hoffnung zu blühen an. Muß To ihn, die Löserin aus zwanzigjährigem Geschlechtsbann, nicht allen Anderen unvergleichlich dünken? Darf Einer staunen, weil sie im Gestammel seiner Briefe das Süßeste und Wonnigste heißt, ein reines Heiligthum und ein Engel der Liebe? Nicht verständnißloser als vor der Wahrnehmung, daß auch den geheilt Scheinenden die Schlaue nicht vom Halfter läßt. Wenn er aus seiner Vorstellungwelt ins Land heller Wirklichkeit entliefe, wäre er ihr leicht verloren. Nur die Vorstellung spornt Diesen zur höchsten Willensleistung. Wie sicher, Pfausi, saß sichs auf Deinem Rücken! Willst unser Pferdchenspiel doch nicht ganz verlernen? Die Gewohnheit lebt wieder auf. Wer weiß denn, ob er immer bar zahlen kann? Der Vorsorgliche hält Surrogate im Haus; besonders in einem, dessen Herrin Tag und Nacht durch unerrechenbare Wünsche einhertost. Heftiger als je vorher fordert To jetzt Sklavendienste. In jeder Minute muß der Hauptmann ihres Winkes gewärtig sein. Ists; und möchte jauchzen, wenn er so recht sich erniedert sieht. Zieht der Wonnigsten die Stiefel aus, die von der Hitze des Rittes noch feuchten Strümpfe und küßt knieend die Sohle des Fußes; wartet Stunden lang beim Stelldichein, das To absichtlich versäumt, und wagt nachher nicht den sanftesten Vorwurf; kniet vier Nächte lang an ihrem Bett, weil sie

gesagt hat, nur seines Handtellers Wärme könne aufliegend den Schmerz lindern, der ihren Leib zusammenkrampfe; holt aus der Küche, der Besenkammer, was ihre Laune just heischt. Pfausi würde, wie in Nanas Schlafstube der in kraftloser, ehrloser Gier klappernde Graf Muffat, auf allen Vieren kriechen, mit den Pfoten wedeln und zwischen den Zähnen eine Klosetbürste apportiren. Warum nicht, da sie einander so rasend lieben, so unsinnig glücklich sind? Brautstandsspäße. Derbe, wie sie nach der Vermählung der Leiber möglich wurden. Alles ist ja besprochen. Die äußere Vereinung der Gepaarten nur noch eine Frage kurzer Frist. Sogar Goebens alte Mutter weiß schon, was sich im Allestädtchen vorbereitet, und zwischen ihr und To fliegen zärtliche, ehrerbietige Briefe hin und her wie zwischen Schwieger und Braut. Bis auf den Glücksgipfel ist nicht mehr weit. Das zwei Jahrzehnte lang unter Folterqual und Spottfurcht entbehrte Recht auf männischen Sexualstolz erworben; und mit ihm die Gewißheit, die Spenderin des nicht mehr erhofften Hochgefühles bald vor jedem Ohr sein nennen zu dürfen. Aktiv könnte Goeben nach dem Garnisongerede freilich nicht bleiben. Was liegt dran? Leise ertrachtet er die Betheiligung an einem Ueberseegeschäft. Für den Anfang sorgt Tos Geld, für den gedeihlichen Fortgang, Pfausi, sicher Dein kluger Kopf. Das Interesse am Dienstbetrieb schrumpft dem Hauptmann nun schnell. Lebhaft wird er unter Kameraden fast nur noch, wenn Schoenebecks den Gesprächsstoff liefern. Auf Hymnen folgt dann ein Gepfauch. Die Frau eine Heilige, der Mann eine Bestie. Madonna im Käfig.

Ein einziges Mittel giebts, hat Goeben im Sommer gesagt. Wenn Gustav von Schoenebeck aber die Wahl dieses Mittels hindert? Erzwingen läßt sich die Scheidung nicht; der Major, den Pfausis Wahn sich einbildet, würde Mißhandlung und Schlimmeres abschwören, um im Genuß des Geldes, des immer noch herbstlich schönen Leibes zu bleiben. Dann? Dulden, daß der Engel im Raubthierhaus weiterschmachtet? Auf Tos Geheiß hat er im Baumschutz des Gartens erlauscht, was im Ersten Stock einst im Dunkel geschah. Ein Klopfen. Die Stimme der Frau: „Nein! Du darfst nicht herein; ich riegle die Thür nicht auf." Stärkeres Klopfen. „Nie wieder! Mir graut vor der Zudringlichkeit Deiner Begierde." Eine endlos scheinende Weile gehts so. Dem Hauptmann schlägt das Herz bis in den Hals. Die Stimme des Majors hat er nicht gehört; glaubt aber, daß der ewig Brünstige hinter der ver-

riegelten Thür ächzte und tobte. „Da hast Du ein Bild meines Elends.“ Gustav verpulvere ihr Geld und knickere, wenn sie Etwas für ihre Erholung fordere. Da sie sich der Brutalität seiner Schändungversuche entwinden wollte, hat der Wüthende ihr den Leib zerfetzt und mit Stößen und Hieben („Sieh selbst!“) die Haut gepardelt. Nach dem Manöver zeigt sie dem Buhlen einen Bettbezug, in den, unter Gustavs roher Pranke, aus ihren geschundenen Hüften das Blut troff. Das soll ein Mann geduldig noch länger tragen? Ein Liebender? To ist zu milden Herzens, um sich selbst befreien zu können. Aus zu zartem Stoff, um einen Skandal zu überstehen. Herausforderung, Duell, Kriegsgericht? Die Folge wäre ein dem Major günstiges Scheidungurtheil, die Verarmung und Deklassirung der Frau, ein im Leben der Kinder fortwirkender Makel. „Lieber bis ans nahe Ende meines Lebens die Qual dieser grausigen Ehe.“ Kein Mittel.. Eins. Das letzte aller entehrten Kreatur. Schon flüstern die Beiden davon. Arsenik? Die schafft er herbei. Doch wieder spricht ihres Mitleids Stimme lauter als der Drang nach Vergeltung. Sie vermag es nicht. Im Wald den einsamen Waidmann stellen und mit dem Revolver die Lösung des Ehebandes erzwingen? Weigert er sie: auch ohne Zeugen giebts unter Männern ehrlichen Zweikampf. Fällt der Hauptmann, so sprach ihm das Schicksal; trifft der sichere Menschenvisirer den Major, so ahnt Keiner den Schützen, der sich rasch ins Dickicht rettet und seine Waffe bei der Leiche läßt. Dann wird Selbstmord oder Jagdunfall angenommen. Doch die Hunde würden die fremde Spur erwittern. Antonie giebt dem Hauptmann ein Paar von Gustav getragener Strümpfe: daß er sie über die Stiefel streife und so die Spürnasen täusche. Immer vereitelt wieder ein neuer Zufall die Ausführung des bedachten Planes. Zufall nur? Nicht auch Feigheit Eines, der mit dem prahlerisch ausgereckten Geäst seines Wesens doch keinen Bezirk der Mannheit ganz zu decken vermag? Das Jahr neigt zum Ende: und der Jammer währt noch und scheint unausrodbar. Wie am Vaal einst der Stacheldraht, drückt der Hohn des Weibes sich dem Soldaten in die Brustwehrhaut. So oder so: er wirds vollenden. Hier kann er ohne Helferin, ohne determinirende Vorstellung sich als Mann erweisen. Unter dem Christbaum schwört er, der in der Weihnacht vier Stunden lang im Arm der Liebsten lag, nicht mehr zu säumen. In der nächsten Nacht steigt er durchs Hoffenster ein und tötet den Feind.

...Hätte dem Königlich Preußischen Major Gustav von Schoenebeck in der Weihnacht ein Kamerad oder Waidgenosse ins Ohr geraunt, dicht über des Mannes hartem Soldatenlager wärme, unter dem Pfühl, an dem noch seines Schweißes Ruch haftet, jetzt die Brust seines Weibes den zuckenden Leib Hugos von Goeben und aus dem oft unter Saugküssen erstickten Gewisper der Beiden webe sich die letzte Masche eines Mordplangespinnstes, das in der nächsten Nacht den Hausherrn drosseln solle, — er hätte aus ruhig athmender Brust die Antwort gehört: „Dummes Weiberzeug! Daß Einer oben ist, mag sein. Mancher hat da schon geschwelgt; und nach dem Geschlechtsnerv von meinen Tellern den Gaumen gefüttert. Mannsvolk genug, um einer Brigade zu befehlen. Ich weiß Alles. Daß der Hausschlüssel aus einer Tasche in die andere wandert. Wie sies gar, mit dem Erstbesten, in Berlin getrieben hat, wenn sie Wochen lang dort saß, ‚um für Wirthschaft und Kinder billiger einzukaufen'. Das Thierchen hat ja jedes Lendenerlebniß ins Tagebuch gekritzelt. Kenne aus Briefen das Hengstgewieher der Angekörten. Alles. Sie läßts nicht. Kann nicht. Der Doktor sagt: Hysterische Hypererosie; ich habe ein kurzes Wort: Thierchen. Giebts auch im Wald. Was soll ich machen? Habe drei Dinge im Leben ernsthaft geliebt: meinen bunten Rock, meine Kinder, meine Jagd. Den Rock mußte ich an dem Tag, wo ich Toni mit dem Fuß wegstieß, ausziehen; mochte ich ihn noch so sauber gehalten haben. So ists mal bei uns. Unverschuldete Spritzer schänden. Der Sachsenkronprinz wollte Seine drum noch nach der Flucht mit dem Hauslehrer wiedernehmen. Die elf und die sieben Jahre der Kleinen wären verwaist; standgemäße Laufbahn und Ehe ihnen gesperrt; Kinder einer Lüderlichen und eines Stabsknackers a. D., der knappe Dreitausend der Pension zuschustern kann. Für honoriges Waidwerk würde es nicht langen. Und sie? Versänke, wenn das Geld, das ich doch nicht behalten dürfte, verknallt ist, im Dreck. Muß ichs nicht gehen lassen und mich begnügen, das Aergste zu hindern? Ich rackere und birsche mich müde und schlafe fest wie ein Grimbart im Winterkessel. Kann, wenn ich will, mein Luftthierchen haben. Mord? Unsinn. Sie lügt Jedem den Buckel voll. Wenn sie abgebrunftet ist, hat sie Alles vergessen. Könnte sies irgendwo besser haben? Mit dem graugelben Bombenhugo ist nicht gut kramen. Aber ‚interessant' sind Die oben; höllisch. Der Märtyrer in spe mit dem rothen Kragen noch mehr als das Ewig-Läufische. Mit Martyrien könnte ich dienen. Bin aber nicht interessant."

Oberst von Estorff.*)

Der zweiundzwanzigste April 1910 ist ein Gedenktag Südwestafrikas geworden. Ein schmerzhafter. Der Kommandeur der Schutztruppe, Oberst Ludwig von Estorff, ist heimgereist und wird nicht wieder dem Lande rückkehren, dem er seit sechzehn Jahren eng verbunden war. Viele brauchbare Offiziere sind nach Südwest gekommen und wieder gegangen. Deutschlands beste Soldatenjugend war hier in prächtigen Menschen vertreten: Franke, Ritter, Erckert, Grüner haben ihre Namen der Geschichte der Kolonie verknüpft. Keiner hat eine so fühlbare Lücke hinterlassen wie Estorff. Wir nannten ihn den alten Römer. Denn sein Vorbild waren die Führer der Römerheere, die in fernen Landen ihrer Heimath neue Provinzen gewannen. Und die Tapferkeit mit Würde und edlem Gleichmaß der Seele vereinten.

Wenn er uns in Durst und Hunger führte, in den Kampf gegen Sonne, Sand und Dornen, gegen die Kugeln des Feindes, so hatte Jeder die Gewißheit: Er bringt Dich wieder hinaus oder Du stirbst siegend den Heldentod. Nie konnte diesem alten Soldaten eine schwierige Lage den klaren Blick trüben. Er sorgte für uns, wie ein Vater für seine Söhne sorgt. Denen er gewiß nie Etwas erläßt, das für die gute Sache von Nutzen ist, die er aber nicht zwecklos opfert und die er, wo ers irgend kann, erfreut: mit einem guten Wort oder einem gütigen Blick seiner ernsten Augen. Er war unser populärster Führer. Einer, dessen Name Achtung, dessen Anwesenheit Vertrauen gebot, um dessen Person sich ein Kranz von Legenden wand. Und dessen Eigenart in ungezählten Thaten und in seltenen Worten treffsicheren Ausdruck fand.

Ein neuer Stabsoffizier erzählt am Lagerfeuer: „Nun kenne ich alle Verkehrsmittel Südwests. Bin auf der Bahn und mit der Maulthierkarre gefahren, auf Pferd und Kamel geritten, auch mit dem Ochsenwagen getrekkt.“ Nach einer Pause fragt der alte Römer: „Und sind Sie auf müdem Pferd geritten, Tag und Nacht, in Staub und Sonne, ohne Wasser und Proviant, dem Feind entgegen, und haben Ihr Ziel doch erreicht?“ Antwort: „Nein.“ Wieder eine Pause; eine kürzere. „Dann ist Ihnen die in Südwest übliche Verkehrsart noch fremd geblieben.“

Nie sprach dieser bescheidene Mund von selbst Vollbrachtem. Nie kam ein Wort der Mißgunst über seine Lippen. Er war anspruchlos, wie der geringste seiner Reiter; der einzige Stabsoffi-

*) Diesen Scheidegruß an den hier oft nach Verdienst Gerühmten schickte mir Einer, der unter Estorffs Auge gefochten, in Durst und Hitze unter dem Kommando dieses deutschen Soldaten dem Reich gedient hat.

zier, der im Feldzug ohne Zelt, meist ohne Karre und Gepäck, bei seiner Truppe ritt, nachts auf harter Erde ruhte, den Sattel unterm Kopf, den Woylach als einzigen Schutz gegen die Nachtkälte. Wie jeder Reiter, lebte er von Reis und irgend welchem Fleisch. Längst hatte seine starke Natur das Bedürfniß nach Alkohol und Tabak überwunden. So gab er uns das gute Beispiel, uns Jungen, die oft genug klagten, wenn das Darben kein Ende nahm.

Als er ins Land kam, hatte er schon mehr Jahre auf den Schultern als die Meisten, die sonst hierher geschickt werden. Als älterer Hauptmann fing er an, gegen Herero und Hottentoten zu kämpfen; als Major und Oberstlieutenant führte er seine Reiter gegen den selben Feind. Krank, verwundet, verärgert sah er seine Offiziere das Land der Schrecken verlassen. Er aber blieb. Sah aus stahlblauen Augen den neuen Kömmlingen in die Seele: „Bist Du aus dem harten und edlen Holz, das für diesen Krieg paßt?" Viele warens. Und doch hat Keiner die verzehrenden Strapazen mit gleicher Ausdauer ertragen wie Estorff. Kein Offizier, kein Reiter hat, wie er, drei volle Jahre im Aufstand gefochten, ohne im Lazareth oder auf Etape Erholung zu finden; Keiner hat ertragen, was der Aelteste ertrug. Wie ein hohes, festes Seezeichen stand er im Meer und sah um sich das Gewoge der Kommenden und Gehenden. Hagerer wurde sein Gesicht, fleischloser der Körper; gleich stark blieb sein Herz, das erfüllt war von Pflichttreue. Der Treue an sich, die nach keiner Belohnung, keiner Anerkennung langt. Denn er gehörte nicht zu Denen, die ein Geschenk vom Lande wollten, die es als Sprungbrett für ihre Laufbahn, als Vermittlerin von Ruhm und Ehre benutzten. Estorff gab diesem Lande sein Bestes: gab ihm seine Liebe. Und nimmt nicht mehr an äußeren Ehren jetzt mit nach Haus, als für solche Leistung unerläßlich war. Wohl winkte ihm der Kriegsorden des großen Königs. Aber sein Name verschwand aus der Vorschlagliste, als er gegen die von höherer Stelle befohlene Verbannung der seinem Schutz vertrauenden Hottentoten nach der Haifischinsel Einspruch erhob.

Seinen Offizieren und Reitern wird sein Name in den Herzen nachklingen bis ans Grab. Er hat ihnen den alten, entschwundenen Begriff altpreußischen Soldatenthumes neu erstehen lassen. Und Denen, die das Glück hatten, ihm näher zu treten, die Keuschheit seines Herzens offenbart, der Sünde fern bleibt, die mild und gütig macht und edel ist wie die Seele seines Dichters, von dem man sagte, wie man von unserem alten Römer einst sagen wird:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

In Schottland.*)

Giebt es noch ein Volk, das sein Land so leidenschaftlich liebt wie die Schotten? Den schottischen Boden, den Sand seiner Hügel und Thäler? Ich glaube: nein. Ihr Land hat den ersten Platz in ihrem Herzen und Mancher von ihnen würde mit dem Himmel nicht zufrieden sein, wenn er fände, daß er anders aussieht als Schottland.

Mit Hurrarufen, Hüte- und Tücherschwenken überschritten wir die schottische Grenze. Sei dreimal mir gegrüßt, Du Land des Haidekrautes, Du meine Heimath! Dein verbannter Sohn kehrt zurück aus Liebe zu Dir, so glühender und ewig brennender Liebe, wie je nur in einem Manne für sein Vaterland gelodert hat. Ich danke Dir, Gott, daß Du mich als Schotten geboren werden ließest; ich kann mir nicht vorstellen, unter welchem anderen Himmel ich so zu fühlen vermöchte. Du kleines, muthiges, eigensinniges Teufelskerlchen, das immer seinen Willen durchsetzt, so scharfsinnig und klug, immer ein Auge auf die Hauptsache gerichtet und doch so liebenswürdig, so traut, so überquellend von Liedern und Märchen, so empfänglich für alles Schöne, Duftige, so tapfer und treu, — Du gefällst mir, mein Schottland, und ich bin stolz, Dein Sohn zu sein!

Wir hielten in Gretna Green und suchten die berühmte Schmiede auf, wo sich schon so viele romantische Paare auf ewig in die heiligen Bande der Ehe schmieden ließen. Ein kleiner Junge war unser Führer; von ihm hörte ich zum ersten Mal wieder den echten, unverfälschten breiten schottischen Dialekt. Ich bot ihm einen Schilling für den Fall, daß er Etwas richtig „schottisch“ aufsagen könne. Er wußte seinen Katechismus gut, aber er verstand nicht, was er sagte. „Machts nichts, Davie; ältere Köpfe schon als Deiner haben sich mit diesen Dingen abgemartert und sie nicht ergründet. Und außerdem wird eine ‚Revidirte Ausgabe‘ erscheinen, wenn Du groß sein wirst! Aber kennst Du Burns?“ „Ja, ich kenne ‚a man's a man for a' that‘ und ‚Auld Lang Syne‘.“ „Gut, Davie, da hast Du noch einen Schilling; aber wenn Du Dir nicht alle drei Sachen merken kannst, vergiß auf keinen Fall ‚A man's man for a' that‘, denn einmal werden sich alle Schotten daran erinnern müssen; vergiß auch nicht ‚Auld Land Syne‘, denn es steckt in die-

*) Ein neues Buch von Andrew Carnegie; „Vierspännig durch Schottland“ heißts und erscheint bei Franz Moeser in Leipzig. Nicht so stark wie „Der Weg zum Reichthum“, in dem der Milliardär, Pazifizist und Menschheitbeglücker sein Innerstes entblößt. Aber lustiger; menschlicher, könnte man sagen. Ein buntes, wunderlich anregendes Buch. Das Fragment, das hier veröffentlicht wird, zeigt den an amerikanisches Wesen akklimatisirten Schotten in einer Lebensstunde, die ihm nur in der alten Heimath schlagen konnte; und mag ihn Denen sogar, denen sein Milliardärsozialismus und sein billiges Spiel mit der Weltfriedensstiftung nicht immer behagten, „sympathisch machen“.

sem herrlichen Liede mehr „Friede und Liebe auf Erden‘, die Grundlage jeder wahren Religion, als in dem ganzen Katechismus!“ Davie sagte noch, er wolle zu mir nach Amerika kommen, wenn er groß geworden sei. Ich versprach ihm, wenn er seinen Burns nicht vergessen habe, daß ich ihm eine „Gelegenheit“ verschaffen werde, das Einzige, was wir in der Republik, wo nur Verdienst den Weg zum Erfolg bahnt, für einen Menschen thun können.

Unter den berühmten Namen, die Dumfries zu seinen Söhnen zählt, sind Crichten, Paul Jones, Allan Cunningham, Carlyle, Paterson, der Gründer der Bank von England, Miller, der Erfinder des Dampfschiffes, und noch ein großer: Duncan, der Gründer der Sparbanken. Während dieser Geistliche seine Heerde antrieb, Schätze für die andere Welt zu sammeln, vergaß er auch nicht die Mahnung, für diese Welt Etwas zusammenzuscharren. Ein sehr vernünftiger Mann! Nicht viele Geistliche hinterlassen eine den Massen so nützliche Erbschaft wie dieser Geistliche in seinen Sparkassen. Die schönste Predigt über die andere Welt nützt nicht so wie die nüchterne und solide Gewohnheit, ein stattliches Konto auf der Sparkasse zu haben. Duncan war ein Geistlicher nach meinem Herzen; einer, der viel handelte und wenig predigte. Für solche Männer ist noch mehr Raum auf der Welt.

Auf dem Dalwinsfon-See hat Miller das erste Schaufelrad probirt. Burns hat hier seine besten Lieder geschrieben; hier ruht er. Horace Greely sagte mit Recht, daß von den Tausenden, die alljährlich Shakespeares Geburtstätte besuchen, die Meisten zufrieden sind, wenn sie ihren Namen mit einem Diamant in das Fenster geritzt haben; das Grab des „Dichters hinter dem Pflug“ verläßt aber selten Einer trockenen Auges; denn von allen Menschen lag er dem Busen der Menschheitmutter am Nächsten. Carlyle sagte einmal: „Burns war die Aeolsharfe der Natur, in die rauhe Winde alles Mißgeschick bliesen, um es in himmlische Musik zu wandeln.“ Einer meiner Freunde ist jetzt Besitzer seines Landgutes. Er lud uns für den Sonntagabend zum Essen ein. Man hat sorgsam alle Spuren an Burns erhalten, hat das Fenster herausgenommen, in das er eins seiner Lieblinglieder eingeritzt hat, und bewahrt es als Familienschatz auf.... Ich lernte eine Enkelin von Annie Laurie kennen, der Annie Laurie unserer Träume! Treue Liebe scheint nicht auf bequemen Wegen zu gehen: Annie hat den Dichter nicht geheirathet; vielleicht war sie mit dem langweiligen Gutsbesitzer glücklicher. Aber Dichter sind keine Musterehemänner; je besser der Dichter, desto schlimmer der Mann; und der Dichter der Annie Laurie hatte ein ziemlich starkes Dichtertemperament.

Wir fahren über eine Brücke, die von James Carlyle gebaut ist: sie wird ihrem Meister keine Schande machen. Wie stolz war Thomas Carlyle auf die Arbeiten seines Vaters! Ich möchte einen Satz aus „Adam Bede“ auf ihn anwenden, wo der Steinmetz Garth sagt, daß gute Arbeit das beste Gebet sei, auf das er sich einmal werde berufen können. In seinen „Erinnerungen“ erscheint Carlyle wie eine knor-

rige, gedrungene Eiche, so eigensinnig, so heftig; und man wundert sich darüber. Doch konnte man Anderes von ihm erwarten? Ein armer, verschlossener, stolzer schottischer Jüngling, der sich seinen Weg erkämpfen mußte gegen die grimmigen Feinde: Armuth und Zurücksetzung. Der mußte knorrig und knotig werden; aber er ist eine prächtige, zähe Eiche von gesundem, dauerhaften Holz; und Schotte bis ins Mark. Hat man Dich je für eine zarte, schlank gewachsene Sykomore gehalten oder für eine anmuthig rankende Weinrebe? Die „Erinnerungen“ als Ganzes erscheinen mir eine werthvolle Bereicherung unserer Literatur. Ich kann nicht finden, daß Carlyle unter den Verhältnissen gelitten hat und daß seine Werke dadurch kleiner geworden sind.

Unsere Fahrt ging am Nith entlang und durch die Güter des Herzogs von Buccleugh, nach seinem vornehmen Landsitz Drumlanrig Castle. Endlich sahen wir ein wirkliches Schloß, keins von den importirten englischen Dingern, die so zahm sind wie eingesperrte Tiger. Wie arm und kümmerlich sehen sie alle neben diesem aus! Man will Moore, Hügel, Schluchten und all den Hauch patriarchalischer Erinnerungen, die einem Schloß die ihm gebührende Würde geben und Einen mit Gedanken an vergangene Zeiten erfüllen. Die modernen, auf Bestellung gebauten Schlösser in England sind Puppenhäuser, Spielzeug; nur in Schottland giebt es echte: und das Herz geht Einem auf bei ihrem Anblick. Man findet in England keine Schlucht, die diesen Namen verdient, keine mit einem bernsteinfarbigen, schäumenden und rauschenden Gießbach, der sie durchtost. Wir begannen, den erfrischenden Einfluß des Nordens zu spüren, als wir weiter fuhren, und seinen Zauber zu verstehen. Meine Augen wurden feucht und mein Herz schlug schneller, als der Geist der schottischen Landschaft mich umfing. Hier ist meine Heimath. England ist nur ein entfernter Verwandter, gehört kaum zur Familie. Wir konnten unser Jubelgefühl nicht zurückhalten und sangen ein schottisches Lied nach dem anderen. Es war ein seltsames Aufwallen des Blutes, ein Jauchzen der Seele, wie wir es nie zuvor gefühlt hatten. Das Hübsche lag hinter, das Erhabene vor uns. Das Land der Gebirge und Seen umhauchte uns mit seiner Kraft, bog uns wie Bäumchen im Wind und wandelte uns nach seinem Willen. In dem Seufzen des Windes vernehmen wir den Ruf des Geistes, himmelan zu steigen, um in den Geheimnissen der Berge und Schluchten zu schwelgen. Auch unsere Volkslieder sind auf den klagenden Mollton gestimmt, sie singen von Zeiten des Sturmes und Kampfes, von heldenhaften Heiden und großmüthigen Opfern, von den Kämpfen eines überwältigten Volkes, das Generationen lang gegen die furchtbare Uebermacht gekämpft und durch alle Wechselfälle ein nationales Leben sich bewahrt hat. Darum ist ein Schotte stolz auf sein kleines Stück Land, darum fließt sein Blut schneller und füllen sich seine Augen, wenn er an die Brust dieser Heimath zurückkehrt.

Schottland ist das Land wunderlicher Charaktere. In einem Papierladen fanden wir ein solches Exemplar. Auf einer Seite des Ladens

lagen aufgespeichert die Publikationen der Bibelgesellschaft, auf der anderen standen Medikamente. „Eine merkwürdige Zusammenstellung“, sagte ich. „Na, nicht so schlimm: Arzenei für den Körper und Arzenei für die Seele; Rizinusöl und Bibel passen ganz gut zusammen.“ Harry und ich lachten: „Haben Sie die revidirte Ausgabe schon auf Lager?“ „Nein, nein, immer noch die alte; die neumodische Ausgabe der Heiligen Schrift ist nichts für uns. Aber ich höre, daß man das Vaterunser abgekürzt hat. Das wäre gar nicht so schlimm für die Leute, die früh aufstehen müssen!“ Seine Art, die Dinge zu sehen, war originell. Lachend verließen wir den merkwürdigen Laden.

Sanquahar, am Moor gelegen, scheint nicht allzu viel Anziehendes zu haben; aber zwischen den Hügeln liegt eine tiefe Schlucht, durch die ein Gebirgsbach rauscht. Das lange, weiße Band verschwindet in der fernen Dämmerung; und wir waren versucht, ihm zu folgen. Mit einem Gefühl der Wehmuth kehrten wir in unseren Gasthof zurück. Die langen stillen Wanderungen in der Abenddämmerung brachten uns die tiefsten Eindrücke. Hier waren gerade Schulferien und ungefähr dreißig Schulkinder machten den schüchternen Versuch, sich uns anzuschließen. Der Unterschied zwischen den amerikanischen und den britischen Kindern ist ganz unvergleichlich größer als der zwischen den Erwachsenen beider Länder. In der Schule lernen die schottischen Kinder die richtige englische Aussprache, aber auf der Straße ist das alte breite Schottisch noch immer die Umgangssprache. Das wird sich zweifellos mit der Zeit ändern; aber bis jetzt sind nur sehr wenige schottische Worte ausgemerzt worden und der Accent hat sich kaum geändert. Die Schüchternheit der Kinder überraschte uns Amerikaner sehr; man konnte sie kaum dazu bringen, Kuchen und Konfituren anzunehmen, die ihnen doch seltene Leckerbissen sein mußten. Ich erzählte, daß auch ich in meiner Jugend, sogar noch, als ich schon Jahre lang in Amerika lebte, so schüchtern war wie diese Kinder. Meine Freunde lachten und wollten mir nicht glauben, bis Davie bestätigte, daß ich immer sehr zurückhaltend gewesen war. „Ja, dann verstehe ich“, sagte Fräulein M. Das war sehr grausam von ihr. Wir ließen den Kleinen einige Leckerbissen zurück und ich möchte wetten, daß jedes genug bekam. Ich wollte, ich könnte wieder jung werden. Was würde man nicht darum geben, wieder als frischer Junge sein Leben anfangen zu dürfen, um Das thun zu können, was wir gethan haben möchten, wenn wir auf unser Leben zurückblicken! Dabei fällt mir etwas Wunderliches ein. Wenn man auf sein Leben zurückblickt, hat man nie das Gefühl, bei irgendeiner Gelegenheit zu freigiebig gewesen zu sein, bedauert aber oft, daß man nicht genug oder manchmal gar nichts gegeben hat. Gieb deshalb im Zweifelsfall immer die höhere Summe; gieb stets so viel, wie Du kannst! Eltern und Erzieher sollten den Kindern nicht nur die Klippen und Untiefen, wo sie einst Schiffbruch litten, sondern auch die Möglichkeiten zeigen, das Leben lebenswerth zu machen.

Douglas, der alte Sitz einer in Schottlands Geschichte berühmten

Familie, verdient einen Besuch. Von dem Stammsitz Home Castle aus sieht man meilenweit über das Thal. Wir lagen im Gras und genossen die ruhige schottische Dämmerung, die uns umgab und sich langsam und schweigend über die Landschaft legte. Vom Hügel herab sahen wir unter uns das Schloß, der Douglasfluß glitt zu unseren Füßen ruhig durch das Thal, die alte Kirche, in der Generationen der Grafen von Douglas modern, und die dunklen Wälder dahinter bildeten den Rahmen zu diesem Gemälde. In der Blüthezeit ihres Geschlechtes waren es tapfere Recken, diese kampflustigen Douglas, die ihren eigenen Weg gingen und mit ihrer starken Rechten festhielten, was sie besaßen. Ein Pferd von Windesschnelle, ein Schwert von scharfem Stahl war Alles, was ihr Sinn begehrte; alles Andere erschien ihnen gering. Das waren ihre Ideale. Gott sei Dank: heute herrschen andere. Aber wie friedlich sie Alle jetzt in der alten Kirche dieses verborgenen Juwels schlummern! Was sind wir doch für Schatten und welchen Schatten streben wir nach! Aber diesen Gefühlen darf man sich in dem schottischen Dämmerdunkel, aus dem die Hügel gespenstisch hervortreten, wo die Färbung der Szenerie so düster ist, daß man sie nicht nur sieht, sondern auch fühlt, nicht allzu lange hingeben; sonst schlägt die Stimmung der fröhlichen Argonauten leicht ins Gegentheil um.

Die Inschriften auf den Gräbern der Douglas riefen uns andere Grabinschriften ins Gedächtniß. Sehr witzig ist die Inschrift auf dem Grabe Davids Elginbrod:

„Hier liegt David Elginbrod,
sei seiner Seele gnädig, lieber Gott!
Denk', Du wärst David Elginbrod
und er der Herre Gott."

Der sie schrieb, muß ein ziemlich merkwürdiger Mensch gewesen sein. Die beste Lehre giebt uns wohl die Grabschrift eines Herzogs von Devonshire:

„Wer liegt hier?
Der Herzog von Devonshire.
Wo ist, was er besaß?
Was er erwarb, ließ er zurück,
Was er fortgab, folgt ihm nach."

Immer dunkler wurde der Himmel und die Wälder in der Ferne versanken hinter einer Wolke am Horizont. Wir standen auf und gewannen unsere frohe Stimmung wieder; wir vergaßen Gräber und alles Vergangene und liefen, eine Kette bildend, unter Lachen den Abgang hinab über die Brücke bis in unser Wirthshaus.

Nur vierzig Meilen sind wir noch von Edinburg entfernt, der geliebten Hauptstadt von Schottland. Meilen lange Wälder, Moore ohne ein Haus, hie und da nur eine Schafheerde, über uns die Lichter und Schatten des schottischen Himmels, unter uns das Haidekraut, das in seinen reichsten Farben glüht: Das ist das Praeludium zu Edinburg. Die Begeisterung wuchs, als wir näher kamen, und die Erwar-

tung röthete unsere Wangen. Zum ersten Mal sah ich von der Höhe eines Hügels den schäumenden Forth, hinter dem der liebste Ort liegt, den die Erde für mich hat: Dunfermline, das alte graue Städtchen, meine enge Heimath. Als es Zeit zum Lunch war, sahen wir uns sehnsüchtig nach einem Gasthaus um, aber weit und breit war keine menschliche Wohnung zu erblicken. Wir trauten den Meilensteinen zu, daß sie uns nur die halbe Wahrheit sagten, und fürchteten bald, daß wir nicht auf dem rechten Wege seien. An einer Wegkreuzung trafen wir einen Schäfer, der uns sagte, daß wir noch zwölf Meilen bis zum nächsten Gasthaus hätten. Die Luft war frisch und zehrend; wir hatten einen Mordshunger. Da blieb nichts übrig, als auf freiem Felde zu rasten und Mensch und Thier zu erquicken. Es ist ein Beweis für unsere Mäßigkeit, daß die Sherry-, Whisky- und Brandyflaschen, die wir in Brighton verstaut hatten, noch ziemlich voll waren, als wir sie heute hervorlangten. Selten wohl hat uns ein Trunk besser geschmeckt.

Nach mancher Meile auf und ab kamen wir endlich auf einen Hügel, von dem herab wir das moderne Athen liegen sahen. Halt Perry! Dreimal Hurra auf die Königin des unbesiegten Nordens! Man wird auf diesem Planeten keine Stadt finden, die ihr gleichkommt. Hier war es, wo Fitz Eustace, hingerissen von dem Anblick, rief: „Wo ist der Feigling, der für solch ein Land nicht gern stürbe?" Edinburg sollte ein Markstein auf unserer Fahrt sein; hier wollten wir ein paar Tage bleiben und dann meine Vaterstadt aufsuchen. Auch das Fahren ist eine Arbeit und Keiner von uns hatte Fett angesetzt. Alle freuten sich auf die Rast. Einen Schlagbaum mußten wir noch passiren. Johann ging voraus, um den Wegzoll zu bezahlen. Die Zolleinnehmerin wußte nicht, wie viel sie verlangen solle, denn so lange sie dasitze, sei noch nie ein solches Ungethüm (wie unser Automobil) durchgefahren.

Es war ein wunderbarer Abend, als wir in Edinburg ankamen, und das Lichtermeer der altehrwürdigen Stadt erschien uns wie eine Illumination zu unserem Empfang. Wenn eine größere Reisegesellschaft in eine größere Stadt kommt, ist es gut, sich in kleine Gruppen zu theilen. Jeder kann dann sehen, was ihn interessirt. Zu den Mahlzeiten soll man sich aber wieder zusammenfinden und einander das Erlebte erzählen. Diese Regel galt für uns in Edinburg. Während unserer Anwesenheit wurden gerade die neuen Docks eingeweiht und ich war mit einigen Freunden dabei.

Durch die Gefälligkeit eines edinburger Freundes ward uns die Gelegenheit, eine große Kunstdruckerei zu besichtigen; es war uns etwas ganz Neues, zu sehen, wie die Oster- und Weihnachtkarten und die Illustrationen hergestellt werden. Wir sprachen über die Leistungen Englands und Amerikas auf diesem Gebiet. Die beiden größten illustrirten Zeitschriften Amerikas, „Harpers" und „Century", erscheinen in mehr als hunderttausend Exemplaren; keine englische hat auch nur halb so viele Abonnenten. Der amerikanische Verleger kann dop-

pelt so viel für Illustrationen ausgeben als der englische, deshalb sind die amerikanischen Schwarzweiß-Illustrationen viel besser als die englischen. Das giebt zu denken. Da die amerikanische Bevölkerung schneller wächst als die englische, so wird schließlich das Aufnahmefeld für die englische Geistesproduktion ganz gering werden. England wird bald das Beste von seinem Riesenkind aufnehmen, auch in der Kunst. Das bedeutet nicht etwa, daß wir den Engländern an Kunstschöpfungen überlegen wären; nur eben, daß achtzig Millionen mehr ausgeben können als vierzig Millionen.

Dunfermline! Die Sonne schien hell, wie wenn sie sich freute, diesen denkwürdigen Tag im Leben meiner Mutter und in meinem eigenen zu verschönern. Es war ein Morgen, als hätte die Natur Edelsteine über das Land gesät. Wir hatten die Absicht gehabt, im Gras bei den Ruinen von Rosyth Castle Mittag zu halten, aber der Boden war noch vom Regen naß und wir kehrten in eine Wirthschaft ein, wo uns die gute Wirthin, die Hände über den Kopf zusammenschlagend, entgegenkam: „Ich bin heute ganz allein zu Haus; Alle sind nach Dunfermline gegangen, wo es heute ein großes Fest giebt." Doch sollten wir uns bedienen. Zum ersten Mal auf unserer Reise verspürten wir nicht die geringste Lust, Etwas zu essen: die Reden, die wir heute noch über uns ergehen lassen mußten, lagen uns schon schwer im Magen. Wenn ich mich hätte auf anständige Weise wegstehlen, einen Umweg machen und meinen lieben Landsleuten sagen können, daß ich mich wirklich nicht fähig fühle, die Feuerprobe zu bestehen, ich wäre froh gewesen. Ich fragte mich auch ängstlich, ob meine Mutter es überstehen würde; wenn ihre großen schwarzen Augen einmal feucht werden, ists mit ihr vorbei. Aber wir Argonauten waren schon zu nah, um noch auszuweichen zu können. Ich biß mir in die Lippen und war bereit, der Gefahr muthig entgegenzugehen. Das Lampenfieber war vorüber; ich fühlte, wie ich kalt und unempfindlich wurde. Die Rolle eines Helden spielen, wenn auch nur für einen Tag, und dabei nicht wissen, was man eigentlich gethan habe, um diesen Empfang zu verdienen, ist fürchterlich. Was mir aber die Gewalt über mich wiedergab, war der Gedanke, daß der Funke, der die Herzen entflammte, die Rückkehr meiner Mutter war und ihr Antheil an den Ereignissen des heutigen Tages. Sie hatte die Huldigungen und Ehren, die man ihr entgegenbringen würde, redlich verdient. Als wir auf die Höhe des Hügels von Ferry kamen, sahen wir das Städtchen vor uns liegen: so still, als ob der heilige Sabbath auf ihm ruhe, ohne ein Zeichen von Leben. Die große alte Abtei ragte mächtig heraus wie ein Heiligenschein, der über der Stadt schwebt und den kleinsten Hütten Reiz und Würde verleiht. Was dem Hindu Benares, dem Mohammedaner Mekka und den Juden Jerusalem ist, das Alles (und noch viel mehr) ist Dunfermline für mich. Die Mutter sollte den Grundstein zu einer öffentlichen Bibliothek legen und ihr Erscheinen war der Grund der Begeisterung. Es klingt wie ein Märchen, daß sie vor mehr als dreißig Jahren arm

mit ihren Lieben das Städtchen verließ, um in der großen Republik ein neues Heim zu gründen, und daß sie heute in ihrem Wagen zurückkehrt, um ihren Namen in der Geschichte ihrer geliebten Vaterstadt mit unverwischbaren Lettern zu verewigen. Was auch die Zukunft Gutes oder Schlimmes bringen mag: die Bibliothek wird stehen bleiben und den Bewohnern eine Segen spendende Quelle sein. Die Feier der Grundsteinlegung, die Reden, das Festessen, der Zug der Arbeiter und Alles, was sonst noch zu solchen Gelegenheiten gehört, „steht in der Geschichte von Dunfermline einzig da"; so lautete das Urtheil in den Zeitungen. Und die Freude war überall groß.

Ich blieb ruhig und gefaßt während der ganzen Feier, aber als wir unter dem Thorbogen hindurchfuhren und die Glocken von der Abtei zu läuten begannen, kam der Rückschlag. Meine Knie zitterten und Thränen kamen mir in die Augen. Zum Glück sah es Niemand; und ich raffte mich schnell zusammen. Es giebt auf der Erde keinen Klang, der so tief in meiner Seele widerklingt wie die Klosterglocken von Dunfermline. Unter diesem Glockengeläut hat man mich abends in mein Bettchen gelegt, damit ich den Schlaf der kindlichen Unschuld schlafe. Und wenn Vater oder Mutter an meinem Bett saßen, übersetzten sie mir, was das Glockenläuten bedeute. Durch den Mund der Eltern hatte die Glocke manches gute Wort zu mir gesprochen; ich konnte am Tage nichts Unrechtes thun, ohne daß die Stimme, die einzige, in der ich den Vater im Himmel vernahm, mich liebevoll vor dem Einschlafen mahnte und mir deutlich sagte, daß der himmlische Vater Alles gesehen habe und (nein: niemals ist er böse) sehr traurig darüber sei. Noch heute ist mir die Glocke kein stummes Menschenwerk; ich vernehme noch immer ihre Stimme. Heute aber klang sie, als wolle sie die Verbannten, Mutter und Sohn, wieder in ihre treue Hut aufnehmen. Rousseau wünschte, unter den Klängen süßer Musik zu sterben. Könnte ich mir zum Sterben eine Begleitung wählen, so möchte ich hinübergehen unter dem Läuten dieser Glocken, die mir dann sagen würden, daß mein Lebenslauf vorüber sei, und sie würden mich dann zum letzten Mal rufen, wie sie mich so oft als kleines Kind riefen: zum Schlaf.

Wir blieben noch zwei Tage in Dunfermline. Der Tourist, der hierher von Edinburg aus einen Abstecher macht, wird gestehen, daß die Abtei und die Schloßruinen wirklich einen Besuch lohnen. Ich rathe Jedem, ihn nicht zu versäumen. Die Königin Margareta, König Robert Bruce und manch anderer König liegt in der Abtei begraben, denn Dunfermline war Schottlands Hauptstadt, bevor Edinburg zu Bedeutung gelangte. Heute ist Dunfermline ein Hauptsitz der Damastfabrikation. Drei Viertel der Produktion dieser elf Damastfabriken geht nach Amerika. Als wir hinkamen, waren Pferde die beliebtesten Muster; jetzt soll sich Barnums Jumbo der selben Beliebtheit erfreuen. Das gute Aussehen und die hübsche Tracht der Arbeiterinnen hat uns angenehm überrascht. Auf der Fahrt sprachen wir vom Erlebten.

Perth soll eine Gründung Agricolas sein, der auf den Hügeln ein zweites Rom erstehen lassen wollte. Der arme Kerl hatte wahrscheinlich Heimweh bekommen und hatte das selbe Gefühl wie gewisse expatriirte Schotten, die sich in ihrer heimathlichen Haide glauben, wenn sie am Andreastag in New York das schottische Nationalgericht essen. Nah bei Perth liegt die altehrwürdige Abtei Scone, die Krönungskirche der schottischen Könige. Der alte Hügel steht wohl noch, aber der Heilige Stein, auf dem die Könige während der Krönung standen, ist jetzt in der Westminsterabtei, ein Wallfahrtort für alle Schotten. Perth galt allen Schotten als Centralheiligthum und jede Burg im Umkreise von Perth ist von der Burg eines schottischen Häuptlings gekrönt. Natürlich standen diese Feudalherren oft unter einander oder mit dem Magistrat der Stadt auf dem Kriegsfuß und überfielen die Waarenzüge der Kaufleute. Dann kam es wohl vor, daß die Bürger in ihrer Wuth zum Schwert griffen und ein paar Burgen niederbrannten. Im Ganzen aber lohnte es sich nicht, mit den Bürgern sich einzulassen. Die Ritter kehrten die Waffen lieber gegen einander. Oft hetzte sie der König gegen einander, um dem Hofleben eine Abwechselung zu verschaffen, gerade wie man Bären und Hunde gegen einander hetzte. Jeder kennt aus Scotts „Fair Maid of Perth" die lebendige Schilderung eines solchen Kampfes, in dem dreißig Bewaffnete aus dem Quehele-Clan gegen eben so viele aus dem Chattan-Clan fochten auf einer Wiese, in der Agricola einen zweiten Campus Martius sah. Der Kampf ist historisch. Robert der Dritte hatte ihn angeordnet, nachdem er vergeblich versucht hatte, die beiden Gegner zu versöhnen. Um den Kampfplatz war ein Graben gezogen und eine Galerie für die Zuschauer errichtet. Der Hof und viele französische und englische Ritter sahen zu. Je zu Zweien traten sie auf und schlachteten einander ab, bis der Sieg dem Chattan-Clan zugesprochen wurde. Der einzige Ueberlebende der Gegner entkam in die Wälder. Auch die Ueberlebenden des siegreichen Clans aber waren zerhackt und verhauen, die Fetzen hingen an ihnen herum, so daß man sie kaum noch als nützliche Glieder und als Zierden der menschlichen Gesellschaft ansprechen konnte. Doch der Zweck war erreicht.

Auf einer Wiese am Tay sahen wir den Uebungen eines Freiwilligenregimentes zu und konnten bestätigen, daß sie einen guten Eindruck machten. Eine Nation kann kaum übel fahren, wenn sie sich in Fällen der Noth auf solche Soldaten verlassen kann. Wenn sie nur eine kurze Zeit im Feld gestanden haben, werden sie eben so viel leisten wie reguläre Truppen. Als Menschen sind sie ihnen sicher überlegen; und in einem Vertheidigungskriege wollen wir Bayonnettes haben, die denken können. Aber ich glaube nicht, daß sie sich gegen halbbewaffnete Wilde mißbrauchen lassen würden.

Ich muß noch von den Vergnügungen sprechen, die man überall in diesen ländlichen Bezirken angezeigt findet: Musikfeste, Kricketspiele, Blumenausstellungen, Ringkämpfe, Konzerte, Theater, Sonntagsaus-

flüge, Rennen, Spiele, Ruderwettfahrten, Fußballspiele und andere Sportfestlichkeiten. Ihre Zahl ist geradezu erstaunlich und für mich ein Beweis dafür, daß die Briten viel weniger arbeiten und viel mehr spielen als ihre amerikanischen Vettern. Man arbeitet hier nicht so angespannt wie in Amerika; einerlei, ob reich oder arm. Ein Preissingen ist bei uns fast unbekannt und doch ist es ein gesunder und edler Wettkampf, ein Weg zur Vervollkommnung. Die ganze Stadt feiert ein solches Fest. Ich kenne keinen Zug englischen Lebens, der auf einen Amerikaner einen stärkeren Eindruck machte als solche Musikfeste. Ich hoffe, die Amerikaner werden einmal eben so viel Zeit für Spiele finden wie ihre weiseren Brüder auf der anderen Seite des Wassers.

Noch einmal ging ich, bevor wir von Schottland Abschied nahmen, nach Broomielaw, von wo wir vor dreißig Jahren, Vater, Mutter, mein Bruder Tom und ich, auf der „Wiscaseth" abfuhren und unsere siebenwöchige Fahrt nach dem Gelobten Lande als arme Auswanderer begannen, um das Glück zu suchen. Die neue Mutter hat uns aufgenommen und uns ein großes und freies Feld zur Bethätigung unserer Kräfte gegeben. Dank Dir, edle Republik, die Du uns mit offenen Armen aufgenommen hast! Du gewährst auch heute noch den Armen der Erde neben Deinen Söhnen einen Antheil an dem Erbe, das Dir zugefallen ist. Dank Dir, Amerika! Als meinen Antheil hast Du mir das Glück beschert. Andrew Carnegie.

Wickersdorf.

Mir liegt nichts daran, mich mit dem unbetheiligten Zuschauer der Angelegenheiten der wickersdorfer Freien Schulgemeinde darüber zu streiten, wie die Angelegenheiten, an denen ich selbst betheiligt gewesen bin, in Wirklichkeit verlaufen sind. Vielleicht merkt man, wenn man ein halbes Jahr lang Lehrer an Ort und Stelle ist, doch Einiges davon und darf nicht vom Aufsichtrath mit einem „Es ist nicht wahr" disqualifizirt werden. Mein Aufsatz „Freie Schulgemeinden" behandelte in freundlichem Sinn Wynekens Schrift, um sie aus dem Trubel der Kämpfe für Unbetheiligte vor Freund und Feind zu retten; der Leser weiß, daß ich, trotz vielem Widerspruch, diese Schrift und mit ihr Wynekens Idee einer Freien Schulgemeinde und jeden Versuch einer Verwirklichung sehr wichtig nehme. Zweck dieser Erklärung kann also nur sein, gegen die Behauptung, ich hätte Unwahres geäußert, mich zu decken. Ich begnüge mich, nach dem Bericht des Dr. Wyneken günstigen „Saalfelder Volksblattes" die Erklärung des Staatsrathes Trinks im meininger Landtag (die Antwort auf das Gesuch in Sachen

der Freien Schulgemeinde Wickersdorf), so weit sie hier in Betracht kommt, wiederzugeben. (Uebrigens ist Herr Dr. Wyneken schon Ostern durch die Regirung aus der Anstalt entfernt worden.) „Es sei nicht zutreffend, wie der Aufsichtrath behauptet habe, daß Dr. Geheeb Dr. Wyneken hinausdrängen wollte. Im Gegentheil habe Dr. Wyneken Herrn Geheeb verdrängt. Wyneken habe in Haubinda die Anstalt gesprengt, jetzt geschehe in Wickersdorf das Selbe durch Wynekens Schuld, aber gegen seinen Vortheil. Nicht alle Lehrer ständen auf Wynekens Seite." Ich füge hinzu: Auch nicht alle Eltern, wie der Aufsichtrath behauptet. Die nicht auf seiner Seite standen, haben natürlich zur Zeit des Konfliktes ihre Kinder herausgenommen. Was Staatsrath Trinks sagt, braucht ja objektiv auch nicht richtig zu sein. Es stehen doch aber zwei Meinungen, jede von einer ganzen Gruppe getragen, einander gegenüber. Um ein einfaches „nicht wahr" handelt es sich nicht.

Rudolf Pannwitz.

Diese Erklärung richtet sich gegen eine Darstellung, die der Aufsichtrath der Freien Schulgemeinde Wickersdorf im letzten Aprilheft der „Zukunft" veröffentlicht hat. Seine Angelegenheit hat Herr Dr. Wyneken in einer Brochure geschildert, die, unter dem Titel „Kabinet gegen Freie Schulgemeinde", bei M. Ernst in München erschienen ist.

Effektenhascherei.

Die Bankleiter lassen sich durch ungünstige Nachrichten aus den Industriegebieten die Lust am Leben und Handeln nicht verkümmern; sie bringen ihre neuen Muster auf den Markt. Und das Volumen der Musterkoffer entspricht dem Kredit, den die einzelne Emissionfirma hat. Der muß groß sein, wenn man riskiren darf, die Uebernahme amerikanischer Eisenbahnbonds gerade jetzt anzukünden, während Herr Taft sich eben bereit macht, den Eisenbahnkönigen den Schädel einzuschlagen. Die deutschen und englischen Bankiers sind vielleicht überzeugt, daß bei der Moralisirung der amerikanischen Eisenbahntarife eben so wenig herauskommen werde wie bei dem Feldzug gegen die Rockefeller und Morgan. Die amerikanischen Bahnen haben einen Kapitalwerth von 18 Milliarden Dollars; und den fünften Theil seines Nationalvermögens läßt man nicht durch juristische Experimente in Gefahr bringen. Die Gesellschaften sollen die Löhne erhöht haben, weil sie hofften, in erhöhten Tarifen Ersatz zu finden. Das verbot die Regirung: und nun wurden fürchterliche Katastrophen vorausgesagt. Das war klug; denn die Börse reagirte sofort und vor einem Kurssturz

in Wallstreet haben die Männer des Kapitols eine Heidenangst. Man entschloß sich also zu einem Kompromiß. Die Nettoeinnahmen der Bahnen sollen während der letzten zehn Jahre um beinahe 350 Prozent gestiegen sein. Da ließe sich wohl auch einmal eine Zeit ertragen, in der sich nur die Unkosten erhöhen. Freilich herrscht im Reich der amerikanischen Schienenstränge nicht mehr der starke Geist Harrimans. Der alte Hill spürt keinen Thatendrang mehr und Morgan hat zu vielerlei Interessen, als daß er sich auf einen Gegenstand konzentriren könnte. Mit Edward Harriman spielte man nicht. Unter seiner Regirung hätte Taft nicht gewagt, mit einer Tarifverordnung dieser Sorte ans Licht zu kommen. Nach seinem Tode ist Manches möglich, was vorher unmöglich schien, und Manches wiederum unmöglich, was er ermöglicht hätte. Für die amerikanische Wirthschaft sind die Riesen auch als Persönlichkeiten von höherer Bedeutung, als man in Europa glauben will.

Für den Effektenkäufer giebt es nur das Papier. An Amerikanern ist ja schon viel verdient worden. Und 4½prozentige Russische Eisenbahnprioritäten zu 96 sind billig. Wer sagt noch Ernsthaftes gegen eine Russenemission? Mit Schlagwörtern wie Staatsbankerot, Russenschwindel, Rubelnoth ist nichts mehr auszurichten. Das Budget des Zarenreiches für 1910 schloß mit einem Ueberschuß (der ordentlichen Einnahmen über die Ausgaben) von 110 Millionen. Wenn man die außerordentlichen Posten hinzunimmt, ergiebt sich ein Einnahmensaldo von 4¾ Millionen Rubeln. Im Voranschlag war mit einem Defizit von 84 Millionen gerechnet worden. Man braucht die Thatsache, daß die russische Staatsbilanz zum ersten Mal wieder mit einem Plus abschließt, nicht zu überschätzen; ein Fortschritt ists immerhin. Ein Bischen gewaltsam mags ja zugegangen sein, ehe der Rock endlich dem Etat paßte; aber es ist erreicht. Wenn in einer Staatsverwaltung die Einnahmen wachsen und die Ausgaben kleiner werden, darf man nicht klagen. Und in Rußland hat sich auch in den ersten Monaten des neuen Jahres an diesem angenehmen Verhältniß nichts geändert. Rußlands Wohlstand hängt vom Ernteertrag ab; eine Mißernte: und Alles sieht anders aus. Uebrigens haben die russischen Spekulanten von ihren amerikanischen Freunden gelernt. Sie bereiten einen Getreidecorner vor und werden dabei von den Banken unterstützt. Ob die Finanztransaktionen nicht die Grenze des Möglichen bereits überschritten haben, ist freilich zweifelhaft. Die Kreditinstitute, mit der Staatsbank an der Spitze, haben so beträchtliche Vorschüsse auf die neue Ernte gegeben, daß ein Sinken der Getreidepreise eine Erhöhung der Geldsätze bewirken könnte. Denn je mehr Geldmittel in Getreidedarlehen festgelegt sind, desto mehr Nachschüsse sind erforderlich, sobald der Getreidepreis zu sinken beginnt. Wer ihn dann halten will, muß den Getreidehändlern neue Darlehen geben. Die Yankees sind an solche Situationen gewöhnt und wissen sich aus Schwierigkeiten herauszuwickeln. Dem Russen aber fehlt das Training; da wirkt jede plötzliche Tendenzschwankung mit kantiger Wucht

auf die Marktverhältnisse. Vielleicht gelingt es den eifernden Amerikanern, den Russen zum businessman zu erziehen. Ob damit auch den russischen Werthpapieren geholfen wäre? Nach einem Blick auf den Kurszettel der newyorker Börse darf mans bezweifeln.

Das Publikum wird seine Beziehungen zu ausländischen Papieren wohl niemals von einer Prüfung der sachlichen Unterlagen abhängig machen. Dem Durchschnitt ist es farcimentum, wie die Verhältnisse bei den amerikanischen oder russischen Eisenbahnen liegen. Der Kurs giebt den Ausschlag; alles Andere ist Bärme. Nur Eins können die Leute nicht vertragen: wenn man ihren Gefühlen für irgendeine sensationelle Effektenunternehmung nicht die schuldige Achtung erweist. Da rast das Volk und will sein Opfer haben. Neulich wurden (ein alltägliches Ereigniß) in London und in Antwerpen die Aktien einer neuen Kautschukgesellschaft aufgelegt. Im Ganzen 500000 £ in Stücken zu 1 £. Schon vierzehn Tage vor der Subskription wurden die Shares unter der Hand munter zu 105 sh gehandelt, also zu einem Kurs von 500 Prozent. Da „beklagt“ sich nun ein normal gewachsener Mensch öffentlich, daß den antwerpener Zeichnern nichts zugetheilt worden sei. Beklagt sich, obwohl er selbst erzählt, daß die Aktien drei Wochen nach dem Zeichnungtag 350 Prozent ihres ersten Agios wieder eingebüßt hatten. Jeder vernünftige Mensch würde dem Schicksal für sein freundliches Walten ein Dankopfer bringen; der enttäuschte Subskribent aber bestöhnt sein beklagenswerthes Los. Bei dieser Gelegenheit hörten wir, daß Einzelne fünftausend Stück des Kautschukpapieres gezeichnet hatten. Und auch diese „Unglücklichen“ sind leer ausgegangen. Der Beschwerdeführer schließt seinen Appell an die Oeffentlichkeit mit den Worten: „Jedenfalls wird das Publikum aus der Sache eine Lehre gezogen haben.“ Fragt sich nur, welche Lehre. Das kleine Dokument giebt Aufschluß über die seelische Verfassung der Menschen, von denen die Börse jetzt lebt. Der Trieb, sich in voller Freiheit der Effektenspekulation hinzugeben, ist in ihnen übermächtig. Schließlich ist die Bethätigung an der Börse eine wirthschaftliche Lebensäußerung wie jede andere auch und die Folgen der Uebertreibung scheinen auf Individuen beschränkt. Leider wird so aber eine Decentralisirung des Kapitals bewirkt, die sich in Tagen starken Geldbedarfes zu rächen pflegt. Eine Investirung von Barmitteln in Werthpapieren hat nur dann einen wirthschaftlichen Nutzen, wenn sie der Ernährung lebensfähiger Unternehmungen und Institutionen dient. Wo es sich nur um Scheinexistenzen handelt, die so lange da sind, wie der Irrwahn des Publikums ihnen die Mittel zum Leben spendet, ist das Kapital dem Wirthschaftkörper verloren. Daß die Spekulation zu einem Vermögen helfen kann, ist durch die Erfahrung belegt. Und angesehene Praktiker sind der Ueberzeugung, daß diese Art der Entstehung von Reichthum sich, ohne die normalen Voraussetzungen dazu in den allgemeinen geschäftlichen Verhältnissen, behaupten kann. Karl Fürsten-

berg gab neulich sein alljährliches Finanzexposé in der Neuen Freien Presse und sagte darin, daß in Deutschland die gute Meinung vorherrscht, ohne daß eine Berechtigung dazu sichtbar sei. Die zu Kräften gekommene Spekulation werde ohne zwingende Ursache ihre gute Meinung nicht opfern. Wir haben also mit dem Widerstand der Börse zu rechnen und dürfen alle Angelegenheiten, die mit der wirthschaftlichen Konjunktur zusammenhängen, als Sorgen zweiter Ordnung betrachten. „Wir durchleben eine Zeit, in der man nicht in der Laune ist, Unangenehmes zu hören.“ Aber Fürstenberg kann seine „Beklemmungen nicht überwinden“. Danach scheint er von der Haltbarkeit der Kapitalerzeugung durch die Börsenspekulation doch nicht unbedingt überzeugt zu sein. Wenn dieser erfahrene Praktiker zur Zurückhaltung mahnt, muß er wohl seine Gründe haben.

In unserer verschrienen Zeit giebt es noch mehr edle Menschenfreunde, als man glaubt. Leute, die ihr schönes Geld für riesenhafte Inserate opfern, um die „Spekulationwuth“ des Publikums zu hemmen oder die kräftigen Triebe sachgemäß zu okuliren. In einem berliner Blatt fand ich eine halbseitige Anzeige mit der breiten Ueberschrift „Ein dringender Mahnruf“. Inhalt des Appells: Kauft keine oberschlesischen Papiere! Solche Sensationen wirken immer. Vielleicht weniger durch ihren geistigen Gehalt als durch die Anonymität, die nach dem Namen des Veranstalters neugierig macht. Eine Woche danach erschien wieder ein theuer bezahltes „Eingesandt“. Da gabs schon etwas Positives: alle oberschlesischen Montanwerthe taugen nichts, nur Kattowitzer Bergbau sind gut. Hoffentlich geht dem geheimnißvollen Inserenten die Puste nicht aus, damit wir nicht um das lückenlose „Charakterbild“ kommen. Bisher wars in Deutschland nicht üblich, Mittheilungen dieser Art zu plakatiren. Hoffen wir, lieber Leser, daß die Uebertragung der Effektenengagements in das neue Halbjahr die Leute nicht ängstigt. Der Semesterschluß kann seine Mucken haben. Die Anforderungen, denen der Geldmarkt zu genügen hat, sind groß und man sieht die Börse mit ihren Ansprüchen nicht gern zu weit vorn. Diesmal ist sie in der ersten Reihe; aber ein Mißvergnügen über diese Vordringlichkeit ist kaum merkbar. Die Träger der Engagements sind in guter Form und verlieren ihre Haltung nicht vor den 5 Prozent für Ultimogeld. Man will Alles glatt schieben, damit das Spektakel im zweiten Halbjahr fortdauern kann. Der Reichsbankdiskont von 4 Prozent hat nicht die geringste Wirkung auf die Effektenspekulation geübt. Der Glaube an die erziehliche Wirkung hoher Geldsätze ist durch die neuste Erfahrung widerlegt worden. Die Reform des Börsengesetzes und die Vertheuerung des Lebens haben die Pädagogik des Reichsbankdiskonts ausgeschaltet. Und so wirds einstweilen bleiben, mag nun der amtliche Wechselzinsfuß noch auf dem Punkt der 4 Prozent beharren oder sich bald der englischen Rate zu nähern suchen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Ue MuKunft

Herausgeber:
Maximilian Harden.
Gmundstehenzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
191Â«,

Inhalt.

Berlin, den 2. April 191«.

Römische Elegien.

SU«, es ist Alles beseelt in Deinen heiligen Mauern, ewige Roma; nur mir schweiget noch Alles so still." Angefähr so wie dem berühmtesten Landsmann seines frankfurter Ahnherrn muh dem Chef hier zu Muth sein. ^Wtati8 mutsncii8. Theobald späht nicht, wie Wolfgang, nach einem holden Geschöpf, das ihn versengend erquickt. Viel zu sitt- und tugendreich. Aber er findet die ewige Roma wohl auch stiller, als selbst in der Karwoche nöthig wäre. Ich? Wie anders warDirs,alsDuvorachtIahrenBülöw in Venedig Paradiren sähest! Die Hoffnung, den Dreibund zurecht- zuflicken, wirkte schon damals ein Bischen Putzig; doch'der ganze Reisebetrieb imposant. Alle Puppen tanzten. Der Besuch des bravenPrinetti wurde zum Ereigniß gebauscht; dieReporterkeuch- ten, als werde im HotelBritaniaWeltgeschichte gemacht; dietzei- math spitzte das Ohr und auch fremde Zeitungen hatten für den Kanzler jeden Tag eine Spalte offen. Dessen vielbeneidete Ma- nagertechnik offenbarte sich auf Italiens Boden immer besonders herrlich; da war er zutzaus. (Die von seiner viceköniglichenAllure gcärgertenRessorts nanntenihn nichtohneGrund» denItaliener".) In derVillaMalta mag er jetzt denKopf schütteln und mitwohl- wollender Besorgniß und leisem Lächeln sagen: „Der gute Beth« mann nimmt das Aeußerliche doch wohl allzu leicht." Stimmt. Was derKoofmichunter„Aufmachung"versteht,scheints für uns

i

nicht mehr zu geben. KeinMensch kümmert sich hierum «ns arn?c
Reisende; und inBerlin vegetiren wir, zwischen einem Waldbrand
und einem Lustmord, armsÄig im engen Bezirk der ^letzten Tele-
gramme ".DieStrolche der magyarischen Iusth-Part'ei.dieKhlten-'
Hedervary überfielen,gelten als vielwichtiger. Bistuntreu.tzam-
mann,oder tot? Oder band derBefehl der längstenErcellenzDir
die Hände ? Etwas weniger Windmacherei: in Ordnung; gar keine:
dann merkt Jeder, daß unsere Mühlräder stehen. Barrerc soll
strahlen. Wir haben aber auch ein wahres Huckebeinpech! Der
König durch die Krankheit seiner Großmutter und durch die Mi-
nisterkrisis ziemlich gelähmt, der Papst leidend und schon von seinen
Dominikanern fast ausgegeben, Sonnino mit seinenLeuten, wäh-
rend wir uns denÄlpennäherten, weggeweht, kein aktiver Staats-
mann, mit dem der Chef verhandeln könnte, und sogar der unver-
wüstliche Tittoni nicht in seinen vier Wänden zu finden. Im Pa-
lazzoFarnese grinsen die Kanzlisten, als stänke ihrDuezkunal nicht
ganzpgnamitisch genHiMMel, inSeiertagsvorfreude einanderan:
,, Un kour htroce!« Auch iy anderenBotschaften gönnt man uns die
Osterbescherung. Deshalb die Eisenbahnstrapazetl bei Tag und
NäMMchtszuchu^
Werke der Plten mlsgeschaftigerHä^
^ , Dazu sind wir abttmchtHier.W uns als
höfliche Leute zu zeigen, sagt di^ itakieMche Presse; und ruft nach
London, Paris, Petersburg Htnüber, an politjscheAbmachnngcn
werde nicht gedacht. Sehr gl^ (nur nicht eben sehr artig);
wer soll denn dran denken, da nochNieMand weiß, wer hier mor-
gen regiren wird.? Höflichkeit ist ein gutes Ding. Da aber keinem
Zanardelll, Giolitti, Sonnino, keinem Kabinetschef derSavoycr
je eingefallen ist, dem DeuWen Kaiser einen Antrittsbesuch zu
machen, brauchte äuch Bethmann sich nicht herzubemühen. Durfte
nicht. Er hat in Rom als Kanzler nichts zu suchen und nichts zu
finden. Daß er kam, war ein Fehler, der die Zunft an seinemAugen-
maß zweifeln läßt. Dieser eitlen Sippe dürfte selbst ein Schwacher
niemals nachlausen. Ist ja sehr nett und beinahe rührend, wenn
der alte, auf seinem Gebiet sachkundige,allemDiplomatischenaber
stockfremde Hans Kunitz im Reichstag von den freundschaftlichen
Gesinnungcnspricht,dieuns mit Italien verbinden, nnd dasSätz-
chen leistet: „EincrBefcstigung bedarf derDreibund nicht; er hat

bisher alle Quertreibereien, alle Minirarbeitsiegreich überstanden
und wird sie ailch künftig überstehen. " Immerhin ists fürÄeutsch-
land ein Glück, daß dieser Aberglaube nur noch Wenige blendet.
In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Geg-
nern. Kein Wunder: wir haben ihm, seit es mit Frankreich einig
ist, nichts mehr zu bieten; also auch nichts zu erwarten. Die Ita-
licner rühmen sich selbst nach, daß sie oft zwarDnmmheiten reden,
doch nie Dummheiten machen.And dummwäreеs ja,wennsie den
Dreibundvertrag freiwillig lösten, dieWartehalle verließen, die sie
vor OesterreichsAngriff schützt und in der sies aushalten können,
bis ein zuverlässiger Kampfgenosse ihnen gegen ihren einzigen
Feind, unseren einzigen Freund, hilft. Wir aber sind lächerlich,
sobald wir thun.als sei auf dietzerren der Consulta noch ernsthaft
zu rechnen. Auf das erste Äprilblatt eines Reisekalenders habe ich
aus einem Brief Bismarcks an Polte Gerlach die (damals frei-
lich aneine andereAdressegerichtßte)Mahnungnotirt:,,Wirmüß-
ten einmal ein ernstesBürgerwort mit ihnen sprechen; so länge si e
sich nicht vor uns eben so wie ^
doch der Buckel," Der Brief, einer der allerbeste« ««s dem frank-
furter Bündel, schließt mit dem Ieremiasruf: Uebcr die Kammer
lache ich von A bis Z, aber feige Minister fürchte ich." I.M. Du
hatte derChef van heute vo^ denNabelstrang ums Embryonal»
hälschen; und sein Groszrutter, der Professor und Minister, der sich
später des Mufl^eKnbesso, zyrtllch freute, well es in edlein Stil
lateinische Briefe ^xi^^qx. ^irssfeit fünfzehn Jahren geadelt.
DieKatzeMßtdas1ÄaMnnicht;Unsereinsnich
Gcwohnhett.älleD bedruckte Papier durchzustöbern. ,,Q,wieful)l'
ich inRom mich so froh, gedenk^ ich der Zeiten, da mich ein gratt-
licherTag hinteniin^orpen umfing, trübe derHiimncl und schwer
auf meine Scheitel siel) senkte, färb-und gestaltlos die Weltüm den
Ermattctcnlag!" BeimZellunglesenüberläuftsmich.Wicdcre
probritische Rcdc; diesmal vom Prinzen Heinrich gehalten. Seit
Richthofen, vorsichtig nnd ohne Superlative, im Marz l9V2 an-
fing, ist das Schockvoll geworden. Nutzen? Null. DieTonartwirkt
drüben garnicht. WirbauenDrcadnoughts^(„zumSchutzunseres
Handels"), die mit ihrem Kohlenvorrath kaum über denAermel»
kanal hinauskommen, zwingen die Engländer, für ihre Flotte mor»
gen noch mehr Geld als gestern auszugeben, nnd bringen sie mit

denschönstenRedennichtaus derNeberzeugung.dayesaufNeber-
fall und Kolonialraub abgesehen ist oder mindestens Versuchtwer-
den soll,sie durchDrohungvon derSchutzzollstraße wegzuekeln. An-
sinn; wird aber bis hoch hinauf geglaubt. Die City, die denKonti-
nentumdenWirthschaftaufschwung beneidet, willSchutzzölle (von
denen sie bessere Geschäfte hofft) und wird sie erlangen, weil Eng-
land nicht unter Protektionisten der einzige Freihändler bleiben
kann. Jetzt wird um das Feldgeschrei der nächsten Wahlschlacht
gekämpft. „GegendieLords": so!möchtensdieLiberalen;„fürTa-
rifreform": die Unionisten, denenRoseberys Resolutionen (Um-
wandlung des Oberhauses in einen von denProvinzialständen zu
wählenden Senat) dieAbwehr'des Einkammersystems erleichtern
mi'lssen. Gute Beziehungen mögen für tzausirer,Nachrichtenjäger
und ähnlichesKleinpick werthvoll sein;,'uns solltemin mitsolchen
europäischen Redensarten endlich verschonen. Ohne Verständi-
gungüber denMarineaufwandgiebts keine FreundschaftmitBri-
tanien.^ Nnd da es sein Flottenbudget wieder um ein Riesenstück
erhöhshat, stehen wir vor derFrage: Nachklettern oder den Vor-
schlag vernünftiger Kontingentirung annehmen? Thun wir Bei-
des nicht, sondern bleiben in'dem berühmten „Rahmen des Flot-
tenAefetzes", dannm üßte Tirpitz selbstzugeben, daß wir gutes dcut-
chesGeldinsWasser^werfen'undldieZiffernrelationsich, somun-
terwirbauen,füruns,verschlechtert. Ein leidig Lied; dasaberauch
im Frieden der Karwoche aus der Papiertrompete schallt. „Cae-
sarn wär' ich wohl nie zu fernen Britcmen gefolget; Florus hätte
mich leicht in die Popine geschleppt? Denn mir bleiben weit mehr
die Nebel des traurigen Nordens als^ein^geschäftiges Volk süd-
licherFlöhe'verhaßt." IndersüdlichenZnsektenpulvergegendgeht
es recht lustig zu. Ferdinand, dessen Paprikow eben erst in einer
Interview gesagt hatte, Bulgarien müsse gegen die Türkei, dieihre
Rebifs zumKrieg einberufen habe, ins Feld.ziehen,'als Gast des
Sultans in Konstantinopel, der^blutfleckige Peter^in Petersburg
und jeder Gedanke an den Balkanbund verschollen. Hier wird
erzählt, Iswolskij, der^vondiesem'Bund^ogern'träumte, seifertig.
Durch Befehl Nikolais gezwungen worden, den Bulgaren jede
Hoffnung auf russischetzilfe zunehmen, die ans Bukarest und Cet-
tinje angesagten^fürstlichen^Gäste^abzubestellen, im Balkanland
für gutes Frühjahrswetter zu sorgen'und die Verhandlungenmit

Römische Elegien,
Aehrenthal nicht länger hinzuschleppen. Möglich. Auch in der Reichsduma ists ihm ja schlecht gegangen; und daß derRedselige da schwieg, fiel allgemein auf. Trotzdem könnte er übermorgen wieder als Zarengünstling an der Sängerbrücke thronen. Was über die Wiederaufnahme des austro-russischen Diplomatenverkehrs(gerade vorunseremRömerzug)veröffentlichtwurde, isthöchst merkwürdig. AebereifrigeBetheuerung.daß nichts abgemachtwordenist. Gegen alle Kleiderordnung. Entweder stecktmehrjdahinter, als wir wissen sollen, oder die cietentc stehtnur auf dem Papier, Italien sollte schnell hören, daß es denFreundjunddenantiaustrischen Trutzplan von Racconigi nicht verliert, und Iswolskij wollte sich für jeden Nothfall die Rückzugslinie sichern, auf der er sich in die berliner Botschaft retten kann. Die Kanzleimeinung ist gespalten. Fast einig aber in der Gewißheit, daß der Südosten einen ruhigen Frühling habenlund sogar Georg sichjin seinem hellenischen Vvetot halten wird. Die Welt hat andere Sorgen. Daß Jakob Schiff in New Vork vor>der Gefahrteines Vierbundes (Iapan.'China, England,.Rußland) warnt, der den ostasiatischen Markt theilen und die Konkurrenz aussperren möchte, darf man auch bei uns nicht überhören. Dem klugen Bankier (der das fetteste Geschäft verschmäht, wenn ers nur am Sabbath abschließen kann) sitzt nicht, wie seinen Standesgenossen Carnegie und Pierpont Morgan, die Sucht nach Publizitäten: Nacken. Er redet nicht oft und läßt sich am Liebsten nicht sehen. Wenn er, der in engster Handelsverbindung mit Japan lebt, 1908 dort wie ein Souverain aufgenommen wurdeZ und, strotz der Vankeeverachtung aller gelben Menschen, in seinem Haus die Tochter des japanischen Finanzministers erziehenjließ, gegen dieLeutelvonTokioffo deutlichlwird, muß er Gründe haben, die ihn 'aus der angewöhnten Zurückhaltung herausdrängen. Sein feines Ohr hatjmanchmalldas Gras wachsen gehört. Bin neugierig, was Bernstorff^darüber berichtet hat. (Dem manübrigens, obwohl er von derAmerikanerstimmung gegen den Beeftrnstwirksamlunterstütztwordenist, für fein erfolgreiches Bemühen um ein erträgliches Handelsabkommen im Reichstag ein gutesMort sagen konnte. Kein zu lautes, versteht sich; das hätte dieLeistungüberschätztundjdenVankee'mißtrauisch gemacht. Aber die Arbeit deutscher Diplomaten ist nicht mehr so reizvoll, daß ihr jede Würzung durch ein aus der tzeimath im-

portirtes Lorberblättchen versagt bleiben darf. Schoen konnte einenseinerGetreuendarum bitten, wollte wohl aber nicht.) Was man so die Öffentliche Meinung nennt, hat Schiffs Rede kaum beachtet. Ich fürchte, wir werdeu noch dran zu denken haben: wenn auch Europas Geschwür (wie Bismarck zu sagen pflegte! wieder in Ostasien ist und der Eiter unseren Leib schwächt. „Manche Töne sind mir Verdruß, doch bleibet am Meisten tznndegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr." Die deutschen Zeitungen sind noch immer kaum lesbar. Solches Gc- schimpf hat der Chef nicht verdient. Klassenschmach, Volksen!- rechtung.IBüttelregiment, Wortbruch, faule Ausreden, Dienst- mann des schwarzblauen Schnapsblockes. WirdMrschon übel? Kommt noch dicker. Das^neue Wahlgesetz ist schändlich^raffinirt gemein, ein ruppiges Scheusal, eiu faules Osterei; Preußen'das Land derZSchamlosigkeitZ... Haltet die Nasen zu! Wie aus,Senk- gruben steigt es auf; der Qualm kommt nicht mal von lebendigem Feuer. Ein Segen, daß man hier einWeilchen doch weitab ist und Nicht Alles aufriechen, nicht jeden heiseren Köter anhören muß. Schade, daß Bethmann sich in diese Nesseln gesetzt hat. Mußte reformirt werden, dann konnte der Entwurf etwas hübscher aus- sehen. Listenwahl, Proportionalvertretung, gleiches, nur durch Pluralstimmenzuwachs abgestuftes Wahlrecht: ausiederDpeise- karte steht irgendein, schmackhaftes Gericht. Zlnd wenn man ein- fach das' sächsische Gesetz abgeschrieben hätte, wars immer noch besser gewesen als das furchtbar komplizirtc, keinem Ouiriten willkommene Verfahren dieses Entwurfes. Der ist ja auch ab- gethan und dem Herrenhaus einer von ganz anderer Sorte ein- geschickt worden. IahrzehntHlanaHabcn die Liberalen in Preußen nach dem geheimen Wahlrecht gf sies,
von HeydebrandsüGnade, und könnten zunächst 'mal zufrieden sein. Daß sie auf dem Land keinen Wahlmänn finden und daß auch der Wahlmann nicht öffentlich stimmen dürfe, iMeschwcitz. Offe- rire drei Dutzend a fünf Mark, sagt Lebrecht,^so gut wie neu;'und der Wahlmann, der wider den Auftrag stimmt, käme in Teufels Küche, Klüger wäre natürlich ein rascher Entschluß der Konser- vativen, noch einenSchritt weiterzugehen unddenganzenWahl- männerkrempel Hintersich zulassen. öehntdielNegirung'ab: schön; nimmt sie an, dann bleibt doch abzuwarten, ob dietzerrenFriedbe rg

und Schiffer ristiren würden, ein Gesetz, das die geheime und die
direkte Wahl bringt, unerträglich zu heißen. Muß die Koalition,
die derVlödsinn als „schwarzblauenVIock" bezeichnet, die Sache
allein machen, so droht den Konservativen die Gefahr beträ'cht-
lichcrStimmenverluste und neuer Kämpfe gegen eine Demagogie,
die kein Staatsgefühl bändigt. Der Grundbesitzer, Großbauer, Be-
amte soll so handeln lernen, daß ihn der kleine Mann am Wahltag
nicht im Stich läßt. Diese Anstrengung (die eines Tages dochnöthig
wird) muß auf die Dauer die Kraft derKonservativenPartei noch
stählen. l1ic l^nc>äu3,Ernstheydebrand! Wer über die Grenze ge-
guckt hat, kann nur wünschen, daß die Geschichte bald ein ruhiges
Ende finde. Seit jede Demonstration auf der Straße verhindert
und jedes Schutzmannsversehen „dringend" ins Ausland tele-
graphirt wird, spricht man von borussischen wieder wie von russi-
schen Zuständen, traut uns alle Arten von atrocitieg zu und fragt
vorsichtig, ob die Negirung derTrupften noch ganz sicher sei. Das
hatte uns noch gefehlt. Weiß es S.M.? Ihm werden draußen alle
Mißgriffe des Iagowismus angekreidet. Er, heißts, glaubt an
nahe Nevolution. Und er könnte doch furchtlos und ungefährdet
ZN 3üß sich im dichtesten Getümmel der Demonstranten zeigen.
. ., Hröst kommt nur aus Paris. Da werden unsere Spritzen-
männer bis in die Puppen gelobt. So fatal laut, daß es demAA
schon eklig wird,. Schoen ist ein Gentleman von politischemWeit»
blick und anderen Ehrenqualitäten und Stemrich (wennDasHol»
steinen dessen Krankenbett er manches Stündchen versaß, erlebt
Hatze y wird wie einHeld gefeiert, weil et
geM, das Mannesmanns ln Marokko seßhaft machen sollte, fei
in MlMtem Arabisch geschrieben. Als unecht wollte ers nicht ver»
was er eigentlich wollte, ist unklar. Jedenfalls ist ersammt seinem
^ den Professoren Fischer und
^^tmnnninhiePfannegehauenwordenund derArabervr.Mo»
harrem Veh hat die Behauptung,' der Text könne nur von einem
HurAäer stammen, für unsinnig erklärt. Wenn man alle fchlecht
stilisnten Gesetze, Erlasse, Entscheidungen, Noten, die bei uns her-
auskommen, für unechthielte, bliebe nichtvielAuthentisches übrig.
,^hut nichts: Frankreich! rühmt unsere Mäßigung, die Reichs»
tagsmehrheit kuscht, der Hansabund rührt sich nicht (trotzdem der

tapfere Kirdorf auch diesmal der Katze die Schelle angehängt hat) undSchoenchentriumphirt; sieht sich im Spiegel als Staatsmann. Vülow, der so stolz war, wenn er denNeichstag herumgekriegt hatte, mag denken: «Das können dieKnirpse also auch schon!" DiePariserstimmung giebt den Ton an. Gräfin Wedel sogar erhält im QaulnlZfürihrecoui'aMUZeinclepenclanceeinenLobspruch. DieZolltarifchicane kommt als dickes Ende nach. And die Hochachtung unserer Biederkeit macht uns nicht satt. „Ach, schon wird es so schwer, der Mächtigen Schande verbergen! Weder die Krone verdeckt, weder ein phrygischer Bund Midas' verlängertes Ohr; der nächste Diener entdeckt es und ihm ängstet und drückt gleich das Geheimniß die Brust." Unter den jüngeren Leuten ist über den jammervollen Ausgang der marokkanischen Sache nur eine Stimme. In Privatbriefen (die auch melden, daß man die von Aehrenthal durch Max EgonFürstenberg erbetene und persönlich dann in Berlin erlangte Polenkonzession abzustreiten versucht) stehen bittere Worte. Den Brüdern Mannesmann wird zugemuthet, schleunigzu verstummen. Langwerth von Simmern verhandeltmitihnen. Worüber? Da ihre Nechte vom AA nicht anerkannt werden, ist von Frankreich doch nur ein Almosen zu holen. Allgemeines Bedauern, daß der Chef sich für die üble Sache eingesetzt hat.
. Wenn ich ihn ansehe, wird mir allmählich doch bang um ihn. Er istaus dem sicheren Gleis; hat in der letzten Zeit viel, mehr, als yöthig,war, geredet und aus Neichstag und Landtag mit aller Müheleinentzelmputz heimgebracht. DenUntergebenenschützen: le ßeste e5t bezu; aberstchmitSchoenidentifiziren: überflüssig und schädlich. Solche Pflichten erfüllte Vülow nrit einer lässigen Grazie, dieAllerlei ahnen ließ. Und in dem Wahlhandel sich von Heydcbrand überbieten lassen, unmoderner scheinen als er, zuerst die öffentliche und direkte Wahl fordern, dann die geheime und indirekte hinnehmen: Das geht wirklich nicht. Gehts überhaupt? Selbst die dem werthvollen Menfchen freundlich Gesinnten, die ihm langen Kredit geben wollten, fangen zu zweifeln an. Ist er (denldie Spottvögel des Königsplatzes den Austaufchprofessor nennen) am Ende doch nur eine feine Vlüthe preußischer Bureaukratie ? Als die Konservativen sich den Entschluß zur Geheimhaltung der Wahl abgerungen hatten, wars für einen behenden Taktiker leicht, alle bürgerlichen Parteien für ein Provisorium, das zehn Jahre dauern konnte, zusammenzutrommeln, mindestens aber die Nationalli-

beraleFraktion infeine Mehrheitzu ziehen. Vethmannthatnichts; hatte auch vorher (unglaublich und dennoch wahr) nicht mit den Kammerführern verhandelt: und im Landtag rangen verärgerte Leuteldie Hände. Moltte schwieg, Nheinbaben hob die Achseln und Hollweg baute auf die immanente Vernunft der Dinge. Ein Gesetz, das von der zuständigen Instanz (Faltenhayn A Co.) kommt, bahnt sichselbstseinenWeg. Ist dem richtigen Geheimrath (Peter) die Möglichkeit eingefallen, aus'der Elbe Geld für den Fiskus zu fifchen, fo werden die Bundesstaaten mit der/Androhung einer Schiffahrtsteuer in Wuth gehetzt. Will der geschickte unterfahrene Loebell ausfcheiden, so rückt Wahnschaffe,'als der Nächste, auf dessen Platz. Taucht der Wunsch auf, Hammann in ein Generalkonsulat zu befördern, fo ist Esternaux der erste Anwärter aufs Preßdezernat. FmmerHübsch nach der Schnur und dem Dienstalters Im Inneren mag mit solchem System auszukommen fein; bei uns nicht. Auch nicht mit Magistertönen, Empfindlichkeiten und der Versicherung, daß „wir nicht schlecht gefahren sind". Auf welcher Straße denn? hier meint Mancher, wenn wir in solcher Duckmäuserei weiterleben wollen, brauchen wir nicht zwölfhundertMilliorfenjährlichfürdieWehrmachtauszugeben; wäre ein Abrüstungantrag nicht mehr unzeitgemäß. Ich antworte Jedem: Schickt, Leute, die Hoffnung nicht zu'früh auf Urlaub! Vielleicht wirds noch. Dieser Mann hat, als Charakter und als Intelligenz, so viele gute Eigenschaften, daß er^stch noch als Staatsmann entpuppen könnte. Abwarten! Wenn'er im neuen Amt nur einen thatkräftigen Sachverständigen unter sich hätte, der ihm, wie Wermuth im alten, Entschlußkraft einzureden vermöchte! Schoen
und Leistung giebt, und mutz deshalb (ceterum cen8eo)^weg. Noch im Februar wars sicher, auch der Nachfolger schon'genannt; seit dem. Sieg über Mannesmanns ists wieder ungewitz. hoffen wir, lieber Leser. Auch dem Chef wäre es zu wünschen, hier schaut cr nicht so kummervoll und müde drein wie infVerlin nach der niederziehenden Semesterarbeit. Scheint die schiefe Lage, in die wir gcrathen sind, gar nicht zu empfinden. Das Tollste, was meine Praxis bisher geliefert hat. Wir kommen an: und sehen das Kabinet, das uns aufnehmen sollte, in Trümmern. Sechs Monate lang war von dieser Neise geredet, die österwoche als Antunftzeit genannt werden. Konnten so gewandte Leute wie Son-

nmo undLuzzatti dieDrahtzieher aufMonte Citorio nicht bitten,
sich bis zum Tag der Abfahrt des Kanzlers zu gedulden, dem
man ein aufrechtes Ministerium vorstellen müsse? Dieses Spiel
sah doch höllisch nach Abkartung aus. Einem Landsdowne,Grey,
Pichonhätte mans nicht geboten. Aber der treue Verbündete aus
Norden ist ja so langmüthig; mit dem braucht man keineAmstände
zu machen. Kaufleute erzählen, seit vierzehnTagen seiSonninos
Sturz fast auf dieStundezu berechnengewesen. HatIagoros feines
Köpfchen gar nichts geahnt? Ter Chef konnte sich zuerst'erholen,
die pompcjanischcnBilder, meinetwegen die Markuskirche (mei-
netwegen: damit ich die Tarnawskaja, derenName ins Polnische
verfälscht wird, zu sehen bekomme) bewundern und inRom erst ein-
kehren, wenndieKonsultawiedereinentzerrnhatte.EinFehlschuß.
Der Liebe Müh unbelohnt. Kein Gespräch mit Verantwortlichen
zu erlangen. Nnd alle Augen schmunzeln uns kreuzvergnügt an.
Was noch gemacht werdenkann,muß gemacht werden.Wer
lacht da? Wir sind freudig bewegt, der hohen Bedeutung dieser
Stnnden aber bewußt. DerChef hat von Pius den Christusorden
erhalten und ist, als Annunziatenritter, in die Vetternschaft des
? Königs erhobenworden.Das istkein geringerReiseertrag. Damit
läßt sich wirthschaften, Cousin, kannst Du noch? »Zieret Stärke den
Mann und freies, muthigcs Wesen, o, so ziemet ihm fast tiefes
Geheimniß noch mehr. StqdtcbezwingerinDu, Verschwiegenheit!
Fürstin der Völker!" UnsistDiskretion hier noch mehr als anHers-
wo Ehrenfache. DasGeheimyiß, knüpft die engsten Bande, lieber
den poiitischenWerth der entrcvue sagen wir, aus guten Gründen,
kein Sterbenswort. Doch das Hebe Vaterland mag ruhig sein. Der
R eichskanzler hat mit dem König und mit dem Papst, mit Giolitti,
Tittoni.Luzzatti sämmtliche vorhandenen Gedanken ausgetauscht
und auf der ganzen Linie die erfreulichste Uebereinstimmung fest-
gestellte Der, Zufall der Ministerkrisis hat nicht im Geringsten ge-
schadet. Wer zuleyt^lacht, lacht amBesten. Bald wirdsichs wieder
zeigen. Die Beziehungen her verbündetenGroßmächte waren nie
intimer als jetzt. Auch zwischen Italien und Oesterreich sind die
Nebel gewichen und beide Reiche in dem Wunsch vereint, in'den
Balkanländern den Besitzstand von heute zu wahren. Der Drei-
bund ist fest, weil das Herzensbedürfniß der Völker ihn will...
,, Poll Erstaunen pemahm dn

- Judith. .
WHa Gott derherr aus der Nippe des friedlich schlummernden
Menschen das Weib gebaut hatte und es deni Erweckten
brachte, sprach der Mensch: „Das istdochBeinvonmeinen Beinen
und Fleisch von meinem Fleisch. Man wird sie Männin heißen,
darum, daß sie vom Manne genommen ist." Der Mensch war
zum Manne geworden nnd die Männin sorgte mit Schlangen-
zauber dafür, daß Jahwes dumpfsinniger Knecht, der diesseits
von Gut und Böse gewesen war und nicht gesündigt hatte, weil er
Sünde nicht kannte, rasch nun das Sündigen und das Schämen
lernte. So lange der Mensch demGethier ähnlich geblieben war,
das Ebenbild Gottes, aber göttlichenWissens nicht voll, so lange
gab die Erde ihm freiwillig, was er zur Stillung primitiver Be-
gierden brauchte; fobald er in seinem Denken und^in seinem'Ge-
lüsteu aber fortschreitet und vom verbotenen Baum die Erkennt-
niß des Guten uttd^Vösen pflückt, ist es mit der ungetrübten, der
mühelosen Seligkeit auch vorbei Und nichts bleibt dem Gottähn-
lichen Äs die harte Pflicht, fürdenNächstenundfürdenMnftigen
zu schaffen und sich zu plagen, wenn der bewußt'Gewordene den
Zwe^ck seines Daseins begreifen soll Diesen Wechsel der Welt-
anschauung, den Uebergangvvn der ersten zur zweiten Mensch-
HÄtM<'hatte das Weib gewiM, das doch gebaut war, um als
zu bewahren. Seit-
dM HMrzt de« Mencheü di« Stätte, aus der Gott der Herr
^M'M Nippe nahm und die er mit Fleisch dann wieder ver-
MWD'ist nränckMal^M das Mut
e.rl)D'ulid die Siütte zum Sieden bringt, manchmal ein leises,
'W sonniges Zücken^ düs M Zärtlichkeit stimmt, manchmal ein
'jÄH/äufftammender Zorn, witz^ er in den Höhlen der Urzeit die
^We^den Männchen über sie Weibchen warf. Immerregtsich
in' Vießem OchmerZ ein Erinnern aü die sündenlos herrlichen Tage
öe't HMamkeit, an die Nackte Blöße, die in Eden das reine Paar
nichi erröthen ließ, an die Stunde, wo mit der Sünde die Scham
entstand, an väßerste knappe Kleid aus den breiten Blättern des
indischen Feigenbaumes, aN die Nöcke von Fellen, die Gott der
tztttWam Ünb feinemWeibe Machte; ünd an den traurigen Zug
äüK veNl prangenden Paradiese Der einsame Mensch hatte nicht
gesündigt; erst die Gehilfin hatte ihn in die Sünde gelockt: und

so oft dämmernd nun ein Erinnern an die früheste Versuchung
und an den Ursprung der theuer erkauften Feigenblattkultur auf-
steigt, schmerzt die mit Fleisch verschlossene Stätte und derMann
sieht fragend auf die Frau, als müßte er endlich die Art des
Wefens ergründen, das ihm so ähnlich ist und doch von ihm so
verschieden, das Bein von seinen Beinen ist und doch so anders
geartet, das geschaffen ward, ihn vor gefährlichem Denken zu
hüten, und ihn doch zur Erlenntniß, zur Gottähnlichkeit, zum Sün-
denfall trieb. In solchen Stunden denkt Adam'wieder der Worte,
die Gott der Herr einst zum Weibe sprach: „Ich will Dir viele
Schmerzen schaffen, wenn Du schwanger wirst; Du sollst mit
Schmerzen Kinder gebären;'und Dein Wille sollDeinemMann
unterworfen fein und er sollVeinherrsein". Nnd Adam reckt in so
stolzen Stunden das Haupt hoher und fühlt sich wieder den Herrn
der Schöpfung. Wie in denTagen derEinsamkeit wieder denherrn.
Eins der holdesten Vibelwunder ist dieses: daß der düstere
Chronist, der den Weltenschöpfer der Frau fluchen ließ, dennoch
dem Weibe sich'zärtlichlzeigt. Der^großartige Pessimist, der nach
dem verfehlten Experiment der Sündfluth die Menschheit, die
von Natur sündige,'ihre Bahn weiterwandeln läßt, wird weich,
wenn er des Weibes gedenkt. Er weilt injLiebe vor den Gestalten
derNebecca.Nahel und Nuth und giebt uns köstliche Idyllen von
liebenden^und geliebtenjFrauen. Es ist, als hätte er den furcht-
baren'zNichter völlig vergessen, der^im Garten Eden einssging, da
derAaaMlMeworden war, oder als hätten feine Frauenfinger
von der Stirn des Drohenden^sacht die finstere Falte fortgestrei-
chelt und flehende Bitten aus Frauenmund den Paradiesesfluch
in Segen gewandelt, hat er auch die von ihm selbst bestimmte
Aolle des Weibes vergessen und der dem Herrn unterworfenen
Gebärerin den Nuhm heldischer Thaten gewährt? Fast möchten
wirs glauben.jwenn wir das Buch Judith lesen und staunend ver-
nehmen, wie die streitbare Wittwe des Manasses in Israel die
Männer beschämt. Aber dieses Buch gehört zu den Apokryphen,
„welche der heiligen SchriftMcht gleich gehalten und dochnützlich
und gut zu lesen sind." DiesesBuches fremd fühlenderVerfasser
ist nicht derUnvergleichliche, der uns die Genesis gab. Es ist eine
patriotische Novelle, die man ohne Andachtund innere Bewegung
liest und in der man deshalb auch die schrillen Anachronismen
spürt. Die fromme Schlächterin, die sichberühmt, daßsiewährcnd

der Prostitution fürs Vaterland nicht „verunreiniget" ward, und singend vor allem Volke das eigene Vollbringen laut lobt, hat unserem Geist, der dem Hebräerpatriotismus entfremdet ist, nichts mehr zu sagen und wir sehen in dem Buch nur noch dasDenkmal einer für das Volk des Logos wichtigen EntWickelung. Als das Buch Judith, nach Renans Annahme um das Iahr80nach Christi Geburt, nach Volkmar um die Zeit der hadrianischen Kriege, entstand, war Jahwe aus einem Nationalgott längst schon ein Aniversalgott geworden, der nicht mehrIsrael allein, der nun diegesammte Menschheit liebend umfing und dem bald, nach der Bekehrung der L«in>, der ganze Erdball sich beugen würde. Jahwe, der Kamos, Milkom, Baal und alle die anderen Götter besiegt hatte, war nicht mehr der Schutzgott eines kleinen Stammes; er war wieder Elohim, war Adonai, der Herr, der vom Mutterleibe an demkleinen Stamm beigestanden, ihn gehegt und für die Welteroberung bereitet hatte und durch den Mund Iesaias alfo jetzt sprach: „Ich bin der Erste und ich bin derLetzte und außer mir ist kein Gott." Dieser Gott, der keinen Eigennamen mehr braucht, weil er, als der Einzige, die Anterscheidung von anderen Göttern entbehren kann, blickt auf die gespenstischeWeltdesBuchesIudith herab. Das Buch gehört nicht zu denen, deren wahrer Verfasser, nach dem Wort des Fran^ois^de Sales/ der Heilige Geist ist; dennoch ist es nützlich und gut zu lesen, weil es uns Israel auf einer bestimmten Stufe, auf einem Höhepunkt schwärmenden (fast dürfte man sagen: schwindelnden) Selbstbewußtseins zeigt. Ein Volk und ein Gott; und der Gott, dem das Meisterwerk dieses Volkes gelang, wird der aus erwählten Schaar den Erdkreis unterwerfen: Israels Macht wurzelte in dieser Gewißheit; und die Wurzel traf der strafende Blitz, der Sems allzu siegessichere Söhne Heimlos und friedlos über den Erdkreis verwehte. Ueber dem Buch Judith lastet Gewitterschwüle, die hohe Temperatur verkündet dasNahen des Wetterwechsels und mit denIdyllen istes vorbei, vorbei mit der deutlich begrenzten Geschlechterscheidung. .Männermuth versagt in der äußersten Noth.ldie Gehilfin befreit sich vom Herrn und thut Heldenarbeit und vor der Starken sinkt, dankbar anbetend, das Volk in den Staub. Daß nicht die Stärke siegte, sondern dieList, daß, wie in Eden, auch hier noch einmal der alte Schlangenzauber wirksam war, wird von den Blinden nicht gleich begriffen. Aber die Herrschaft ist unter den Geschlechtern

wieder streitig geworden und däe Zeitziehtherauf, wo dasWeib d<;r
Apokalypse erscheinen wird, aus dessenStirn das von Geheimnis
schwangöreWortgeschriehenfteht:,AllerGräuelMuttexgufExde.n.
Nationales Selbstgefühl ist immer, sogar in verzerrender
Uebertreibung, ein gutes Ding und ein Zeichen kraftvollen
Willens, wenn es frei aus der Seele des Volkes dringt, wie ein
natürlicher, unbezwingbarer Strom, der durch Stein, Geröll und
schlammiges Schlinggewächs sich Itrotzig das breite Bett bahnt.
Solches kunstlos entstandene Nationalgefühl wird die Wirkung
niemals versagen, nicht in den Lebenskämpfen der Wirklichkeit,
nicht in demEcho.das es hinauf in die hellen Höhen derDichtung
schickt. Anders wird d«? Erfolg , fem, wenn die künstliche Be-
wässerung eines dürren Erdreiches versucht oder in dumpfer
Treibhaushitze die üppige Tropenpracht nachgeahmt, werden soll,
wenn trübsinnige Epigonen, die rathlos in der Finsternis; sitzen,
die Volksseele, die alte,lä«gst schvn gestorbene^ die nur uqch durch
Lieder 5ind Psalmen und Zeitungen spukt, lebendig zu Nochen
bemüht sind; dann verfüttert das Hylze Gefühl beimDomier der
ersten Schlacht, ,dann klingt aus, Her Dichtung nur ein Mattes,
müde wimmerndes Echo. .Vielleicht liegt? <K daran, daß,uM,dqs
Buch Judith so, kühl anhaucht, daß seineLLideyschaft nicht zu uns
spricht und wir, wie wiMex,Göspe«ste,rwelt, nach/einem, frjsthM
Menschenathemzug gierig- langen und »bangen. Als die,Mvell.e
entstand (Vorsicht, geböte, zu HsgM: entstanden sein syll,; HsnN/die
Vermuthuugen schwanken)., war, Zfrael., über den Gipfelpunkt
schon hinweggeschrittK« und seine Smnß n>eig^e zur Rüste.^Das>
alte Ierufchalajim, dieMöhnung dtzsSriedens, deren heroWche
Glanzrage Iosephus in rleuchtendm Farben gemalt hat, lag vr
Trümmern, die drei- Mauem hatten die Stadt,Davids urch,die
feste BurgZion nicht vor denRömern beschütztund die höchste Bc^
Hörde derIudeuheit hatte auf derMucht in Iamnia, derPhilistcr^
stadt nah bei Joppe, ein unheiliges Obdach gefunden. And q»s
Israels geweihtem Schoß seihst war vorher die Gefahr entbunden
worden, die schlimmer war als Römerherrschaft und Hcidcu-
schrecken: der milde Mann war gekommen, der dem alten Gesetz
neue Erfüllung brachte und in dem der Allwissende und All-
waltende freundlicher jetzt als in Eden einst und am Sinai sich
verkörperte. In den Grundmauern wankte der mächtige Bau,
den Moses gethürmt hatte und den die Propheten, die zornigen

Satiriker der Verfallszeit, vergebens zu stützen bestrebt waren,
und die Zeit war vorbei, da Sems Söhne aus eigener Kraft ein
neues Ideal noch gebären konnten. So oft ein Volti diesen
DaseinsvuM erreicht hat, so oft es empfindet, daß ihm die
Schöpferkraft erlahmt und die Noth desTages doch Hilfe heischt,
kehrt es zu den alten, stolzen Erinnerungen zurück und sucht die
Flicken der fernen Heldensage zusammen. Dieses Mühen spürt
man im BucheUudith. hier ist das nationale Selbstgefühl nicht
mehr jung und froh und streitbar: hier ist es, während draußen
ein Neues ward und ringsum Unruhe stiftete, künstlich aus ver-
gilbten Büchern heraufbeschworen und, in lehrhafter Absicht, für
das Bedürfnis) der Stunde sorgfältig zurechtgestutzt. , r, -
Die Erfindung der Fabel D alt. Aus dem Buch der Nichter
kennen wir das kühn blickende Weib, das, als die KinderIfraels
wieder einmal übel vor dem Herrn gethan hatten und er sie zur
Strafe in die Hand des Kananiterkönigs gab, den Obersten ber
Bedränger erschlug und dem auserwählten Volk so die Freiheit
wiedergewann. DieMniterin Iael, Hebers Weib, empfingen
ihrer Hütte den Feldhauptmanw Stfem, der vor Barak! und
Debora floh, und hämmerte ihm, während er schlummernde lag;
den spitzigen Nagel durch« seinen Schlaf. And DeVoVa,:>die
Nichteri»t, verkündete in ihremIübÄlled die angeblich großeNhat
laut vor allem Bolle i«GsseMet fei' unter denWeibernIM»das
Weib Hebers, des Keniters; gsseMet sei sie in der Hütte ^imter
de^n Weibern. ^ Di« star^OrolOetin'des Alten Bundes tennt
fein zartes Frauengefühl^ fie>hbhnt in schrillem Triumph selbst
die Mutterliebe^dei' fernen Heidin undHängt ihr Empfinden nur
an denIudengott, dessen Feinde umkommen, dessen Anbeterdie
Erde erobern müssen, ^ wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht."
Mußte in der Noth einer sinkenden Zeit das Gedächtnis, sich nicht
an den starken Glauben klammem; der so Gewaltiges zu wollen
gewagt und zu vollbringen vermochtZhatte? Mußte Israel nicht
in der Erinnerung an diese große Zeit der Zeichen und Wunder
Trost suchen und finden? Vielleicht wars ein schlauer Priester,
der zuerst auf den Gedanken kam, die alte, dem Kindergefühl
vertraute Weise noch einmal zu spielen, noch einmal denTou an-
zuschlagen, der in der Seele des alten, nu» alternden Voltes so
mächtig erklang. Für seinen besonderen Zweck konnten die lieb-
lichen Idyllen von Nebecca, Nahel und Null) ihm nicht taugen,-

cr brauchte das Heldenweib, das sich vermännlicht,, wenn im Manne des Mannes zu wenig ist; er dachte, als ein im Anglück erglühender Patriot, an Esthers frommen Frauenmuth, an Deboras Triumph und Iaels Erkühnen: und er schuf Judith, die tapfere Jüdin. Die That des schwachen Weibes sollte die Männer zu wehrhaftem Stolz aufstacheln und zugleich sollte dem Volk die aus der Richterzeit herüberhallende Mahnung wieder eingeprägt 'werden, daß es unüberwindlich ist, so lange es dem Herrn gehorcht, und Gefahr nur zu fürchten hat, wenn es frevelnd vom Gebot abweicht. So entstand ein Lehrgedicht, das auf die Lebenden die Wirkung gewiß nicht verfehlte, das aber rasch, wie alle Tendenzdichtung, welken mußte und uns heute fremd und duftlos erscheint. Nebukadnezar, der hier der Repräsentant des apokalyptischen Römerreiches ist, will die Welt erobern und sich, als den einzig überlebenden Gott, von allen Völkern anbeten lassen. Nirgends rüstetsichWiderstand, überall findet Holofernes, der Feldherr, gekrümmte Rücken und willige Schmeichelei. Nur Israel beugt sich nicht; soll der Heidenherrscher da thronen, wo Jahwe, woAdonai denSchaaren derFrommen gebot? Israel ist keinkriegerischerStamm; woesäberohneBogen,Pfeil,Schildund Schwert still die Straße zieht, da streitet und siegt Gott für sein Volk und macht es unüberwindlich, so lange es den Gesetzen gehorsam ist. Achior, dertzauptmann, derIudasLicht leuchten sah, warnt den wüthenden Holofernes: er soll forschen, ob Israel sich versündigt hat, und dann erst, nicht früher, gegen die Anreinen das Zeichen zum^Ängriff geben. Umsonst; der Feldherr will nicht dulden, daß ein elendes Bergvotk ihm widersteht, erßbelagert Bethulien und hofft, durch die Plage von Hunger und Durst die Bedrängten zur Nebergabe zu zwingen. Mit dieser Erfindung war einsvergrößerndes Bild derHeimsüchung gegeben, die Israel in den Zagen der Titus und Hadrian wirklich erfuhr; und nun mußte gezeigt werden, wie die Vorsehung das schwache Geschöpf zur entscheidenden That weckte^und stärkte. Judith, die strenggläubige Wittwe des Manasses, schreitet hinaus ins feindliche Lager und meldet dem^tzolofernes, die verschmachtenden^Brüder seien gesonnen, das Blut ihres Viehes zu trinken und das heilige Opfer an Korn, Weinend Oel gierig zu essen, dessen^Berührung Gottes Gesetz ihnen verbietet; wenn ihrFrevel erfüllt ist, wird es Zeit für den Feldherrn Nebukadnezars sein und er wird das Volk

Israel vor sich Hertreiben können, wie verirrte Schafe, denen der
wachsame Hirt entrissen ist, und kein Iudenhund wird den Feind
anbellen dürfen. Als sie den Heiden so eingelullt und mit ihrer
Schöne und Weisheit umsponnen hat, schlägt sie dem an ihrer
Seite Entschlummerten mit starkem Streich das Haupt vom
Rumpf. Lebt dann noch lange Jahre, von andächtiger Liebe des
Volkes umringt, und sichert Israel Frieden und Ruhe, Sie ist
tugendhaft, denn sie blieb dem Gesetz treu und hat sich an Speise
und Trank im Heidenlager nicht „verunreiniget". Sie ist die vor-
bildliche Jüdin einer Zeit, die eigensinnig an ein absolutes Gesetz
glaubt, in dem starren Mechanismus dieses Gesetzes die ewig
währende Weltregel sieht und fest überzeugt ist, daß Israel aus-
erwählt ward, um dem Gesetz den Erdkreis zu unterwerfen. In
dieser künstlich aufgefrischten Agadahat der altsemitische Größen-
wahn, hat das Bewußtsein, dem vor allen anderen Völkern be-
gnadeten Stamm anzugehören, den deutlichsten Ausdruck ge-
funden. Man muß nachsichtig sein und bedenken, daß wir ein
Lehrgedicht vor uns haben, das religiöse und patriotische Gefühle
entflammen sollte; das innere Iugendfeuer aber, das solchen Ge-
dichten (wir brauchen nur anKleistshermannsdrama zu denken)
auch den kühl widerstrebenden Sinn leicht gewinnt, fehlt hier und
lastend bleibt nur die Gewitterschwüle. Diese leblose, mechanisch
verkünstelte, nur von Erinnerungen kümmerlich genährte Welt
kann nicht dauern, dieses schwindelnde Selbstbewußtsein muß aus
steiler höhe der Sturz bald in die Tiefe reißen. Ein überhitzter
Fanatiker konnte das Buch Judith ersinnen; ein innerlich freier
Dichter hätte erkannt, daß lein Heldenweib das in der Stickluft des
engsten Spiritualismus verzärtelte Volk mehr erretten konnte.
IstIudith wirklich einheldenweib und wollten die Frommen,
die Iael und Judith schufen, die Iudenheit lehren, daß der Herr,
der einst durch Eden schritt, die von ihmselbst bestimmte Rolle des
Weibes vergessen und der dem Mann unterworfenenGcbärerin
den Ruhm heldischer Thaten gewährt habe? Muß Adam in De-
nmth sich beugen und an der höher ragenden Gestalt der Männin
scheu emporschielen? Fast sieht es so aus: denn den Frauen ge-
lingHa die That, vor der Männermuth zagte; und dennoch kann
Adam getrost lächeln,wie derPelide lächeIte,^alsPenthesilea ihm
vomfernenF belreich der männischenAmazonen erzählte. Nicht
die Stärke, er weiß es jetzt, siegte im Kcnitcrlcmd und vor Vethu-

lien, sondern die List, und nichtMännerkraft vollbrachte die Thai,
sondern Frauentücke, der die kluge Schlange Lehrerin gewesen
war. Das Vuch der Nichter sagt^uns nichts über den heikelsten
Punkt; aber wir wissen aus der agadischenLiteratur, daß Iael sich
dem Sisera ergab und den nach der Brunst Erschlafften mit dem
Todesstreich traf. Wir wissen auch, wie Judiths Mordstahl den
holofernes aus heißen Wonnen riß, den Glücklichen, den Heine
beneiden konnte, weil er aus dem Genuß ohne Zwischenspiel von
Qual und Krankheit in die^weißeNachtewigerVernichtungschied.
Der altjüdische Sinn nahm an solchen Frauenthaten keinAerger-
niß; er kannte keine^Pflicht, kein^Treugefühl, das zur^Schonung
des Fremden, des Feindes, des gottlosen Barbaren zwang; ihm
schien gegen den Bedränger jedes Mittel erlaubt und er konnte,
da ihm Israel als das Höchste und heiligste galt, als ein besonders
reines nnd geweihtes Gefäß das Weib bewundern, das, um Israel
aus drückenderNoth zu erlösen, in seinem Geschlechtsreiz die tod-
bringende Waffe fand. Wir sind, nach mancher moralklimatischen
Umwandlung, längst anderen Sinnes geworden. Uns ist ein
Weib, das die Vereinigung derLeiber listig zu schnödem Gaukel-
spiel benutzt und das wundervolle Geheimniß derPaarung, dem
neues Leben entsprossen soll, in ruchlosen, blutigenAnsinn entstellt,
das Alles giebt, nur um dem Empfangenden Alles zu nehmen,
höchstens die scheusälige Heldin aus einer Schreckenskammer.
Wir fragen nicht fürwitzig, ob Israels Gott so abscheuliche Opfer
wohlgefällig sah, aber wir fühlen, wie welk die Welt geworden
sein mußte, die solchen Gott träumen und in solchem Gott das
Vaterland finden konnte, während draußen, ganz nah, der zu
warmer Lenzlust erwachendenMenschheitdie'frohe Botschaft der
Liebe, unvergeltlicher Hingabe verkündet wurde.
Die Künstlichkeit einer Kultur kann man fast immer daran
zuerst erkennen, daß die Weiber aufsässig werden. Die Frau ist
sozial nicht so gebunden wiezder Mann, sie hat (oder hatte doch
Jahrtausende lang) keine Verufsthätigkeit, die in Kasten zwängt,
siesteht der jungenNatur näher undempfindet die Unnatur stärker
als der ins Joch gespannte Genosse. Deshalb haben Alle, die
den Menschen von der Natur scheiden wollten, die in Asketen-
träumen oder perversen Trieben schwelgten, das Weib als die
Urverderberin innig gehaßt, von der Zeit frommer Kirchenväter
bis auf Baudelaire, Strindberg und den greisen Dichter der

Kreutzersonate. Nnd deshalb ist, so oft eine Knlturübermüdung eintrat, auch die Herrschaft unter den Geschlechtern streitig geworden. Wenn die Frau sieht, wie die Männer verschwächlichen, wie künstliche Sitte die natürliche Sittlichkeit verdrängt und der Gattung, die Zeugerkraft braucht, Gefahr droht, erhebt sie sich in unruhiger Bewegung und sucht den mythischen Zustand der Matriarchie wieder herbeizuführen. Diese Regung hat mit leidenschaftlicher Ekstase nichts zu thun. Die Frauen, die als Prophetinnen, in visionärer Verzücktheit, ihre Wirkung geübt haben, die Schwestern der Philomene und Priscilla, standen nicht für die Natur wider die Annatur, für die Kraft der Gattung wider die Mannesschwäche auf. Die Frau, die, mit einem Krug und einer Fackel in den Händen, durch die Straßen Alexandriens schritt, mit der Fackel denHimmel anzünden und mit demWasser das Höllenfeuer auslöschen wollte, damit der Mensch endlich lerne, daß er Gott selbstlos, ohne Hoffnung auf Lohn und ohne Furcht vor Strafe, lieben soll, diese hysterische Heilige gehört nicht in die Schaar der um die Herrschaft streitenden Weiber, sondern zu denen, die den Gott stärker fühlen und in Delphi deshalb Priesterinnen sein konnten. Den Kulturstand, bei dem die Einrichtungen dem Bedürfniß nicht mehr entsprechen und der Art Verfall und Untergang droht, zeigen die starken Frauen, die sich vorher ruhig in ihr Schicksal fanden. Sie richteten das Jagdgeräth, halfen beim Bau der Hütte, fertigten aus Häuten die Kleidung, kochten und besorgten die Hausarbeit und blieben dem Waffenhandwerk vorsichtig fern. WennsolcheFrauen derHörigkeit^entlaufen, darf man sicher sein, daß einWetterwechsel heraufzieht und im Männerstaat Etwas schlecht bestellt sein muß. Dann entbrennt der alte Kampf aus den Höhlen aufs Neue und das Gesetz aus'Edenscheint aufgehoben; dann geschieht es wohl auch, daß'wilde Weiber das Küchenmesser, das ulu der Eskimos, mit derscharfenWaffevertauschenund, in Angst nm den Stamm, entmannten Männern denWeg zn blutrünstigemKriegerruhm zeigen. Dem Lehrgedicht von der mehr tückischen als tapferen Jüdin ist alles Menschliche fremd. Darum berührt es auch nicht den tiefen Konflikt, der auf dem Grund aller Dichtung von heldischen Weibern ruht. DieIudith des apokryphenBuches ist kein Weib, sondern ein Begriff, ein unlebendiger, und kann deshalb das Weibgeschick nicht erleiden, nicht den schmerzenden Riß im

Innersten spüren, da sie sich über die Geschlechtsfunttion hinausgereckt und, als Gebärerin, das blutige Mordwerk unternommen hat. Sie hat den Heiden verlockt; und als er sieierkenniZzu^erkennen glaubt, täuscht den trunkenen Blick die undurchdringliche Maske. Wie wird die Frau nun fortleben, die zwiefach jetzt Witwe ist und immer des Mannes gedenken muß, dem sie, nur um ihn zu töten, sich Liebe lügend gewährte und dessen Kraft ihrem dürren Schoß vielleicht Frucht erweckte? Der große Stoff hat, von Hans Sachs bis auf Giacometti und Maupassant, manchen Poeten und manchen Macher gereizt. In den Moralitäten und in den Narrenspielen, die auch'nach Luthers Fehderuf wider Hans Worst im sechzehnten Jahrhundert noch lustig weiterlebten, spielten Judith und holofernes eine große Nolle; aber sie waren nur Typen, die, wie Frau Potiphar an ehebrecherische Frauenliebe und Susanna an böses, groteskes Greisengelüsten, an die^Christentampfe gegen die Türken mahnten. Aeberall beschritt dann Judith die Bretter, als Tragoedin und i)pernheldin,kund Maupassant übertrugen schwacher Stunde das wirksame Motiv in die niedrigste Dirnensphäre. Nirgends aber wurde das geheimnißvolle^Problem.auch nur gestreift. Einer nur hat es gefühlt, fest angeschaut und mit Meistergriff mächtig gestaltet!: ein deutscher Dichter, der aus der Eisregion des halb erstarrten Gedankens kam, den Spiritualismus floh und die Natur, die wärmende, sehnsüchtig suchte. Der lange und Manchem wohl langweilige Weg war nicht zu vermeiden, wenn wir für die Betrachtung des Werkes, das uns Friedlich Hebbel geschenkt hat, den richtigen Standpunkt finden wollten. Als er es, noch in den Vlüthetagen des Jungen Deutschlands, schuf, war die Herrschaft unter den'Geschlechtern wieder einmal streitig geworden, wieder schmerzte die mit Fleisch verschlossene Stätte und der Mann sah fragend auf die Frau, deren Wesen sich ihm fremd verschloß. Und als im reinen Neich der Dichtung der Streit geschlichtet war, hatte die Männin ihr Weibthum erkannt uno Adam durfte das Haupt hoch tragen und sich behaglich wieder als herrn,der Schöpfung fühlen. Wie in den Tagen der Einsamkeit wieder alsherrn.

Im Oktober des Jahres 1836 schrieb Friedrich Hebbel in sein Tagebuch: „Das Weib ist in den engsten Kreis gebannt; wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zersprengt, geht sie aus." Der dreiundzwanzigjährige Vauernenkel aus dem norderdithmarsischen

Dorf WessWuren saß damals in München, hörte Görres und
Schelling, den frommen Versncher, und freute sich an schönen
Künsten. Vielleicht hatte "Romanos Iudithbild, vielleicht tzeines
Salonftläüderei über die jüdischestzeldin ihn auf den gar nicht
dreiundzwanzigjährigen Gedanken gebracht. Aus der Luft war
die altkluge Sentenz'jedenfalls nicht gegriffen, denn die Luft war
schwül und stimmte nicht zu bescheidener Ergebung in ein Ge-
schlechtsschicksal. Das Junge Deutschland toste über den Markt,
warf den Nrvätertrödel vonSitte undSatzung frech in die Numpel-
kammer und heulte das neue Dogma von der Emanzipation des
Fleisches durch die Gassen; wilde Weiber, die in verbuhlten
Kämpfen sich das Initiativrecht zur Paarung'anmaßten und prah-
lend die Wonnen freier und freister Liebe priesen, waren modern
und denPfahlbürger, der das Weib in den engsten Pflichtenkreis
bannen wollte, hätte die Sprudeljugend wie einen närrifchen
Magister aus der Mittelalterlichkeit verhöhnt. Die Bedürfnisse
wollten sich den Einrichtungen nicht mehr anpassen, im Männer-
staat war Etwas faul, die Weiber empörten sich und Alles, was
jung, gebunden und unterdrückt, unbefriedigt und sehnsüchtig war,
nahm, wie es immer geschieht, für die Schwachen Partei, für die
Nebellen, denen sicher die Zukunft gehören mußte. Der schlanke
tzolsteiner sah blinzelnd dem Spektakel zu und dachte sich still sein
Theil. Er war auf dem Lande erwachsen und sein kümmerliches
Dasein hatte sich früh innig mitstarkerundfpröderNaturberührt;
ein seltsames Geschick hatte ihn dann aus der Heimath verschlagen
und zum spintisirenden Grübler gemacht. Jetzt, da in der Nunde
die Natur als Erbin der entthronten Götter verherrlicht wurde,
gedachte auch er wieder der fern im trüben'Dämmerlicht ver-
schwimmenden Kindertage und ein schmerzliches Natursehnen
stieg in ihm auf: ein Sehnen nach derMatur, die^einst gekannt
hatte und die der Uebermuth zeternder Gassenbuben ihm nicht
verzerren sollte. Die Natur, der Vauernstämmling wußte es, läßt
ihres Wesens nicht spotten, sie duldet nichts Unnatürliches in
ihrem Vereich und hat, wie der älteretzebbelgern zusagenpflegte,
Selbstkorrekturen, die dem Frevler leicht verhängnißvoll werden
können. Sollte das Weib nun wirklich ausldem'Kreis der Ge-
schlechtsfunktion treten und Männerarbeit verrichtenDdürfen?
Gutzkow, der immer vom Mohnsaft der eigenen,Dialektik be-
rauschte Glöckner der neuen Ideen, hatte in seinem Sauldrama

eben wieder ein Heldenweib aufgeputzt: die Tochter des Philister-
königs, die in der Vrautnacht den Gatten tötet und sein Heer dem
geliebten David Zuführt. Gutzkow wies, in den Spuren der George
Sand, der vorwärts drängenden Generation die Wege; sein
Helmbusch wehte dem Jungen Deutschland winkend voran. Drei
Jahre nachher münchenerTagebuchnotiz saß Friedrich Hebbel in
Hamburg und schrieb, wie Gutzkow, ein biblisches Trauerspiel.
Doch ihm entstand nicht ein Hymnus auf Heldenfrauen, sondern
die Tragikomoedie von dem Weib, das einen Mann mordet, um
sich von der scheuen Ehrfurcht vor dem Mann zu befreien, und
das Zittern mutz, dieses Mannes Ebenbild zu gebären. Ihm ent-
stand das seltsamer Wunder volle Gedicht, dem man das Motto
setzen könnte: „Wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zersprengt,
geht sie aus." And abermals vier'Jahre.später satz in Paris
Heinrich Heine neben dem Judithdichter und sagte ihm, er gehöre
in die grotze deutsche Literaturepoche und sei ein Fremdling, ein
gespenstisch überragender, in der Zeit der kleinen Tendenzen.
Heine hatteNecht; ihm selbst warimNingenumgroßeStoffe
kein froher Erfolg beschieden, aber er konnte die Größe empfinden
und mochte beinahe neidisch in dem ungelenken Nordländer den
mächtigen Tragiker wittern, in dem'derträntelnde Genius Kleists
zu neuem, unruhvoll flackernden Leben erwachen sollte. Heine
konnte über Judith allerliebste Bemerkungen machen, Hebbel
konnte ihr Schicksal gestalten. Beide durften die Tagestendenzen
belächeln; wo aber der aristophanische Dichter nur lächelnd ver-
höhnen konnte, da gelang dem stärkeren Menschenbildner die
ernste, bezwingende Schöpferthat. Heine, der schrecklich Scham-
lose, kitzelte die Nomantik, die eigene Mutter, grausam in den Tod;
Hebbel,,der Niese mit demUüngferchengewissen, zeigte^den Weg
in die neue, als neu empfundene Klassik. Hebbel hat später erzählt,
Heine habe ihm in zehn Minuten mehr und Klügeres über seine
Judith gesagt als alle deutschen Kritiker in zehn Jahren; er hätte
hinzufügen dürfen, Heine habe sein innerstes^Wesen auch früher
verstanden als irgendein Anderer. Es war nicht ganz leichthin
dem Manne, der nur einen fleckigen Sprößling mit sich führte, den
großen Poeten zu erkennen, und selbst ein Goethe hätte dem
Schüchternen wahrscheinlich tröstenden Zuspruch versagt; nur ein
im Lebenskern Kranker konnte diesen verlorenen Sohn seiner Zeit
begreifen und an dem ersten, ungeberdigen Sprossen die Zeuger-

kraft seiner Lenden ermessen. Der klassische Kleinbürger Grill-
parzer, der die Helden stets aus der Kammerdiener-Perspektive
sah, schrieb noch 1850: „In jedem Dichter ist ein Denker und ein
Künstler; Hebbel ist der denkendenAufgabe vollkommen gewach-
sen, der künstlerischen aber gar nicht." Das ist das Nrtheil des
heilbronner Rathes über den Ritter mit der eisernen Hand; den
Rathsherren bleibt der Zeitungruhm, den Ritter trägt sein Roß
über den'^Bezirk der Bürgergerichtsbarkeit rasch hinaus. Wer
Hebbels Judith der verzierlichten Esther Grillparzers vergleicht,
wird'denUnterschied merken: dem feinenOefterreicher gelang ein
liebliches Mädchenbild nnd ein sauber gefeiltes Lied imIdyllen-
stil; der'Holste zwang zwei^Welten in seinen^Tragoedienplan.
Die poetische Empfängniß wird unterhalb der Bewußtseins-
sphäre bewirkt. Darum°nützt es uns^nicht, wenn wir den kostbaren
Schatz der Tagebücher und Briefe Hebbels durchstöbern; da finden
wir, was er bei kaltem Blut über sein Schaffen dachte, aber die
Quelle, aus derber schöpfte, bleibt dem forschendenBlick verborgen.
Wildem inneren Auge des Dichters der^ Stoff aufging, wie ihn,
unbewußt teleologisch,!,die,Phantasie umformte und er endlich auch
dem ruhenden Geist wahrnehmbar wurde: darüber erfahren wir
nichts aus Biographien und Literaturgeschichten, darüber schweigt
selbst des Sängers beredter Mund. Wenn man diesem Problem
einmal bis in seineTiefenachdenkenwill,wirdmankaumeinbesse°
resBeispiel ersinnenkönnen als denFallIudith.EinuralterStoff,
in dem lange nichts Menschliches zu entdecken war, eine natio-
nale Novelle/die ein erschlafftes Volk zur Heldenthat aufrütteln
sollte, wird plötzlich"mit Meistergriff zum menschlichsten Gedicht
umgestaltet und zugleich werden die episch einfachen Gefühle der
Fabelheldin fo komplizirt,daß mar sich tastend nur in ihren dunk-
lenIrrgängen zurechttappenkann. Wer hatzdasWunder solcher
Umwandlung gewirkff^Das Genie, lautet die gassenläufige Ant-
wort, die dichterische Intuition. Damit ist uns nicht geHolsen, ist
die Dunkelheit nicht erhellt. Doch wir nähern uns dem Gebiet der
Mystik, einer dialektisch verschnörkelten, und sind für die Hebbel-
welt jetzt erst recht'günstig gestimmt; die kalt leuchtende Fackel der
Vernunft würde imjReichjdes Wunderbaren rasch verlöschen.
Wir sind im Reich der biblischen Wunder und sehen, wie
in außerordentlichen Weltlagen dieGottheitvonschwachen Men-
schen ungeheure Thaten heischt. Israel ist von der Aebermacht

des Feindes bedrängt und kann nur durch ein Wunder gerettet
werden. Der Dichter hat die Iudenheit im Kern ihres Wesens
gepackt und das krankhaft Vergeistigte, das Gespenstische, das
Heine, als ein nah Verwandter, so richtig herausfand, unheimlich
sicher gestaltet. Aber er hat der Vorsehung ein neues, ein ganz
und gar unbiblisches Werkzeug geliehen und, weil er den grellsten
Kontrast brauchte, der Gespensterwelt die frechste, skrupelloseste
Genußsucht gegenübergestellt. Seine Judith ist nicht die patrio-
tischeWitwedes apokryphen Buches, nichtdie listige Schlächterin,
die singend und tanzend das eigene Vollbringen laut rühmt. Sie
ist eineIungfrau, die den Mann noch nicht empfunden hat; zwar
ward sie jung demManasses vermählt, aber ein warnendes Zei-
chen scheuchte in der Brautnacht den lüsternen Freier von ihrem
Lager: sie sollte unbefleckt bleiben, denn sie war zu Großem be-
stimmt; und Großes vermag nur die reine Magd. So warsie.sich
selbst ein banges Geheimniß, durch ein müssiges Dasein geschritten,
unberührt und doch von heißen Wünschen durchwühlt, und hatte
in frommen Werken Frieden gesucht. Da, plötzlich, dringt ein Hel-
ler Strahl in ihr verwirrtes Gefühl: wenn sie zur Retterin ihres
Volkes erwählt, wenn sie bestimmt wäre, in dunkler Nothnacht
Israels Stern herrlich leuchtenzulassen? Dann wäre dasRäthsel
ihres Lebens gelöst, der Fluch der Anfechtbarkeit von ihrem
Schöße genommen. Aus der Tiefe ihrer lechzenden Frauensehn-
sucht war das Stöhnen emporgestiegen: „EinWeibist einNichts,'
nur durch den Mann kann sie Etwas werden; sie kann Mutter
durch ihn werden. DasKind, das sie gebiert, ist der einzige Dank,
den sie der Natur für ihr Dafein darbringen kann. Anselig sind
die Unfruchtbaren, doppelt unselig bin ich, die ich nicht Jungfrau
bin und auch nichtWeib!" Vor solcherBeängstigunghatte sie sich
in den Glauben, in irres Beten zu einem unverstandenen Gott,
gerettet. Wenn sie ihn jetzt verstünde, ihn und seine lange verhüllte
Absicht? Noch spielt sie nur mit dem Gedanken, vor dessen steiler
Höhe dasBewußtsein der Frauenschwäche einSchwindel^befällt.
Das Weib, das der Mann nicht erkannt, das im Manne nicht
das Thier gefühlt und nie gesehen hat, wie Männer in wollüstiger
Furcht zittern können, blickt in ehrfürchtiger Scheu an dem Herrn
und Gebieter hinauf: ihm gebührt das Vorrecht, von ihm fordert
das Weib den Muth und die Kraft eines Helden, ihm kann es
Feigheit niemals verzeihen. Wenn Männer in der Gefahr ver-

zagen, dann erst hat ein Weib das Necht auf eine große That er-
langt und dann erst hat die zum geheimnißvollen Wert Erweckte
zu zeigen, daß die großeThat einesWeibes möglich ist. DerWeg
zu dieserThat führt durch die Sünde; Judith weiß es und hatdrei
Tage lang, in schlechten Kleidern und ohne Nahrung, von ihrem
Gott eine Antwort auf die Frage erbettelt, ob sie sündig werden
und den jungen Leib preisgeben darf, um den verhaßten Feind
ihres Volkes überwinden zu können. Endlich hat der Unfaßbare
ihr gesprochen: er verlangt das Opfer, vor ihm ist das Unreine
rein, er hat der jungfräulichenWitwe die Mutterfreuden versagt,
damit sie frei von irdischen Gefühlsfesseln sei, ein leeres, flecken-
loses Gefäß, in dem die fromme Begeisterung sich sammeln, aus
dem sie, dem dürstenden Volk eine Labung, zur bestimmten Stunde
hervorsprudeln kann; Adonai, dessen Wille dasOpfer wirkt, wird
die sündige Heldin vom Sünderfluch lösen. Daß in die Sehnsucht
nach der That auch die Sehnsucht nach dem Manne sich mischt,
nach dem Einen, dem starken Vefruchter, mag die Männin sich
nicht offen bekennen; zwar hat das Gerücht, das die Feldherrn-
größe des mächtigen Mannes ins Mythische reckte, und nicht ein
frommes Patriotengefühl sie zumWollen und Wollenmüssen ge-
weckt, zwar erbebt sie bei dem Gedanken, da zur Bewunderung
gezwungen zu werden, wo sie gern hassen möchte, einerlei: sie wählt
aus der Verworrenheit des Empfindens den stützenden Glauben,
daß sie als Tochter Israels, nicht als Weib, die gefährliche Straße
ins Lager des holofernes zieht. Der Mann, dem sie den Nuhm
derThat gönnenwollte,wareinkraftloserWicht; sindinVethulien
alle Männer wie er, wohlan: so mag Weibesmuth die herrische
Schwachheit beschämen. So tritt Judith, im tzochzeitgewand, im
sieghaften Glanz der zum Genuß noch nicht erschlossenen Schön-
heit (die den Genuß doch schon hoffen lernte), unter das nach Speife
und Trankjammernde Volk; so schreitet die Frau, die Widernatür-
liches will, aus dem engen Gemach in die widernatürliche Welt.
In eine dumpfe, luftlose, unfrohe Gespensterwelt, wo Schat-
ten und Schemen herrschen und jede natürliche Negung alsTod-
sünde gilt. Friedrich Bischer hat einmal gesagt, dem jungen tzebbel
fehle der Sinn für die Sitten, „die von der Natur und Gewohn-
heit gebildete, daher immer naive Norm, worin sich die Zeiten, die
Völker, die Stände bewegen". Das Urtheil ist richtig: Hebbels
Tischlermeister trinkt Thee, seine Griechen sind im tzellenensinn

Barbaren, sein Hunnenkönig ist ein galanter, mit dichten Kultur-
tämmen frisirter Herr und sein holofernes hat Hegel gelesen"und
Schopenhauer geahnt. .Aber in Israel gab es,keine „naive Norm";
hier war Alles künstlich aus einem.kranthaften Spiritualismus
ersonnen und hier gelang dem Dichter ein unvergängliches Bild.
Nie/auch von heine.im Nabln nicht, ist die Hauptlinie des^alt-
jüdischen Geistes so stark.und solcher gezeichnet worden; nichtdie
Sitten sehen wir freilich, nicht die gleichgiltigen Alltagsgewohn-
heiten^der Vethulier, aber wir fühlen die.'zwingenden Vorstel-
lungen, die auf Hirnen und Herzen lasten und unter einer dicken
Staubschicht den Willen lähmen. Größenwahn und Verzagtheit,
blindes Vertrauen auf den einen/einzigenNniversalgott^und ein
ewiges hadern mit diesem Einzigen, die Gewißheit des Zieles
und eine ununterbrochene, talmudisch spitzfindige Diskussion>über
den zum Ziel führenden Weg, Werkheiligkeit und innere Oede:
so^sieht es, in dieser welkenden Iudenheit aus. Dem Volk, das sich
für die auserwählte, auf Schritt und Tritt^von himmlischer Hilfe
geleitete Schaar hält, ist der Wille morsch und müde geworden;
es kann von den Abgründen spekulirenden^Denkens noch dürre
Halme pflücken, aber zumhandeln fehlt ihmdieKraft.fSeinPro-
phet ist der Nasende, der gegen den eigenen Bruder die Menge
hetzt, seineheldin dasWeib, das denVrudermörder schützenund
mit einem widernatürlichen Werk beim höchsten Nichter sich in
Gunst betten will. Wo in dieser kahlen Wüste sich noch ein Wille
regt, da irrt er in derNichtung, da'wähnt er, inDanielwielnIu-
dith.Gott wohlgefällig zu sein, wenn er gegen die Natur sich ver-
geht. Auf solchem Boden, Das fühlt die Frau, wachsen keine Män-
ner; aus der schlotternden Schaar, die'für die Vernichtung durch
wilde Horden längst schon reif scheint, wird Keiner dem holofernes
gefährlich werden. Deshalb wird der Herr, der dem Stummen die
Sprache wiedergab, der jungfräulichen Witwe den Nuhm heldi-
scher That nicht versagen. In dem reinsten Gefäß braut er dem
Volk den heiltrank. Das von der Ehrfurcht vor denMännern des
eigenen Volkes befreite Weib schreitet, jetzt mit stolz erhobenem
Haupt, von der Stätte des Jammers hinaus in die heidenheit.
Da weht eine andereLuft. DieIüdintommtvoneinemVolk,
dem derGottauch der König ist, und findet einVolk, dessenKönig
sich selbstherrisch zum Gott erhöhte; aus einer Welt, die sich von
Gott geboren glaubt, tritt sie in eine Menschheit, die den Gott aus

sich selbst erst gebären will. Hier huschen nicht schreckend Gespenster
umher, kein Gewissensbcdenken bleicht das frische Roth der Ent-
schließung, keine Schranke trennt die Bezirke des Guten und
Bösen; hier herrscht nur der Wille, der zügellos freche Wille zur
Macht und zum Genuß, und wenn ein Gott waltet, kann es nur
Zarathustra sein, der also spricht: „Lebenistwesentlich Aneignung,
Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren,Ein-
verleibung, und mindestens, mildestens Ausbeutung." Die Frau
sröstelt unter dem kalten Wind; ihr ist zu Sinn wie einem From-
men, der zwischen lachende Ketzer verschlagen wird: ihr Glaube
gilt nicht in diesem Bereich, ihre stolze Sicherheit zerschellt andem
starrenFelsendesskrupellosestenSelbstvertrauensundderWahn,
dem Weibe könne das Wunder gelingen, zerflattert rasch hier,
wo das Weib nur die reizende Beute des Siegers und die wär-
mende Wonne des hartenAeldbettes ist. Alle alten Begriffe, die
dem Kind schon eingeprägt wurden, gerathen ins Wanken; der
Arstand der Natur scheint wiedergekehrt, die Zeit vor dem Para-
diesesfluch, die Sünde nicht kannte. And mitten in dieser fremden,
furchtbaren Welt steht der Entsetzliche, der Götter macht, Götter
stürzt, von Göttern wie von selbst geschaffenen Kreaturen spricht
und Götter auspeitschen läßt, wenn sie nicht leisten, was er ver-
langt; steht'der Mann, den Judith in ihrem'geweckten und nicht
gestillten Frauengefühl so lange geträumt hat: »mit dem Antlitz,
das°ganz Auge ist, gebietendes Auge, und mitdemFuß, vordem
die Erde, die er tritt, zurückzubeben scheint". Sie möchte anbeten:
und will doch hassen, sie möchte den eigenen Willen brechen und nur
Werkzeug'der Gattung sein: und ist doch zum Werkzeug der gött-
lichen Rache erwählt; ihre Selbstherausforderung wird grausam
bestraft: sie findet „ den ersten und letzten Mann der Erde" und muß
mit ihm die im Geschlechtstrieb tötlich getroffene Weibkraft messen.
DoMie raff^sich'gewaltsam'auf; es gab eine Zeit, wo der Gewal-
tige nicht, war, darum'kann>ine kommen, wo er nicht mehr sein
wird,—und darum kann Judith lächeln, als der trotzige Heide sie
fragt, was Sünde ist. And.'nun beginnt ein Zweikampf auf Leben
und Tod. jHolofernes|will aus dem Herzen des Weibes den
Gott vertreibenZundIch selbst^an feine Stelle setzen, Judith will
ihrem Gott den Sieg über die wilde Naturkraft sichern. In stiller,
sternloser Nacht, während ringsum in den Zelten friedlich Alles
schläft, wird der Kampf ausgefochten. Wie wird er enden?

Keinen frohen Sieger giebt es in diesem Kampf und keinen
völlig Besiegten. Der Held wird gemordet; und sein Leben, das
er lassen mußte, ehe das in die Wolken strebende Wollen That
werden konnte, bliebe uns'nur als großmäuliges Prahlhansen-
thum im Gedächtnis, wenn es nicht in der letzten Stunde noch,
im wüsten Rausch, den die Brunst würzt, das vermessene Helden-
weib sich .unterworfen hätte. Der Heide siegt über den Iudengott,
während ihn selbst die Nache des beleidigten Weibes tückisch im
sicheren Schlummer trifft: so endet der Kampf, ohne^frohenSieg,
ohne völlige Aeberwindung.Als holofernes die Zitternde, die in
lallender Angst Schonung erflehte, auf fein Lager zerrte und mit
seiner geilenGier auch ihr rascher strömendes Blut erhitzte, als er
mit rohem Griff dasGewand, das zur traurigenhochzeit bestimmte,
herunterriß und mit wilden Küssen sich über die süße Beute stürzte,
da versagten die Sinne dem Weibe den Dienst und standen, wie
trunken gemachte Sklaven, die ihren Herrn nicht mehr kennen, ge°
gendenwantenden Willen auf. Vergessen warIsrael.warAdonai,
vergessen das Werk der nationalen Befreiung: die Heldin war
übermannt/in den Armen desManneAjauchzte, begehrt und be-
gehrend.dasderGattungerweckteWeib.Draußen erst.als sie den
Dunstkreis des Schlafgemaches verlassen hat, kehrt der Ueber-
wältigten das Bewußtsein zurück.Was war sie denn diesem Manne
gewesen? Ein Bissen, den man eilig hinunterschlingt, vor dem
Schlaf, zur Sättigung sehnender Triebe, ein Tropfen in sandiger
Wüste, den der Verschmachtende schlürft, ohne lange zu fragen, ob
er rem oder unrein ist; dem Heiden hatten vorBethulien schmucke
Weiber gefehlt: ernahm die ersteFrau.die er fand, freute sich ihrer
Schönheit und warf die ausgekelterte Traube verächtlich bei Seite.
Der Kriegerin des höchsten Gottes wäre die Kraft zum tötlichen
Vollbringen erlahmt: Judith hätte den Mann verschont, wenn er
das Weib in ihr geachtet hätte; jetzt kann sie ihn töten, denn das
Lächeln des ruhig5Schlafenden mahnt sie an ihre Schmach. Aber
sie tötet nicht denIeind ihres Volkes, sondernlden Mann, der zu-
erst ihren'Geist^und,dann ihren Körper bezwang, den aufgesparten
SchatzihrerKeuschheitlachend erraffte undjedenGedanken andie
hohe, die himmlische"Sendung mit dem hauch seines Mundes
spurlos verwehte; sie tötet ihn,!weil er^erwachen, weil seine^nach
dem Schlafwieder hungrige Gier sie noch einmalpackenund pressen
könnte und weitste sich schwach fühlt und ohne Widerstand vor

seinem sengenden Kuß. Wohl versucht sie, durch neue Selbstherausforderung sich in ein tzeldenbewußtseinMneinzulügen, aber der tönende Nuf trägMicht weit und das nüchterne Wort des Menschenverstandes reißt die Träumerin in die Erkenntniß zurück.Mirza, ihrMädchen, hatte schon vorher gestöhnt, einWeib solleMänner gebären, nicht Männer töten.Hund^mitAem sicheren Mick der beschränkten Einfalt, erkannt, daß hier das Weib, nicht die Jüdin, die Nächerarbeit vollbrachte. Mirza mahnt die Herrin nun auch an ihr Frauenschicksal: „tzolofernes hat Dich umarmt. WennDu ihm einen Sohn gebärst: was^willst Du ihm antworten, wenn er Dich nach seinem Vater fragt?" Dieses Wort stürzt die Trunkene aus ihrerheldenhöhe herab, wieDaniel, demPropheten, die^Erinnerung an die natürliche Pflicht wieder die Zunge lähmte; dieses Wort verkündet schrill den Sieg des erschlagenen Heiden. Die Stunde, der sonst unter Wehen selbst dieFrauenhoffnung'entgegenlacht, muß Judith nun in Todesängsten erwarten; sie muß bebend in ihren Schoß horchen, ob sich drinnen nicht neues, ungeduldiges Leben regt, und wird ihr verdoppeltes und gereinigtes Selbst, wenn es sie einst mit dem Kinderschrei grüßt, nicht glückselig anlachen können. Sie wollte sich von der Ehrfurcht vor dem Manne befreien und hat vor dem Mann das Fürchten gelernt; sie wollte den auf ihr lastenden Bann der Unfruchtbarkeit lösen und muß nun beten, ihr befleckter Leib möge unfruchtbar fein. Die Vorsehung hat erreicht, was ihr Eingreifen in das irdische Getriebe bezweckte, aber sie hat im Vollbringen zugleich ihr Werkzeug zermalmt: sie ließ der Jungfrau Großes gelingen, aber sie nahm, im Augenblick des Gelingens, dem erkannten Weib mit des Magdthumes sturmlosem Frieden auch die Wunder wirkende Kraft.

Einen Kampf gegen Gespenster kann man Hebbels ganze Dichtung, wie dieIbsens, seinesErfüllers, nennen: denVersuch, sich von dem Gespenstcrglauben einer sterbenden Zeitzu lösen.Iede ernsteDichtung will sich mit den wahrnehmbaren unddenverborgenen Erscheinungen des Weltwesens künstlerisch auseinandersetzen. Diese Auseinandersetzung wird erschwert, wenn sie in eine Epoche fällt, der die Weltanschauung wieder einmal streitig geworden ist. Dann zerbcnt dialektischer Spürsinn leicht das Kunstwerk und die naive Schönheit derDichtung wird von einem unruhigen hang zum Naisonniren durchlöchert. Deshalb sindhebbelsMenschenso bewnßt.sogarnichtnaiv; sie grübeln über sich selbstundzer-

wühlen ihr Innerstes, weil derDichterzu sehrKünstler war, um,wie
Dumas,? sich einen raisonnirenden Sachwalter zu bestellen. And
deshalb^kann tzebbel nicht leicht denlärmenden Sieg des Bühnen-
dichters^ erstreiten; denn er steht nicht mit beiden Füßen in einer
alten, bewährten,denhörernvertrautenWeltanschauung,sondern
im trüben Zwielicht eines kaum erst dämmernden Tages. Wie
seinen holofernes nnd seine Judith der frühe Schein des Christen-
thumes mit^seltsam fremder Majestät umleuchtet und ihren her-
ausgeforderten Willen vermorscht, so trifft auch den Dichter der
Strahl einer neuen Sonne und läßt ihn unsicher blinzeln. Wie
Schelling, wie Hegel, steht auch er zwischen den Gegensätzen, die
Heine die nazarenischeund die hellenischeWeltbetrachtungnannte,
zwischen dem von Gewissensbedenken beherrschten Spiritualis-
mus, der sich die Welt teleologisch erklären möchte, und der von
Bedenken freien EntWickelung-Ethik, die aus dem Daseinskampf
nur rückwärts schaut, um die kausalen Zusammenhänge des Wer-
dens klar zu erkennen. Und wie Hamlet, im Konflikt des Willens
mit dem Gewissen, sehnsüchtig nach einer That, der brutalsten,
lechzt, schien auch dem Manne, dem der alte, vermeintliche Dua-
lismus vonNatur und Geist noch denVlick blendete.nur dieGe-
waltthat zur Lösung des bangen Zwiespaltes geeignet: er wollte
zeigen, daß die Natur, die Stärke, stets siegt und daß die Frau sich
an Männerwcrk nicht heranwagen darf, wenn sie nicht, wie die
Judith in Nestroys lustiger Travestie, ein zum Gebären untüch-
tiger verkleideter Knabe ist. Er fand, draußen und in der eigenen
Brust, verwirrte Gefühle und suchte feste Punkte, die den unsicher
TastendenWegweiserwerdenkönnten. Solcher feste Punkt schien
ihm gefunden, wenn der herrschaftstreit unter den Geschlechtern
entschieden würde. Von dem Necht der Leidenschaft hielt er nicht
viel, geniale Weiber waren ihm ein Gräuel, er mochte vonLclia,
Wally und Nosalie nichts wissen und klammerte sich an Hegels
Patriarchalsittlichkeit: deshalb schuf er Judith und Vrünnhilde
und wähnte, zwischen Mann und Weib sei für immer „der letzte
Kampf ums Vorrecht nnn ausgekämpft." Aber die Frauen haben
zu fragen nicht aufgehört; sie wollen sich nicht länger mehr in den
engsten Pflichtenkrcis bannen lassen. Horcht: die Blumenzwiebel
zersprengtihrGlas.Fürhebbel wardieThateinesWeibes, „dies
Wollen nnd Nicht-Können," der ärgste Kontrast und ein Frevel
andergesundcnNaturundderWahrheitderMenschenwelt;des°

Judith.
halb verschließen die Weiber sich wüthend dem Reiz seinerDich-
tung. Vielleicht hätte der hamletisch empfindsame Riese denKampf
ums Männervorrccht geschicktes geführt, wenn er von Nietzsche
noch zu lernen vermocht hätte, daß die Wahrheit wohl ein Weib sein
mag, daß aber schauerlicher Ernst und linkische Zudringlichkeitun-
taugliche Mittel sind, um einFrauenzimmerfürsicheinzunehmen.
Seit dieseDeutung eines dunklen Gedichtes versucht ward,
sind fast drei Lustren hingegangen. Ans der Bühne der Reichs-
hauptstadt hatHebbelsWerkMch'in dieserZeit noch nicht gelebt;
schien es (mit dem Baron Berger "hamburgische Ehrbarkeit in
Schaaren herbeizulocken verstand)!nur in Stunden lichtloser Trüb-
sal, wenn'die der,'Sinne frohere Menschlichkeit die Bretter floh,
spukenzu können. An Dingelstedt, der inMaxens MünchenThea-
terintendant war, schrieb Hebbel einst über sein (im Berlin Sey-
delmanns und der Crelinger vom Rügestift zerstücktes, vom Kö-
niglich Preußischen Drillmeistermißverstandenes) Werk: „ Einmit
solcher naivenUnbekümmertheitumalleundjedeTheaterder Welt
im Furor gelaichtes Stück, kann sich nnr durch die treuste Teil-
nahme und die sorgfältigste Pflege vor den Lampen behaupten."
Die hat es (deutscher Theaterkultur gewiß nicht zum Ruhm) erst
im siebenzigsten Lebensjahr nun gefunden. Herr Max Reinhardt
hat sich mit allen Kräften feines baulustigen und'farbensüchtigen
Hirnes der lange verkannten Bethulierin angenommen und ihr im
DeutschenTheater einen Sieg erstritten,dessen Getös das Lenzkon-
zertdermuntersten Meisen und Drosselnüberdauern und den^zau-
derndenNachtrab derSpielplaner heranwinken wird.Hat'er,wic in
Titania, Porzia, Viola, ins brünstig spröde Käthchen und in die
herbstlich leuchtende Seele derFrau Alving, auch in diese Jüdin sich
so verliebt, daß ihm die stärkste Schöpferleistung gelingen konnte?
Zwei Welten waren hier dem Schauerzu öffnen. DieWelt der Vor-
stellung wirktmitdergrassenWuchtdesunterAlbdruckErträumtcn,
das denSinnen leibhaftig wird.DiesesBethulien istdie ausgedörr-
te, luftlose, lustlose Gespensterstadt, die Hebbel sah. Zwischen braun
gefurchter Erde nnd grauem Mauerwerkschlcichtund stöhnt, lechzt
und ächzt, winselt und kreischt des Buchvolkes Gewimmel. DerTon
ist mit derSicherheit des Meisters getroffen und jede Krüppelge-
stalt athmet imeigenenLicht.(DasBeste: Herr Schildkraut als der
Stumme, dem fromme Wuth für Minuten die Zunge löst; eine

stämmige, in Speck und Dreck majestätische Riberagestalt, die Karl Seydelmann, der laut gelobte erste Darsteller derRolle, wohl aus empört staunendem Auge sähe; und Frau Kupffer als ein rasendes Mutterthier, das sein Junges verschmachten sieht, mit der Kralle die leeren Zitzen peitscht und mit gellendem Geheul den Fels dertzimmelsfeste sprengen möchte, auf daß dem Saugmündchen ein Rinnsal draus träufe. Nnzulänglich nur Samuel, den Herr Reinhardt spielen, und dessen Enkel, der ein pfiffiger, in die Welt der Wirklichkeit passender Iudenknabe sein mühte.) Diesen Fries könnte ein semitischer SchülerMichelagniolos geformt haben. Die Welt des Willens (zum Leben, zur Macht) kam nicht zu so kräftigem Ausdruck. Beide Welten mußten schon durch ihre Tempi, wie zwei Sätze einer Symphonie, sich von einander scheiden. Dem Lager desHolofernes fehlte die pralle, dröhnende Heidensonne (der Ehrgeiz, auch denRegenwurmgräbernderAssyriologie zu gefallen, hatte ein dickes Tuch vor das tzimmelslicht gespannt) und der hastige Rhythmus, von dem der Schneckengang, das Gekröch und Geschlepp israelitischen Lebens sich zu klärender WirkungabhebenwürdeWozuCeremonialstellungenundGesten, die aufWand-undVasenbildernüberliefertworden (und vielleicht nur erfahrunglos stümpernder, doch kindhaft genialischer Bilderbogenkunst zuzuschreiben) sind, da derWirbel des Geschehens doch nicht erlaubt, die Spieler lange in diesen hieratischen Stil des uns ältesten Orients zu pferchen? Hier ist ein Rückfall in den meiningischenBrauch, vontzistorie oderSage dentzorizontund denRahmen einesGedichtes bestimmen zulassen; eines Mißbrauches, dengerade Herr Reinhardt, mit der bonapartischen Tollkühnheit eines wider alle Tradition Emporgekommenen, gebrochen hat. „Daß Assyrer und Hebräer durch ihreTracht auf eine leichtin die Augen fallendeWeiseunterschiedenwerdenmüssen.verstehtsich Vonselbst; imAebrigen halte ich dafür, daßzu große Treue undAengstlichkeit in solchen Dingen die Illusion eher stört als befördert, indem die Aufmerksamkeit dadurch auffremdartige Gegenstände geleitetund von derHauptsache abgezogen wird. DiePoesie hat der Geschichte gegenüber eine andere Aufgabe als die der Gräberverzierungund der Transfiguration; sie foll ihre Kraft nicht an Kupferstiche und Vignetten vergeuden, sie soll das Zeitliche nicht ewig machen, das uns völligAbgestorbene nicht durch das Medium der Form mein gespenstisches Lebenzurückgalvanisiren wollen." So sprach Hebbel

1840: und fem kluges Wort heischt noch heute Gehorsam, holofernes (dem Matkowsty seine mächtige Männlichkeit, nur einen
Zu heiteren Wesenston gab) sollte Herr Wegener sein. Ein sicherer
Spieler von stattlicher Leiblichkeit und Phantasiekraft, der noch
aus Schillers Albaschemen eine unverlierbar feste Vasallengestall zu schaffen vermochte und der ein Hagen von düsterer herzensrüdheit sein tonnte. Für denholofernes fehlt ihm der gewaltige Dämon. Im holofernes, sagt Hebbel, „reizte mich die Darstellung einer jener ungeheuerlichen Individualitäten, die, weil
die Civilisation die Nabelschnur, wodurch sie mit der Natur
zusammenhingen, noch nicht durchschnitten hatte, sich mit dem
All fast noch als Eins fühlten und, aus einem dumpfen Polytheismus in die frevelhafte Ausschweifung des Monotheismus
stürzend, jeden ihrer Gedanken ihrem Selbst als Zuwachs vindizirten und Alles, was sie ahnten, zu sein glaubten." Eines Vonaparte aus vorchristlicher Zeit. herrWegenerverfratztihnins pöbelhaft Feierliche, halb Tatarenthan, halb Aztekenhäuptling. Brüllt
und schmatzt, wiehert und grunzt, säuft und lallt. Merkt nicht, daß
der Prahlhans aus Genieland von der Qual geschüttelt wird.sich
nicht auf die ersehnte'Götterhöhe recken zu dürfen; daß er ein im
Schaft der Seele Gebrochener, fast schon Perzweifelnder ist, der
sich nur, wie die Vethulierin zu heldischem Thun, zu protziger
Kraftprobe und schnalzender Heiterkeit „herausfordert"; und daß
ihm dieses Weib, das er wie einen saftigen Bissen hinunterschlingen wollte, im Innersten, ehe es ihn köpft, zu ungeahntem Er« lebniß wird. Im Ganzen: der löbliche und sehenswerthe Versuch
eines tüchtigen, klug geleiteten Spielers, mit einer dem Wesen
fernen Aufgabe sich redlich abzufinden, für die er fast jeden Ton
und Gestus den Gedächtnißbildern des Gehörs und Gesichts entlehnen muß; wie eines unter nordischem Himmel erwachsenen
Malers, der von kleiner Palette das Wert des an Farbe reichsten Venezianers nachpinseln müßte. Mehr Humor (von der schwefelfarbigen Sorte), mehr Muth zu schamloser Selbstverhöhnung,
weniger Lümmelei: und die an Persönlichkeitbesitz arg verarmte
deutsche Bühne hat keinen besseren holofernes. Eine bessere
Judith? Frau Durieux ist mit der Nolle, der schwersten, neben
Mariamnen, im Hebbelreich, noch nicht fertig; noch in der Gefahr,
in der „bloßen Exegese eines dunklen Menschencharakters" zu
ersticken. Daß sie nicht Heroin sein will, sein kann, ist des Dramas

Glück. Doch auf Wundervolles folgt plötzlich Unzureichendes,
aufEigenstes leichtsinnig Erborgtes. „Ich wolltein Bezug aufden
zwischen den Geschlechtern anhängigen großen Prozeß den Unter«
schied zwischen dem'echten, ursprünglichen Handeln und dem blo-
ßen Sich°selbst-Herausfordern in einemBilde zeichnen", gestand
Hebbel; und schrieb auf dasNmschlagblattseines Manuskriptes:
»Sei!" Diesem Beschwörerwort müßte Frau Durieux ihre un-
gemein hellhörigen Sinne weiter öffnen als den Reden Judiths.
Die lügt oft; will im Wortrausch oft die Verwegenheit zu einem
Thun finden, dessen fexualpsychische Triebkräfte ihre wache Halb»
jungfernscham gar zu gern unter die Bewußtseinsschwelle klemmen
möchte. DiesuchtdenMann,nichtdenFeindihresVolkes. Deren
Weibheit jauchzt in lodernder Sehnsucht, während die Lippe stam-
melt: «Betet für mich wie für eine Sterbende!" (Sie müßte des-
halb im Strahlenglanz eines Festgewandes, nicht im Trauerkleid,
durch das Nothgekribbel der Trübsäligen schreiten.) Die will,
trotz der anerzogenen Grimasse männerscheuer Sittfamkeit, über-
wältigt sein, sichintausendmalerträumtenWonnendemStärksten
hinspreiten (und der Assyrer braucht sie drum nicht, wie ein
Budenherkules, auf seinen Armen ins Bett zu tragen). Dennoch:
Hier wird eine Judith. Frau Durieuz hat denWirbelund dieDi»
alektik ihres Dichters; kann das Geschlechtsfieber und dessen
schmerzhafte Lysis viel stärker darstellen, als sies, zwischen unge-
sichtetenKlippen,heutenochthut; und wird sich schnell zu den zarte-
sten Wurzelfasern ihrer Magdschaftzurücktasten, wenn der Mann,
dessen toter Rumpf sie besiegt, aufhört, ein geiler Rüpel zu sein.
Hebbels Gedicht ist herrlich wie am ersten Tag. Wird es
schon bis in seine Abgründe verstanden oder wirkt nur die Allge-
walt derVision? Mirwar,alsgeltederPassahjubelderschwarzen
Gemeinde dem frommen Drama von Israels Pein und Israels
Retwng. Doch im Mythenland dieser Dichtung herrscht keine
Kirchenlehre. Von Einem, der, Weiler so viele Götter machen sah,
sich selbst zum Gott putzen zu können wähnte, will ein dürstender
Schoß befruchtet sein, der sich sehnt, einen Gott zu gebären, und
nicht einen Menschensamen bis zur Reife zutragen vermag. Zwei
suchten,MannundWeib,inunerforschtemGewölkdenneuenGott:
und reckten sich ungestüm himmelan, bis die Wurzel sich aus dem
Boden löste und von der Krone her die verdorrende Rinde barst.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M zim lian haroen in Berlin. — Berlag
der Zukunft in «erlin. — Druck von Paß S Garleb S. m. b, H. in Berlin.

Ä. April 191«.
— gie Zukunft,
Nr. 27.
bei der KKelniselisn Senk in Lssen, Duisburg und «lllkoiin s. 6. Rudi!
bei der K UpvIsonen VerelniKenK, «I<t>engese»»vK»II in visleteld, Detn>«Id.
bei der «0>«emliergisonen I.»nlle»d»nll iu Stuttgart
ttermsnn Ssrtel» in U»nnover;
?ni>>pp Ulimexer in Dresden;
L. Xeimenn in Lreslau:
ss. ». Ksubauei' in Usgdedurg;
I. <d L «ertNelmder in rrankturt a.».
Köln, den 28. «ar« Igl«. VI« VtreKttOU.
In, ^usvKIuss »n unser« krSKeren Mitteilungen wegen vmtausck»» 6»,° «rtl,» l.!t.
Sa» 4Z0 vnierer Se»«IIseK»tt üegsn Aktien l.lt K i 1^ 100« maedeo vir KierdureK
wiederbolt bekannt, dass wir in 6er I.sgs siud, diesen llrntausek voll»t>ndlg Kooenlrst
»u bewirken und «ur eventl, Gründung des Hoininalbetrages UderseKiesssnd« Letrags
der XKtien I,it, v «u uderoedinen resp. keKIends Dstriige der XKtien llt. L «uin
welligen ?age»Kurs« Uekern. 0» die «Klien 1.1t. 0 d»r,enmSs,Ig n!«KI menr »eierbar
, derneoti K»»t»iile»sn llmlaiievtimiallenkelt iiingenend
»Ind, ist dringend ziu raten, ,»» >
Ledrauen T» niackeii.
»stionslbsnk süi» HeutsvKIsniI.
Aktivs. per 31. Dezember 19VS. ?»ssiv».
Kasse
Sorten» und Loupon» . .
(ZutKaben bei Sanken und
VeeKsel . . .
Reports und I,onil>srds. .
Kousortial.Leteiligungen .
Debitoren in laukender
ReeKnung
gedeckte. II. 119288400,28
ungedevkt. , 2I830MU,-
de biwren" 12^04 «7^17
lZanKgebäude IZenren-
Strasse «8 09
7438950
S 582 034
14289814
«5 «05 454
109 51« 191
21SS69I7
31 «SS 992
141113 4M
5 50« 000
>4M 249755
28
LS
Aktienkapital
(ZesetMeKerReserve?«nds
Reserve?onds II ... .
Lalon-Steuer RilvK-
»tellungs Xonto ....
Ssainten - I?eos!«ns - und
Unterstützung» I?onds .
Unerdobene Dividenden .
susserdein LOrgsonskten
«.12104447,17
Lreditoren iu lautender
Depositengelder . . . .
»I.
8«««««««
11220«»
2««««)»
120 00«
1203 259
S372
4«28«9S2!I!>
!2I19l5«15
39707 S43
7 787 202
«I
0»
SA
vsbst. Kevin». unS V«rIn«t>X»ilto per FI.Oeseivder 1909.
4M219755jKi>
VerwaltungsKosteu
einseKI. I?«rti, DepeseKen
Steuern
auk Aobilien
» SauKgsdd. LeKren-
»trssse «8 KS. . . .
»uokstellung auk ?»Ion-
Steuer
gewinn Said«
2 797 135
531574
197 82«
IM MO
IM gvO

7 787 202
1«
59
lZswivn Vortrag von 1908
aus Wsobsel üonto .
„ ?rovi»!ons I!«nto
sortial Kont« .
„ Lorten und Ooupons-
Xonto ....
2M9 881
4 0U4IS5
3 «10108
1522967
«3 78«!
08
7?
115W739>«7 j» I II 533 789!
Serlin, den 81. Dezember 1909.
pernsprocker 2«»5, 20««, 2««8, 200S und 2«1S.
lelegrsmm-All^se: tifkelctsndsnic Vü8ssllloi't.
^11- iiQä Verkauf von KoKlen», Kali- untl Lr?->Verten.
Special ^btsilung Ni»» ^Kiisn «Kn« SSrsenn»«!«.
^nsküntts äut' ^unsek dsrsitviUiAst.

Nr. 27.
L. April
Die Zukunft.
eeiemkelkilWeUSttMMii-ZilMitt
Poris «x«r«Z

Kr. 411 8«n«si? 1903-09. 2—70c?ts.. 13 ve^oKisS., xsdr.. rinr Kl, —,L0;
1 Z k'r^aes, 2 vsrsokisg., ^edr., nur Kl. —,40.

Kr. 190. SrieoKvnIsnck Olz-mpi» 1906, 1 bis 50 I_,si>tä. 10 vsrsod., Ksdr.,
statt Kl. 1,30 nur Kl. —.8«.
Kr. 242. vtsvli. 8llil»est «rik» 1900. xsdr..
»> I «, rot, statt il. 1^0 nur U. 1^0
b> 2 «, blau, statt U. 2,8« nur U. 2,?S
«> 3 ». violett, statt «, 4— nur «. S,S0
a) S «. ««Kvrarz! u. rot, statt I», IS,— nur >l. »,»>
^Ne «nne VasseraeieKen: <U« S «ark auSer Hur»!

Nr. 15. Nuölsnck 1889
3^2 uncl 7 Rubsl.
nur Kl. 1,L0
sskr prslsvert.

Kr. 295. «sn«us>» 1905,
5, 10, 25 lüts.,
8 vsrsedlsS,, statt «, 2,8« nur «, I LS
Laitr», Zer^nunKaltsestellleNiK-
iin Micke.
Kr, 227. Lsnsckä ^sudiiäum 1897,
V2 bis 5 Ots.,
K vsrseniecksn«, statt U. 2,8V nur A. I,KI>,
Line nervorrazenct seKSns Serie!
«ollektionen. m lllIrckllu! verzedielleae. eckte »srkei! eMM«:
1<xx> versekieckeve aller Veit-
teile ». l«M>
A) versedieösne ^egvoten ^ V,9«
M versvkisö. »tneutsenlanu „ 3,2S
25 versckisuene XiAentinien , «,85
I« vsrsekieckens Sauen „ «,8ll
M veisonieSene IZuIgarien » «,8«
l» versekieuene vakoinsv „ 0,70
3« versekieöene Lrieedenlanck » U,8v
25 verscdieaene lZuatsinala „ t^v
K vsrsodieckens
I« versekieuene
25 versekieöene
19 verseKieSsne
85 verseuiecksne
33 versekisuens
9 versckieuene
lö versekiecksne
Havsi
Iswnck
^ainaika
Xreta
I^uxeindur^
Mauritius
^»tal
». «,7«
. «,7«
„ 3,2«
. IM
„ «,5»
» 1-
^ 2,2S
, »,S«
» »,8»
„ «,7«
. «,7«
„ 1.9«
, 2,1«
u«<t » slnsStkcker-VFVrtsau/^«»«^
»iIII«!IIIIW N »H«!

Berlin, den 9. April 191«.

Tetrachord.

Italienische Pillen,

^er sich nicht dem Deutschen Reich zugehörig fühlt, hatte in der Karwoche und unter dem Ostermond Grund zu heiterer Herzensstimmung. Des fünften Reichskanzlers Reise nach Italien wird nicht nur im Gedächtniß der Diplomaten fortleben; wird in der Romanenzone auch den Chansonniers reichlichen Stoff lie° fern. Täppische Freunde des Herrn vonBethmann erzählen jetzt, der Kanzler habe, als er vom Nahen der römischen Ministerkrisis hörte, Victor Emanuel gefragt, ob er seinen Besuch nicht verschieben solle, aber die Antwort erhalten: Nein; er werde in Rom ja alle Männer finden, die Minister waren, Minister werden können. Merken die eifernden Theobaldiner nicht, daßfolcheAntwort nur von dem Wunsch diktirt sein konnte, dem Besuch den Rest politischer Bedeutung zu nehmen? Mit einer Gesellschaft, die, nach dem Rücktritt desVorstandes,keinenKopf hat, ist ernsthafte Verhandlung unmöglich; und ein Geschäftsmann, den die Arbeit umdrängt, läßt sich nicht auf eine siebenzigstündige Eisenbahnfahrt ein, deren Zweck nur sein kann, mit allerlei netten Leuten zu plaudern, die vielleicht in die Direktion berufen werdenAlstzerrvonBethmann aus Rom abgereist war, kam die neue Ministerliste ans Licht. Präsident: der neunundfechzigjährige Herr LuigiLuzzatti. Israelit (wie sein Vorgänger Sonnino); Staatsrechtslehrer, Finanz- und Sozialpolitiker; Stifter des franko-italischentzandelsfriedens.Ein

gescheiterMann,dcrfrüh eingesehen hat, daßItaliensWirthschaft
aufFrankreich angewiesenist,unddein dieLandslcutedentzaupt-
theil des Dankes dafür schulden, daß eine nüchterne Geschäfts-
politik ihnen die Möglichkeit gab, Geld einzuheimsen und ihre
Staatsrente aus derFremde zurückzukaufen. Frankreichs zuver-
lässigster Freund im Reich der Savoyer; un smi cZevoue äe riotre
psys nennt ihn Herr Tardieu in seinem Buch über die Konfe-
renz von Algesiras. Als vor vier Iahren einzelne römische Poli-
tiker leise an die Pflicht zu mahnen wagten, die dcrDreibund dem
Königreich vorschreibe, warstzerrLuzzatti, der die Mahnung mit
dem Satz abwehrte: Mittclmcerfragen fallen nicht in denBereich
desDreibundvertrage^s; der also auch imMarokkostreitunsertzan-
deln nicht bindet. Als den Franzosen Zweifel über die Sicherheit
ihrerMajorität in der Verwaltung derMarokkanischenBankauf-
stiegen, beruhigte sie, am dreizehnten März 1906, der Schatzmi-
uister Luzzatti. Ich (so ungefähr sprach er) „verbürge mich dafür,
dag Ihr die italienischen, belgischen, amerikanischen Stimmen für
Euch haben werdet." Die pfiffige Betriebsamkeit, die er inFrank-
reichs Dienst stellte, trug ihm von dem Botschafter Barrere die
zärtlichsten Lobsprüche, von dem tzerrnAndre Tardieu, Premier ss-
^rewire ci'ämbssLäcle Konoraire, den Ehrentitel eines „entschlosse-
nen Franzosenfreundcs" ein. Jetzt: Ministerpräsident. Die Leit-
ung der internationalen Politik hat er demMarchese diSan Giu-
liani? anvertraut, der schon einmal, unter Fortis, auf dem höch-
sten Sitz der Consulta thronte. Damals (im Januar 1906) hat er
verfügt, daß, statt des den Franzosen verdächtigen Botschafters
Silvestrelli (den sein Schwager Tittoni nach Algesiras schicken
wollte), Marchese Msconti-Venosta am Konferenztisch Italien
vertrete. Der holte sich die Ordre aus Paris und war an der spa-
nischenKüste dann der emsigste Förderer unsererFeinde. Als ein
deutsches offiziöses Blatt den Italienern das Mandat zur Aus-
übung der Polizeigewalt in marokkanischen Hafenstädten anbot,
rief San Giuliano vor Barreres Ohr: „Wieder ein Kniff dieser
Deutschen!" NndderMarchese ist nichtnur der eifrigste Empfehler
italischer Intimität mit England und Frankreich: er hat offen auch,
mehr als einmal, gesagt, daß er Italien nicht für gesättigt halte,
hat sich für Albanien ungemein interessirt und steht vornan unter
Denen, die fürItalicndasRcchtzurNmfassungdcr ganzenAdria
fordern, Oesterreich also an der empfindlichsten Flanke bedrohen.

Denkt, wie Karl Albert von Sardinien: O>« pose I Itslia in ^racl«
<Zi tar cls se! Nur hofft SanGinliano mehr noch als auf denHerr-
gott auf Eduard und dessen gallische Legaten. Jetzt: Minister der
Auswärtigen Angelegenheiten. Nie hat Italien ein so franko-
philes, so weit nach Westen neigendes Ministerium gehabt. Der
Nnaufrichtigkeit darf man die Römer nicht mehr zeihen. Sie sind
höflich, wie alle Romanen, und haben uns oft noch üppigere
Sträuße künstlicher Blumen als Anderen gespendet; längst aber
ihres Herzens Wollen nicht mehr geborgen. Auch nach dem Be-
such des deutschen Kanzlers nicht. Die Berufung der bekanntesten
Französlinge,derOrganisatoren unsererNiederlage inAlgesiras
war die erste Antwort auf den neusten Beweis deutscher Anbie-
derunglust. Die zweite ein Depeschenragout, das den Fein-
schmeckern der Diplomatie die Zunge labte. Herr von Bethmann
hielt für nöthig, in Worten überfchwingender Lust HerrnLuzzatti
zur Berufung zu gratuliren; und bekam die Antwort: »Eurer
Excellenz danke ich für den Ausdruck Ihrer Sympathie. Auch ich
bewahre eine sehr herzliche Erinnerung an die Gespräche, die ich,
zn meinerFreude, mitIhnen hatte und in denen Sie mir so hohe,
eines bedeutenden Staatsmannes wahrhaft würdige Gedanken
aussprachen." Eine sehr gute Censur. Auch Herr Pichon hatte
gratulirt; vom WohlItaliens und von der innigen Freundschaft
gesprochen, die ihn dem Signor Luigi verbinde. Antwort: „Die
herzlichen und aufrichtigen Wünsche, die Ihre unwandelbare
Güte mir schickt, können das Band der freundschaftlichen Zunei-
gung, die ich von ganzem Herzen für Sie empfinde, nur noch fester
knüpfen. Ich drücke Ihre Hand. Luzzatti." So schreibt, nach Holl-
wegsBesuch und Glückwunschdepesche, derMinisterpräsident des
Königs Victor Emanuel an den Vertreter derFranzösifchen Re-
pnblik, gegen die Italien demDeutschenReich verbündet ist. Der
Anaufrichtigkeit dürfen wir die Römer nicht mehr beschuldigen.
Die Depeschen wurden an Bismarcks Geburtstag veröffentlicht.
Wer sich nicht dem Deutschen Reich zugehörig fühlt, hatte unter
der Ostermondsichel Grund zu heiterer Herzensstimmung.
Vorsechs Monatenhabe ichhieranzudeutenversucht, wie der
Kanzler, ruhig und artig, inRomsprechenmüsse. „Italienhatdie
selben Interessen und Ziele wie Britanien, Frankreich, Rußland.
Diese Interessen und Zielesind,zu unserem aufrichtigen Bedauern,
nichtüberall und immer mit unseren identisch. Italicnwünschtfür

sich und seineKonsortenaufdemBalkanRaumundwünschtheißcr
noch die Minderung östcrreichischcrMacht. Daznkönnenwirnicht
beitragen. Sind weder in der Lage, Ihnen Wesentliches geben,
noch, von Ihnen Beträchtliches erlangen zu können. DasBünd-
niß, das in der Zeit Robilants und Crispis einer Interessenge-
meinschaft zu entsprechen schien, ist kernlos geworden. Ihnenwie
uns eine Fessel. Ihnennöthigt es manchmal wenigstens noch red-
nerische Rücksicht auf, die dann das Mißtrauen Ihrer neuen Gc-
schäftstheilhaber weckt. Ans bringt es in eine unbequeme Lage,
die das deutscheVolkmitseinerWürde nicht mehr recht vereinbar
findet. Vielleichtwäre es beidenParteiennützlichergewesen, wenn
man bei uns die Konzessionen, die Sie erbaten, nicht bewilligt hätte.
OlissOns... Jedenfalls wäre an irgendeineAenderung des Ver-
tragstextes, auch die winzigste, fortan nicht mehr zu denken. Aber
empfiehlt es sich nicht überhaupt, den Bertrag ablaufen zu lassen
und schon jetzt gemeinsam zu erklären, daßdieRegirungen beider
Länder auf das alte Instrument, das in dreißigjährigem Dienst
abgenutzt worden ist, keinen Werth mehr legen? Aus dem ver-
ständlichsten Grunde: weil es für das Bedürfniß unserer Tage
nicht mehr taugt. Sie könnten fragen, ob mans nicht trotzdem im
Kasten behalten solle; auch eines obsoletenVertrages Fortdauer
stifte doch keinen Schaden. Nehmen Sie' den Widerspruch eines
dem internationalen Geschäft noch fast Fremden nicht für dilet-
tantische Anmaßung! Meine Landsleute und ihr gekrönter Ver-
trauensmann haben ihren Kopf für sich. Sie nehmen alle Dinge,
die das Leben der Nation streifen, pedantisch ernst und können
sich nicht entschließen, in Verträgen, für die im NothfallMark und
Blut, Gut und Ehre des Volkes zu haften hat, Guirlanden zu
fehen,die man, auch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine
Weile hängen läßt, weil das dürre Blattwerk immer noch besser
aussieht als die kahle Mauer, ^u ciemeurant les meilleurs tils ciu
monäe. Doch in diesem Punkt verstehen sie keinenSpaß. Meinen,
daß offiziell Verbündete nicht gegen einander kämpfen noch heim-
lich wühlen und zetteln dürfen. Und fühlen sich in ihrer Selbstacht-
ung herabgesetzt,wennmanihnen dieGier zntraut.mit einemBünd-
nißzuparadiren, dessenÄnwerth doch jcderSachverständige kennt.
‚Seht Ihr: neben mir steht auch Einer!' So mag der Schwache
sprechen;undsichstellen,alsseierdcsNebenmannesfürjedeFähr-
niß sicher. DasDeutscheRcich istnicht schwach. Ist stark genug, um

bei jedem Wetter und, Wenns nicht anders geht, ganz allein gegen
die mächtigste Koalition tampfenzukönnen. Und braucht deshalb
nicht papierne Herrlichkeit vorzutäuschen. Italien hofft, in einer
anderen Gruppe seinen Vortheil besser zu wahren. Solcher Hoff-
nung den Weg auch nur eine Stunde zu sperren, wäre ein Staats-
verbrechen. Ein neuer Kahn locktSie zu neuen Ufern. Glückliche
Fahrt! Ich sehe keinenAnlaßzurTrübungunserer diplomatischen
Freundschaft. Höchste Zeit aber scheints mir zur Lösung eines
Bundes, der die Enkel der Nömer und die Menschen vom Stamm
Luthers, Goethes, Vismarcks als unwahrhaftige Schwächlinge
tompromittirt. Wenn Sie, wie ich hoffe, meiner Ansicht sind,
wollen wir eine nette Note für Stefani und Wolff redigiren."
Die Note, die wir jetzt lasen, faselt von „ausgetauschten Ein-
drücken" und von dem abermals gewachsenen „Vertrauen in die
durch den Dreibund vertretene Politik". Das deutsch-italische
Bündniß hatte nur einen Zweck: für den Fall französischer Kriegs-
lust uns Italiens Beistand zu sichern. Wer an solchen Beistand
noch glaubt, mag sich für Geld sehen lassen. Die tapferen Patrioten
aber, die des Neiches Würde wahren, den Fluch der Lächerlich-
keit nicht tragen wollen, dürfen den widrig albernenSchwatz vom
Segen des Dreibundes nicht wortlos hinnehmen. Daß Herr von
Bethmann sich in der lenzlichen Campagna und in der noblen
Stadt der Wedici erholt hat, ist ihm zu gönnen. Doch den Ernst-
haftenmöchtenwir, nach demUrlaubsvergnügen,nunwicder ernst-
haft sehen. Luzzatti ->- San Giulmno: ists noch nicht genug?
<^IV!5 AerM3NU3 8UM.
Von der Elfenbeinküste und von dem liberischen Cap Pal-
mas kamenneulichBerichteüber Unruhen, die dem dentschentzan-
del gefährlich werden könnten. Schon im Februar seiderdeutsche
Kreuzer „Sperber" nur durch den Einspruch der Negirung von
Liberia gehindert worden, Truppenzu landen. Nein, hieß es dann:
der Kommandant des „Sperber", den ein Telegramm deutscher
Kaufleute zum Schutz vor rebellischen Afrikanern herbeigerufen
hatte und derbeiCap Palmas das liberische Kanonenboot „Lart"
fand, erkannte sofort, daß der Aufstand nicht mehr ernst zunehmen
sei, und sah deshalb keinen Grund zur Landung. Diese offiziöse
Darstellung ist nicht gerade falsch zu nennen; bedarf aber der Er-
gänzung. Zwischen den regnenden Liberianern nnd dem Neger-

stamm der Greboes war es zu Kämpfen gekommen, die den in CapPalmasHandeltreibendenDeutschenfürihrLebenundEigenthum bedrohlich schienen. Da die Gefahr nah war und der "Umweg über das Deutsche Konsulat in Monrovia die Hilfeleistung verzögert hätte, erbaten die Inhaber der deutschen Firmen selbst vom Kommandanten des „Sperber" Schutz. Der kam, achtTage nach dem Anruf, ging anLand,sahsichvomWohnhausderFirma Woermann aus denKampfplatz an und sprach dannmitdemGeneralPadmore,demFührerderliberischenTruppen.Zwei Schiffsoffiziere und drei deutsche Kaufleute hörten dem Gespräch zu, das nur zehn Minuten dauerte. »Dicht bei den deutschen Geschäftshäusern wird von beiden Seiten geschossen. Könnt Ihr fürLeben und Besitz meiner Landsleute bürgen?" Antwort Padmores: „Wir thun, was wir können, und beschießendieGreboesvonLand und See, aus Gewehren und Kanonen. Noch aber waren die Kerle nicht aus ihren Schützengräben zu drängen." „Dann wollen wir gemeinsam vorgehenund die gefährliche Halbinsel vom Feind säubern". „Das wäre erst möglich, wenn derPräsident derRepublik Liberia die Erlaubniß zu solcherAktion gegeben hätte." „So viel Zeit haben wir nicht. Ist bis morgen der Feind nicht vertrieben, dann beginne ich mittags das Bombardement und lasse die Greboes durch meine Leute wegjagen." „Diese Verantwortung wollen Sie, Herr Kommandant, auf sich nehmen?" „Ja." Der Kommandant, KorvettenkapitänFienitz, läßt sich auf einem Rundgang durch die Stadtdie vonKugeln getroffenen europäis chenGeschäftshäuser zeigen und ersucht dann die deutschen Kaufleute, für den nächsten Tag zweiBrandungboote bereitzuhalten, die seine Mannschaft nn Land bringen sollen, wenn Padmore bis dahin nichtvöllige Ruhe hergestellt habe.DasgeschahamdreiundzwanzigstenFebruar191<). Am nächsten Morgen erhielten, vor Neun, die deutschen Firmenvertreter den folgenden Brief: „Meine bisherigen Feststellungen an Land und von Bord ans ergeben folgendes Bild der Lage: Die aufständigenGreboes vermeiden bei ihren Schießereien, auf Europäer und derenEigenthum zu schießen. Wenn Waarenlager mehrfach getroffeuwordcnsind,so liegensieunter liberischen Brustwehrstellungen oder im Libcrianerdorf; ins Gebiet der deutschen Wohnhäuser ist noch kein Flintenschuß gedrungen. Eine Störung des Handels ist für die Herren zweifellos eingetreten; eine Gefährdung der Deutschen jedoch nur insofern, als ein vei -

Tetrachord,
irrter Schuß zufällig einen außerhalb des Wohngebietes befindlichen Herrn treffen konnte. Seit derAnkunft vonS.M.S.Sperber haben die Aufständigen ihre Schießereien unterbrochen und sich von dergegenüberliegendentzalbinsel zurückgezogen; eine direkte "Unternehmung gegen sie ist deshalb zur Zeit gegenstandlos. Der, General' der hiesigen Truppen wagt, entgegen dem Vorschlag seinerRathgeber, nicht, die jetzt offenbar leerstehende Stellung des Feindes zu besetzen. Er würde eben so wenig wagen, sie dauernd zu halten, wenn sie von hier aus besetzt und ihm dann übergeben würde; wir würdenDas daher selbst thun müssen. Ein ernstlicher Angriff der Greboes ist, so lange die ,Lark' hier liegt, vollständig ausgeschlossen und, selbst wenn das Schiff fehlt, nach der bisherigenspielerischenKriegführung derGreboessehr unwahrscheinlich. Nach dem Vorstehenden entzieht sich ein Einschreiten zur Abstellung der vorhandenen Störungen, da es sich nicht um unmittelbarenSchutz desLebens deutscherReichsangehörigen handelndem Recht des herbeigerufenen Kriegsschiffes. Die Herren Europäer werden die Möglichkeit, daß sie bei den Schießereien der beiden schwarzen Parteien versehentlich zu Schaden kommen, als einen Theil ihres geschäftlichen Risikos mit in Kauf nehmen oder dauernd innerhalb ihres Wohngebietes bleiben oder aber den Ort mit einem der anlaufenden Dampfer verlassen müssen. Auch S. M. S.Sperber, der heute um halb Elf nachGrand-Bassa in See geht, würde Herren, die sich einschiffen wollen, bereitwillig dahin mitnehmen. Fienitz, Korvettenkapitän." Auf diesen Brief haben die Deutschen in einerBeschwerdeschrift geantwortet, die noch am selben Tag an den Konsul Freytag nach Monrovia geschickt wurde. Die Ankunft des „Sperber" habe die Gefahr nicht beseitigt, die „Schießerei" nicht eine Stunde lang vermindert; die Greboes seien noch jetzt in ihren Schützengräben, den deutschen tzandelsstätten sehr nah und sehr weit von dem Gedanken, die kleine „Lark" könne ihnen gefährlich werden. Die Auffassung, Lebensgefahr sei als ein Theil des geschäftlichen Risikos anzusehen, beherrsche hoffentlich nicht auch die berliner Centralstelle. Von dem deutschen Kreuzer sei nicht etwa Truppenlandung und Bombardement erbeten, sondern ein moralischer Eindruck auf die Behörden der Republik undaufdieRebellenerhofftworden. „Durch das eigenmächtige Vorgehen des Herrn Kommandanten, derzuerst dem General scharf drohte und nachher die Drohung nicht ausführte, ist

diese Hoffnung vereitelt worden." Dieses Vorgehen, das von
deutschenMännern bezeugt wird, sieht wirklich recht seltsam aus.
Die Negerrepublik Liberia (deren Verfassungspiel längst nach
der Operettenbühne schreit) hat das heißeste Klima der Erde. Das
erklärt aber nicht so jähen Wechsel der Entschlüsse; nicht dieMiß^
achtung des drittenArtikelsderReichsverfassung: „Dem Ausland
gegenüber haben alle Deutschen gleichmäßig Anspruch auf den
Schutz des Reiches"; auch nicht den Hinweis auf ein kleines Stahl-
kanonenboot, in dem vor Herrn Kapitän Fienitz kein Europäer
je ein ernst zu nehmendes Machtmittel sah. In Liberia haben
deutsche Kaufleute den größtenTheil des Handels an sich gezogen.
Ihr Recht auf Schutz in Zeiten kriegerischer Rebellion ist unbe-
streitbar (und aus solchemRechtoftgenugdiePflichtzumFlotten-
bau abgeleitet worden). Ansere Kriegsschiffe haben in fremden
Gewässern selten was Nützliches zu thun und dürften nicht ver-
sagen, wenn sie die Berechtigung ihres Daseins erweisen können,
Obs nöthig war, eitlenNiggern denWahn zu lassen.ihrProtest habe
den Vertreter deutscher Wehrmacht verscheucht, mag subaugpiciis
des Barons Schoen und des Herrn von Tirpitz erwogen werden.

Caesar und Mucki.

«Die Zeitungen geben täglich denLesern reichliche Gelegen-
heit, sichmitdenPersonenhoherHerrschaften zu beschäftigen. Daß
sie ausgefahren sind, daß sie in einem Laden Einkäufe gemacht
haben, wann sie eine Schaustellung besucht, wen sie zu Tisch ge-
laden, ja, in welchem Rock sie erscheinen, wird Gemeingut der
Leser. Ob solch unablässiges Vorführen derFürsten denZeitung-
lesern vortheilhaftist,sollhiernichtuntersuchtwerden; für die Für-
sten selbst wird diese Geschwätzigkeit zuweilen Belästigung, jeden-
falls ein Zwang, der ihr ganzes Wesen beeinflußt. Das deutsche
Treugefühl, die holde Tugend der Germanen, ist seit der Arzell
bis zur Gegenwart in unvernninderter Stärke geschäftig, dieBilder
der höchsten Herren unseres Volkes zu formen. Wir sehen leicht,
waswirfinden wollen; jede Lebcnsäußcrung des Herrn, der durch
feine Stellung und Lebensaufgabe derNation Werth ist, erscheint
bedeutsam und wcrthvoll, während sie an einem Anderen unbe-
achtet bliebe; in gleichgiltigeWorte wird ein besondererSinn ge-
legt, der gewöhnliche Scherz wird als geistvoll gerühmt, auch ein
mattesIntcressedcsHclden, das in anderenMenschen fürselbst-

Tetrachord,
verständlich gelten würde, wird gefeiert. Und wenn das VolkIahre
lang seine Fürsterl an solche Bewunderung gewöhnt hat: wie darf
es Wunder nehmen, daß Diese selbst eine große Meinung von
Dem erhalten, was sie reden und thun? Die Nation verzieht un-
ablässig ihre Gebieter, amMeisten die, welche sie amMeisten liebt."
Diese Sätze, die Gustav FreytagvorzwanzigIahren geschrie-
ben hat, drängen sich ins Gedächtniß Derer, die lesen, was jetzt über
den Kronprinzen des Deutschen Reiches gedruckt wird. AnDem
ist die Reihe. Der muß rasch ins Heldenmaß gereckt werden. Weil
er Nützliches geleistet hat und seines Wesens reine Flamme
den aufgesparten Weihrauch Himmelan wirbelt? Nein: weil ein
paar seiner Privatbriefe ans Licht gelangt sind. Zu seinen Regi-
mentskameraden gehörte GrafHans Ferdinand von tzochberg(der
Sohn Bolkos, des von Philipp Eulenburg mit unermüdlicher List
bekämpftenGeneralintendanten). Der heirathete eineVerkäuferin,
die seinVater derAufnahme ins Grafenhaus unwürdig fand, ver-
pflichtete sich mit seinem Ehrenwort, Namen und Titel abzulegenj
ging nach Amerika und ließ sich von dem MinenspekulantenNoah
Edward Barnes adoptiren. Kronprinz Wilhelm blieb ihm be-
freundet: rieth ihm drängend, das Ehrenwort nicht zu brechen, sich
„als Gentleman geistig reservirt zu halten", und versicherte ihn,
daßseineFreundschaftHansens Grafentitelüberlebenwerde. Auf
eine feierliche Ermahnung folgt der Satz: «Dieses Jahr habe ich
neunzehn Hirsche, achtunddreißig Rehböcke und drei Gemsen ge»
schössen". Die wichtigsteBriefsteUe: „MeineEscadron macht mir
viel Vergnügen; es ist doch etwas Anderes als eine Compagnie,
wenngleich die Nnterofsiziere des Ersten Garderegimentes besser
sind. Ich beschäftige mich jetzt viel mitRedenhalten. Neulich habe
icheinenTagbeiBülowzugebracht. Papa ist auch immer sehr lieb
zu mir. Wir haben uns einander sehr genähert. Vor einigen
Tagen hat er lange mit mir über Politik gesprochen. Ich bin so
dankbar dafür. Sie wissen, es geht mir wie einem Seemann, der
niemals das Schiff führen darf und doch plötzlich andie Stelle des
Steuermannes berufen werden kann. Nun adieu! Bleiben Sie
deutsch undwerdenSiekeinalterDollarjäger!" (Der Prinz nennt
den Freund Mucki, sich selbst Caesar. Kasinoscherze; des Kron-
prinzen Vater hat noch als Vierziger manchen Brief mit dem
NamenNebukadnczarunterzeichnet.) Diese Briefe hatHerrtzmis
Ferdinand Barnes seinem zweiten Vater gegeben und der Mi-

ncnnoah hat in einem Gerichtsverfahren, dessen Objekt er, als der UntcrschlagungAngeschuldigter, war, ihre Verlesung durchgesetzt, die beweisen sollte, wie schwer der ihm inzwischen verfeindete Adoptivsohn an ein Ehrenwort zn binden war. Nette Briefe, im Ton herzhafter Jugend. DochnichtsNngewöhnliches(bisaufden Kronprinzenseufzer, der anSchillers unbeschäftigten, nach früher Unsterblichkeit langenden Infanten erinnert). Jeder Lieutenant hat irgendeinem „lieben Mucki" mal so geschrieben, so für das Recht der Leidenschaft gegen Philistersatzung votirt und einen Entgleisten gewarnt, den blanken Ehrenschild zerbeulen zu lassen. Die Schaar derByzantiner abergrunztundprunztvorWonne. Thut, als sei Anerschautes geschrieben und dem deutschen Leben via New ?)ork eineLichtgestaltgewonnenworden. Solldasniederträchtige Spiel sich wiederholen? Der Kronprinz glauben lernen, er wohne schon im Herzen der Nation und brauche fortan nichts mehr zu rhun? Schlimm genug, daß man ihn auf Theaterproben belauert, die Liste seiner Tischgäste in die Zeitung gezerrt, ihn als von kaiserlicher Kunstpolitik Abtrünnigen zu verpetzen gesucht hat. Schweigt! And leckt, wenns sein mnß, von anderen Fliesen den Speichel.
Zu einem Ereigniß von starker Nachwirkung kann die Publikation der BriefeEinem werden: demBater desSchreibers. Der hatsichernichtgeahnt, daß seinAeltesternach liebevollerBelehrung und nach der Möglichkeit ernster Bethätigung lechzt. »Warum, mein Junge, hast Dus nicht längst gesagt? Ich dachte,Familienstube und Exerzirplatz, Reiten und Rodeln, Tennis und Ski genügten Dir, und wollte Deiner fröhlichen Jugend nicht drückende Last aufbürden. Hast aber Recht. In Potsdam siehst Du nichts von der gemeinen WirklichkeitdeutschenLebens;undBerlin,Oels, SanktMoritz,Baden-Baden und andere Sportplätze: kein gutes Pflaster für Einen, zu dem das kräftigste VolkMitteleuropas einst, bald vielleicht, als zu dem Manne seines Vertrauens aufblicken soll.Ichweiß noch,wie meinVaterunterdemZwangzurUnthätigkeit gelitten.wie derAlterndc in derZeit trübsinnigen und manchmal wohl ungeduldigen Harrens im Innersten sich demVaterund fast demVaterland entfremdet hat; und will nicht, daß mein Sohn im ErlcbensolchcnSchicksals morsch werdeund aus müdem,unfrohem Auge auf das nationale Wesen blicke. Gardcdienst und Repräsentation, Sportund Kunstnäschcrei füllenDeine Seele nicht aus? So weit die alte Hausordnung mirs irgend gestattet, will ich Dich aus

Tetrachord,
einer Abhängigkeit lösen, deren Druck selbst einGroßbauernsohn
nur seufzend trüge. Mein Vater hatte den Helm dreimal mitLorber
gekränzt, ehe ihm die Anwartschaft ans den Kaiserthron wurde. Du
magst nicht länger als tapferer Reiter und tollkühner Schneespiel-
held nur demVolke fichtbar werden. WillstLand und Landsleute
im Alltagslicht kennenlernen und inBereitschaftsein, wenn Deine
StundeschlägtundWilhelmaufWilhelmfolgt.Dafürvorzv.sorgen,
ist meine Pflicht; des Kaisers, des Königs, des Vaters. Sei gewär-
tig, nach Posen zn ziehen, in die neue Pfalz, die so prächtig ist, daß
Ihr, Caecilie und Du, den Abstand nicht schmerzlich empfinden
werdet. Da giebts zu lernen; Verwaltung, Ansiedlung, Slaven-
drang, landliche und städtische Industrie, Provinzial- und Kom-
munalpolitik. Bis da Alles fertig ist, kannst Du in Schlesien Land-
wirthschaft treiben; nichtals reicher Amateur, sondern als arbeit-
samer Schüler eines tüchtigen Inspektors. Nachher an den Pre-
gel, ins einfache Hochmeisterschloß, dessen ganze Pracht in Schlü-
ters Pavillon besteht. Danzig, Lübeck, Hannover, Cassel, Düssel-
dorf, Metz: Du mußt Alles sehen. Setze Dich zu den Landräthen
alten Schlages ins Amt und studire das Leben des Kreises, d«
Staatszelle. Laß Dir die Organisation großer Betriebe erklären,
Gewerbe und Handel, Bergbau, Schiffahrt, Bankgeschäft, und er-
forsche, als ein unangemeldeter Besucher, in Ost und West die
Wünsche und Bedürfnisse der kleinen Leute. Vergiß die Beamten
nicht und halte Dich den armen Offizieren der kleinen Garnisonen
nicht fern; sie sollen Dir vertrauensvoll ihr Leid klagen und sich
nicht schämen, wenn Du siehst, daß sie nach dem Zwanzigsten sich
abends nur noch einen Hering, ein Stück Wurst oder Käse leisten
können. Ohne Ihresgleichen, nur mit den feinen Hunden, wären
wir nicht, wo wir sind. Haperts mit der Wohnung: bedenke, wie
armsälig es noch Dein Nrgroßvater in Paretz hatte. Du sollst die
Schiffsführung lernen. Hätte ich Zeit dazu gehabt: manche Ent-
täuschung wäre mir erspart worden." Ob Wilhelm so spricht?
Den newyorkerNoah hat dieFluthseinerSündenverschlun-
gen. Wartet: schon werden im Park von Sanssouci die Treibhaus-
thüren entriegelt; schonmorgenträgtvielleichteineTaubeinihrcm
Schnabel ein Oelblatt auf den einsamsten Gipfel des Ararat.
Theodoros der Große.
Die fünfundzwanzig Männer, die, vonWashington bis auf
MacKinley, den Vereinigten Staaten von Nordamerika präsi-

dirten, haben, alle zusammen, nicht so viel Lärm gemacht wie der sechsundzwanzigste Präsident: HerrTheodoreRooseveltausdem Staat New Vork. Der schnitte gern in alle Rinden ein, daß erder klügste und tapferste, der reinste und größte Mann seines Jahrhunderts ist; mindestens seines. Jurist, Kameralist, Historiker, Nationalökonom, Verwalter, Kriegsmann,Marinetechniker; Organisator und Oberst der wugn rickers und Sieger von LasGuasimas; Achill und Homerin einer Person: denn er selbst hat seine kubanische Heldenleistung andächtig der Menschheit geschildert. Als er, nach der Ermordung MacKinleys, am vierzehnten September 19ö1 Präsident geworden war, kam hastiges Leben ins Weiße Haus. Der Vorgänger, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, Voraussicht und Willenskraft, hatte sich still gehalten und war nur ins Licht getreten, wenn ein Staatsinteresse ihn aus dem Schatten trieb. Der neue Herr wollte gesehen, im hintersten Winkel des Erdballes gekannt sein und war unermüdlich in dem Bemühen, den werthen Namen dem Stamm der Weltesche einzukerben. Auf Kuba und im Philippinenarchipel hatte mancher Amerikanerin«thig feinePflicht erfüllt; von keinem ward, nicht einmal von demHeldenHobson, so vielgeredet wievondemReiterobberstenRovsevelt. Der organisirte seinenRuhm. Der sicherte heute demOnkelSam das Imperium. Rief, ein auf Kosten derTrusts durch die Klippen der Volkswahl Gelotster, morgen zum Kampf gegen die Nnternehmerkartelle, derentzäilpter er reiche Räuber schimpfte. And versprach, übermorgen dem Menschengeschlecht höhere Kultur, denBürgern der Vereinigten Staaten die Gesundheit und Sauberkeit des öffentlichen Wesens herveizuzaubern. ttic et ubique. Verdämmerte einTag, an dem von ihm gar nichts zu erzählen war (nicht einmal, daß er wieder einem Deutschen die Herrlichkeit des Nibelungenliedes gerühmt habe), dann mußte wenigstens über die Tochter des Allumfafsers rasch noch Etwas in die Zeitung. Ein Demagoge von stattlichem Format; nie von Skrupeln und Zweifeln geplagt; zu schneller Auffassung und Anpassung fähig; und mit einem in der NeuenWelt nie erblickten Mnth zu der Allure des sieghaften Imperators. Eine irgendwie beträchtliche Lebensleistung des Fünfzigers ist vonWeitem nichtzu erkennen. Er hat die Ställe derAnion nicht gereinigt, der Trusthydra nicht einen Kopf abgehauen; nur.durch dieAengstigung der Kapitalisten, seine Heimath in eine Krisis gerissen, deren Folgen noch nicht ganz überstan-

den sind. Amerikaner der höhercnGeistesschicht sprechen imTon
ironischer Geringschätzung überdenMannundseineVluffs. Doch
muß in ihm ein Stück der „Volksseele" zu robustem Ausdruck ge»
kommensein: sonsthätteerimPankeegedrängnichtsolchen Anhang
erworben und bewahrt. Dem Deutschen Reich hat er sich (beson-
ders in Ostasien) gefällig gezeigt. AuchanderenStaaten, von deren
Oberhäuptern seine Eitelkeit nicht so fettes Futter erhalten hatte.
Während des Marokkostreites hat erDeutschland zu bescheidener
Mäßigung, Frankreich zu furchtloserAnnahme des Konferenzpla-
nes ernmhntund, mitseinemStaatssekretär ElihuNoot, so geschickt
operirt, daß er vomDeutschen Kaiser und von den französischenMi-
nistern zugleich Dankdepeschen bekam. Schließlich setzte Iusserand
doch mehr bei ihm durch als Speck von Sternburg: im Februar
und im März 1906 empfahlen dringende Telegramme Noosevelts
Wilhelm dem Zweiten die Anerkennung der franko-spanischenPo-
lizeiherrschaft. Die dreiDepeschen des Kaisers (vom vierzehnten,
fünfzehnten, siebenzehnten März) blieben in Washington ohne
Wirkung. Der Präsident weigerte sich, den Franzosen (wieWil-
helmvonihm erbat) zurAnnahme des österreichischen Vorschlages
zurathen,undfügtedie(nurnachsodrängendemAnrufverzeihliche)
Mahnung hinzu, Deutschland möge sich durch den Verzicht auf un-
gerechte Forderungen für die ihm von Frankreich gewährtenKon»
Zessionen dankbar erweisen. Seitdem war Mr. Henry White, der
fürAmerila inAIgesiras Bevollmächtigte, nur noch inFrankreichs
Dienst thätig. Das am sechsundzwanzigsten März dann auch die
deutsche Zustimmung zu der Polizeiordnung erlangte, die es ge-
wünscht hatte. Die Geschäftsführer der Dritten «Republik wußten
(und wissen noch heute),daß erstNoosevelts tzilfe ihrenSieg ermög-
licht odermindestens beschleunigt hat. In denVereinigtenStaaten,
wo man sich eigentlich nurfürSüdamerikaundOstasieninteressirt,
wurde der ganze Hader nicht lange beachtet. Wir aber haben, trotz
kleinen Gefälligkeiten, keinen Grund, den Mann der rou^li ricierz
als einen Heros und bewährten Freund des «Reiches zu feiern.
Seit er nicht mehr Präsident ist, hat die Reklame sich ver-
doppelt. Verhundertfacht: wäre richtiger. Theddy übernimmt die
Leitung eines sozialpolitischenVlattes. Nennt sich, dergesternnoch
seine tzand über die ganze Erde hatte und Euch, wie weiland der
fünfte Karl, Alles inAllem war, auf dem Klingelthürschild schlicht
Redakteur. Schreibt Leitartikel (deren zwölf just einDutzend ma°

chen). Geht nachAfrika jagen.Schießt,was anWüstcn- undTro-
pcnthieren je von Zoologen erwähnt ward. Stiirztsich in Lcbcns-
gefahr.And kommt niemals um.k^ullä cties sine linea.Die berühm-
testen Gastmimen gilbt derNeid und Carusos Manager muß eine
Massenverschwörung ersinnen, umfürseincnStaramHolzpapicr-
firmament noch ein Plätzchen zu finden. Tag vor Tag hört die
Menschengemeinschaft, was der Anermeßliche gewagt nnd voll-
bracht hat. Als sie dieIagdgeschichten nicht mehr verdauen kann,
wird sie mitKunstpräparaten gepäppelt.Theodoros tostheran.In
Kairo, wo ein in Oxford und Zürich erzogener muslimischer Apo-
theker im Februar den alten Premierminister Butros Pascha er-
schossen hat, hält er, vor demOhr desSirEldonGorst, eineRede,
die den Mord als cinc Schandthat brandmarktund^enEgyptern
barsch kündet, ihr Streben nach einer Verfassung sei verfrüht. Weiß
er,daß der schlaue.gewisscnloseKopteButros (die sechshunderttau-
send Kopten wünschen, ihres Vortheils wegen, die Fortdauer der
BritenherrschaftübcrdieclfMillionenMohammedaner)Cromcrs
willigstes Werkzeug war? Daß er 1899 seinen Namen unter den
Vertrag setzte, der den mit dem Blut und dem Geld der Egypter
eroberten Sudan zu einer britischen Provinz machte? Im Kampf
um den Suezkanal gegen seine Landslente für Britanien focht?
Die Presse knebelte und Jeden, der einem Engländer einHä'rchcn
gekrümmt hatte, mit Peitsche und Strang strafte? KennterdenZu-
stand Egyptens, und hat er, als Gast des Eroberers, das Recht,
die Unterjochten aus ihrertzoffnnngznscheuchcn? InRom:neucr
Bluff. Er möchte den Papst besuchen. Pius hat sich gestern an dem
amerikanischenVicepräsidentenFairbanks,der vor dererbetcnen
Audienz in der Methodistenkirche predigte, geärgert nnd will
drum Herrn Roosevelt nur empfangen, wenn der Kömmling sich
verpflichte, nicht zn Sektenversammlungen zu reden. Bedingung
gen?Vorschriftcn? „Ich werde denPapstnicht besuchen." AmNil
und am Tiber: Weltskandale, derenWiderhall TheodorsNamen
bis an die fernste Küste trägt. Amerika, das den Mannkennt, wun-
dert sich nur über die Europäcrgeduld, die sich von einem Erport-
yankee foppenläßt.AeberWicnundBudapestkommtderApplaus-
lüsterne nun nachBcrlin. Wo er im Haus des Kaisers wohnen
soll. Dem Deutschen Reich winkt die Möglichkeit des Beweises,
daß es ein mündiges Volk ernster Menschen herbergt und nährt.

Energie.*)

^JW nsere Zeit gleitet langsam auf die Bahn der Naturphilosophie zurück. Wir haben die Angst vor der verpönten Naturphilosophie verlernt. Sie kann auch nicht mehr so gefährlich werden, wie sie der Wissenschaft in Deutschland vor hundert Iahren wurde. Damals versuchten geistreiche Männer, das ganz unscholastische Ziel einer Naturerlenntniß auf scholastischem Wege zu erreichen; als ob Bacon nie gelebt hätte, als ob Mathematik und Physik, Chemie und Physiologie nicht der exakten Forschung einen überraschenden Aufschwung bereits zu danken gehabt hätten, gingen die deutschen Naturphilosophen darauf aus, durch logische Schlüsse ins Innere der Natur zu dringen, positive Kenntnisse aus der Tiefe des Gemüthes zu schöpfen, aus der Tiefe des Gemüthes die Anatomie des Kamels, aus der Tiefe des Gemüthes die Zahl der Planeten. Wie tausend Jahre vorher, sollte das Denken die Erfahrung und das Experiment, die schlaue Erfahrung, ersetzen. Die Lage der Wissenschaft ist heute ganz anders. Anbekümmert um die alte Naturphilosophie, mit steigender Verachtung gegen alle Philosophie, hatte die exakt: Wissen-

*) Aus der Fünften Lieferung des „Wörterbuches der Philosophie (Nkuer Beiträge zu einer Kntik der Sprache)", die in dieser Woche bei Georg Müller in Leipzig erscheint. Auf die Bedeutung des Werkes wurde hier schon hingewiesen. Ein paar Sätze des Prospektes sollen sie klarer machen. „Aus den erschütternden Ergebnissen der Spra.bkritik folgte für Mauthncr und für jeden guten Leser nickt eine lähmende Angst vor der erkenntnißtheoretischen Unzulänglichkeit der Sprache, sondern die lebendige Forderung einer durchgreifenden Revision (zunächst) unserer philosophischenTerminologie.Dieserpositiven,gesunden,nothwendigenAufgabe dient Mauthners neues Werk, das nicht nur ein anregendesNachschlagwerk für den Fachmann sein wird, sondern auch den gebildeten Laien zu einem besseren Verständnis der philosophischen Fragen verhelfen will. Die Grundbegriffe der Geistes- und Naturwissenschaften werden mit dem Hammer der sprachkritischen Idee auf ihre Festigkeit geprüft und es ist nicht die Schuld des Verfassers, wenn mancher Baustein dabei zerbröckelt, I n „Wörterbuch" wird dcrVcrsuch gemacht, zusammenhängende internationaleWortgeschichten zu geben. Nnd weil der Verfasser seine rebellischen Ideen mit starkem Temperament vertheidigt, ist das „Wörterbuch", trotz seinem wissenschaftlichen Reichthum, ein ganz persönliches Buch geworden, das erlebt wurde und erlebt werden will. Wir erfahren, d.iß die Geschichte des menschlichen Denkens, auch des höchsten, nur Geschichte der Sprackc ist." (Jedes der fünfzehn Hefte umfaßt vier Druckbogen und kostet „ur anderthalb Mark,>

schaft in allen Kulturländern zugleich daran gearbeitet, natur»
geschichtliche Thatsachen zu sammeln,- vorurtheillos, fast ge-
dankenlos, möchte man sagen, oder doch ideenlos, unermüdlich,
oft genug geistlos oder alexandrinisch. Die Kärrner bildeten
natürlich die Mehrzahl unter den Forschern. Das Ergebnis; war
ein so unübersehbarer Haufe von Einzelthatsachen, daß in ge-
nialen Und auch in ordnungliebenden Köpfen der Wunsch sich
regen mußte, sich einmal darauf zu besinnen, ob die neuen Ergeb-
nisse der exakten Forschung geeignet waren, uns die Natur anders
und besser begreifen zu lehren als bisher. Ohnehin war die Philo-
sophie überhaupt dadurch wieder zu Ehren gekommen, daß die be-
deutendsten Physiologen und Physiker eingestehen mußten: Die
Psychologie Lockes und die Erkenntnißtheorie Kants stimmen sehr
gut zu den neusten Untersuchungen über die Natur der mensch-
lichen Sinne. Man scheute das Wort Philosophie nicht mehr
und wagte wieder, die Natur philosophisch zu betrachten. Hatte
man vor hundert Iahren den romantischen Einfall gehabt, ein
aus der Tiefe des Gemüthes geschöpftes System den Thatsachen
aufzuzwingen, fo will man jetzt eigentlich nur die massenhaften
Thatsachen systematisch ordnen. Im Grunde ist es nicht der
deutsche Begriff Philosophie, sondern der englische.Begriff pKilo-
sopK^, der da auf das Naturerkennen angewandt wird. Der leb-
hafteste und beste Vertreter der wieder zu Ehren gekommenen
Naturphilosophie, Ostwald, lehrt in jedem seiner Bücher: Die
Natur wäre besser als bisher dadurch zu begreifen, daß man in
den verschiedenen Energien die einzigen Ursachen des Welt-
geschehens erblickte. Die neue Naturphilosophie ist Energetik.
Ich stehe nicht an, auszusprechen, daß ich die heutige Ge-
wohnheit, überall da von Energie zu reden, wo man noch vor
zwei Generationen mit Kraft auskam, für eine Sprachmode halte.
Es war allerdings unbequem, die potentiellen Kräfte unter
dem so aktiv klingenden Kraftbegriff unterzubringen; das Wort
Energie bot aber zunächst die selbe Schwierigkeit; und am Ende
sind die beiden Hauptsätze der Energetik, der durch seine Gewiß-
heit fast banal gewordene erste und der immer noch problematische
zweite Satz der mechanischen Wärmetheorie, — am Ende, sage
ich, sind die Hauptgedanken der Energetik ausgesprochen worden,
bevor der Begriff Energie üblich war. Uebrigens kommt es auf
die Worte nicht an. Die Naturphilosophen hätten nur die Pflicht,
die Begriffe Kraft und Energie so zu definiren oder zu beschreiben,
daß eine saubere Scheidung möglich würde.
Zu uns ist das alte Wort Energie auf seiner langen Wände»

rung über England gekommen, ans dem Land also, wo das Dogma
vom klassischen Alterthum noch in ungetrübtem Ansehen steht, wo
Aestheten nnd Forscher noch nicht zu wissen scheinen, daß das
Ende der schönen" und preiswerthen Renaissance hereingebrochen
ist, daß wir uns von der Herrschaft der Griechen so gewiß be-
freien müssen, wie es uns vor fünfhundert Jahren nöthig war,
uns ihrer Führung anzuvertrauen. Drollig ist, daß bei dieser
Vorliebe der Engländer für griechifches Denken, oft nur für
griechische Worte, politische Sympathien aus der Zeit des Phil»
Hellenismus eine entscheidende Nolle spielten, also ein höchst un-
wissenschaftliches Gemisch von dichterischem Idealismus und ge-
schäftlicher Heuchelei. Der Physiker Voung führte das Wort
enei-Ax zuerst vor etwa hundert Jahren für den Kraftbegriff ein
und Thomson (Nankine hatte potentielle und aktuelle Energie
unterschieden) gebrauchte es dann zuerst in der neuen Bedeutung:
Energie ist die Fähigkeit, Arbeit zu leisten. Man sieht: die alten
Vermögen sind unter einem neuen Namen wieder auf dem Plan.
Aber die Vorstellungen, die man an die Arbeitleistungfähigkeiten
knüpfte, waren doch viel klarer und genauer als Das, was man
sich einst bei dem Begriff „Vermögen" vorstellte; nnd auch die
Bezeichnung Energie war nicht schlecht gewählt. Das Wort evc^ci«
bedeutete im Griechischen so viel wie i^:. eine Thätigkeit, eine
Wirksamkeit; es eignete sich also sehr gut dafür (wie wir gleich
sehen werden), die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung aus-
zudrücken. Freilich wurde ive^c^ von Aristoteles gern in einem
Gegensatz zu e;<; gebraucht; und Ul? sollte gegenüber der aktiven
Energie einen pasfiven Zustand oder eine Beschaffenheit aus-
drücken; darum war potentielle Energie eben so schlecht zu kopu»
liren wie potentielle Kraft. Aber bei einem Fremdworte hört man
nicht so genau.

Die Naturphilosophie, die sich selbst Energetik nennt, ist in-
sofern wirklich eine Abart deutscher Philosophie, als sie darauf
ausgeht, den Substanzbegriff aus der Welt zu schaffen, durch den
Energiebegriff zu ersetzen und so (wenn das Wort gestattet ist)
Etwas wie einen empirischen Idealismus zu lehren. Auf eine
solche Konsequenzmacherei wäre englische pkilozopl^ kaum ver-
fallen. Die gegebene Aufgabe war, die fo durchaus verschiedenen
wirkenden Kräfte (Bewegung, Wärme, Gravitation, chemische
Affinität, Elektrizität, Magnetismus) unter dem Oberbegriff
Energie einheitlich zu definiren und, nachdem die Verwand-
lungmöglichkeit der verschiedenen Energien in einander erkannt
worden war, mehr Einheit als bisher in das Weltgeschehen

hineinzudenken. Diesen Dienst hat die Energetik binnen un-
gefähr fünfzig Jahren der Naturwissenschaft geleistet. Man achte
einmal auf eine kleine sprachliche Absonderlichkeit, um mit einem
Blick übersehen zu können, welche Verwirrung'in unseren Vor-
stellungen von den verschiedenen wirkenden Kräften bis dahin ge-
herrscht hatte; es ist am Bequemsten, dabei auf die romanischen
Ausdrücke ZU achten: mouveinent, Gravitation, cti2,leur, altinite,
MÄFnstizme. Im Lateinischen waren diese Ausdrücke mit tzilfe
der so ungleichen Endsilben (mentum, atio, or, tas, ismus) ge-
bildet worden. Eine ganze Welt von mythologischen Begriffen
verbirgt fich hinter den Zusammensetzungen mit diesen Endsilben;
eine intime Wortgeschichte aller dieser Kraftbegrifse würde lehren,
daß jedesmal dominirende Nebenvorstellungen die Wahl der End-
silbe herbeiführten. Der Fall liegt nicht ganz fo schlimm wie bei
den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde, die bis ins
achtzehnte Jahrhundert hinein einer einheitlichen Erkenntnis;
der chemischen Verbindungen im Wege standen; aber Sachkenner
werden mir zugeben, daß die inkohärenten Namen der Kräfte doch
auch dazu beitrugen, die Einficht in die mögliche Einheit alles
NaturgeschehenZ zu hemmen. Die Bezeichnung Energie war neu,
war noch nicht kompromittirt, eignete sich also sehr gut dazu, als
Oberbegriff für all diefe schlecht benannten Kräfte zu dienen; war
nur der Energiebegriff gut definirt, fo brauchte man die Namen
der einzelnen Energien nicht in einheitlichem Sinn abzuändern
(was ein gewagtes und undankbares Geschäft gewesen wäre) und
konnte die Definition der Energie auf ihre einzelnen Erschei-
nungen anwenden, unbekümmert um die alten Vorstellungen, die
sich irgendwie unbewußt noch an die verschiedenen Endsilben
knüpften.

Wie aber ist die Definition oder Erklärung des neuen
Energiebegriffes? Ich will es nur gleich fagen, daß ich den Werth
des neuen Begriffes, im Gegensatz zu den Synonymen Vermögen
und Kraft, in der Möglichkeit finde, Energie an die Stelle der
alten Kausalität zu setzen und so ein schwerfälliges Wort der
Scholastik, das durch einen hundertjährigen Streit unersetzliche
Verluste erlitten hat, durch einen neuen, noch bildsamen, eine
Fülle naturwissenschaftlicher Thatsachen assoziirenden Begriff zu
ersetzen.

Der Gegensatz von tzume und Kant in Bezug auf den Kausa»
litätbegrisf war nicht unüberbrückbar. Beide hatten den Arsach»
begriff aus der Ontotogie hinausgeschafft und in die Psychologie
verwiesen; wir wenigstens dürfen Das so ausdrücken, tzume hatte

die Ursache eine Gewohnheit des Denkens genannt; viel schärfer
und in diesem Punkt ein Neberwinder Humes, faßte Kant die
beiden Korrelatbegriffe Ursache und Wirkung unter Kausalität
zusammen, nannte sie selbst eine Kategorie des Denkens, sah in
ihr eine Bedingung aller Erfahrung: die Relation zwischen Ur-
sache und Wirkung. Dem kantischen Kausalitätbegriff nun, nicht
dem Ursachbegriff allein, möchte ich den neuen Energiebegriff
gleichgesetzt wissen.
Wir haben seit zwei Menschenaltern gelernt, daß sich, zum
Beispiel, Bewegung in Wärme, Wärme in Elektrizität verwan-
delt, streng gesetzmäßig, wenn wir nämlich berechtigt sind, dieErhal-
tung der nach bestimmten Einheiten gemessenen Quantitäten ein
Gesetz zu nennen. Die unter einander unvergleichbaren Erschei-
nungen der Bewegung, der Wärme, der Elektrizität nannte man
früher Ursachen oder Kräfte, ohne sich der anthropomorphischen
Herkunft dieser Borstellungen bewußt zu werden; Bewegung,
Wärmeelektrizität waren Kräfte, die irgendetwas Anderes, Frem-
des verursachen konnten, wie der Mensch durch seine Körperkraft
einen Stein werfen, seinem Mitmenschen einen Schmerz zufügen
kann. Innerhalb der Dynamik war es längst bekannt, daß die
Kräfte erhalten bleiben und nur ihre Richtungen wechseln. Durch
denSatz von der Erhaltung derEnergie kam etwas ganz Neues hin-
zu. Man erfuhr jetzt, daß die sonst unvergleichbaren Energieformen
sich in einander verwandeln können, bei Erhaltung der gemessenen
Quantitäten. Diese Verwandlung oder Metamorphose der Ener-
gieformen scheint mir nun die vorläufig letzte Fassung des Rüth»
sels zu fein, das als Kausalität sowohl tzume als Kant beschäf-
tigte. Hume verzweifelte daran, den Ursachbegriff im Denken
überhaupt vorzufinden; Kant gab die Schwierigkeit zu, da die
Vernunft auf keine Weise einsehen könne, wie die Beziehungen
des Daseins eines Dinges auf das Dasein von irgendetwas
Anderem möglich sei, was durch jenes unbedingt gesetzt werde;
und Kant, dem sein erster Kritiker Aenesidemus-Schulze nicht
mit Unrecht vorwarf, sein System könnte den Namen des Forma-
lismus verdienen, half sich damit, daß er die Kausalität eine
Form des Denkens nannte. Die aller Erfahrung vorausging. Er
leugnete nicht eine Beziehung zwischen Ursache und Wirkung; er
nannte nur diese Beziehung eine Relation, von deren Realität
wir nichts aussagen können. All Das trifft auf die Verwand-
lungen oder Metamorphosen der Energieformen zu. Bewegung
verwandelt sich in Wärme, Wärme verwandelt sich in Bewegung;
es hängt allein von der Anordnung des Versuches ab, welche von

den beiden Erscheinungen Ursache und welche Wirkung heißen
solle. Auch eine Kreisverwandlung läßt sich leicht konstruiren, bei
der dann die Wirkung wieder zur Ursache wird. Ursache aber
und Wirkung sind Energie; sind die selbe Energie unter ver-
schiedenen Verkleidungen. Denn Das allein kann doch der Grund«
gedanke der neuen Naturphilosophie sein, die als Energetik die
Erhaltung der Energie lehrt, daß es über allen Energieformen nur
eine Energie giebt. Die bleibt erhalten, während ihre Erscheinung
als Bewegung, Wärme, Elektrizität und so weiter wechselt. Nun
ist es ganz gewiß ein ungenauer, ein bildlicher Ausdruck, wenn
man sagt, Energie sei zu gleicher Zeit Ursache uud Wirkung. Die
Ursache verschwindet, die Wirkung erscheint. Tie Höhenlage des
aufgestauten Wassers verschwindet; aber jetzt dreht sich das Nad;
dann verschwindet die Drehung des Rades oder der Turbine und
im metallischen Draht zeigen sich elektrische Erscheinungen; end-
lich verschwindet die Elektrizität und das Licht ist da. Die Ursache
ist zu Gunsten der Wirkung verbraucht worden. Wenn wir trotz-
dem an der Formel, die Energie bleibe erhalten, keinen Anstoß
nehmen, wenn wir also die Energie der Ursache und die Energie
der Wirkung gleichsetzen, so verstehen wir unter Energie nicht
Ursache oder Wirkung, auch nicht Ursache und Wirkung, sondern
die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung, eben die "Relation,
die Kant unter Kausalität verstanden hat. Darin allein scheint
mir der entschiedene Werth des Energiebegriffes zu liegen. Bis
auf tzume und Kant hatte die Scholastik nachgewirkt, die in ihrem
Wortrealismus der cauza fast einen dinglichen Charakter bei-
gelegt hatte; tzume und Kant verwiesen, wie gesagt, den Begriff
in die Psychologie, doch so, daß tzume ihn für eiuen Scheinbegriff
hielt, Kant aber die Relation zwischen Ursache und Wirkung in
ihrer Bedeutung für unser Denken erkannte und nur über ihr
Wesen nichts auszusagen vermochte. Die neuere Physik hat nun
über das Wesen dieser Relation doch etwas sehr Wichtiges er-
mittelt: daß es nämlich in der Metamorphose einer ihrer 2an»
tität nach vergleichbaren Kraft bestehe, besser: in der Metamor-
phose von Kräften; die alten Worte für diese Kräfte (Kräfte, Ver-
mögen, Ursachen) bezogen sich aber anthropomorphisch immer auf
die der Zeit nach vorangehenden Lagen oder Veränderungen oder
Bewegungen; es war also ein Vedürfniß der wissenschaftlichen
Sprache, für die Umwandlung selbst, für die Metamorphose, die
aus der Ursache eine Wirkung machte, einen neuen Ausdruck zu
finden. Und diesem Vedürfniß entsprach recht gut das unver-
brauchte Wort Energie. Es scheint mir vorzüglich der kantischen Er-

kenntnitztheorie zu entsprechen, wenn wir unter Energie einzig und allein die Kategorie der Kausalität verstehen, die Relation zwischen Ursache und Wirkung. Nur zwei Punkte habe ich bei diesem Vorschlag noch deutlicher zu machen: ich mutz den Begriff der Ursache noch einmal prüfen und ich mutz die Frage nach der Realität der Energie zu beantworten suchen.

Ich habe aus der Summe der Bedingungen, von denen eine nothwendige Wirkung abhängt, diejenige Bedingung die Ursache genannt, der wir eine auslösende Kraft beilegen. Ich habe da schon den Begriff der Auslösung etwas erweitert und sogar die Lebenskraft im Keim eines Samens eine auslösende Kraft ge° nannt. Aber die neuere Physik, insbesondere die mechanische Wärmetheorie, scheint mir den Begriff der Auslösung noch viel mehr erweitert zu haben. Der alte scholastische Satz causa aequat ettecwm hat seine Giltigkeit verloren. Wir wissen seit Carnot und Elausius, datz bei der Umwandlung von Wärme in Arbeitenergie ein beträchtlicher Theil der Wärme fruchtlos ausgegeben, nicht in diejenige Wirkung verwandelt wird, die wir als Wirkung gewollt haben. Läßt sich dieses Gesetz verallgemeinern, so bleibt der theoretische Satz von der Erhaltung der Energie zwar bestehen, aber die Ursache ist der Wirkung (der uns interessirenden Wirkung) nicht mehr gleich; die Ursache wird in zwei Kräfte zerlegt, von denen die eine eine Wirkung auslöst, die andere nutzlos verschwindet. So nähert sich der Energiebegriff, unbekümmert um Menschenzwecke, den wirklichen Beziehungen zwischen causa und eltecws viel mehr, als der anthropomorphische Ursachbegriff es zu thun vermochte. Also führt auch diese Erwägung dazu, die Einführung des Energiebegriffes für einen Fortschritt der Physik zu halten.

Was nun die Realität des Energiebegriffes betrifft, so hat Kant zwar gegen tzume erklärt, datz er die Nothwendigkeit der Kausalität durchaus nicht für Klotzen Schein halte, datz aber die Vernunft diese Beziehung gar nicht fassen könne, datz er also (Das ist wohl der Sinn) über die Realität des Kausalitätbegriffes nichts aussagen könne. Wenn nun (nach Ostwald) der Energie Realität zugeschrieben werden mutz, so kann Energie entweder nicht identisch sein mit dem kantischen KausalitStbegriff, mit der Relation zwischen Ursache und Wirkung, oder Ostwald hat die letzten Fragen diel gründlicher beantwortet als Kant. Was ja möglich wäre; Wundt hat es ja seinem Mitarbeiter an der „Kultur der Gegenwart" („Systematische Philosophie") Schwarz auf Weitz zugesichert, datz Dieser, Ostwald, ein MetaPhysiker sei. Ostwald hat nun zugestanden, datz der Allgemeinbegriff der Energie abstrakt

sei; „die einzelnen Energien dagegen sind durchaus real". Er folgert Das daraus, daß die verschiedenen Energien Gegenstände des Handels seien. Man kaufe Elektrizitätenergie und verwende sie nach Bedarf zur Beleuchtung, zur Arbeit oder zur Elektrolyse. An einer Wasserkraft werde das fallende Wasser bezahlt; das verbrauchte Wasser lasse man als werthlos abfließen. Ganz richtig. Damit scheint mir aber nur bewiesen, daß nicht das reale Wasser bezahlt werde, sondern nur die tzöhenenergie des von Naturkräften emporgehobenen Wassers. Bewiesen ist nur, daß solche Relationen (die höhere Lage, die höhere Temperatur, die höhere Spannung) einen höheren wirthschaftlichen Werth besitzen; die Realität einer Erscheinung wird nicht dadurch bewiesen, daß es Leute giebt, die Geld für diese Erscheinung ausgeben. Es giebt Leute, die für Ablaß, für Besprechung von Krankheiten, die für den Kommerzienrathstitel oder für Geistererscheinungen Geld ausgeben. Das wäre mir eine schöne Metaphysik, die daraus schließen wollte, Ablaß, Besprechungen, Kommerzienrathstitel und Geistererscheinungen hätten Realität. „Aber die Pächter von Wasserkräften machen doch gute Geschäfte?" Ja; und die Leute, die sich über die Realität des Raumes den Kopf zerbrechen, machen keine guten Geschäfte.
Die gewiß unbewußte Absicht, die Ostwald zu einer solchen Logik führte, war wohl die Tendenz, seinen dominirenden Gedanken wieder einmal zum Ausgangspunkt eines Systems zu machen, eine neue Philosophie aufzustellen, eben die Energetik. Die letzte Gestalt des Materialismus war die mechanistische Weltanschauung gewesen, die den alten Gegensatz von Geist und Körper durch die Begriffe Kraft und Stoff zu überwinden hoffte. Das war wieder ein Dualismus gewesen und hatte abgewirthschaftet. Das neue Schlagwort hieß: Monismus. Bedurfte die Energie eines Trägers, an der sie haftete, einer Substanz, so lief die neue Energetik auf die Lehre von Kraft und Stoff hinaus; man besaß dann nur zwei neue Worte und einige bessere Beobachtungen; war die Energie nur die Relation zwischen Ursache und Wirkung, so blieben alle Räthsel des Sübstanzbegriffes ungelöst weiter bestehen und es war zu fürchten, daß die Erklärung des Geisteslebens durch Substanz und Energie eben so scheitern würde, wie die Erklärung durch Kraft und Stoff elend gescheitert war. Der Monismus mutzte helfen. War die Energie nicht nur in allen ihren Formen eine Beziehung (zwischen Substanzen oder Veränderungen, wie man will), war die Energie das eigentlich Reale (Ostwald: „Die Energie", Seite S), dann verlangte die Einheit des Systems, das man den Energiebegriff über die Physik hinaus

auf die Nealitäten der Biologie und der Psychologie anwandte:
und die langgesuchte monistische Welterklärung war endlich fertig.
Die Erweiterung des Energiebegriffes über die Mechanik hinaus
auf alle Erscheinungen der Physik hatte sich vor Ostwald vollzogen,
als die mechanische Wärmetheorie einen Oberbegriff für die ver-
schiedenen Arbeitleistungen gebraucht hatte, die sich gesetzmäßig in
einander verwandelten: die fernere Erweiterung des Begriffes auf
die Erscheinungen des Lebens und des Geistes sind Ostwalds per-
sönliches Werk. Wir haben noch zu fragen, was durch diese neue
Erweiterung des Energiebegriffes etwa erreicht worden ist.
Ich habe schon flüchtig erwähnt, daß die Bezeichnung Energie
zuerst auf eine Erscheinung der Mechanik angewandt wurde;
man hatte für Das, was außer dem Namen lebendige Kraft vorher
viele andere Namen aus der Gemeinsprache, übrigens auch ver-
schiedene Definitionen und verschiedene mathematische Formeln
gehabt hatte, nach einem wissenschaftlichen Ausdruck gesucht und
die Engländer fanden, wie gesagt, für diese mechanische Gewalt
oder den Impetus das Fremdwort Energie. Die Konstanz der
lebendigen Kraft war seit Descartes ein Glaubensartikel der
Physik. Als nun Nobert Mayer diese Lehre ausdehnte, die Kon-
stanz der nicht blos mechanischen Kräfte lehrte, insbesondere das
mechanische Wärmeäquivalent fand, da war es ökonomisch und
darum wissenschaftlich richtig, den Energiebegriff auf die Chemie
und auf die Imponderabilien auszudehnen und von einer Erhal-
tung der Energie zu sprechen. Das Gebiet der Physik wurde dabei
nicht verlassen. Die Naturwissenschaft wußte nur von physikali-
schen Energien; erst die neue Naturphilosophie versuchte (getreu
ihrem Streben, das Unsichere durch Verallgemeinerung des Ge-
sicherten zu errathen), den Energiebegriff über die Physik hinaus
auszudehnen. In einem zweifachen Sinn. Die neue Energetik
wollte die Energie an die Stelle des Substanzbegriffes setzen, wo-
bei freilich immer nur ältere Worte durch neuere Worte erfetzt
wurden, ohne daß das wissenschaftliche Bild von der Welt irgend-
wie verändert worden wäre. Aber die Energetik wollte auch das
Leben und den Geist für Energieformen ausgeben; und dabei ging
es ohne Gewaltsamkeiten nicht ab. Ich bemerke, daß Ostwald in
seinen ganz eigenen Büchern diesen Vedeutungwandel des Ener-
giebegriffes sehr energisch betont, daß er aber in dem kleinen Ab-
riß der Naturphilosophie, der in den Sammelband Systematische
Philosophie („Kultur der Gegenwart, Theil I, Abt. VI.") auf-
genommen worden ist, auf feine Kollegen Rücksicht nimmt und
namentlich an einer energetischen Erklärung des Geisteslebens

verschämt vorübergeht, „da die hier auftretenden Fragen in den anderen Abtheilungen dieses Werkes behandelt- werden."
Ostwald hat gut gesehen, daß die Lebenserscheinungen rein mechanistisch nicht zu erklären find. Zwischen einer Flamme und dem Leben eines Organismus giebt es viele Ähnlichkeiten, die ja oft genug von Poeten und Rhetoren in Worten behandelt worden sind; aber das Leben ist doch noch etwas Anderes, als daß es der Flamme ähnlich ist. Die Erhaltung der Flamme und die Fortpflan» zung der Flamme ist rein mechanisch zu erklären; Erhaltung und Fortpflanzung eines Organismus nicht. Nimmt man die Energie-form der Chemie zu Hilfe, so wird vielleicht einmal der gesammte Stoffwechsel der Organismen materialistisch erklärt werden und man wird Das dann (weil doch die Energie an die Stelle der Materie getreten ist) eine energitische Erklärung nennen dürfen. Nur das Räthsel des Gedächtnisses wird gewiß auch dann nicht aufhören, Schwierigkeiten zu machen.
Es ist keine Willkür der menschlichen Sprache, zwischen Lebe» Wesen und unorganischen Körpern zu unterscheiden, wenn auch (wie ich öfter zu behaupten gewagt habe) die Kristalle eine Brücke zwischen beiden Gruppen bilden dürften. Die Energiesysteme, die wir lebendig nennen, weisen deutlich andere Eigenschaften auf als die Energiesysteme, die wir unorganische Stoffe nennen. Für die menschliche Betrachtung unterscheidet sich das Leben von der un-organischen Welt durch die Zweckmäßigkeit, zu welcher die Theile eines Organismus geordnet sind. Der Zweckbegriff aber hat meines Erachtens unter keinen Umständen einen Platz unter den Energieformen. Der Zweck, die Endabsicht einer Intelligenz, setzt die Existenz von Energien und einige Kenntnitz der Energiegesetze schon voraus; die Intelligenz benutzt die ihr bekannten Energien als Mittel für ihre Zwecke. Die Zweckmäßigkeit ist keine neue Energie; die causa tinalis ist keine causa. Man könnte Das auch so ausdrücken: da nach der Anschauung der gegenwärtigen Bio-logie sämmtliche Energien des Stoffwechsels im organischen Kör» per verbraucht werden, bleibt keine Energie übrig, die für eine Umwandlung in eine besondere Lebensenergie oder eine besondere Lebenskraft nöthig wäre. Die Reizerscheinungen, die allein an Organismen zu beobachten sind, lassen sich demnach so analysiren, daß die Reizbewegungen jetzt oder dermaleinst aus Energien zu erklären sind, daß die Reizempfindungen aber schon psychische Be° gleiterscheinungen sind, für deren Zweckmäßigkeit wir kein! Er» klärung. keine Relation, von Ursache und Wirkung, keine Energie kennen.

Nun ist freilich durch Darwins Hypothese der große und
kühne Versuch gemacht worden, den Zweckbegriff aus der Geschichte
der organischen Natur hinauszuschaffen; un8 der Kampf um den
Darwinismus wird und"rann sich nicht beruhigen, bevor über den
Zweckbegriff nicht volle Klarheit geschaffen ist. Einstweilen ist es
uns durch Hering geläufig geworden, die Zweckmäßigkeit der Or-
ganismen durch Etwas wie ein unbewußtes Gedächtnis; des orga«
nisirten Stoffes zu erklären. Ich lasse die Frage, ob unbewußtes
Gedächtniß nicht eine contraäictio in ach'ecto sei, hier bei Seite;
offenbar ist es eine bildliche Erweiterung des Begriffes, wieder
ein Anthropomorphismus, wenn wir einem Organismus ohne
Gehirn und ohne Bewußtsein Etwas wie das menschliche Gedächt»
niß zusprechen. Aber wir kommen ohne dieses Bild nicht mehr
aus. Biologie und Psychologie werden so durch den dominirenden
Begriff Gedächtniß zu einer einzigen Gruppe vereinigt; und statt
einzeln zu fragen, ob das Leben eine besondere Energieform sei, ob
der Geist eine besondere Energieform sei, haben wir nur noch die
einzige Frage zu beantworten: Ist das Gedächtniß eine Energie»
form? Oder besser: Kommen wir in der Erkenntniß weiter, wenn
wir das Gedächtniß eine Energieform nennen.
Da muß zunächst gesagt werden, daß gegen die Ausdehnung
einer Wortvorstellung an sich nicht viel einzuwenden sein wird,
gegen die Ausdehnung des Energiebegriffes auf den Geist oder
auf das Gedächtniß weniger als gegen seine Ausdehnung auf
das Leben. Im Stoffwechsel scheinen alle chemischen und physi»
kalischen Energien des Organismus restlos verbraucht zu werden;
die Reizempfindungen konnte man noch als innere Begleiterschei-
nungen auffassen. Muskelarbeit konnte noch als eine bisher
ungelöste Aufgabe der mechanischen Naturanschauung betrachtet
werden. Nicht ganz so die Geistesarbeit, die immer auf Gedächt»
nitzarbeit zurückgeht. Wir fühlen diese durchaus innere Gedächt-
nißarbeit als eine Anstrengung; und wir glauben, zu wissen, datz
es ohne Stoffverbrauch nicht abgeht; wir dürfen also sagen, daß
da bei der Gedächtnitzarbeit wieder einmal Energien verwandelt
worden sind. In Arbeit sogar. Das mag der richtige Ausgangs»
Punkt von Ostwald gewesen sein.
Was gewinnen wir aber, wenn wir die Geistesthätigkeit eine
Energie nennen? Als wir diese Thätigkeit eben Arbeit nannten,
haben wir ja schon ahnunglos einen bildlichen Ausdruck gebraucht.
Dem ungebildeten Arbeiter oder gar dem Naturmenschen fällt es
gar nicht ein, das Nachdenken eine Arbeit zu nennen. Nnd wir
spielen mit Worten, wenn wir zuerst die ihrer Quantität nach

meßbaren Kraftwirkungen unter dem Oberbegriff Arbeitenergie
zusammenfassen und dann die Geistesarbeit, um des Wortes
Arbeit willen, eine Energieform nennen. Das ist der springende
Punkt. Der Energiebegriff hat nur insofern einen Sinn oder
einen wissenschaftlichen Nutzen, als er es uns ermöglicht, die Um-
wandlungen der verschiedenen Relationen zwischen Ursache und
Wirkung mit einem einheitlichen Maße zu messen. Ein gemein»
sames Matz zwischen mechanischen Energien und der Geistesarbeit
giebt es nicht und kann es nach dem Wesen der menschlichen
Sprache nicht geben, weil alle mechanischen Matze zuletzt auf
Raumgrötzen zurückgehen und weil das geistige Leben keine Re-
lation zum Raum hat. Die Ausdehnung des Energiebegriffes
auf das geistige Leben oder auf das Gedächtnitz hat also keinen
Sinn und keinen wissenschaftlichen Nutzen. Sie ist ein Phantasie»
gebilde, das man nur ästhetisch bewerthen sollte.

Ich möchte noch ein Wenig tiefer bohren, um eine ganz
winzige Strecke. Ist meine Definition richtig, ist die Energie nur
dieKausalität, wie Kant sie verstanden hat, ist die Energie nur die
Relation zwischen Ursache und Wirkung, so bezieht sich der Ener»
giebegriff nur auf Erscheinungen, ist nur eine Menschenvor-
stellung, sagt gar nichts aus über die wirkliche Natur. Weil
wir es bei unseren Werkzeugen und Maschinen, bei unseren Che-
mischen Fabriken und bei Elektrischen Centralen, beim Kalender»
machen und bei Wetterprognosen einzig und allein mit Erschei-
nungen zu thun haben, darum kommen wir auf allen diesen Ge°
bieten mit dem Energiebegriff und der Lehre von der Erhaltung
der Energie recht gut aus. Nach dem Ding»an-sich der Natur»
erscheinungen fragen die Naturforscher und die Techniker nicht.
Nur heimlich meinen sie, durch den Energiebegriff ins Innere der
Natur gedrungen zu sein. Wenn wir aber diesen Begriff auf das
geistige Leben anwenden, das uns unmittelbar so viel besser be-
kannt vorkommt als die Naturerscheinungen, so begehen wir den
groben Doppelfehler, datz wir die Menschenvorstellung der Rela-
tion für eine Erklärung der wirklichen Natur halten und datz
wir darum wieder einmal das Ding»an»sich entdeckt zu haben
glauben, wenn wir es eine Energieform nennen.

Meersburg am Bodensee. FritzMauthner. /

Moderne Menschen.
n Nummer 23 der „Zukunft" hat Herr Adolf Damaschke meinen
Berliner Roman „Moderne Menschen" einer Besprechung ge»
würdigt. Daß er der Sache einen solchen Umfang widmet, beweist,
welche Wichtigkeit er ihr beilegt, und schmeichelt mir. Daß ich das
Gegenteil seines Wohlgefallens herausforderte, bedaure ich, da ich nach
Kräften jedem Menschen eitel Freude mache. Doch kann man es als
Sittenschilderer niemals Allen recht machen und muß zufrieden sein,
wenn man nur von einer Seite verhauen wird. Wer Hiebe fürchtet,
soll nicht literiren, sondern ein anderes Metier ergreifen. Ich möchte
nun nicht Wider den Stachel locken, keine schönanstehende sittliche Ent-
rüstung evomiren, mich auch nicht streitbar auf Erörterungen einlassen,
sintemal ein Anhänger heutiger Bodenwirtschaft und ein Bodenrefor-
mer so wenig zusammenkommen können wie ein Vollblutagrarier und
ein Sozialdemokrat. Aber gegen eine Entgleisung des Herrn Damaschke
muß ich mich wehren, weil sie mir gegen den Strich geht. Der Herr be-
hauptet, ich lasse in meinem Buch „das Beamtenthum als einen Herd
der Fäulniß erscheinen!" Halloh, Herr Damaschke, wo steht Das? Sie
führen zwar einige scheinbare Belege an. Aber der von Ihnen er-
wähnte Sachverständige in Bausachen (bei der Hypothekenschiebung) ist
nirgends als Beamter ausgegeben. Den Dezernenten im Ministerium
habe ich geschildert, wie er das Angriffsobjekt eines Bubenstücks wird,
für die Weststrecke in Tegel aber erst eintritt, als die große Beisteuer
des Gutsherrn sie als die wohlfeilere erscheinen läßt. Der Minister
selbst erkennt in meiner Schilderung diesen Umstand an und überzeugt
sich, daß auch seine anderen Beamten, trotz allen Preßangriffen, schuld-
los sind. Was aber ist in meiner Darstellung gegen den General-
adjutanten einzuwenden, der nur aus idealem Interesse an einer groß-
gedachten, durch Intrigue gefährdeten Sache eine Allerhöchste Entschei-
dung klug herbeiführt? Bleibt also außer einer Bagatelle nur der
Landmesser, der seinem Schwager eine Staatsabsicht tippt, damit die
beiden Schlingel Nutzen daraus ziehen. ?snt Ss bruit pour uns omslstts!
Dagegen ist Herrn Adolf Damaschke in meinem Roman leider eine
andere Stelle entgangen. Ich lasse dort die Tante Boß über die tegeler
Sache sagen: „Das preußische Beamtenthum sei das beste und zuver-
lässigste der Welt. Das Vertrauen des Volkes müsse ihm um jeden
Preis erhalten werden." Das ist auch meine Meinung vom preußischen
Beamtenthum, Herr Damaschke. FranzHermannMeißner.
Wie gemüthlich im Terrainspekulantenjargon die That des mein-
eidigen Landmessers erscheint: Pah, uns omslstts! Ein anderer Bruch
des Dienstgeheimnisses wird direkt als „Bagatelle" abgethan. Da er-
übrigt sich jede sachliche Entgegnung. Und was sollen auch „moderne"
Menschen dagegen einwenden, daß ein Generaladjutant des Deutschen
Kaisers „ein Freund" von Terrainspekulanten ist, die mit gefälschten
Unterschriften auf erschwindelten Briefbogen arbeiten, und daß er in

ihrem Interesse die Entschließung seines Herrn „klug" leitet? Die
Grunewaldspekulation eine „großgedachte" Sache? Der moderne Held
hat allerdings die Unverfrorenheit, dem deutschen Reichskanzler Etwas
davon vorzudeklamiren; aber sobald er allein ist, fällt die Maske:
„Dafz man ihm dabei in seine Karten blicken und das Bombengeschäft
in der Sache wittern würde, war nicht zu fürchten."
Die Entgegnung giebt mir aber willkommenen Anlaß zu einer
nothwendigen Ergänzung. Voraussetzung der ungeheuren Preissteige»
rung unsres Großstadtbodens sind die siegreichen Kriege von 1866 und
1870 gewesen. Unser alter Adolph Wagner hat diesen Zusammen»
hang ergreifend in seiner berühmten Rede „Wohnungnoth und städtische
Bodenfrage" geschildert. In Meißners „Kulturgemälde" darf natür»
lich auch einer jener Soldaten, die auf den Schlachtfeldern Böhmens
und Frankreichs gefochten haben, nicht fehlen. Mit feinem Takt läßt
Meißner ihn den Namen „Korilla" führen. Man höre nun, wie dieser
deutsche Krieger vor seinen Freunden seine Soldatenehre bewerthet.
Als er einst Billetkontroleur am Waterlootheater gewesen, sei er eines
Abends etwas zu früh gekommen. „Unser Direkter, der dicke Bäckler,
rennt wie'n jereizter Bulle den Korridor immer nff un ab. Jedesmal,
wenn er dabei an mir vorbeikommt, jlupscht er mir an, det mir schwul
wird. Mit Eens bleibt er vor mir stehen, kiekt mir so recht jiftig an
und meent: ‚Korilla/ sagt er, ‚mir is heute 'ne Laus über de Leber je»
loofen; an irgendeenen muß ick meinen Zorn loslassen. Sie haben so'n
Backpfeifenjesicht, Korilla; kann ick Ihnen vor'n Dhaler Eene runter»
hauen?' Ich denke, mir soll der Affe lausen, wie ick det höre. ‚Herr
Direkter/ sage ick stramm, ‚mir 'ne Ohrfeije jeden lassen? Ick bin je»
dienter Soldat und det muß ick mir 'ne Viertelstunde überlejen.'
‚Ueberlejen Sie sich det, Korilla/ sagte der Olle, ‚aber 'n Bisken fix, det
Theater fängt jleich an/ Denn jeht er wieder uff und ab und schielt
immer nach mir, det ick mir schwul denke, Den kommste nich mehr weg.
‚Nu?' fragt er nach 'ne Welle. >Herr Direkter/ sag ick, ‚det is nu allens
janz schön; aber ick bin'n jedienter Soldat un Iefreiter bei die Kisten»
artillerie jewesen un habe zwee Feldzüje mitjemacht; nee, det jeht mer
sozusagen jejen meine Soldatenehre, — wenigstens aber müssen Se mir
schonst zwee Dhaler davor jeden.' ‚Na, daruff soll 't mir nich ankom-
men', facht er, holt sein Portofölch raus, nimmt zwee harte Dhaler in
de Hand und meent janz jiftig: ‚Det sag' ick Ihnen aber, Korilla, bei
zwee Dhaler dürfen Se nich mit de Wimper zucken, sonst kriejen Se
uff de andere Seite ooch noch eene rinjehauen.' Eh' ick mirt nu ver»
sehe, habe ick links 'n Ding int Iesichte hängen, det mir braun un blau
vor de Oogen wird un ick denke, Ostern und Pfingsten fällt uff eenen
Dag. Kaum fühl' ick, det er mir die Dhaler in die Hand drückt, da
schießt mer ooch schon die rote Suppe aus de Reese." Mich sollte es
nicht wundern, wenn Leitartikelschreiber der französischen oder eng»
tischen chauvinistischen Presse ihren Lesern das Wesen deutscher Sol»
datenehre einmal nach diesem Roman schilderten. AdolfDamaschke.
5«

> Ein Brief.
Am neunzehnten März hat Herr Karl Ientsch hier (unter dem
Titel „Gegen Darwin") einen Artikel veröffentlicht, über dessen Echo
er jetzt schreibt:
Verehrter Herr Harden!
chade, daß Raumverhältnisse Sie genöthigt haben, meinsm Artikel
„Gegen Darwin" den Kopf abzuhacken; der „Haß gegen die Bibel"
macht so, gleich Hegels Absolutem, den Eindruck des aus der Pistole
Geschossenen. Ich hatte an einen Ausspruch von Döllingers Intimus,
Heinrich Reusch, erinnert: Herr Karl Vogt will die Weißen und die
schwarzen Menschen nicht von einem Ahnen abstammen lassen, nicht
aus Haß gegen die Schwarzen, sondern aus Haß gegen die Bibel; da-
für giebt er den Menschen und den Affen den selben Stammvater,
nicht aus Liebe zu den Affen, sondern wiederum nur aus Haß gegen
die Bibel. Mit diesem Diktum, bemerkte ich, sei ein großer Theil (nicht
allein der modernen Wissenschaft, sondern auch) der modernen Politik
charakterisirt; und daran schloß sich der Satz: dieser Haß gegen die
Bibel sei ursprünglich Haß gegen die Klerisei gewesen. Der Aufsatz hat
mir einige interessante Zuschriften nnd Sendungen eingetragen. Aus
dem langen, sehr scharfsinnigen Schreiben des Herrn Matwici Iwano-
wich in Prag verdient Zweierlei hervorgehoben zu werden. Er sagt,
daß uns die Annahme eines persönlichen Gottes eben so wenig zur
Entschleierung des Geheimnisses des Daseins verhelfe wie die physi-
kalischen Hypothesen der Schwerkraft und der Gravitation; daß sich die
Vorstellung eines ewigen Gottes mit der einer Schöpfung, also eines
in der Zeit sich ereignenden Aktes, nicht vereinigen lasse; daß freilich
auch die Annahme eines ewigen Weltprozesses zu der Folgerung nö-
thige, Das, was wir jetzt geschehen sehen, müsse eigentlich schon längst
abgelaufen sein, daß es darum überhaupt keinen Sinn habe, zu fragen,
wie es zugehe, daß Etwas da ist und daß die Dinge so und nicht anders
sind. Die Welt ist da, nehmt sie, wie sie ist, Punktum! Darauf ist zu
erwidern: Das ist Nietzsches Standpunkt, von dem ich gesagt habe, er
sei berechtigt, aber nicht für Jedermann passend; von Entschleierung
des Geheimnisses des Daseins könne keine Rede sein; hier handle sichs
nur um Hypothesen, welche die Erscheinungen und die Weltbegeben-
heiten zu einer den Kausalitätstrieb, das Gemüth und die praktischen
Bedürfnisse befriedigenden Weltanschauung verknüpfen; die Vorstel-
lungen „Zeit" und „Ewigkeit" seien beide nothwendig, noch keinem
Menschen aber sei gelungen und keinem könne je gelingen, die Zeit in
die Ewigkeit einzufügen (Nietzsche hat die Schwierigkeit mit dem der
alten Philosophie entlehnten gräulichen Gedanken der ewigen Wieder-
ke^r^u losen versucht); endlich, daß der scharfsinnige Kant die Schöp-

fung der Welt durch Gott vertheidigt hat. (Arnolots gesammelte Schriften Band V, Kritische Exkurse im Gebiete der Kantforschung, bei Bruno Cassirer in Berlin, 1909, Seite 112.) Das Schweinebeispiel des Grafen Arnim findet Herr Iwanowich zu graß. Ich gestehe gern zu, daß es sehr anfechtbar ist. Ich habe es nur dazu benützt, auf eine recht drastische Weise die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen; die Stichhaltigkeit der gesammten Beweisführung des Grafen hängt nicht davon ab, ob sein Einfall gelungen oder mißlungen ist. Experimente mit Iuchtthieren, meint Herr Iwanowich, könnten überhaupt gegen Malthus nichts beweisen; „aber jede Millionenstadt Europas, in der täglich mindestens zwei Menschen Hungers sterben, ist ein Beweis für das Gesetz der Zuchtwahl, da die Weltstadt trotz ganzen Hekatomben Untergegangener (nicht vielmehr im Sinne des Malthusianismus eben durch diese Vernichtung?) die beste Zuchtstätte des Menschengeschlechts ist." Nein: Das ist sie nicht. Sie würde vielmehr aussterben, wenn ihr die Dörfer und die Kleinstädte nicht fortwährend frisches Futter für ihren Menschenfraß lieferten. Die Auslese, die sich in der Großstadt vollzieht, hat mit Züchtung nnd Darwinismus (um diesen, nicht um den Malthusianismus, handelt es sich in des Grafen Buch) nicht das Mindeste zu schaffen. Sie besteht darin, daß der hier verschärfte Konkurrenzkampf solche Individuen vernichtet, die sich noch hätten über Wasser halten können, wenn sie daheim geblieben wären, wo sie von Familie, Nachbarschaft, Freundschaft, Gemeinde gestützt worden wären; daß dagegen die von der Natur gut Ausgerüsteten höher steigen, als sie daheim hätten steigen können, weil der Konkurrenzkampf sie zwingt und die tausenderlei Hilfsmittel der Großstadt ihnen ermöglichen, alle ihre Anlagen zu entfalten und alle ihre Kräfte aufs Aeußerste anzuspannen. Aber gezüchtet wird nichts. Der emporgekommene Großkaufmann zeugt nicht einen ganzen Stammbaum geschäftlicher Genies, sondern meist nur Verzehrer des von ihm gesammelten Vermögens; Dynastien wie die Fugger, die Rothschilds sind selten. Die politischen Dynastien sind zahlreicher, aber ihre Glieder sind meist nicht genial, sondern nur Menschen mittlerer Tüchtigkeit; nnd nicht in der Großstadtluft, sondern auf ihren Landgütern sind die Hohenzollern herangereift (Großstadtluft heutiger Art hat nicht einmal Friedrich der Zweite, geschweige denn der Große Kurfürst geathmet), wie sich denn überhaupt die Familien der Landedelleute und der Bauern am Besten und Längsten erhalten. Die wissenschaftlichen und künstlerischen Genies aber zeugen nicht wieder Genies bis ins tausendste Glied, sondern im besten Fall anständige Mittelmäßigkeiten und manchmal Trottel; nicht wenige bleiben ledig. Uebrigens sind von den bekannten Großgeistern die meisten nicht aus Großstädten, sondern aus Dörfern oder Kleinstädten hervorgegangen. Nnd gelänge der Großstadt einmal die Züchtung einer Dynastie großer Forscher, Maler oder Poeten, so würde die doch nur eine besonders feine Spielart des Kom« säpisns I^inns, keine neue Thierart sein, also für Darwin gar nichts beweisen.

Herr osnä. zur. Otto Halpert in Breslau schreibt mir, was der Graf
Arnim sage, sei schon in dem Werke „Person und Sache, System der
philosophischen Weltanschauung" vom Professor der Psychologie
William Stern in Breslau enthalten. Herr Halpert empfiehlt mir
dieses Werk, das ich noch nicht kenne, als „die konsequenteste ^gelun-
genste?^ Versöhnung der alten Weltanschauung mit der neuen". Ich
werde nicht versäumen, das Werk zu studiren, sobald ich die Zeit dazu
finde. Ein gründlicher Kenner Spaniens, Herr Professor Dr. Rudolf
Leonhard in München, schickt mir sein Ouellenwerk „Agrarpolitik und
Agrarreform in Spanien unter Karl dem Dritten" (München, I.
Schweitzer Verlag, 1909), über das ich an einem anderen Ort zu be-
richten gedenke. Eine anonyme fromme Seele endlich hat aus dem
Aufsatz die Hoffnung geschöpft, daß ich in den Schoß der Katholischen
Kirche zurückkehren werde. Die Kirche Christi habe ich, wie Jeder, der
mein Leben kennt, weiß, niemals verlassen; die von irgendeiner Ortho-
doxie gesteckten Grenzpfähle beachte ich nicht.
Mit besten Grüßen bin ich
Neiße. Ihr ergebenster Karl Ientsch.
<?45>

lebten die Kohlen- und Eisenwerke von der Konjunktur.
Wöö Heute ziehen sie die Blicke auf sich, wenn neue Aktien ausgegeben
werden und ein Star mitwirkt. Einer der hellsten Sterne heißt Hugo
Stinnes. Für Einen, der im Jahr 1870 geboren wurde, hat er aller
Achtung Werthes geleistet. Die kleine Stadt Mülheim an der Ruhr
ist seine und Thyssens Heimath. Zweier Männer, auf die wir stolz
sein dürfen. August Thyssen scheint sich wieder ganz wohl zu fühlen.
Neulich wurde sein Name mit dem genial angelegten Plan eines Gas-
trusts in Verbindung gebracht. Und Stinnes interessirte wieder ein-
mal als Vorsitzender des Aufsichtrathes der Deutsch-Luxemburgischen
Bergwerkgesellschaft. Dieser Mann konnte, wie ein Veilchen, im Ver-
borgenen blühen; wenn er wollte. Die Rhederfirma Matthias Stin-
nes, der er bis ins zweiundzwanzigste Lebensjahr als Prokurist an-
gehörte, hätte ihm ruhiges Glück gewährt; auch die Stinneszechen
wären im Stillen zu leiten gewesen. Deutsch-Luxemburg aber lebt
nicht leise. Erst sorgte Dernburg dafür, daß man von ihm sprach; jetzt
kann Stinnes, der eigentliche Leiter der Gesellschaft, sich den Augen
nicht verbergen. Der September 1908 brachte die Verbindung mit
Luise Tiefbau. Das Aktienkapital wurde von 24 auf Millionen
erhöht und eine Anleihe von 8 Millionen aufgenommen. Die neuen

Mittel dienten zum'Erwerb der Zeche Luise Tiefbau und zur Ab»
stoßung von rund 20 Millionen Mark Bankschulden. Hugo Stinnes
wurde seine Tiefbauaktien los; aber Deutsch»Lux hatte nicht viel davon
und man fragte: „Muß Luxemburg fich eine Last neuer Papiere auf-
bürden, um das nicht sehr verlockende dortmunder Bergwerk zu er»
werben?" Doch die Verbreiterung der Kohlenbasis von Deutsch»Lux,
die Vermehrung seiner Koksproduktion, der zu erwartende günstige
Einfluß auf die Noheisenherstellung: die Sache war schnell fertig.
Ein Jahr danach wurde das Aktienkapital von Deutsch-Lux wieder
um 8 (auf 50) Millionen erhöht. Dieses war der zweite Streich; doch
der dritte folgt sogleich. Am neunzehnten März wurde der Beschluß
verkündet, das Grundkapital der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerk»
gesellschaft um 13 (auf 65) Millionen zu erhöhen. Zweck der Uebung:
Erwerb der Hälfte des Kapitals der Saar» und Moselbergwerkgesell»
schaft in Karlingen; Ankauf von 1000 Kuxen der Gewerkschaft Kaiser
Friedrich in Varop; Verwerthung von Erzkonzessionen im In» und
Ausland. ?Iau6it«, ainic-i! Die Saar» und Moselgesellschaft ist noch
interessanter als Luise Tiefbau. Ein Unternehmen, das seit zehn
Jahren keine Dividenden mehr gezahlt und einen erfolglosen Sani»
rungversuch hinter sich hat. Die Gesellschaft wurde um die Jahr»
hundertwende von Thyssen, Stinnes und der Dresdener Bank ger»
manisirt. Bis dahin war sie eine gut französische Lothringerin, die
über einen ausgedehnten Besitz von Kohlenfeldern verfügte. Die
„Ueberleitung" von 10 Millionen des 21 Millionen betragenden,
Aktienkapitals auf Deutsch°Luxemburg wird den Aktionären keinen
allzu heftigen Trennungschmerz bereiten. Deutsch»Lux zahlt für IN
Millionen Saar» und Wofelaktien volle 10 Millionen eigener Aktien.
Das heißt: Der Kaufpreis beträgt 212 Prozent weniger 12 Prozent (da
die Dividendenberechtigung der neuen Aktien am ersten Juli 1911 be»
ginnt, also zweimal je 10 Prozent minus je tz Prozent Stückzinsen
abzuziehen sind, wenn Deutsch»Lux noch zweimal IN Prozent Dividende
giebt), also rund 200 Prozent. Die Saar» und Woselaktie wird nicht
notirt; ihr Kurswerth ist deshalb nicht leicht zu berechnen. Daß er
die Parigrenze nicht weit überschreitet (die Jungen Aktien der letzten
Emission wurden zu 102 den Aktionären angeboten), beweisen die Er-
träge des Unternehmens. Für ein solches Papier werden 200 Prozent
gezahlt. Wer über den Erwerb von Luise Tiefbau schalt, muß gestchen,
daß er zu früh die Grenze des Möglichen erreicht glaubte. Luise stand
damals auf 102, Deutsch-Lux auf 158. Für 3000 Mark Tiefbau gabs
2000 Mark Deutsch°Lux, für 3006 Mark also 3160. Heute giebts 1000
Mark für 2000. Meinen die Manager, daß nach der Verwä/serung des
Kapitals Deutsch-Luxemburg schließlich wieder auf 100 kommen wird?
Den Aktionären wird erzählt, daß die Verbindung mit der Saar»
und Moselgesellschaft eine Frachtersparniß von V/2 Mark für die
Tonne ermöglicht und daß die Uebernahme der anderen Hälfte des
Aktienkapitals durch die Firma Thyssen K Co. die gute Qualität des

Geschäftes verbürgt. Doch wenn Thyssen beschließt, seinen Besitz an
Saar» und Moselaktien abzurunden, so hat er gewiß seine Privat-
gründe. Die Gewerkschaft Deutscher Kaiser (Thyssen) ist mit Deutsch-
Lux nicht identisch. Die Aktionäre stehen vor einem täit »«eompli und
müssen sich der Autorität beugen. Ists erlaubt, den Kopf zu schütteln?
Deutsch-Lux hat vom ersten Juli 1911 an ein Aktienkapital von W
Millionen und 33 Millionen fundirte Schulden, zusammen fast 100
Millionen, zu verzinsen. Wird es bei 10 Prozent Dividende bleiben?
Aus dem Erlös der 3Vs Millionen Mark Bar-Aktien werden der Ge-
sellschaft, unter der Voraussetzung eines Kurses von 200, etwa 6,S0
Millionen zufließen. Man sollte annehmen, daß damit der Bedarf an
disponiblen Mitteln für ein Weilchen gedeckt wäre.
Deutsch-Lux, Phoenix, Gelsenkirchen: Das sind die Schöpfungen
des Genies, von denen manchmal mehr gesprochen wird, als der Ge-
sundheit der Aktien gut ist. Der Bochumer Verein: da giebls keine
Sensationen. Nur einmal im Jahr steigt auch hier eine Rakete auf:
beim berühmten Diner nach der Generalversammlung, das die vbligate
Nachtischrede des Generaldirektors Baare bringt. Da hört man Etwas
über die Aussichten der nächsten Zeit. Der Bochumer Verein für Berg-
bau und Gußstahlfabrikation war in der Ausbeutung von Emission-
chancen bescheiden. Die Jagd nach dem Agio wurde hier nicht zur Lieb-
haberei. Die Ausgabe neuer Aktien wirkt denn auch als Ueberraschung.
Allerdings gehts dabei knapp zu. Gut bürgerlich, ohne Protzenmenu.
Nach zehnjähriger Pause erhöht der Bochumer Verein sein Kapital
(um 4,80) auf 30 Millionen. Mit so niedriger Aktiensumme ist heute
kein Staat mehr zu machen. Nach der Neberschreitung der Hundert-
Millionengrenze ist man auch im Montangewerbe schon jenseits von
Gut und Böse. Was diesseits blieb, muß sich gefallen lassen, als
Außenseiter angesehen zu werden. Der Bochumer Verein könnte solche
Schätzung ertragen; der größte Teil der Aktien ist hier wirklich in
„festen" Händen. Die Familie Baare sorgt für ein sicheres Fundament,
Alle Finanzgeschäfte werden von dem Schicksal des Eisen- und
Kohlenmarktes determinirt. Man hört noch nicht viel Aufmunterndes.
Das Kohlensyndikat hat zwar die Ausfuhrvergütung auf Roheisen vom
ersten April ab gekündigt. Das ist aber nur ein platonischer Beweis
für die Hebung des Absatzes im Eisengewerbe. Vielleicht gar nur ein
taktisches Mittel, um gewisse Reibungen zwischen Westen und Osten
zu beseitigen. Da hat sich nämlich Einiges zugetragen, was auch ins
Kapitel von der Individualleistung gehört. Das Eisenwerk Kraft in
Kratzwiek bei Stettin, die Hochburg des gewaltigen Shndikatgegners
Henckel-Donnersmarck, hat sich dem Oberschlesischen Roheisenshndikat
angeschlossen, das sich nun in ein Ostdeutsches Syndikat umwandelt.
Henckel ist der Vernichter des Rheinisch-Westfälischen Roheiscnsyndi-
kats. Er schuf das trotzige Kraftwerk an der Wasserkante, gewann sich
als zweite Operationbasis die Niederrheinische Hütte und wurde der
größte Outsider. Das Kohlensyndikat mußte sich ihm beugen! und die

Reorganisation der Roheisenerzeugung in Rheinland-Westfalen war
unmöglich, so lange der Kraftfürst sich der Einigung widerfetzte. Der
Westen hat ohne Syndikat keine besseren Geschäfte gemacht als mit
dem mangelhaften Kartell, dem das Kraftwerk den Gnadenstoß gab.
Ein neuer Zusammenschluß wurde von vielen Seiten gewünscht, war
aber undenkbar, wenn der Fürst nicht mitthat. Nun hat sich die Si»
tuation geändert. Das Kraftwerk (und nach ihm das Hochofenwerk
Lübeck, das sich als Outsider auch unangenehm bemerkbar machte) hat
sich einem Syndikat angeschlossen; aber nicht im Westen, sondern im
Osten. Fürst Donnersmarck bleibt der Fahne der Oberschlesier treu;
leiht ihnen sogar seinen starken Arm zum Kampf gegen den Westen.
Der Osten war einem Wettkampf mit dem westfälischen Rivalen nicht
gewachsen. Der sitzt im Fett, hat die großen Wasserstraßen und potente
Abnehmer. Den Leuten im Osten gehts nicht so gut. Rußland und
Oesterreich sind Märkte, auf die nicht immer zu zählen ist. Wies trifft:
mal so, mal anders. Meist aber anders. Und nach dem Westen und
darüber hinaus sind die Transportkosten zu hoch. Aus dem Mund
oberschlesischer Eisenleute hört man selten ein frohes Wort, Hilger von
der Laurahütte und Rthemann von Georg Giesches Erben zerstörten
jeden Keim einer neuen Hoffnung. Geheimrath Uthemann erklärte
klipp nnd klar, der oberschlesischen Montanindustrie gehe es viel
schlechter, als die „weite Öffentlichkeit wisse oder überhaupt nur wissen
wolle". Nun ist das Ostdeutsche Roheisenshndikat mit dem Kraftwerk
und dem Hochofenwerk Lübeck geschaffen und bietet Oberschlesien die
Möglichkeit, sich den Westfalen endlich in starker Rüstung zu zeigen.
Durch Stettin und Lübeck ist eine Verbindung mit der See und eine
Passage nach dem Westen gesichert. Aus zwei gewichtigen Konkur»
renten sind Mitkämpfer geworden; und schon die Beseitigung der Geg»
nerschaft bietet den Oestlichen einen Vortheil. Guido Henckel ließ sich
natürlich nicht nur von den Gefühlen der Landsmannschaft leiten, als
er seine Freiheit dem Oberschlesischen Roheisenshndikat zum Opfer
brachte. Er schaffte sich selbst einen kräftigen Rückhalt, ohne den ihm
vielleicht auf die Dauer doch nicht geglückt wäre, seine spienäig iüolätion
im Westen aufrechtzuerhalten. Wie werden die westlichen Werke sich
zu dem Ostdeutschen Syndikat stellen? Werden sie eine Verständigung
mit ihm suchen und die Schaffung eines gemeinsamen deutschen Roh»
eisenshndikats ermöglichen oder, zur Abwehr, ein neues rheinisch°west°
fälisches Kartell bilden? Die Montanindustrie bleibt im Wirbel neuer
Probleme. Noch immer fehlt die bündige Beantwortung der Kartell»
frage; und auf die Einzelleistung können es höchstens die stärksten
Potenzen ankommen lassen. Irgendwo muß dem Anlagekapital eine
neue Quelle anständiger Zinsen gefunden werden; und viele Montan»
gesellschaften können auf die Entdeckung nicht allzu lange mehr warten.
Lado n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag
der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Sarleb S. m. b, g, in Berlin.

XV. Saison
X V. Saison
rägliek 7 /2 vkr: lZrolZe U»l»»Vor»t«»UNLl
>M- Dompteur NenrleKse» mit seinen 1l> vilcken Mixern. — M«I tlrlx»(lrl?«rx»
drei Linkern. VorküKren »ncl Reiten 6er besten ScKuI-, ?reikeits- nn<Z Springvkerde,
Die russiscne sensationelle psntoinlnie I^^D^^A!
Sonntsj? 2 VorstsIIunzzen Z»/? ung 7^2 I^nr."
Die Lonne scne!nt, Lie brsucken neue ?rük^skrs Ltieiel.
^ordern Sie X'usterbuOk II.
HinKeiispreis . . . >l. 12.50
LcKudges. m, b. H,, öerlln.
2entr»Ie:
öerliv W 8, k>ieölienstr. 182,
IZssel — ^Viev I — TüricK

be«irl<t pnvsiologiscne Oxvlisiion der im Körper angesammelten Lrmüoungstoxine, regt die llevedsstmun^ an, oaker nie von ersten KiiniKern erhielten Lrtoige bei Liofiwccnse,, senget gratis aas (Zrggnolriergpeutisc^ne Instilut I^rof. vr. v. poeKI Sönne <St. Petersbürg), äbt. Oeutscnisna Serlin 8^V. S»u. Sitte stets Original .poeni« ?u koroern.
verdankt sein IZenominee
seiner Kervorrs^encien (Zuslitst un6 SeKSnirnIicKIceit.
Oontmental
bsstsr
?neumatic

Zr. 28.
9. Bpril !910.
— Die Zukunft.
LeslinerIlleklerinieigeli
Mropol-3Ke2ter.
Die grosse Aevue!
V. vir. Hieb, sobulti! "ian-e V, Willi Li»bon!
!lläliz-3Ke2ter.
vre«6ener»tr. 72/73,
lÄIlieb-
Mml!
>nvlt»t!

Operette in 3 eilten von ?or<!e«8 Nilo
uu6 Illban,
fsieariolizt!'. >L5. U»!lS LeKsensts.
I3gl. «1-2 Uns >l<2Mz.
vir. I?u6c»1pK ^Iel8ori
llzz neue Programm
fsill llrünbaum, Ineo Xösnes etll.
^>»KÄ«>«Ä Lslii-enztr. 55 5?
^«unlUN». 2unn««<»?. 8onn»ben6.

III, 8erie 6e» UerrnleI6.0vKl»»l
Die lieillen Linlleltianll8.
Die Urlg.Xl2lirla8p2l'tl6
H,ntanß 8 Ubr, Vorverkauf 11-2 IIKi.
Xleine5 3K?2ter.
?fel»»», 8,^pril:
5»NN2»e«<>, 9, „
z»n»t»g, 1U. „
Monlll«, II, „
5«nnt»g, 6, IN, änril, naobm. 3 Hbr: «orul.
Iiüxmuz
lleuu lüleMen-llientel'
I'aFe »iebe ^nzeblassLäule.
VicforiaOafe
Sinter äen I^in^en 46
Ll-öLtL8 Lgfe ller Ne8!llen2
>N ^NI>ÄNl>
6ureb ,.!«»r»" Lerün W., I^!n!c«tr»»«« y
<?ot«6. I>lat2>. lel. 6a, 1884», <ll»lcr«t, I^oß!«
ma»»iß, lcelne 8eb>vierißK., reclitzziUItl? in
I»°!lNl>N»7nIlNN^ls Vom 2«eiten «Huartal 6. ^. ad ersebeint im I^rauenve, lasse
s»«ll»!i» «>U«V»»)>. unter 6em 1ite> ^I'rauen XuKunN", in einem Umtanze von 7U
bi« IM Leiten im «Quartformat, eine vornebme literari^cb ^vi«8en8ebattliel,e Nonat»
»obritt, 6ie alle Xulturprodleme 6er ?raueufr»ße im v>eite»ten 8inne umla»«en »oll.
Die Leitsenrilt v^!r6 im 8tile einer Aromen internationalen Nevue ßeuaiten »ein. 8ie
v,ir6 >vi««en8onattU«ne, beiletriztisene un6 eL5avi«ti«cne Ijeiträße enthalten. 8ie eiiblt
2u ibren Mitarbeitern 6ie bebten I^amen 6er »onönen »n6 6er ^vizzeuLobaltlienen
Literatur I»euweb!an6« un6 6e» Hu»lan6e», Nanuer ^vie brauen, Inre Mitarbeit babeu
u, a, 2UFe»aFt: Leurz Lran6e«, I,il^ Uraun, v^ear NwaI6, Hu^u»t I'orel, I,u6M>ß Leiter,
Hellmutb von Nerlaeb, Lsrnbar6 Xellermnnn, llral Hermann Xev»erlinss, ^osel üonler,
?aul I,aban6. Xarl Lamoreobt, Xonra6 l.anße, 8amuel I.ublin»Ki, Ilo«a Ha>re6er,
liiedarcl !^I, Clever, Ilodert Nienei», Oda Niberff, ünäa No>ia, Helene 8imon, VVerner
8omdart, ?ran2 8taudinßer, Luä^iß stein, ?er6inan6 lunnie», Xitreil VierKanclt,
^akud V?a«»ermann, I,eopuloo Vfie»e, I>eon Xeitlin ,I>ie XeitsnKrilt i»t Kein Nr^an 6er
I'ranende^vezunß, 8on6ern «ie v,i>I uem freien Le>lanlcenau8tau8en aller Kranen un<I
Uänner llienen, ciie in literari^ener oder v,i88en8el>altl!cner ?orm I^eue» unä lü^eue«
Der neuti^en Xummer liefen 2 I>ro«sieKte de!, un<I 2^ar von 6er I'irrn»
üder 6a» in 6ie«em Verlaß »neben er««bieneue Werk ,,p!nut> «li« Lenre vom Ulüelc",
<z«mmi«,«r!« vb««pre« kl. in. b. «. in N«rlln »«. 4.
Wir «mnteklen bei6e Prospekte 6er aufmerksamen Leaebtunz uuserer
werten I,e«er.

"-3^5
I.«itunz
Heule «Nil lul^euäe l'a^e:
"läzlick ^benäs 8V2 l-1Kr
Hu Klin- unll keiellllgen llllcllmittllgl von 5-7 lllir.
Unt«»» ll«n ll.ln«l«n 27 (neben (üals Lauer).
v!« z»i!i» >»el>t ^«ötlne^.
Xün«tler » Doppel» Konl«lt«.
i
2orIiiKvr URS?H!a,3t.
ß
z Von 10 Ubi niNlssen» dl» 12 I7Kr naelit» ^eüssnet.
Zllro88e8 Ilonxert. ^benciz 9u. 10 Ulir: 6ra88«8 Luu8tl»ul«n. z
^ !» lt»««l> 8»»! ^Nllbeuäüeli 10 Uw: ll^lll<illl^1'. 82»!p!atl «. 2.-. Z

Kr. 28.
9. Dpril 1910.
z<» Zukunft. —
>»»'
7 «» »»> Legen
^ llnien uüer Ntt, Lolä.V
»ziwel-, Nllen!,!«. uns Nupleluałen,',
> Lwinmoplüine, Muz!!>en, op!!«c!>e Nl-
!!Ke>, leine Ueileiuoleil, lloller elc.
I Neu«5 prelzbuck zraül uns Illln!«!.
Llllu H Lo.. lielp2lg212
> vettl«zll!in!ll <ler meklen lle>
^^ omlen velblnile. ^^^
^Nu!<!»elllilen2 3ll!!«^
L«llln!!e.
l^M^I^IMssH
/lp?/lltNir
Uis.l2ubel.V/ie5b2äen ^
l.e<le<'«»«lenllei5r2lli!<el /
iVlerZllellNllNlfenille
LeleueNlun^^Küi'pe»'
„ferzbin"-tzan3l2mpen

n,«, r,
unä v, n, (;, N,
51
17
L!-LNN8lUNllLN
uniiiilellisiilliei!
Kelelei>lN«!e!l!<«,!
»2Ml»urg 2s, Neuei^Hll 35,
slllll lull!!»»!«' """" r»,!«cI,!,I«!>I„U5.
UUIU.Inlülülll!. 5lel!un«fs»nk!us»Ü.M.!<!«,.

?!>l»l>»«»>>> i»t 2!>ltli«l> «n,stf»l>!«n in r»lm von:
PN0^l-3l^l
?!°c>i>2««!!! - »3mo^!>»!^«> - ?«stso!>»»

!Ne>,l)2cl>tungen ^rmiUeluligel! in Zllen Vei'l!'3llen55IcIien.!
kibttsngszellzctiait iür Srun6l)L5it2-
^,mt VI, 6095 veiwsltUNg ^t VI, 6095
7elrain5 :: 82U5tel!en :: ftrieüierungen
l.ll.ll.llW!Ilellen. Nllugellller. liednute lilunllMclle
Lld6l (16? H0116
„v»5 t»!I»t« üuell <l«l ^eltlitOllltur« ete,
ueünt äie I>rs«8e <l.!. H°»t««!>« Hu»^»be v.
De»» llexenli^mmel»
vell, V. H»«, 8l»-«nzl«>- u, Ueill^, luztltor!«,
1489Illtüin. el»ot>ieuen, ZL,1e ?!»<! Leiten, !>r,
l<! «.. ss«K. L4 »l, lüi!?,«!» Kiiu«, I. «U, ß«!>,
7,25N. II.8^.,8ed.9,euzi,,II1, 8^1, ße!>, 7.2,', »l,
„lullte H>i»ßiedu!'tmei!8ei>!,>Va>!,ivvilxe,',,
n>eu«cdl, Liau^ninlleit! Xiei,w "lnlleru!,
llw äiez« Nl^ü!>iunz;eii v, Hexen, leuln! u,
Hdei ßl»ud,! I5n>t >Ioen ein « l » t!i! 2 « »i z;« «
»llt«>!F«zrl>!<:!>tI, ^Ver^eu ßr^ti» Ircn,
ll, »»l»<!»rs, !l«ll!i! 'V. 3ll,
5cllrijtztellern
bietet »ien vnrtniüi, Neie^enKelt üui
piivIilMii inlLl seilen in LuMlin.
^»men. sin slün im Kuweit „nbeciünm liiliien. 8,cK ,-IIx'?
'«lesslInt, moäe^olecdt unä Hocli nd^niut ^e^uni! !c!oii!en
^nUen, ti-üxen „«»i^^ii-il". 8„5oll^','3 >V»!!!dei,!i^t>
Voi-lU^l, «IM im NUcKen. >Ia,UN, <3orH<!„>,a!lor, VüIIi^
lloie >tll>ui!3 uuil Lev>'eFuuss, ^Icss^i,,«?, «c!,!i>i>Kn I^^ur,!
I^Ur ioäün gpoi-t ss!>eissn«l, I^lir !<>,6elli!n und !n,ri,u!>>,Ne
D2M0I» 5peri2l-!^>>,'<>°!>. Aiuuti-, ÜKüictiüi« unc! /^ui^linll ^

t,i>«e.e de^wnwn ven»«»ÄNl3elli3l'LN
',? l««t «üen «!«««<!! z,äl«en ^
100Leiüssel Kitt^Un^Xu,3I!2,I!!>><! v,,n li,,8 ^,i>i!>i u»>> >,„„!>,>.

Dr. 28.
t». Mil !9l0.
— Die ZuKunst.
»aller u. »eilllllllllllen.
)lol»en!lonnej 2. lll».
piüebtiße 1,118« im 5!ede»«eb!l«e. «ilde,
Klinül, Vollkommenste üureinriektuneen.
Pros, Ns Me!«»en. Illustrierte ?rospellt«
dureil die vlseü»«».
5
I^inrientß. Lr,Ilrlo!ss.I!nt2üeIi,en»ob.
1el,il5l H,rnt «llssel. Dl. lcn'onüllle^
iv»nz«lu«« Xur»n»t»!t ltltt«rL»t
p>i^Li!<2!iLcs,-c!iäteti8c:Iik s-leilmet^iocie
Wi<iwi-!<ul-eii — Das L«m?e ^Ä^r geöffnet
Dir!^. /^er^t«: Or. X. Lcnul^s, fl'Un«,': Ldiwar^velc. ll>'.!'!,!'l»!'ß«n».
zVilwiW von Ilmmermllnnzclie ltlllunz cueWill.

/.»nderinstitut, Itöntßenbestrilblunß, d^rsonv«dis»tinn, ueiib»r« Winterlult-
Illustriert« Prospekte trei, 2 perlte.
cdef2r t ll^. l.»el,e>!.^
Nl0fpN»UM
</»««,»'«»»
> mil^ezles form nl,ne 8psitie.
l)s. ssnmme, 8<el!ing<:n ,«^,m!>ur!,).
Mr Xr»n!<e <»ur,!i ulUlänerin«), !l«!l»n»»!e«<), u, krnlllunzztizlIUrNize. L«5<:lii', Xrl>n!<«ni»Ii!,
llilul illllülüllüll IlilWl. !ll!!Il! Illlll!«!!. llullllill! llülUViült.
3cKön5te t^aze 2l!l ^lsterbassin. I^uKizste» N2U8.
2iinill«i von I^arii 5,— all inclusiv« ^rüdstüoll, Leäisllllll^ nud
I^ickt. ^sleloll ill <1«n 2illliutzrll.
vie lißl. Laue- l^/i/4 ^»I«^l><» versebielit den neuen von der ßrapuisenen üunst»
direktion in l)UU v5IVl>>tI <jrueliHNstHlt von ^l, ^, >Veber ber^estellten pro-
snelit tlir äll» länr 13IN seit den Nsterleierlllßen unentzeltlieb »n Interessenten. Dr
ist reieblieb mit Liltern neuester ^usn<lbmen ilusßestllttet und ßiebt »u 6er Hand
dieser, «ie der dem ?rnsne!<t beißele^ten trefflielien Xarten von L»d I3Ister und
seiner Ilmzebunß ein Lil<> über die I,ilße des uuvergleieblieb sebönen Llldes, d»s irn
oberen Vngtlilnd« inmitten ineilenneiter, bis diebt lln nie Hiiuser des Orte» Ker»n-
reiebeuden Wildungen eingebettet ist. Der krosnekt und das rnit Ibin ^um Versand
Kommende Ver?,eiel,nis vonVVobnungen entblUt, in «bersiebtlielier^eise geordnet, «lies
XVissens'verte Ober dns dem 8!le!>s!seben 8tn«te gebüriß« L»6, so 6l»»z mlln sieb »n «er
Il!,,„I dieser 8e!,risten U!,er die einselibl^ißen Vernllitnisse »uls eiußebendste lu in-
s»r,niereu verm,lss, >Ver Interesse 5Ur Xatursebünneiten b»t, dem diene «ur XllebricKt,
di>ss irn oberen Vngttilnde ßegenvvürti!; die 8enneeueide in sobünster Llut« Stent,

9. gplil 1910.
— Zlie ZuKunst, —
Dl. 28.
lilllleui ^«o>>«r»I«d«i>,Lr»»»»««««!»,NnrßK,».,N«»»»»,U!!d««I«!!m, üouwoiirz»8.,
Mtte!üelll8elle?rivat »llnll, Illtiensse8oll8e«lzN
älltl«n!<»plt«l »>»»N«!0,— «»r!l.
ll n r 8 n r «.
^len 2,rl,, Z»rbv». rl„ L!3M2lK i,^Itm , Lur^b, Kl,, «Daibe» 8,, ^nemnil«, ve««»u, Asseln, rlilen-Kur^,!!i5en2cn,r,i5ieben,rlrlurt, sinzte^«?«Ide!>I,.I.,,r'l2n!<ennauzen<I<vlln,>,c<«rde!eLen, Uentnin, rlülberzt^dt, NÄ»e ü,3., rlelmstedt, Herzleid, tteltzted!, IIvesSLenolen, Kamen«, Xwelle i, ^>!M., d2u«en, Öecle^n, Öicnerzieden, OzterburL i,^ , ÖZtesvii'cK 2,14,, perlener^, (ZuedNndurL, ^an^es->>2u«en,5cnünebecK l,,^,, 8cnöninMN i, Nr,, Zednlt«, äondessiiauzen,Ztendai, l'snLernütte, 'langermünde, 4"nale », rl,, 4^orU2U, V/eim2r, Wernigerode 2, rl , >Vit!enberZ <Le«, rlaiie), V/iitendclge <L,?, Potsdam), Vl^olmirzledl <Ne«, iNügdeourg), Wurden i, 3i>, Kommndile in ^zcnersieden, ^»^»^^^ ^««lubrun^ »»er b»n!«l!«zel>»ltllcnen 1>»n»»!ltl<>iien. ^»»»»»^^

Ml«nl p«r 21. 0ei«>nl»«r 1903.
Vitien - ÜApitHl Amortisation»,
Oonto
ü»»>e
LlleKten
L2nKier^ut!ü»den
N«»tK»ul8eI<!I>^put!ieKe», , ,
Inveut^r
°«
.
I7686N9
4:!
824 400
»12
^
182 U8<l
184 130
Iü«U7
^!!
I2L827I
I
5,0
4 244 007
Ueninu-Voit,!^' N, 230902,30
»»tiunzllllte . 420 "NN-
H, i!N,!N,,^n
Ull«inn in 1909 ^ !90 22l,24
288 000
81N MU
20 879
12311
23» 890
30112«!84
! 24! 007,7?
N«rII<>, den 19. «Kl« 1810.

N^rienen anl Wertpapiere
Wertpapiere
Debitoren i, Illul, Ileennunz;
Nvpotnelisn »>>«Ussi, amort,
derl^sandurietedeztiiunit
«, 84373278,27, ...
?!i!iiße rlvpo!ke!ien«i„«en
,l,!,!k«>»Kn<!i3 «, I1«49,40>
Lllnli^edünde
,^I,
,'s
«33 498 22
l ««9 27U 25
I«4 0?« 80
I2N40««?2
492408 «0
82 787 578 27
8! «203 «2
248 473 9N
200 —
!
45z I»fandKrio5e (dav. lllili^'
N, I320U)
3"/»?6 l>sand!,,iese . . , ,
3>2°« rtnnd!>rie5e , . . .
rälii^e u, tiir >9U9 anteiüz;«
^«lonzteuer,Vortrug , , .
)I, ,pf
7 500 00» —
«i, «22 Nl
314 980 79
253 87412«
84 892 92
442 070 22
>
L8Ul»9NN —
1 98? 200 —
10 38« 200 —

«72 —
unter»! Ut«,in8«kond3
(?l2nddrieie der L!,»!:> .
84 828 22
724 422 80
2 137 20
I«> 297 02
32 000 —
«38 729 > 4
9ll«2«92j32 > 9IIU2«92 32
Ni« Dividende von b p^t. wt 8«86l> üinUeterunß der Vivi6si>c!e»«<:l>oin« Xu, 40
der Aktien üdsl««0 «. mit 2ü— «. ro«p. wo. «5 der Aktien über I2UU «. niit 72.— «.
von !>iu>« »t» »n »„»«ren !i»«»«u in W«!n,»r und »erlin, »o«ie »n den Ilurißen
deliHnnten Xi,KI«t«Iien ü,>I,!n,Tr, ^. . ..
Ne m»s. de» 30, «ürl I9IN, N'ü »»'«Iction.

Ul. 28.
9. gptil I9lN.
Di» Zukunft. —
vurmalZ X. 8cü>ei<!«m3N!lel
Lilllnl-Xonlll pes 3N. 8ep««mtie!' lW9
^.I^tiva
«,
1's
?»8»i V 2
KI
!''
<3!-ull<i«tü«Ke, <3«V,äuäs,
« U,K) UM
?2,!>lili u. Xontor Ninl. .
6 747 333
3!
548 400
56 984
Xl
8n«2!Ä,I liezervelunclL I , .
450 000
887
!«
3LUUUUU
ÜÄUtiuus-INeKwn , , . ,
28 814
3?
»3 215 8«icli Aktien äei
"Uli^twnen""" ^""^'
2 535194
263343
43
Xnln, üi 13 28« NUN — , .
2 947 838
3»
1890
Inäu«trie-Werts in ^Kt.
55 87U
40
90, ,630 9«
Uotuilißunss an <3e8«ll<:nlllt.
I 012 340
17,
242 800
49 050
2 533 55«
70
1785135
UU
««wwn , . . 1683 532,40
^V^lkll^ u, HateriHlvorr^ts
49 050
—
HbLenleinunF, 325 «I« 97
I 382 975
43
2 270 753
^,9
16 723824
32
16 723 324
3^

Lewiim- unll Vei>!u8tXon!» ps» 19l>8,09
8o11
Xüßsinein, 8pe»sn Xontu ,
Ltüuei-n unä Versionelunß,
likpnlHturen
^dsodi-eidnuL, 325 616 97
«L^inu , . . 1362975 43
»I.
5 915634
88
2?
20
17
17
676 419
16246?
169 870
1326
1688 592
40
8 814 309
88
n»l>«n
Hzio s,u» Leßsbuuß von
153 HKtien üu 200°/, . .
1?»ent und Äiet« , , . ,
58808/94

3 33« «45 9t
1530«!
«6 335
8 614309>88
Njs6sr6eutzctis LlinK
Q^ull^Äplwl 12 000000 16.
281, 282, 283, 284, 285
Dortmund.
liommÄNäitbanK.
üuzliilllung llller lNllllz8llnlllllclleinzcllIllgenllen<>«cllilNe
untss Kulanlen Leclmgungen, In5be8nuäeie:
LsöttnunL laulonclel' liecnnunzen mit unck onn« liseclit»
OKll^Ätinnon, «o^vie Leleinunx clerzelnel». ^nn«Kln« von
Lpar» u.<iiroelnl2Len. Krellitbriote lür In» U.^u5>»n<i8lel8en.
5liin<Uge ilettretung an ilen Inlluzttiebslzen
viizzelaoll. kz§en»^uns. Hannover uns ßambmg.
lllFuuss, — Unzer« I^Ni«,!« in l>»n»b5Ücll liotreidt:^I» 8peiillUtHt <Iie Hi-IeiÜFunF
»inerili2ni»cker kl!i«cIiaN3»nF«IeFonneIten «unio HuzulllilunZen in ^melikk.

9. g,lil l«10.
— Die ZuKunst.
Ul. 28.
«täncl u. 6eiensn3nK-(i!la-
Vseonsei Lsstanä
Le»t»ns an eigenen ^Vert-
Lutn»t>en bei Lunten und
LanKier»
Xiebt fällige üiniüKIunUen
veditolen
llebitoien tlll Hvüle
«, 9 301673,32
Leteilißun^en bei »noeieu
LlinKße»<:bälten
Immobilien: 2,> lle^ebältz-
Kiluzer «in»obl, Ninri^b-
wuß »büü^I. H. 381412,50
lüzl, ^1. 632297,1? Nvpo-
'^ pt
5 733169 «8
29 818268 37
13
9261425
7 718029
65 079739
3 883223 36
5223 54«
114 226591
4 097 668 57
36064 462 52
7 636 268
47
1 795 722 56
liezervelono»! Ü,i66?5«X> —
IlezervetouäsII „ 1345sW —
H,!lüepte
veno»iten »nl »eeb«nion»tiße
uu<i lüuzere üundlßuuz
N, 46067 286,4«
Neno»iten »ul Kuriere ii^Un-
äi^nn^ . , N, 15 992 590,19
Xreiiitoien
äv»Ie, . , , >!,« 301 673,32
lilleliLtlinsisse Vivic!en6en-
lieinßevrinn
95 000 000
18 020000
50 898 390
!>l
29
62 059876 65
57 871498 91
3 090
6 607 253
!W52U1U9!2l
1290 520 109^21
Hebe». Xi-eilil.
Velv?2ltunß3l/nKo«ten, , .
.^Kzcbreibunßen ». Debitoren
-^ ^
1983185"
609 721
228251
140 129
6 667 253
9 623 54M3
Nev^inn-Vortrü^ au« 1908 .
gewinn »ut ^Vei'touoieie u
5 602 530 58
3 21U03UW
705 294! 22
9 623540!«
Nie in 6el beuti^en lüeneralvei-zlliuinlunß leztßesetite llviciencle von ?»/» i»t
mit ll, 70,— lllr die Aktien » noiu, U 1000,— unÄ mit U, 35,— tllr die H,I^tieu ^ noin,
l! 500,— ßeßen NiniietelUNU <Ie» i>iviäenäen»eneine3 tUl 1909
!>«< <le» Zc»«««» <le»° Ne««ll«o/»n/t »» ^1»«/>«»> Onel«, 2»»«, Nu<le«l>«^</> ^s«««>i«<l,
<?»!>len«> I>nhe»'I><n'd»«/!> ^><i,«el<l»^/> ««linken, ^s««««> II.-6i»llb««/>, l^te^««»,
««»««/»«i<l, «<«l«/«l<i, H»c/»u»<> V»^l»»«n<l, «eoklin<,)»»««en, K7,^»»<n<ll, ««<«»>«.
b«i<l«^I»i^e^<io»<l»^ 2><«o<»»i»-<?«««ll«<!/»i/t i» ««7«», ^«lük/u»»« n. ^ll.> «^«n»sn,
Iloin« ,«»<l »^i««b»<le«, bei <le»» g»»KK»«»e velb»»««/?, De» <v <?». i« «e^ti»>
!>«< <le»n 2»n1c?i»»«« ^»»><l</ >D <?». <?. »n. b. ^, i» ^Ne^li», bei <le»» S«nK/»»«,,e
>/»!>, OKl<!/«e?»l»«g«^ 6. »». b. ^?. i» ^t»r/»e», bei <l«»n «n«K/«i««« II. >^. Z^o«/> H <?»,
>» ^»»»»K/«»»« ». II.< bei «len» ^l»^»»«»' g»«/i«e»e<» ili»»be»'>/> H'i«°/i»»' <b <?«ni^>.
N<«onnt»-l?««ell««/<a/l /4. ». <» Hla»n/l«i»» «»<l «l«»»«!» 6l«ei^»<eÄe^l<i««u«^c»,
d«< <l«> Dil»'««»»' «<l/,K <» ^>ll»°e>l u»<l «l«»»«» ^«>«,<,»!ie<le»'lu»«un3«« i» ^?u«K/>«f<e»
«n<l >/Ul<<:/l, hei <l«^ ^«o/l««eile»' ^»«^ i» ^««/»«>e«le»'> bei <ie^ H?«I>e««»^ ^^«<lit.
«onlc <» ^>y>e», bei <le»> ^»-«/el<<e^ SnnK i» Z^»-«/elll vom 3S. NÄ72 l»l» »b xanldlir,
8en«. »«nn.
^2«I,0N, äen 24. Null 1910,

ZII. 28.
9. gpril 19l0.
— Di« Zukunft,
aenes»! Ni!»ni »in 3! v««lnb«s ION»,
XongnNiÄlbeteillßxnzen
^V2l v«l,iwr°n ...'..,'. 'l^I.!, 2?6 4!4,3I
Vermögen <Ier in 1909 üdelnoinmeuen <3«»«l>iille .
, »I, 23 355 8^8,40
II541 814 94
8 62« »»4 5!»
5l 870 878 46
IN 049 121 47>
3055 998
64 244 629
82 690 444
5006 492
624 946
464 953
8 052 968
244 228 242
^V!ltienIi»pit»I
lie»ervelon<!«
XVHI« . .' .' .' .' . .' .' .' .' .' .' .' .' .' .' .' .' .' .' .' .'«',11276 411,31
Ileinßevrinu pro 1909
50 000000
5000 000
533 75?
37 930 67!
2149
278875
147 077161
8 406 127
45
39
244 228 242
tie^vlnn» uncl V«slu8t»«ontn »m 31. l)e««mder IlwN.
Debet,
5^ I)iv!äeu6« »u« »l, 2I000NNN,— Ni-e^ner Nl>n!iver«w-^Iitieu
3846 907
365000
1050 000
3 40612
8668 034
12
7?
89
e) NsssKtei!
51.
I02S
120
518 350
179 821
880 401
38 314
90
33
99
61
W
8 668 034
«°e<lebul?. 22, rebru»!- 1910.
Di» llil-oklion lloi' lVlitle!llsut8ol,on Psivat-Lanll,
89
8«!>ultl».

^ti«use8ßI!8LdMl.^p»!2ltillln^il.I)2cdde<l«ctiii!s?om.>I<>bzillle8^8«NLll.
Nilüni pro z>. veiemder ,yoy.
H.Ktiv«l:
^,
>^
?28»i v»:
^
^
13,0 322
55
2350 000
142375
5,!',
, 4^?linlit»!eu ^ulsikedn.
299 500
„ 4?i rrior,HuI,-Xii>»,.cw. .
2130
63115
'«
»4^ ?!-inr..HnI.-'rU8,-c:to. .
3900
1
550
1
560

1
„ Ile»ervelonä3'l!oiito . . .
285 NUN
1
„ 8pe«i»I llsservs^nnto . .
53551
93
16 692
^.,
"l!»lnl>ic> Oont«
31473
„ L^»tan<l»Ile8er?e Ounto .
325990
60 000
46 062
254145
<U
„ DeI!il«<1«ieOoiito ....
38 341
73
„ Oonto Loil.Lontu: <',»>>,. d.
218235
8?
L«»!iell . .°« 429 623.55
1383305
630100
„ lle^iuu- uu>i Verlust Ö»uta
630100
vebiwlen . . „ !1,',3<«2.0?
62
268681
,«
607053
2«
1481650
,',,',
4 484 «,'<«
,«

sll»nil»urz ^insrlkÄnizoue ?aoliett»!>rt Aktien,lle,>!<>II«<!!,llN,>
>>l!!>» «üüni >>or 31, »«?,<>«,!,<>!- 1909
Leteiüguuß »u anäeren (3s
«
184 220 NNO,—
8 3NN 99«, -
5Ü L»«2«Len, 94 I,ei«nter,
2» scliutsn, 3 Qetrsiäelieusr
l!runnde«it« u, Nucnbllutsn
8>Iter 8<jäu2nn. '.'.'.
«tllcke . , . .
tnek»r, I!e-
Uut«i 6en
landen 8,
Lerlin . . , .
tdekal, U«,
»I. 7SS5 0U0.'
3 5«ll «99,-
«, 2 25« 999, -
1208 09«,—
809 888! 45
84« ^28
29 583928 40
12 740100 99
38U9LU4 72
187 95« NU«
8 29? 720
2g« ««0
2N2U««N -
77« 823 59
4 185 90«
102««««-
Lrunubesitl u.
I«orällin°li!ill N. 12 «89159,91
»cdnei-unß „ 8499159,91
in Vsestinnnei!
XrdeitelLarllollen
»nbilill unä Neiäte
Malussen Üäl«i>
Ke«<HnH>
Uiverze lleditnres
kriont, .Anleine - I^mi«3i<>,>«,
Xonto
K»»«e
7 239 N0U
285 U0U
1 325 UUU
2 250 NM
25 «00
19N 90«
W0 000 -
192 NUN
984 151
7 952
254 814
3134 211
8 281
8 835 910 80
611499,12
10« 28«
22
^VIiti«n!<!>,>!t!»1,122 NU« Aktion
n U, 1 990,—
4?^ I, ?i-io,'>,
t»t»lln!,v 1893 51,12UNNUNN,—
in 183!,1909 ^. ««0««««,^-
4>/2»^ II, ?i'io,'i
v'nn 1991 , , , 51, 27 599 000,—
in 1904 1809 . 4 125 «00,—
von 1902
4'/i^ IV, I'i'!ni'it«!!^Vn!,nne
von I8U8
I, 5l>nu2l 191«
«,nil,^llu, 1909 51, 2 000 090,-
<1«,voninI9U9
üep^llltnrVn , 1821882,23
51, 172 134,7?
traßvomLe-
^lldre» 1908
laut § 24 6er
8wwten . . „ 1824 8«2,2I
1, lanuar1808 51, 14324 188,8«
« 22 <Ier
«tauten . ,^. I «81111,84
^^in 81euerlle»urv« Kun!» ,
IViniitätxUdliß , ,

5!o<i!i uielit ein^elüüte liNüi!«
Ij«>8tau<l ll!N I, ^!l,NN!l 19I>>
V«te^l>nen,8l!l<ui!ssl!ei II.nn,
L«»tnnl1 llin I, Illnn^l^ 1910
Hl1>e!t«,'HU!f»I<n!^>,>, 8!ll,
tun^^onä« . . , In, 200 000,-
K«8l!l,iä 0>,>r
I9IU .!,,!,,,,. I« 188,49
Vcn»«Iiu«Kn»^<> l, 1!<>l>,nit<: clev
Ij«!5tllnä°!!n 1, ,!nn, !8IU!
«^ 1Nv0>^,i,1e >»u 1909 . .
51,
I25U9NNNU
9 900 000
23 375 «00
13 000 000
30 Ull!) UNU
18 723 155
2 000 NUN
18 002 30170
2 000 000
38 200 22
7« 200
30 282
II 135
124 421 82
381 538 48
2!« 188 48
44 18!
774 733 78
>!el Hldeitei'-Ni«'«!^»»« , ,
HmklUi2-1,ii,i«
32« 352 88
41 932! 72
UN 323 208! 78
12 203 128^2
2117 442^
7 200 000 ^
H<7 323 208 -
NH«ei7«L, Ullll 191«.
»«!> V»!»8l3N<l.

Yr. 28.
9. sipiil IslA
— Die Zukunft. —
clsr
illgomomou Ilout8eliou l)roüit-iu8lalt
(denenmi^t in <lor Nener»lv«s«»mn»lunz von, 30. Hi»s2 ly»o.)
Lilani LnMu 31. llL«mbe>- 19N9.
liai-e X«,««« öl. e 855 681,79
<3ii-0'«inb»,dsi! uu6 Uulliildeu 211I i^esl «üüooli.iioulll . ." 2 816133'58
^»r^-^VeedLel öl, 60085823,29
Devisen , 2 879 346,45
Vni-5ouü«8e 2ul Ovaren unä ^V^enverLUllilü^i!^«!
I^Ile^ten-üniilo — eigene "Wer!Spiere eill2ol!>i«z«>i«d >I, 2000,— ui«e,i»
4°/,iz;« rk^bi-iele un6 I«.84 00",— sixsn« 3l/2°/»i3« rtknädi-iele. . . ,
1.1,14 833 378,— de'l ijüuilun
^val-llübiwi-en 1,1,3 30210^,50
^Ilenbui'z, Lerubul^, Oueinniti. Ner», Mn,uo1>»u, üreii, Nrinün», Qeopolli«-
I>l»uäd«el.^bteilun^: 8»IHo ä«i> H.^llv^
!>!,
14 967 070 93
82 948 269
5 894 473
7280 890
18 387 609
24 458 858
9 958,60
16460
1.97 884 666 99
6 304 88004
4 467 965 26
420 884 91
5854 85958
10 61630
2 230 71957
37? 507 782
!'!
74
66
45
64
90
45
25509
51
H,!itieU'^lli>it»I.Konlo: 8MeK 100000 Aktien K 300 16. . Kl. 30 000 000,—
Ltuolc 50000 Flierl K 1200 «. . „ 60 MO 000,—
H,v»>.H,I^epte .',,.'..',..'.'.','.' 1^1. 3 302 10!!,5Ö
üuuto pro viverze: Xle>iit i>I, 2 5^8 l!üti,08
Debet . 1729 092,37
90000 000 —
31150000 —
6 350 000^—
448 48844
2134 2W15
112 384140^5
76 739 55675
4693564369
19 807 50
1007 60022
!
797 56571
1597860
9 524 71M9
37? 507 78^51

V, ZPlII 1810.
— Z!i» ZuKunfl, —
Dr. 28.
Le»inn- lMä Vei-lustKo lo 31. lle^emlle!- 19ll9.
v s b s l,
Ve^iitst« 2mL«n im Xoutn-I^orrellt uu6 »u! llepuüit«n^«Iäer
X^sÄit.
Nu««ii Ulla üsiviiii! »ul I»l»r1i.>V«oli««I >I. 2 775 185,84
AüLSi» unü Nsvinu »u5 NllsKwn
2I»z«ll von ?ll>näß«-«l!iill«i>
linzen »u! llvI>o!d«^«u »uHSSi'QlIId Ä«l ?l»ll6d««l'H.dt«i>uuß
ültlllz Hei> 6»u«rn<1«Q LsleiUssuuLLN
L»°K^b»u>ze, Nrli-23 ....'.!!..! 51. 259 «51,22
UoberLeduLL 6ei I1«,näd!7isl.H.bl»ilul!L
2 279
128
8!!,',
175l>
1 02«!
37«
2?,
97
9 5/«
78« <«
>>5l!<"
!57,"'>
32,'
71^
715
19 2»4 13,
51.
2«2 88!
3 034 824
2 424 877
35« 781
8 035 945
3 2418«?
229 875
99 230
1141059
1«3 «5«
133
159 358
19 284 137j50
plaMi-iel-ÜIilellung. XaMlXlmtn 31. ll«sml,e>- 1999.
^Iitiv».
1l!»!z« Uvpotl>«Ilell'2ii>3«n K>. 98 358,9«
llood n,rllt M'Iißs II^ßutli»ii-2ii>««u, b««<!üllet big 21. I)»>
-«ml!«!' 1909 5 589,73
.XI.
12 414 NN5
101 928
12 51« 833
? » L 8 i V »,
?l»näbnel Ilontn! 3 l/2°/»iz« rlHudbriel« X., XI, XIV. 8«i-ie !>l. 8 838 NM,—
4°/»!?« I>l»i,ad!-i«l« VI., VII., VIII., IX., XII, 8«r1« . , . 8 «22 500,—
üooli eill!uIö««uH« ^llnädrisl-doupuii«
LonK-^dleiwn^:
8Äso Hei HliUv» del ?liui<Idli»!-H.dt«iIui!L
51.
10258 50«
27 814
2 230 719
Levvinn- unä Vei-Iu8tXnnto cler pfanälx-iel-^Iilellung
31. lleiem!,«!- 19N9.
vsvst.
All'0»Ull«!!«.NlIIll»UI!^X<>N«.t<>
51
388 431
159 3''8
XrsÄit.
Ü7p<>t1,«^ei>,2w»eu Xnllt» .
51. ,,l
547 790!!
547 79« ll
allgemeine Oeutscne Oeäit-Anztald.
p»vr«»u. NÄlrvltl. Keller.

Die ZuKunst, —
ttl-tZOl^ etc. I-nKvSnnung
milcisstsr /Vrt sbsolut?«sng-
los, I»ur20 Sästs, Ssgr, 1S9S,
Io?. r. ». «t»I»?'» SeKI«»» «K«InbII«K, v«i»»»b»n»».«K
I Vornsnm, Lsnstorium fllr ^nd«ökn -
I Xursn, i^s^ögs u, ScK!ä^!«8S, pro-
I spsKt fi-si. ?«sngios ^ntwöiinsn v
«ljörn « s VeI-1zgsbu 1°ssu Lui-t Wigand
bewirkt infolge seines hohen Gehalts <2,26A) an reinem Lvermin die Beseitigung der
Ansammlung der Zersetzungsprodukte im Blute, erhöht die Eewebsatmung und ver.
hindert somit weitere Infektionskrankheiten Szerminal bewährte sich bei PIeur»»tde«I«,
««»er Lr»eKI»kf»n?, ^IKoKolverjklttuv?, Lr»cK«I»uiljiea nsek <ZueeK»»der»
d«K»»<Ilui>?, ^»de» sowie StottveedselKrsilKKelte». Literatur gratis durch
MSeKlmZ LeopolS AolllinS 8 Co., Zerlin 0. ?7a.
Flacon Preis M. 6.—.

^Izn verlange?r>s,Llisfe.

Berlin, den 16. April 191«.
Iubilate.
Demonstration.
MK agow: wer im berliner Nordwesten und im grunewalder Ge»
meindebezirk auf einer Straßentafel den slavisch klingenden
Namen liest, denkt vielleicht an den spandauer Dompropst, auf
dessen gläubiges Herz Luthers Lehre so stark wirkte, daß er, als
Bischof von Brandenburg, den zweiten Kurfürsten Joachim und
den berlinerMagistratzumNebertritt ins Haus des evangelischen
Glaubens bestimmte und als Einundfünfzigjähriger ein Weib
nahm. Doch dieser Matthias von Iagow, der IR^t, drei Jahre nach
scinertzeirath, starb, ist des alten Stammes nicht der einzige, dessen
Name in Preußens Geschichte fortlebt. Am elften März 1862
hatte König Wilhelm sich zurAuflösung des Abgeordnetenhauses
entschlossen, das ihm eine gefährliche Parlamentsherrschaft zu er-
streben schien, und das Staatsministerium aufgefordert, ihm, der
denWünschen derFortschrittspartei nichtweiternachgebenwolle,
Vorschläge über die Möglichkeiten zu unterbreiten, die sich zu einer
energischen und mit der jungen Verfassung dennoch vereinbaren
Einwirkung auf das Wahlergebniß böten. Als das Staatsmini-
sterium, unter dem Vorsitz des Fürsten Adolf zu tzohenlohe-Ingel-
fingen, diesem Kabinetserlaß eineAntwortsuchte, zeigte sich schnell,
daß die nothwendige Einheit des Wollens nicht zu erreichen sei.
Die Mehrheit, die Männer der Neuen Aera, war bereit, sich für
die Reorganisation des Heeres einzusetzen und die Fortschritts-

Partei zu bekämpfen; stellte aber dreiVedingungen: die Militär-
ausgaben seien zu verringern, die Altliberalen kräftig zu unter-
stützen, die Konservativen als Feinde zu behandeln. Die drei
konservativen Minister, Noon, Vernstorff (der im Sommer 1861
Schleinitz als Minister des Auswärtigen abgelöst hatte) und
August von derheydt, waren für die Reorganisation des Heeres,
wollten diehöhe derMilitärausgaben von demUrtheil des Königs
abhängig machen, die „ entschieden und avancirt liberalePartei, die
immer mehr mit der eigentlichen Fortschrittspartei verschmelze",
bekämpfen, den Konservativen jede vom Gesetz erlaubte Wahlhilfe
gewähren und fortan nur folche "Reformen empfehlen, „die durch
wirkliches Vedürfniß geboten seien, nicht aber solche, die blos aus
Prinzip, um des Neformirens willen und um dem nie endenden
Drängen der Fortschrittspartei zu genügen, vorgenommen wer-
den sollen". Statt einer Antwort erhielt der König zwei Denk-
schriften, in denen die beiden Parteien des Ministeriums ihre
Meinung aussprachen und zu vertheidigen suchten. Wilhelm fand
die konservativen Vorschläge dem Staatswohl nützlicher, sträubte
sich nur gegen die Unterstützung „wirklicher Kreuzzeitungleute"
(seit der schroffen Kritik seines Krönungerlasses hat er die Kreuz-
zeitung nichtmehrgelesen)und bewilligte den MännernderNeuen
Aera am siebenzehnten März die erbetene Entlassung. Amselben
Tag schrieb er ans Ende einer Kabinetsordre: „Von heute anist
Hauptaufgabe des Ministeriums, auf die Wahlen zu wirken. Ein-
schüchterungen und Drohungen dürfen dabei aber niemals sei-
tens derVehörden eintreten." Von derheydt übernahm, nach be-
greiflichem Zögern, die Finanzen, holzbrinck wurde im handels-
ministeriumsein Nachfolger, Mühler Kultusminister; Landwirth-
schaft und Justiz wurden den Grafen Itzenplitz und Lippe anver-
traut und insMinisteriumdesInnerenzogherrGustav Wilhelm
vonIagow ein. Am achtzehnten März 1862 war das konservative
Kabinet gebildet. Fünf Tage danach der neue Minister des In-
neren im Preußenland verhaßt, weil er in einem Cirkularerlaß
(dessen Ton selbst der milde Von der heydt „wenig geschickt und
aufreizend" nannte) denVehördendieWahlparolevorgeschrieben
hatte: „Soll in Preußen der König oder die Zweite Kammer des
Landtagcsherrschen?" DieserErlaß wurde im Kampf das Panier
derFortschrittspartci.Die kehrte gestärkt und mit neuem Muthin
den Landtag zurück. Nicht ein einziger Minister wurde gewählt.

Der sechste Maiwarder Wahltag. AlsBismarck bald da-
nach in Berlin war, beschwor ihn tzohenlohe, »durch schleunige
Uebernahme des Ministeriums ihn von einemMartyrium zu erlö-
sen, unter dem erzusammenbreche." Nochwarsnicht soweit; und
Vismarck hatte auch nicht die geringste Lust, in die Galeere zu
klettern. »Mir fehlte der Glaube an dauernde Festigkeit Seiner
Majestät häuslichen Einflüssen gegenüber; ich erinneremich, daß
ich in Eydtkuhnen den Schlagbaum der heimathlichen Grenze nicht
mit dem freudigen Gefühl passirte wie bis dahin bei jedem ähn-
lichen Vorkommniß. Ich war bedrückt von der Sorge, schwierigen
undverantwortlichenGeschäften entgegenzugehen und aufdiean-
genehme und nichtnothwendig verantwortliche Stellung eines ein-
flußreichen Gesandten zu verzichten." Er athmete auf, als er (der
nicht„inVerlinim Gasthof, wie einerderintriguirendenGefandten
aus der manteuffelschenZeit, imLichteinesBewerbersvorAnker
liegen" mochte) am zweiundzwanzigsten Mai zum Gesandten beim
Französischen Kaiserreich ernannt wurde. Doch schon am vierten
Juni schrieb ihmNoon: „Ich nahm gestern Gelegenheit, anmaß-
gebenderStelledieWinisterprästdentenfrageaufdieVahnzubrin-
gen, und fand die alte Hinneigung zu Ihnen neben der alten Unent-
schlossenheit. Wer kann da helfen? Und wie soll Dies enden?Ich
werdemich sehrfreuen, wenn Sie nächstens zum Ministerpräsiden-
ten ernanntwerden. Ich schiebe es Ihnen ins Gewissen, keinen Ge-
genzug zu thun, da er schließlich dahin führen könnte und würde,
den König in die offenenArme derDemokratie zu treiben. AmEIften
isthohenlohesUrlaub um. Er wird nicht wiederkommen, sondern
nur sein Entlassungsgesuch. Und dann? Ja, dann, hoffe ich, wird
der Telegraph Sie herrufen. Alle Patrioten erfehnenDies. Wie
könnten Sie da zaudern und manövriren?" Noch zaudert ein
Anderer. Am fünfzehntenIulierbittetVismarck Urlaubaufsechs
Wochen. »Wenn ich in die Galeere eintreten soll, so muß ich et-
wasGesundheitvorrath sammeln; und Paris ist mir bis jetzt schlecht
bekommen mit dem Hunde-Vummelleben als Gar^on. Zweitens
muß der König Zeit haben, sich ruhig, aus eigener Bewegung, zu
entschließen; sonst macht Seine Majestät für die Folgen Die ver-
antwortlich, die ihn drängen ... Ich gehe nicht fo weit, zu irgend-
etwas, das mir der König befiehlt, deshalb auf eigene Faust
Nein zu fagen. Wenn ich aber um meine Ansicht gefragt werde,

so bin ich dafür, noch einige Monate hinter demVusch gehalten zu
werden. Vielleicht ist dies Alles «Rechnung ohne denWirth, viel-
leicht entschließt sich Seine Majestät niemals dazu, mich zu er-
nennen; denn ich sehe nicht ein, warum es überhaupt geschehen
sollte, nachdem es seitsechsWochennichtgeschehenist. Daß ich aber
hier den heißen Staub von Paris schlucken, in Cafes und Theatern
gähnen oder mich in Verlin wieder als politischer Dilettant ins
tzotel Noyal einlagern soll: dazu fehlt aller Grund. Die Zeit ist
besser imVade zu verwenden. Ich bin doch erstaunt von der poli-
tischen Unfähigkeit unserer Kammern. Und wir sind doch ein sehr
gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr. Die Anderen sind bestimmt
aüchnichtklügeralsdieVlütheunsererKlasfenwahlen,abersiehaben
nicht dies kindliche Selbstvertrauen, mit dem die Ansrigen ihre un-
fähigen Schamtheile in voller Nacktheit als mustergiltig an die
Öffentlichkeit bringen." Erst am achtzehnten September wird er
durchNoonsTelegramm(„?ericuIum in mora. Vepecne?.vou5!")nach
Berlingerufen;amzweiundzwanzigsteninVabelsbergvom König
empfangen (der ihm erklärt, er könneohne geeigneteMinisternicht
regiren und habedeshalbschondieNrkundeseinerAbdankung ge-
schrieben) und,nach der Versicherung, er werde die Armeereorgani-
sation auch gegen die Landtagsmehrheit vertreten,zum Interimisti-
schen Vorsitzenden des Staatsministeriums ernannt. Königliches
"Regiment oder Parlamentsherrschaft: Das war damals auch Vis-
marcks Parole (die er freilich nicht laut ins Land geschrien hätte);
er glaubte drum, „mitIagow einigwerden zu können". Sah bald
aber.daßerdenMannvonWeitem falsch eingeschätzt habe. Schon
am fünften Dezember, als er den Grafen Friedrich zu Eulenburg
fürs Ministerium des Inneren empfahl, bat er den König, Herrn
VonIagow ganz aus dem Ministerium scheiden zu lassen und als
Oberpräsidenten nach Potsdam zu schicken. Er tadelt Herrn
Gustav Wilhelm nicht direkt, sagt aber: „Durch zwei so kluge und
brauchbare Mitglieder wie Graf Eulenburg und Selchow würde
das Ministerium eine wesentliche Kräftigung, nicht nur für seine
Leistungen, sondern auch für sein Ansehen im Lande gewinnen."
In „Gedanken und Erinnerungen" spricht der Entamtete deut-
scher. „Als Minister des Inneren fand ichtzerrn VonIagow vor,
der durch die Lebhaftigkeit seines Tones, seinen Wortreichthum
und die rechthaberische Färbung seiner Diskussion sich binnen
kurzem die Abneigung seiner Kollegen in dem Grade zuzog, daß

er durch den Grafen Friedrich Eulenburg ersetzt werden mußte.
Charakteristisch für ihn ist ein Erlebniß, das wir mit ihm hatten,
nachdem er ausgeschieden und in die Stelle des Oberpräsidenten in
Potsdam eingerückt war. In wichtigenAngelegenheiten der Stadt
Verlin schwebten Verhandlungen, in denen er das ressortmäßige
Mittelglied zwischen der Negirung und den Gemeindebehörden
war. DieDringlichkeitderSache brachte esmitsich.daß dasStaats-
ministerium den Oberbürgermeister ersuchte, sich nach Potsdam
zu begeben und über einen entscheidenden Punkt die Anträge des
Oberpräfidentenmündlich einzuholenunddarüber meiner zu dem
Zweck angesagten Abendsitzung des Ministeriums zu berichten.
Der Oberbürgermeister hatte eine zweistündigeAudienz; aberzur
Berichterstattung darüber in der Sitzung erscheinend, erklärte er,
eine solche nicht machen zu können, weil er während derzwei Stun»
den, die zwischen den beiden Zügen lagen, dem Herrn Oberpräsi-
denten gegenüber nichtzuWortgekommensei. Er habewiederholt
und bis zur Nnhöflichkeit versucht, seine Frage zu stellen, sei aber
von dem Vorgesetzten stets und mit steigender Energie mit den
Worten zurNuhe verwiesen worden: ,Erlauben Sie, ich bin noch
nicht fertig; bitte, mich ausreden zu lassen!' Dieser Bericht des
Oberbürgermeisters erzeugte einen geschäftlichen Verdruß, rief
aber doch in der Erinnerung an eigene frühere Erlebnisse einige
Heiterkeit hervor." Daß Bismarck nach dreißig Jahren noch so aus-
führlich von Einem sprach, mit dem er doch, im Konfliktsministe-
rium, nur zwei Monate zusammen gearbeitet hatte, beweist, wie
lästig der redseligeMann in schwieriger Zeit geworden war.
An diesenFagow erinnert dertzerr, der in derNeichshaupt»
stadt jetztPolizeipräsident ist. Wahrscheinlich ein Mann von bestem
Willen und von achtbarerVeamtenfähigkeit; auf demPosten.auf
den er gestellt ward, dennoch bis heute nur schädlich. Sein erstes
Lebenszeichen war der Erlaß vom dreizehnten Februar: „Es wird
das Necht auf die Straße verkündet. Die Straße dient lediglich
dem Verkehr. Bei Widerstand gegen die Staatsgewalt erfolgt
Waffengebrauch. Ich warne Neugierige." Zahl und Ton der
Sätze mit dem Eifer eines fleißigen Schülers der Proklamation
nachgeahmt, die Friedrich Wilhelm Graf von der Schulenburg-
Kehnert am fiebenzehntenOktober 1896 an die berl-uerStraßen»
ecken kleben ließ: „Der König hat eine Vataille verloren. Jetzt ist
Nuhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere dieEinwohnerVerlins

dazu auf. Der König und seine Brüder leben." Dann offizielle
und offiziöse Erklärungen, deren Wortreichthum weder nach La-
konien noch ins alte Preußen weist. Die für den sechsten März-
tag erbetene Erlaubnis; zu öffentlicherVersammlung unterfreiem
Himmel wird versagt und einMassenspazirgang,der denHerrschen-
den zeigen soll, wie viele Preußen das Reichswahlrecht fordern,
mit einem Machtaufgebot bekämpft, als handle sichs um die Ab-
wehr einerAufstandsgefahr. AergerlicherLärm hallt durchs Adler-
land und draußen frohlockt die Feindschaft, Preußen stehe vor
naher Revolution. «Brüllt Euch heiser und stellt Euch, nach wü-
thendem Gezappel, auf die rothen Köpfe: wir geben nicht nach;
räumen Eurer Demonstrirsucht nicht die Straßen, Plätze, Gärten
der Hauptstadt." So lautet die Losung. Drei Wochen lang. Als
der Ministerpräsident aus Florenz heimgekehrt ist, wird schleunige
Umkehr befohlen. Am zehnten Apriltag sind im Treptower Park,
im Friedrichshain, imHumboldthainMassenversammlungen, die
Herr vonIagow erlaubt hat; werden, mit polizeilicher Genehmi-
gung, von rothenKanzelnReden gehalten und Resolutionen ver-
kündet. Die Ruhe wird nirgends gestört. Als in einem Theil der
Presse dann über die späte Wahl des «Weges nach Damaskus"
gespottet, in einem anderen über die Gefährdung der Staatsauto-
rität gestöhnt wird,kommen aus dem Polizeipräsidium neue apo-
logische Schriftsätze, deren „rechthaberische Färbung" nicht über
dieThatsache hinwegtäuschen kann, daß nach Ostern die Königliche
Staatsregirung ihrenWillen geändert hat.Wie lange will sieHerrn
von Iagow nun noch seinen „Standpunkt" bengalisch beleuchten
und „ ausreden lassen"? Wie lange dulden, daß ein abhängiger.po-
litischnichtverantwortlicherBeamtersich indie Rolle des Staats-
retters drängt, die, weil dem Staat keine Gefahr droht, gar nicht
besetzt zuwerdenbraucht?SeitHinckeldeysTagen ist kein Polizei-
präsident so hitzig beredet worden; hat keiner sich so weit in den
Vordergrund geschoben. Dahin gehört er nicht. Er hat sich nicht
«auf einen Standpunkt zu stellen", sondern gehorsam auszufüh-
ren, was der ihm vorgesetzte Minister des Inneren (und, dürfen
wirhoffen,injedempolitischwichtigenFalldasStaatsministerium)
beschlossen hat. Herr von Iagow scheint sich gern sehen zu lassen; un-
ter Demonstranten und flinken Schwarzkünstlern besonders gern.
Scheint zu denLeuten zu zählen, die imWirbeldes auf ihrHauvt
niedersausenden Schimpfes leicht dieDistanz zu der eigenen Be-

deuwng verlieren. SeineMitbürgerkennen ihn nun; und meinen,
er könne in den Grenzen seines Amtsbezirkes genug zu thunfin-
den.DasGeheul blinderWuth und blöder Schmähsucht darfuns
nicht in den Glauben verführen, die berliner Polizei leiste nichts
Nützliches. Ihr Menschenmaterial ist mindestens eben so gut wie
das irgendeines anderenStaates.Doch ihreOrganisationistgerade
auf den sichtbarsten Gebieten veraltet; und die nothwendigeMo-
dernisirung kann nur der Chef durchführen, der den Betrieb im
Innersten erkannt, die Verzahnungen und Hemmungen des Nä»
derwerles gründlich studirt und die Zeit nicht anAusflüge aufdie
Walstätten der Politik verzettelt hat. (Der würde, zum Beispiel,
wahrscheinlich seinemMinister dieAbschaffung desPolizeioffizier»
corps empfehlen. Die diesem Corps ungehörigen Herren haben
vortreffliche Eigenschaften; bleiben dem Bürgerleben aberfast im-
mer ziemlich fern, können das Bewußtsein militärischer Pflichtnicht
verlernen und glauben an Tagen unruhiger Gährung allzu rasch,
gegen erregte Stadtgenossen Krieg führen zu müssen. Saht Ihr
die tzauptleute und Lieutenants auf fchnaubendem Noß hin und
her sprengen? Hörtet Ihr den Feldherrnton ihrer Befehle? Sie
können nicht anders; wittern in jeder schwellenden Menge den
Feind. Die militärische Führung der Schutzmannschaft ist unzeit-
gemäß und mitschuldig an der Abneigung, die der Polizei bei uns
überall gezeigt wird. Wenn an die Stelle des Offiziers, der ja als
Drillmeister verwendet werdenkann, ein für den Sicherheitsdienst
vorgebildeter KommissartrittunddieMilitärtaktikdem Tagernster
Gefahr vorbehalten bleibt, wird es nichtmehr bei jedem Gedräng
eine „Attaque" geben, der Bürger einsehen, daß die Schutzmann-
schaft sich für seine Nuhe imVienst quält, und der Polizeipräsident
allmählich so populär werden wie Herr Lepine in Paris.)
Solcher Arbeit sollte Herr von Iagow seine schätzbare Kraft
zuwenden; stiller. Was gethan und unterlassen wurde, hat nicht
er, hat das Ministerium Vethmann-tzollweg zu verantworten.
Leicht ist die Last nicht zu tragen; und der Polizeipräsident müßte
Lobern und Tadlern aus zufriedenem Sinn erwidern: „Ich habe
nur die Weisungen der Ministerialinstanz ausgeführt." Wenn
am sechsten März die Versammlungen erlaubt, die Spazirgänger
nicht belästigt worden wären, hätten die Leute schnell die Lust an
der Demonstration verloren; wären sie nicht auf den Schloßplatz
und in den Thiergarten gekommen. Der gewöhnliche Sonntags-

dienst, in großenAbständen vereinzelte, ruhig zuschauende Schutzmänner: dafehltalles Reizende; unddievondenOrdnerninlang« weilender Zuchtgehaltene Menge merkt bald, daß sie die spärlichen Feierstunden oft schon angenehmer verlebt hat. DieFreude anAufzügen und Versammlungen, dieKeinen ärgern, die Keiner hindert und die aus dem Bett, vomSchänkenstammtisch, aus der Laubenkolonie zumühsamerWanderungund hundertmal gehörter Litanei rufen, kann nicht lange währen. Wenn Herr von Bethmann dem König gerathen hätte, am sechsten März in den Treptower Park zufahren, dort auszusteigen und sich, nur mit einem Begleiter, ins Gewimmel zu wagen, hätte das mobile Volk gejauchzt; und Wilhelm, nach derBefolgung desRathes, vielleicht erkannt, daß, diesesVolknichtzu fürchten, nicht, wie ein wildes Thier, hinter Eisenstäben zu halten ist. Hätten wir einen Triumph des Königthumes erlebt, der die aus der Ferne neidisch ins Preußenland lugende Mißgunst lehren mußte, daß sie auf das Beben borussischer Erde noch immer vergebens hofft. Das sollte nicht sein. Die Straße UnterdenLinden, der Lustgarten, der Schloßplatz vonFußgängern fast völlig geräumt, von Schutzmännern (mit dem Revolver am gelben Ledergurt) besetzt; vor demReichstag und im Thiergarten Scharmützel, verhaftete und verwundete Menschen; Wochenlang Schöffengerichtsverhandlungen, die der Agitation neuen Nährstoff liefern; und draußen die Aeberzeugung: Preußens Grundgebälk wankt. »Thut nichts: wir bleiben fest." Bis in die fünfzehnte Kalenderwoche. Dann siegt endlich nüchterne Vernunft. Hat Herr von Bethmann im Palazzo Caffarelli von einem anderen Iagow gehört, wie der berliner Lärm aufs Ausland wirkt? Ist ihm gar eingefallen, wie oft englische Arbeiter und Arbeitlose mit Fahnen, Musik und Polizeigeleit in den Hydepark gezogen sind und dort heftigerRede gelauscht haben, deren Widerhall die Reichsmauern doch nicht zu entmörteln vermochte? Die Einsicht kam allzu spät. Jetzt ist es ein Triumph der Sozialdemokratie. Die hat ihren Willen durchgesetzt und den Zweiflern bewiesen, daß sie auch große Massen im Zaum halten kann. Leugnet, Excellenzen, nicht, daß Ihr den „Standpunkt" gewechselt habt. Lernt Eure Volksgenossen, auch die von rother Parteifarbe, richtig schätzen. And lasset nicht den Glauben aufkommen, Ihr habet die Nmkehr beschlossen, weil der König fern von Berlin war.
Das neue Wahlgesetz, der Gegenstand der Straßendemon-

strationen, kommt jetzt ins Herrenhaus. «Alle Mächte derReak-
tion liefen Sturm wider die Verfassung; und was von ihr nach
wiederholten Aenderungen noch übrig blieb, ward von der herr-
schenden Partei mitfrivolerMißachtung behandelt. DasAergste,
was diese Frivolität dem preußischen Volk zu bieten wagte, war
sicherlich die Errichtung des Herrenhauses. Die Regirung war
nicht gewillt, die Verfassung zu brechen, aber sie hielt nicht der
Mühe Werth, auch nur zu prüfen, ob ihr Plan dem Grundgesetz
entspreche; so ward denn die Neubildung des einen Faktors der
Gesetzgebung vollendet in rechtlich zweifelhaften Formen, die dem
radikalen Pessimismus willkommenen Anlaß gaben, fortan den
Rechtsbestand dergesammten Gesetzgebung anzuzweifeln: einein
der Geschichte des preußischen Beamtenthumes beispiellose Fahr-
lässigkeit. In dem Herrenhaus schuf sich der Grundadel eineVer-
tretung seiner Klasseninterefsen." SeitTreitschke diese Sätze schrieb,
ist Preußens Erste Kammer mit Schimpf und Hohn überschüttet,
allzu oft auch von der Regirung schlecht behandelt worden. Die läßt
ihrselten Zeit zu reiflicher Prüfung neuer Gesetzentwürfe; muthet
ihr meist eine Hast zu, die jede Vorstellung von ernster Arbeitins
Lächerliche verzerrt; legt ihrselbst denHaushaltsetatfastimmerfo
spätvor.daß inaller Eilenurnoch über Generaliengeredet werden
kann: und ist so mitschuldig an dem Volksurtheil,das diese Kammer
für unfähig zu nützlichem Wirken erklärt und vergißt, daß in ihr
eine höhere Summe von Intelligenz und Erfahrung zu finden ist
als in irgendeinem von der Volksstimme gewählten Parlament.
Jetzt hat dasHerrenhaus eine große Gelegenheit. Kann zeigen, daß
es nicht unter allen Umständen der Hort derReaktion, der Anwalt
des Rückständigen ist, und zugleich der Konservativen Partei, der
seine Mehrheit angehört, einen wichtigen Dienst leisten. Diese
Partei hat sich unter der staatsmännisch klugen Führung des Herrn
von Heydebrand in dasZugeständniß der geheimenAbstimmung
bequemt (und wenn derGassenlärm verhalltist.wird man erkennen,
was es sür alle Zukunft bedeutet, daß dieses Ziel liberaler Sehn-
sucht durch einen tapferen Entschluß der Konservativen erreicht
ward); darf aber nicht wünschen, daß ihre Nachbarn, Freikonser-
vative und Nationalliberale, «ut in tke colcl bleiben und ihr die
Verantwortung eines Wahlgesetzes aufbürden, das den heute
giltigen Zustand zwar wesentlich bessert, manche Hoffnung aber,
nicht nur unbescheidene, enttäuscht und, als ein Gebild aus der

Centrumswerkstatt,demMassenvorurtheil verdächtig ist.Das kann auch der Ministerpräsident nicht wünschen. Der müßte zu den Peers sprechen:,, Ichhabe meinProgramm(öffentliche,doch direkte Abstimmung) im anderen Haus des Landtages nicht zäh vertheidigt, weil ich an fruchtlose Versuche nicht kostbare Zeit verlieren und denParteien die Möglichkeit lassen wollte, nach demMaß ihrer Kräfte selbständig Brauchbares zu gestalten. Die mich deshalb schwächlicher Schlaffheit ziehen, vergaßen, daß der Kampfzunächst auf anderem Feld fortgesetzt wird und ein modern empfindender und seiner Verantwortlichkeit bewußter Staatsmann sich hüten mußte, irgendeinen bis ans Ende gangbaren Weg sich selbstfrüh zu sperren. Auch an dieser Stätte bewährter Weisheit wird die Königliche Staatsregirung nicht für ihr Programm werben, sondern das Ergebniß Ihrer Berathungen abwarten und dann erst erwägen, ob sie es der königlichen Sanktion empfehlen oder, im Fall einer Abweichung von der drüben beschlossenenForm,imAbgeordneten° haus vertreten könne." Noch bleibt eine lange Frist. Vor dem nächsten Frühjahr braucht dasGesetznichtfertigzusein. Je länger es dauert, desto flauer wird auf den Plätzen, in den Hainen der Wind. Den Fraktionen schwindet die Erinnerung an das in den Tagen derBlocksplitterungunter Schmerzen Erlebte; ihrWille löst sich aus den Nebeln des Aergers am Vergangenen, trachtet wiedervorwärts und bedenkt, in welchem Lager für die großePrüfung der Reichstagswahlen starke Bundesgenossen zu finden wären. Dann wird eine Verständigung möglich. Die Nationalliberalen können ja nicht für immer von allen guten Geistern verlassen sein; müssen eines Tages begreifen, daß eine als reaktionär verschriene, von den sanftesten Liberalen gemiedene Regirung schließlich den Mächten derReaktionzufallenmuß und daß die schon einem Sekundaner erreichbare Menschenkenntniß vor der Thorheit warnt, einen in derGrundfarbe seines Wesens liberalen, in keinemZug junkerlichen Minister, statt ihn zu kränzen, mit Scheltrede und Spottrufin die Gemeinschaft der Gegnerzu scheuchen. Die Heydebrand und Hertling wissen, daß Herr von Bethmann den Schmoller und Harnack viel näher als ihnen steht; thun aber, als sei er ihr Mann: und bringen ihn sacht so in den Glauben, nur mit der Hilfe dieserGerechtenundObjektiven sei dasfürStaatundReichNothwendige zu erlangen. Seine Aufgabe ist nun, die Spröden zu überzeugen, daß er solche Hilfe nichtzu theuer bezahlt; daß er keiner

Fraktion ein dem Staatsinteresse unentbehrliches Gut ausliefert;
daß die Katholikenpartei nicht gevehmt, sondern von einer kräftigen Regirung gezwungen werden muß, überschießende Triebe zu opfern und sich den Forderungen akatholischerMitbürger anzupassen. Im Sommer 1911 muß er die beiden konservativen Fraktionen, das Centrum und die Nationalliberalen alsGefechtseinheit für den Reichstagswahlkampf bereit haben. Noch bleibt eine lange Frist. Wenn das Herrenhaus das Wahlgesetz ernst nimmt und in eine Kommission schickt (Adickes und Botho Eulenburg, Schmoller und Tramm, der Marschall Haeseler und der Bankier Delbrück müßten hinein), wird es vor Pfingsten kaum fertig und an die Triarier des Abgeordnetenhauses kommt die Sache dann erst wieder nach den Sommerferien. Hier ist eine große Gelegenheit; die Kammer, die sie nicht nützt, wird ihr Recht aufs Dasein nie mehr erweisen. Vor achtzig Iahren schrieb der junge Hellmuth von Möltke: «Preußen zeichnet sich durch sein unaufhaltsames ruhiges Fortschreiten aus, durch eine stetige Ent-Wickelung seiner inneren Verhältnisse, welche diesen Staat an die Spitze der Reformen, derAufklärung, der liberalenInstitutionen und einer vernünftigen Freiheit, mindestens in Deutschland, gestellt haben." Solls anders werden? Preußen aus dem Führerrang hinabgleiten? Mit Stichelreden, Naseserümpfen soll jeder Schurke es beschimpfen? Preußens Herrenhaus, sagte Lord Rosebery neulich, hat mehr Macht als unsere Peerskammer.
Jetzt kann es sie bewähren; dem Staat und sich selbst zum Heil.
Bessere Vertretung der Westprovinzen. Listenwahl. ProportionaleVertheilungderMandate.EinGesetz,dessenAblehnungjedem nicht zum Umsturz bestehender Ordnung Entschlossenen verdacht würde und das ein Jahrzehnt lang wohlthätig gelten kann. Jedes mit dem Staatswohl vereinbare Recht muß bewilligt werden; ehe es.wie das,,Recht auf dieStraße",erzwungen wird. Die preußischen Marxisten fürchtetnur,wersienichtkennt. Als ein trunkener Arbeiter vor der Thür des Herrenhauses den Generalstabschef GrafenMoltke imTorkeln gestoßen hatte, sagte, während er seine Mütze vom Pflaster aufhob-, der greise Marschall zu dem sozialdemokratischen Abgeordneten Blos: „DaswarkeinOrganisirter."
Am dritten Sonntag nach Ostern hörenPreußens evangelisch frommePeersvonderKirchenkanzelherab dieBotschaft: „Führet einen guten Wandel, auf daß Die, so von Euch afterreden als

von Uebelthätern, Eure guten Werte sehen. Denn Das ist der
WilleGottes, daß IhrmitWohlthun verstopfet die Unwissenheit
der thörichtenMenschen.als Freie, nicht, als hättetIhr die Frei»
heit zum Deckel der Bosheit. Habet die Brüder lieb! Fürchtet
Gott! Ehret den König?« (Erste Epistel Petri, zweites Kapitel.)
Excellenz Bode.
Am vierten Dezember 1909 sagte ich hier: „Vode hat sich in
seinen Glauben festgebissen. Das kommt selbst bei den Sachver-
ständigsten nicht selten vor und ist, auch wo der Staat die Kosten
solchesFanatikerirrthumszutragenhat, am Ende verzeihlich.Un-
verzeihlich aber und (so weit ich zu sehen vermag) ohne Beispiel
in deutscher Kunstgeschichte die Taktik, die dem Generaldirektor der
Königlichen Museen, dem GeheimenOber-Negirungrath Or.Wil-
helm Vode, Nitter hoher Orden, in diesem Nothfall anzuwenden
beliebt. "AmselbenTagsagte Herr SalomonNeinach im« 1emp5":
»So oft ein neuer Beweis für den modernenUrsprungderFIora»
büste erbracht wird,haschtBode nacheinem anderenSystem.Kommt
seine Eitelkeit ins Spiel, dann ist der Mann von unglaublicher
Blindheit. Die Büste ist vonLucas und eine ernsthafte Vertheidi»
gung der Leonardo-Hypothese nicht mehr denkbar. Aber mankann
den Thatbestand so verdunkeln, daß Alle, die das für die Polemik
herbeigeschleppte Material nicht nachprüfen können, wieder in
Zweifel und Wirrniß gerathen." Bald danach wurde dem Gene-
raldirektor vonMitgliedern des Museumsvereins (die kunstver-
ständigen hatten fast ohne Ausnahme ihre Unterschrift geweigert)
eine Adresse überreicht, die ihn, nachdem er Wochen lang seine
artigen Gegner mit Schimpf und Verdächtigung überschüttet hatte
und selbst stets mit dem seinen Leistungen gebührenden Nespekt
behandelt worden war, als einen durch niederträchtige Schmäh-
ung Gekränkten feierte. Ein armsäliger Triumph; von Ban-
kiers und Großhändlern bereitet, denen Herr Dr. Bode Bilder recht
verschiedenerSorten verschafft hatte. Am Geburtstag des Kaisers
wurde erWirklicherGeheimerNath und Excellenz. Diesen Titel,
sprach er zu britischen Gratulanten, verdanke ich Ihren Lands-
leuten. Wecktealso wieder denGlauben, der Kaiser habeim Flora-
streit für ihn Partei genommen. Dieser Streit ist längst abgethan.
Kein unbefangener Sachverständiger hält die Wachsbüste heute
noch für ein Werk Leonardos; kaum einer noch für eine aus dem

Judikate,
sechzehnten Jahrhundert stammende Arbeit. Brinckmann, der weltberühmte Leiter des hamburgischen Kunstgewerbemuseums, nennt sie eine der drei erfolgreichsten Fälschungen unserer Tage. August Gaul und Max Klinger, deren Plastikerkunst in zwei weit von einander liegenden Zonen heimisch ist, urtheilen: Ein im neunzehnten Jahrhundert von einem Dutzendkünstler geschaffenes Werk. Gustav Pauli, Direktor der bremer Kunsthalle, sagt (nach einer ungemein gründlichen Antersuchung, deren Ergebniß er in SeemannsZeitschriftfürBildendeKunst veröffentlicht hat): »Wir dürfen für erwiesen erachten, daß die Florabüste im Jahr 1846 von Richard Cockle Lucas nach dem Floragemälde der Luini-Schule ausgeführt wurde, das damals im Besitz des Kunsthändlers Buchanan war und heute der Familie Morrison in Basildon Park gehört." Bildhauer Martin Schauß («Die leonardische Flora, eine Fälschung aus dem neunzehnten Jahrhundert"; in Leipzig bei Otto Wigand verlegt): «Aus der bei vielen Arbeiten vonRichard CockleLucas wiederkehrenden eigenartigen Behandlungtechnik, bei welcher besonders die Verwendung von Stoffen zurFüllung des Inneren auffällt,ferner ausderchemisch festgestellten Nebereinstimmung des Wachses der Florabüste mit dem aus der Athenefigur von Lucas bin ich zu dem Schluß genöthigt, daß der Wachsguß der Flora nur von Richard Cockle Lucas herrühren kann." C hemiker Or Georg Pincus:Im Lucaswachswurde,wie imFlorawachs,Cetylalkohol und somitWalrat nachgewiesen. DerRen'aissancezeitwarderWalfischfang.derWalfischthran und derWalrat unbekannt. Ein Pfund Walrat kostete noch 1660 dreißig bis sechsunddreißig Reichsthaler. Erst nach 1700 ist er in größeren Mengen auf den europäischen Markt gekommen. Ich halte es für so gut wie unmöglich, daß zwei Künstler, unabhängig von einander, zumWachsguß so komplizirte Mischungen wie die vorliegenden erfunden haben können, die so genau übereinstimmen wie die des Lucas und der Florabüste. Entweder habenBeide nach dem selben ererbtenRezept gearbeitet oder der selbe Mann, also Lucas, hat beide Wachsbilder gemacht."
Am elften April wurde die Sache in der Budgetkommission desAbgeordnetenhaufeserörtert. DerKultusminister,tzerrTrott zu Solz, erklärte (nach einem im Lokalanzeiger veröffentlichtenBericht): »Der hohe Reiz und dieAnmuth derBüste wird fast allgemein anerkannt. Das Kaiser-Friedrich-Museum hat damit eine

werthvolle Erwerbung gemacht, die mit hundertfechzigtausend
Mark nicht zu theuer bezahlt ist. Der Engländer Lucas konnte
diese Büste schwerlich herstellen. Für die Behauptung, sie sei von
ihm, ist kein strikter Beweis erbracht worden. Bode, ein Sachver-
ständiger von höchstem Rang, hält sie für ein Werk Leonardos.
Jedenfalls stammt sie aus der Zeit der Hochrenaissance. Der Ge-
neraldirektor ist sehr hestig angegriffenund die Polemik gegen ihn
ohne Grund auf das persönliche Gebiet übergeleitet worden."
Einer dieser Sätze, der über Bodes Kons iiäes, mag richtig sein.
Alle anderen sind als falsch erweislich, als falsch längst erwiesen
und widerlegt. And derMinister müßte denDezernenten, derihn
mit so unerhört schlechter Information in den Landtag schickt, zu
allenTeufeln jagen. Damit erfürsPlenum und gegen ein schlim-
mes System sich besser rüsten könne, wird er ersucht, von der Ge-
neraldirektion derKöniglichenMuseenzunächst einmal die unzwei-
deutige Beantwortung der hier folgenden Fragen zu fordern:
HatBode verschwiegen, daß seine eigene(in den Jahrbüchern
derPreußischenKunstsammlungenveröffentlichte)Arbeitüberden
PlastikerLeonardo laut gegen die Annahme zeugt, dieser Meister
habe dieFlorabüste geschaffen ?Ia?Wie erklärt er dasSchweigen?
Hat er (nur der eine Fall fei heute erwähnt) eine Figur des
münchener Bildhauers Römer für ein ehrwürdiges Werk erklärt
und in die Sammlung altjtalienischer Kleinplastik eingereiht?
War der Vermittler des Florakaufes Herr Willy Gretor und
ist Bode der kunsthändlerische Ruf dieses Mannes bekannt?
Ist nichtjedeAngabe der drei überlebenden britischenZeugen
(Lucas, Whitburn,Cooksey) durch die sorgsame Nachprüfung als
richtig, jede Hypothese Bodes als irrig erwiesen worden?
Warum hatBode dasGutachten desBildhauersSchauß, den
er selbst zurAntersuchungherangezogenhatte,nichtveröffentlicht?
Ist im November 1909 Herr Gretor mit Bodes Direktorial-
assistenten Dr. Posse nach Southampton gefahren und hat, in Ge-
genwart dieses Herrn, versucht, den alten Lucas durch ein Geld-
angebot gefügig zu machen? Woher kam dieses Geld?
Billigt derKunstreserent im Kultusministerium Bodes Han-
deln, das namhafte Museumsleiter und Kunsthistoriker sehr hart
tadeln, und empfiehlt er endlich dem Vorgesetzten, eine Kommission
unabhängiger Fachmänner zur Entscheidung zu berufen?
5<l

Chamisso.

^^essings Wort über Klopstock gilt ein Bischen auch schon von Chamisso. Seine Werke ruhen mit ebenbürtigem Einband in verschiedenen Ausgaben deutscher „Klassiker". (Buchhändlerisch wird in diesen Begriff jeder „berühmte" Dichter einbezogen, der mindestens fünfzig Jahre tot ist.) Aber einige Gedichte Chamissos sind populär; vor allen sein „Frauen-Liebe und «Leben" in Schumanns Noten und eine Anzahl von Balladen und Romanzen, die sich von Schul-Lesebuch zu Schul-Lesebuch vererben. Populär ist in weiten Umrissen auch die Gestalt des Dichters, des einzigen Franzosen, der ein Deutscher, ein deutscher Troubadour geworden ist. Und dazu kommt eine würdige Dosis papierner, literarhistorischer Unsterblichkeit.

Die literarhistorische Kritik pflegt Chamisso unter die „Zeit« dichter" einzureihen. Damit will sie nur sagen, daß ein Theil seiner Dichtungen an bestimmten politischen und geistigen Strömungen vergangener Tage haften geblieben sei. Das ist der Punkt, von dem aus ich hier Chamisso betrachte; und dabei komme ich mit einigem Staunen zu der Ueberzeugung, daß die Zeitlichkeit des im Jahr 1838 gestorbenen Dichters in sehr wesentlichen Charakterzügen unsere ist; uns wenigstens viel näher, als von den Werken seiner politischen Gesinnung« und romantischen Zunftgenossen gesagt werden kann.

Die Zeitlichkeit eines Kunstwerkes äußert sich nicht unbedingt in der nahen Wirkung auf die Fragen des Tages. Aber jedes bedeutende Kunstwerk kommt aus dem Mutterschoß einer bestimmten Zeitlichkeit, die wir oft erst in später Zukunft erkennen. Auch wo durchaus keine realen, im weitesten Sinn politischen Zusammenhänge zwischen dem Werk und seiner Zeit vorhanden scheinen, ist uns die Kunstschöpfung neu und bedeutsam, in der ein Einzelner die Empfindungweise (den „Stil") einer noch nicht zum Gemeingut gewordenen geistigen Gegenwart vorausträgt. Selbst das mißlungene Werk eines solchen Wollen-Müssens ist für die stetige EntWickelung wichtiger als das vollkommenste Epigonentum. Persönlichkeit heißt Unterschiedenheit.

Auch in Dichtungen, die ihren Zusammenhang mit den politischen und geistigen Strömungen der Gegenwart bekennen, unterscheidet sich die künstlerische Tendenz von der blos gesinnungtüchtigen, wie das unbewußte Müssen, das die eigentliche Quelle der künstlerischen Produktion ist, von dem nüchternen Wollen. Dieses

dunkle Müssen ist der Gabe des Sehers verwandt. Die Werke von
Seher-Dichtern sind Erstgeburten der Zeit.
Einer der fernen Gipfel, zu denen das heiße Bemühen auf»
wärts ringender Menschheit sehnsüchtig emporblickt, ein höchstes
Ahnengut, das jedes folgende Geschlecht in seiner eigenen Ent»
Wickelung neu erwirbt, ist Chamifsos Lebenswerk nicht; aber er
war einer von den Sehern, deren Gedanken und Gefühle über ihre
Zeit hinauswachsen.
Sein auf Wanderungen und Erdumsegelungen weit gezoge»
ner Horizont umspannte viele Länder und Völker. In seinem
Herzen, das im deutschen Bewußtsein fühlen gelernt hatte, wallte
das Blut einer anderen Nation. Seine deutsche Heimath war die
Kultur nicht einer engen Landsmannschaft, vielmehr die des goethi»
schen Europas. Während der alte Meister noch in Weimar lebte,
begann wieder eine Morgendämmerung. Immanuel Kant hatte
sich erfüllt. Chaotisch wogte die Philosophie der Hegel, Fichte und
Schleiermacher. An der Schwelle eines Ausgangs stand Schopen«
Hauer. Die großen politischen Umwälzungen hatten den Dritten
Stand frei gemacht. Die Throne krachten oder die Fürsten suchten
durch Werbungen (um die Liebe der einst als Anterthanen der»
achteten Bürger) ihre geminderte Macht zu schützen. Den lauten
Kampfruf der Zeit erhoben die Dichter. Chamisso, der Herzens«
republikaner, unterschied sich von seinen Sangesbrüdern. Er legte
sein Ohr an den Schoß der Zeit. Er vernahm erste Regungen künf«
tiger Geburten. Er war, obwohl geistig ein Mitkämpfer des
Dritten Standes und der Iulirevolution, auch schon ein Ahner
anderer Nöthe, anderer Ziele. Er war, von Gefühls wegen, was
die politischen Dichter der napoleonischen und nachnapoleonischen
Aera, trunken vom Augenblick, zu sein nicht vermochten: ein
sozialer Dichter. Der erste soziale Dichter Deutschlands.
Wer der Dichtung Chamifsos auf den Grund blicken will,
muß seinem Lebensweg folgen. Von der französischen Wiege zur
deutschen Heimath; von der erbadeligen Ahnenburg zur Fahne
des Liberalismus, der Revolution, der Republik; von den preutzi»
schen Lieutenantsjahren durch die ruhelosen Jahrzehnte seiner
Wanderabenteuer zur engen Klause seiner Häuslichkeit. And wäre
dieses buntgemengte Schicksal auch nur Symbol: so ist es ein auf»
richtiges Gleichniß der extremen Gegensätze, die sich in Chamifsos
Individualität zu einer Einheit auflösten. Der Champagnard im
Blute des deutschen Dichters Chamisso, dessen eigentliche Lyrik
fast nur den eigenen Herd umschlang, hat die Vorurtheile und
Ueberlieferungen einer langen Ahnenkette ins Weite geschleudert

und sich dem Freiheitsdurst hingegeben, den das verjüngte Frankreich der Menschheit schenkte.
Dem hohen Wüchse seines Charakters war es selbstverständ» lich, das Allgemeine über das Persönliche zu stellen. Chamisso war, bis er als Deutscher der äußeren Fügung danken lernte, ein schwer geschlagenes Opfer der Revolution. Er hatte viel zu verlieren gehabt und Alles verloren. Der reiche Sprosse des alten Geschlechtes, um dessen Wiege fürstlicher Luxus prunkte, wurde als Knabe mit den Seinen landflüchtig (1790), sein tzeim ging in Naüch und Flammen auf, er litt die Noth der Armuth und der Fremde. „Das Schloß Voncourt", dieses Gedicht mit den romantischen Akkorden und den keusch-sentimentalen Kindheiterinnerungen, will in seinem Ausklang recht verstanden sein. Der Pflug geht über die Erde hin, auf dem das Schloß der Väter gestanden:

„Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne Dich mild und gerührt;
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über Dich führt!"

In „Ungewitter", „Der König im Norden" und in anderen Gedichten prophezeit Chamisfo das Ende der Könige. Aber im „Alten Sänger" warnt der Dichter (immer ein Einzelner, niemals ein Kombattant der Partei) die Genossen:

„Thorenwerk, Ihr wilden Knaben;
An dem Vaum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzuschütteln,
Wann er erst mit Müthen prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Aeste schütteln;
Selber bringt er Euch die Gaben,
Die Ihr ungestüm verlangt."

Die aufgeregte Menge schmäht den Alten, er aber singt ein anderes Lied vor dem König:

„Mit dem Sturm und vor dem Winde!
Mache Dir, Dich stark zu zeigen,
Strom und Wiudeskraft zu eigen.
Wider Beide, gähnt Dein Grab!"

Es ist ein seltsamer Versuch Adolfs Bartels, den Liberalismus Chamissos mit einer Vriefstelle, die eine dankbare Neigung zum König von Preußen ausspricht, abzuschwächen und Chamissos freiheitliche Dichtung mit der „Tyrannei Napoleons" gewissermaßen zu entschuldigen. Gerade Chamisso hat, nicht nur in Liedern, mitgekämpft gegen den Atilla; aber gerade er erkannte auch (sehr zum Unterschied von manchen deutschen Barden) in

Napoleon einen Mandatar der Völkerbefreiung von der legi-
timen Sklaverei. Für Chamisso war die endliche siegreiche Abrech-
nung mit dem Neberwinder Deutschlands zwar der ersehnte Be-
freiungskrieg; aber, wie der Bremer Hermann Tardel in seinen
„Studien zu Chamissos Lyrik" mit einem einzigen Wort sinnvoll
erläutert, nicht der deutsche „Freiheitkrieg". Die Volksmischung in
Chamissos Wesen stand seinem deutschen Nationalismus nicht im
Wege; doch bewahrte sie ihn vor chauvinistischer Selbsttäuschung.
Ein rückwärts schauender Prophet, ein Tyrtäus, der hinter
den Heeren und Siegen mit begeistertem Muth nachhumpelte, war
Chamisso nicht. Er gab sich mit dem Erreichten nicht zufrieden.
Aus seinem Köcher flogen die Pfeile der Satire gegen die miK
Kampf und Blut errungene „Goldene Zeit":

„Füllt den Becher bis zum Rand,
Thut, Ihr Freunde, mir Bescheid:
Das befreite Vaterland
Und die gute goldne Zeit!
Denn der Bürger denkt und glaubt,
Spricht und schreibt nun Alles frei,
Was die hohe Polizei
Erst geprüft hat und erlaubt."

Allbekannt ist die „Tragische Geschichte" von dem Zopf, der
dem braven Bürger hinten hängt, bekannt das Schlußwort in der
heiteren Legende der „Weiber von Winsperg":

„Im Jahr elfhundertvierzig, wie ichs verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland."

Ein geflügeltes Wort, das erst mit dem letzten privilegirten
Hüter von Thron und Altar erledigt sein wird, klingt aus dem
„Nachtwächterlied":

„Hört, Ihr Herr'n, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden
Und der König absolut,
Wenn er unfern Willen thut.
Lobt die Jesuiten!"

„Plebejisch fühl' ich meines Landes Wunden", sagt der
Dichter; und meint mit dem nicht ganz zutreffenden Wort seinen
Gegensatz zum Sonderstandpunkt der Kaste. Diesem Dichter, der
auch wissenschaftlich in die Wahrheiten der Natur eindrang, war
die Gleichheit der Menschenrechte und das Allein-Entscheidende
des individuellen Werthes so selbstverständlich, daß er schon die
äußeren Formen haßte, mit denen die Standesunterschiede sich
geltend machten. Noch heute vergiften Kastendünkel und Streber-
thum und der Kult toter Gesellschaftgesetze das soziale Leben in

Deutschland. Da ist denn die Symbolik des „Peter Schlemihl", des schattenlosen Mannes, noch immer stark nnd lebendig. Ob die Erzählung auch absichtlos aus einem Spiel der Phantasie entstanden ist: ihre Deutung durch Hermann Kurz ist unabweisbar: „Der Mann ohne Schatten bringt zur Anschauung, daß der Mensch in unserer gesellschaftlichen Welt sich nur durch den Besitz der bedeutunglosesten, nichtigsten Dinge Ansehen und Anerkennung verschaffen kann. Er muß sich der Gesellschaft beugen können, der Mode huldigen, einen Orden, einen Titel haben, sich in nichts von den anderen Menschenkindern unterscheiden. Was bleibt aber einem Schattenlosen übrig, als sich von der sogenannten guten Gesellschaft zurückzuziehen, wie Peter Schlemihl, und sie in der Beschäftigung mit der Wissenschaft zu vergessen, wenn er nicht sein besseres Selbst verkaufen will?"

Noch Lessing, der freie Lessing, machte die soziale Schichtung willkürlich zur künstlerischen Scheidung; die Tragoedie gehöre in die Königspaläste, das Schau- und Lustspiel in die bürgerliche Zone, die Posse aufs flache Land, sagte er. Nnd noch zu Lebzeiten Chamissos wurde es Goethe verübelt, daß er „Apotheker- und Schantwirthsnaturen in die Dichterwelt einführte". („Der Freimüthige", Nr. IM.) Dagegen nun Chamissos „Alte Waschfrau"! Dieses herzinnige Bild des braven Weibes aus dem Volk. Gestalten aus den Handwerker« und Arbeiterkreisen waren wohl auch früher schon in der Literatur der gebildeten Stände verwendet worden. Doch (vom Musikus Miller und wenigen Anderen abgesehen) waren diese Personen meist Staffage für allerlei Würdenträger und Patrizier gewesen. In Chamissos Gedicht fällt der Accent auf das Handwerk der prächtigen Frau, die dichterisch verwandt ist mit den sozialen Charakterzeichnungen der Moderne, mit Hauptmanns Fuhrmann Henschel und sogar, trotz ihrer absoluten Redlichkeit, mit der Waschfrau im „Biberpelz", der diebischen Mutter Wolff.

Ein anderes Gedicht Chamissos: „Der Graf und der Leibeigene", blitzt uns wie ein Geschöpf der Gegenwart entgegen. Unserer Zeit war ja vorbehalten, zu vernehmen, daß die Erbadeligen als die „Edelsten der Nation" zu verehren seien. Der Dichter erzählt, wie in eine Wiege zwei neugeborene Kinder, das des Grafen und das des Leibeigenen, zusammengelegt wurden und dann Niemand unterscheiden konnte, welches von den beiden edelsten und welches verächtlichen Blutes sei.

„Verloren ist der Irrung Spur,
Die Zeiten schweigen, es schweigt die Natur/'

Der Graf Papa ist verzweifelt. Die Söhne wachsen heran
und taugen beide nicht. Jeder von ihnen behauptet, er sei der
Herr, der Andere der Knecht. Endlich bringen sie einander um.
Das Märlein vom blauen Blut hat Keiner köstlicher verhöhnt als
Graf Chamisso.
Gedanken, die heute die Vorkämpfer höherer Sittlichkeit in
den Bordergrund stellen, klingen mannichfach in Chamissos Dich-
tungen an. In dem Gedicht „Vergeltung" finden wir ihrer ein
ganzes Bündel. Hier ist es der Henker, der über den Kampf ums
Recht, die Klassenjustiz und die Todesstrafe grübelt:
„Ja, die Mächtigen, die Beglückten,
Ja, die Götter dieser Erden!
Ihnen muß der Unterdrückten
Sühnend Blut geopfert werden.
Rein von Blut sind ihre Hände,
Das Gesetz verlangt die Spende!"
Das packendste und wildeste soziale Gedicht Chamissos ist
„Das Gebet der Witwe". Es hat den Refrain: „Die Noth lehrt
beten". Schon der alte Valerius Maximus erzählte die Anekdote
von der armen Frau, die für das Leben des Tyrannen betet, weil
sein Sohn der noch schlimmere Wütherich sein wird. Martin
Luther verwandte die Geschichte in seiner Schrift: „Ob Kriegs-
leute auch in seligem Stande sein können", hob aber das religiöse
Moment hervor: daß ein christliches Weib für das Leben des bösen
Herrschers betet. Bei Chamisso ist das Gebet blutiger Hohn. Die
Witwe hatte einst acht Kühe. Der Großvater des gnädigen Herrn
hat ihr eine Kuh geraubt, der Vater zwei, der jetzige Gebieter vier.
Dem Gutsherrn ins Gesicht schreit die alte Frau:
„Kommt der Sohn noch erst dazu,
Nimmt Der gewiß die letzte Kuh —
Lass' unfern gnädigen Herrn, o Herr,
Recht lange leben, ich bitte Dich sehr.
Die Noth lehrt beten."
Vielen Zeitgedichten Chamissos (Gedichten eines Zeitalters,
nicht des flüchtigen Tages) verleiht dauernde Wirkung, daß sie
aus realen Erscheinungen der Amwelt erstanden und nicht Ge»
bilde der abstrakten Reflexion sind. Doch sieht der Dichter die
Außendinge gern im Bild seiner Weltanschauung. Eichendorff
freilich hat ihm eine Weltanschauung abgesprochen. Die Dichter der
Romantischen Schule verstanden unter Weltanschauung Pietis-
mus. Der war ihre Ordensregel. Eichendorff, der Frömmsten
Einer, machte denn auch die konfessionelle Indolenz Chamissos
für die grelle Effekthascherei in vielen seiner gruseligen Schauder-

balladen, seiner blutrünstigen Romanzen nach Art des französischen Bänkels, verantwortlich. Man kann sich ästhetisch gegen diese Nervenpeitschen sträuben und die Richtung Poes verurteilen (die heute in den Büchern von Hanns Heinz Ewers wieder aufersteht); dennoch sollte man weder die Ethik noch die Psycho« logie in Chamissos Balladen verkennen. Sie haben allerdings nicht, wie die Schillers, einen moralischen Mekka-Spruch zum Ausgangs« und Endpunkt) mit ihren Spirallinien des Bizarren und Grotesken dringen sie vielmehr ein in die dunklen Geheimnisse der Natur. Dieses forschende Entschleiern ist ein Trieb, den wir als „modern" empfinden.

Da sei auf das von Chamissos glücklichstem Humor gehobene „Lied von der Weibertreue" hingewiesen (mit dem Fabelmotiv der Witwe von Ephesus, das bei Tschechow, Strindberg und Anderen wiederkehrt). Oder auf die ganz und gar problematische Romanze „Der Waldmann". Ein Neuster, Heinrich Mann, hat das Problem dieses (ihm vielleicht unbekannten) Gedichtes in der Novelle „Pippo Spano" bearbeitet. Zwei, die nicht vereint leben dürfen, wollen gemeinsam sterben. Der Mann tötet die Frau. Wie nun ihr Blut ihn besprüht, packt ihn der elementare Lebenstrieb; und aus dem Opferer, der jetzt sein eigenes Leben rettet, wird ein Mörder. Ferner: wie eine Vorahnung der Thesen Nietzsches verblüfft in der Ballade „Die Giftmischerin" des Dichters Auffassung von den Rechten der Persönlichkeit.

Ein christlicher Mystiker war Chamisso, der freie Geist, der Naturforscher, nicht. Doch sein Einfühlungvermögen (das manchmal sogar über den Mangel echter Ursprung lichkeit in seiner Lyrik hinwegtäuscht) war so stark, sein Verstehen alles Menschlichen so herzlich, daß er sich allenfalls die frommen Gefühle bretonischer Bauern aneignen konnte, die für den Schutz ihrer Altäre bluteten. Dieser Anpassungfähigkeit verdankt das preußische Kultusministerium das Gedicht „Die stille Gemeinde" in den Schulbüchern.

Von Chamissos Lebenswerk wird ein Theil in der ursprünglichen Form nicht fortbestehen. Wohl aber in immer neuer Form. Denn gerade seine „zeitlichen" Gedichte haben Samenkörner, die in jedem Lenz wieder von jungen Händen ins Fruchtland der Menschheit gestreut werden müssen. Des alten Dichters Unsterblichkeit wird die der That und des Gedankens sein, die noch dauert, wenn einst Name und Gestalt versunken sind. Ich glaube an das ewige Wunder der Transsubstantiation.

Hermann Kienzl,

Bismarck in der Presse *)
as Problem Bismarck ist in der Presse der sechziger Jahre nicht
erschöpfend gelöst worden. Aber wie viel schwerer ist es auch,
das Wesen einer Person wahrhaft zu erfassen als das einer Sache,
einer politischen Angelegenheit! Für deren Beurtheilung sind immer
konstante Faktoren vorhanden, deren Dasein einen festen Boden liefert;
es handelt sich „nur" darum, die beweglichen Faktoren, die Impon-
derabilien, richtig zu berechnen oder, mehr noch, ihre voraussichtliche
Wirkung zu errathen auf Grund eines feinen und daher nur Wenigen
gegebenen politischen Gefühls. Fehlschlüsse sind hier eben so unver-
meidlich wie bei jeder menschlichen Thätigkeit; sie kommen, im Grunde
genommen, auf dem selben Weg zu Stande. Wie verschieden dagegen,
sobald es sich um die Beurtheilung einer noch lebenden und wirkenden
politischen Persönlichkeit handelt! Wie wenig ist von ihr der Allge-
meinheit bekannt in dem Stadium, das unsere Jahre umfassen. Heute
hat nicht nur der Tod seinen unverkennbaren, hier besonders großen
Einfluß ausgeübt, nicht nur Bismarcks Sturz hat dem freieren Urtheil
neuen Raum geschaffen: wir kennen ihn heute auch aus zahlreichen
Gesammt- und Einzeldarstellungen, die uns seine Thaten und Inter-
essen, seine Gaben und Mängel, so weit es jetzt überhaupt schon möglich
ist, erschöpfend darlegen. Damals waren alle diese Voraussetzungen noch
nicht erfüllt; man wußte von dem preußischen Ministerpräsidenten
doch nicht viel mehr, als was sein Auftreten im Bereinigten Landtag
und in der Zweiten Kammer Jedem verrathen hatte. Was daran zu
einem vollständigen Charakterbild fehlte, ergänzte man sich fast nach
Belieben: er war preußischer Edelmann, also Junker; er war konser-
vativ, also reaktionär; er schob die wirklichen Machtverhältnisse in den
Bordergrund und basirte darauf seine Politik, also verachtete er jede
sittliche Idee. Wie oberflächlich da geurtheilt ist, zeigt der erste Blick;
das allgemeine Mißtrauen, das sich schon nach den ersten Tagen seiner
Ministerherrlichkeit bildete, verhinderte selbst den Versuch zu einem

*) „Die deutsche Presse und dieEnlwickelung der deutschen Frage 1864
bis 66": so heißt einBuch, das Herr Dr. Bandmann (als fünfzehnten Band
der Leipziger Historischen Abhandlungen) bei Quelles Meyer in Leipzig er-
scheinen läßt und dem dieser Abschnitt, auf des Verfassers Wunsch, entnom-
men ist. Ein Buch, das nothwendig war (weil aus der Geschichte derPresse,
besonders der deutschen, noch allzu wenig bekannt ist) und das der Ernst,
der Fleiß und die Beweglichkeit des Verfassers zu einem lesenswerthen ge-
macht hat. Das Kapitel über Bismarck sollte jeder Journalist recht oft lesen)
und dabei bedenken, ob irgendeine große Erscheinung heule im Zeitungur-
theil besser wegkäme. Hoffentlich findet HerrOr.Bandman» Zeit, dieSkizze
zueincmBildauszuführen: neben die frühen die Urtheile der Triumphzeit
zu stellen; in einer Monographie zu zeigen, wie Bismarck, vom ersten bis
zum letzten Tag seines Wirkens, im Spiegel der europäischen Presse aussah.

tieferen Eindringen in das Wesen und Werden seiner Persönlichkeit.
Ja, eben Dies war der Kardinalfehler: daß man ihn nicht als Person»
lichkeit gelten lieh oder gelten lassen wollte. Keineswegs wurde über»
sehen, daß er von anderer Art war als seine Vorgänger; schnell genug
erkannte die Öffentliche Weinung den Unterschied, sie konstruirte da»
raus einen spezifischen hochmuth, nannte Vismarck rückfichtlos, drauf»
gängerisch, verwegen. Aber dah er im Innersten von den Durchschnitts»
konservativen durch eine Welt getrennt, dah gerade diese Abweichung
vom Mittelmaß die Vorbedingung seiner Erfolge war, Das sah die
öffentliche Meinung nicht; und konnte sie auch nicht sehen, denn ihr
war seine EntWickelung in den fünfziger Jahren fremd geblieben.
Darum darf man auch die Presse nicht tadeln, dah sie das Genie nicht
gleich erkannte. Das Lob kann ihr nicht abgesprochen werden, dah sie
sich intensiv mit Vismarck beschäftigte, ja, dah dies Interesse für ihn
von Monat zu Monat wuchs und seinen Höhepunkt in den gefähr-
lichen Wochen der Krisis erreichte.

„Woher Du kommst, willkommen immer sollst Du sein,
0b Du, ein Bettler, mitternachts geschlichen kommst:
Ich kenne Dich! Dich kennen lehret mich mein Herz
Und auf den Thron an meine Seite setz' ich Dich!"

Worte der Germania sind es, die sie in Prutzens bekannter Ko»
moedie „Die politische Wochenstube" an den erwarteten, verheißenen,
freundlichen Voten zukünftiger Zeit richtet; aber wie anders war die
Aufnahme, die der „pfeilbewaffnete, rächende Gott" fand, als er den
Platz des ftreuhischen Ministerpräsidenten einnahm! War die Kritik
an seiner Person um die Zeit seiner Ernennung naturgemäß noch
sehr zurückhaltend, so setzte sie bald recht scharf ein und erreichte in
den Jahren von 1864 bis 68 eine Spitze, die Vismarcks Worte, er sei
der bestgehaßte Mann in Deutschland, nur gerechtfertigt erscheinen
ließ . . . Natürlich machten die konservativen preußischen Organe die
erste bedeutende Ausnahme; für sie war er wirtlich der rettende Gott.
Es hat keinen Sinn, die Charakteristiken aus der Norddeutschen All»
gemeinen, der Neuen Preußischen Zeitung und der Berliner Nevue
wiederzugeben; sie stehen meist auf dem uiedrigen Niveau der Schmei-
chelei und des kritiklosen Lobes; besonders in der zuletzt genannten
Wochenschrift macht sich Das zuweilen unangenehm bemerkbar. Doch
enthält die VerlineT-H^vue daneben auch durchaus richtige und fein-
fühlende Urtheile. So schreibt ein mit G. Unterzeichneter: „Das
Ministerium Vismarck ist der^rsHnifiz.irte Gedanke: Pr^uHe^nmuß
gro^ weihen. Gräf'Vismarck nahm eine Sache in Angriff, oie zu den
verschlepptesten gehörte, welche jemals spielten, und dieser Angriff ge-
hört ficher zu den kühnsten, die in der Weltgeschichte nnternommen
wurden. Gelingt er, so war er ein unsterblich Unternehmen. Sein Ziel
ist, ein gutes Stück kompaktes Deutschland zu bilden, auf daß uiemals
wieder eine olmützer Schmach und Schande zu Stande kommen könne
und der Habsburger zerstörende Eifersucht unter Schloß und Niegel

gelegt werde. Aber mit welchen Schwierigkeiten hat Graf Bismarck
nicht zu kämpfen, wie muß er nicht nach allen Seiten hin Front
machen! Front gegen verjährte Vorurtheile der Konservativen, Front
gegen vornehme und mächtige Traditionen, Front gegen den verwil-
derten Nationalverein, Front gegen allerlei Gedränge und, was die
Hauptsache ist: Front gegen die Habsburger Erbitterung! diese ist bitte-
rer als Quassia und Absinth, sie ist ein LädsOuv ospädls äs Wut, um
mit Voltaire zu reden..."
Aehnlich die Kreuzzeitung, die ständig ihre Hymnen auf Bismarck
wiederholt, ohne dabei jemals besondere oder auch nur neue Gedanken
zu Tage zu fördern. Nach dem Attentat des jungen Blind schreibt sie,
es gereiche Bismarck zur höchsten Ehre, „daß auch jetzt noch die deutsche
Revolution in ihm ihren Bändiger sieht, der sie niederzuhalten den
Willen und die Kraft hat". Ohne den Einfluß aus dem Ministerium
hätte die Neue Preußische Zeitung es nie fertig gebracht, für die Idee
des Parlaments und des allgemeinen direkten Wahlrechts einzutreten;
nur gewaltsam konnte sie aus den alten Gleisen gestoßen werden.
Die Preußischen Jahrbücher erkannten die Erfolge Bismarcks
und verteidigten ihn gegen seine Verkleinerer. Sie nannten ihn 1864,
beim Friedensschluß, „die Kraft des preußischen Staates, des Sou-
verain, der Armee, der Diplomatie, durch welche dem widerwilligen
Europa" ein großes Resultat abgezwungen wurde. Sie gestanden im
August 1865, daß „zähes Ausharren bei einem gesteckten Ziele, die
Knnst, die Dinge zu beherrschen, indem man ihnen scheinbar unthätig
zusieht", die Vorzüge waren, „die man vor drei Iahren dem soeben
ans Ruder gekommenen preußischen Ministerpräsidenten am Wenig«
sten zutraute, ^ dem Manne, der mit so undiplomatischer Offenheit
seine innersten Gedanken nicht stets in der ernstesten Weise darlegte,
der Pläne entwickelte, deren anscheinende Vermessenheit die Heiterkeit
anreizte. Und dennoch sind es grade diese Eigenschaften, die ihm jetzt
einen unerwarteten Sieg verschaffen..."
Auch Treitschke hält in dem Aufsatz „Der Krieg und die Bundes-
reform" mit seinem Urtheil nicht zurück. Nach seiner Meinung besitzt
Bismarck „bei aller Kühnheit und Beweglichkeit seines Geistes ein sehr
geringes Verständnis für die sittlichen Kräfte des Völkerlebens. Diese
Mißachtung der Ideen ist ihm gekräftigt worden durch die Verirrun-
gcn der Oeffentlichen Meinung in den letzten Iahren, da der Idealis-
mus der Nation sich in Phrasen verflüchtigte. Heute wird dem berliner
Kabinet die Erfahrung, daß ein ganzes Volk den jähen Sprüngen
eines geistreichen Kopfes nicht zu folgen vermag und tief eingewnrzel-
tes, auf Thatsachen begründetes Mißtrauen nicht über Nacht auf-
giebt." Aber trotzdem hält Treitschke (Roon und) Bismarck für augen-
blicklich unentbehrlich, da er sich als tüchtigste diplomatische Kraft
Preußens erwiesen habe. „Er ist, wenn wir unbefangen vergleichen,
außer Napoleon dem Dritten der einzige Staatslenkcr der Gegenwart,
der große positive Pläne in der auswärtigen Politik verfolgt. Wissen

die Liberalen einen Mann, ihn zu ersetzen? Gewiß hat er den Staat
in die gegenwärtige schwierige Lage gebracht, doch nur, weil er seine
Pflicht als preußischer Minister erfüllte, weil er Preußens Nacken
nicht unter das Machtgebot der Hofburg beugen wollte." Jeder andere
Minister, meint der freiburger Professor, hätte eben so handeln müssen;
und er stellt die Frage, ob es denn ein schlechtes Lob für einen preußi-
schen Minister sei, daß die Feinde ihn hassen wie den Gottseibeiuns?
Alles Böse traue man ihm zu, ja, in Dresden (und anderswo) sogar
ein abgekartetes Attentat.
Licht und Schatten sind bei Treitschke gerecht vertheilt, so weit es
ihm eben möglich war, unter den gegebenen Verhältnissen zu einem
abschließenden Urtheil zu gelangen. Erst jetzt (1866) entfaltete ja der
Genius ganz die Schwingen seiner Kraft, zeigte er dem preußischen
Aar das ferne Ziel, das nur in gewaltigen Schlägen zu erreichen war;
jetzt erst offenbarte er das Geheimnis seiner Politik: das tiefe Ver-
trauen in die Stärke seines Staates, das so vielen Anderen verloren
gegangen war, wenn sie es überhaupt je besessen hatten. Aber eben
weil der Erfolg noch nicht Kopf und Herz blendete und zu byzantini-
schen Lobhudeleien verleite, denen auch Bismarck nicht entging, haben
alle diese Aeußerungen einen besonderen Reiz; sie zeigen auch den
Kontrast, der bald nach 1866 und 70 zum Vorschein kam, und so er-
innern sie daran, wie schwer sich der Einiger des Reiches ohne sein
Zuthun die Öffentliche Meinung gewann.
In den Iahren von 1864 bis 66 erwarb er sie sich nur in sehr be-
dingtem Maaße. Man hob einige gute Seiten seines Charakters her-
vor, wie man Das bei jedem Menschen thun kann; man lobte ihn
wegen dieser oder jener Kleinigkeit, aber man fing mit dem Preisen
an und hörte mit dem Tadeln auf. So konnte die Nationalzeitung
gegenüber dem Reformantrag nicht umhin, die Fruchtbarkeit Bis-
marcks an den verschiedenartigsten Projekten hervorzuheben, um die
ihn mancher seiner diplomatischen Kollegen beneiden möge. Aber lei-
der bemerken wir nicht, fügt sie hinzu, „daß das eine Pensum gelöst
wäre, bevor das andere in Angriff genommen. Ohne daß wir bis jetzt
eine einzige positive Errungenschaft in der Hand haben, werden die
alten Aufgaben nur mit neuen, immer verwickelteren durchsetzt, und
wie der Knäuel sich zuletzt entwirren soll, ist kaum mehr abzusehen."
Die Nationalzeitung scheint den alten Aberglauben getheilt zu haben,
daß die Politik eine einfache Sache sei oder doch sein müsse; vor jeder
Schwierigkeit bangt ihr. Wenn es auch nicht gerade die Aufgabe des
Staatsmannes ist, Schwierigkeiten herbeizuführen oder zu suchen, so ist
es doch sicher seines Amts, sie in der ihm am Besten geeignet erscheinen-
den Weise zu bewältigen. Daß aber die Umwandlung der schleswig-
holsteinischen in die deutsche Frage, daß der Antrag vom neunten April
1866 auf Reform des Bundes ein Mittel, vielleicht das Einzige war,
der Schwierigkeiten Herr zu werden: Das leuchtete der Nationalzeitung
nicht ein; fie erkannte weder das Wesen des Reformvorschlags noch das

Bismarcks, sie verfiel in den alten, so häufigen Fehler, Mittel und Zweck zu verwechseln.

Deutlich geht ja die Einschätzung Bismarcks durch die liberalen Organe aus der Forderung seines Rücktritts, die fast alle erhoben, hervor. Ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, wäre thöricht. Bismarck selbst urtheilt zehn Jahre später über die Zweite Kammer und damit auch über die Presse: „Ich habe Objektivität genug, um mich in den Ideengang des Abgeordnetenhauses von 1862 bis 66 vollständig einleben zu können, und habe die volle Achtung vor der Entschlossenheit, mit der die damalige preußische Volksvertretung Das, was sie für Recht hielt, vertreten hat. Daraus mache ich Keinem einen Vorwurf." Weder die Abgeordneten noch die Zeitungen konnten wissen oder auch nur ahnen, daß er ihrem heißesten Wunsch Erfüllung gewähren würde; er hatte sich immer schärfer und immer bewußter in Gegensatz zu ihnen gebracht, das Abgeordnetenhaus in verletzender Weise brüskirt, die Verfassung mindestens durch Erlaß der Preßverordnung von 1863 und durch die einfache Einverleibung Lauenburgs verletzt, von seiner Lückentheorie gar nicht zu reden; er hatte ferner zahlreichen liberalen Beamten die Bestätigung verweigert, andere ihres Amtes entsetzt; unter ihm war der Obertribunalsbeschluß gegen die Redefreiheit her Abgeordneten ergangen, von ihm das schleswigsche Zuchthausgesetz gegengezeichnet. Unter solchen Umständen hätte es nur Engeln gelingen können, ihren Zorn, ihren Abscheu zu überwinden und Den zu loben, den sie nach menschlichen Gesetzen von Herzen hassen mußten. Denn wer konnte nach liberaler Auffassung größere Sünden auf sich laden als dieser Verächter ihrer Ideen, der vom Deutschthum nichts, nur vom Preußenthum Etwas wissen wollte? War er doch der Vertreter des preußischen Egoismus, der von moralischen Eroberungen nicht allzu hoch dachte (ganz verworfen hat er sie keineswegs); ihm gegenüber standen die Liberalen, die Preußen in Deutschland aufgehen lassen wollten, die eine Neugestaltung aller Verhältnisse erstrebten auf friedlichem Wege. Sie hatten einen Krieg kaum in den Bereich der Möglichkeit gezogen; zu fest vertrauten sie der überwindenden Stärke der Idee, die ihnen zum politischen Evangelium geworden war. 1864 erkannte noch Mancher unter ihnen an, daß Bismarck auf anderem Weg zwar, als sie erhofft, ein großes Resultat erreicht habe; jetzt, nach weiteren zwei Iahren erbitterten Kampfes, war ihnen nicht die Kraft und das Vertrauen gegeben, in ihm den Retter aus der Roth zu sehen. Die Liberalen gewahrten nur, in welche Schwierigkeiten dieser Mann Preußen gebracht, daß er ihm alle Sympathien entfremdet hatte und nun, da er keinen Ausweg mehr wußte, in höchster Gefahr nach ihrem SchatzkSstlein griff und den schönsten Edelstein, die Berufung eines deutschen Parlaments auf Grund des allgemeinen, direkten Wahlrechts, herausbrach. Verwirrung muhte sie ergreifen, sein ganzes Thun lähmend auf sie wirken. „Es ist nicht blos das bisherige innere Pcirtciwesen und die politische Theorie, die durch Herrn von Bismarck

zerrüttet zu werden droht, sondern auch die auswärtige Politik und
ganz Deutschland," sagte die Kölnische Zeitung! und energisch forderte
sie immer wieder den Rücktritt des Ministeriums, gegen das das ganze
deutsche Volk wie ein Mann die tiefste Abneigung empfinde.
An die Worte der „France" aus einer Schilderung Bismarcks:
„8s, vis est ««nstsmmsnt ooeupes, st oomms il n's, pss äs oontigsuts poli-
tiques, ^es prozsts äeeumulss äans sou «srveäu v sutrstisunsnt Iss soueis
les plus Frsvss, ssns trsvs ni rspos", knüpft die Kölnische Zeitung die
Befürchtung, daß Deutschland ans den schwersten Sorgen nicht heraus«
kommen werde, so lange Bismarck in Preußen das Staatsruder führe.
„Was soll aus Preußen werden bei jenen aufgehäuften Projekten?"
Ein viel unbefangeneres Urtheil fällt der „Sozialdemokrat", der,
trotz den vielen Verfolgungen, denen er ausgesetzt war (am ersten
Aügust 1865 machte er ironisch Meldung davon, daß er am vergange-
nen Tage nicht konfiszirt worden sei), von Anfang an sehr günstig
über Bismarck spricht. Als ein wesentliches Verdienst der preußischen
Politik seit seiner Berufung erkennt das Blatt die Thatsache, daß ihm
gelungen sei, das blinde Vertrauen der deutschen Regirungen zu
Oesterreich zu erschüttern. „Es ist eine bedeutende Politik, die jetzt in
Preußen gemacht wird." Bismarcks Fähigkeiten wird Anerkennung
nicht versagt; der „Sozialdemokrat" gesteht ihm zu, daß er den Kaiser-
staat, den zu bekämpfen er sich anschicke, nicht unterschätze! »er hat
gewußt, daß es gilt, nicht nur mit preußischen Armeen, sondern auch
mit den Ideen der Zeit gegen Oesterreich zu kämpfen." Wenn die
Zeitung dann aber meint, daß der Minister nicht aus freiem Willen,
sondern gezwungen durch die Lage, Parlament und allgemeines
Wahlrecht beantrage, so verfällt sie allerdings in den Fehler, den
manche der verhaßten „Bourgeoisblätter" machten. Aeberhaupt er-
klärt sich ja die skizzirte Haltung des „Sozialdemokrat" aus der Feind-
schaft gegen die Liberale«! er unterstützte Bismarck nur als seiner
Gegner größten Gegner, nicht als seinen eigenen Freund. Immerhin
spielen wahrscheinlich die Erinnerungen an Lassalles Verhältniß zu
Bismarck eine wichtige Rolle bei dieser Stellungnahme des Blattes!
doch ist es nicht möglich, darüber Sicheres auszusagen.
In die schwierigste Lage wurden bei dem sich steigernden Konflikt
die Liberalen außerhalb Preußens gebracht, die für dessen Führerschaft
in einem neuen Deutschland kämpften. Nicht nur die konservative
Presse mit ihren beständigen Drohungen gegen den Nationalverein und
gegen alles Außerpreußische erschwerten diesen Männern die wirksame
Verfechtung ihrer Ideen nngemein, sondern auch Bismarck selbst, wie
wir, zum Beispiel, aus Overbecks Briefen an Treitschke ersehen. Da
schreibt Jener im Oktober 1865: „Ich denke, Du wirst auch selbst wieder-
holt empfunden haben, welchen harten Prüfungen der Freund der
preußischen Sache durch ihren Leiter ausgesetzt ist." Nach einem Tadel
der Liberalen fährt Overbeck fort: „Schlimm genug aber, daß unsere
Hoffnung auf Bismarck beruht. Nicht immer kann ich mich des Ein-

drucks erwehren, daß auch seine Politik trotz allem Geschick bornirte
und höchst gefährliche Parteipolitik ist. Wag sein, daß zur Beilegung
des inneren Konflikts der König ein unüberwindliches Hindernis; ist.
Dieses Fortbestehen des Konflikts aber giebt ganz besonders der Politik
den Charakter des Abenteuerlichen und man hört doch so gar nichts
von dem Versuche, ihm seine Schärfe zu nehmen, gerade delatorischer
kleinlicher Maahregeln sich zu enthalten... So lange die schleswig-
holsteinische Sache noch schwebt, ist Vismarck freilich ein ganz unent»
behrlicher Mann; doch scheint er mir freilich durch die Art, wie er die
Sache führt, auch in dem Falle, daß sie ein gutes Ende hat, daß also die
Annexion gelingt, einen guten Teil des Dankes, den er sonst verdient
hätte, verwirkt zu haben."

Solcher Aeußerungen eingedenk, verstehen wir die Kritik, die
Gustav Freytag in den „Grenzboten" an Vismarck übte. Er nannte ihn
einen geistvollen Mann „von unübertrefflicher Elastizität, um Aus-
kunft nicht verlegen, bereit, sich persönlich einzusetzen, kurz entschlossen,
dem Vernehmen nach im persönlichen Verkehr wie in seinem Privat-
leben von großer Liebenswürdigkeit. Aber diese Vorzüge werden über-
wogen durch einen Mangel, der verhängnißvoll für ihn selbst und ein
Unglück für Preußen zu werden droht: ihm fehlt eine unbefangene
Auffassung der Dinge; die Eindrücke, die die Welt in seine Seele
sendet, werden ihm zu schnell verzogen; was der gemeine gesund«
Menschenverstand leicht findet, entzieht sich ihm. Auch seinem Ent-
schluß, wie energisch er erscheine, fehlt die nüchterne Stetigkeit." Außer
anderen, für einen Staatsmann unentbehrlichen Eigenschaften vermißt
Frehtag die Gabe in ihm, ficher das richtige Mittel für ein gutes Ziel
zu verwenden und sich nicht über Schwierigkeiten und Hilfsmittel zu
täuschen, „Die innere Freiheit, mit der er die Personen beurtheilt,
und die Flüchtigkeit, mit der er Thatsachen behandelt, die Behendigkeit,
mit der er sich aus der Befangenheit des Moments heraushebt, und
der Eigenwille, der sich eine Sachlage einbildet, Verachtung der Geg-
ner und Ungeduld bei Hindernissen, das Selbstgefühl adeliger Ehre
gegenüber bürgerlicher Gewissenhaftigkeit, sind Eigenschaften eines
Politikers, der aus dem preußischen Iunkerthum heraufkam. Es ist
ein tlendendes, vielleicht fesselndes Wesen, es sind einige von den
höchsten Eigenschaften eines preußischen Ministers darin, aber ihr
Segen wird in das Gegentheil verkehrt durch dilettirende- UnProdukti-
vität und durch den Mangel an festen inneren Schranken, die ihm
die Willkür bändigen."

Unzweifelhaft liegt hier der Versuch zu einer tiefer gehenden
Charakteristik vor; aber es ist eben beim Versuch geblieben. Freytag
haftet mindestens bei der Hervorhebung der guten Eigenschaften an
der Oberfläche. Von dem preußischen Machtbewuhtsein, das in Vis-
marck lebt, ist nicht, von dem Vertrauen auf die eigne Kraft, das, ohne
Ueberhebung, ihn von je her ausgezeichnet hat, nur einseitig, in der
Hervorhebung des Gegensatzes zwischen adeliger und bürgerlicher Her»

kunft, die Rede. Von der gewaltigen Energie gar, die in dem Manne steckte, ahnte Freytag überhaupt nichts; ja, er behauptete im Gegentheil, ihm fehle „die nüchterne Stetigkeit". Den Hauptfehler sah der Verfasser im Mangel einer unbefangenen Auffassung der Dinge; und gerade Das dünkt uns weniger ein Kardinalfehler Bismarcks als vielmehr Freytags zu sein.

Feindsäliger klingen von vorn herein die Artheile der süddeutschen Blätter, insbesondere des „Beobachters", der sich kaum die Mühe giebt, Bismarcks Persönlichkeit zu skuoiren7 Für ihn ist er nur der Junker, der die Freiheit vernichten, der deutsches Land an seinen Lehrmeister Napoleon abtreten, der die Mainlinie herstellen will. Bismarck ist ihm der Feind; nach ihm orientirt der „Beobachter" feine Politik; schnell entschlossen, stellt er sich auf die Seite der Gegner der preußischen Ministerpräsidenten, nicht des Staates: kämpfen will er gegen den Brecher des Friedens, den Mörder des Rechts, den Verräther deutschen Landes, den Tyrannen Preußens, den Henker Schleswig« Holsteins. Blinds Selbstentleibung nennt er einen Opfertod und der» teidigt den Mordanfall unzweideutig. „Das Attentat gegen diesen von einem ganzen Volke einmüthig verdammten Attentäter hat nichts Ueberraschendes und es wird sich Niemand getrauen, den jungen Mann für einen schlechten Menschen zu erklären, der sein Leben daran gegeben hat, um das Vaterland von einem solchen Nnhold zu befreien." Viel gemäßigter drücken sich immerhin die Neue Frankfurter Zeitung und der Schwäbische Merkur aus, doch selbst das zuletzt genannte, sehr ruhige Blatt scheint im März 1866 nicht ungern das Gerücht zu vernehmen, Bismarck habe, ein neuer Curtius, seinem Leben ein Ende gemacht, um sich und seinen Staat „aus der Verlegenheit, Krieg führen zu müssen, zu erretten".

Lebhafter und ausführlicher beschäftigt sich das frankfurter Blatt, das etwa die Mitte hielt zwischen Merkur und Beobachter, mit dem preußischen Ministerpräsidenten. Auch hier tritt uns der weit verbreitete Glaube entgegen, Bismarck habe die Politik „nach der napoleonischen Methode" studirt, und natürlich wird ihm das Talent dazu abgesprochen. „Die groß geschwungene markige Korsenschrift" verhalte sich zur „zuckenden und gackelnden Handschrift des pommerschen Barons wie ein Schwerthieb zum Messerritz". Gerade Das habe der Minister nicht vom Imperator gelernt, unausführbare Absichten unausgesprochen zu lassen. Natürlich gesteht die Zeitung Bismarck keinerlei Erfolge zu. Es sei ihm nicht gelungen, im ganzen Lande auch nur eine einzige Stimme für sich zu gewinnen, er stütze sich nur auf den alternden König; „wenn die Zusammenstimmung von Volk und Regirung, das Zusammenleben in gleichen Ideen die Stärke einer Regirung ausmacht, so ist die preußische nie so schwach gewesen wie unter Herrn von Bismarck". Die Zeitung bestritt nicht nur das Vorhandensein von Erfolgen in der inneren, sondern auch in der äußeren Politik, wo der Premier ganz von Wien abhängig sei. „Wenn Oester-

reich will, werden die bismarckischen Ideen, die so hoch fliegen, wie
Spreu im Winde zerstieben." Alles, was der Minister erreicht habe,
sei höchstens darin zu finden, daß seine Junker Zeit hatten, übermüthig
zu werden, und daß Preußen nicht nur nicht gefürchteter, sondern gar
noch unbefreundeter sei als vorher. Wir finden hier den auch heute
noch spukenden Gedanken, daß ein Staat bestrebt sein müsse, sich „be-
liebt" zu machen; wie verkehrt eine solche Anschauung ist, haben gerade
Bismarcks Erfolge bewiesen. Ganz sicher hätte er nicht das Deutsche
Reich gründen und, was schwerer, ihm eine solche Machtstellung der»
schaffen können, wenn er nicht die Geltendmachung der realen Inter-
essen Preußens und dann Deutschlands dem Bemühen, sich „beliebt"
zu machen, vorgezogen hätte. Die Politik der moralischen Eroberun-
gen gegenüber dem Ausland führt, wenn nicht gar zu eigener Schwäche,
so doch leicht zu einer Einbuße an Ansehen.
Die Historisch-Politischen Blätter sagen, Bismarck spiele mit dem
Schicksal Preußens vs bsnqus. Jetzt könne „auch der dämonische Hoch»
muth und die eiskalte Menschenverachtung jenes blauen Blutes, als
dessen rücksichtlosester Repräsentant der Minister vor der Welt da-
steht, sich nicht mehr verleugnen. Will er aber als neuer Curtius sich
selbst zum Opfer bringen, dann freilich wird der unergründliche
Schlund des Parlamentsgedankens für Andere gefährlicher werden als
für Preußen."
Obgleich ich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung nichts Be-
sonderes über Bismarck gefunden habe, sei doch wenigstens erwähnt,
daß einer ihrer berliner Mitarbeiter ihn energisch in Schutz nimmt
gegen die Verleumdung, er beabsichtige die Abtretung deutschen oder
belgischen Gebietes an Frankreich. Trotzdem die Zeitung Preußen und
seinem leitenden Minister keineswegs günstig gesinnt ist, kann sie nicht
umhin, einzugestehen, daß er „Kühnheit und Originalität vor allen
seinen blasirten Kollegen in Deutschland" voraus habe. Diese Worte
mögen den Diplomaten in München, Dresden und in der Hofburg
schön in den Ohren geklungen haben.
Wenden wir uns gleich zu den österreichischen Blättern, so be-
gegnen wir in der „Presse" auffallend häufig dem Namen Bismarck.
Schon gleich nach Abschluß der Präliminarien von Wien (186Ä) hatte
sie an ihn die Aufforderung gerichtet, seine Hand zur endlichen Her-
stellung der deutschen Einheit zu bieten, damit diese Frage nicht un-
beantwortet einem nachfolgenden Geschlecht hinterlassen werden müßte.
Die „Presse" glaubte, daß Deutschland nicht länger politisch versumpfen
könnte, da Bismarck, „dieser bedeutende Staatsmann, den seine Partei
alle Ursache zu verehren hat, weil er Etwas für sie leistet, jene ver-
wickelte Frage endlich in vollen Fluß gebracht habe"; dafür müßten
ihm auch seine Feinde dankbar sein. Falls ihm kein entschlossenerer
Widerstand geleistet würde als bisher, so wäre die Frage in wenigen
Iahren gelöst; auch diese Prophezeiung traf richtig ein. Neber seine
persönlichen Eigenschaften sprach sich die „Presse" in verschiedenen Zeiten

sehr verschieden aus. Betonte sie einmal, daß er gewiß kein Heuchler sei, so schrieb sie ihm bei anderer Gelegenheit eine außerordentlich versteckte Natur zu; die offenen Angriffe und die absichtlich hervorgekehrte Feindschaft gegen Wien seien nur neue Mittel, seine geheimen Pläne und Aktionen besser zu verhüllen. „Vielleicht hatte Oesterreich seit Friedrich dem Zweiten keinen gefährlicheren, rücksichtloseren Gegner als den gegenwärtigen preußischen Ministerpräsidenten." Ganz verkannte die „Presse" den Sieger von Nikolsburg also nicht; aber völlig falsch war sie doch unterrichtet, wenn sie ihn für unselbständig, für einen bedingunglosen Anhänger der neupreußischen Partei hielt, mit deren Hilfe er seine Ziele erreichen wolle. Gerade aus den Reihen der Konservativen Partei (und natürlich auch aus den geschichtlichen Vorgängen) haben wir das Zeugniß, daß Dem nicht so war. „Bismarck ist stets seinen eigenen Weg gegangen; wir hatten immer nur das Nachsehen." Aber interessant bleiben trotz diesem Irrthum die weiteren Aeußerungen der „Presse". Sie nennt Bismarck, der ohne höhere Bildung sei und sie deshalb gering schätze, einen politischen Naturalisten und reinen Praktiker, der die Unkenntniß der amtlichen politischen Aktion, wie sie die Professoren-Abgeordneten bewiesen, verspotte; er sei ohne Rechtssinn und verachte die juribische Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Kreisrichter-Abgeordneten; der reizbare, selbstbewußte Minister halte schließlich mit dem vollen Hochmuth eines echten Junkers „diese Fülle von Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Loyalität im Hause der Abgeordneten, die ihm bei jedem Versuch, den gesetzlichen Weg zu verlassen, Widerstand leistete, nur für philisterhafte, bürgerliche Beschränktheit", und er habe sich allmählich gegenüber dem Volk in eine Lage gebracht, aus der es keinen Ausweg gebe als den Sturz,
Standen schon diese Worte unverkennbar unter der Einwirkung der zunehmenden Spannung zwischen Oesterreich und Preußen im Juli 1863, so noch mehr die des folgenden Jahres, besonders, seit die Kriegsfrage akut nnd der Reformantrag eingereicht worden war. Da weist die „Presse" den häufig vorkommenden Vergleich Bismarcks mit Cavour zurück: man thue dem Preußen dadurch zu viel Ehre an! Er sei der „Macchiavelli unserer Tage". Natürlich traut sie ihm schon lange eine Abtretung der Rheinlande oder doch eine Kompensation für Napoleon am Rhein zu; schließlich bringt sie sogar einen Aufsatz „Bismarck und sein Wahnsinn" nnd schreibt ihm nach der „Allgemeinen Medizinischen Zeitung" „Manie mit Größenwahn" zu.

Das Bild, das sich vor uns entrollt hat, ist gewiß in manchen Theilen nicht schön zu nennen; aber wenn man sich in die Erregung der Zeit hineinversetzt, wenn man die öffentliche Kritik an Bismarcks Person als Reaktion auf seine Politik, deren Verständnis; erst der nachfolgende deutsche Krieg zu ermöglichen anfing, auffaßt, dann wird man den richtigen Gesichtspunkt finden, aus dem die Stellung der deutschen Presse betrachtet und danach beurtheilt zu werden verdient.

Heidelberg. Dr. Otto Bandmann,

S

Das Gefühl der Verantwortung.
weiter sich die Formen des Kapitalbesitzes von der Individualität
KWÜ entfernen, desto rascher schwindet das Gefühl der Verantwortung
für die Integrität dieses Besitzes. Zum eigenen Permögen hat man
eine andere Distanz als zu fremdem Eigenthum; und im Reich der
Aktie versteht das „Moralische" sich nicht von selbst. Die Aktie reprä-
sentirt einen Vermögensteil, der schon zum Besitzer in anderen Be°
Ziehungen steht als das analoge Werthobjekt in Geld. Dieses ist un°
persönlich, indifferent, vertretbar. Die Aktie dagegen setzt sich aus
einem Konglomerat von Rechten und Pflichten zusammen, die leider
nicht immer vom Gesetzgeber klar formulirt worden sind. Der Richter
muß in Fällen des Zweifels entscheiden, ob die Grenzen der Verant-
wortung respektirt wurden. Wer vom „Aktienrecht" spricht, muß be-
denken, daß der Hörer dabei meist an sittliche Forderungen denkt, denen
sich der „ordentliche Kaufmann" nicht entziehen dürfe. Wo aber be°
ginnt und wo endet das Reich solcher Forderungen? Die Frage wird
fast vor jeder Thür anders beantwortet. Der Mitteldeutschen Kredit«
dank wurden im vorigen Jahr 700 WO Mark unterschlagen. Zur
Deckung des Schadens mußten die Aktionäre ein halbes Prozent ihrer
Dividende hergeben. Mangelhafte Kontrole hatte dem Effektenkassirer
Willhardt den Betrug leicht gemacht. Für den Verlust hätten nach
„Recht und Billigkeit" die unzulänglichen Kontroleure aufzukommen.
Bequemer ists freilich, die Aktionäre die Kosten tragen zu lassen. Das
wurde so ungefähr denn auch beschlossen. In der Generalversamm-
lung fordern ein paar wilde Männer, daß Direktion und Aufsicht«
rath aus ihrer Tasche den Verlust decken. Den ganzen? Die Forde-
rung wird abgelehnt. Die Verwaltungorgane, heißts, seien mit 70,
die Aktionäre nur mit 30 Prozent belastet worden; und die Berufs-
genossen seien höchst unzufrieden gewesen, weil der Bankvorstand die
im Jahr 1908 unterschlagenen 510 «00 Mark (Couponkassirer Golter-
mann) aus den Tantiemen ersetzt habe. Solche Bereitwilligkeit lasse
den Glauben entstehen, die Bank sei zum Schadensersatz verpflichtet;
und dieser Glaube könnte gefährlich werden. Zwar wurden für das
Jahr 1908 die Tantiemen besonders hoch angesetzt, damit den geplagten
Verwaltungmännern nicht Alles in die Binsen gehe. Thut nichts:
die „Berufsgenossen" sind nicht für verleitliche Opferthaten. Schlechte
Aufsicht ermöglicht in zwei aufeinanderfolgenden Iahren große Unter-
schlagungen: und die Berufsgenossenschaft dekretirt: „Ihr dürft Euch
nicht unterstehen, den Schaden noch einmal zu tragen, sonst bilden sich
die Aktionäre ein, die Verwaltung sei verpflichtet, den Aufpasser zu
spielen." Eine nette Auslegung der in den Paragraphen 241 und 2W
des Handelsgesetzbuches normirten Pflichten. Die traurige Sache hat
noch eine andere Seite. Die Verwaltung der Mitteldeutschen Kredit-
bank ist zweimal gehindert worden, eine von ihr als nützlich empfun-
dene Kapitalserhöhung zu beantragen. In beidcn Fällen hemmten

die Unterschlagungen die Ausführung des Planes. Mängel der Organisation haben den Aktionären der Bank also einen direkten und einen indirekten Schaden gebracht: Geldverlust und Verzicht auf die Kapitalsvermehrung. Frage: Darf eine die Interessen ihrer Aktionäre treulich wahrende Verwaltung eine Maßregel unterlassen, von deren Notwendigkeit sie überzeugt ist? Darf sie es etwa gerade dann thun, wenn durch ihre Schuld die Bank bereits einen Verlust erlitten hat? Mir scheint, daß der Hinweis auf die Kapitalserhöhung nicht sehr klug war; er kann die Verwaltung vor Unbefangenen nicht entlasten.
Eine Majorität braucht sich bei Moralfragen nicht aufzuhalten; sie herrscht in der Generalversammlung und bestimmt, aus eigenem Recht, was sittlich ist. Vor Jahr und Tag erzählte ich hier von den kieler Howaldtwerken. Die Gesellschaft brauchte Geld und verschaffte sichs durch Ausgabe neuer Aktien, die von einem ihr nahestehenden Etablissement übernommen wurden. Damals tauchte die Frage auf, ob das Finanzgeschäft mit dem Paragraphen 252 des Handelsgesetzbuches zu vereinbaren sei. Die drei Millionen, die der kieler Werft von der Firma Brown Boveri und von deren Tochtergesellschaft „Turbinia" gegeben wurden, mußten in den Rauchfang geschrieben werden und das Geschäftsjahr 1909 ergab eine Nnterbilanz von fast drei Millionen Mark. Die Aktionäre haben sich da besonders für die Außenstände zu interefsiren. Darunter ist eine, wie es scheint, uneintreibbare Forderung an die russische Regirung. Die Werft kämpft schon seit fünf Iahren um ihr Recht; aber „Ruhland ist groß und der Zar ist weit". Die Howaldtwerke haben dem russischen Marineministerium für 2Vs Millionen Schiffstheile geliefert. Das war im Jahr 190K. Nur ein Theil des Geldes wurde bezahlt; obwohl eine im Jahr 190S von der russischen Regirung berufene Kommission die kieler Ansprüche berechtigt fand. Die Aktionäre wurden niemals genau über den Stand der Angelegenheit unterrichtet. Ein paar flüchtige Bemerkungen mußten ihnen genügen. Hat die Verwaltung, die Rußland und dessen Marine doch kannte, mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes gehandelt? Die russische Erfahrung der Howaldtwerke sollte den Leuten zu denken geben, die empfehlen, nur den fremden Staaten Geld zu leihen, die sich verpflichten, der deutschen Industrie Aufträge zu Zpendiren. Da sieht man nun, wie es um solche „Aufmerksamkeiten" be° stellt sein kann. Der pumpende Staat nimmt den Mammon und die Schiffe dazu: und bleibt den Kaufpreis schuldig. Ruhland ist noch nicht einmal der schlechteste Zahler; und nicht jede Fabrik ist so stark „gesetzlich geschützt" wie die Firma Krupp in Essen. Ehrhardt, Mauser und die Deutschen Waffen- und Munitionfabriken sind gegen eine Verpulverung ihrer Shrapnells, Patronen und Gewehre nicht assekurirt.
Auch im Kalirevier ist Lehrreiches über das Verantwortlichkeitgefühl einzuheimsen. Aktionäre der Kaliwerke Aschersleben, an deren Spitze der aus dem Prozeh Kwilecki bekannte Staatsanwalt (jetzt a. D.) Dr. Müller steht, fordern die Absetzung der Herren Schmidtmann senior

^«7
und junior. Beiden wird vorgeworfen, daß sie es an der „Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes" fehlen ließen. Wenn sie auch nur die oft erwähnten Millionenkontrakte mit einem der amerikanischen Düngertrusts abgeschlossen hätten, wäre ihnen der Nachruhm in jedem Kommentar des Handelsgesetzbuches sicher. Die Kaliwerke Aschers» leben, eine Aktiengesellschaft, wurden von den Herren Schmidtmann zur Durchführung höchstpersönlicher Geschäfte benutzt! mit den Inter» essen des Schmidtmann»Werkes Sollstedt und der von Waldemar Schmidtmann gegründeten Ivtsrnstionsl ^.lzrieultursl (Korporation verkuppelt und zu ausgiebiger Expropriation gezwungen. Hermann Schmidtmann präsidirt dem Aufsichtrat von Aschersleben, dem Mr. W. Schmidtmann als Mitglied angehört. Sonderbar: der „unheilvolle Einfluß" der edlen Dioskuren soll schon seit Iahren (wie es in einem der Aufrufe heißt) fühlbar sein; und doch wurde nie versucht, die Paragraphen 241 und 312 des Handelsgesetzbuches gegen das Unheil wirken zu lassen. Jetzt wird der Verwaltung von Aschersleben Bilanzverschleierung, wissentliche Verheimlichung eines dem alten Schmidtmann eingeräumten Millionenkredits, schädliche Abschlüsse von Kontrakten, unentgeltliche Ueberlassung einer fünfjährigen Option an einen ausländischen Käufer vorgeworfen. Wenn Schmidtmanns als Mitglieder des Aufsichtrathes von Aschersleben ihre Privatgeschäfte wirklich auf Kosten der Aktionäre erledigt hätten, wäre der ganze Aufsichtrath regreßpflichtig. Daß er von der Personalpolitik der Herren Schmidtmann nichts gemerkt habe, ist unwahrscheinlich; nicht weniger, daß er sich gar nichts dachte, als zwischen Aschersleben und Sollstedt das Bindeglied beseitigt wurde. Sollstedt war auf Kosten von Aschersleben gebaut worden, dem eine Option von 51 Prozent auf die Gewerkschaft zustand. Diese Option wurde aufgegeben und durch eine Nebertragung von 25 Kuxen an Aschersleben ersetzt. Die 25,Kuxe aber verkaufte Schmidtmann nach Amerika; «r tauschte sie gegen Shares der International Agricultural Corporation ein. So war das Band zwischen den beiden Gesellschaften zerrissen und Schmidtmann konnte mit Sollstedt nach Belieben schalten und walten. Von all diesen Schiebungen haben die Aktionäre nichts erfahren. Sie wurden einfach von Schmidtmanns majorisirt. Die Höhe des Schadens, den die Kaliwerke Aschersleben erlitten, ist nicht leicht zu ermessen. Die Schätzungen schwanken zwischen 15 und 30 Millionen; dabei wird angenommen, daß die Kontrakte mit dem famosen Herrn Bradleh (der Alles thun will, um das deutsche Kali in Amerika zu diskreditiren) in Kraft bleiben. Verantwortlichkeit scheint in dieser Sache Keiner empfunden zu haben. Wer wundert sich noch darüber? In der Generalversammlung sagte der alte Schmidtmann gar nichts; der junge nicht viel. Ergebniß der Gerichtssitzung: Revisorenkommission. Die Aktie ist eine handliche Form, die sich als Behälter von Rechten und Pflichten luftdicht verschließen läßt. Der Ganzmoderne differenzirt heute so gern alle Gefühle; warum also nicht auch das Gefühl der Verantwortung? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S, m. b, tz, in Berlin.

Dl. 29.
l«. Dprll >9l».
— Die Zukunft, —
»erlilier'Illezleriiiieiyen
W
Msopol-Ülnter.
Xlladenälicl, 8 lllir:
Die grosse ^.evue!
Iluinnrist. s»t. 5»nr«srevue in 1U Lilueru v.
^ul,?rounä, «usiKv.I^I.iueKe, InL^eneges,
v, vir, Nien. 8ouu1t2. Illnie v, ^Viiü Lisdop,
AulK-Alfter.
vresäenerstr, 72/73,
» vnr.
I^Flicn- Kovltiit!
Hiß l)lll'tl<0MtS88S.
Nperett« in 3 H,Kten von ?oräe»s MI«
NusiK von N. vaniißer,
fsißlü-ielists, !85. ^c)!«« Lsnsenzls,
7äg>. 1«—2 Uni- Xacnt«.
Dir. I?u6c>1pti I^elLon
ll»8 neue Programm
fsill Lsünbaum, Ine» Xösner elo.

^NIÄNF 8 Unr. VorverK^ut 11-2 VW',
I^acK-6>I<Iu8 IV. seris:
»«In«-Nein« ?o«l»t«r
niit ^ntou unn vonat Nerrnlelä,
8out, 4 IMr- Veberßanßsülie, «ettunßsinitt.
In Vorbereitung äie Kovitülen-
>Venn Ivel <>»»»«!!>« tun. -r^
Xleine5 Äleater.
?ben<l» 8 Nnr:
fl«l»»«> 15,Hnrii:
z«»nal>en«,16, „
5«n«!»g, 17. ,
Moni»«, 18, ,
5onntl>«, <!,I7, Hpril, U2odm, 3 Nbr- <Vl«r»>.
iMumz.
Neu« üllenNen-lllelltel'
II« slül W l.»!»l!!I.
"Weitere lag« sien« Hn»on1»ß»8,ule.
VictoriaOafe
hinter 6sn I^intlon 46
^l«llÄ«li« Lolil-ensti-. 55-57
It«UNl0N81 5nl»it»«!, »Ittvoel,,!'«!»»«.
I^eulliun«: Uonn««»»?, 8onn«ben<l.
clureil ,.I«»r»' Lerlln W., I.wll,tr»»ze u
<?otsä, l>Illti). lei. «ll, 18848, ai»!«r«t, I.oßis
1,1,unäon b, ueutseneni Hauswirt. N»>»<>r»r
inässig. Ilelne 8ünv/ieriUk., r«eni»zi>ltle i»
»,ilsn stallten. Xorresp. in allen spracnen.

5ecezzion
llullür8tenll»mm M/M.
^rötinunL äemnäckät.
llnlrlll l».
^^"°°5^n »Note! Namburser »«««w Nambur^
ist ain I. U»r2 er, unter ä. neuen Direktion iin ßrossen 1^l,t»l><-l»>» »n I^SN
8aale äes Hotels, Nnßanß «rosse DIeieKen 8, 62» ,) ^ "^"^? "^^ "^'
^l«,^^^« erüTnet v,orÄen. Das Idealer ist in vornenrnster >Veise ausgestattet
/Xl»^t?l unä wirä in eent v,el»stä<!tiso!iem 8inne ßelübrt, so äas» es llir ui«
«tagt Naindurg in ^eäer Delienung eine ^nüiekungskratt »ein wirÄ. Iie>««n6e
iünüelvurträge von ersten ^i!tlten nnä Kleine NnaKter, von routinierten 8ekHi>-
Spielern erster Lllnuen ausFelllnrt, sorgen llir nie ^ünstißst« ^dv?eodslnn8 Wllnreu^
ü«r 2«it von 8—12 Uur »denäs. v»s Inerter ist ttlßlieli 8«t besuelit unä ein Iretl.
nunkt uer ^reiucleu aus lllllen Le8«u6en.

7»^
IN, l!pri, >NlN,
Die Zukunft. —
Nr. 2!».

Heute unci lol^enäe 1?2^l:i
ün Xllnn- linll keiertllgen Nnclimittn^ von 5-? Nr.
!6l088«8 Xonxert. ^benülz 9 u. 10 ^!n : II,088ß8 Ilu,!»tlinilen.

Dl. 29.
16. ßpli! 18ll>.
Di« Zukunft. —

r'N^loH Nl^n^m /z K5!« fl-lelll-!cliz».1el.:l.I5?1.
HeÄe Veilienung bei zolitlem tillnoran^
Line« «üer ü»» »ncker« i«t
labere» über ti«t«re I^«b«u«betriecli8UN8
unä 6i« l?ol« uu»«rer l?übißk«it«n, »i«b«
Ur»ti»prn»u«llt, — 1l,r Tl«r»l,t«r un6
nneb ibr«r Lebritt beurteilt. Vorn«bra-
>ii»!iret« l?r2xi» «eit 1890! ülit« 2«ußuis»e.
^lit l2nä«züblieb«r Nlln6»ebritt«nu«ut«rei
!I«,ucl8onrikt «te. Icein« 6«ni«in»eb»lt. vi«
v,«ilt. ?. l»»ul I^l«b«, l?»voboloß« in 4»>5»!»u!-5 I. 2. ?2oK.
Lin«n wol>llell«n Kun«t8cN»t«
larb«ndruo!l l?nrin»t 2?X36 oui,
?rei« 5N unä 8N pt. ä« Ll^tt.
Mu. moderne Mi5ter
V/ir «runt«Kl«n l«rner unsere ll»rt«n
u»el> U«»n»l<l«>i Äer l)r«»Än«r un<l
»»«lerer Unlerlen, »nv!« plor»» un<l
prü«l>t«ll»rt«u n. !><»tur»^ul!»»nnl«>>.
I?ro»n«lit« »teben »uf V/un»<:b ^r»ti»
«ur Verfüßun^, H,niertißunß vnu vruoll.
un<> Vlerl»rb«n<!ru<:!l, Xutntvpl«.
Xunztvsslzg Ilömml«!-H1»n>3, «.».b.ll.
vordiläul
zur /^uln^ime in clie l'ertl«, 8«<iun«l2.
prim», eu>^lnj2nslßen.^<oitusien-
ten>, l.el,leslw«n.^«2n<lelzzcl,ul.
abzcnl., 8emin«i>^li,alime., Mittel-
«cliullenseri^nnse^wrium-psli.
tun? <iusfl< 6ie 8«««««»»«!'-
QIZpeencle l>sso>^e. D2nK«cn>eit)en.
l5lcntz8enclunßen. Kleine Ie!lÄ»ii!.
Nonne«« <l ll»cl>lel<l. Potz<l«m.«.».i2

Der jVl2l-<zui8 lie Lacle
un6 »eine Xeit.
LI» Neitr, i. Kultur, u. 8!«en<r««ed!<:!,t«
6.18. ^llbrb. in, de», Lelieb, ». 6. I.ebre v, 6.
p8>cnnp»tn!« 5exu«li»
von Nr. l2uz«n nüuren,
573 8. Hieß, br. N. ,0.—, I.«iu^bä. «. ,1,50.
I'erner in ?. Xutlaz«:
Oezcnicnte <lei- I^ugtseucKe
lm ^!t«rtun> n«b»t ÄU«tUbrI. I7nt«r3u«b.
üb. Venu», u. I>n2ilu5lcu!t, Lorclell«, I^ouzn»,
^nelei», I>ii<ler»»ti« u. »nu. ße»e!,l«eull.
H,u»3llnweilß«u, u, H.Iteu, Von vr, ^, Ko»«n»
b»uin. 435 8e!t. Dless. br. U. S,—, I.«iuvvbä.
H. ?,5!>, ?ro«i>, u, Ver^eiedn. üb. Kultur- u.
»ittenßßgobientl.Werli.ßr.trK. N. »»rsllnrl,
Nerün W. 3», Hzcbllffenburßier^tr. 181.
»Mzer
von DrHinen, Lecliebten, Kurn»nen et«, bitten vrir,
2v,««!i8 I7uterbr«itunfi eines vnrteiluHlteu Vor-
»eblHß«» binziobtüeb l>ubiili»tion ibrer Werk« in
Luebtnrrn, 5iob mit uns in Verbinäunf ^u ««tuen,
lVIuuernez Ve<-l,c,5!,ur«,u Lurt WigÄNu
21/22 Fob»un <3«orß8tr. L«r1inHll!«n««e.
>>
wird niimal» der «rfolg b<im taglichen Gebrauch von
5tecllenplela > ceel§cdwelel»5e!le
mit Schutzmarke «Steckenpferd« von »tlzm»nn «l, e»., K«<ledeu>, denn
sie ist die best« seife gegen alle Arten Hautunreinigteiten und
Hautausfchlage, wie Mitesser, Finnen. Flechten, r«»e Flecke.
Pusteln, Vlütchen, sowie gegen nspfschuppen und l^aarauzfaU

»^v "!.^
IS. «pril 1»10.
— DI« Zukunft.
XsÄNltVN-
ml« 7rn«ll«nb2»»«r,en
N, 7t, p,
unä U, I!, U, 31,

yr 29.
f»!s « Nulle-
»lunle -
etc. I>rei5l,3Ull?r»t, u,»,
München, Lonnenzlr, 28,
^
Lc>li!«2i'en,8l'I>n2en
^etZIleuiulNIfrniöe i
Nukamlll'ki52ttlll,
l..Nl>Nk»NIIl»«N!ll«l!12^

17
I!I!IINtel!!Il!l!!l!I!
«clelenlüllelsüo.!
^äolpK VVecloKincl
«ÄMdurg 3s, Neuer«^!! 36,
snl>! I»!,,!,,!!!,- Intel«. ru»!»c!,«»,l»»-Mul.
Ulllll.lllLWl!!!. 5,e!!un«?,«nüIu„,.M,„»,.
^>At2»» 'r«Kt»8i!t^°w l,N^!llNl
»«c>! » e».
r««H»n. k. e. czueenüti-, W/91,
ll.l'U'l^^^ü^'.l-
/IPP/lttIIlK
(»«'.iZubel'.V/iezbIllen I
^,«otie«!i„ !l 8-3N I's<>, ,,,!'>,!,,'!, 1.3» X^,,^,„,
6llr,i?,ur»<:I<!,, 3.8.üe!n!len. ll>el!eü!e<!e i>»,
I
ß
^äl,M2§cKmen
^oto^vssoen

yr, 29,
16. gprll INl».
— Di» Zukunft.
Lzlles ll. Nlll»n8lllllen.
jlollenkonnej 2. lll,.
prlieliti^e I<»3« im 5!e!»e»««l»l»t. «ilcies
Xüm^, Vollkommenste llureiurientun^eu,
I'rol. vr. Mel5»e». Illustriere Prospekt«
<!urek <!ie N!s«l»l«n.
5
clioc^Stl^I.
bei
HinrioKtß. Llr. Nrtol«. Nutluoli, gesell.
I^n,e. Wiutersn.^azußeie^enu. ?rosp.
1°«I,ll5l^mtOa8se!.0l.5cI,,»»ll»IIe!.
I2N2to>-!um 3cli!ei-!<e im l^a^
?Il?si!<»l.d!M, IleII»n»t, t, Kerveuleillend«,
Her«- und stnü^eelisellcr^ulle, l^rbnlun^s.
bedllrlti^e, üekonvlllesieuteu et«.
ll»s U»nl« ^»Kr ßeöllnet.
»v»nz»l<>»« llur»n»t»>t <i!tt«r!l>>t
>l>nb»«l» b«l 8»ü»n, 8c!,!e«l«l>.
Xerit!. l.«tti«>l. prnlp. fr«!.
Walä-8anatmum lolilonclol-i Vsst
XilMW von llmmermllnnzclle ltlltunz ciWM.
Killt, rniläe ^?»s»erlcur, elelltriseue un<! I,!eutdeK»r>äIuuss, seeliseks Ileeinüussun^,
btlcler, t>ek»ßliolie ^immereiurielitunss. 2eK»nälun^ »lies lielibarer Ilr»uKe,>,
Illustriert« Prospekte lrei, 3 ^erite.
clief2rt N,'. l.«»«!,«!!.
2ÜMH
32N2tQl?>UM
Kr»nlc!>oiten, l^rauenlel«!«», pettsuclit, Xuclcerrulis, !t«t«ssl>o,
l^Keurn», ^ztllin», I^orvö«« un6 LsKolunzzbellürltl^e.
viiitlsel,« Anstalt >^ U> »»»AM !AG«» I ^ DJ « >» « tür »»» nlivsiklliiselien
ünelister VuIIenäunF uriä Vol!stllnäi8>i«it, laueres äuroli ?rosnekte.
l,els!ic!»e
IN« Letten, Xentrülueilß,, elelltr, I,ielit, I?l>llrstunl
llerrüclx»
»»»»»»»»»»»»»»»»»»»«»«
z
lölllullUlgesUÄll-zznzlLllum UM
z
l

I^e.
M»»es» «,»»»«« N»l!lll!el!»n«>»ll l. K«n«e» n»cl>
Ns, I»!>m»«n, unter llrütiicker I,eitunß, 2ueK tür
k>!>«!»n«»te<!U!ll!!!< un6 2ur Nlclüiur eeeiguet,
HusFesetllosseu 8«K'?in<!sI>e!>ti^e uns >Vnst<>N
l^irllt, <_'entrl»I!>«iiu»ss, !»zc!!5t m»»el»e !l»<l«
tinriciüungen, 3ungd»l»>1>n!»»e n>!t I»»I>Ulll«.
»»,!!. eroüe Ilclit r,«!>»<!el. fse!lu»!»vm»l>«t!li.
«««<>! M'»«»««. «»IlienlHusedHHer etü, llerrüeke ssesebütxte li> !,nFs
25N m über dem IVleere, 8s«55ts ll<>>«>»<>lli. 30 Minuten v<>» Lieleleld,

!<!. gplll 1910,
— Die Zukunft.
Zll. 2».
«IN!»
Illu'tr. prnzpellt Äupell W
:: <len L^>6«6!se>lt0l::
"llllMllll lllil Wen::
„1)23 l!0lÄ!3cKe Lorrent". 21000 LaäeßMe.
— — — »«UV» Ilunl«l>U». — —
prin^ Heili7>cli-I^anäunßzdlücl<e WO m!an^>
lpolt uns VelAnüsunßen «Iler Hrt.
„^lote! Hamburgel- ^lol", ^lambul-g.
Null! üllüWlei! lluüßel. Ilülll! Inl!2!ll!l.
3cliönste I^nze am ^lsterbaLgin.
lluiilliili iliNiül!.
I^uKizstes Haus.
Zimmer von, ^lalk 5,^
I^illnt.

vom25 .sunl bl8 27.Ml
(13243 lle«l,t«s^»ni,en)
?l>eizevllnl>!l.Ll!ll.-2N3llfWl'tz
l?el5ev)eg: L^emen - Oie^boui-g -
Norcl!<2p - ^«mmerfest-
l.yngxeiclet -1>om5oe - D^ontlieim -
/^o!<<e-^eso!< - l.oen-<5u^V2ngeii-
/Vu»llun!t erteilt, »ow!e Fpeiw!
»«DZlrNei
»u^vle l!««en »ümtllcke ^Lenturen.

Vr. 29.
1«. Zplil 1910.
— Die Zukunft. —
5ie «/lie/STnbe/l //l^e
t7/la5a//a-F//e/e/ u^e^ck«
m/Z //«//<? t/ex <!/!«««//«'
/)/e ^o/2«Fil'c/!e/'aF/c'^m
«be/'/'aHc/!//eck/l. (Ha-
5a//a-F/ie/<?/ 5l)?af e//le
//a//ba/-^e//.
.OiaKaNl.

-5cliu!ige5el!5c!i2N
m. b. «.

^ l.eipilgel-2ti-255e19
d,) Kömg55i5. 22—24
p2!e„!« i^, v!c!«n «ll>w^5!22!e!i.
» llimei!, <!>« »!c!> Im üni'»«!« uubequ«m l!!!>!«n, »tel, »des
'«Is^iut, mo<!«^«reebt ui>H Äucb »bzolut U«8ui><I ll!«iz«n
voll«», ti^ssen ,,X»!l>«!n«". Lolotti^ez Vob!K«l>i»!«n'
Vl»««ts l,«!c>iUss1l«it u. N«<i<lemli<!b!l«!!. Lew »oobr>il«<:!i«i,,
li°°ie ät»ui>F unH Lev«^>u>li, lls^ante, 8cbl2n!l« ?!ssur,
sUr j«<l«ll 8pott sseeiznel. l°!!l lebende UllH Kolpulont«
^v»men Lpscikl-k'üfous, ^Uu3tr. Lrnzolilll« und ^uzllunlt
^ K0Ll«nI»2 von ,«a!»«Ii!z" <l. m. d. ll., L«nn 2
?lldrik uuÄ V«r!l2ul«8te!1ei »unn ».»>«»», I'ei'ii^pi'ecbei' Kr. 3«8,
/,«eißße«oliätt! »«^lin V. 5ü. ^»ßerstr. 27. r«rn»prs«!ier Hmt I, Kr, 2^97.

l«, AM 19l0.
— Die Zukunft. —
Zlr. 29.
»ilani per 30. 8eptember 1909.
N»rem:onw ... 942 276,19
^b««llr. pro 1908/09 2276,22
Xouw Ii»m«run . 120 710,20
Hb»«!«-, pro I908<09 19 670,83
cleücdMz^ert Xout« 1NUU00,—
HK»°Iir. pro I908j09 7N««.—
luventllr^to, Leilin 2 202,42
XK»our. pro
Inv«ut.Ltu. N^mdurU 2 608,30
Hb»«ur. pro
ülleKten-Xonto
NeteMznn^Xonto . IN «00,—
Hb«obr. pro I9N8j09 10000.-
I>u»I»1?nt«rueNmen:
vu»I» HpotnoKo u. Il«»onält
XontoXorrent-Xto.: vebitoron
9« 29»
41424
41792
IU1N39
30000
200
1032
LUN
201362
86 773
864 282
2000
23113U?>78,
^Iltien IIÄpit^IXonto , . .
«in^sl<i»t« Viviäsn<1e. . .
80103
9 922
I85UNUU
220814
800
12066'
2311307 78
45
2-i
Lewinn» uns Ver!u5t-llonto per 30.8eptember l909.
ve>,ot
««
«
VoNi^ß ü«3 8»1äo» vom 1, ttti-
wber 1908
98620
»>
Lenerklunll03ten uns Letried»-
228 762
^1
VV«renXuuto . . 2 276.22
Kamerun, . . 19 670,83
Ne»°b,Htt«^«rt-^tn. 70 00». -
Leriin 4702.42
U^mburß. . . 21W,30
UewilißUNßzXto. in «UN. -
103 760
</
Ilein^ev/inn , , ,
120 667 2«
614 841
»5
üsssktsn Xouto

Lsrliu, äon 2, «»,r« 1810.
rXtrilcaniscKo Kumpani« ^lction-QesellscKatt:
vor HuMonwrat: ver VorLtanä:
VON I^lobert. Llunelc. n«lnr. t.ubelc«. von Lelilcopo.
vi« I7oborein»timmunß äkr vor»ten«nsen Lii2n2, sowie He» Le^vinn- un<!
V«rIu»tXonto» mit «Ion n»en <isn llruuä«ät«en urilnullßsmäsLizer LuolilUllrunß ße-
l<!nrt«n H»ucllunß»büeuern der lle»oII»ouHtt, »ov,i« mit <!«n Li'F«nni»3on clor mir
vnrz«I«gt«i! L«»tanä»ulll2nmeu wird nnt Lruuä <l«r von mir vorgenommenen ?rülunß
diermit dsseneinißt.
Verl in, äen 7, »liir« 1910,
li. Nnrne,
VÜ88«I<Ioi'f, ÜHlin8tra88ß 43. —
r>ern8ps«ener 2005, 200«, 2008, 2009 un6 2015.
I«!«gl'llmm-^ll!'08«e: l-sf«!<len!ianl(Nü88slllll'i't.
H.H- unä Verilillik von KoKlen-, Kali» un6 Ll-x-^Verten.
^.U8ilnnlts aiil Wu.n«<:Ii dorei!,v?iIIiF«l,

Zerz»5cK MKi5cl»e Zanlc in llberfell.
Lll»n« nm 31. velemder I9N9.
ü^88» illKI. N«!on8U..(iiroIiw,, 8n,'t, OouponZ !,n<1 1»!° Niw!c?»n!nn? ne.
IiUnöizls üllekwn
«. nl
43 886
3883
354«
18 825
9568
972
3000
372

»«Lsrö. llebit.l.ss«!o!»t.'^v»!8 >i. 17 471 07^,80
!^opo8i!,«u »ul ^ilnäi^unss
'^'vals'«,'17 471 073'3n!
17180
82 079
155 305
25
8 940104
384 109 870
75 000000
19 710444
3304 N89
2607 377
10? 419 170
75424 930
4128018?
1148512
4 539
8230 840
2«
.V.
.'>!,
0>,<
0>>
2s>
364109 870 91
(io^lnn» un^ Verluzt'Konto »m 31. v««mber 1909.
vedst.
c?od!»ui, c!rol»>Ä nnc! 6oon, Ni>88«Ic!nrl unä Hilllon, vllwbur^, ^I,.<1!»(I.
8l2»l8- nncl Kon>n»il>»I.H.d3»!«,n
ürsciit.
«.
2 781565
880659
356324
650000
3 230840
,'<
1^879189«!
732409
5608 581
3730033
2 808185
12 »79 189
19
3?
Ui« »»> 8> 2 °/» <«»t«e»ellle v>«!<!en<>< NNÜ«,'«!- NanK s,ro 1909 »!i-6 VN!» 2. ^PI-I! »b mü:
KI, 102,—lül ^eäe HKti« K Kl. 120»,— e^3«n Niicli^ill,« äe» UiviäeuÄenzelieiii«» Xo. 83
ii> k!»«lle<<>, N»tl,«n, U«s«e», »em «»el-eu«, »«!>»!», »»»», «»»!««, e«l<«!. <?«»«»-
»es«, VU,«e!<l«rl, M, 8!»<l»»c!>, 8»c!,. N»«en. ü!!<len, Xl!»> 1!»»»»»«», N«»l», ?»««,»»«.
Nen,5c!,e!<!. Kliev«», X»»l<>«ll. 5l>l>sdrUc!<e«> 5»!!»«e». Irler, lüüsdns«, an u»8<>i-snH»««eni
in ?rl>n!l>ur! <>. m dei <1sr Ueul«!)Nkn NanK, Filiale ^HnKlurt », u,, 6» Q«ut8lld«n
kl»er»e!«, l!°n I. ^ni-il 1^!0,
Ne^ Vn^»t»n«l
I?,' 1,1 l l! « ^.
,1 "«!?„,
!'!!'!>.

I«. ßpiil l9l0.
— Zi« Zukunft. —
Zlr. 2N.
sreu88i8elle slMbriel-LM.
Xut l!run6 Ilüniglieben Privileg» un6 ministerieller Lenebmiguug »oilcn
«. ,»»<>» oo«.— 4?i «0lNMU!,»!.N!>l!,»l!onen — n>i!n<!«l»!<:Nrr —
Kn>, IX, niebt rOeKüablbar vor 1, Januar 1920,
6er Lanll verausgabt wer6en, Die 8t!leKe lauten «der MO, KU«, 1000 »n6 3000 NarK
un6 »in«! mit K»!b^»br!i«b Januar—^uli tälligen Xinsscbeinen verzolle»,
vi« Obligationen v,er6«n auf Lrun6 von varlebneu verausgabt, welebe die
LauK au toiniuunal« Ulla sonstig« üarper»ebalten 6es ullentlieben lleebte» 06er
gegen 6«ren llarautie gewäbrt bat, »o 6»«» 6i« 8ioberbeit 6er Obligationen ill 6em
vermügen un6 sei 8t«u«r!llalt 6ie»er üürnersebatten bestellt un6 ausser6em in 6em
Vermögen 6er Lanlc.
Die üoininnnal Obligationen »in6 gesetiiieb inüu6elsicber, 8i« Können somit
lllr 8parba»»en, 8tiltungen, Versioberungsgesellsebatteu uu6 in »Heu sonstigen wallen
8i« »>n6 bei 6«r Iteiobsbanll in Nasse I un6 au»ser6«iu bei verseni«6enen
8t»at»in»titnt«u Iombar6tab.ig. 8i« 6ürten »I« Heirat». Kautionen tür Olnxiere u»6
»I» I^ielerungs» Kautionen bei 6«r lteieb» I>ost - un6 lelegranben Verwaltung, 6en
8ta»t»v«rv,altuug«n «er !>l«br«abl 6er veutseben Lun6«»st»aten, 6en Verwaltungen
einer Leib« ?reus»i»eber ?rovinnen un6 6en Hassen 6er grösseren 6eut»eben 8ta6te
vi« L»u!c bat ein Xlltienlcapital von U. 21 NNO NNO.—, Ileserven von <>a,
ll, 95NNNNN.—, ümi»»ion»nai>i«r« sin6 bisber verausgabt e». Ä, 367 NOO UNU.—, varlebn«-
l»l6«rung«n erworben «a. !l. 38N0000O0.—. Die letltMbrige Vivi6en6« betrug 8 ^,
8tuo!le sowie Niooses »in6 bei 6«r klesellsebalt nn6 6er ^«Kriaul 6er 6euts<:be,>
L»nll«u und Lnnlcnrmen erbaltlieb, bei neuen »ueb 6ie Xinssebeine 14 l'age vor
?a!liglceit liost«ntr«i eingelöst werden. Die"lalousteuer bei Erneuerung 6er üunun».
bogen wir6 von 6er LanK selbst getragen.
ps8U88l8oKo planllbl-isl NanK
D«»nl»enb«»um.
Uort»n.
XllNM0lM»5!N.

Mlüni-L«»»»««» l»«>» s< ll«i««l»«^ l3N3
HKtiv».
zi.
l'l!
14067 848
Iü
7K8NUU
546 »N0
1
4
405 538
s.0
2727224
»I
27 000
7 637 523
56
413 056
77
85276
lU
6438 325
2!,
N OU! U!«
?a»«i v».
ll»pital(!onta
HI.
!>>
üreclit,
Vortrag au» 1908 .
?abrilianlag«n
üiseubabuwagen ....
8ebill»
Lespanu«
Ilautionen
ttfpotbellen'
I?!Ielit«nLe»tan6 ....
V?eeb»e! L«8t»n6 ....
XasseuLestand
Debitoren i
L»uligutbabenl>l.2 320 553.88
lliver»« . . „ 4108 771.4«
Ile«ei-ve5on6»
^ubliabrtLioncl» '' . ,
Leitrüge pro 1900 , , ,
17 500 000
1 750 000
350 000
100 000
6 235 000
500000
410 425
405 538
71000 —
3258 784 46
2 483 350,08
33 064 008,3?

L«««!,!»» un»l v«»»!u»«»ll»n««» »«!> 3<. n«««ml»«n >3N9.
Debet.
?.!u»en l, 1ei!»<:bulävel»<:br.
I^nKozten <8»Iar«, 8teu«rn,
Ilenar., V««ieK«r^>iv«r»«»
^dzeureibungen
Ileingewlnn
282 915
1516064
909249
2483350
l>l
b 191578^85
197 853
4993720
5191578 85
v/u»^l«t<«nb«»'if ^«»»ttn, im Närl 1910.
Hut 6a» äiviÄeuäenbereobtigt« Xapital von u, 17 500 000,— gelangt eine vivi-
neuäe von ll^ l»r Hu»«ablung,
ver ^»<»<<l»»»l«««e»le<» p^n 190» wir« mit II. ll»,— eingelöst- bei 6er ^»«»«
ck«> »««««««/»»^l, »«^«n, üurlllr»ten»tr, 187, 6er »«»-«ne^ Fln»<»»l«-N««e»««/,«/<,
»«^»n, 6er »««««««/>«» »o»K, «e^ttn, »owie <l«^«n 1?</<nl«in F>n»K/u^t » Hs., 6em
^4. «eliunM»«««»'«!'/«» «<»«K««»'«tn> »e^li», »owie <««««« ^<«<l«^l»««««»?«" in ««/,»
»n6 «»»», 6eiu Lanlcbau»e v. «V/ile«i«l/«^.?^i«^ <b <?»„ <?o,«»n»»ll»<g«««ll»«/<n/< n«/
^U°««n, «,^l<»»< 6«r «««««»««»«» ^«»>«<<»«i»»«1°> ^/»»n/l/x^t u. Äl., 6er ^ll^««»«»««»
«l»««<«»^«» »»««l^»,«ll»«»ui«. «>»»»l<!»^« n. Hl., 6em ««/»l«. «unk«<>^«<»» ««»lau.

Dr. 29.
1«. BPlil 1910.
Die Zukunft. —
Zerium llzmäek LezelKeuzll.
llilani von» 21 volelnder 1909.
«oll.
^1, 16 071937 75
. 20447 618.45
25 544 608
36 522 55«
«5 975 629
98 405 666
2N7334?
5000000
44 470 842
206 53186«
2562 552
217 582
N
487 304 «50
ll» b « ».
110000000
34 500000
70297 837
255709030
9525
2622 379
225135
13 940742
91
94
50
05
05
48? 304 «50 45
<»«vin»» un«l V«rlu«»>Ileel»nu»s von» 2>. ve«n»b«r 19N9.
5»ll.
2 066172 09
8«« 371 7?
13 940 742 05
16 873 285
ll » b « ».
V°i»r»ß »rl« 1908 > >
^1,
87122«
7 835 845
4345 388
3 820 825
16 373 28° 91
I'lülllen! ^»«l>««I«d»i!,N»»»»«I>v«l»,Nnr3d.>l,,I»«»»»ii,llIIÄ«»K«l!!>,Il»>>md>ilz»,8.,
UM-«»«e sillllllillll lWlllMlll siMW i lll..
Lomm2näit>Lo8v»80l,aN auf /^etisn 7« Lti8ol>«iti.
«lanll 5llll NNll neu« ^letiien
MM-WiMilW I>lli1IuNi! rmeiil fillllill Mllllü 8 lll..
L«mm2n«lil L««sll3<:nl»N »u< ^elisn «u Lii8L!i«»ill
50» 5»<l«ll IN «»»ll I0»0 «o. 22Sl—2?l«
»inä lum Nllnäe! unä «ur I^otii »n <1er Kiesigen Li>!»e «ußelll»»en ^c>rä«n,
S«!-!!n, im Hpi-il 1910.
8. l». l»ÄNll»b«»»ss««»

ÜÄllll lur Nanüel unä Inäuztrie.
I. I^»«««. lr«iu6« U»!<z«olt«i! und Ilupou« Ick. 37 470 401,98
Ilsiodü uu6 <l«i> Luu6«8«t»»t«ll „ 140929 678,89
3. Uutd»b«ü b«i VauKsu uuä L»u^iei-8 „ 3118? 059,53
4. ««pull» »na I^oiud^a» „ 122 747148,95
v«bitn«n w !»ul»ud. lisolilluUL: 1. 2«6»<:lit» ür»Äit« . U. 232098933,79
2. «lobt t>«6«°5t« icisdit« , 45 489 423.41
3, ^v«H.Xi»<lit« I>l. 19 295 097F9
>I.
N2 324 289
7 925 828
4159815
439889!«
31508 80»
277538 35?
I>l
12039 302i21
748 991 590 98
1>»««iv»,
2. v«po«i<,«l>e«!cl«^ » W 585 358^51
1. Ir»tt«ii unÄ LodsoK«
2. H,v»l» . i,l, 19295097^9
I>l.
154 000000
31500000
482 898186
84591592
22266
95 800
8000000
160000
10 723 74«
Pl
1l
U«vl>»>» un<! Vesluzt-Konto pro lyny.
748 991590 98
8 NN.
Voi>»t«ii<1 und Äi« c>bslb«lui!t«l>) il. «918750,03
8t»u«in , 1103987,33
K»L«o un<l Nil voIiItHU^« 2v«o>!« „ 1532255,55
V«rv«u<l. 6. clsviuQ«»: 1. OiviHsnä« pro 1909 von 8>/2 °^, >I, 100100>Ö,—
2^ ?»uli«in« Ä«3^utÄi«dt«r»t» , 289 500,—
2. »«villn-Volti'»« 444 246,25
9 554 9?
513 003
1250 000
180000
10 723 74«
Pl
^^,1722 8?
717 111 l
811872 <
126 231!
489 18« ',
741123!
882 213 ,
12 924! 8«
441 07Ä35
22 201722!',',

^UI^^MIIM!>^>ll",","„>"U»>«IMM,llM, <W

von /^LI-Iten unll lannärilon 8tänllig empfohlen.
Ql-0556 l'uks IVI. 1.00 ^I<I-. 1.50 0. w.
lüluZtes vesgonljen auf Vlun8vn I<o8ten!n8
p. »elenllllrl il tt..

Kl,«ö»«',
i,ck!»n,X«n!ck,

Tutoren
ver!»nssen vor vluellle^unß ikrsl V^erli«
l>. 4. 5lÜ bei II»l»««u»t«in H Vozlor i.»U.,
Mehr als 2000 Arzte
empfehlen u. verwenden
im eigenen Gebrauche
unsere Hygienische Er-
stndung. Eheleute er-
halten gratis Prospekt
durch Chemische Fabrik
..Nassovia'Wiesbaden 38
Als Drucksache gratis.
Als verschlossener Brief
geg. 20 Pf.-FreinmrKe.

Ülllleil«l,lun8
?Iilll»l0l>» - IIb«»
Uewiclits in Kalkt; d«I Ueiren-
udr^n u,iter >nß!2,b« ä«« UoI6-
reelle Ne2U38HueII«, XatalUF
^»»»z« H e». L, m. b, »,

Verlin. den 23. April 1910.
"<^>>"
^iäe-Memoire.
MM anetsMeisterbild „Die Erschießung des Kaisers Maximi-
^M^ lian von Mexiko" ist jetzt im tzaus der Berliner Sezession
zu sehen. Erster Gedanke: So leben wir; weil der Name Manet
von kunstfremden oder eigennützigenLeutendemDeutschenKaiser
verekelt ward und weil dieser Kaiser dieVilder desstärkstenmale-
rischen Genies, das im neunzehnten Jahrhundert wirkte, nicht
sehen mag (bei Paul Cassirer in der Victoriastraße könnte ers
bequem kennen lernen), ist das herrliche Werk für die Kunsthalle
der Stadt Wannheim erworben worden. Die Excellenzen Trott
zu Solz und Vode, der Kunstreferent Geheimrath Schmidt und
der Galeriedirettor Iusti hätten, nach Tschudis Erlebniß, nicht
gewagt, demKaiser denAntauf diesesVildesvorzuschlagen; das
2nno2IMdoch nichtgeringerenWerthes dünken wird als heute ein
VelazquezoderTizian.FürdenNmbau und häßlichen Aufputz der
berlinertzoftheaterwerden immerwiederMillionen verlangtund
bewilligt; einVild von derVedeutung (auch der erziehlichen)dieses
Manet muß ins Dunkel eines Provinzialmuseums. Und die ber-
liner Kommunalbehörde denkt natürlich nicht daran, der Neichs-
hauptstadt das kräftigste und feinste Historienbild unserer Zeit zu
sichern. So leben wir. Frage (die wederim Landtag noch im Neichs-
tag jegestelltwird): Istwirklich desKaisersWille, daß nach seinem
(zu respektirenden, aber ans unzulänglicher Kenntnitz des Kunst-
bereiches erwachsenen) Privatgefchmack im Neich und in Preußen

Kunstpolitik getrieben und die Zukunft öffentlicher, aus Staats-
mitteln bezahlter Kunstsammlungen bestimmt wird? Kann er
wünschen, daß es einst heiße: Unseren Galerien fehlt die feinste
Blüthe moderner Kunst, weil Wilhelm derZwciteEduardManet
geringer schätzte als Herrn von Werner, Achenbach überMonet,
Eberlein überRodin stellte? Und dürfte selbst dertreusteRoyalist
vor solchem Willen sich feig ducken? Zweiter Gedanke: Maximi-
liansAbenteuer, seit desfen blutigem Ende noch nicht fünfzig Jahre
verstrichen sind, ist fast völlig vergessen; in der Schaar, die das
Bild begafft oder bewundert, weih kaum Einer noch, welches Dra-
mas Abschluß sein Auge hier der Wirklichkeit nachgebildet sieht.
Der Versuch, das übermüdete Gedächtniß zu kurzem Erinnern
aus dem Schlummer zu pochen, mag Einzelnen willkommen sein.
1861. Iuarez hat, als Präsident der Republik Mexiko, den
Staat von der Kirche getrennt, alle Klöster verboten und das Kir-
chengut eingezogen. Doch gehts im Lande der Montezuma und
Iturbide wie später im Frankreich der Combes und Duez: nur ein
Theil des konfiszirten Geldes (achtzig Millionen Pesos) fließt
in die Staatskassen; der andere Theil des Paktolos versickert vor
dem Ziel. Mexiko kann seine Gläubiger nicht bezahlen. Im Ok-
tober verbünden sich England, Frankreich, Spanien, um gemein-
sam ihre Forderung durchzusetzen. Die Vereinigten Staaten hin-
dert der Bürgerkrieg, dem mittelamerikanischen Freistaat beizu-
stehen: da ist das Wagniß bewaffneter Intervention nicht allzu
groß. Doch schon imApril 1862 werden die britischen und spani-
fchenTruppen wieder nach Europa eingeschifft: weil man inLon-
don zu der Meinung gekommen ist, alles Nöthige sei durch Ver-
handlung zu erreichen und Britaniens Interesse nicht an pariser
Sonderpläne geknüpft. Louis Napoleon hat gegen denAbzug der
Verbündeten nichts einzuwenden. Schon als Prätendent hat er
in einer Denkschrift auf diewachsendeBedeutungMittelamerikas
hingewiesen. Nun ist crKaiserderFranzosen.hatNikolaiPawlo-
witsch,dengefürchtetcnZarenallerReussen,besiegtund darfhoffen,
dieEinheit aller lateinischen Völker, auch der inAmerika wohnen-
den, unter seinem Szepter noch zu erleben. Ein des großen Oheims
würdiger Plan. Mexikanische Priester haben nach Madrid und
Paris dieBotfchaft gebracht, am Colorado undRio Grandefehne
eine geknechtete Menschheit die Franzosenherrschaft herbei. Die
ganze spanische Klerisei bläst die Funken zur Flamme an. Frank-

reich? Die zweimal feierlich verkündete Losung „lVtImpire c'egt la psix« (derKladderadatsch formte sie schon nach derRede in Bordeaux sehr hübsch in den Satz um: „I^mpire c'est I'epee") hat nirgends Glauben gefunden. Frankreich ist noch gleichgiltig; wird sich des Sieges aber, wie jedes Prestigezuwachses, sreuen. Daß bei der Einschiffung derTruppen derRuf „Vive w ^publique!" hörbarwurde, istnichtderRede Werth; gern geht kein Soldat in ein Fieberland. Schlingt sich das erste Lorberreis um die Fahnen, dann wird die Armee empfinden, daß hier, wie bei Sebastopol, für ihreMacht, ihre Zukunft gestritten wurde. Ein Bischen lange dauerts ja bis zum ersten Sieg. Endlich ist, im Mai 1863, Puebla genommen undForeykann anderSpitzederkaiserlichenTruppenin die Hauptstadt einziehen. ImIuli meldetBismarck seinemKönig, "Rouher habe ihm dieBesetzung der StadtMexiko mitgetheilt. Wilhelm schreibt neben den Bericht: „Glück hat Er!" (Er: Louis Napoleon.) Bismarck schreibt darunter: „?uurvu que celaciure?'' Das WortLaetitiasBonaparte; dasbeweist, wie klar damals schon der ungeblendete Blick des preußischen Minist erPräsidenten die Möglichkeit der EntWickelung sah. Erzherzog Maximilian von Oesterreich, Franz Josephs jüngerer Bruder, der, seit er nicht mehr Generalgouverneur der Lombardei und Venctiens ist, als ein stiller, mit literarischer Arbeit beschäftigter Mann auf seinem Schloß Miramare beiTriest lebt, läßt sichvonLouisNapoleonundRouher überreden, die Krone des zu schaffenden Kaiserreiches Mexiko anzunehmen. Er entsagt scinemAgnatenrecht auf die österreichischen Länder, empfängt aus den Händen der frommen Granden von Mexiko die Krone, holt sich aus Rom den Segen und zieht am zwölften Juni i864 in die Hauptstadt Mexiko ein. Da hat Bazaine, der Mann von Sebastopol undSolferino, inzwischen den <ZeneralForey im Oberbefehl abgelöst. Berauscht ihn die Erinnerung an das große Los, das den Marschällen Bonapartes fiel? Träumt er, selbst Kaiser zu werden? Dem Oesterreich« ist er ein schlechter Berather. Der schwankt unschlüssig zwischen den beiden Parteien; will die Klerikalen, denen er den Schein kaiserlicher Machtdankt, nicht kränken, ihnen aber auch das Kirchcngut,nach dem sie langen, nicht zurückgeben: und bewirkt, mitzagemLaviren und schwächlichem Zaudern, nur, daß ihm beide Parteien mißtrauen. Bazaine drängt ihn, Iuarez und dessen Anhänger zu ächten; Zann aber, trotz dem Aufgebot fremder Legionen, im Kaiserreich

nicht Nuhe stiften und erreicht nicht einmal die Niederwerfung
der vom Norden her fortzüngelnden Guerilla. Der Geächtete rückt
vom Paso del Norte mit schwellender Macht gegen die Haupt-
stadt vor. Inzwischen hat General Grant das Südstaatenheer bei
Five Points geschlagen, Sherman dieUeberbleibselzur Kapitu-
lation gezwungen: im Mai 1865 ist der Bürgerkrieg durch deu
(mit dem Mut von fast dreihunderttausend Menschen erkauften^
Sieg des Nordens beendet. Nun zeigt sich, wie falsch der Fran-
zosenkaiser gerechnet hat. Auch in England war Lincoln seit dem
Beginn des Krieges gegen die Sklavenstaaten ein blutgieriger
Tyrann gescholten und jeder Sieg, den Ulysses Grant in Virgi-
nien erfocht,wie eineSchwächung derMenschheitlulturbetrauert
worden. Doch dieNegirung weiß, was sie will. Frankreich hat im
Krimtrieg für Englands Zukunft gekämpft; durch die Schließung
der Meerengen die Flotte, die gegen die britische Seegewalt ein
starker Bundesgenosse werden könnte, gezwungen, dem Mittel-
meer fern zu bleiben. Wenn es sich jetzt in Europa (durch den Ver-
such einer Intervention in den Streit um die EIbherzogthümer>
gegen die werdende deutsche Einheit, in Amerika (durch dieFör»
derung des bonapartischem Wuster nachgeahmten Erbkaiser-
thumes Mexiko) gegen die Vereinigten Staaten engagirte, durfte
Britanien sich auch dieses Handelns aufrichtig freuen. LouisNa-
poleon tappt noch einmal in die Falle. Er sieht nicht, welche un-
geheure Machtunterm Sternenbanner heranwächst, glaubt an den
Zerfall derUnion und hofft, den in den italienischen Kämpfen ge-
minderten Anspruch auf die Hegemonie in den Lateinerreichen,
durch amerikanische Erfolge rasch wieder zu stärken. Der Onkel hat
mit James Monroe, der 1803 in Paris Gesandter war, den Ver-
trag geschlossen, der Louisiana denAmeritanern abtrat; derNeffe,
der die Neue Welt doch aus eigener Anschauung kennt, hält die
Monroe-Doktrin vom zweiten Dezember 1823 für eine ernster
Beachtung nnwerthe Phrase und ist überzeugt, daß Amerika sict>
gegen die Einmischung einer europäischen Großmacht nicht sträu-
ben wird. Er irrt. Kaum ist derBürgerkrieg beendet und die Herr-
schaft des Nordens unbestritten: da treibt die Volksströmung den.
PräsidentenIohnson,LincolnsNachfolger,zudrohendem Wider-
spruch gegen die französische Ingerenz. Und die Drohung wirkt
sofort. Zwar hat dcrFranzosentaiscr demErzherzogMaximilian
in einem unzweideutigen Vertragsparagraphen zugesagt, daß er

das französische Corps acht Jahre lang, von 1864 bis 72, in Mexiko lassen und gegen jeden Feind des neuen Regiments zur Verfügung stellen werde. Nach dem ersten einschüchternden Wint aus Washington ruft er aber, schon im Februar 1867, die Truppen zurück. BazaineröthdemOesterreicher.der Krone zu entsagen und heimzureisen. Vergebens.Maximilian will nicht als einTitulartaiser ohne Land, ein ruhmloser Abenteurer lächerlich werden. Will weiterfechten; trotzdem er hört, daß die abziehenden Franzosen seinen Feinden Waffen und Kriegsgeräth vertauft haben. Am fünfzehnten Mai 186? wird die Festung Queretaro, in die er geflohen ist, durch den Verrath des obersten Lopez dem Juaristengeneral Escobedo ausgeliefert. Am neunzehnten Juni Maximilian, nebst den Generalen Miramon und Mejia, nach kriegsgerichtlichem Spruch vor denWällen von Queretaro erschossen. AdmiralTegetthoff holt auf einem Kriegsschiff die Leiche nach Wien. Am ersten Juli (das Neue fliegt noch nicht so schnell wie heute durch die Welt) hört Theodor vonVernhardi amTischAsedoms, dessen unklare Diplomatenberichte er, auf Vismarcks Befehl, ergänzen soll, von dem Österreichischen Gesandten Varon Kübeck die Nachricht vom Tod Maximilians und schreibt in sein Tagebuch: «Welche Schmach für Frankreich!" Kardinal Antonelli sagtzu Odo Nussell, der England in Nom vertritt, alles "Unglück Oesterreichs sei aus der Thatsache zu erklären, daß die Dynastie, die das Konkordat schelten lasse und dem Protestanten Venedet einen fast unbegrenzten Machtbezirt einräume, der Kirche den ihr gebührenden Gehorsam weigere; „deshalb ruht Gottes Hand so schwer auf dem Hause tzabsburg: denken Sie nur an Maximilian!" Auch Louis Napoleon empfängt die Nnheilspost nicht früher als Kübeck. Sie kommt in der Stunde, wo er in die Weltausstellung fahren und unter großem Gepräng die Preise vertheilen will. Daran ist nun nicht zu denken. Schade. Drei Wochen vorher hat Alexander den Zweiten, der neben dem Kaiser von der Parade in die Tuilerien zurückfuhr, die Kugel des Polen Verezowski gesucht. Mit der Schlagfertigteit, die er in der Noth manchmal hatte, sprach Napoleon scherzend zu dem (nicht getroffenen) Zaren: „Jetzt, da wir zusammen im Feuer gestanden haben, sind wir Bundesgenossen". Alexander lächelt; vergißt aber nicht die SpottredenFloquets und anderer Polenschwärmer, liest am Tag nach dem Attentat, daß dreiundvierzig pariser Anwälte sich dem verhafteten Ve-

rezowski als Verteidiger angeboten haben, und reist in arger Verstimmung ab. Ein böses Jahr. Zuerst der erzwungene Verzicht auf Luxemburg; dann der polnische Mordversuch; nun gar die Trauerkunde ausMexiko. GeradeinderWoche.woFranzIofephmit seiner Frau in Paris erwartet wird. Dieser Besuch ist einstweilen unmöglich. Mit dem Dank für Napoleons warmen Beileidsausdruckkommt aus Wien, auf Veusts Befehl, die Erklärung, Maxens Schatten solle die Freundschaft der beiden Kaiserhäuser nicht trüben; die Wiederaufnahme des persönlichen Verkehrs müsse aber, nach dem tragischen Ereigniß, dem Empereur überlassen bleiben. Eugenie räth zu einemKondolenzbesuch,dieStaatsmänner stimmen zu, Franz Joseph ist einverstanden (nur seine und-Maximilians Mutter, Erzherzogin Sophie, will diese Gäste nicht sehen) und Napoleon reist mit seinerFrau nach Salzburg ab. Incognito. Dennoch werden sie in Karlsruhe vom Großherzog, in Ulm vom König von Württemberg empfangen, von schwäbischere Preußenfeinden umjubelt, vom Vayerntonig Ludwig bis an die österreichische Grenze geleitet. Incognito? Salzburg prangt im Schmuck französischerFahnen, am Bahnhof harrt die Ehrencompagnie mit der Negimentsmusik in Gala der Majestäten, Feste aller Art sind vorbereitet und Franz Joseph hat die Grafen Beust und Andrassy mitgebracht: den Kanzler des Neiches und derr ungarischen Ministerpräsidenten. Achtzehnter August 1867; ein Jahr nach dem Prager Frieden; drei Tage nach der ersten Sitzung des NorddeutschenVundesrathes. Sybel: „Die Kondolenz hatte sich plötzlich in einen politischen Kongreß verwandelt. Die Welt war erstaunt und gespannt. Es kam vor.daßVeustmitNapoleon. Stunden lang unter vier Augen verhandelte: da flogen dann die Vermuthungen und bald auch die Versicherungen in alle Lande, daß hier die Urkunde eines festen Trutz- und Schutzbündnisses zwischen beiden Mächten ausgearbeitet werde." Vismarck: „Die Verhandlungen und Annäherungversuche zwischen Frankreich und Oesterreich in Salzburg und anderswo, bald nach 1866, konnten unter der Leitung des Herrn von Veust erfolgreich sein; und schon die Berufung dieses verstimmten sächsischen Ministers zur Leitung der wiener Politik ließ darauf schließen, daß sie die Nichtung der Nevanche einschlagen werde." Gräfin Johanna von Bismarck aus Varzin an Keudell: „Louis (Napoleon) wird doch vernünftig sein?" Er ist vernünftig. Als er nach

fünf Tagen aus Salzburg abreist, ist kein Bündnis; geschlossen;
nur eine Entente verabredet worden. Wenn Beust im Eifer des
Gespräches mal zu hitzig wurde, hat Eugenie ihn zu gelassener
Ruhe ermahnt. Die Erhaltung des Status quo: Anderes willman
ja nicht. So heißts irr dem amtlichen Bericht, der die bewährte
friedliche Gesinnung der beiden Kaiser rühmt. In allen Kanzleien
weiß man, daß die Verhandlungen von dem Wunsch geleitet wa-
ren, im Westen die "Umwandlung des Norddeutschen Bundes in
ein Deutsches Reich, im Osten die Schwächung der Türkei durch
russische Anschläge zu hindern. Bismarck antwortet am siebenten
September in einer Cirkularnote: die amtliche Mittheilung, daß
die inneren Angelegenheiten Deutschlands nicht der Gegenstand
der salzburger Gespräche gewesen sind, sei um so erfreulicher, als
die Aufnahme des jetzt als falsch erwiesenen Gerüchtes bewiesen
habe, wie heftig das deutsche Nationalgefühl sich gegen den Ver-
such fremder Einmischung oder Bormundschaft wenden würde;
in Berlin hege man nicht die Absicht, die süddeutschen Regirun-
gen durch moralischen Druck zu eiligem Entschluß zu zwingen;
werde aberstetsfürdieNeberzeugung eintreten, daßDeutschlands
EntWickelung nur von deutschem Interesse bestimmt werden dürfe.
Kannder anRheinbundtage erinnernde Reiseerfolg mit dem
unsanft über die Ostgrenze hallenden Echo dem Kaiser derFran-
zosen genügen? Er hat Rußland geschlagen, Italien den Oester-
reichern entrissen, in Mexiko aber kein Imperium zu gründen
vermocht; kann er das auf deutschenBoden vorbereitetenichthin-
dern, dann bleicht sein Stern und die ihm Anhänglichsten gleiten
sacht in den gefährlichen Glauben, daß seiner Gloria das Ende
nahe. Etwas muß geschehen: sonst gräbt die Erinnerung an Lu-
xemburg undOueretaro sichzufestinsGedächtniß. Einvonschlech-
ter Psychologie empfohlener Versuch, Preußen zukirren, hatnoch
vor den salzburger Festen der Diplomatie des Kaiserreiches eine
weithin sichtbare Schlappe gebracht. Der Optantenartikel des Pra-
ger Friedens, der fünfte, war zwischen Dänemark und Preußen
streitig geworden. Bismarck erklärt, sein deutsches Gewissen erlau-
be ihm nicht, diedeutschenStädtchenNordschlcswigsdurcheineZo-
nenabstimmung in die Gemeinschaft mitderdänischenDemokratic
zwingen zu lassen, und fordert ausreichende Bürgschaft dafür, daß
diesenStadtgemeinden dieNationalitätgcwahrtbleibe. Dänemark
lehnt dieForderung ab und bittetinParisumgnädigenBeistand.

Frankreich gehörtnichtzu den Signatarmächten des Prager Frie-
dens; hat also nicht das "Recht, die Ausführung des Vereinbarten
(den fünften Artikel hat Napoleon selbst vorgeschlagen) zu tontroli-
ren. Braucht aber, wie das täglicheBrot, neue Praestigia. Vismarck
wittert, was vorgeht. Privatim schreibt er: „Wir müssen nach
Frankreichs aus unseremWald mindestens eben so scharf hinaus-
schreien, wie man von dort zu uns hereinschreit. Goltz (Preußens
Gesandter in Paris) muß angewiesen werden, kühl und verstimmt
auf alle ä2nica zu antworten, und die Zeitungen müssen sich von
den französischen nichts bieten lassen, sondern kühl und kampf-
bereit antworten. GegenDänemark noch schärfer; und in Düppel
und Warine ostensibel rüsten. Nur keine Schüchternheit! Wenn
die französischen Zeitungen uns angreifen, so muß man die De-
fensive unsererseits weniger accentuiren. Entweder ignoriren und
lächerlich machen oder angreifen, indem man die ganze imperia-
listische Politik tadeltMadderadatsch hetzt, Polen, Italien, Mexiko
gegen Dänemark ins Feld führt, Goltz vorher davon avertirt.
Die Dänenartikel der französischen Blätter sind ganz ersicht-
lich tnspirirt und wir dürfen nicht mit Sammetfingern auf diese
Stacheln antworten. Luxemburg war das Aeußerste unserer
Friedfertigkeit; ist derFriede damitnichtgesichert, dannisternicht
zu halten und wir können auch in den deutschen Fragen das in
Paris besprochene System des schonendenVorgehens nichtweiter
innehalten." Offiziell: „Wirsind entschiedeneGegnercinerKriegs-
Politik; wir fehen keinen Vortheil, den wir jetzt daraus ziehen
könnten. Aber nichts würde uns bestimmen, die Größe des Vater-
landes niedrigen Besorgnissen und auswärtigen Erwägungen
unterzuordnen. Die dänischenAnsprüche werden uns billig finden;
aber wir lassen unskeineEinräumungen abtrotzen.so wenigwirauch
zu extremeu Entschlüssen geneigt sind, vielmehr wünschen, so weit
es möglich ist, demKabinet derTuilerienBefriedigung zugewäh-
ren." Trotz dieser Warnung wagt Marquis deMoustier, der im
Ministerium desAuswärtigen Herrn Drouyn de Lhuys abgelöst
hat, noch einen Versuch. Er hat sich zunächst hinter Gortschatow
gesteckt und ihn, mit dem Versprechen französischer Hilfe in dem
Oricnthandel (schon damals: Kreta), für eine Einwirkung aufBis-
marck geködert. DerNussetenntdenPreußennoch von Petersburg
her als Einen, der sich Ungebührliches nicht bieten läßt. Schreibt
drum einen höchst höflichen Privatbrief. Nußland sei, obwohl viele

Leute glauben, daß ein franko-preußischer Krieg ihm nur nützen, nicht schaden könne, für den Frieden. Meinen Sie, verehrter Freund, nicht, daß in Frankreich, wenn die dänische Sache hingeschleppt wird, die überreizte Volksstimmung den Kaiser zu Entschlüssen drängen kann, die er selbst nichtwünscht? Soll man diese Möglichkeit abwarten? Jedes Wort, das nach dem Willen zur Einmischung schmeckt, wäre taktlos und ungehörig. Preußens weitsichtigerMinisterpräsidentwird dem schwierigenProblem schneller als irgcndeinAnderer dierechteLöfungfinden. Eine Abschrift des Briefes geht nach Paris. Moustier fühlt sich in starker Genossenschaft und beauftragt den Geschäftsträger Lefebvre de BeHaine, der den Gesandten Benedetti vertritt, für Dänemarks Recht auf selbständige Erledigung seiner Staatsgeschäfte in der Wilhelmstraße ein artig mahnendes Wort zu sprechen. Da kommt er schlecht an. Herr vonThile, der Anterstaatssekretär, der ihn empfängt, erklärt nach dem ersten Satze, er müsse, ehe er diese ungemein ernst zu nehmende Mittheilung anhöre, vom König Instruktionen einholen. Am nächsten Tag ist er bereit, zu hören; liest Moustiers Depesche, notirt das Wesentliche des Inhalts und bittet dann Lefebvre nur, in Paris an die Thatsache zu erinnern, daß der PragerFriede zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen worden sei. Der Kronprinz ist vom englischen Hof informirt und findet wieder einmal, daß Preußen auf falschen Wegen wandle. Aus Misdroy schreibt er an Bismarck: „Wir verlieren unserAnsehen, zu dem uns die Siege von 1866 verholfen hatten, und leisten den Intriguen, die uns umgeben und eben so in Frankreich wie in Oesterreich und auch in Dänemark gesponnen werden, willkommenen Vorschub. Wie unzufrieden die Stimmung in Schleswig-Holstein bleibt, ist Ihnen eben so bekannt wie der sich so häufig wiederholende Vorwurf, daß es Preußen an organisatorischem Talent mangle. Was den Gang der Politik nach außen betrifft, so sind Sie besser unterrichtet als ich. Die französische Regirung mag die Absicht gehabt haben, die Depesche über Nordschleswig abzuschwächen; ihren beunruhigenden Effekt hat besagtes Aktenstück wenigstens nicht verfehltundichkommeaufmeinaltesThema zurück: Warum haben wir nicht den Grenzstrich gezogen?" (Den Strich, der bestimmt, wo in Schleswig die „nördlichen Distrikte" ansangen, deren Bewohner, nach dem fünftenArtikel des Prager Friedens, aus dem preußischen Staatsverband zu entlassen sind,

„wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben,
mitDänemarkvereinigtzu werden.") „Mehr als je kommt es jetzt
darauf an, daß wir Frieden im Inneren haben, um gegen einen An-
griff von außen fo stark wie möglich zu fein, und wirAnfehenund
Vertrauen wieder gewinnen muffen. Dringend lege ich Ihnen
diese gewichtigenFragenansherz,inderUeberzeugung,daß,wenn
es Ihr Wille ist, Sie eine Lösung für dieselben finden werden, und
indem ich gern bereit bin, Ihnenmeine Hilfe anzubieten, wenn Sie
glauben, derselben zu bedürfen, bin ich Ihr ergebener Friedlich
Wilhelm." Doch die wichtigste Frage ist fchon beantwortet, als die-
ser Brief den Adressaten erreicht. Vismarck hat. im Einverständnis
mit seinem König, Moustiers Einmischungversuch durch die offi-
ziöse Presse bekannt gemacht. Und nunsteigt aus deutschenherzen
ein Wehrruf zornigen Stolzes. DarfFrankreich dieAusführung
eines Friedensvertrages überwachen, den es nicht unterzeichnet
hat? Der deutschen VormachtBelehrung über ihre Pflichten auf-
drängen? Sind wir nach Düppel undKöniggraetz wieder fo weit,
daß ein Uebermüthiger uns Befehle über den "Rhein zu schicken
wagt? Moustier erschrickt; hört von dem KriegsministerMarschall
Niel, daß die Reorganisation des tzeeres noch lange nicht fertig fei;
und mutz sich zu diplomatischem "Rückzug bequemen. Wir haben,
sprichter, in Berlin keineNoteüberreicht, sondern unsnureinepri-
vate, vertrauliche Anregung gestattet. Dann, da die Ausrede nicht
wirkt: Wir bedauern aufrichtig, daß die Aussprache unserer Mei-
nung von der berliner Negirung mißverstanden ist, und bitten sie,
überzeugt zu sein, daß wir unter keinen Umständen uns der Be-
schuldigung aussetzen würden, die Empfindlichkeit einer benach-
barten Macht verletzt zu haben. Auch dieses Spiel ist verloren.
Im August 1867. Im Juni waren Wilhelm und Vismarck
in Paris Napoleons Gäste gewesen. Moustier hatte jedes Ge-
spräch mitdempreußischenMinisterpräsidentengemieden;erliebte
den Mann nicht, der ihm, dem Gesandten des Kaiserreiches, wäh-
rend des Krimkrieges inVerlin aufdie grobe Behauptung, Preu-
ßens schwankende Politik werde ein zweites Jena erleben, geant--
wortethatte: „Warum nicht ein zweites Leipzig oderWaterloo?"
MitRouher besprach Vismarck, der in den Tailerien wohnte, die
deutschen Angelegenheiten; und Kaiser und Kaiserin zeichneten
ihn durch besondere Huld aus. Kein Mißton störte das Behagen
der Festwoche. König Wilhelm wurde auf dem Weg nach Long-

champ herzlich begrüßt, trotzdem die Menge wußte, daß er die aus
demböhmischenFeldzugbekannteRappstuteSadowaritt.Dennoch
lag Kriegsstimmung in der Luft. Als Bismarck nach der Parade
die tzaltungder Truppenpries,sagteMarschallVaillant,dem der
Preuße.als bon bouFre.fehr gefiel:„Danke, lieberGraf. Alles schön
und gut; aberIhrPreußen seid uns zu groß geworden.EinesTages
müssen wir die Klingen kreuzen." Am Frühstückstisch imKaiserpa-
last.Bismarck läßt sich im Kauen nicht stören; lächelt den Marschall
freundlich an und sagt dann: „Kreuzen wir also, Wenns sein muß?"
Als bald danach derpreußischeMilitärattachevonhastigerfranzö-
sischer Rüstung spricht, nennt er den Bericht „alarmistisch"; fügt
aber hinzu, das Kriegsministerium werde schon wissen, was es zu
thun habe, um Schritt zuhalten. „Möglich ist Alles. Unsere Hand
hat zumDegen nichtweiter als dieFrankreichs." Die »Anregung"
Moustiers und die salzburger Verhandlungen folgen. InParis
gilt der Krieg gegenDeutschlandalsunvermeidlich. ImDezember
sagt derAbgeordneteOllivierinderKammer: „IederRedner.der
behauptet, die Schlacht bei Sadowa habe unser Ansehen ge-
schmälert und demKaiserreich eineNiederlage gebracht, wirdvon
Ihnen mit Beifall überschüttet; jeder, der auszusprechen wagt,
daß die Wandlung der deutschen Machtverhältnisse uns weder
bedroht noch gar demüthigt, hört aus Ihren Reihen lautes Ge-
murr. Sie rühmen den Frieden und reizen selbst doch täglich zum
Krieg. Solcher Pression, solcher in Parlament und Presse immer
wiederholten Klage über die Minderung unserer Macht und die
deutsche Bedrohung vermag selbst der friedliche Sinn des Kaisers
sich auf dieDauer nicht zu entziehen." Er vermochte es nicht. Hätte
es nicht vermocht, auch wennnieandiespanischeThronkandidatur
eines Hohenzollern gedacht, aus der emser Chamade in Berlin
nicht eine Fanfare gemacht worden wäre. Schleswig-Holstein,
Böhmen, Luxemburg, Mexiko, Dänensprachgrenze und Optanten-
artikel: die Last verschnürte dem gallischen Selbstbewußtsein den
Athem. Rocheforts rothe Hefte schrien durch alle Gassen, daß am
Rio delNorte der schmähliche, betrügerischeBankerotdes Bona-
partismus begonnen habe. Ohne neuen Prestigeglanz konnte das
Kaiserreich nichtweiterleben. SeitMazimiliansTodestag lechzte
Louis Napoleon nach der Gelegenheit zu weithin strahlendem
Waffenruhm; konnte im Lande des schwarzenAdlers nur eine feige
und krumme Politik noch der welschen Kriegsgefahr ausbiegen.

Die Zukunft.

Deutsche Ideale/)

D^>?as Zeitalter, in welchem noch heute die Deutsche Geschichte
«S^! verlaust, beginnt mit einer großen und allseitigen Bewe-
gung um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Damals fängt
die Öffentliche Meinung an, sich zu entwickeln und das Pro-
gramm eines Wohlfahrtstaates aufzustellen, das dann die deut-
schen Fürsten, an ihrer Spitze Friedrich der Große, in seinen wich-
tigsten Theilen durchzuführen versucht haben, ehe sie durch die
Invasion der Franzosen und die Gewaltherrschaft Napoleons in
dieser Thätigkeit unterbrochen wurden. Damals erhob sich in
Deutschland, auf Grund einer neuen Auffassung von der inner-
lich freien Stellung der Persönlichkeit, die namentlich auch eine
Befreiung auf religiösem Gebiet bedeutete, jene neue hohe Kul-
tur, deren Träger der Universalgeschichte angehören: Kant, Fichte^
Schölling, Hegel als Philosophen, als Musiker tzaendel, Bach,
tzaydn, Mozart, Beethoven; als Dichter Schiller und Goethe, um
nur die ersten der zahlreichen Namen zu nennen, deren Wirken
eine neue EntWickelung der europäischen Kultur brachte.

Aber diese früheste Kultur des neuen Zeitalters erschöpfte sich
in dem glänzenden Aufstieg ihrer einzelnen Perioden, in den
Zeiten der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges, des
Klassizismus und der Romantik. Um 1830 machte sich ein Nach-
lassen der geistigen Fruchtbarkeit bemerklich; fast nur die Wissen-
schaften blühten noch weiter empor; die Perioden des sogenannten
Realismus und des Epigonenthums bis in die siebenziger Jahre
hinein sahen nur noch den Roman, das realistische Drama und
das Feuilleton blühen; jede stärkere Phantasiethätigkeit auf dem
Gebiete der Dichtung wie der Bildenden Kunst verstummte. Statt
Dessen begann seit den vierziger Iahren, immer gewaltiger steigend,
die politische Einheitbewegung, bis sie, über 1866 und 187O hin«
weg, im neuen Deutschen Reich ans ersehnte Ziel führte.

Diese politische EntWickelung aber löste erst vollends die
neuere wirtschaftliche Bewegung aus, die man allgemein kennt
und die bis zur Gegenwart fortdauert; in etwa anderthalb Men-
schenaltern holte die deutsche Nation in ihr den ökonomischen
Vorsprung der anderen großen Völker Europas ein, den diese
mindestens seit dem Dreißigjährigen Kriege besessen hatten.

Geheimrath Lamprecht hat anden Universitäten Leiden und Utrecht
zwei Vorträge gehalten, deren Inhaltsskizze er hierveröffentlicht. Man-
cher merkt, wenn er diesenWortcn nachdenkt, vielleicht, daßesauch außer
dem preußischen Wahlrecht noch für Deutschland wichtige Dinge giebt.

Aus diesem wirtschaftlichen Aufschwung ging dann aber zu-
gleich auch ein neues geistiges Leben hervor, indem durch ihn die
seelischen Bedingungen der geistigen Produktion stark verändert
wurden. Ein neuer Naturalismus kam empor, der vor Allem auf
den Gebieten der Phantasiethätigkeit neue Werthe erzeugte: ver-
treten in der Musik durch Männer wie Wagner und Strauß, in
der Dichtung durch Liliencron und Hauptmann, in der Malerei
durch Liebermann und Wuger, in den Wissenschaften durch die
EntWickelung M^Treicher neuer Disziplinen der Natur» wie der
Geisteswissenschaften.
Di^e naturalistische Bewegung begann in den achtziger Jah-
ren des neunzehnten Jahrhunderts und erlebte um die Mitte der
neunziger Jahre ihren Höhepunkt, Von da ab aber schlug sie
jichtbarlich in die Nmbildung ihres neuen Könnens zu neuen
Formen persönlicher schöpferischer Thätigkeit und damit in einen
neuen Idealismus um. Deutlich tritt Das in der späteren Thätigkeit
der soeben genannten Dichter und Maler hervor; daneben er-
standen neue Meister namentlich der sogenannten tzeimathkunst,
welche die idealistischen Werthe der einzelnen deutschen Land-
schaften ausmünzten; noch bezeichnender war, daß jetzt Plastik
und Architektur zu bisher unbekannten Leistungen und Stilen er-
blühten, daß starke religiöse Sehnsucht in die Nation einzog, daß
der veränderten Gegenwart angepaßte neue sittliche Lehren ent-
wickelt wurden und daß ein neues philosophisches Denken begann.
Diese idealistische Bewegung ging nun weit über die geisti-
gen und seelischen Voraussetzungen hinaus, die in dem neuen
Wirthschaftleben beschlossen lagen; und sie findet sich daher jetzt
durch dessen Fortdauer und das aus ihm entwickelte rein ökono-
mische Denken der Massen wie der Führer der neuen Wirtschaft»
formen mehr und mehr beengt: fie strebt über dieses Denken mit
seinen sogenannten machtpolitischen (und Das heißt: egoistischen)
Neigungen längst hinaus und sucht ihre Forderungen auf dem
Wege der Umprägung in ein politisches Programm zu verwirk-
lichen. Dies ist das neueste Stadium der EntWickelung, in dem
Üch das deutsche Volk befindet; der neue Neichskanzler von Beth-
mann»l)ollwe.g kann dabei als ein Repräsentant des neuen Idea-
lismus bezeichnet werden. Die ältere, im Ausland noch immer
verbreitete Auffafsung, die moderne deutsche politische Geschichte
beginne mit der Zeit nach den napoleonischen Wirren, etwa mit
dem Wiener Kongreß von 1815, ist völlig irreführend und schließt
jedes Verständniß für die heutige EntWickelung der inneren deut-
schen Politik aus.

Die neuere deutsche Politik hat vielmehr schon kurz nach der
Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar aus der inneren
deutschen EntWickelung selbst her, begonnen. Sie strebte dabei
anfangs namentlich nach zwei Richtungen: sie wollte die Auf-
lösung des mittelalterlichen Staates in den für ihn noch immer
bestehenden sozialen und wirthschaftlichen Voraussetzungen und
insofern die Bauernbefreiung und die Zerstörung der mittel-
alterlich-genossenschaftlichen Stadtverfassung; zweitens aber die I
Begründung einer neuen öffentlichen Ordnung. In der ersten >
Richtung, in der Liquidation des veraltet Bestehenden, hatte die l!
absolute Monarchie in Oesterreich, in Preußen, in den kleineren, »
namentlich auch den geistlichen Staaten schon vor Ausbruch der «
Französischen Revolution große Fortschritte gemacht; die Liqui- ,
dation würde sich ohne die Französische Revolution vermuthlich
geregelter, wenn auch langsamer, vollzogen haben; thatsächlich
hat sie übrigens auch so erst um die Mitte des neunzehnten Jahr-
hunderts ihren Abschluß gefunden.

Irr der zweiten Richtung, in dem Versuch des positiven Auf-
baues eines neuen Staates, wurde die innere Politik naturgemäß
zum Ausdruck der eben damals emporkommenden Kultur des
Klassizismus und der Romantik. Die großen Heroen dieser Kultur
sahen dabei wohl ein, daß das neue geistige Leben, um politisch
wirksam zu werden, vor Allem die Erziehung der Nation zu den
neuen Idealen erforderte. And so thaten sie den ersten Schritt zur
Politisirung des deutschen Volkes auf dem Gebiete der Päda-
gogik in diesem Punkt sind Dichter und Philosophen, Schiller
und Fichte, völlig einig gewesen. Das Ergebniß war die Ele-
mentarschule Pestalozzis, das humanistische Gymnasium der ersten
Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und die Universitäten im
ganzen Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts, wie sie zu
Musteranstalten aller universalen Bildung geworden find. Dar-
über hinaus begann aber auch schon am Ende des achtzehnten
Jahrhunderts die Erziehung der Nation zu den eigentlichen
öffentlichen Aufgaben durch EntWickelung der gemeindlichen und
territorialen Selbstverwaltung; der Führer dieser Bewegung war
bereits in diesen Iahren der Freiherr vom Stein, der spätere
Regenerator Preußens.

Diese verheißungvollen Anfänge wurden nun durch die
Französische Revolution und die napoleonische Schreckensherr-
schaft unterbrochen. Zwar brachten diese Jahre der Noth die poli-
tische Fortbildung namentlich in Preußen zu einer gewissen Früh-
reife; aber diese Frühreife war auch eine Nothreife; und nach

181Z vertrockneten ihre Ansätze unter der übermächtigen Gegnerschaft einer an sich sehr hochstehenden Bureaukratie und eines mächtigen Iunkerthums: so daß in der inneren EntWickelung ein Stillstand eintrat.

Aus dieser Lage hat dann nicht die innere EntWickelung in den einzelnen Staaten, sondern vornehmlich die Einheitbewegung herausgeholfen. Das Bürgerthum, gegen Bureaukratie und Adel auf dem Gebiete der inneren Politik zu schwach, siegte über diese Klassen als Träger des Enthusiasmus für eine nationale Einheit, die für die Zukunft des deutschen Volkes ein unbedingtes Bedürfniß war.

Die Einheitbewegung trat seit etwa 18W stärker hervor. Und indem sie 18W zum ersten Mal siegte, siegten mit ihr zugleich die bürgerlichen Vorstellungen von einem künftigen Staatscharakter im Reich wie in den Einzelstaaten.

Diese besonderen Vorstellungen des Bürgerthums waren nun aber nicht ein Produkt vornehmlich der deutschen, sondern eher der französischen EntWickelung; es waren die Gedanken der Französischen Revolution, die Gedanken der Freiheit und Gleichheit und eines ihnen entsprechenden Wahlrechtes, die Gedanken der Thei° lung der Gewalten und des Parlamentarismus.

Diese Gedanken wurden also in Deutschland durch den bürgerlichen Liberalismus und insbesondere durch dessen rheinische, Frankreich benachbarte Denominationen eingeführt. Wie stellten sie sich nun zu den deutschen Anfängen eines modernen Staates in Erziehung und Selbstverwaltung und wie mußten sie wirken?

Sie waren zunächst entwickelungsgeschichtlich viel älter und darum auch innerlich weniger modern als die deutschen Gedanken. Der Ideenvorrath derFranzösischenRevolution beruhte aufdemDenken des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts und lag politisch im „Naturrecht" vor. Nach diesem Recht hatte jede einem Staat angehörige Person in diesem Staat das selbe Recht wie alle anderen Personen: sein Ideal war also, als vollster Ausdruck seines Wesens, das gleiche und allgemeineStimmrecht. DerIdeenwelt des deutschen Klassizismus und der Romantik dagegen entsprach die Erziehung des Einzelnen zu ganz bestimmten Leistungen in einem organisch aufgebauten Staatswesen und die Verleihung von politischen Rechten an den Einzelnen nur gemäß diesen Leistungen: also mutzte das Ideal des modernen deutschen Staates ein proportionales Wahlrecht sein. Doch wie die Dinge nun einmal lagen, hielt in Deutschland mit der Vollendung der Einheitbewegung auch das inzwischen schon völlig im Veralten begriffene franzö-

fische Staatsideal des Liberalismus seinen Einzug: Bismarck ge-
^<3^<^ wann die Einheit eben dadurch, daß er, um Vesterreich auszu-
schalten, das allgemeine und gleiche Wahlrecht proklamirte und
einführte. Im Moment der Errtngung der nationalen Einheit
im Kampf gegen Frankreich triumphirte in der inneren EntWicke-
lung der Nation ein fremdes, ein französisches Staatsideal.
Wie hat sich nun diese seltsame Verwickelung der Dinge nicht
blos herstellen, sondern bis zur Gegenwart erhalten können? Die
Erklärung liegt in der gleichzeitigen wirthschaftlichen Geschichte
Deutschlands. Wie man weiß, ging Deutschland in der zweiten
Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts schnell und in brüsken For-
men zum modernen Wirthschaftleben über: und diesem Verlauf
entsprach die EntWickelung zweier neuer großen sozialen Schich-
ten, des Vierten Standes der Arbeiter und der neuen bürgerlichen
Aristokratie der Nnternehmung. Diese neuen Stände hatten nun
aber beide das lebhafteste Interesse an dem gleichen und all-
gemeinen Wahlrecht: der Arbeiterstand, weil dieses Aecht ihm so-
fort einen gewaltigen politischen Einfluß sicherte, die Unterneh-
mer, weil sie ganz in den Idealen der Einheitbewegung, die ihnen
erst ökonomische Bewegungfreiheit gab, standen und damit auch
in den anderen Idealen des Liberalismus, also auch in denen des
naturrechtlichen Wahlrechts. Und so kam es, daß sich eben diese
modernsten Stände ganz besonders einer im Nebrigen veralteten
oder wenigstens veraltenden und im Grunde nicht einmal deut-
schen Staatsanschauung annahmen und sie noch heute (der Vierte
Stand dabei von seinem partikularen Standpunkte aus gewiß mit
Necht) vertreten.
Inzwischen hat sich aber in Deutschland wiederum ein ganz
anderes Leben entwickelt, das seine eigenen, echt modernen poli-
tischen Ideale durchbildet und zu verwirklichen sucht.
Diese neue Bewegung, die heute von Tag zu Tag kräftiger
wird, kommt aus einer geistigen Devolution her, die sich seit
etwa der Witte der neunziger Jahre vollzogen hat. Vis dahin
hatte die enorme wirtschaftliche EntWickelung geistig auf dem Ge-
biete der Dichtung und Kunst einen neuen Naturalismus erzeugt
und auf sittlichem und religiösem Gebiet die hergebrachten Vor-
stellungmassen als ein Ganzes zerstört und zerschlagen. Jetzt da-
gegen erhoben sich auf allen diesen Gebieten im ganzen Bereiche
des geistigen Lebens völlig andere und neue Mächte. Man er-
kannte allerdings auch auf dem neuen Boden alle die seelischen Um-
bildungen an, die das neue Wirthschaftleben herbeigeführt hatte.
Auf den Trümmern der älteren Kultur begann man nun, eine

neue geistige Welt zu erbauen. Besonders früh da, wo Dies immer am Leichtesten ist, in dem Reich der Phantasiethätigkeit, in Bildender Kunst, in Musik, in Dichtung. Dann aber auch in den Bezirken der sittlichen und religiösen Forderungen. Da kam eine neue religiöse Sehnsucht herauf, die seitdem fast alle Schichten der Nation zu ergreifen begann. Da erwuchsen die An« fange einer neuen Ethik, in Philosophie und Lebenshaltung. Da erhob sich die Forderung einer Politisirung der Gesellschaft in Erziehung durch Bürgerkunde und durch erweiterte Selbstverwaltung. Da tauchten also in wesentlich vergrößertem Amfang und Maßstab all die Ideale wieder auf, die schon die Zeit des Klafftzismus und der Romantik bezeichnet hatten.

Denn Das ist das eigentlich Charakteristische der neuen Bewegung, daß sie den modernen Staat, dem die Nation mit allen Fasern ihres Wesens zustrebt, nicht mit den verbrauchten Formeln eines mechanischen Naturrechts von oben her, sondern von unten herauf organisch durch Politisirung der Gesellschaft schaffen will; und daß sich eben in der Politisirung von unten her für sie das ganze Wachsen des neuen Staates ergiebt: bis auch für dessen Bekrönung einst die rechten Formen gefunden werden.

In dieser Bewegung, die eben jetzt mit elementarer Gewalt einsetzt, ist die Stellung des Liberalismus von besonderem Interesse. Die Bewegung ist im höchsten Grade freiheitlich; der Frei« Herr vom Stein würde ganz auf ihrer Seite stehen: sie enthält daher den Liberalismus der Zukunft. Aber der hergebrachte Liberalismus ist an die alten, fremden Formeln gebunden, insbesondere an die des allgemeinen und womöglich auch ganz gleichen Wahlrechts, und Wird zum Theil durch den Vierten Stand an ihnen festgehalten. Diese Situation kommt in der gegenwärtigen Wahlrechtsbewegung in Preußen klassisch zum Ausdruck. Hier streiten die Liberalen noch für veraltete und im Detail gleichgiltig gewordene Ideale, während ihnen der Reichskanzler die neuen Ideale auf dem Gebiete der Erziehung und Selbstverwaltung programmatisch gezeigt hat: und sie begreifen einstweilen keines« Wegs, daß ihr Platz nicht gegenüber, sondern an der Seite dieses Kanzlers ist: zur Begrenzung einer sonst nur zu leicht zu befürchtenden Opposition der Bureaukratie wie des Adels agrarischer und kommerzieller Denomination, wie sie sich gegen den Versuch, ein wirklich modernes Staatsleben zu fundamentiren, nur zu rasch mag erheben können. ,

Leipzig. Professor Dr. KarlLamvrecht.

Der Käse/)

WMic und nimmer hatte man im Eifeldorf solche Sprache gehört.
A^V> Wie redeten denn die Leute? Es war kein Wort davon zu ver°
stehen. And dabei waren sie immer mit den Händen in der Luft und
ereiferten sich und erhoben die Stimmen. Italiener seien Das, sagte
der Herr Lehrer, und sie kämen aus dem Lande, wo die goldenen Apfel-
sinen in den Hainen wachsen und wo man statt der Brombeeren reife
Feigen aufliest, die kein Mensch dort groß achtet. Das mußte ein glück-
liches Land sein! Und keinen langen, bangen Winter mit Schnee-
mauern und vereisten Fenstern. Warum die Leute nur ihr glückliches
Land verließen?

Der Heimath gedachten die blitzäugigen Kerle wohl, die, hundert
an der Zahl, beschäftigt waren, die neue Eisenbahnstrecke zu bauen, die
das Eifeldorf, das entlegene auf dem Vennrücken, mit der Welt ver-
binden sollte. Und wenn sie an ihr Italien dachten, trübte sich das
Blank ihrer Augen; die wurden schwarz und stumpf wie eine traurige
Nacht. Ein Glück, daß dieser Sommer so viel Sonne hatte; die Einhei-
mischen fanden ihn über die Maßen heiß, den Fremden war er gerade
recht. Wenn die Dörfler mit langsamem Armschwung steif und ernst-
haft ihr Gras mähten, kein unnöthiges Wort verloren und sich nur ab
und zu tiefathmend den rinnenden Schweiß wischten, dann kribbelte es
an der abgesteckten neuen Bahnstrecke lebhaft durch einander. Mit
raschen Bewegungen schafften die Fremden. Kam Jemand von unge-
fähr in die Nähe des Bahnbaues, und zwar so, daß ihm der Blick da-
rauf durch den hohen Tannenbestand gehindert war, dann erschrak er:
was, war der Sommer schon so weit vorgerückt, daß die Bienen schwärm-
ten? Noch sah man doch keine Bienenstände im wellenschlagenden
Meer blühenden Haidekrauts, die Imker hatten ihre Körbe und Kästen
noch nicht ausgesetzt und die Erika stand noch in Knospen. Wie das

» *) Frau KlaraViebig steht in der langenReihe der deutschenErzählerin-
nen vornan. Sie hat das größte Publikum, die höchsten Absatzziffern, den po-
pulärsten Namen. Die streng „Literarischen" ziehen minder gesunde Damen
vor; können abernichtbehaupten, daß dieseFrau ihren Sieg mit unehrlichen
odcrunsauberen Mitteln erstritten hat. Kinder derEifel.Rheinlandstöchter,
Das Weiberdorf, Das tägliche Brot, Das schlafende Heer, Einer Mutter
Sohn, Das Kreuz im Venn: beim Publikum, nicht beim schlechtesten, war
jedes dieserBüchereingroßerErfolg. FrauViebig ist ein ungemein robustes
Talent; und eins.das all in seiner derbenKraft denReiz derFraulichkeit nicht
verloren hat. Hier ist der lange Athem des rüstigen Erzählers; auch die
Freude an einer Situation, die grelles Licht verträgt, und der Muth, aus
dieser Situation, aus jeder Stimmung sogar alles Erreichbare herauszu-
holen und dem Leser die Mühe des Ahnens, Ergänzens, Nachdenkens (im
eigentlichen Sinn des Wortes) abzunehmen. DieSkizze, diehierveröffent»
licht wird, ist aus einem neuen Novellenbuch, das FrauViebig, unter dem
Titel „Die heilige Einfalt", bei Egon Fleische! S Co. erscheinen läßt.

Summen eines Bienenvolkes stieg das Gesurr des Arbeiterschwarmes
in die leichte Höhenluft.
Was die nur immer zu schwatzen hatten? Manche Eifelschöne
hätte Das gern gewußt. Diese fremden Männer sahen alle aus wie
Räuber und Mörder. Wenn sie abends nach Arbeitschluß die breite
Dorfstraße auf und ab spazirten, den Schlapphut verwegen auf ein Ohr
gerückt, die Jacke lose nur auf einer Schulter hängend, das Hemd vorn
auf der Brust offen, daß man die haarige Braunheit sah, die Beine
statt der Strümpfe mit Lappen umwickelt, die Augen wie Feuerräder
rollend, dann waren sie das Ziel manches Weiberblicks. Maria! Josef!
Nicht so Einen zum Schatz! Der würde Einen ja auffressen! Huh, wie
die Kerls die Zähne fletschten, wenn sie ein Mädchen hinter der Hecke
anlachten! Aber wissen möchte man doch, was Die jetzt eigentlich sag»
ten und was sie dachten. Ob es ihnen gefiel hier im Eifelland?
Dem Luigi Torpiglia von Santa Margherita Ligure hätte es
ganz gut hier gefallen, wenn es ihn nur nicht zuerst, als er im Früh-
jahr per Schub hier ankam, so erbärmlich gefroren hätte und jetzt, nun
der Frost ihm vergangen war, das Heimweh gekommen wäre. Das
Schwarz seiner Augen verlor immer mehr an Glanz. Nur sonntags,
wenn er zur Postannahmeftelle des Dorfes schritt und den Wochenlohn
nach Hause schickte (fast den ganzen Wochenlohn; was brauchte er denn
groß?), dann blinkerten seine Augen, als wären sie polirter Achat.
Wie würde seine Erminia zusammenscharren! Hoch und heilig hatte
ers ihr vor der Madonna gelobt, er würde jeden Pfennig heimschicken;
sonst wäre er nicht fortgekommen und sie wäre lieber verhungert, als
daß sie ihren Luigi so weit ins Land der Wölfs hätte ziehen lassen.
Sie hatten sich noch immer sehr lieb, obgleich sie schon viele Kin-
der hatten und keinen Verdienst. Nun aber schickte er so viel Geld heim
in einer Woche, wie sie sonst in einem Monat, kaum in einem Jahr
zusammen gesehen hatten. Alle acht Tage schickte er, hatte er doch
immer Angst um sein Geld; nicht, daß er den Dörflern mißtraute,
aber vor den Kameraden in der Baracke, die nachts mit ihm auf der
gleichen Streu schliefen, hatte er ein Bischen Angst. Die Hauptsache
aber war: er wollte seiner Erminia oft, recht oft eine Freude machen.
Nnd so stürzte er denn, sobald am Sonntag der Lohn ausgezahlt wor-
den war, mit zusammengebissenen Zähnen, die Hand auf die Tasche
der verschlissenen Manchesterhose gedrückt, zur Posthilfstelle.
Da saß die Tochter des alten Postvorstehers am Schreibtisch des
Vaters; durch das kleine Schiebfensterchen des Schalters konnte Luigi
sie sitzen sehen. Sie kam erst ans Fensterchen, wenn er sich mehrmals
geräuspert und mit seinen Schuhen gescharrt hatte. Fräulein Kathrin-
chen war ärgerlich; da stand gerade so etwas Interessantes im Kreis-
blatt, auch war doch der Sonntag ein Ruhetag. Zudem mußte sie ihm
die Anweisung schreiben. Das konnte er nicht einmal selber. Aber
wenn er sie dann so zutraulich anblinkte mit seinen dunklen Hunde-
augen, zog über ihr ein Wenig strenges Gesicht auch ein Lächeln.

Sie gewöhnte sich an ihn. Es war wirklich kein Egoismus mehr, daß sie ihm begreiflich zu machen suchte, doch nicht allwöchentlich das Geld nach Italien zu schicken.
„Su teier", sagte er jedesmal, wenn sie ihm die zwanzig Pfennige für die Geldanweisung an ‚Signora Erminia Torpiglia in Santa Margherita Ligure< abnahm, und sah sie bittend dabei an. Er hätte am Liebsten gehandelt, wie ers von zu Hause gewohnt war. Aber die Postmeisterstochter ließ nicht mit sich handeln. Sie nahm ihm einfach die zwanzig Pfennige weg, die er zögernd in der Hand wog, während er seine zwanzig Mark so bereitwillig hingegeben hatte, und lächelte ein Wenig. „Venti Pfenni, venti Pfenni. Ihr müßt nicht jeden Sonntag schicken. Ihr schickt zu oft. Wartet wenigstens noch einen Wochen« lohn ab dazu; dann spart Ihr venti Pfenni?"
Sie schries ihm in die Ohren, als wäre er taub.
Ob er sie verstanden hatte? Er schüttelte lachend den Kopf und sagte sein: „Su teier!" Aber am nächsten Sonntag kam er doch wieder und zahlte sein Geld ein.
Die Signora Erminia konnte sich freuen. Die hatte wahrlich einen guten Mann! Durch die Seele der Postmeisterstochter zog Etwas wie ein Hauch von Sehnsucht und von Neid: nun war sie schon an die Dreißig, und daß sie hübsch war, zeigte ihr der Spiegel in ihrer Kammer; aber es war ihr noch immer nicht das schöne Los zugefallen, eines braven Mannes glückliche Frau zu sein. Wie diese Signora Erminia Wohl aussehen mochte? Sie stellte sich unwillkürlich etwas Reizendes unter ihr vor. Man hatte ja schon von den schönen Italienerinnen gehört. Sehr hübsch mußte Die sein, schlank, mit stolzer Haltung und mit Gluthaugen und gewiß noch sehr jung; nur einer hübschen Jungen konnte ein Mann so die Treue wahren. Eine Zärtlichkeit kam in des Luigi Stimme, wenn er die Adresse diktirte. Den Namen seiner Erminia wiederholte er mehrmals, mit immer größerem Ausdruck, und wenn er sagte: „Santa Margherita Ligure", dann sang er förmlich. In das strenge Gesicht des Postfräuleins kam ein Ausdruck der Theilnahme, der ihre Züge weicher rundete, sie jugendlicher machte und hübscher. Voll Bewunderung starrte der schwarze Mann in das blonde Gesicht. So sah die Madonna aus in dem Kirchlein zu Santa Margherita (gelb die Haare, roth die Wänglein, die Augen blau), die Heilige Madonna, vor der er gelobt hatte, Alles getreulich heimzuschicken! Er legte die Hand aufs Herz: ihr vertraute er.
Und das Mädchen, das die Anbetung in seinen Augen sah, lächelte, halb belustigt, halb geschmeichelt. Der Luigi war wirklich ein netter Mensch; schade nur, daß man sich so wenig mit ihm unterhalten konnte? Er konnte wohl ein paar Brocken Deutsch, aber viel wars nicht; mit ihrem Italienisch wars noch schlechter bestellt. Rnd doch verstanden sie einander.
Eines Abends, als der Postschalter schon geschlossen war und das Fräulein in der Küche hantirte, rief die Magd sie heraus: „Fräulein,

de Italiener, de sonntags immer kömmt, is als Widder hei!" Sie ging
hinaus und fand ihn an der Hausthür stehen, ganz athemlos und
lachend übers ganze Gesicht. Einen Anderen hatte er noch bei sich,
den stellte er vor: Das war der Lipps, der .eomvstriow', der Landsmann
aus Portofino, noch ein Stück weiter am Meer hinauf.
Was wollte der Luigi? Im bleichen Licht der Sterne sah sie, wie
seine Augen strahlten. Er legte die Hand aufs Herz, wie er immer zu
thun pflegte, wenn ihn Etwas besonders bewegte, und dann zupfte er
den Kameraden: „Leoo, Is Li^noriils, s««o!" And zog ein Briefcouvert
hervor mit spitzen Fingern: „lins, Isttsrs!"
Daß er heute einen Brief aus Italien erhalten hatte, wußte sie.
Ahq, nun wollte er auch sie daran theilnehmen lassen! Er lachte und
klatschte in die Hände, zeigte auf sich, auf d>en Kameraden, auf das
Fräulein und sagte: „Lesen!"
Sie nahm die Beiden, die struppig und bärtig, ohne Sonntags-
wäsche und Sonntagsputz heute waren, so, wie sie von der Arbeit ge-
kommen, mit in die Küche, wo das Feuer im Herd brannte, die Fliegen
um die Petroleumhängelampe surrten und eine behagliche Wärme war.
Die Augen der Italiener leuchteten: ah, hier wars gut sein! Es
ging nun schon gegen den Herbst und die Abende wurden kühl und
neblig auf der Eifelhöh. Die Beiden lachten sich an und rutschten dann
auf die Bank hinter den weißgescheuerten Tisch und saßen da, einge-
klemmt und behaglich. Der Kamerad des Luigi war schon früher in
Deutschland gewesen, er beherrschte das Deutsch ganz gut i er war über-
haupt ein Genie, er konnte lesen und schreiben. Luigi schien eine große
Bewunderung für ihn zu haben.
Das Fräulein stand am Herd, die Hände zusammengelegt, und
betrachtete den Neuen. Wie Der den Hut sitzen hatte! Ein ganz ver-
wegener Kerl. . . Der Teckel unterm Ofen knurrte ingrimmig.
„Lipps lesen", sagte jetzt strahlend Luigi und hob, Achtung heischend,
den Finger. Er selber hörte zu, als hörte er des Priesters heiliges Wort.
Und Lipps las mit sonorer Stimme recht fließend das Italienisch,
dann, stockend und stotternd übersetzend, auf Deutsch jeden Satz. Man-
ches klang komisch. Aber dem Postfräulein kam nicht das Lachen. In
die hellen Augen stieg ihr ein verdunkelnder Schein... Lieber Gott,
wie die Frau schrieb!
„Osrissim« mio." Mein Theuerster, Geliebter! Mit großer Em-
phase las Lipp«; die geschwollenen Phrasen des Briefes, aus irgend-
einem Briefsteller ausgeschrieben, klangen hin in mächtigen Tiraden.
Luigi lauschte mit Begeisterung. Er wußte Wohl: Das hatte seine
Erminia nicht selber geschrieben (wie konnte ein gewöhnliches Men-
schenkind Das auch?), aber es machte ihn doch unsäglich stolz, daß Der-
jenige, der diesen Brief für sie geschrieben hatte, seiner Erminia solche
schöne Worte in den Mund legte. Er wiegte sich auf diesen Worten
wohlig wie ein Schwan auf der Fluth. Und als es gar zum Schluß
hieß: „Nun schicke ich Dir bald einen Käse, einen, wie Du ihn gern

issest, und der Himmel behüte und bewahre Dich. Möge die süße Ma°
donna Dir lächeln und Dich gnädig zurückführen in die sehnsuchtvoll
geöffneten Arme Deiner jetzt, ach, so vereinsamten Gattin", war nicht
blos der glückliche Gatte tief gerührt. Das Postfräulein zerdrückte eine
Thräne zwischen den Wimpern. Dieser Brief war wirklich rührend?
Und dann kam noch ein Zettelchen der Kinder. Die Aelteste hatte
obenan geschrieben: „0 inio ps,gre, tausend Grüße, tausend Küsse, wir
empfehlen Dich dem Schutz der Madonna und beten für Dich." Und
die Jüngeren hatten alle ihr Kreuzchen darunter gemacht. Auch Das
war rührend.
Luigi zerschmolz. Das Fräulein reichte ihm die Hand, sie fand
ihn schön in diesem Augenblick; das Glück hatte Alles weggewischt, was
an Runzeln und Schrunnen in diesem lederbraunen, von der Arbeit
bestaubten, blaustoppeligen Männergesicht war, hatte die Züge ge-
glättet, verfeinert, veredelt. Er legte die Hand aufs Herz und warf
dann einen Kuß in die Ferne: „Erminia!"
Der Kamerad lachte. Seine Augen, schwarz wie die Luigis, aber
nicht so treuherzig-offen, funkelten. Er zog die Mundwinkel herab.
„Erminia, sooo dick!" sagte er und rundete die Arme, als wollte er den
Umfang einer Tonne anzeigen. Und dann lachte er noch einmal; aber
sein Gesicht, in das der unsichere Schein der von der Decke schaukeln-
den Petroleumlampe seltsame Schatten warf, hellte sich dabei nicht
auf; es behielt einen Zug, der Fräulein Kathrinchen nicht gefiel.
War Das Geringschätzung, was des Lippo Mundwinkel so herab-
zog? Und was sprach aus den Seitenblicken, die seine finsteren Augen
von dem Brief auf den Kameraden warfen? Sein kurzes Auflachen
dünkte sie höhnisch. Obgleich er hübscher war als Luigi, dessen Gesicht
von Blatternarben ein Wenig zerrissen war, faßte das Fräulein doch
eine plötzliche Abneigung gegen ihn. Der Mensch machte sich wohl
über des guten Luigi Glück lustig und neidete es ihm doch? Sie be-
obachtete scharf.
Jetzt stieß Lippo den Luigi, der, beide Ellenbogen auf den Tisch
gestemmt, mit einem seligen Lächeln vor sich hinträumte, in die Seite
und sagte Etwas. Sie verstand es nicht. Luigi sagte auch Etwas, sie
verstand auch Das nicht. Frage und Erwiderung rasch auf einander;
es klang wie Gezänk. Aengstlich blickte das Fräulein von Einem zum
Anderen. Da lachte der Landsmann wieder und sagte auf Deutsch: „Sein
wir gute Freind, Signorina. Krieg ich halben Käs von Kamerad, eß
ich auch gerne!"
Und Luigi nickte und legte die Hand aufs Herz: „Halben Käs!"
und hob dann wie zum Schwur zwei Finger in die Höhe.
Von nun an kam Luigi nicht nur an Sonntagen. Er kam oft,
fast jeden Abend: war der Käse für ihn denn noch immer nicht da?
„Meute", sagte er dann traurig, wenn das Fräulein verneinend den
Kopf schüttelte.
Es war nun schon zur Gewohnheit geworden, daß er in der Küche

saß. Ganz ruhig sah er auf der Bank an der Wand und verfolgte
stumm, mit glänzenden Augen die Bewegungen Fräulein Kathrin«
chens. Sie saß auf dem Schemel an der anderen Seite des Küchen«
tisches und putzte das Gemüse für den nächsten Mittag.
Die Magd und der Knecht wunderten sich, wenn sie aus dem Stall
kamen, wo sie das Vieh besorgt und sich geherzt und geküßt hatten, über
das seltsame Paar. Kichernd steckte die Lisa den Kopf hinter ihre
Schürze, wie eine Taube sich hinter ihre Flügel duckt, und der Mathes
schmunzelte: Was, das Fräulein Kathrinchen, das stolze, gab sich mit
dem ruppigen Italiener ab? Ja, so Einer, der ist allemal was Be-
sonderes! Er sah den Fremden mit scheelen Augen an: daß die Lisa
sich nur nicht auch in Den vergaffte!
Luigi merkte nichts von den unfreundlichen Blicken. Vergnügt
lachte er den Knecht an und zeigte die blanken, weißen Zähne, die sei-
nem braunen, abgemagerten Gesicht noch etwas von Jugendlichkeit
gaben. Das Mißvergnügen des Mathes hielt auch nicht Stand. Es
kam sogar so weit, daß man die Beiden mit einander ins Wirthshaus
gehen sah, das der Post gegenüber lag.
Fräulein Kathrinchen sah es nicht gern; sie hatte sich schon immer
geärgert, wenn das Lärmen der trinkenden Bauernburschen zu ihrem
Fenster herüberschallte. Daß sie nun aber auch noch den Torpiglia da
mit hinschleppten, war ihr gar nicht recht. Seine Frau war so fern:
nun hätte sie über ihm wachen mögen. Sie stellte den Mathes zur
Rede: „Was fangt Ihr denn mit dem Italiener an? Ihr habt ihn
ja doch nur zum Besten!"
Aber der Mathes redete sich aus: „Wir mit Dem anfangen?
Oh, nühst! Den is von selber eso kreuzfidel, den is am singe und am
spaßmaache; und saufe kann de wie wir!"
Luigi Torpiglia wars, der die Eifler und die Italiener zusam-
menbrachte. Jetzt verwunderte sich Niemand mehr, wenn in der Wirt-
schaft, deren Gaststube am Sonntag und am Feierabend von paffenden
Burschen in dicken gestrickten Wollenwämsern dicht besetzt war, auch
die Italiener einkehrten. Luigi und sein Freund Lippo waren die am
Liebsten Gesehenen. Lippo hatte eine Ziehharmonika, die er meisterlich
spielte. Oft hörte noch die späte Sternennacht das Santa Lucia oder
einen anderen Gassenhauer von weichen italienischen Stimmen vor-
gesungen und den Refrain nachgegröhlt vom ganzen Chor.
Noch immer war der Käse nicht angekommen. Noch immer mußte
das Postfräulein verneinend den Kopf schütteln; aber Luigi sagte nicht
mehr „nisnts", er sagte jetzt schon: „Nix da!" Signora Erminia nahm
sich wahrlich Zeit mit dem Käse; oder ob es in ihrem Italien noch zu
heiß war zum Schicken? hier wurde es kühl. Nebel standen morgens
auf wie die Mauern, es dampften die Wälder, bis gegen Mittag erst die
Sonne durchbrach. Noch ein paar Wochen und die Hirsche würden schreien.
„Kalt, serr kalt", sagte Luigi und schüttelte sich. Da fing Fräulein
Kathrinchen an, ein paar wollene Strümpfe für ihn zu stricken.

Fräulein Kathrinchen hatte ein gewisses Bangen vor dem langen
Winter. Wenn der erste Schnee kam, wurde der Bahnbau eingestellt;
ach, dann war es so einsam hier oben! Sie ließ sich von Luigi er-
zählen, wie er sich die Zukunft dachte. Mit ihrem Italienisch haperte
es immer noch, aber er radebrecht«, lachte, gestikulirte; es ging ganz
gut. Und Das verstand sie am Besten: wenn er die Hand aufs Herz
legte und sie mit treuen Augen schwärmerisch ansah.
Es war wie ein stummes Einverständnis; zwischen ihnen. Sie
waren Beide allein: sie hatte nicht Mann noch Kinder, er war ihr wie
ein treuer Hund; er hatte Wohl Frau und Kinder, aber so fern, so
fern; sie war seine Madonna im fremden Land.
Melancholisch blickten die dunklen Augen in die hellen. Innen
in der Küche wars warm, aber draußen pfiff ein Wind ums Haus, der
nichts Gutes verhieß. ,M vsuw, macht Wind", sagte der Italiener und
zog sich fröstelnd in sich zusammen. Ja, bald würde es Herbststürme
geben, die hier übers Hochland sausten, als brausten sie auf dem freien
Meer. Dann knallten alle Thüren, dann schmetterten alle Fenster zu,
es wimmerte, pfauchte und heulte im Schornstein, draußen am Bahn-
dämm kollerten die Steine abwärts und Gras und Kraut duckten sich
ängstlich.
Aber vorerst kam noch ein Tag der Freude. Am Ende der Woche
(sie hatten die Hoffnung schon aufgegeben gehabt) kam endlich der Käse.
Das heißt: er kam nicht selber, nur der Avis; er lag noch unten im
Kreisstädtchen auf der Post, weil er Zollgut war.
Mitten in aller Arbeit des Tages schickte das Fräulein einen
Jungen zum Bahndamm hinunter. Kannte er den Luigi Torpiglia?
O ja! Der Junge lief willig; er würde dem Italiener sagen, daß
etwas angekommen sei für ihn.
Fräulein Kathrinchen hatte ordentlich Herzklopfen: ach, würde
der gute Kerl sich freuen! Es dauerte nicht lange: da war er selbst.
Die Mittagspause, während die Anderen in der Kantine der
Baracke aßen, hatte er sich zu Nutzen gemacht; er wollte nicht Makka°
roni noch Reissuppe mit Zwiebeln, er wollte nur seinen Käse. Zit-
ternd langte seine braune Hand mit den abgestumpften Arbeitnägeln
nach dem Avis, dem grünen Zettel: „?ormg,M«, Xil« 3,660. VW«
Italien« g'iiLoitH. Aus Italien über Ala. Zollgut." Wenn er diesen
Zettel unten vorzeigte und ein paar Groschen bezahlte, dann bekam er
seinen Käse. Den Käse der Heimath! Den Käse, den er gegessen hatte,
so lange er denken konnte, immer, wenn es ihm gut ging, wenn er sich
Etwas anthun konnte zu seinem Brot. Den Käse, den sie schmausten
daheim zum rothen Wein. Den Käse, den sie bereiteten aus der Milch
der Ziegen, die da klettern auf den beglänzten Bergen am blauen
Meer. Den Käse, den sie würzen mit ihren duftenden Kräutern. Den
Käse, bei dem sie lachen und schwatzen. Den Käse, bei dem sie ihm
„kslioissims ootts" zugetrunken hatten an seinem Hochzeitmahl. Den
Käse, bei dem ihn seine Erminia weinend umarmt hatte, zum letzten
Mal! Sein Blut wallte auf. Kalt und langsam war es bisher hier

geflossen, jetzt schoß es ihm heiß zu Kopf: seine Augen leuchteten. Er riß dem Fräulein den Avis aus der Hand, er sprang damit herum wie ein Besessener.

Das war Jubel! Er klopfte sich auf die Brust, er klopfte sich auf den Magen: „Gut, gut. ?ormäAßi« g'ltsliä, molto buono!" Das Wasser lief ihm im Munde zusammen und es lief ihm auch aus den Augen. Der Käse, der Käse der Heimath, der war nun da! Die Heimath selber war zu ihm gekommen. Und seine Erminia und die Kinderlein alle. Die Heimath und sie, sie alle mit einander waren jetzt bei ihm im fremden Land! Er schluchzte laut.

Am Samstag war frühere Arbeitentlassung als sonst. Dann saßen die Italiener vor der Baracke, die mit ihren Wellblechwänden, mit ihrem Wellblechdach wie ein langer, niedriger Käfig an der Berg» wand hängt, und flickten ihre Kleider. Oder sie hockten unten am Bach auf den Fersen, klopften aus ihren Hemden mit Steinen den Schmutz und den Schweiß der Woche heraus und spülten ihn ab im quirlenden Eifelwasser. Alle schauerten sie bei der starken Luft, trotz ihrem emsigen Thun; nur Luigi Torpiglia spürte heute nichts vom Eifelwind. Er war wie im Fieber.

Es war hart, daß er nicht Zeit genug gehabt hatte, am Mittag in die Stadt hinunter zu laufen, daß er hatte warten müssen, so lange! Aber nun rannte er auch. Er lief wie ein Hirsch querüber, er ver° schmähte den Weg; jeder Bogen, den er hätte machen müssen, hielt zu lange auf. Hoch sprang er durchs Haidegestrüpp, an Abhängen klet» terte er nieder, Bäche überwand er mit einem Satz: schnell, nur schnell hinunter in die Kreisstadt! Daß sie nur nicht das Postamt schon schlös- sen! Den Käse, seinen Käse, wenn er den nur erst hätte! Er rannte, er keuchte. Seine Sehnsucht hetzte ihn ab wie ein Jagdhund das Wild. Und seiner flüchtigen Gestalt, die dahinjagte, die durchs Haide» kraut fegte wie ein brünstiger Hirsch, sah Einer nach. Das war Lipps, der «ompstriots. Der wußte vom Käse.

In dieser Nacht konnte Fräulein Kathrinchen gar keine Ruhe finden. Sie machten drüben in der Wirthschaft einen zu argen Lärm. Mein Gott, was spektakelten Die! Sie hatte sich im Bett aufgesetzt in einer gewissen Unruhe: hätte sie doch den Luigi abgehalten, hinüber zu gehen! Er war so selig gewesen heute abends mit seinem Käse. Er hatte vor ihr gestanden, den Käse, der rund wie ein Rad war und groß wie ein Brot, mit beiden Händen hochhaltend, und hatte, noch athem» los vom raschen Lauf, förmlich gejubelt: „Käs — der Käse — o, il mio korivsZAio!" Ganz aufgelöst war er gewesen vor Glück und vor Wonne. Oh, daß sie ihn doch festgehalten hätte! Wer weiß? Er trank sich gewiß heute abend einen Rausch an! Aber der Landsmann hatte ihn gezupft und gezerrt. Sie wollten Beide mit einander drüben in der Wirthschaft den Käse feiern, den Käse der Heimath. Auch dem Lipps leuchteten die Augen begehrlich: „?ormsAAi« S'IWIia, ah, serr gut!" Er hatte den Luigi ihrer Hand entrissen.

Jesus! Nein: Das war wirklich mehr, als man sonst in der Nacht

auf den Sonntag gewohnt war! Jetzt tanzten sie wohl gar drüben? Händeklatschen und Stampfen und Schleifen und immerwährend Harmonikagedudel. Kathrinchen sprang aus dem Bett; einen Rock warf sie über und ein Tuch und fuhr in die Morgenschuhe. Das Fenster riß sie auf und steckte den Kopf hinaus.

Eiskalte Nacht überm Eifeldorf. Funkelnd glänzten die Sterne am Himmel; sie zuckten in ihren Löchern wie unruhig glitzernde, unstete Augen. Eine helle Nacht; man konnte gut sehen. Mattweiß schimmerten die Giebel der Häuser über dem Dunkel der Hecken, vom Sternenschein fahl beglänzt; aber innen in den Giebelstuben brannte nirgend ein Lämpchen mehr. Alle Gerechten ruhten und alles Vieh; kein Muhen mehr, kein Blöken aus irgendeinem Stall. Und die Natur schlief auch. Die hohen Hainbuchen hingen die Schöpfe, sie standen regunglos; schweigsam ruhte das Venn, breit hingelagert mit seinem Rücken in majestätischer Einsamkeit.

Nur drüben züngelte Lampenschein wie ein Schlänglein durchs Fenster. Wechselnde Lichter, je nachdem drinnen Einer vor die Lampe trat und den Schein verdunkelte oder dann wieder ihn freigab, zuckten hinaus in die Nacht und huschten wie Irrlichter über das Pflaster. Fräulein Kathrinchen starrte hin, bis die Augen sich ihr trübten, bis der Lichtstrahl immer flimmernder und flimmernder wurde, in hundert und hundert sich drehenden Fünkchen vor ihren Augen tanzte. Uebernächtig gähnte sie. Ach, was für eine häßliche Nacht nnd eine Qual, so schlaflos zu sein! Da macht man sich lauter dumme Gedanken. Wenn Die da drüben doch endlich ruhig sein wollten und heimgehen, wie es sich schickte für anständige Christenmenschen! Sie erschrak, als vom Kirchthurm ein Schlag schwer und dumpf hallte. Die Ahr schlug Eins. Maria! Josef! Schon so spät?!

Aergerlich wollte sie das Fenster zuwerfen, aber sie that es doch nicht. Sie lauschte hinüber: was ging denn da vor, was schrien sie so? War Das nicht Luigis Stimme? Angestrengter lauschte sie. Nnd Das nicht die Stimme seines Landsmanns, des Lipps?

Ein allgemeines Stimmengewirr erhob sich jetzt. Sie konnte nichts verstehen. Nein, sie wollte auch nichts verstehen (was ging sies an?) und auch nichts sehen? Der Kopf war ihr schwer, die Augen schmerzten sie. Mit einem Gähnen senkte sie die Stirn auf die Fensterbrüstung, legte sie auf die verschränkten Arme.

Die Kirchthurmuhr schlug Zwei.

Aber Die drüben im Wirthshaus dachten an kein Auseinandergehen; jetzt noch weniger als vorher. Jetzt wurde es ja gerade lustig! Lachend drängten die Bauernburschen sich um den Tisch in der Mitte der Schänkstube, an dem die Italiener saßen; von allen Seiten stellten sie sich darum herum. Das war ja wie bei der Kirmes in der Bude, wenn das Kölner-Hänneschen und der Teufel das Zanken kriegten! Aber schlimm war Das ja nicht gemeint. Die Beiden hier waren gute Freunde; wie Brüder waren sie am Abend mit einander eingetreten.

„I'ormaLLio!" schrie Lippo. Seine Augen blitzten, er schlug mit
der Faust auf den Tisch.
hu, war der Kerl aber gleich wildl „Kh, ttz, sah!" machten die
Zuschauer lachend.
Es hätte des hetzens nicht bedurft: schon packte der eine Italiener
den anderen an der Kehle. Sie schüttelten sich. Was sie nur von ein»
ander wollten? Kein Mensch konnte von ihrem Geschnatter Etwas ver»
stehen,aber sie schimpften sich,Das war klar, hei, tonntenDie schimpfen!
Luigi und Lippo hatten den Käse gefeiert, fie hatten ihn reichlich
begossen mit Vier und mit Schnaps. Luigi war sonst nicht allzu sehr
für das Trinken, aber kalt war es draußen, das Getränt machte warm.
Und die Freude war ihm zu Kopfe gestiegen.
Arm in Arm mit Lippo hatte er die Schänke betreten: oh, Der
war sein Freund! Ordentlich zärtlich blickte er ihn an. Fa, Der war
gut, Der las ihm immer, was die Geliebten von zu Hause schrieben,
Ver schrieb auch für ihn immer nieder, was seine Liebe für seine Er°
minia, seine Zärtlichkeit für die Kleinen, seine Sehnsucht nach der
heimath, seine Trauer, von ihr getrennt zu sein, zu Papier bringen
wollte. Der gute Kamerad!
Luigi hatte Lippo den Arm um die Schultern gelegt, dicht neben
einander sahen sie am Tisch, den Käse vor sich. Theilen wollten sie
nun. Aber vorerst betrachtete Luigi den Käse noch liebevoll: eigentlich
schade darum, ihn durchzuschneiden; er war so schön rund und ganz!
Lieber sollte man ihn so noch ein Weilchen bewundern. Mit schwim»
Menden Augen sah er ihn an. Er dachte an seine Erminia, an sein,
liebes Weib, das ihm treu blieb auch in der Ferne. Den Käse hatte sie
sich vom Mund abgespart, die Kinder hatten gern auf ihr Theil ver-
zichtet, oh, wie viel Geld hatten sie hingegeben, ihn so zu beschenken!
Und wie viel Liebe! Das herz quoll ihm über. Sein Weib! Seine
Kinder! Er fühlte sich stolz. Unwillkürlich reckte er sich, es blähte ihn
förmlich auf; er fühlte sich wie ein König.
Der Lippo neben ihm drängte: lange genug hatten sie nun vor
dem Käse gesessen; würde er ihn noch nicht bald durchschneiden, he?
Luigi zögerte immer noch. Er, Lippo, hatte die Hälfte zu kriegen: so
wars abgemacht!
Sie hätten beinahe das Zanken bekommen; es regte sich ein Groll
in Lippos Brust. Was, hatte er dafür dem Kameraden immer die Briefe
gelesen? Diese dummen Briefe, die so albern waren mit ihren Ver-
sicherungen von Liebe und Treue? Pah, die Signora Erminia, die
hatte gut treu sein! Er hatte sie beim Abschied, als der Aachen in
Santa Margherita anlegte, noch am Strande stehen sehen, winken und
weinen, und auch gesehen, wie fett sie war. haha, Die verlangte ja
Keiner! Er möchte sie auch nicht!
Und doch rührte es sich wie Neid'in ihm. Seine Frau... Seine
Frau: wo Die war, das wuhte er gar nicht. Oft und lange war er fort
gewesen, und als er das letzte Mal wiederkam, fand er sie nicht mehr;

und Kinder hatte er nicht. .Schmutzige, armsälige Kinder hatte der Tor-
piglia; wie konnte man nur solche schmutzige Kreaturen lieben?!
Ein Seufzer stieg auf in Lippos Brust. Finster stützte er den Kopf
in die Hand und stierte dabei unverwandt auf den Käse. Aber man
hatte doch was, sein Herz daran zu hängen; der Andere hatte was!
Einen dunklen Blick schoß Lipps vom Käse auf den Luigi und
wieder vom Luigi auf den Käse. Sie hatten ihm was geschickt, lormüggio
S'IWIia, aber wer, wer schickte ihm, dem Lipps, Etwas? Das Herz zog
sich ihm zusammen; seine Hand fuhr in die Tasche der zerschlissenen
Hose, er fühlte sein Messer. Durchschneiden, den Käse durchschneiden...
Ha, jetzt aber mußte der Luigi theilen mit ihm!
„?orms,ggio g'IWIia, serr gut", sagte Der eben und zeigte in lachen-
dem Stolz seine blanken Zähne.
Da zog Lipps geschwind sein Messer und schnitt den Käse entzwei.
Luigi wollte auffahren, aber dann besann er sich noch: es war
nicht fein von dem Landsmann, selbst zuzulangen, aber geschworen war
geschworen; ein Recht hatte er drauf.
Eine Gier hielt Lippo gepackt. Er kaute mit heihhungerigen Zäh-
nen: nun hatte er was! Seine Augen leuchteten.
Die Burschen sahen ihn kauen und schlingen und die Neugier kam
über sie: schmeckte der Käse gut, so gut wie der eifler? Sie wollten
auch einmal Probiren.
Mit Gönnermiene theilte Lippo aus. Auf die Spitze des Messers
gesteckt, wanderte Stückchen um Stückchen einem Bauernburschen nach
dem anderen ins offene Maul. „k'orms^Ai« S'ltslis!" Er fühlte sich wie
ein Krösus. Aber bald war sein Käse alle. Lippo blickte bestürzt.
Luigi hatte den seinen noch; nie hätte er ihn so vergeudet. Lieber
die Jacke hergeben und Hose und Stiefel, lieber das Hemd vom Leib
als den Käse! Er war ihm ein Heiligthum. Kaum daß er sich selber
ein Scheibchen gönnte. Ganz dünn nur schnitt ers herunter und hielt
es dann zwischen den spitzen Fingern und aß es langsam mit kostender
Zunge. Bei jedem Bissen spürte er was, das war wie ein Kuß. Er
saß träumend.
Lippo spielte Harmonika. Heftig drückte er das Instrument in die
Seiten, daß es quakte und quiekte; Das war nicht mehr Musik. Aber
die Zuhörer merkten Das nicht, sie bewunderten auch diesmal den
Musikanten. Jetzt fing er gar an, zu tanzen, auf italienische Art. Er
drehte sich unablässig und dabei spielte er noch immer fort; er war wie
ein Besessener, er hörte nicht auf. Als er endlich, endlich nicht mehr sich
drehen konnte, als die Brust den Athem und die Finger den Druck ver-
sagten, da stieß er ein „lüospstto Si bsecs" aus, daß den Anderen die
Ohren gellten, und ließ sich schwer auf einen Stuhl niederfallen. Er
war glühend roth, aber dann wurde er blaß, die Lippen wurden ihm
weih: da saß Luigi, der ««mpstriow, ein Kerl, nicht besser als er, und
hatte seinen Käse noch! Fast noch die ganze Hälfte vom Käse! Wieder-
um hatte Der mehr!

Lippo streckte begehrend die Hand aus. Aber Luigi griff rasch nach
dem Käse, hastig barg er ihn an seiner Brust, unter dem Hemd: ‚Msnts,
nisute, nix mehr!" Die Hälfte hatte er dem Landsmann versprochen,
aber nicht mehr als die Hälfte. Auch nicht ein Krümchen!
Heftig forderte Lippo, heftig weigerte sich Luigi. Mit gierigem
Griff suchte Lippo den Käse an sich zu reihen, mit zusammengebissenen
Zähnen wehrte Luigi den Käse ihm.
„k'ormägAi«!" Sie packten einander an der Kehle.
Oho: Das wurde ja Ernst! Die lachenden Gesichter der Zuschauer
wurden bedenklich: sollte man sie auseinander bringen oder sollte
man sie sich verhauen lassen? Teufel: Das ging nicht gut ab! Sie
hatten sich in einander verbissen wie zwei böse Hunde. Die Besonne»
neren bekamen Angst: die Zwei mußte man von einander reißen. Für
wen nahm man denn Partei? Für den Torpiglia. Der Andere hatte an-
gefangen. Kräftige Hände packten zu. Lippo wehrte sich wie ein Rasender;
aber es waren ihrer zu viele gegen ihn. Sie schleppten ihn heraus auf
den Flur, auf wurde die Thür des Wirthshauses gerissen, ein Lachen
wie ein Gebrüll stieg auf zum schwach sich färbenden Himmel, zur Thür
hinaus flog der Italiener im hohen Bogen. Er überschlug sich noch in
der Luft, so gewaltig war der Schwung gewesen; dann lag er draußen.
Hatte er sich Arme und Beine gebrochen? War er betäubt? Wie
leblos lag er da. Neugierig drängten die Burschen nach. Aber da war
er auch schon wieder auf. Wie ein Blitz fuhr er hin an die Wirthshaus-
thür, sie hatten nicht Zeit, ihm zu wehren: da trat gerade der Andere
heraus. Ein Wuthgeschrei, herausgegurgelt, erstickt halb, ein Greifen in
die Tasche. Die Finger umkrampfen das Messer. Ein Heben des
Arms, ein Stoß, und dann ein gellender Aufschrei.
Fort schnellt eine Gestalt, wie ein Tiger sich duckend im Sprunge,
rasch verschwindend hinter den hohen, bergenden Hecken. Kein Mensch
denkt daran, dem Entflohenen zu folgen.
Es war Luigis Schrei, der Fräulein Kathrinchen weckte. Ein»
geschlafen war sie nun doch, den Kopf auf der Brüstung des Fensters.
Der Schlaf der Uebermüdeten war fest gewesen, sie hatte geträumt, der
Hahn krähe durchdringend laut den Morgen an. Aber ein Schrei des
Hahns war es nicht gewesen. Was war es denn?
Drüben vorm Wirthshaus ein Menschenhause. Am Boden liegt
Einer. Sie stehen um ihn in Schweigen. Ein dumpfes Gemurmel nur,
leise, scheu, dringt zu ihrem Fenster hinauf.
Ist Das ein Betrunkener, der dort liegt? Der Luigi am Ende?
Sie ist plötzlich hell wach; keine Spur von Schlaftrunkenheit mehr.
Sie schreit hinüber: ,,He, was habt Ihr denn da zu gucken? Wer
liegt denn da?!" Keine Antwort. Nur Einer (der Mathes, der Knecht
ists) hebt die Hand und winkt ab, als wolle er bedauern: O Je!
Luigi Torpiglia lag im röthlich dämmernden Morgengrauen vor
der Wirthshausthür; die Hähne krähten das Bischen Tagesschein an.
Er lag hingestreckt, lang auf dem Rücken, wie zu Boden gefällt; das
Messer des Landsmanns steckte ihm zwischen den Rippen.

Keiner wagte es, ihm das Messer herauszuziehen; Keiner wagte auch, ihn zu berühren. Sie standen um ihn, bleich im werdenden Tageslicht, wie gelähmt vor Entsetzen.
Heilige Jungfrau, Mutter der Barmherzigkeit: war er zu Tode getroffen? Weinend kniete Fräulein Kathrinchen neben ihm, sie hatte ihrer Blöße nicht Acht, sie betete mit dem Sterbenden:
„Herr, erlöse mich!
Jesus, erbarme Dich meiner!
Jesus! Maria! Josef!
Euch schenke ich meine Seele!"
Sie wischte ihm den blutigen Schaum von den Lippen ab; um seine unruhig tastenden Hände faltete sie die ihrigen.
Und der Blick seiner brechenden, erlöschenden Augen suchte noch einmal ihren Blick. Er vertraute der Madonna, seiner Madonna im fremden Land, er hauchte seine Seele aus in ihrem Schoß.
Nach Sonnenaufgang wars leer vor der Wirthshausthür, nichts war mehr zu merken vom Schrecken der Dämmerung. Alles still; der Tote fortgeschafft, die Lebenden nach Hause gegangen.
Vergessen und zertreten lag nur ein Stück Käse noch vor der Wirthshausthür. In Staub und Koth auf der Straße des Eifeldorfes. ?ormsA^i« g'Itslia: das Letzte vom Käse der Signora Erminia aus Santa Margherita Ligure. Klara Viebig.

Erklärung.

egenüber der Darstellung des Herrn Pannwitz in seinem Aufsatz „Freie Schulgemeinden" (Heft 24 der Zukunft) erklärt der Aufsicht» rath der Freien Schulgemeinde Wickersdorf G. m. b. H.: Wir haben die Vorgänge, die zum Ausscheiden des Herrn Geheeb aus der Freien Schulgemeinde Wickersdorf führten, von ihrem ersten Stadium an als Beobachter verfolgt und sind mit dem ganzen Thatsachenmaterial genau vertraut. Es hat in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf keinen Bürgerkrieg gegeben; vielmehr steht nach wie vor der Kreis ihrer Freunde, besonders die Eltern der Zöglinge, einmüthig zur Anstalt und ihren Ideen; von zwei feindlichen Parteien ist keine Rede und eben so wenig hat der Anstalt durch inneren Zwiespalt Vernichtung gedroht. Herr P. Geheeb ist durchaus nicht vom Herrn Dr. Whneken verdrängt worden und das Verhalten des Herrn Dr. Whneken in jenem Konflikt war in keiner Weise anfechtbar. Aus publizirten Akten geht nicht das Geringste hervor, woraus sich dieser Vorwurf gegen Herrn Dr. Whneken begründen ließe. Es ist nicht wahr, daß das Ministerium sich auf die Seite des Herrn Geheeb gestellt hat; vielmehr hat es Dies in persönlicher Aussprache uns gegenüber ausdrücklich abgelehnt.

Lügt der Kurs?
urse lügen nie": dieser kühne Ausspruch soll aus der Seele des
Herrn Generalkonsuls Eugen Landau stammen. Ob er ganz
ernst gemeint war? Betrachtet man den Kurs als „Ding an sich", so
lügt er nie; bringt man ihn aber in Beziehung zu der ihn umgebenden
Welt des Geschäftes oder zu den Wünschen des „Interessenten", so ent°
puppt er sich oft als professionellen Lügner. Wer etwa glaubt, zu
einem Kurs, den ihm der „amtliche" Bericht meldet, sicher kaufen oder
verkaufen zu können, darf sich über grausame Enttäuschungen nicht
beklagen. Der Kenner weiß, was „Ausweichekurse" sind, und lechzt
nicht nach neuen Erfahrungen. Der Kurs ist ein Irrlicht, das schon
recht Viele in den Sumpf gelockt hat. Trotzdem muß man ihm eine ge»
wisse Glaubwürdigkeit zugestehen; weils nicht anders geht. Man hat
ja keinen anderen Maßstab für die Beurtheilung der Börsentendenz.
Doch nur für die Stimmung an der Börse, nicht für die Konjunktur
g.xlrii inuros ist dieser Gradmesser zu brauchen. Wie wäre sonst die
Kluft, die sich 1909 zwischen Kurs und Industriegeschäft aufthat, wie
der Widerspruch zwischen Kurs und Dividende zu erklären?
In der Generalversammlung der Kommanditisten der Berliner
Handelsgesellschaft sagte Herr Karl Fürstenberg, die Verwaltung handle
falsch, wenn sie sich bei der Bemessung der Dividende vom Stande des
Aktienkurses leiten lasse. Diese Ansicht ist unbestreitbar richtig; sonst
mühte, zum Beispiel, die Laurahütte eine Dividende von 8 Prozent
(Kurs 175) zahlen, was ihr verdammt schwer fallen würde. Aber dem
Aktionär kann man nicht verdenken, daß er sich auf einen anderen
Standpunkt stellt. Wer handelsantheile mit 182 gekauft hat, darf in
aller Bescheidenheit hoffen, 10 Prozent Dividende zu bekommen und
zu finden, 9 seien, bei dem Preis und der Fundirung des Papiers,
ein Bischen wenig. Verwaltung und Aktionär: dazwischen liegt eine
Welt. Nnd meist haben Beide Recht. Herr Fürstenberg sagte noch
Einiges über die Berechnung der Rentabilität; unbegrenzter Respekt
vor der Wahrhaftigkeit des Kurses sprach nicht aus diesen Worten.
Die Ergiebigkeit eines Bankgeschäftes sei nicht nach dem Verhältnis;
von Reingewinn oder Dividende zu Aktienkapital oder Aktienkurs zu
beurtheilen, sondern nach der Proportion der Dividende zur wirklich
geleisteten Baareinzahlung, also zu Kapital plus Agio. Im Allge-
meinen stellt man Aktienkapital und Reserven der Dividende gegen-
über und berechnet danach die Verzinsung. Dieser Modus scheint
Herrn Fürstenberg nicht empfehlenswerth; die Iahresdotirungen der
Rücklagen sollen nicht mit in die Rechnung gestellt werden. Im Grunde
ists nicht sehr wichtig, ob man 130 oder 144 Millionen als Basis der
Berechnung nimmt, und das Ganze ist mehr eine theoretische Streit-
frage. Aber die Reserven, die doch zweifellos zum Betriebskapital ge-
gehören, nur so weit zuzulassen, wie sie aus Agio stammen: Das kann
nur ein so klnger Stratege wie der Herr der Handelsgesellschaft emp-
fehlen und nur er kann solchen Rath plausibel begründen.

Der Kurs richtet das schlimmste Unheil an, wenn er die Menschen in Dividendenphantasien verleitet. Nur das Rentenpapier erzieht zum richtigen Verständnis; der Verzinsung; die Aktie dagegen lockt auf Abwege und verdirbt schließlich leicht den Charakter. Naive Gemüther finden noch Töne schöner Empörung über das gesetzlose Gebaren der Aktie. Hätte die Aktie die edle Aufgabe, Stiftungsgeldern als sicheres Asyl zu dienen, so wäre der Abscheu vor ihrer anarchischen Gesinnung berechtigt. Aber sie dient nur zur Zerlegung von Kapital und zur Er» höhung des Kapitalwerthes. Wäre es richtig, daß der Kurs nie lügt, so müßte man jede Vermehrung des Besitzes durch Kurssteigerung als eine absolute Bereicherung des Nationalvermögens ansehen. Das wird kein Vernünftiger thun. Neulich hieß es, der Machtbereich Morgans umfasse ein Kapital von 12 Milliarden Dollars und diese Summe sei ungefähr der neunte Theil des amerikanischen Nationalbesitzes. Sind die 450 oder 500 Milliarden Mark, auf die man den Reichthum der Vereinigten Staaten beziffert, als Realität zu nehmen? Wenn der Kurs der amerikanischen Papiere nicht lügt>und niemals gelogen hat, so ist das Vermögen der Union sehr viel größer. Noch war jedoch Nie« mand so vermessen, die Solidität der newhorker Kursbauten als eine unbestreitbare Thatsache hinzustellen. Die Kurse lügen dem Harmlosen märchenhafte Reichthümer vor, deren Besitz ihm als lockendstes Ziel erscheint. Von Zeit zu Zeit bricht irgendeine Börsenfirma zusammen, weil sie nicht die richtige Distanz zur „Wahrheit" des Kurses gefunden hatte. Die Leute, die den Pessimismus finanziren, die Baissiers oder Contremineurs, nutzen die Nnstetheit des Kurses, seine launische Un-Wahrhaftigkeit mit resolutem Wagemuth aus. Wers riskiren kann, braucht nur systematisch beträchtliche Mengen eines Papiers zum Kauf auszubieten, um nicht nur den einen Kurs, sondern schließlich die ganze Börsentendenz ins Wanken zu bringen. In Newyork spielen sich solche Stücke oft im Lauf eines Börsentages ab; und manchmal bringt dieser Tag auch noch das Sathrspiel, das die Dinge auf den Kopf stellt. Zwei besonders drastische Ereignisse dieser Art wurden im ersten Quartal dieses Jahres beobachtet. Dürfte man sich auf die Ehrlichkeit des Kurses verlassen, so wären die Commonshares des amerikanischen Stahltrust ihre vollen 500 Millionen Dollars Werth. Manche Leute behaupten aber, in diesen 500 Millionen sei allzu viel „Wasser". Trotzdem wird eine ungeheure Reklame für das Papier gemacht und mit der geschickt vorbereiteten Dividendenerhöhung das Volk in die Bude getrommelt. Dem Kurs merkt heute Keiner mehr an, wie erbärmlich er einst aussah. Sicher hatte er in den Tagen seiner Magerkeit den Vorzug der größeren Glaubwürdigkeit. Hier sind die Beziehungen zwischen Dividende und Kurs ungemein intim; was für die Dividende gethan wird, hat ja nur den Zweck, den Kurs wachsen zu lassen.

Die Kurse gehorchen einem höheren Willen, der sie manchmal zu Lügnern macht. Will eine Mehrheit die Minderheit aus ihrem Besitz drängen, so drückt sie auf den Kurs, um die paar Aktionäre, die als

Zaungäste herumlungern, zum Verkaufen zu nöthigen. Je tiefer der
Kurs sich senkt, desto mehr läßt der Widerstand nach; und das Ende
vom Lied ist, daß die starke Partei ihren Willen durchsetzt. Ist Das
geschehen, so bekommt der Kurs mit einem Mal ein ganz anderes Ge°
ficht. Aber »die Kurse lügen bekanntlich nie" ... Das Börsengesetz ist
nicht so grausam, dem „harmlosen" Spiel zu wehren. Nur wenn der
Anstrich gar zu grell ist und giftige Farben verwendet wurden^ langt
sich der Staatsanwalt den frechen Färbermeister. Die Paragraphen
88 und 89 des Börsengesetzes wenden sich gegen die betrügerische Her-
stellung des Kurses und gegen den Mißbrauch der Presse zur Ein«
Wirkung auf den Börsenpreis. In diesem Fall müssen besondere Vor-
theile gewährt worden sein, die in auffälligem Mißverhältnis; zu der
Leistung stehen. Durch Scheingeschäfte, durch Verbreitung unwahrer
Angaben kann der Kurs verändert werden. Eben so durch das Ver-
schweigen wichtiger, für die Bewerthung eines Papieres wesentlicher
Daten. Man sollte meinen, daß die Androhung einer Gefängnißstrafe,
neben der auch noch die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt werden
können, dem Kurs die Sicherheit vor unsittlicher Berührung verbürge.
Nein: im Dunkel wird an und hinter jeder Börse lustig weitergefälscht.
Da das Moralische sich von selbst versteht, sieht kein Mensch etwas Un-
erlaubtes in der Escomptirung von Angaben, die dem Verbreiter oft
nicht von ungefähr zugeflogen sind. Wenns nicht eine ganz plumpe
Lüge und ein offenkundiger Betrug ist, wird die Staatsanwaltschaft
nicht behelligt. Ob ein Manöver wirklich auf Täuschung berechnet war
oder ob in gutem Glauben gehandelt wurde, ist ja auch selten ‚ithat-
sächlich festzustellen"; schon weil man selten bis zum Ursprung der fal-
schen Nachricht zurückfindet. Die newhorker Börsenbehörde ist in der
Beurtheilung solcher Kunststücke milder als unsere. Bei den Schie-
bungen, die am Anfang dieses Jahres Aufsehen machten, kamen die
Thäter mit gelinden Strafen davon. Der Generalstaatsanwalt
Wickersham scheint von dieser Milde der Börsenjurh nicht entzückt zu
sein; denn er ließ/einzelne besonders^schwer belastete Börsenspekulanten
und Bankiers verhaften, um dem Aktientheater in Wallstreet die
besten Regisseure zu rauben. Solche Eingriffe können den Börsen-
schwindel natürlich nicht vernichten. In Deutschland gehts sittsamer
zu. Der Staatskommissar ist nicht machtlos und kann gar zu heftige
Ausschreitungen dadurch hindern, daß er den Kurs streichen läßt. Aber
über Das, was sich im „freien Verkehr" abspielt, hat auch er keine
Macht. Die endet an der Grenze des Amtsbezirkes.

Zur Entschuldigung der Amateurs unter den „Kursmachern":
das Machtbewußtsein hat da nicht geringeren Reiz, wo sichs um Geld-
besitz handelt. Schicksal spielt Jeder gern. Das kitzelt die Nerven; be-
sonders Derer, die selbst nichts zu verlieren haben. Zu welcher Kari-
katur verzerrt sich die „Kurswahrheit" unter den Händen solcher Künst-
ler und Dilettanten! Dem Ernst gesellt sich oft der Humor. In Mün-
chen wollte ein Direktor auch einmal Schicksal spielen. In der General-

Versammlung der Heilmann-Immobiliengesellschaft fragte ein Aktionär nach dem „inneren Werth" der Aktien. Da Herr Direktor Rosa sofort ausführlich antwortete, hatte er sich auf die Frage offenbar vorbereitet. Der Heilmanngesellschaft ists gegangen wie allen münchener Terraingesellschaften: von stark finanzirten Hoffnungen mußte sie zu mageren Erlebnissen niedersteigen. Einen nennenswerthen Ertrag gabs schon lange nicht mehr da; und der Kurs, der sich einst in der lichten Höhe von 330 bewegt hatte, ist in die Tiefe gesunken. Die Erniedrigung vollzog sich mit einer Konsequenz, die beinahe auf das Walten eines inneren Willens zur Wahrheit schließen ließ; es sah aus, als ob der Kurs sich seiner Lügen schäme und es nun auch jmal mit der Ehrlichkeit versuchen wolle. Durch die Verpflanzung der Heilmannaktie nach Berlin (im Jahr 1905) sollte neues Leben ins Geschäft gebracht werden. Aber das Mittel versagte. Mancher kaufte das Papier zum höchsten Kurs und sitzt heute noch darauf, um „bessere Zeiten" abzuwarten. Da gabs nun einen förmlichen Aufruhr, als in der Generalversammlung die frohe Botschaft vom wahren Knrs verkündet wurde. Der Preis, den der amtliche Kurszettel nennt (103), ward als Lüge gebrandmarkt; der wahre Werth der Heilmannaktie betrage 330 Prozent. So lautete der Spruch der Direktion, die sich auf die Gutachten von nicht weniger als sieben Taxatoren stützte. Diese münchener Sieben haben, unabhängig von einander, den Werth der Grundstücke der Heilmanngesellschaft untersucht und gefunden, daß sie, statt 10 Millionen (wie in der Bilanz vermerkt), 22 Millionen Werth seien. Dazu kommt ein Aktivüberschuß von etwa 5 Millionen. Nach Abzug des Aktienkapitals, der Verbindlichkeiten und der Konsortialbeteiligungen ergiebt sich, nach der von der Direktion aufgestellten Rechnung, ein Mehrwerth des Aktienkapitals von 230 Prozent. Der „innere Werth" der Aktie wäre also 330. Das heißt: der Preis, der einst für das Papier bar bezahlt wurde, hat sich nur scheinbar verringert. Wie im Märchen: „And wenn er nicht gestorben ist, lebt er noch heute." Direktor Rosa sicherte sich zwar durch den Satz, seine Darstellung sei nicht bestimmt, auf den Kurs einzuwirken; prompt aber geschah, was nicht gewollt war: die Heilmannaktie rührte sich und kletterte 25 Sprossen in die Höhe. Dann ging ihr die Puste aus; und vorsichtig wurde der Rückweg angetreten. Bei Heilmann hält man also nichts von dem landauschen Dogma: „Der Kurs lügt bekanntlich nie", sondern sucht, im Gegentheil, seine Unglaubwürdigkeit nachzuweisen. So gehts dem Kurs wie dem Lügner im Sprichwort: „Wer einmal lügt, Dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht." Nur helfen selbst sieben Zeugen nicht immer. Im Fall Heilmann vermochten sie nicht für die Verwerthbarkeit ihrer Taxe zu sorgen. So lange die Grundstücke nicht in bare Münze umgewandelt sind, bleiben sie ohne greifbaren Werth. Vorher hats keinen Zweck, sich einen Antheil auf die Seligkeit zu kaufen. Kurse lügen nie... Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb <S. m. b. tz, in Berlin.

Berlin, den 3«. April 191«.
Parlamentspolizei.
^Mnter der Regirung Richards des Zweiten von England, der
-T^V nicht ganz so ausgesehen haben soll wie auf Shakespeares
Mitleid heischendem Bild, wurde einAnterhausmitglied.weil es
einen Antrag eingebracht nnd begründet hatte, der den König zu
sparsamerem Haushalt nöthigen sollte, vom Parlament als Hoch-
verräther gestraft. Fünfzig Jahre danach wurde derAbgeordnete
Poung wegen einer im Haus derCommons gehaltenenRede ein-
gesperrt. ImIahr 1512 verurtheilte dasBerggericht einen Abge-
ordneten, weil er imParlament für dieRechte derBergleute ein-
getretenwar. Aus dieserVerurtheilungmußAergerniß entstanden
sein; denn bald danach verfügte Heinrich der Achte, Parlaments-
mitglieder seien, was sie auch in den Häusern der Lords und der
Commons reden, beantragen, erklären mögen, wegen solchen
Thuns einerAnklage, Verurtheilung, Strafe unerreichbar. Den-
noch verbannte, fünfzig Jahre später, Elisabeth die Peers, die ihr,
in ein^rvonbeidenHäusernbefchlossencnAdrcsse.gerathen hatten,
sich einen Ehemann zu wählen oder einen Nachfolger zu ernennen,
in Hellem Zorn von ihrem Hof und ließ, als das nächste Parla-
ment nach alter Sitte das Privilegium der Redefreiheit erbat,
durch den Großsiegelbewahrer LordBacon warnend antworten:
»Ihre Majestät hat in neuster Zeit einige Verstöße gegen die Ord-
nung des Hauses bemerkt, die zwar straflos geblieben, dadurch

aber nicht weniger rechtswidrig geworden sind. Das Unterhaus
hat sich nicht in Staatsangelegenheiten zu mischen, über die fein
Artheil nicht gefordert ward, sondern sich auf die dem Gemein-
wesen zugehörigen Sachen zu beschränken.". Und als der Abge-
ordnete Strickland einen Gesetzentwurf einbrachte, vondessen An-
nahme Elisabeth eine Schmälerung ihrer Gewalt über die Staats-
kirche fürchtete, wurde das Parlamentsmitglied vor den Geheimen
Nath gerufen und angewiesen, dem Haus der Gemeinen fortan
fern zu bleiben. Strickland erhielt zwar, als der Unwille feiner
Genossen mit einer deutlichenPetition drohte, bald von derklugen
Königin die Erlaubniß, ins Parlament zurückzukehren. Doch
die Fälle, in denen Elisabeth in der Vertheidigung ihrer kirch-
lichen Oberhoheit die Grenzen des Gewohnheitrechtes überschritt,
häuften sich so rasch, daß Wentworth in einer heftigen Nede er-
klärte, der neue Brauch, herumzuwifpern, was der Königin passe
und nicht passe, und sogar Befehle und Verbote schmiegsam hin-
zunehmen, sei geeignet, das Haus umseinNechtauf unbeschränkte
«Redefreiheit zu bringen. Noch beherrschte schüchterne Angst die
Mehrheit der Commons: der kecke Nedner kam, als vom Parla-
ment Verurtheilter, in den Tower. Er wurde später noch einmal
eingesperrt, weil er gefragt hatte, ob das Parlament nichtmehr die
Stätte sei, wo die vom Volk Erwählten jede Beschwerde vorbrin-
gen dürfen. Als der Speaker wieder um Nedefreiheit bat, hörte
er die Antwort: „DieFreiheit der Nede wird Euch gewahrt. Das
heißt aber nicht, Jeder könne sagen, was ihm beliebt oder einfällt.
Ihr habt das Necht.Ia oderNein zu sagen.Wenn müßigeKöpfe
Gesetzentwürfe ausbrüten, in denenNeformen der Kirche oderUm-
gestaltungen des Gemeinwesens vorgeschlagen werden, so habt
Ihr,nach dem gnädigenWillenIhrerMajestät, solchen Entwürfen
die Annahme zu weigern, bis sie von der Instanz geprüft sind, die
dazu Beruf und Sachverständniß hat." Jakob derErste kam mit dem
Parlament in ernste Händel, als er sich in schroffem TonAnträge
von der Art dessen verbeten hatte, der ihm zumuthete, die Aus-
breitung des römischen Katholizismus zu hindern und seinenSohn
einer Protestantin zu vermählen. Am achtzehnten Dezember 1621
erklärte das Unterhaus: „Die wichtigen und ernsten Angelegen-
heiten, in denen sichs um König!und Staat, Landesvertheidigung,
Kirche und Achtung der Gesetze handelt, sind im Parlament zu be-

Mhen und zu erörtern; und dabei steht jedem Mitglied destzau-
ses das Necht zu, in voller Freiheit zu sprechen, zu urtheilen, zu
stimmen. Kein Mitglied darf wegen Dessen, was es im tzaus ge-
fügt hat, angeklagt, der Freiheit beraubt noch sonst irgendwie be-
lästigt werden; keins untersteht einer anderen Censur als der vom
Hause selbst zu übenden." Die Stuarts zeigten leine Lust, sich um
diesen Protest zu kümmern. Als 1629 Cromwell im Unterhaus
denVischof von Winchester einen gefährlichenArminianernennt,
wiederholt Karl der Erste das Verbot, Kirchenfragen zum Gegen-
stand parlamentarischer Erörterung zumachen. Den gegen dieses
Verbot von der Opposition beantragten Einspruch will der Spea-
ker nicht verlesen. Wilde Männer schimpfen ihn laut, halten ihn,
der den Saal verlassen möchte, auf feinem Stuhl fest und küren
Einen, der den Protest verlesen muß. Drei Angeklagte werden
<des Hausfriedensbruches und der Aufreizung zum Aufruhr) an-
geklagt. Sie berufen sich auf den Erlaß Heinrichs desAchten, auf
ihruraltes treeäom oi zpeeci, und bestreiten die Zuständigkeit des
-Gerichtes. Vergebens. Im Namen des Königs wird für Necht
erkannt: „Das Necht der Abgeordneten, innerhalb der parla-
mentarischen Schranken sich völlig frei zu äußern, ist unanfecht-
bar. In diesem Fall aber, wo die Staatsregirung geschmäht und
Dersuchtwurde,zwischendemKönig,denPeersunddemVolkZwie-
Iracht zu stiften und Aufruhr zu erregen, kann von einem parla-
mentarischen Verhalten nicht die Nebe sein. Mit einer Aus-
nahme stimmen alle englischen Nichter in der Meinung überein,
daß der Erlaß Heinrichs des Achten als eine Privatakte zu be-
frachten ist und nur für einen Sonderfall gelten sollte. And selbst
wenn die darin erwähnten Vorrechte allen Parlamentsmitglie-
dernzuständen, hätten diesoPrivilegirten nochnichtdasNecht.zu
reden, wie es ihnen just gefällt. Das Parlament foll, als ein hoher
Gerichtshof, den anderen Gerichtshöfen ein gutes Beispiel geben.
Wie jeder Nichter strafbar wird, wenn er in frecherNede dieNe-
girung oder die Geistlichkeit häßlicher Dinge anschuldigt, so auch
das ähnlicher Vergehen überführte Parlamentsmitglied. Eines
bestimmten Deliktes mag es den höchsten Beamten anklagen; all-
gemeine böswillige Beschuldigungen aber dürfen nicht straflos
bleiben. Deshalb sind die Angeklagten gefangen zuhalten, bis es
dem König gefällt, ihnen die Freiheit wiederzugeben, und bis sie

Neue gezeigt und Besserung gelobt haben. Außerdem wird auf eine-
ihrerVermögenslage angemessene Geldstrafe erkannt. "Dieses Ur->
theil wird 166? vomUnterhausfürdemNechtunddemunentbehr-
benMehrheitdieAkteheinrichsdesAchten als ein für alle Parla-
mente rechtskräftig fortwirkendes Gesetz ausgelegt. Doch erst 1689
sichert die Uill «t ri^litz den Abgeordneten volle Nedefreiheitund-
löst sie endgiltig von der Pflicht, das im Parlament gesprochene-
Wort vor denGerichtshöfen desLandes zu verantworten. Derpar-
lamentarischen Gerichtsbarkeit bleiben sie auch dann noch unter«
than: tonnen zur Ordnung gerufen und nach schlimmerem Verge»
hen mitVerweis, Karzer, Ausstoßung bestraft werden. Nur sel»
ten ists im neunzehnten Jahrhundert dazu gekommen; derPräsi-
dent (gpea^er heißt er, weil er imNamendesUnterhauseszudern
Monarchen spricht) hat selbst Nedner, die sich zu unleugbaren Ve--
leidigungen hinreißen ließen, meist nur zur Ordnung gerufen.
Die Voltshäuser des Festlandes haben sich immer bemüht^
der „Mutter der Parlamente" in kindlicher Pietät nachzueifern^
Fast überall wurdedieNedefreiheitnachGewissenundPflichtge-
wahrt und, auch wo es Parlamentswachen gab, so lange wie irgend»
möglich vermieden, gegen ungeberdige Abgeordnete Gewalt anzu-
wenden. Wenn die Menagerie des Palais Vourbon gar zu laut'
lärmt, setztderPräsidentdenCylinderhut auf und schließt die Sitz»
ung.dasGetös müßte dieAlltagsgeräusche umeinVeträchtliches
überschritten, ehe er die Polizeimannschaft zu Hilfe riefe. Im wiener
Neichsrath war dasPräsidium mit Körperverletzung bedroht, der-
polnische PräsidentAbrahamowicz„armenischerZiegenschänder"
(das amtliche Stenogramm verzeichnet noch roheren Zwischenrufs
geschimpft worden, als, am sechsundzwanzigsten November 1897,
von dem durch dieLexFaltenhayn verbürgten Necht, zweimal zur
Ordnung gerufene Abgeordnete nach dem dritten Vergehen ge-
waltsam aus dem Haus zu entfernen, Gebrauch gemacht wurde.
Dennoch hat das widrige Schauspiel, das der Einmarsch der
Schutzleute und die hinausschleppung der vom Volk Erwählten
bot, so stark nachgewirkt, daß es nie wiederholt wurde und Herrn
Karl Kramarz, der damals neben Abrahamowicz im Präsidium
saß, bis heute den Aufstieg zu den Stellen sperrt, zu denen poli-
tische Bildung und staatsmännische Energie ihn berechtigen. Der-

"Reichsrath hat seitdem Stürme und Schmähspektakel allerArten
«riebt, in seinem Saal sind MinisterpräsidentenLügner.Fälfcher,
Schurken, Mörder gescholten worden: Keiner hat je wieder daran
gedacht, die Anwendung von Gewalt gegen Abgeordnete zu em-
pfehlen. Ich sah den feinen, schmächtigen Herrn von Koerber im
Getümmel; mindestenszwanzigmalwarfeindicht vor ihm stehen-
der Abgeordneter ihm das Wort „Mörder!" ins blasse Gesicht.
Er schiens nicht zu hören; sprach ruhig weiter, hob die Stimme
kaum und strich mit lässiger Hand manchmal ein Stäubchen von
seinem braunen Gehrock. Falkenhayns Weg will Keiner gehen.
In Preußen will mans. Im Einvernehmen mit einem an-
deren Falkenhayn, der nicht Graf nnd Minister a. T»., sondern
nur Geheimer Nach im Ministerium des Inneren ist, hat die Kom-
mission des PreußischenAbgeordnetenhauses beschlossen, die Ge-
schäftsordnung so zu ändern, daß gegen unmanierliche undwider-
spänstige Abgeordnete Polizeihilfe requirirt und ihnen draußen
wegen Hausfriedensbruches undWiderstandes gegen dieStaats-
Me Paragraphen 64 und 65 der'Geschäftsordnung bestimmen:
^Wenn ein Mitglied die Ordnung verletzt, so wird es von dem
Präsidenten mit Nennung des Namens darauf zurückgewiesen.
Das Mitglied ist berechtigt, dagegen schriftlich Einspruch zu thun,
Vorauf das Haus, jedoch erst indernächstfolgendenSitzung.ohne
"Diskussion entscheidet, ob der Ordnungruf gerechtfertigt ist. Wenn
in der Versammlung störende Unruhe entsteht, so kann der Prä-
sident die Sitzung auf bestimmte Zeit aussetzen oder ganz aufheben.
Kann sich der Präsident kein Gehör verschaffen, so bedeckt er sein
HauptundisthierdurchdieSitzung auf eine Stundeunterbrochen."
DiefeVorsch, iftgiebt demPräsidenten geringereVisziplinarmittel
als die (im letzten Jahrzehnt geänderten) Paragraphen der für
den Reichstag geltenden Geschäftsordnung. Da heißt es: „Im
Iall gröblicher Verletzung der Ordnung kann dasMitglied durch
den Präsidenten von derSitzungausgeschlossenwerden.Leistetes
<im Text steht natürlich: „dasselbe") derAuffordcrung des Prä-
sidenten zum Verlassen des Saales keine Folge, so hat der Präsi-
dentinGemäßheitdesParagraphen61dieserGeschäftsordnungzu
verfahren. "(DieSitzung auszufetzen,aufzuheben oder, wenn er sich
nicht Gehör verschaffen kann, durch Bedeckung des Kopfes auf

eine Stunde zu unterbrechen.) »Wenn während der Dauer der
Ausschließung in anderen als Geschäftsordnungfragen eine Ab-
stimmung erfolgt ist, bei welcher die Stimme des ausgeschlossenere
Mitgliedes den Ausschlag hätte geben können, so muß die Ab-
stimmung in der nächsten Sitzung wiederholt werden. "Diese Kau-
telvorschrift soll in die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses-
übernommen, zugleich aber dem Präsidenten das Recht gegeben
werden,Abgeordnete, die groberVerletzung derWürde und Ord-
nung schuldig scheinen, von der Sitzung auszuschließen, dem HauK
ihrenAusschluß vonfechs (imFallwiederholterWürdeverletzung
von zwölf) Sitzungen zu empfehlen, ihnen auch die Zuhörertribü-
nen zu sperren und seine Anordnungen durch Beamte der berliner
Polizei ausführen zu lassen. Gegen die Behauptung, solche Ge-
schäftsordnung fei mit Gesetz und Verfassung vereinbar, giebt es^
keinen stichhaltigen Einwand. Artikel 8^t der Verfassungurkunde
für denpreußischenStaat sagt: „DieMitglieder beider Kammern
können für ihre Abstimmungen in der Kammer niemals, für ihre
darin ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb der Kammer
auf dem Grund der Geschäftsordnung zur Rechenschaft gezogen
werden. "Dieses Vorrechtbleibtihnen.Unbestreitbar ist dasRecht
derMehrheit zurAenderung einer demBedürfniß nicht mehr ge-
nügenden Geschäftsordnung; unbestreitbar dieThatsache, daßAb-
geordnete, die, trotzdem ihre Ausweisung rite beschlossen worden
ist, im Haus bleiben,rechtswidrig handeln, denFrieden destzau»
ses brechen und, wenn sie den Exekutivbeamten durch Bedrohung
oder Gewalt Widerstand leisten/ durch kein Privileg denRechts-
folgen ihres Handelns entzogen sind. Nnbestreitbar. Dennoch ist
der Beschluß, den der Zorn den Geschäftsführern des Abgeord-
netenhauses eingab, so ziemlich der unklügste, den sie ersinnen
konnten; und sie werden ihn, wenn er wirklich in Kraft tritt, nach
kurzer Geltungfrist sicher als eine schädliche Thorheit bereuen.
Die sechs Sozialdemokraten, die im Landtag sitzen, haben einen
betrübenden Mangel an politischem Verstand und sozialem An«
stand enthüllt; haben nicht bedacht, daß eine Gemeinschaft nur so-
lange möglich bleibt, wie alle Zugehörigen einander die äußeren
Formen der Achtung gewähren. Statt der Wucht ihrer Beweis-
mittel zu vertrauen und durch ihr Beispiel den Zweiflern zu zeigen,
daß eine wirksame Vertretung des Proletarieranspruches nicht.

dieWahl eines rüdenTones bedingt, sind sie in herausfordernder
Schimpfrede und allerlei lautem Nnfug heimisch und dadurch der
an feinere Lebensart gewöhnten Mehrheit lästig geworden. Im-
merhin gehts in der Prinz-Albrecht-Straße noch glimpflicher zu
als in den KammernFrankreichs und Italiens, Belgiens und Hol-
lands, Oesterreichs und Angarns. In Westminster sogar, wo die
gutenManieren höher als anderswo geschätzt werden, ist dieNach«
ahmung von tzundegebell, tzahnengekräh und Katzengeheul schon
längst nichts Seltenes mehr. And hat Preußens Zweite Kam-
mer etwa, bevor ihre Thürsich denRöthesten aufthat, nie Schimpf-
rede oder grobe Beleidigung gehört? «DerGendarmendienst, den
das Ministerium Rußland leistet, muß jedem Preußen die Scham-
röthe ins Gesicht treiben. Das Vermögen und die Kinder unseres
Landes werden einer frivolen.abenteuerlichen, imDienst desAbso-
lutismus stehendenPolitikgeopfert." (Waldeck.) «DiePolitik des
Ministeriums Bismarck belastet uns aus freien Stücken mit der
Mitschuld an einer kolossalen, von ganzEuropamit sittlicher Empö-
rung betrachtetenMenschenjagd. Die Essenz ihres Wesens ist die
Nichtachtung des Rechtes; sie kann weder im Inneren noch nach
außen handeln, weder ruhen noch wirken, weder leben noch sterben,
ohne die Gesetze unseres Landeszu verletzen." (Sybel.) «Die Ehre
dieses Ministeriums ist nicht mehr die Ehre des Staates und des
Landes. "(Twesten.)« Wenn wir leider einStaatsind,der bei diesem
Ministerium auf eine große Politik inEuropa so wenig wie auf eine
klare und wahre, freie und redliche Politik im Inneren irgendeinen
Anspruch machen kann, fo lassen Sie uns doch wenigstens die Ge-
setze der Menschlichkeit halten!" (Waldeck.) «Der Ministerprä-
sident, dem jedes leitende Prinzip fehlt und der ohne Kompaß in
das Meer der äußeren Verwickelungen hinausstürmt, hat auch
gar keine Ahnung von einer nationalen Politik.! Er schädigt inge-
waltthätiger und verderblicher Weise die heiligsten Interessen
Preußens und Deutschlands. Ich weiß nicht, was ich von seiner
Wahrhaftigkeit denken soll." (Mrchow). Das sind ein paarTon-
proben aus den sechziger Iahren. Damals saß die Fortschritts-
partei um dieOuellenderMacht. Jetzt stehen vierhundert sittsame
gegen sechs wilde Männer. Brauchtsolche MehrheitBüttelarme?
Was unter der neuen Geschäftsordnung geschehen wird, ist
leicht zu ahnen. Ein Sozialdemokrat ist zweimal zur Ordnung ge-

rufen worden und schreit nun in denSaal: «DieBrutalitätIhres
Vorgehens beweist nur, wie erbärmlich schlecht die Sache ist, für
die Ihr echt junkerlicher Eigennutz sich einsetzt; aber der Tag naht,
wo Sie die süße Gewohnheit desVolksverrathes büßen müssen."
OderAergeres. Das Haus stimmt dem Borschlag des Präsidenten
zu, dem Abgeordneten sür die nächsten vier Sitzungen die An-
wesenheit im Saal und aus den Tribünen zu verbieten. »Ich for-
dere Sie, Herr Abgeordneter, auf, das Haus zu verlassen." «Ich
habe hier dieInteressenmeinerWähler zu wahren; darankönnen
Ihre Verbote und Bannsprüche mich nicht hindern." Der Präsi-
dentläßt ins Ministerium des Inneren oder ins Polizeipräsidium
telephoniren: „Schickt Schutzleute?" Die kommen; unter der Füh-
rung eines Offiziers oderKommissars. Auf der Straße fchaart sichs
zu dichten Haufen. DerBedrohte klammert sich ansein Pult, an je-
den seinerHand erreichbaren Stuhl oderTisch; und wehrt sich mit
Fäusten und Füßen so hitzig, daß die Polizeibeamten ihn auf ihren
Armen hinaustragen müssen. Oder er hat, als die Schutzleute in
Sicht kamen, den Saal verlassen und den Speiseraum, das Bade-
zimmer, die Hörertribüne, das Kloset aufgesucht. Wird entdeckt,
hetzt die Wachmannschaft listig durch alleRäume, über alleTreppen
des Hauses und wird schließlich im Angesicht der versammelten
Menge gepackt und abgeführt. Oder hält sich verborgen, bis die
Polizei abmarschirt ist, und kommt dann gemächlich wieder an die
Saalthür. Sollen die Diener sich ihm entgegenstemmen? Die
Schutzleute zurückgerufen werden? Mindestens einen Genossen
wird die Wuth der Parteinahme in strafbare Rufe oder Gesten
verleiten; vielleicht gar alle sechs. Neuer Borschlag des Präsi-
denten; neuer Beschluß des Hauses; neue Requisition und Exe-
kution. (Den Herren Hoffmann und Liebknecht fallen wahrschein-
lich noch nettere Kniffe ein; sie sind zu schlau, um sich so gute Ge-
legenheit zu agitatorischem Wirken entgehen zu lassen.) Brenn-
material für einen Wintermonat. „SobehandeltderfrecheNeber-
muth ostelbischer Junker, denen die Pfaffen beider Bekenntnisse
tzausknechtsdienst leisten, die von Eurem Vertrauen Erwählten,
weil sie gewagt haben, dieser Sippe endlich einmal die Wahrheit
zu sagen. Noch lauter als bisher muß unser Feldgeschrei tönen:
Nieder mit den von der Schmach des Klassenwahlrechtes leben-
den Schmarotzern? Nieder mit dem schwarz-blauen Schnapsblock!

Parlamentspolizei,
Es lebe die internationale, völkerbefreiende Sozialdemokratie!"
Fünfzig Versammlungen in Berlin, fünfhundert in Preußen, fünftausend im Reich. AUeFeinde des Adlerlandes wetzen die Fänge; in englischen, russischen, französischen Blättern wird der nahe Ausbruch einer deutschen Revolution angekündet. Dann folgen die Hauptverhandlungen in Moabit. Der Hausfriedensbruch ist erwiesen; und der Widerstand gegen die Staatsgewalt? Dreißig Zeugen dafür, zehn dagegen. Wars denn nicht nur straflose Neberschreitung derNothwehr? Ist derThäternicht nur in Bestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Verteidigung hinausgegangen? Langwierige (für den Parteibrochurenverlag bestimmte) Schlußvorträge der Vertheidiger und der Angeklagten. Urtheil: »Der Angeschuldigte hat Beamte durch Drohung und Gewalt zur Unterlassung einer rechtmäßigen Amtshandlung zu nöthigen versucht und sich aus einem zum öffentlichen Dienst bestimmten, geschlossenen Raum auf die Aufforderung des Berechtigten nicht entfernt; er hat endlich durch die thatsächlich festgestellten Rufe .blaue Patentknüppel' und .Bluthunde' Beamte während derAusübung ihres Berufes gröblich beleidigt (§§ 114, 123,183 StGB). Da es sich nicht um eine Vertheidigung gegen rechtswidrigen Angriff handelte, konnte von Nothwehr nicht die Rede sein. Unter Zubilligung mildernder Umstände ist auf eine Gefammtstrafe von fünf Monaten Geföngniß erkannt worden." Der Abgeordnete wurde „bei Ausübung der mit Strafe bedrohtenThat ergriffen": kann also, nachArtikel84 derVerfassung, auch ohne Genehmigung der Kammer verhaftet werden. Während der Tagung des Abgeordnetenhauses? Dann bleibt ein Wahlkreis, trotzdem das von ihm vergebene Mandat weitergilt (und dem Empfänger nicht entzogen werden kann) ohne Vertretung. Neuer Zündstoff. Das Alles scheint Herrn von Heydebrand und Herrn Porsch zur Bändigung der sechs Sünder unentbehrlich.
„Der HerrAbgeordnete hat, trotz meiner eindringlich wiederholten Warnung, Personen und Fraktionen abermals in einer Weise angegriffen, die mit der seit Jahrzehnten in diesem Haus herrschenden Sitte unvereinbar ist, und dadurch bewiesen, daß ihm die zur Ausübung öffentlicher Aemter nöthige Selbstzucht fehlt. Ich habe weder denWunsch noch die Macht, die Lücken seiner Erziehung auszufüllen; aberauch nicht die Möglichkeit, unter solchen

Umständen den ruhigen Verlauf unsererVerathungen zu verbürgen. Wenn auf einer Seite dieses tzauses immer wieder versucht wird, durch kränkende Nebe und Beschuldigung den Gegner zu unbedachtem Wort zu reizen, sind wir stets von der Gefahr einer Explosion bedroht. Am siezu vermeiden und denjetztErregten Zeit zurVeruhigung zu lassen, schließe ich die Sitzung und schlage vor, morgen die Verhandlung da aufzunehmen, wo sie heute unterbrochen wurde. In jedem ähnlichen Fall werde ich eben so handeln; unsere Landsleute mögen dann erwägen, ob die kostspielige Störung des äußeren Anstandes statthaft und zur Wahrung irgendwelcher berechtigten Interessen nothwendig ist. "Wäre solche Präsidentenrede nicht wirksamer als das stärkste Polizeiaufgebot? Durch fo würdige Nüge der Missethäter nicht empfindlicher gestraft als durch Püffe, tzinauswurf, Gerichtsurtheil? Vor dem Auge der Volksgenossen nicht, ohne Martyrkrone, ins Anrecht gesetzt? Und wärs nicht eine Schande für Preußens Landtag, wenn er gegen eintzalbdutzend Parteipistols Maßregeln brauchte, ohne die der «Reichstag, als er fast sieben Dutzend Sozialdemokraten herbergte, bequem ausgekommen ist? Wer mit den Sechsen nicht mühelos fertig wird, ist zum Präsidentengeschäft verdorben.
Der Präsident soll noch im Wirbelsturm ruhig bleiben; sich nie als Parteivertreter fühlen, nie vom Ingrimm berathen lassen. Er thront nicht als Schulmeister und Vakelfchwinger auf seinem hohen Sitz und soll die Abgeordneten behandeln wie erwachsene Männer, denen, auch wenn Leidenschaft ein kräftiges Wort auf die Lippe trieb, der Verständige Unterbrechung und kleinliche Mäkelei erspart. Daß ein Abgeordneter nicht sagen dürfe, der König mißtraue dem Volk, nicht, ein Minister habe sich eine Blamage zugezogen, meinennur Schranzen. Die Wahrung der "Redefreiheit ist immer die wichtigste Pflicht des Präsidenten; Wahrung bis an die äußerste Grenze des Erträglichen. Er ist wederAufseher noch Lehrer des guten Tones und soll nur Den, der wirklich die Hausordnung gestört hat, zur Ordnung zurückrufen, Diefer Nuf darf nicht durch unnöthigeWiederholung entwerthet werden.Alletzörer müssen ihn, ohne parteiliches Vorurtheil, als gerecht empfinden, alle davon Getroffenen sich auf einer Schwachheit ertappt fühlen. „Ein ernster, unabhängiger und unbefangener Mann hatDir gesagt, Du habest die Ordnung gestört; solches Mangels an Selbstdisziplin darfst Du nicht ein zweites Mal schuldig werden." So

mutz der mitFug zurOrdnungGerufeno zu sich sprechen;unddas
Bewußtsein heimtragen, daher imKreisderNechtsgenossen einen
Makel zu tilgen hat. Der schlechte Brauch, nach unzweideutiger
Kränkung anwesender Personen dem Beleidiger durch eine Sug-
gestivfrage dieAntwort abzupressen, er habe „natürlich" nurAb-
wesende gemeint, ist selbst eine arge Sünde gegen die Ordnung
und Würde des Hauses. Ein mit Witz, gar mit Humor begabter
Präsident kann seinen Schatz nützlicherverwenden. Erlaubtersei-
nerSpaßlustprovokatorifcheAnspielung auf einenTreueid, den der
Abgeordnete nur vor seinem Gewissen und vor seinen Wählern
zu verantworten hat, so wird er des Vergehens schuldig, das
er an Anderen ahnden soll. Die Behauptung, ein Abgeordneter
ähnele demVoni)uijote,also einer der reinsten und rührendstenGe-
stalten derWeltliteratur, lockert, auch wenn sie kränken sollte, nicht
die Ordnung des Hauses, sondern nur den Glauben an die einem
Parteiführer unerläßliche Geistesbildung. Wohlaberwirddurch
die Entschleierung des Parlamentsbrauches, den Willen zumAn-
griff und dessen Ziel den Anzugreifenden vorher zu künden,.die
Würde des Hauses befleckt. Die Ausplauderei und den Brauch
selbst müßte der Präsident deshalb rügen. Er soll dafür sorgen,
daß die Arbeit gefördert, nicht an Charakteranalysen, an Perso-
nalzank, der sich in der Presse austoben könnte, noch gar an die
ErledigungvonEhrenhändelnkostbare Zeitvertrödelt werde.Nnd
dieAbgeordneten bedenken lehren, daß die technische Kleinarbeit
an den Gesetzen jeder Geheimrath besser als sie versteht.
Unseren Parlamenten fehlen Porsitzende, die mehr sind als
Repräsentanten und Witzbolde. Ein so hohen Amtes werther
Präsident würde leicht mit den Wütherichen des Abgeordneten-
hauses fertig; könnte sie, ohne ein verletzendes Wort, dem Spott
oder Zorn ihrer Mitbürger ausliefern. Lueger hat den Entschluß
zu dem» Hausknechtsparagraphen",der widerspänstigeGemeinde-
räthe rauhaus demSitzungsaalwies, bitter bereut. Parlaments-
büttel sind (wie Dirnenkasernen) nur da erträglich, wo die Jahre
der Einrichtung den Schein der Ehrwürde geliehen haben; sind
unerträglich, wenn sie heute oder morgen inFunktion gesetzt wer-
den. Muß Preußen neuen Groll werben? Noch bleibt der von
mancher Gefahr umdräuten Landtagsmehrheit zu ernster Ueber-
legung Zeit. Nur der Feind dieserMehrheit kann wünschen, daß
der Beschluß ihrer Kommission je zu wirtsamer Geltung gelange.

Das nationalliberale Elend.

H^^ie Nationalliberalen sind ursprünglich die Männer von Bil-
düng und Besitz gewesen. Von den preußischen Fortschritt-
lern unterschieden sie sich nur dadurch, daß sie mit Bismarck
Frieden schlössen und die nationale Einigung höher schätzten als
das Nebelbild „Freiheit". Die Konservativen sind ja auch Be-
sitzer, denen man Bildung nicht absprechen kann, aber sie be°
kennen sich im Unterschiede von den Beiden zum Autoritätｰ
prinzip in politischen und kirchlichen Dingen. In religiös-kirch-
licher Beziehung sind ihre Vornehmsten anderer Meinung, was
die Knospung zur Folge hatte, die sich freikonservativ nennt. Un-
abhängigkeit von der Plebs sicherte allen vier Gruppen der Cen-
sus; nur weils die konstitutionelle Doktrin fordert und weils auch
hübsch klingt, gerirten sie sich als Vertreter des ganzen Volkes
und versuchten, sich in der Plebs eine Resonanz zu verschaffen.
Mit dem Reichstagswahlrecht hat ihnen Bismarck als ahnUng-
loses Werkzeug „des Unbewußten" den Boden entzogen; weil es
zehnmal so viel Plebs giebt als gebildete Besitzer, waren sie fort-
an Offiziere ohne Soldaten. Diese zu werben, wendeten sie drei
Mittel an. Sie übten Zwang. Im rheinisch-westfälischen In-
dustriebezirk soll es vorgekommen sein, daß die Bergleute in Ko-
lonnen zur Wahl geführt wurden und dabei den an der Farbe
kenntlichen Stimmzettel in der Rechten hoch halten mußten. Zwei-
tens schwindelten sie den Leuten die Interessenidentität zwischen
Herren und Knechten vor (die beileibe nicht Knechte, sondern Herr
Soundso titulirt und als gleichberechtigte Staatsbürger begrüßt
werden? die InteressenidentitSt ist im sehr Allgemeinen eine
Wahrheit, im konkreten einzelnen Fall aber fast immer eine Lüge),
Drittens schreckte man die (mit Recht) politisch indifferenten bür-
gerlichen NichtWähler auf, indem man mit dem stets bereit gehal-
tenen Regirung- und Kartellkintop am politischen Horizont die
vier Popanze erscheinen ließ: die Herrschaft Roms, das Rothe Ge-
spenst, die Auslandsgefahr, die Polengefahr.

Am wenigsten wurden von dem Wandel die Konservativen
betroffen. Von Bismarck eine Weile an die Wand gedrückt, er-
holten sie sich rasch wieder, als nach Vollendung des Reichsbaues
die Parteien ihren politischen Inhalt einbüßten und dieser durch
den wirtschaftlichen ersetzt wurde, wobei den Konserdativen die
Vertretung der Landwirthschaft, den Nationalliberalen (hauptsäch-
lich) die der Großindustrie, den Linksliberalen die des Handels und
des mobilen Kapitals zufiel; die freikonservativen Grandseigneurs

sind Großgrundbesitzer, Großindustrielle, Großhändler und Groß-
kapitalisten in einer Person. Die Interessengemeinschaft zwischen
Rittergutsbesitzern und Banern (sie ist keine vollständige, reicht
aber ziemlich weit), die patriarchalische Abhängigkeit der länd-
lichen Dienstboten und Tagelöhner und die den dünnbevölkerte«
Osten vor dem industriellen Westen und den Großstädten begünsti»
gende Wahlkreiseintheilung sicherten ihren Besitzstand. Das durch
den Kulturkampf zur Vertretung aller deutschen Katholiken an-
geschwollene Centrum erfreut sich des doppelten Kitts der Reli-
gion und des Kampfes um die bürgerliche Parität; und seine
sozialpolitische Haltung bewahrt ihm die Gunst der Massen seiner
Konfession. Die protestantischen Unterschichten wurden von der
Sozialdemokratie organisirt, die den liberalen Offizieren die Sol-
daten wegnahm. Die Linksliberalen wurden dabei mehr geschwächt
als die Nationalliberalen, weil Händler, Rechtsanwälte, Börsen-
makler und Zeitungredakteure nicht so viel abhängiges Personal
kommandiren wie die Fabrik« und Grubenbesitzer. Doch auch
Denen erging es von Jahr zu Jahr schlimmer, besonders, seit die
Abwehrmehrheit, Linke und Centrum, Bestimmungen zum Schutz
des Wahlgeheimnisses durchsetzte, welche die gröbsten Formsn des
Zwanges unmöglich machten; Maßregelung wegen „reichs- oder
staatsfeindlicher" Wahl wird ja von Behörden wie von privaten
Brotherren immer noch gewagt. In dieser Bedrängniß versuchten
eifrige Politiker, die Massen durch demokratisch-liberale Allüren
anzulocken (möglich, daß einige von ihnen Doktrinäre sind, die den
liberalen Phrasengaul aus Aeberzeugung rummeln), und erfanden
den Iungliberalismus, der den Machthaber« der Partei, den
Gruben- und Hüttenherren, nm so widerwärtiger ist, weil sie der
Regirung schon wegen der zu großen Nachgiebigkeit gegen Ar-
beiterforderungen grollen.

Im Streit um die Finanzreform und um die Wahlreform
hat die Partei nun vollends allen Halt und jede vernünftige
Direktive eingebüßt. Lassen wir die Finanzreform bei Seite und
beschränken wir uns auf die Wahlreform. Die Stellung der übri-
gen Parteien ist klar und gerechtfertigt. Die Sozialdemokraten
fordern selbstverständlich das Reichstagswahlrecht und die Links-
liberalen müssen, aus ihre Parteidoktrin festgenagelt, das Selbe
fordern, obwohl sie wissen, daß, wenn es durchginge, nur die
Sozialdemokraten, das Centrum und die Polen Gewinn daraus
ziehen würden. Das Centrum sagte sich: Die Regirung bewilligt
das allgemeine und gleiche Wahlrecht nicht, nehmen wir so viel,
wie wir kriegen können; und die geheime Nrwahl war zu haben.

weil wider Erwarten die Konservativen sie bewilligten, um das
indirekte Verfahren zu retten. Die natürliche Gruppirung wäre
gewesen: die Kartellparteien für den Regirungentwurf oder gegen
ihn mit der Motivirung, daß sie das alte Wahlrecht behalten
wollten, die aus der Linken und dem Centrum bestehende Ab-»
wehrmchrheit gegen die Vorlage mit der Motivirung, daß sie das
Reichstagswahlrecht fordern. Das Centrum entschloß sich jedoch
zum Kompromiß, weil es sich als große (im Abgeordnetenhaus
nicht größte) Partei den Luxus der Linken, Alles abzulehnen unter
dem Vorwand, daß sie nicht Alles erreichen können, was ihre
Wähler wünschen, nicht erlauben zu dürfen glaubt. Sie mußten
um so mehr zugreifen, weil ihnen die Konservativen auch noch
die Drittelung der Arwahlbezirke zugestanden, welche die er»
drückende Wirkung der großen Einkommen auf einzelne Bezirke
beschränkt, während die Drittelung der Gemeinde sie über die
ganze Stadt ausbreitet. Die Centrumsmänner müßten den Ver»
stand verloren haben, wenn sie nicht aufrichtig das Reichstags»
Wahlrecht auch für Preußen wünschten, weil ja nur dieses ihnen,
wie den Sozialdemokraten, ihren Einfluß voll zur Geltung zu
bringen gestattet. Das liegt auf der Hand, wird aber besonders
hell im Musterländle beleuchtet, das ins fünfte Jahrzehnt von
den seit 1870 sich „national" nennenden Liberalen beherrscht, im
Reichstag aber von Centrumsmännern vertreten wird und nach
der Erweiterung seines Landtagswahlrechts eine ultramontane
Landtagsmehrheit bekommen hätte, wenn die Liberalen nicht die
Sozialdemokraten zu Hilfe gerufen hätten. Die Konservativen
sagten: Wir sind mit dem bestehenden Wahlrecht zufrieden, aber
um die Regirung nicht durch gänzliches Scheitern ihrer Reform»
aktion zu blamiren, wollen wir schweren Herzens die öffentliche
Nrwahl opfern, weil ohne dieses Opfer das Centrum nicht zu ge»
Winnen, eine andere Partei aber nicht zu haben ist. Die Frei»
konservativen sagen: Wir finden das Opfer überflüssig und
machen gar keine Konzessionen; mag die Regirung die Folgen
ihres der Linken gegebenen übereilten Versprechens allein tragen.
Diese vier Parteien handeln alle verständig und verständlich.
Aber die Nationalliberalen? Die Nährväter ihrer Parteikasse,
die Großunternehmer des rheinisch-westfälischen Induftriebezirks,
haben oft und nachdrücklich erklärt: „Wenn Ihr die öffentliche
Wahl opfert, zahlen wir nichts mehr"*); trotzdem geberden sich die
Sie können sich auf Bismarck und auf Treitschke berufen, die
Beide die heimliche Wahl für undeutsch und unwürdig hielten. Bis»

Herren als liberale Bekämpf« des „Schwarzblauen Blocks", fordern die geheime Wahl und lehnen Unterhandlungen mit den Konservativen ab. Aerger über das Mißglücken der Blockspekulation und die neue (ach, wie oft schon mißglückte!) Spekulation auf moralische Eroberungen unter den Massen erklären einiger» maßen die Kopflosigkeit. Allerdings verbinden sie mit der „liberalen" Forderung, die in Wirklichkeit eine demokratische ist, die antidemokratische, ihren Geldgebern genehme der Drittelung der Gemeinden; aber Das macht ihre Haltung nur um so grotesker (die Forderung einer Neueintheilung der Wahlkreise ist vom Standpunkt der städtischen und Industriebevölkerung aus zu recht? fertigen). Man möchte vor Lachen auf dem Kopf stehen und an den Wänden hinaufkriechen, wenn auf der linken Seite den Centrumsmännern, den einzigen, die den ernsthaften und Erfolg ver« sprechenden Versuch gemacht haben, zwei demokratische Forde» rungen durchzusetzen, der Borwurf gemacht wird, sie hätten das Volk an die Junker verrathen, und wenn die Regirung gescholten wird, daß sie sich vor dem reaktionären Block gebeugt und von diesem ihren Entwurf in sein Gegentheil habe verkehren lassen, so daß also dem Zeitungleser die Minister wie die Grafen, Kommerzienräthe und professoralen Geheimräthe der Freikonservativen Fraktion als Bertheidiger der Bolksfreiheit gegen Junker und Pfaffen vorgegaukelt werden. Klar und wahr hat ein Organ der Großindustriellen den Kern der Lage für die Nationalliberalen dargestellt: Wenn die geheime Urwahl, die Drittelung der Wahl« bezirke und die Steuermaximirung angenommen werden, dann ist die Großindustrie, diese Säule des Staates, aus der Volksvertretung ausgeschaltet. (Ihren Einfluß würde sie ja eben so noch geltend machen, wie es im Reich die königlichen Kaufleute thun, marck: „Die Heimlichkeit der Wahl steht mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch. Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignoriren kann und soll. Wenn man es ablehnt, sie auf das politische Leben zu übertragen, und im letzteren den Glauben an die geheime Einsicht Aller zu Grunde legt, so geräth man in einen Widerspruch des Staatsrechtes mit den Realitäten des menschlichen Lebens, der praktisch zu stehenden Friktionen und schließlich zu Explosionen führt und theoretisch nur auf dem Wege sozialdemokratischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anklang auf der Thatsache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter und ehrgeiziger Führer unter Beihilfe eigener Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen/ H.

deren Städte im Reichstag durch Sozialdemokraten vertreten sind, aber der verfassungmäßigen Einflußnahme durch die Volksvertretung wäre sie beraubt.) And angesichts dieser Lage mimt der Iungliberalismus den Demokraten! Es thut Einem leid, gescheite und rechtschaffene Männer durch die falsche Konstruktion der Gesetzgebungmaschine zu einer so unwürdigen und lächerlichen Lage verurtheilt zu sehen.

Nur einen Weg sehe ich, der aus diesem Lügen» und Schwindelgewirr herausführen könnte. Ich habe ihn wiederholt beschrieb den und zuletzt noch einmal in dem Büchlein „Die Partei" au ihn erinnert. Das ReprSsentativsystem hat im Grotzstaat zwei Forderungen zu erfüllen: es muß dafür sorgen, daß die zum Herrschen Bernfenen, die Träger von Besitz und Bildung, wirklich herrschen (die Gesetzgebung ist ein Bestandtheil des Herrscheramts) und daß die aus Dienenden und Abhängigen bestehende Masse des Volkes vor Unterdrückung und Ungerechtigkeit geschützt wird. Die erste Forderung hat der englische Parlamentarismus bis jetzt erfüllt. Auch nach der ziemlich weit gehenden Demokratisirung des Wahlrechts haben bis 19W fast nur vornehme und reiche Männer im Unterhause gesessen und aus ihrer Mitte die Minister gewählt; aus drei Gründen. Weil, wie Sidney Low schreibt, die Engländer ein ehrfürchtiges Volk sind und sich gern von ihren geborenen Herren regiren (aber nicht chicaniren) lassen; weil ein Unterhaus« sitz sehr viel Geld kostet; und (dieser dritte Grund pflegt nnisono verschwiegen zu werden) weil die Masse der Armen in England bis in die siebenziger Jahre hinein aus Analphabeten bestanden hat. Die seitdem verallgemeinerte Schulbildung fängt jetzt an, das Unterhaus zu demokratisiren. (Die Ernennung des John Burus zum Minister widerspricht nicht den Traditionen der englischen Aristokratie. Die ist bekanntlich überhaupt keine geschlossene Kaste und sträubt sich namentlich nicht, Männer von Geist und Verdienst in ihr Gremium aufzunehmen.) In Beziehung auf die zweite Forderung hat die Parlamentsherrschaft schmählich versagt. Die Lords und Gentlemen haben den größten Theil der Lohnarbeiterschaft in einen Sumpf des Elends und der Ver» thierung versinken und hinabdrücken lassen, der seinesgleichen nicht hatte in alten, mittleren und neueren Zeiten. Christlich-soziale Reformer haben, unterstützt von Aufrührern und von Uebeln, die den Bestand von Volk und Staat bedrohten, den beiden Parlamentsparteien die Parlamentsreform und eine Sozialgesetzgebung abgerungen, die sich selber automatisch fördert, indem die beiden Parteien, um die Arbeiterstimmen zu gewinnen,

einander in arbeitersreundlichen Gesetzen überbieten müssen. Ob
im Verlauf der begonnenen Demokratisirung des Unterhauses der
englische Parlamentarismus auf das Niveau des kontinentalen
herabsinken wird, der sich auch über Amerika verbreitet hat und
mit dem jetzt Halb» und Ganzasien beglückt wird, kann Niemand
voraussehen. Wer diesen tzumbug und, nach Ländern, seine
Spielarten in einem hübschen kleinen Buch darstellen wollte,
würde sich ein Verdienst erwerben und die Leser nicht wenig amu-
siren. Es müßte aber ein „gereister" Mann sein, der aus eigener
Anschauung berichten könnte; sonst würde man ihm nicht glauben.
Wir Deutschen sind, Gott sei Dank, mit dieser Spottgeburt
aus Dreck und Dunst noch nicht behaftet, so daß einer Neukonstruk-
tion wenigstens das Hindernis; der parlamentarischen Doktrin nicht
im Wege steht. Das Prinzip der vernünftigen Neukonstruktion
würde klar vor Augen liegen, wenn sich die^Parteien zu dem ehr»
lichen Bekenntniß Dessen aufschwingen wollten, was sie, mit Aus-
nahme der Zentrums- und der Polenpartei, find: Vertretüngenge»
w^rbNHer^und Berussinteressen. Das Volk ist in Berufstände ge°
gliedert, demnach müssen im Parlament die Berufständ:, nicht
nach der Kopfzahl ihrer Angehörigen, sondern nach dem Maße
ihrer Wichtigkeit, vertreten sein. Und zwar die Stände der Regi-
renken und der vereinzelt wirkenden Selbständigen. Was die
Lohnarbeiter und die Unterbeamten betrifft, so verstehen sie nichts
von Schlachtschiffen und Diplomatie, yon Bank und Börse, von
Finanzen und Handelsverträgen, von Gymnasiallehrplänen und
Museumsverwaltung; der Staat aber ist ihnen Wurscht und wir.d
ihnen Wurschk"l5leiben, mag man sich noch so krampfhaft an»
strengen, sie politisch zu erziehen. Was ihnen am Herzen liegt, ist
ihr Standesinteresse; und das verstehen sie auch. Und was sie
brauchen, ist: genossenschaftliche und gewerkschaftlich: Selbsthilfe;
Schutz vor Unterdrückung; Staatshilfe, so weit die Selbsthilfe nicht
ausreicht. Diesem Bedürfniß würde, wirksamer als durch das
allgemeine, gleiche Wahlrecht, Befriedigung gesichert durch Volks-
tribunen. die alljährlich im Parlament Bericht zu erstatten hätten
über die Lage der einzelnen Kategorien von Lohnarbeitern und
Unterbeamten, die deren Beschwerden und Forderungen vor-
trügen und denen ein Veto zustände gegen alle dem Interesse ihrer
Mandanten widersprechende Gesetzvorschläge. Diese Tribunen
wären von den Arbeitern aus ihrer eigenen Mitte zu wählen auf
der Grundlage der gewerkschastlichen und genossenschaftlichen Or-
ganisation. Sich in die Wahlen des Arbeiterstandes einzumischen,
müßte den Angehörigen des Herrenstandes bei schwerer Strafe

verboten sein; eben so wäre die Maßregelung von Tribunen, durch deren Thätigkeit sich die Unternehmer gekränkt oder geschädigt fühlten, be: Strafe zu verbieten. Mit dieser Konstruktion wäre die aus der ökonomisch-technischen Umwälzung erwachsene Aufgabe gelöst, den Vierten Stand dem Volkskörper politisch ein« zugliedern. Die Narrheit des sozialdemokratischen Zukunftstaates hätte niemals auskommen können ohne den thörichten Glauben der Intellektuellen an die Möglichkeit der Demokratie im Großstaat. Auch die Parteibildung nach Konfessionen wäre beseitigt (alle heutigen Parteien sind bei uns konfessionell), jdie konfessionelle iü« in partes, so oft Kirchen- und Schulfragen behandelt werden, nicht ausgeschlossen.

So weit hatte ich geschrieben, als ich den ersten Bericht über die letzte Wahldebatte des Abgeordnetenhauses las. Darin traten die Bilder der Parteien, wie ich sie gezeichnet habe, ganz plastisch hervor. Dr. Friedberg: „Die Drittelung in den Nrwahlbezirken entrechtet mit der Maximirung zusammen die Industrie des Westens." Borgmann: „Das Centrum handelt als Judas am Volke." Baron Zedlitz: „Die Wahlrechtsversammlungen verfolgen einen anderen Zweck als die Reform, aber die Staatsgewalt wird nöthigen Falls mit der Schärfe des Schwertes für Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung eintreten; die Armee steht fest. Die Drittelung in den Nrwahlbezirken kommt nur dem Centrum, den Polen und den Sozialdemokraten zu Gute. Das Centrum sympathisirt innerlich mit den Freunden der Nebertragung des Reichstagswahll'echts; die jetzige Fassung der Vorlage würde nur eine Etape zum Reichstagswahlrecht sein. Die Annahme der Vorlage in der Kompromißform würde den Riß zwischen den Konservativen und den Mittelparteien vertiefen und das Centrum wieder zur ausschlaggebenden Partei machen, auch in Preußen." Da hörten wir den Hauptgrund, der die Freikonservativen abhält, dem Kompromiß beizutreten: sie wollen das Centrum ausgeschlossen und die Nationalliberalen einbezogen wissen. Nur die Freikonservativen vertreten mit klarem Bewußtsein, geschlossen und ohne Schwanken das 1887 entstandene Kartellprogramm: „Niederhalten der Demokratie, Herrschaft der Männer von Besitz und Bildung — evangelisch-lutherischer Konfession." Vorausgesetzt Garantien zum Schutz der Plebs vor Unterdrückung und Ausbeutung, wie ich eine vorgeschlagen habe, ist das Programm vernünftig und berechtigt — bis zum Gebankenstrich.

Neisse. KarlIentsch.

Die Atmosphäre der Planeten.*)

ach Laplaces Hypothese, die in der Hauptsache von den meisten Astronomen angenommen wird, waren alle Planeten im An» fangsstadium gasförmig, wie es die Sonne, bis auf einige kleine Wolkenbildungen, noch ist. Wahrscheinlich gilt das Selbe auch noch für die großen äußeren Planeten Jupiter, Saturnus, Aranus und Neptun, nach ihrer geringen Dichte, die derjenigen der Sonne nah kommt, zu urtheilen. Eine dicke Schicht von Wolken verhindert uns, in tiefere Schichten dieser Planeten hineinzublicken. Einigermaßen ist man auch für diese gasförmigen Himmelskörper berechtigt, von einer Atmosphäre zu sprechen. Wegen der Schwere nimmt die Dichte der Gase in den äußersten Schichten sehr schnell nach innen zu, bis sie so groß geworden ist, daß die Kompressibilität äußerst gering wird, wonach die Dichte nur sehr allmählich zunimmt und das Gas sich fast wie ein fester Körper verhält. Darum bleiben Flecke auf der Sonne manchmal länger als ein Jahr bestehen und der rothe Fleck auf d<m Jupiter hat sich seit 1878 erhalten. Trotzdem ist der Uebergang in der Dichte zwischen verschiedenen Schichten ein ganz kontinuirlicher, wogegen bei einer wirklichen Atmosphäre über einem festen oder flüssigen Kern die Dichte in ver°-schiedenen Tiefen an der unteren Begrenzung der Atmosphäre sich sprungweise ändert.

Nur die Planeten, die eine wirkliche Atmosphäre besitzen, können lebendige Wesen beherbergen. Gerade aus diesem Grunde ist die Atmosphäre der Planeten von einem ganz außerordentlichen Interesse. Es handelt sich um das Problem, um das die edelsten Persönlichkeiten der Menschheit seit dem grauen Alterthum ihre schönsten Träume gesponnen haben und dessen Auslegung in freimüthigem Sinn Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen brachte.

haben also die Planeten ohne feste Kruste oder flüssige Oberflächenschicht keine Atmosphäre, so ist die Anzahl der einen Luftkreis besitzenden Planeten stark beschränkt. In unserem Sonnensystem, dessen Planeten die einzigen uns bekannten sind, gehören nur die vier inneren Planeten Merkur, Venus, Erde und Mars zu dieser Kategorie. Vermuthlich sind auch die kleinen Planeten, die zwischen Mars und Jupiter kreisen, mit einer festen Kruste verschen. Von diesen allen sind aber aller Wahrscheinlichkeit nach nur drei, nämlich außer der Erde noch Venus und Mars, wirklich mit Atmosphären begabt. Merkur verhält sich etwa wie der Mond. Er besitzt nahezu die selbe geringe

*) Ein Fragment aus den „Annalen der Naturphilosophie" (Band 9, erstes Heft), die Geheimrath Ostwald in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft herausgiebt. Diese vorzüglich redigirte Zeitschrift, an der die ersten Gelehrten der Welt mitarbeiten, erscheint „in zwanglosen heften"; der Band (dreißigDruckbogen) kostet NM vierzehn Mark. Das neue Heft bringt nochBeiträge von Frankl,Krai1sflij, Ostwald,

Fähigkeit, Licht zu reflektiren, wie der Mond. Die Albedo dieser bei»
den Himmelskörper beträgt nur 0,14 bezw. 0,13, dagegen diejenige des
Mars «,22 und der Venus 0,76. Vom Mond wissen wir, daß er jetzt
keine Atmosphäre besitzt. Das gilt wahrscheinlich auch für den Merkur.
Dagegen scheint die Atmosphäre der Venus derjenigen der Erde sehr
ähnlich zu sein. Die Luftmasse des Mars ist der geringen Albedo ent-
sprechend sehr dünn.

Schon lange ist eine Erklärung für die Abwesenheit eines Luft-
kreises auf dem Mond gegeben worden. Ritter hat in seinen klassischen
Untersuchungen über gasförmige Himmelskörper (1878 bis Z882) ge»
zeigt, daß der Mond wegen der lebhaften Bewegungen der Wasserstoff-
molekeln solcheKörper nicht an seine klcineMasse zu fesseln vermag. Das
Selbe gilt auch für andere Gase, die nicht allzu schwer sind, zum Bei-
spiel: für die gewöhnlichen Gase der Lust, Iohnstone Stoneh hat diese
Ansicht weiter entwickelt und darauf hingewiesen, daß im Allgemeinen
die uns bekannten Himmelskörper um so weniger Gas in ihrer Um-
gebung besitzen, je geringer die Schwerkraft auf ihnen ist. Aus diesem
Grunde müssen wir annehmen, daß auch die kleinen Planeten, von
denen keiner den Mond in Bezug auf Größe erreicht, ohne Lufthülle
sind. Was den Merkur anbetrifft, so ist die Schwere an seiner Ober-
fläche nicht völlig anderthalbmal größer als an der Mondoberfläche;
ohne Zweifel gilt also in Bezug auf seine Fähigkeit, Gase zu fesseln, das
Selbe wie für den Mond. Nun kommt aber noch ein anderer Umstand
hinzu. Aus guten Gründen glaubt man, daß der Merkur immer die
selbe Seite der Sonne zukehrt. Deshalb hat die dunkle Seite dieses
Planeten, die gegen den Himmelsraum strahlt, die selbe Temperatur
wie dieser, vielleicht etwa 50 Grad über dem absoluten Nullpunkt. Alle
Gase, ausgenommen Helium und Wasserstoff, müssen sich dahin kon-
densiren und zu gewaltigen Eismassen gefriren. Helium und Wasser-
stoff aber sind gerade so leicht, daß sie nach Stoneys Hypothese längst
verschwunden sein müßten. Folglich kann es keine Gase auf dem Mer-
kur geben, auch keine schweren. Aehnliches gilt für den Mond, der eine
so lange Nacht (einen halben Monat) hat, daß der kälteste Punkt der
Nachtseite Wohl Zeit hat, seine Temperatur fast auf die Temperatur des
Himmelsraumes herabzusetzen. Man könnte danach erwarten, daß ge-
rade beim Hineintreten eines Punktes aus der Mondoberfläche in das
Sonnenlicht Spuren von kindensirten Dämpfen in Form von Reif
sichtbar werden würden. Solch? Beobachtungen werden wohl hier und
da gemeldet, sie sind aber sehr zweifelhaft. Jedenfalls kommt keine merk-
liche Menge von Dämpfen vor.

Wenn es nun richtig wäre, wie von verschiedenen Beobachtern
angegeben wird, daß die Venus immer die selbe Seite der Sonne zu-
kehrt, so müßte man erwarten, daß die Verhältnisse dort selbst denen auf
dem Merkur ähnlich seien, daß also keine merkliche Atmosphäre bestehe.
Doch ist man allgemein darüber einig, daß die Venus eine dichte Atmo-
sphäre besitzt; die Strahlenbrechung darin ist so groß, daß die Hörner

der Denussichel normaler Weise weniger als 180Grad von einander entfernt liegen und manchmal sogar verschmelzen, so daß der Planet wie ein Lichtring erscheint. Da aber nach Stoneh das geringe Vorkommen von Helium in der Erdatmosphäre, trotz stetiger Zufuhr aus den Quellen, auf dem Verschwinden dieses Gases aus der Luft beruht, so müßte man Aehnliches für die Venus erwarten, besonders, da die Schwere dort um ein Fünftel geringer als auf der Erde ist. Helium und Wasserstoff können demnach nicht in nennenswerther Menge auf der Venus vorkommen. Die anderen Gase sind zu leicht kondensirbar, um auf der stets dunklen Seite eines Planeten vorkommen zu können. Darum muß die Venus eine Achsendrehung von kurzer Zeit (etwa 24 Stunden) haben.
Vom Mars wissen wir durch direkte Beobachtung, daß er Reif oder Schnee an den Polen hat, was nur mit dem Vorhandensein einer Atmosphäre vereinbar ist. Außerdem hat man Wolken und Nebel in der Marsatmosphäre und Sandstürme auf dem Mars beobachtet.
So viel wissen wir also mit recht großer Sicherheit über das Vorhandensein von Atmosphären der Planeten in unserem Sonnensystem. Ohne Zweifel giebt es in der Nähe von anderen Sonnen ähnliche mit Atmosphäre versehene Planeten, obgleich wir keine solchen kennen. Die sogenannten dunklen Begleiter, die in der Nähe von verschiedenen Sternen wegen ihren Bewegungen oder Helligkeitveränderungen an» genommen werden, sind so groß, daß sie Wohl durch und durch gasförmig sind, wie die großen Planeten in unserem Sonnensystem; wir können also keine Atmosphäre noch lebende Wesen auf ihnen vermuthen.
Ueber die chemische Zusammensetzung der Atmosphären unserer zwei Nachbarplaneten wissen wir sehr wenig aus direkter Beobachtung. Wohl haben sehr viele Beobachter, unter anderen die größten Autoritäten auf dem Gebiete der Sternspektroskopie, wie Huggins, Ianßen und Vogel, angegeben, daß sie Wasserdampf in den Atmosphären dieser Nachbarn nachgewiesen haben. Die letzten Bestimmungen von Campbell (190S) über das Marsspektrum fielen aber negativ aus und man muß ihnen viel größere Bedeutung zuschreiben als den älteren Beobachtungen. Demnach ist Wohl auch eine kritische Zurückhaltung in Bezug auf die Ergebnisse der älteren Messungen über das Venusspektrnm, aus denen die Anwesenheit von Wasserdampf in der Lufthülle dieses Planeten gefolgert wurde, sehr am Platz. Trotzdem können wir mit Sicherheit sagen, daß etwas Wasserdampf in der Marsluft vorkommt, denn wir sehen deutlich, wie er sich an den Polen zu Reif oder Schnee verdichtet. Demnach ist wohl auch unzweifelhaft, daß auch die Atmosphäre der Venus, die derjenigen der Erde viel ähnlicher erscheint, Wasserdampf, und zwar wegen der hohen Temperatur in viel größerer Menge als die Marsatmosphäre, besitzt. Außerdem hat Slipher geschlossen, daß Sauerstoff auf dem Mars vorkommt. Obgleich seine Beobachtung wohl recht unsicher ist, so müssen wir doch sagen, daß der Schluß höchst wahrscheinlich richtig ist, weil vermuthlich die Atmosphären der Nachbarplaneten beinahe so konstituirt sind wie die der Erde.

Um Dies zu zeigen, wollen wir die Entwickelungsgeschichte der Erdatmosphäre ins Auge fassen. Schon 185S lenkte Koene in Brüssel die Aufmerksamkeit darauf, daß der Sauerstoff in der Luft ungefähr mit der in der Erdrinde befindlichen Kohlenmenge äquivalent ist. Das deutet darauf hin, daß der Luftsauerstoff, wie die fossile Kohle, gänzlich aus Kohlensäure ausgeschieden ist, so daß vermuthlich anfangs kein Sauerstoff in der Erdatmosphäre vorhanden gewesen war. Diese Ansicht, die später von vielen Forschern, auch von dem großen Physiker Lord Kelvin, vertreten wurde, ist an und für sich höchst wahrscheinlich. Die Gasmassen in unserer Atmosphäre sind anfangs aus dem Nebel« ball, der die Sonne umgab, ausgeschieden worden. Dieser Gasnebel hat ohne Zweifel die selbe Zusammensetzung gehabt wie die äußeren Schichten der Sonne. Eine große Menge von Wasserstoff, etwas Helium, Stickstoff, Kohlenwasserstoffe, Kohlenoxhd und Sauerstoff müssen darin vorgekommen sein. Bei der Abkühlung hat sich der Sauerstoff mit Wasserstoff oder Kohlenoxhd verbunden und wegen des großen Ueberschusses von Wasserstoff ist viel davon übrig geblieben, nachdem der Sauerstoff verschwunden war. Eine Stütze für diese Ansicht hat Slipher gegeben, indem er nachwies, daß die Wasserstofflinien L und? sehr stark in den Spektren der äußersten Planeten, Uranus und Neptun, hervortreten. Auf anderemWege kommenwirzudcm selben Schluß. Die Meteoriten und Kometen, mit denen das Erdinnere eine große Aehnlichkeit in der chemischen Zusammensetzung aufweist, enthalten Kohlenwasserstoffe, Kohlenoxyd, Cyan und viel Eisen, Alles Körper, die mit Sauerstoff sich leicht verbinden. Mit anderen Worten: die Hauptmasse der Erde hat, wie die Meteoriten und Kometen (und wie die Sonne), stark reduzirende Eigenschaften. Wenn etwas freier Sauerstoff in dieser Gasmasse bei ihrer anfänglichen hohen Temperatur in Folge von Dissoziation vorkam, so muß er bei der Abkühlung sich mit den reduzirenden Hauptbestandtheilcn der gasförmigen Erdmasse verbunden haben.

Trotzdem finden wir jetzt viel Sauerstoff in der Luft. Dieses Gas ist nach Koene und seinen Anhängern durch die Wirkung der Pflanzen aus Kohlensäure entstanden. Die meisten Botaniker sind aber, trotz der entgegengesetzten Behauptung des Chemikers Phipson, der Ansicht, daß Kohlensäure zersetzende Pflanzen nicht ohne etwas Sauerstoff leben können. Da nun vermuthlich anfangs kein Sauerstoff'in der Luft vorhanden war, so können wir nicht Wohl annehmen, daß der erste Luftsauerstoff von Pflanzen produzirt worden ist. Die Zersetzung von Kohlensäure und Wasser im Sonnenlicht in Kohlehydrate und Sauerstoff ist aber ein katalhtischer Prozeß, der vom Blattgrün beschleunigt wird. Unsere jetzigen Ansichten von den katalytischen Prozessen gehen aber darauf hinaus, daß sie sich auch in Abwesenheit des Katalysators (hier des Blattgrüns) vollziehen, obgleich außerordentlich viel langsamer als bei Anwesenheit des Beschleunigers. Folglich sind wir berechtigt, zu schließen, daß Sauerstoff bei der Einwirkung von Sonnenlicht auch dann aus Kohlensäure entsteht, wenn keine Pflanzen anwesend sind.

Später, als schon freier Sauerstoff in der Luft vorhanden war, haben
Wohl die Pflanzen den größten Theil des Sauerstoffs abgeschieden.
Die Abscheidung von Sauerstoff konnte Wohl nicht stattgefunden
haben, bevor eine feste Kruste der Erde sich ausgeschieden hatte. Vor-
her konnte nämlich der eventuell ausgeschiedene Sauerstoff in das re-
duzirende Erdinnere hineindiffundiren und wieder verzehrt werden.
Unsere Messungen deuten darauf hin, daß bei den hohen Temperaturen,
die herrschten, bevor die Silikate zu einer festen Erdkruste gestanden
waren, Wasser eine stärkere Säure ist als Kieselsäure. Der vorherr-
schende neutrale Stoff, der als Hauptlösungmittel in den äußeren Erd-
schichten diente, war damals nicht, wie jetzt, Wasser, sondern Kiesel-
säure. Äl? M feste Kruste erstarrte und die unter ihr liegenden Sili-
katmassen schnell sich abkühlten, übertraf allmählich die Kieselsäure das
Wasser in Bezug auf Stärke als Säure, die Hydrate setzten sich mit der
stark überschüssigen Kieselsäure in den oben liegenden leichten und sehr
sauren Silikatmassen (Graniten) zu Wasser und Silikaten nm. Aehn-
liches geschah mit der Kohlensäure, wozu die Flüchtigkeit des Wasser-
dampfes und der Kohlensäure stark beitrug. Die oben liegenden sauren
Silikate im Erdmagma wurden entgast und gaben Wasserdampf sowie
Kohlensäure an die Gashülle der Erde ab. Die Abkühlung und Ent-
gasung schritt immer weiter vorwärts; die Kruste wurde dichter: und
so entstand die jetzige Atmosphäre der Erde. Der Stickstoff war ver-
muthlich schon früher in der Erdatmosphäre vorhanden, wie jetzt in der
Sonnenatmosphäre; auch eine Zufuhr von diesem Gas aus dem Erd-
inneren in Form von Chanverbindungen, die sich allmählich in der
kühlen Atmosphäre zersetzten, gab es vermuthlich.
Auf diese Weise werden noch immer Wasser und Kohlensäure in
vulkanischen Gebieten zur Erdluft hinaufbefördert. In geringerem
Grade gilt das Selbe für Schwefelwasserstoff und Chlorwasserstoff. Diese
Gase setzten sich aber mit den im warmen Wasser, das sich auf der Erd-
oberfläche kondensirt hatte, gelösten Silikaten um, der Schwefelwasser-
stoff zum Theil mit dem neugebildeten Sauerstoff zu Schwefelsäure.
Immer neue Mengen von Wasserdampf und Kohlensäure gingen in
die Luft hinein. Der Wasserdampf wurde zu Ozeanwasser verdichtet,
die Kohlensäure zu Kohle und Sauerstoff umgesetzt und später von den
Schalenthieren in ihren Schalen als Karbonate niedergeschlagen, die
nachher zum Ursprung großer sedimentärer Erdschichten wurden.
Bei der weiteren Abkühlung entstanden Hohlräume in der Erde
und große Theile der Erdkruste stürzten ein, wobei meistens geradlinige
Erdspalten entstanden. Diese sind der Hauptsitz der vulkanischen und
Erdbebenerscheinungen. Je dicker die Kruste wird, um so langsamer
erfolgt die Abkühlung des Erdinneren und damit die Entgasung und
der Zufluß von Wasser und Kohlensäure, den beiden Bedingungen des
organischen Lebens. Diese Stoffe werden auf der anderen Seite durch
den Pflanzenwuchs und die Verwitterung (Bildung von Karbonaten
und Hydraten) verzehrt. Zuletzt wird die Zufuhr geringer als die Ver-
luste durch Verwitterung. Das Wasser und die Kohlensäure derschwin-

den allmählich von der Erde. Nnd zwar ist die Kohlensäure in dieser
Hinsicht viel größeren relativen Schwankungen ausgesetzt als das
Wasser, da die Kohlensäuremenge in der Luft und im Meer nur etwa
so groß ist wie die Wasserdampfmenge der Luft, die etwa nur ein tzun-
derttausendstel von der Masse des Ozeanwassers beträgt. Die Menge
Kalziumkarbonat, die jährlich dem Ozean zugeführt wird, beträgt etwa
2700 Millionen Tonnen, was etwa 1600 Millionen Tonnen Kohlen»
säure entspricht. Die Kohlensäuremenge der Luft beträgt 2,3 Billionen
Tonnen. Die Verwitterung genügt also, um die Kohlensäure der Luft
in etwa 1Ä00 Iahren zu verbrauchen. Nimmt man noch die freie Koh-
lensäure des Meeres hinzu, so wird der gesummte Kohlensäurevorrath
nur etwa 9000 Jahre auslangen, wenn keine Zufuhr vom Erdinneren
stattfindet. Chamberlin kommt durch seine Schätzungen zu einer etwa
sechsmal größeren Zahl: zu 60 000 Iahren. Hier möge bemerkt werden,
daß der Pflanzenwuchs auf der Erde jährlich etwa ein Fünfzigste! der
Kohlensäure der Luft verbraucht. Der unvergleichlich größte Theil der
in Pflanzentheilen aufgespeicherten Kohle kehrt aber bei der Vermode-
rung oder Verbrennung der Pflanzen zur Atmosphäre in Form von
Kohlensäure zurück, so daß der Vegetationprozeß in Bezug auf Kohlen-
fäureverbrauch ungefähr mit dem Verwitterungprozeß wetteifern kann.
Die jetzige Verbrennung von fossiler Kohle deckt diese Verlnste von
Kohlensäure aus der Luft ungefähr zehnmal; von diesem für uns wich-
tigen Prozeß, der nur eine, geologisch genommen, recht kurze Zeit an-
dauern kann, wollen wir hier absehen.
Wir kommen also zu dem Schluß, daß die Kohlensäuremenge der
Luft bei der Erstarkung der Erdkruste allmählich abnehmen muß, daß,
mit anderen Worten, die vulkanischen Erscheinungen durch die „Ver-
Panzerung" der Erde allmählich zu Ende laufen werden. Dadurch wird
die Temperatur sinken und die Menge des Wasserdampfes in der Luft
abnehmen. Dagegen wird der Verbrauch des Wassers, also die Aus-
trocknung des Weltmeeres in Folge der Verwitterung, außerordentlich
viel langsamer erfolgen.
Lowell versucht nun, zu zeigen, daß die Austrocknung verschiede-
ner Theile der Erde sehr geschwind vor sich geht. Die Wüsten von Ari-
zona, die er selbst beobachtet hat, und der Sahara, woher Karthago
einst einen großen Theil seiner Reichthümer bezog, waren vor nicht all-
zu langer Zeit zum großen Theil bewaldet. Palästina und Mesopo»
tamien, die einst so fruchtbar waren, sind jetzt verwüstet. Man könnte
hinzufügen, daß die einst so blühende Kultur im Inneren Asiens vom
Wüstensand begraben worden ist. „In einer auffallenden Weise zeigt
uns Dies, mit welcher Geschwindigkeit die Wüste den bewohnbaren
Theil der Erde erobert/
Lowell scheint hier ein Opfer der Neigung zu sein, Unglück für
die nächste Zukunft vorauszusagen. Wir wissen nämlich auch, daß nach
dem Ende der Eiszeit Europa ein trockenes Steppenklima besaß, und
sogar in historischer Zeit hat das Klima von Westeuropa einen mehr
maritimen und feuchten Charakter angenommen. Das Selbe gilt in

noch höherem Grade für Island und Grönland, wodurch diese Länder
an Bebaubarkeit sehr stark gelitten haben. Die Verwüstung Mesopo-
tamiens und vieler anderen Länder beruht ohne Zweifel darauf, daß
die künstliche Bewässerung dort sehr zurückgegangen ist. Diese Ver-
sandung wird durch die ungeheuren Irrigationanlagen in Nord-
amerika bald kompensirt werden. Ohne Zweifel wird auch die Mensch-
heit in nicht allzu ferner Zukunft die alten Kulturgebiete in Asien und
Afrika von der Wüste zurückerobern, was in hohem Grade schon in
Egypten und Algier unter europäischer Leitung geschehen ist.
Wenn also die Austrocknung nur äußerst langsam und vermuth»
lich erst in Millionen von Iahren in deutlich merklichem Grade fort-
schreiten wird, so muß sie doch einmal zum Versiegen des Weltmeeres
sühren. Die Verhältnisse auf der Erde werden dann ungefähr die selben
werden wie jetzt auf dem Mars. Große Wüsten werden den Haupttheil
der Planetenoberfläche erfüllen, die Berge werden durch den Wüsten-
sand abgeschliffen sein, so daß nur allmähliche Steigungen oder Senk-
ungen zu den höchsten oder niedrigsten Punkten auf dem Festlande
führen. Das Ganze ist ein Wüstenmeer wie die Sahara. Die Spalten
in der Kruste sind zu flachen Vertiefungen versandet, in denen leicht
austrocknende seichte Salzseen in langen Reihen liegen. Dies entspricht
den Kanälen auf dem Mars. Die winzigen Wassermassen auf dem
Festland destilliren zu dem Pol hinüber, der in Winternacht liegt, und
bedecken ihn mit einer dünnen Haut von Reif oder Schnee. Bei dem
Vorüberschreiten der Wasserdämpfe über den ausgetrockneten (und in
dem Fall des Mars ausgefrorenen) Salzseen ziehen die hygroskopi-
schen Salze Wasser an, werden feucht und erscheinen dunkel gegen den
Wüstensand. Auch die anderen Luftgasewerden allmählich schwinden.Der
Sauerstoff wird bei der Verwitterung verbraucht, besonders zur Oxy-
dation von Eisenoxhdulverbindungen. Vom Himmelsraum stürzen
Meteoriten, die, wie gesagt, eine reduzirende Natur besitzen, herunter
und werden oxhdirt. Sie bedecken die Oberfläche des sterbenden Pla-
neten mit einer okerfarbenen Schicht von Eisenoxhd, wie wir es jetzt
auf dem Mars beobachten können. Der Stickstoff wird durch die elek-
trischen Entladungen, die von dem Hineinfallen elektrisch geladenen
Sonnenstaubs herrühren, zu Nitraten oxhdirt, die nicht, wie auf den
größten Theilen der Erde, von Pflanzen auf dem Festland odttMeeres-
algen assimilirt und zum Kreislauf nach dem Tod der Pflanzen
zurückgeliefert werden, sondern, wie in den Wüsten Chiles, im Erdreich
aufgespeichert bleiben.
Die Atmosphäre sowie die Hydrosphäre der Planeten schwindet
langsam hin und wir erhalten Verhältnisse der Art, wie sie auf dem
Mars herrschen. Blicken wir noch in der selben Richtung weiter, so
kommen wir zuletzt zu Verhältnissen, die denen des Mondes entsprechen.
Auch dieser Himmelskörper besaß, als er von der Erde abgelöst wurde,
ohn? Zweifel eine dichte Gashülle. Er behielt sie eine Weile, obgleich
er allmählich sehr viel nach außen, und speziell an die Erde, verlor.
Ablagerungen, die man für vulkanische Asche hält, welche gegen Tau-

sende von Kilometern von der Krateröffnung mit dem Winde geschleppt
worden sind, deuten auf eine verschwundene Lufthülle. Zu der Zeit
gab es auch „Kanäle" auf dem Mond, wie jetzt auf dem Mars. Das
sind die sogenannten Strahlensysteme, von denen die bedeutendsten von
den Ringgebirgen Tycho und Copernicus auslaufen, die den Einsturz»
stellen (den „Seen") auf dem Mars entsprechen. Diese ursprünglichen
Verwerfungen, die, wie alle Krustenspalten, unabhängig von der Topo»
graphie verlaufen, sind durch den hellen Wüstensand und Staub ein»
geebnet, so daß sie wie lichte Strahlen auf dunklerem Grund erscheinen.
Nach dem fast vollständigen Verschwinden der Lufthülle in Folge der
Verwitterung wurden die winzigen Reste durch die Molekularbewegung
oder durch Kondensation an den kältesten Stellen der Mondoberfläche
(in der Umgebung der Pole) aus der Lufthülle entfernt. Zu dem Vsr»
schwinden durch Molekularbewegung trägt in hohem Grade bei die
durch eine Wärme absorbirende Dunsthülle, durch Wolken oder Staub
unbehinderte kräftige Sonnenstrahlung auf dem Punkt, welcher der
Sonne am Nächsten liegt und wo die Temperatur auf etwa 150 Grad
Celsius steigt. Bei der geringen Schwerkraft wird die Temperatur des
aufsteigenden Gasstromes, die Geschwindigkeit der hinausstürzenden
Moleküle, sehr wenig herabgesetzt. Auch in der Lufthülle der Erde
ändert sich die Temperatur in 13 000 Meter Höhe sehr wenig; sie wird
als konstant angegeben. Wenn Dies bis zu beliebig hohen Punkten der
Luft gelten würde, so würde die Lufthülle keine äußere Begrenzung be»
sitzen und unablässig Moleküle in den leeren Raum hinaussenden. Die
Berechnung lehrt uns jedoch, daß bei der niedrigen Temperatur (etwa
180 Grad abseits) die Verluste keine praktische Bedeutung haben. Die
Verhältnisse auf dem Mond sind ganz andere; mehr als doppelt so hohe
Temperatur (am wärmsten Punkt) und sechsmal geringere Schwerkraft.
Das Ergebnitz unserer Untersuchung ist demnach, datz die Atmo»
sphäre unserer Erde ganz gewaltige Aenderungen durchlaufen hat und
noch durchläuft. Wegen der Aehnlichkeit in der chemischen Zusammen»
setzung anderer mit fester Kruste versehener Planeten ist anzunehmen,
daß ihre äußeren Schichten in geschmolzenem Zustand aus einem
Magma bestanden, das dem Silikatenmagma der Erde entsprach. Das
niedrige spezifische Gewicht (Mond 3,34, Mars 4,03, Venus 5,18) ver-
glichen mit dem der Erde (5,53) zeigt, daß der Mond vielleicht aus
lauter Silikaten, der Mars jedenfalls hauptsächlich aus Silikaten, die
Venus aber, ungefähr wie die Erde, etwa zur Hälfte aus Silikaten, zur
Hälfte aus metallischem Kern besteht. Daß der Mond zum überaus
größten Theil aus dem selben Material wie die Oberflächenschichtender
Erde besteht, erscheint ja höchst natürlich, wenn man mit Sir George
Darwin annimmt, daß der Mond durch Abschnürung einer Wulst an
der Oberfläche der Erde entstanden ist. Bei der Abkühlung des Mag«
mas entstand eine feste Oberfläche und erst danach kann von einer in»
dividuellen EntWickelung der Atmosphäre für sich und des Planeten»
inneren für sich die Rede sein. Aus dem Inneren der Planeten traten
Gase, hauptsächlich Wasserdampf und Kohlensäure, heraus und stiegen

zu den höchsten Schichten der Atmosphäre. In diesen über den Wolken
und der stark absorbirenden anfänglichen Atmosphäre (eine solche sehr
starke Lichtabsorption ist von Slipher in den äußeren Schichten von
Uranus und Neptunus beobachtet worden) liegenden Theilen wirkte
das Sonnenlicht durch photochemische Reaktionen ein. Bei der niederen
Temperatur in diesen hohen Schichten überwiegen die photochemischen
Reaktionen gänzlich! sie werden nämlich kaum durch die Kälte beein-
trächtigt, während gewöhnliche chemische Reaktionen, speziell bei den
Gasen, im Allgemeinen sehr langsam bei gewöhnlicher Temperatur
verlaufen und durch Herabsetzung der Temperatur außerordentlich stark
beeinträchtigt werden. Durch diese photochemischen und darauf folgen-
den gewöhnlichen Reaktionen entstanden, wie noch immer durch Ver»
Mittelung des katalhtisch wirksamen Chlorophylls, Sauerstoff und Koh-
lenstoff. Die stark reduzirenden Gase der ursprünglichen Atmosphäre,
wie Wasserstoff, Kohlenwasserstoffe u. f. w., die in den äußeren Schich-
ten der Himmelskörper vorwiegen, wurden durch den Sauerstoff all-
mählich verbrannt, so daß am Ende neben Sauerstoff nur chemisch träge
Gase, wie Stickstoff, als Hauptbestandtheile der Atmosphäre übrig blie-
ben. Durch Risse in der Planetenkruste wurden die zwei Gase, welche
außer Sauerstoff das Leben bedingen, nämlich Wasserdampf und Koh-
lensäure, in den Luftkreis geführt. Ohne Zweifel entwickelte sich das
Leben unter diesen Umständen auf der Planetenoberfläche. In diesem
Zustand befinden sich jetzt die Erde und vermuthlich die Venus, wo die
EntWickelung jedoch in Folge der höheren Temperatur (im Mittel etwa
6S Grad Celsius) nicht so weit vorgeschritten ist wie auf der Erde. All-
mählich nimmt die Stärke der Kruste zu. Der Wasserdampf kondensirt
sich zum Weltmeer, die Kohlensäure (und zum Theil auch das Wasser)
geht in den Verwitterungprozeß ein und wird von Schalenthieren als
Kalziumkarbonat abgesetzt. Zugleich schwemmt das Wasser Sand und
Tone zum Meer hinunter und starke Schichten von sedimentären Ge-
steinen entstehen auf diese Weise. Allmählich wird der Vulkanismus
herabgesetzt. Der Zufluß von Wasser und Kohlensäure wird vermindert
und ihre Mengen in der Atmosphäre nehmen wegen der immer fort-
schreitenden Verwitterung ab. Die Oberfläche des Planeten verwandelt
sich in eine Wüste. In diesem Zustand befindet sich der Mars. Der
Pflanzenwuchs nimmt ab. Kein Sauerstoff wird produzirt. Der Sauer-
stoff verbindet sich zum Theil mit dem Stickstoff zu Nitraten, zum Theil
oxydirt er Eisenverbindungen und wird so allmählich verbraucht, wie
der Stickstoff. In Folge des Wassermangels hört der größte Theil des
Kreislaufs auf. Die Atmosphäre wird immer dünner, die Temperatur-
unterschiede zwischen Tag und Nacht, Sommer und Winter werden
größer. Die letzten Gase verschwinden in Folge der Molekularbewe-
gung. In diesem Zustand befindet sich der Mond, wahrscheinlich auch
Merkur, die kleinen Planeten und die meisten Monde anderer Pla-
neten. Der Himmelskörper ist von jetzt ab tot und unveränderlich.

Experimentalfältet bei Stockholm. Svante Arrhenius.

Dcr Engelglaube.
Engelglaube ist nicht jüdischen und nicht christlichen Nrsprun--
ges; er ist so alt wie die älteste der Kulturen auf der Erde. Wo
die Menschheit zu Gott oder zu Göttern betete, da schuf sie sich zu allen
Zeiten Mittelspersonen, Dämonen, Engel, Heilige.
Vergleicht man Thorwaldsens Engel und Rauchs Viktorien, so ist
ihre Wesenheit nicht gar zu verschieden: Beide schöpften aus der lichten,
klaren und kühlen Welt der griechischen 'Skulptur. Ganz anders packen
uns die Engel der großen italienischen und Niederländer Maler. Diese
nährten ihre Vorstellungen am tiefsinnigen Born der Bibel und der
Heiligengeschichte. In diese aber, besonders in das Alte Testament, er-
gossen sich die funkelnden Ideen und Bilder aller orientalischen Völker.
Die christlichen Engel haben ihren Ursprung in den indischen Veden,
in den Glaubenssätzen des Zoroaster, im hebräischen Iehovahdienst.
Von großem Interesse ist die Angelogie, die Engellehre, eines
katholischen Gelehrten, des Professors Johannes Oswald. Denn die
Katholische Kirche hat den Engelglauben der Urchristenheit unverändert
beibehalten und giebt uns ein Bild von hoher dichterischer Kraft.
Danach schuf Gott eine dreifache Welt: den Himmel mit seinen
Gestirnen und die Erde! die organische Natur: Pflanze, Thier und
Mensch; als dritten Faktor die ganze Engelwelt, Myriaden von Engeln,
ein Engelplenum von unübersehbarer Fülle und Mannichfaltigkeit.
Dante (in der Göttlichen Komoedie) stellt diesen Weltenschöpfer als
lichten Punkt, gleichsam als Kern seiner Schöpfung dar. Und zwischen
ihm und der Erdenwelt haben die Engel ihren Platz. Als Wächter,
umstehen sie seinen Sitz, den Höchsten vor profanen Blicken zu schützen.
Als inissus, «ullllius, le^stus übernehmen diese Engel der katholischen
Welt die göttlichen Aufträge, zu schützen, zu strafen, Geburt oder Tod
zu verkünden oder die Seelen der Gestorbenen emporzutragen.
Nicht nur Symbole sollen sie sein, sondern wirkliche Individuen:
darum tragen sie menschliche Gestalt. Diese menschliche Gestalt aber ist
nur ein Zugeständnis^ an die begrenzte menschliche Auffassung: denn
an sich selbst sind die Engel von reiner Geistigkeit, von absoluter Im-
Materialität. Sie sind körperlos und geschlechtlos; und da ihnen mit
der Körperlichkeit auch der Kehlapparat mangelt, so sind ihre Jubel»
chöre lautlos, stimmlos. Nur als ein Strom heiliger Gefühle, brün-
stigen Dankes gießen sie sich über Himmel und Erde aus.
And aus dieser Körperlosigkeit ergiebt sich die Ewigkeit der Engel-
Wesen; denn nur die Materie geht unter, das mächtige Fluidum gei-
stiger Ströme aber zieht unablässig und unvergänglich durch die Seelen.
Immerhin sind sie als Geschöpfe Gottes den Menschen verwandt; ihre
Geistesthätigkeit besteht aus den selben Elementen wie jede Geistes-
thätigkeit: aus dem Erkennen und dem Wollen.
Diese Willensfreiheit aber hat nur in dem einen Augenblick ihrer
Schöpfung bestanden, als im Engelsturz aus den lichten Höhen herab

in die Hölle sich die bösen Engel von den guten schieden. »Wie ein
Stein, welcher sich von der Höhe des Felsens losgemacht hat, nun ohne
Rückhalt herniederstürzt in den Grund, so verharrt auch der Engel, hat
er sich einmal bestimmt, in der eingenommenen Richtung: nie kann er
die einmal getroffene Entscheidung zurücknehmen." (Oswald.) Droben
aber in den lichten höhen besteht unter den Engelregionen eine völlig
hierarchische Gliederung. Die „Pairs" des Himmels nennt sie der frei»
sinnige jenenser Kirchenhistoriker Karl von Hase.
Aber nicht überall gelten sie als so ätherischer Natur. In den
Heidenmhthen waren sie nicht geschlechtlos; sie sind die Bäter der
Heroen. Sie verkehren mit den schönen Töchtern der Erde, die ihnen
die Riesen gebären. Solchen Verkehr malt der Kirchenvater Tertullian
aus; und diese Engel bringen als Morgengabe den Luxus, die Künste,
den Kultus des Schönen. In den Ermattungen aber, nach den Stun»
den der Lust, sinnen sie ihrer überirdischen Herkunft nach und seufzen
nach dem Himmel.
In strenger Würde gedacht sind die Cherubim, die Wächter, die
Iehovahs Donnerwagen tragen. Sie sind gleichsam die Hieroglyphen
der Naturkräfte. Sie können das Haupt des Menschen annehmen, des
Stiers, Löwen oder Adlers; eghptische Vorstellungen aus dem Isis»
dienst spielen hier herein. Sechsfach geflügelt sind diese sanften Cheru»
bim, die da jubeln in Ewigkeit über die Erschaffung der Welt.
So kämpfen mit einander die Schutzengel des hebräischen, per»
fischen und griechischen Volkes, ganz ähnlich wie die Götter des Olymps
Partei nehmen für oder wider die Heroenkämpfe. Aus den Heiden»
götzen entwickeln sich die Dämonen. Gerade zur Zeit Christi war der
Volksglaube ganz besonders erfüllt vom Satan und von seiner Höllen»
brut. Teufelaustreibungen und Beschwörungen blüht:« bereits unter
dem Kaiser Vespasian.
Tausende von Iahren vor Christus lehrt im alten Iran Zoroaster
zuerst den Dualismus einer Segen und einer Verderben spendenden
Gottheit. Ormuzd erschafft die Reiche und Ahriman sät Verderben,
Sünde, Seuchen. Bel ist der Fliegengott des "Ungeziefers, den das Alte
Testament als Baal oder Beelzebub übernimmt. Und Beide, der gütige
wie der verderbliche Gott, gebieten über die Heerschaaren dienstbarer
Geister, Engel und Dämonen. In dieser persischen Religion stehen
Gut und Böse gleich hoch an Machtfülle. Erst der hebräische Volks»
glaube drückt Satan unter Iehovah tief hinab und vergröbert die
SchlangedesParadieses, die feine, listige Verführerin, zum altenDrachen.
Eine völlige Statistik der Engelmyriaden, nach ihrer Rangord»
nung und ihren Amtsfunktionen, stellt der Apostel Paulus auf. Die
Engel waren gleichsam die Minister des göttlichen Thrones nach den
Lehren des Origenes, eines christlichen Religionlehrers aus dem zwei»
ten Jahrhundert. In geschlossener Phalanx treten bei ihm die Erz»
engel auf, scharf umrissene, prägnante Gestalten. Da ist Gabriel so»
zusagen für das Kriegsdepartement. Aber er ist auch der Weissager,

der Geburtverkünder, der die Hirten vom Feld zur heiligen Krippe
holt. Ihm eignet lichtes Gewand und die Lilien der Unschuld und
Reinheit. Michael ist der Schützer des Gottesdienstes, des Gebets und
Lobgesanges. Er zertritt die Drachenbrut der Sünde, er wägt die
Seelen der Verstorbenen. In goldstrotzender Rüstung, ein herber, un°
nahbar hoher Jüngling: so bilden ihn die großen Maler; an ihrer
Spitze Rafael. Das Gefieder seiner mächtigen Schwingen ist mit zahl»
reichen Pfauenfedern durchsetzt. Seltsam. Der Pfau ist in Ostindien
heimisch. Die Erscheinung des Erzengels Michael mag also mit fremd»
artigen Glaubenscentren zusammenhängen. Rafael ist der Schützer
des Medizinalwesens, Ariel das Licht Gottes. Iophiel beschützt die
Forscher, die Kirchenväter und trägt die Geißel in den Händen. Cha»
muel, mit Becher und Stab, schützt die Pilger, die Reisenden. Sie
tragen Bücher der Weissagungen, Kerzen und Leuchter, Zithern und
Harfen, das Siegel des Herrn und das schwingende Rauchfaß; denn
das Räuchern mit Weihrauch und anderen edlen Duftstoffen ist alter
Heidenbrauch. Das Alles steht in der Offenbarung Johannis. Er
spricht von den Engelheeren und Matthäus zählt sie nach Legionen.
Ungeheuerlich und „unplastisch" nennt Karl von Hase die Engelschilde-
rungen in der Offenbarung. Ein Engel ist mit der Wolke umkleidet,
um sein Haupt windet sich der Regenbogen, die Füße sind Feuersäulen;
eine ruht auf der Erde, die andere auf dem Meer, als Symbol der
Weltherrschaft. Diesem Theologen erklären sich die Engelerscheinungen
der Apostel als Fieber» und Traumvisionen, Symbole und Gleichnisse,
„Sie sind keine sinnliche Evidenz, sondern nur eine Reflexion."
Der Kirchenvater Augustinus hatte schon von Schutzengeln be°
richtet. An Wiege und Grab stand solcher holde Tröster. Aber auch die
Sterne, die Elemente, treue Thiers, sogar Schatten spendende Bäume
hatten ihre Schutzengel, wie die Bäume in den alten Mythologien von
Dryaden bewohnt werden.
Und wieder ein Entlehnen: Satan trägt die Satyrmaske, Hörn»
chen, Schweif und Klauen, auch den Bocksfuß, den nur der Mißver»
stand späterer Zeit in einen Pferdehuf umgewandelt hat. Und wie
Faun und Satyr, so ist auch Satan der Chniker, der unanständige
Vertreter gröblichster Sinnlichkeit.
Noch Luther glaubte an Engel und Teufel und der Papst ist ihm
des Teufels Sohn. Die kleinen Versuchungen, die in jeder Stunde den
Menschen anfechten wollen, sind ihm lauter kleine Teufel: „Droben
in der Luft da schweben sie wie Wolken über uns und flattern allent»
halben um uns her wie die Hummeln. Darum zweifle nur Niemand
daran: wo ein Feuer aufgeht, da sitzet allerwege ein Teufelein dabei,
das blaset immer ins Feuer, daß es soll größer werden. Ein Mensch
soll wissen, daß er mitten unter den Teufeln (der Versuchung) sitzet
und daß der Teufel ihm näher sei als sein Hemde, ja, als seine Haut."
Freilich: so sicher ist bei Luthers Schalkshumor nicht die Grenze zu
ziehen, bis zu der im Ernst sein Teufelglaube gegangen ist.

So waren Engel und Teufel zu allen Zeiten für die reifen Köpfe
Symbole und Nepräsentaten der urewigen Gegensätze Gut und Vöfe,
geistig-sittliche und sinnlich-weltliche Lebensauffassung. Für das Volk
mußte jede Kirchenlehre nach Bildern und Gleichnissen suchen.
Der Kunst blieb nichts übrig als der Versuch, den Engeln die
menschliche Gestalt zu leihen und ihnen zur Unterscheidung Flügel an-
zuheften. Schon früh war das Bestreben sichtbar, sie aller materiellen
Schwere zu entkleiden. So entstanden die geflügelten Engelsköpfchen,
mit denen viele Meister ganze Hintergründe ihrer Gemälde ausfüllen.
Die ersten, ältesten findet man in der Vorhalle und auf dem östlichen
Kuppelbogen der hagia Sofia in Konstantinopel, der Hochburg des
christlichen Vyzanz. Vom Goldgrund, der die tzimmelsglorie bedeuten
sollte, heben sich die schwirrenden und schwebenden Köpfchen ab.
So glitten aus Kunst und Dichtung die Engelkindchen in die
Volksvorstellung hinein; und süßer Trost mußte es den Müttern sein,
ihr eigenes totes Kindchen in den fliegenden Neigen verklärter Eng»
lein aufgenommen Zu denken.
Jena. ElseFranken.

Nubber.

London hats auf dem Gebiete der Aktienbluffs weiter gebracht als
^^M3> Paris und Brüssel. Man thäte den Dollarmännern Anrecht,
wollte man ihnen ein ansehnliches Maß kühner Effektenleistungen ab-
streiten; aber die berühmtesten booinZ sind von England ausgegangen.
In einigen Jahren darf die Erinnerung an den „8<,utK-8«a'2ubb!ß" sich
der zweiten Säkularfeier freuen. Das war ein monumentaler Schwin-
del. Unter der glorreichen Negirung Georgs des Ersten suchte die
staatlich privilegirte Südseegesellschaft 1720 den Spaniern im Handel
nach Südamerika Konkurrenz zu machen. Sie trieb das edle Flibustier-
Handwerk; daneben Sklavenhandel. Das Geschäft ging nicht nach
«Wunsch und man mußte die Phantasie der Geldgeber künstlich anregen.
Nun wurde von Goldfunden ungeheuren Umfanges erzählt und mun-
ter geschwindelt; bis eines Tages ein rauher Wind den ganzen Kram
über den Haufen warf. Später gab die Aktienaera die Möglichkeit,
die Grenzen der tmbbles auszudehnen. Eisenbahnpapiere, Amerikaner,
Westaustralier, Nhodesier: diese boom» sind, sammt ihren bösen Nach-
wehen, zu Weltruhm gekommen. Der Chronist erzählt von den „Globe-
Permits", die vor einigen Jahrzehnten ganz London begeisterten. Das
waren Anteilscheine auf eine zu gründende Segeltuchfabrik. Die
Scheine erzielten Aiesenpreise; aber die Fabrik ist nie gebaut worden.
Das neuste Idol des englischen Publikums ist rubbsr. Ueber Gummi
und Kautschuk geht heute nicht einmal der sonst immer bevorzugte
^ankecmarlt. Gummiplantagen: Das ist das höchste. Kein guter Brite,

der die Ehre des Nnion Jack achtet, darf ohne einen Gummiartikel, in Gestalt eines ?ounä- oder Ivo SKiHm^-LKsre, nach Haus gehen. Der Gummiboom setzte am Anfang dieses Jahres intensiv ein; und die Folge war nicht nur ein rasches Steigen der schon bekannten Kautschukaktien, sondern auch eine Massenfabrikation neuer Gummigesellschaften. Die Inseratenplantagen der großen englischen Tageszeitungen könnten von den Gummiplantagen leben. Tag vor Tag neue Prospekte. Nnd nicht etwa nur vereinzelt, sondern gleich in Vierteldutzenden. Ich habe in zwei Monaten siebenzig Prospekte gezählt, die in etwa 8 Millionen Pfund oder 160 Millionen Mark umgesetzt werden wollen. Man bedenke: 160 Millionen für Versprechungen! Keine der neuen Plantagen hat schon Etwas getragen. Die Gummibäume sollen erst gepflanzt werden; und dann dauerts mindestens fünf Jahre, bis sie Ertrag bringen. Was kümmern so nüchterne Erwägungen die Gründer und Manager der Rubbsr klantstious? Sie verkünden: „IKsrs is notKinA liks rudbsr, snä tksrs Ks« nsvsr bsen än^tKinA liks rubbsr." Und der Dichter ruht im Schatten des Gummiboom und schwärmt: „OK! Kubbsr is sn »rtiels, Ks^ong »II slss slästi«; it is in svsr/ pzrtiels most klsxibl)' A^mnästio." Der Hymnus, den ich in der Wochenschrift „Truth" fand, endet mit einer Baisseklage. Der Dichter sieht das Ende und ruft den Gummileuten zu: „Vst soon will eoins tks psiilkul Kour!" Bald naht die schmerzenreiche Stunde. Sicher. Doch der Prophet predigt tauben Ohren. Noch denkt Niemand an den Tag der großen Abrechnung. Die tönenden Namen der neuen Plantagen wirken auf die Hirne des Publikums stärker als die Warnungen kühler Beobachter. Wer könnte der Zweishillingaktie einer Diamantino Rubber Plantations Limited oder einer Nongko Rubber Company, einer Strathisla Rubber Estates Limited, einer Meritini Rubber Estates Ltd. widerstehen? Was sind zwei Shilling, wenn man sich dafür einen Antheil an den Reichthümern der Erde kaufen kann? Schon mit der Einpfund-Aktie ließ sich viel machen. Die Aktie zu zwei Shilling: damit ist man der kommunistischen Ausgestaltung der Effektenspekulation nah. Außer den Insassen der Toll- und Zuchthäuser kann im Britenreich jeder Mensch ein Shareholder werden. Zwei Shilling hat ja selbst der arme Schlucker übrig.

^ Die englische Finanz kümmert sich erst seit kurzer Zeit um Hevea Brasiliensis, den brasilianischen Gummibaum. In den Wäldern des Amazonas, Orinoko und Rio Negro wird der kostbare Milchsaft gewonnen, der als Kautschuk aus den Markt kommt. Neben Brasilien ist der Kongostaat als Kautschukgebiet von Bedeutung. Dort wird der Gummi von Schlingpflanzen gewonnen, die sich nicht nach anderen Territorien bringen lassen. Der Abbau ist noch so unvollkommen geregelt, daß in absehbarer Zeit die wilde Liane, die den besten Kautschuk giebt, völlig vernichtet sein wird. Die Neger, die in den Wäldern des Kongostaates arbeiten, reißen die Pflanzen einfach aus und zerstören dadurch die Möglichkeit des Ansehens neuer Triebe. Im Gegensatz zu den Lianen ist die Hevea Brasiliensis mit gutem Erfolg verpflanzt wor°

den. Seit einigen Jahren ist der brasilianische Gummibaum auf Cey-
lon, den Sundainseln, den Straits-Settlements heimisch. Für diesen
Domizilwechsel sorgten die Engländer, nachdem sie, mit angeborenem
Spürsinn, die Geldquellen der brasilianischen Wälder entdeckt hatten.
Ceylon, Borneo, Sumatra, Malacca sind mit ihren Gummiplantagen
der dritte Faktor unter den Produzenten des Kautschukmarktes ge»
worden. Die Pflanzungen bestehen im wesentlichsten Theil erst seit
dem Anfang diefes Jahrhunderts; nur wenige indische Plantagen
haben deshalb bisher vollen Ertrag geliefert. In jedem Jahr bringt,
eine neue Serie von Bäumen Frucht. Das ist ein wichtiger Umstand
bei der Beurtheilung der Chancen des Kautschukmarktes und des un»
geheuren Kapitals, das in ein paar Monaten von neuen Gründungen
verschlungen worden ist. „Die Sache fängt ja erst an."
Der Verbrauch von Kautschuk hat in den letzten Jahren zugenom-
men; er stieg rascher als die Produktion und bewirkte eine beträchtliche
Steigerung des Preises, dem natürlich durch die Spekulation noch
nachgeholfen wurde. Der Durchschnittspreis der letzten zehn Jahre für
Nohgummi betrug etwa 2 Shilling fürs Pfund. Heute: IN Shilling;
und diese EntWickelung machten natürlich die Kurse der Kautschukattien
mit. Aktien, deren Nominalwerth 2 Shilling beträgt, notiren W bis
50 Shilling; ihr Kurs stellt sich also auf 2000 bis 250N Prozent. Die
Dividenden entsprechen dem Preis. Damit das Verhältniß so bleibe,
darf der Kautschukpreis nicht viel von seinen 10 Shilling verlieren.
Dazu ist eine Nachfrage nöthig, die jede Produktion abzunehmen ver-
mag. Die ältesten der indischen Plantagen werden nicht vor dem Jahr
1913 zur vollen Ergiebigkeit kommen und auch die brasilianischen
Pflanzungen werden höheren Ertrag bringen. Noch ist der Verbrauch
ums Doppelte größer als die angebotene Menge. Schon aber droht
die Konkurrenz mit Kunstprodukten. Die Gummifabrikanten haben
einen Preisaufschlag beschlossen, der für einige Zeit reicht und neue
Erhöhung des Nohmaterials schon vorwegnimmt. Die deutschen Kaut-
schukindustriellen wissen natürlich aber, daß diese Preise ihnen nicht
nützen, wenn sie der Abnehmer nicht zahlt, sondern seinen Bedarf an
Gummiwaaren lieber einschränkt. In der Technik läßt sich Kautschuk
nicht überall durch Surrogate ersetzen. Aber da, wo es schließlich auch
ohne Gummi geht, könnte eine Preishausse gefährlich werden. Luxus-
artikel ertragen eine Dehnung des Preises nur bis zu der Grenze, wo
das Publikum die Erhöhung noch nicht empfindet; fühlt die breite
Schicht der Käufer erst die Theuerung, so schrumpft der Absatz. Mit
dieser Möglichkeit müssen auch die Kautschukleute rechnen.
Der Spekulation genügt die Chance des Augenblicks. Die lon-
doner Manager denken nicht über den Tag hinaus, wo die letzte Aktie
verkauft ist. Je tüchtiger ihre Agenten, desto rascher ist ausverkauft.
And da das englische Publikum vom höchsten Nationalstolz getrieben
wird, wenn sichs um 2 littls ^amblinß handelt, so sucht der fernste Pfarr»
sprenget eine Ehre darin, keinen der kostbaren Shares dem Ausland

zu überlassen. Der Vikar von Wakefield hätte heutzutage die Pflicht, seinen Pfarrkindern India» und Para»Rubber zu empfehlen. Old England hat seine Gummipuppe, die ihm die Zeit vertreibt. In einem Prospekt wird, zur Empfehlung, die Thatsache erwähnt, daß die Ma» nager der neuen Gründung sich an vielen anderen Plantagen bethei» ligt haben. Das soll den Leuten Muth machen. Vielleicht waren die älteren Aktien besser als die, denen die Reklame dienen soll. Oder sie existiren überhaupt nicht. Oder sie sind von den Managers nicht be° zahlt. Niemand weiß es. Aber der Köder wirkt. Und der londoner Gummi-Boom hat natürlich in Paris lauten Widerhall gefunden. Die Begeisterung für Kautschukwerthe war dort an einzelnen Tagen so gewaltig, daß es schwer war, die Aktien eines neuen Unternehmens, des Tastern International Rubber Trust, unter Wahrung der üblichen Formen einzuführen. Und in Amsterdam mußten besondere Maß« regeln beschlossen werden, um die Spekulation zu zügeln. Die Makler erklärten, daß sie für die Kurse und die gestellten Limiten nicht länger bürgen könnten, da Kautschukwerthe täglich den wildesten Schwankungen ausgesetzt seien. Millionengewinne, Millionenverluste. Per Saldo bleibt im besten Fall eine Null.

Das deutsche Börsenpublikum blickt mit einem Gefühl des Neides auf die „Dukatenproduktion" an der Themse. Wer doch auch so ein Männchen in der Tasche hätte Z Die Finanzhäuptlinge aber loben die Tüchtigkeit der Engländer und tadeln die Rückständigkeit des Deutschen Reichstages, der noch nicht einmal Zweihundertmarkaktien erlaubt habe, während man jenseits vom Kanal schon für zwei Shilling eine Aktie erstehen kann. Es ist eine Affenschande. In der Budgetkommission wurde neulich recht lebhaft über die Zweihundertmarkaktie gestritten. Die Lauen im Geist hörten scharfe Worte. Um zu zeigen, wie schädlich der Widerstand gegen die englische Methode ist, wird jetzt auf das Eindringen John Bulls in Deutschostafrika hingewiesen. Ein britisches Konsortium hat Plantagen in Usambara gekauft, um sie zu finanziren und zu bewirthschaften. Daran soll die „Lahmheit des deutschen Kapitals" schuld sein. Den Kolonien hat das deutsche Kapital sich eigentlich nicht lahm gezeigt; es ist ziemlich flink auf den Leim gegangen und wartet nun auf den versprochenen Zucker. Wenn Briten mit den Shares der neuen Plantagen recht viele Leute hineinlegen, brauchen wir uns nicht zu grämen, sondern können uns als die Wilden fühlen, die bessere Menschen sind. Schlimm wäre nur, wenn die Britains die Germans hineinlegten; ihnen die Plantagen in Ostafrika abkauften und die dafür geschaffenen Aktien anhängten. Dann würden die deutschen Pflanzungen in Usambara doch noch mit deutschem Geld befruchtet. Nehmt Euch in Acht! Die Engländer sind die tüchtigsten Aktienhändler der Welt. Sie finanziren nicht nur Dinge, sondern auch Ideen. Sie werden nächstens eine Gesellschaft zur Anpflanzung deutscher Eichen in England gründen und die Shares in Paris auf den Markt bringen. Flinke Abnahme ist ihnen gesichert. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden i» Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S. m. b. ß. in Berlin.

Berlin, den 7. Mai 191«.
Duo.
Americana.

er Kaiser wird Herrn Roosevelt vom Bahnhof abholen und
☐in seinemAutomobil nachPotsdambringen.woderfrühere
Präsident der Vereinigten Staaten im Nenen Palais wohnen
wird. Das stand in denZeitnngen. Ist dieMeldung richtig, dann
zwingt, seit anderthalb Iahren zum ersten Mal wieder, ernste Gewissenspflicht, eine Absicht des Deutschen Kaisers rückhaltlos zu
tadeln. Im weiten Bereich persönlicherWünsche ist Wilhelm frei;
kann thun, was ihm beliebt,und unterlassen, was ihm nicht pa!zt.
Als Deutscher Kaiser bindet er mit derAusführung seines Willens
das Reich. Ehren, die er als Rcichsoberhaupt gewährt, gelten
als von der Nation erwiesen. Dynastischer Brauch hat bestimmte
Auszeichnungen (Einholung durch den Chef des regnenden Hauses, Wohnung im Schloß) gekrönten Häuptern und deren fürstlichen Vertretern vorbehalten; hat sie sogar den Präsidenten der
Republiken nur selten gewährt. Herr Roosevelt ist ein Privatmann, der zn seinem Vergnügen reist. Viele meinen: „In Geschäften". Mag fein; vielleicht will dertzerr,der wieder Präsident
zu werden wünscht,mit derThatsache, daß er an EuropensHöfen
wie ein Imperator empfangen, in Europens Hauptstädten wie ein
volksthümlicher Held gefeiert wird, auf seine Landsleute wirken
und seine Wahlchance bessern. Staatsgeschäftsreisender ist er jedenfalls nicht. InKairo, Rom.Wienhat er inHotcls gewohnt. Die
II!

Botschafter feinerRegirung haben für ihn nicht viel mehr gethan
als fürmanchenpäi-ticulier cie äiLtinction.Da die berliner Ehren öf-
fentlich fchon angedeutet waren, konnten die Repräsentanten an-
derer Reiche sich nicht ganz zurückhalten. Franz Joseph gab dem
Reisenden ein Diner, stellte ihm eine tzofkutsche und eine Hof-
theaterloge zurVerfügung; ließ ihnaberweder vom Bahnhof ab-
holen noch im Hotel Krantz von einem Sohn des Hauses Habs-
burg begrüßen. And wird sich der Enthaltsamkeit gefreut haben,
als er hörte, mit welcher schlauen Demagogenkunst der in Wien
immerhin Verpflichtete in Budapest das Magyarensehnen nach
Nnabhängigkeit gepriesen hatte. Verpflichtet? Theodoras zeigt
lächelnd fein Pferdegebiß. Verpflichtung giebts für ihn nicht. In
Kairo geht er vom Tisch des Sir Eldon Gorst in eine Versamm-
lung, wo er durch eine den schlummerndenZorn dcrIungegypter
aufpeitschende Rede der bangenBritenregirung neue Schwierig-
keit schafft. In Rom will er mitdem Papst plaudern, sich aber das
Recht wahren, nachher in der Methodistenkirche die Feinde des
Papslthumes mit einerPredigt zu erfreuen. Als er gefragt wird,
ob so disparate Absichten ihm vereinbar scheinen, antwortet er:
»Natürlich. WenndemDeutschenKaiser einfiele, von mir zu for-
dern,ichfolle,nachdemich ihn gesehenhabe, nichtmitdenpolnischen
Politikern verkehren, die Polens Trennung von Preußen erstre-
ben, würde ich sagen: Diese Bedingung nehme ich nicht an und
verzichte lieber auf das Vergnügen einer Audienz." (Herr Lam-
bert.RooseveltsAnhänger, hat denAusspruch am sechstenApril
im NewPorkAmerican veröffentlicht.) Was jedem Anderen ge-
weigert wird, ist Diesem erlaubt. Er darf laut erklären, der per-
sönliche Verkehr mit dem Deutschen Kaiser könne ihn nicht hin-
dern, Männer aufzusuchen, die ihre Heimathprovinz vom Stamm-
lande dieses Kaisers lösen möchten. Ihm schadets nicht. Er wird
im Schloß wohnen (und sich, Wenns ihm behagt, Herrn Korfanty
oder Herrn Stadthagen, HerrnWetterle odertzerrn Hansfen zum
Thce einladen). Den Fürsten Bismarck holte Wilhelms Bruder
vom Bahnhof; und mancher Schranze runzelte sich die Stirn. Herrn
Roosevelt will der Kaiser selbst an derWagonthür empfangen.
In einerEcke derHofgescllschaftwirdgewifpert: „Mögender
Briefe des Kronprinzen muß es sein. Darin stehen Sätze, die in
Amerika als sehr unfreundlich empfunden wurden. S. M. will

zeigen, daß es sich da nur um Entgleisung gehandelt hat, und den
vonVitternißverärgertenPankees ein Vischen Zucker geben;Iie-
berzu viel als zu wenig. Versteht ihn doch, Kinder, uud haltet den
Schnabel! Diesmalistwirtlich kein Grund zuder(früherjamanck)-
mal berechtigten)Klage, daß er die Ausländer mit Zuckerwert über-
futtere." Da ich vielfach, besonders oft von fern lebenden Deut-
schen, gebeten worden bin, die am neunten April hier erwähnten
Briefe, die der Kronprinz an Herrn Hans Ferdinand Varnes, den
Sohn dcsGrafenVolto vontzochberg,geschrieben hat.abzudrucken,
gebe ich zunächst den als authentisch bezeichnetenWortlaut:
Oels, 26. 8. 06.
Lieber Mucki! Vielen Dan! für Deinen letzten Brief, aus dem ich
endlich mal etwas Näheres aus Deinem jetzigen Leben höre. Es ist
alles schön und gut, was Du da schreibst, und Du kannst mir glauben,
Deine Eltern haben mich absolut nicht beeinflußt, aber um Deine schrift»
liche ehrenwortliche Erklärung kommst Du doch nicht herum. Wenn ich
Das geschrieben hätte, „im Falle, daß ich die z>. p. heirathe, lege ich
meinen adeligen Namen ab", nun, dann hätte ich es auch auf jeden
Fall gethan. Lieber Mucki, glaube mir, persönlich ist es mir ganz
Wurscht, ob Du nun so oder so heißt, Du bleibst doch mein alter und
guter Freund, dem ich stets die Stange halte, aber mit Deiner neuen
tzeimath und den neuen Freunden kannst Du nicht auf einmal neue
Ehrbegriffe kriegen. Leser vgtioneF mentale« giebt es für einen anstän-
digen Menschen doch nicht. Auch diefe Anerbieten dieses Herrn Varnes
(echt amerikanisch und theatralisch) finde ich sonderbar. Bitte, schreib
mir über diese Punkte nochmal genau; auch den diktirten Brief an
Deine Eltern, verzeih, finde ich albern und bombastisch, uns Allen kann
doch schließlich ziemlich egal sein, was dieser gute Mr. Barnes über die
Angelegenheit denkt. Merkst Du denn nicht, daß er Dich als «Reklame
für sich benützt; schon dies Bild mit dem guten Mann zusammen, armer
alter Mucki. Na, im Uebrigcn schreib doch mal von Deiner Häuslich-
keit u. s. w. Hier ist Alles beim Alten. Ich bin ein paar Tage zu Hause
wegen der alljährlichen Erkältung, Cecile auch. Das Baby entwickelt
sich ganz famos. Meine Schwadron macht mir viel Freude, es ist doch
netter wie eine Compagnie, obgleich die Uffr. im A. tz. N. besser sind.
Gleichzeitig werde ich jetzt an der Neg. beschäftigt. Vorträge beim Ober-
Präsident und neulich war ich 2 St. bei Biilow, Papa ist jetzt auch
immer sehr nett gegen mich und sind wir uns, glaube ich, ein gutes
Stück näher gekommen, Neulich hat er lange mit mir allein über Poli-
tik geredet, ich bin so dankbar dafür.. Es ist das selbe Gefühl, als wenn
der älteste Matrose eines Schiffes nie steuern darf und doch weiß, daß
jeden Moment der Steuermann durch ihn ersetzt werden kann. Neulich
war Gustav hier und sehr nett. Nun leb' wohl, alter Junge, bleibe ein
Deutscher und werde nicht so 'n oller Vankee Geschäftsmann.
Dein Caesnr.

Potsdam, 9. Dez. 06.
Lieber Mucki! Vielen Dank für Deine letzte Karte. Ich muß
heute also mal ernst mit Dir reden. Neulich war ich in Rohnstock, na-
türlich unter den jetzigen Verhältnissen keine sehr angenehme Sache.
Nun, Dein Vater liebt Dich noch sehr und ist wirklich ganz gebrochen
durch die Geschichte. Deine Mutter, ich muh es schon sagen, hat Dich
ganz aufgegeben. Dein Vater hat mir aber ein Schriftstück gezeigt, von
Dir selbst geschrieben, in dem Du die ehrenwörtliche Erklärung abziehst,
im Augenblick Deiner Verehelichung mit der betreffendenDameDciner
Wahl Deinen Namen abzulegen. Mucki, bedenke, hier giebts kein Zu-
rück. Du mußt Deinen Namen ablegen. An Dein Ehrenwort mußt Du
Dich halten. Wenn die Sache herauskommt, und sie kommt sicher her-
aus, bist Du sicher unmöglich und für Alle von uns verloren. Also thue
den Schritt und höre auf Deinen alten Freund. Aeber den Geldpunkt
habe ich mit Deinem Vater auch geredet und er will Dir geben, was Dn
brauchst. Du mußt es nun nehmen und nicht den dicken Wilhelm mar-
kiren. Neulich waren wir in Oels, wo es sehr nett war. Cecile und dem
Baby gehts sehr gut. Nun leb' Wohl. Schreib' mal, wie es Dir geht
und was Du machst. Dein alter Caesar,
Potsdam, 11. Jan. 07.
Lieber Mucki! Vielen Dank für den lieben Brief, aus dem ich
ersehe, daß Du noch am Leben bist. Du weißt, wie leid mir die ganze
Geschichte thut, und ich hatte immer noch die frohe Hoffnung, Du wür-
dest die Sache vergessen; Deine Motive sind unantastbar und machen
Dir alle Ehre, und doch hättest Du es nicht thun sollen. Du hast nun
doch so ziemlich alle Brücken hinter Dir abgebrochen; wir, Achim, tzell-
dorff und ich, bleiben natürlich für Dich die Alten, es komme, wie es
wolle. Schreib mal recht bald genau, worin Deine Arbeit besteht, wo
und wie Du lebst u. s. w. Was ist Das für eine Sache mit dem Ehren-
wort, da scheint irgendwas nicht zu stimmen, Das mußt Du unbedingt
in Ordnung bringen. Hier geht Alles seinen alten Gang. Meine Schwa-
dron macht mir viel Freude, Cecile und dem Baby gehts gut, ich werde
bald bei der Regirung anfangen zu arbeiten, was ja auch ganz gut ist.
Dies Jahr schoß ich 19 Hirsche, 38 Rehböcke und 3 Gams. Nun leb'
Wohl, 1000 Grüße und auf Wiedersehen. Dein Caesar.
Nette Briefe; im Ton herzhafter Jugend. Wie jeder blut-
junge Lieutenaut sie mal geschrieben hat. Daß ein in Europa lei-
der noch weithin verbreitetes Vorurtheil überAmerika darinzum
Ausdruck kommt, ist nur natürlich. SourtheiltjugendlicherIdea-
lismus über dieBusineßmenschhcit; ungefähr so wird in Kasinos
auch über die heimischen Geschäftemacher geredet. Der Kronprinz
glaubt gewiß nicht, daß jeder Amerikaner ein Dollarjäger ist und
weniger aufEhre hält als ein Deutscher. Kann solchen Wahn eben
so wenig hegenwic den(gcfährlicheren),manmüsseseinWorthal-
ten, weil »die Sache sicher herauskommen" werde. Amerika hat

keinen ernsten Anlaß, dem Schreiber dieser Briefe zu grollen. Nnd
desSchrcibers Vater hat durch huldvolleWorte undMarmelstein-
ga den nachgerade oft genug bewiesen, wie hoch er das Amerikaner-
thum und den persönlichen Werth der Vanderbilt S Co. schätzt.
Mit diesem Argument ist also nichts anzufangen. Weiter.
tzatDeutschlandGrund.tzerrn Roosevelt dankbar zu sein? Vor vier
Wochen sagte ich hier:«Die Geschäftsführer der Französischen Re-
publik wissen, daß erst Roosevelts Hilfe ihren Sieg inAlgesiras er-
möglicht oder mindestes beschleunigt hat." Als derMann der rouZK
riciers in Paris war, ists mit erfreulicher Offenheit ausgesprochen
worden. Der Präsident, der Staatssekretär(Mr.ElihuRoot),der
Botschafter (Mr. Henry White) der Vereinigten Staaten haben
sich im Februar und März 1906 eifernd immer nur für Frank-
reich bemüht.White erbot sich, die französischen Wünsche meinen
Vorschlag zu fassen, der als ein Antrag Amerikas der Konferenz
vorgelegt werden folle. Roosevelt empfahl dem Deutschen Kaiser
drängend, der franko-spanischen Polizeiherrschaft in Marokko zu-
zustimmen. Wiederholte, als Wilhelm abgelehnt hatte, die Auf-
forderungin noch kräftigeremTon. And ließ, daihm gefagt worden
war, die offene Parteinahme für Frankreich könne ihm, als mit
demMonroe-Dogma unvereinbar, Tadeleintragen, Herrn White
sichtbare Zurückhaltung und heimliche Geschäftigkeit vorschreiben.
(In Algesiras selbst, sagttzerrTardieu, „wußteIeder,daßWhite
mit klarerBestimmtheit für uns Partei genommen hatte, und man
konnte sich denken, daß er nicht ohne Instruktion handelte. Wir
hatten auch die wiederholte Zusage des Präsidenten Roosevelt,
daß die amerikanische Regirung hinter denCoulissenfür uns wir-
ken und bis ans Ende der nützliche Vertheidiger unserer Vor-
schläge bleiben werde.") Speck von Sternburg bittet inWashing-
ton den Staatssekretär, Frankreichs Widerstand gegen die deut-
schen Anträge nicht immer zu stärken. Wilhelm selbst telegraphirt
dreimal andenPräsidenten.Vergebens.AuchimBankstreit stehen
die Vereinigten Staaten auf Frankreichs Seite und Roosevelt be-
schwört (»avec insÄance") den Kaiser, die pariser Wünsche zu er-
füllen. Weigert sich, den österreichischen Vermittlungvorschlag zu
empfehlen undWhite dafür stimmen zu lassen; sagt offenheraus,
daß nur die Rücksicht auf die Monroe-Doktrin ihn hindere, diesen
Vorschlag energisch zu bekämpfen. Der Vorschlag fällt; in derAnt-
wort auf Roosevelts dritte Depesche erwähnt Wilhelm ihn gar

nicht mehr und am selben Tag sagt Tschirschky zu Bihourd: „Da wir thun, was Sie wollen, sehe ich keine Schwierigkeit mehr." «Die Thatsache, daß Roosevelt zu Wilhelm dem Zweiten so deutlich sprach, ergänzte den Eindruck Dessen, was Graf Lamsdorf das Tadelsvotum Europas nannte. Roosevelt hat uns geholfen, weil er fand, das für die Ruhe des Erdballes nothwendige Gleichgewicht der Kräfte sei nicht von Frankreich, sondern von Deutschland her bedroht." (Tardieu.) Einmal konnte Herr Roosevelt uns ein nützlicher Freund werden. Er hat für Frankreich optirt und der Dritten Republik fast mehr noch genützt als Grey und Lamsdorf. Nicht diePerson,heißts nun wieder,foll geehrt werden,sondern das Land, an dessen Spitze sie Jahre langstand. Standznicht: steht. DieLoubet, Balfour, Witte, Giolitti, Maura, deren Macht einst eben so groß wie Roosevelts war, würden heute überall als Privatmänner empfangen. And sieht man jenseits von der Atlantis in diesem Theodoros etwa noch einmülhig den Repräsentanten amerikanischer Volkheit? Als ich erwähnt hatte, daß Amerikaner der h öheren Geistesschicht über den Mann und seine Bluffs im Tou ironischer Geringschätzung sprechen, brachte ein Dutzend Briefe von drüben Zustimmung. In der New Borker Staatszeitung (die mich,nachdem sie drei Lnstren lang meineArtikel abgedruckt hat, jetzt, seit ich über ihren Manager ein unfreundliches Wort gesagt habe, mit schönem Eifer schimpft) wurde am zwanzigsten AprilabendHerr Roosevelt „Amerikas geriebensterPolitiker" genannt, der in Europa ihm bereitete „begeisterte Empfang" respektlos bespöttelt, seiner Partei, die von „frechem Privileg" gelebt und für das Land nichts gethan habe, naher Bankerotgeweissagt. Wurden die Wahlsiege der Demokraten als ernst zu nehmende Warnungzcichen gedeutet. Ueberschrift: „Zum Jubel Europas stimmt Das nicht". Aus dem Inhalt :„ Scheint fast, als ob der deutsche Schriftsteller tzardennoch mehr von der wahren Situation Amerikas weiß als die .Diplomaten', die nach Europa berichtet haben, daß Roosevelt das Amerika der Zukunft sei. Das ernste Amerika sieht in Roosevelt eine Figur, die für die Zustände von heute mitverantwortlich ist. DieRechnung, die annimmt, Roosevelt müsse wieder dertzerrscherAmerikas werden,könnte am Endeein Loch erhalten. Nnd all das.begeisterte Empfangen' wäre dann umsonst gewesen." Die ungemein schnelle EntWickelung zum Weltimperium hat Amerika der Gefahr hochmüthiger Selbstüber-

schätzung genähert. Die Paukeeneigung in den Glauben, derAme-
rikaner sei der vollkommene Ausdruck moderner Menschheit und
dürfeaufseinertzöhedenzwischenBasaltenundverfallenenSchlös-
sernkeuchendenEuropäer belächeln, wird begünstigt, wennEuropa
die Sippe Jonathans würdelos umdienert. Ob drüben die ernsten
Menschen, deren Geldgier nicht ärger, deren Pflichtgefühl und
Kultursehnen nicht geringer ist als deutscher Kaufleute, starkgenug
sind, um ihr Land vor der Schädigung durch Demagogenkniffe zu
hüten, bleibtabzuwarten; die Schätzung amerikanischerNüchtern-
heit müßte schrumpfen, wenn Gauklerbravour dort auf den höch-
sten Sitz hülfe.Daß die Reklamereise dcstzerrnRoosevelt angro-
tesker Widrigkeit alles bisher Erlebte.übertrifft, fühltIeder und
sagt(nichtzu lautfreilich) Mancher.DerunersättlichBeifallssüch-
tige tost durch Europa, sprudelt überall die selben muffigen Schmei-
chelreden aus dertzengstkiefernöffnung,drückthunderttzändeund
empfiehltsich demWohlwollen derZeitungmacher. Zweck des Ma-
nagement: den Bürgern der Vereinigten Staaten zu zeigen, daß
sie einen Präsidenten haben können, dem Europens Altjungfern-
zärtlichkeit nichts versagen wird. Nns ist der Reisende ein Privat-
mann ohne irgendwie beträchtliche Lebensleistung: dankbar auf-
jauchzender Liebe unwerther als in Berlin allein drei Dutzend
deutscher Männer. Einer, der als Staatshaupt unsere Politik
und unsere Wirthschaft in ihrem Drange gehemmt hat. Daß man
ihn inderAuladerberlinerAniversität eine Vorlesung halten läßt,
ist ein von keuschen Gelehrten beseufzter Skandal, der das Rek-
torat des Professors Schmidt im Gedächtniß der Nachlebenden
bemakeln wird.Auf dieLehrstühle dertzochschulen gehörenMänncr
derWissenschaft.DeristtzerrRooseveltferner als einGewerkschaft-
Vertreter von mittlererTüchtigkeit; inder pariser Sorbonne hatcr
bewiesen, auf welche abgegrasten Gemeinplätze er, mit der stolzen
Miene des Offenbarers, dietzörerzu führen wagt. Wird der Kaiser
ihm wirklich Monarchenehre gewähren? Nach der mit Stanley
undKipling,tzaleundStoesselgemachtenErfahrung?DerReichs-
kanzler fich von der Warnerpflicht, allzu behutsam, wegdrücken?
Dann darf die Nation keinen Zweifel darüber lassen, daß sie sol-
chen Reberschwang bedauert. Wilhelm der Zweite hat oft erklärt,
daß er in seinem Großvater das leuchtende Muster königlichen
Handelns sehe. Vermag seine Phantasie sich einen alten Wil-
helm zu malen, der auf dem Bahnsteig Herrn Roosevelt salutirt?

(FürdenPerroneinpfattgist.alsVertreterdeutscherMajcstät,
der in tiefsterSeele frommeRoyalistDernburgzu empfehlen. Der
unterRooseveltsKonkurrenz schlimmer leidet als nnter demtzaß
sämmtlicher deutschen Afrikaner, unter der kaum noch verhüllten
Wuth seiner civilen und militärischen Beamten, unter den schweren
Schlappen,die ihm,mit höflicherReverenz undmildemTadeldes
erzbergerischen Ungestümes, derReichstag bereitet hat. And der
deshalb allerhöchsten Trostes durch ein Extrawürstchen bedarf.)
Bode-Pofse.
Die Mehrheit des PreußischenAbgeordnetenhauscs Haiden
Ankauf und dieAusstellungdcrFlorabüstegebilligt. DerErwer-
ber,GeneraldirektorBode,hatte sie für ein Meisterwerk Leonardos
erklärt, »das derVenusvonMelos an die Seiteznsetzenist". Ir-
gendeinen Beweis hat er für seine Behauptung nicht erbracht; die
nach Rechtund Brauch ihm aufgebürdete Beweislast den Gegnern
zuzuschieben versucht. Die Hoffnung, solcher Gegenbeweis sei nicht
zu führen, ward enttäuscht. Durch das unwiderlegte Zeugnis; der
HerrenThomasWhitburnundAlbrechtDürer Lucas isterwiesen,
daß die Wachsbüstc das Werk des Bildhauers Richard CockleLu-
cas istund aus demIahr 18^t6 stammt. Daß sie von demKuusthänd-
lerBuchanan bestellt und vonLucasnacheinem(inBasildonPark
zu sehenden) Florabild aus der Luinischule geformt worden ist.
Albrecht Dürer Lucas hat gesagt, fein Vater habe sich gewöhnt,
allerlei Stoffreste, Harz und Thonklümpchen in seine Bildwerke
zu stopfen. Der Museumschemiker Professor Rathgen hat in der
berliner Flora Thon, Harz und das zweizöllige Stück einer aus
derFrühzeit der victorianischenAera stammenden Steppdecke ge-
funden; der Chemiker Dr. Georg Pinkus im Wachs der Büste
Walrat, das der Renaissancezeit unbekannt war. Sir Ray Lan-
kester: »Anch wenn im Hohlraum der Büste nicht der Steppdecken-
stoffgefunden worden wäre, spräche schon der Fund des Dr.Pin-
kus laut gegen die Annahme, diese Flora könne in einer vor dem
neunzehnten Jahrhundert liegenden Zeit entstanden sein, und
eben so laut für die Behauptung der Gegner Bodes; denn wir
wissen, daß Walrat erst am Ausgang des achtzehntenIahrhun-
derts zu erschwinglichem Preis zu haben war, daß es nach 1860
durch Paraffinund andere Produkte ersetztund, in seiner billigsten
Periode, von Lucas vielfach verwendet wurde. "Der Kopf ist sicher

neu; technisch anständig, doch ohne Knnstvaleur. Der Rucken und alle vorragenden Theilc fehlen. Der ganze Torso ist verschrammt, zerfurcht,auf allenSeitenbeschädigt. DieBemalung dcsGewandes ist neu und schlecht. Wir kennen den Besteller, das Vorbild, den Bildner, sieben Besitzer der Büste; wissen, daß sie nicht aus der Renaissancezeit stammen kann. Thut nichts. Eine neue Venus von Melos. Ihre Hundertsechzigtausend Mark reichlich Werth.
Vor drei Wochen habe'ich hier den zuständigen Minister, Herrn Trott zu Solz, ersucht, sich von der Generaldirektion der Königlichen Mnseen sieben Fragen beantworten zu lassen. Zwei Antworten haben wir gehört. Der Minister hat behauptet, Herr Willy Gretor habe bei dem Ankauf der Büste nicht mitgewirkt. Nicht direkt: mag sein. Herr Dr. Pauli, Direktor der bremer Kunsthalle, nennt ihn (in einem Brief an Bode) einen Agenten des Herrn Murray Marks, des Verkäufers, und bietet für Gretors Beziehungen zu zwei als unzuverlässig erwiesenen Zeugen dokumentarische Beweise an. Zweite Antwort. Herr Or.Posse, früher Bodes Direktorialassistent, jetzt Direktor der dresdener Galerie, hat erklärt: „Die Behauptung, Herr Gretor habe in meiner Gegenwart versucht, den altenLucas durch ein Geldangebot gefügig zu machen, ist eine Unwahrheit. Es hat sich bei unserem Besuch in Southamptondarum gehandelt, Originalwerke des altenLucas käuflich zu erwerben, um Vergleichsmaterial zur Beurtheilung derEchtheit derFlorabüste zu gewinnen." MuckisCaesar würde den guten Mann vielleicht bitten, nicht den dicken Wilhelm zu markiren. Herrn Dr. Pauli wurde am Vieren Januar geschrieben:
Am elften November 1909 war ich ungefähr um vier Ahr nachmittags im Haus des Herrn A, D. Lucas in Gesellschaft von Frau Lucas nnd zwei gemeinsamen Freunden. Da klopfte es an der Hausthür. Frau Lucas ging hinaus und kam mit einer Visitenkarte zurück, auf der stand: Dr. Hans Posse, Direktorial-Assistent bei den Königlichen Museen in Berlin. Wegen der von den berliner Museumsbeamten angenommenen Haltung hatten wir beschlossen, daß wir sie oder ihre Vertreter, wenn sie uns besuchen sollten, nicht empfangen würden. Unter diesen Umständen ersuchten Herr und Fran Lucas mich, mit Or. Posse an der Thür zu sprechen und mit ihm so zu verhandeln, wie es die Umstände verlangten. Ich fand vor der Thür zwei Herren, von denen der eine sich als Dr. Posse zu erkennen gab. Ich fand, daß dieser Herr offenbar unfähig war, sich in englischer Sprache zu unterhalten, so daß ich den anderen Herrn fragte, wer er sei und was er wünsche. Er wollte nicht sagen, wer er sei, erklärte aber, sie wünschten, Herrn A. D.

Lucas zu sprechen. Ich erwiderte, Herr Lucas sei ein alter Mann und nicht in der Lage, sie zu empfangen; ich könne ihnen auch nicht gestatten, einzutreten, wenn ich nicht mit der Persönlichkeit des zweiten Herrn und mit seiner Vollmacht bekannt gemacht würde. Der Herr holte dann aus seiner Rocktasche einen Brief oder mehrere mit dem Stempel des Kaiser-Friedrich-Museums, worauf einige Adressen mit Bleistift geschrieben waren. Da er merkte, daß er damit keinen Eindruck auf mich mache, änderte er seinen Ton mir gegenüber und fragte, wer ich sei; worauf ich ihm erwiderte, Das gehe ihn nicht an. Er fragte dann: „Sind Sie der Enkel des Herrn Lucas?" Wieder sagte ich, Das gehe ihn nicht an. Als er noch einmal geradezu fragte, wer ich sei, nannte ich ihm meinen Namen; worauf er sich zu Dr. Posse wendete und „Herr Cookseh" sagte. Dr. Posse grüßte. Es ist schwer, in genauer Reihenfolge Alles, was zwischen uns vorging, zu erzählen. Ich weiß, daß ich sehr energisch von der Haltung der Museumsbeamten und der deutschen Presse Herrn Lucas und mir gegenüber sprach und in sehr deutlichen Ausdrücken unsere wirkliche Stellung schilderte. Ich sagte ihm: wenn er mit angemessener Beglaubigung und im amtlichen Auftrage gekommen wäre, hätte man ihn mit dem schuldigen Respekt empfangen. Darauf sagte er: „Ich bin der Deutsche Kaiser. Ich bin der Deutsche Botschafter. Ich bin Dr. Bode." Worauf ich erwiderte, daß er außer diesem Triumvirat doch Wohl noch seine eigene Persönlichkeit besitze, die ich auch kennen zu lernen wünsche. Er fragte mich dann, warum ich in der Sache der Wachsbüste solche Haltung angenommen habe. Ich erwiderte ihm, daß Herr Lucas und ich im Kampf um die Feststellung des wahren Ursprunges der Büste stehen, die von der Hand des Richard Cockle Lucas stamme, und daß wir diesen Kampf bis zum Aeußersten führen werden, trotz Allem, was noch gesagt und gethan werden würde, weil wir wissen, daß wir die reine Wahrheit vertreten. Er sagte dann: „Das Alles ist recht schön und gut, Herr Cooksey, aber bei Leuten von Welt giebt es immer noch einen Nebensinn, der zwischen den Zeilen zu lesen ist." Dann folgte eine Bemerkung von so bedenklicher Art, daß ich zögere, sie hier niederzuschreiben; sie ist aber schriftlich in einer Angabe niedergelegt, die ich am nächsten Morgen dem OKisk Oonstabls ok tK« Lonnig LorouzzK «l SoutKämpton machte. In diesem Augenblick verlor ich leider die Fassung und gab dem Herrn eine so kräftige Antwort, wie ich sie Wohl kaum je irgendeinem Menschen gegeben habe. Nun versuchte er, Das, was er gesagt hatte, abzuschwächen, und bat, man möge ihm gestatten, einige der Arbeiten von R. C. Lucas zu erwerben, für die er einen guten Preis, einen sehr anständigen Preis zu bezahlen gewillt sei. Während dieser ganzen Zeit lehnte er sich gegen den Thürpfosten und gegen die Thür, so daß ich sie ohne Anwendung von Gewalt nicht schließen konnte, was ich zu thun zögerte. Da er aber schließlich merkte, daß er seinen Zweck nicht erreichen werde, sagte er: „Ich will Ihnen Etwas sagen, Herr Cookseh. Sie sind in einer sehr gefährlichen Lage und ich würde Ihnen rathen, sich an Ihren Rechtsanwalt zu wenden." Dieses wiederholte er, als er wegging, auf eine

Motor-Droschke (Nummer C. R. Nr. 72722) zu, die einige Häuser
weiter wartete und in der außer dem Chausfeur eine Dame saß. Dr.Posse
und er bestiegen den Wagen und fuhren weg. Nnd nun zu der Persönlichkeit dieses Mannes (tkis jsllmv). Ich höre, daß er Norweger,
internationaler Unterhändler (die englischen Ausdrücke sind hier etwas
stärker) und in vielen europäischen Großstädten sehr bekannt ist. Ich bekam diese Information auf folgende Weise. Ich schrieb an einen
Freund in London, was bei der fraglichen Gelegenheit sich ereignet
habe, und fügte dem Brief zwei kleine flüchtige Skizzen der beiden
Männer bei; der mir Allbekannte wurde sogleich als Gretor erkannt
und ich bekam einen sehr bestimmten und umfassenden Bericht über
ihn und seinen Charakter, Als ich bei der Auktion der Lucas-Werke
(am zwanzigsten Dezember) bei Christie in London war, belästigte dieser
Mann mich abermals; er sagte: „Herr Cooksey, leider war ich gezwungen, meiner Regirung zu berichten, daß Sie sich, als ich in Southampton war, für Herrn Lucas ausgegeben haben." Meine einzige
Antwort war: „Sie Lügner!" Darauf verließ er das Lokal. Ich kann
die Thatsache erweisen, daß Herr Murrah Marks die Handlungen dcs
Gretor leitet und ihn mit Mitteln versorgt. Er hat Das einem Herrn
zugegeben, der eine hohe amtliche Stellung in London einnimmt. Ich
weiß auch, wer die Nestauration besorgt hat, die vom Dr. Bode imn
R. C. Lucas zugeschrieben wird, und kenne die Art und Ausdehnung
dieser Restauration einschließlich der röthlichsn Färbung des Haares.
Ich wußte nichts von dieser Färbung, bis ich mit Erstaunen die farbige Reproduktion in dem Jahrbuch der Königlich Preußischen Sammlungen sah . . . Ich bin Ihnen ergeben Charles F. Cooksey.
BisheuteistkeinWortdiesesBerichteswiderlegtworden. Daß
Herr Posse, der den Taxator Cooksey der Nnwahrhaftigkeit zeiht,
die englische Sprache nicht beherrscht, hat Bode selbst zugegeben.
Der Assistent braucht also die Reden der beiden anderen Herren
nicht verstanden zn haben (hätte, in solcher Situation, ein Deutsch
stammelnder Brite den Sinn des Satzes «Sie werden doch mit
sich reden lassen", als eines leisen Geldgebotes, erfaßt?)und müßte
sich, statt hohe Töne zu riskiren, in die Einschränkung bequemen:
„Wenn Herr Gretor mir das Gespräch richtig und lückenlos wiederholt hat." Dieser Herr, sagt er, „entstammt einer vornehmen
russisch-polnischen Familie." Seltsam: mir hat er sich als Dänen
vorgestellt. DochtzerrGretor (dertzerrnLangen den Plan zumSimplizissimns suggerirt und den Kauf theurer Bilder vermittelt hat,
nach derenBesichtigung Münchens witzigster Kunstkenner sprach:
»WelchesGlückfür uns, daß alle diese AltenMeisternoch leben!
dieser russisch-polnische Däne, der mir, ohne mit einerSilbe seine
Beziehung zur Sache anzudeuten, einen Bodes Florathat hitzig

rühmenden Artikel zur Veröffentlichung schickte, brauchtuns einst-
weilen noch nichtzu kümmern. WelchenThatbestand ergiebt Posses
Darstellung? DeralteAlbrechtDürerLucashatdieGeneraldirek-
tion derberlinerKöniglichenMuseenöffentlich angegriffen; istder
ihr gefährlichsteZeuge; geräth er insSchwanken und entkräftet selbst
seineAussage, dann ist Bode gerettet. And diesem Zeugen wird, in
Bodes Auftrag, zugemuthet, Bildwerke seines Vaters HerrnPosse
zu verkaufen. Das ist zugestanden. Mir genügts. Jeder Kunst«
Händler konnte denBerlinernOriginalwerke vonLucas verschaffen.
IedenVersuch.demihnengefährlichstenZeugenGeldgewinnanzu-
bieten, mußten sie meiden. Lucas sagt: »Bode giebt eine von mei-
nem Vater vor meinem Auge gemachte Wachsbüste für ein Werk
Leonardos aus." Bode läßt ihn durch Posse fragen,ob ernichtein
paar vom Vater hinterlassene Büsten zu gutenPreisen verkaufen
wolle. War zu solchemKauf einGespräch mit dem einundachzig-
jährigenLucasnöthig?Istihm, denBodeals einen unglaubwürdi-
gen Schwätzer bekämpft hatte, zu verdenken, daß er in dem Angebot
den Willen zurBeeinflussnng witterte? Herr Levy stellt einen Rem-
brandt aus, den er für seine Privatgalerie gekauft hat. Das Bild,
ruft HerrQuermichel, hat mein Vater gemalt. Quermichel, spricht
Levy, ist ein senilerQuatschkopf; schickt heimlich aber seinen Pro-
kuristen hin und läßt dem Anbequemen ein einträgliches Geschäft
vorschlagen. In diesem (fingirten) Fall wäre das Nrtheil schnell
fertig. Eine Königliche Behörde müßte, dünkt mich, in der Wahl
ihrer Mittel noch vorsichtiger sein. Sind solche Sitten heute in
Preußen möglich? Daß Herr Posse sich zu dieserMission hergab,
wird nicht so rasch vergessen werden wie derMuseumskatalogmit
der fleißigen Farbenanalyse, die einzige halbwegs beträchtliche
Leistung seiner Kunstgelehrsamkeit. (Bodes emsigste Helfer im
Florastreit sind seitdem, zum Erstaunen der meisten Kollegen, als
vom berliner Generaldirektor zärtlich Empfohlene, Leiter großer
Staatsgalerien geworden: Herr Posse in Dresden, HerrGronau
in Kassel.)tzatHerrPosse denTag vonSouthampton nie bereut?
Nie selbst gesagt, eswäre besser gewesen, unterso besonderenRm-
ständen den Kaufantrag zu unterlassen? Am fünfundzwanzigsten
April posaunte der dem allgewaltigen Generaldirektor persönlich
verpflichtete Mann: „Unwahrheit!" Ich bitte, den von ihm zuge-
gebenenThatbestandmeinersechstenFragevomsechzehnten April
zu vergleichen und dann, ohne Ansehen der Person, zu urtheilen.

Duo. 183
Das Burlington Magazine veröffentlicht die beeideten Aus-
sagen der Herren Albrecht Dürer Lucas und Thomas Whitburn:
„Wir fahen NichardCockle Lucas an dem Thonmodell derVüste
arbeiten, die jetzt im Kaiser-Friedrich-Museum ist." Aussagen,
die dem Zweifel nicht das winzigste Spältchen noch offen lassen.
Einerlei. Herr von Trott zu Solz erzählt den von Preußens
Volk Abgeordneten, die Wachsbüste stamme „jedenfalls aus der
Zeit der Hochrenaissance" (auch den Erwerber, der Vilder und
Büsten für echt und für gefälscht erklären, Artikel spenden oder
weigern kann, hat einum die Moral des Kunstmarktes sonst nicht
so unbekümmerter Adorant ja eine Nenaissancegestalt genannt);
Lucas, der Sohn, sei verdächtig, weil er selbst von bodischer List
sich nicht bestimmen ließ, Sendboten aus Verlin zu empfangen;
und tzerkomer, „einer der berühmtesten Maler", habe gesagt,
Lucas, der Vater, sei nicht fähig gewesen, ein solches Werk zu
schaffen. Ob der geschickte Porlraitlieferant tzerkomer, den ein
preußischer Kultusminister immerhin für einen der berühmtesten
Maler halten mag,auch nur wußte, daß dieVüste demFlorabild
aus der Luinischule nachgeahmt ist und daß gerade die plastische
Nachbildung graphischerVorlagen und die Kunst, seinenArbeiten
den Schein ehrwürdigenAlters zu wahren, Nichard Cockle Lucas
insLicht(und ins Britische Museum) gebracht hat? Nett ist jeden-
falls die Art, wie ein Minister die Vertreter des Volkes, das ihn
bezahlt, „informirt" (neu freilich nur fürKünstler, nicht fürPoli-
tiker). Keine der die Excellenz Vodes belastenden, erdrückenden
Aussagen wird erwähnt. Daß Vrinckmannund Swarzensti, Pauli
und Seidlitz, Liebermann und Maillol, Klinger und Gaul die
Wachsbüste für ein Wert aus uuseren Tagen halten, daßFried-
laender, Vodes Getreuster, den Glauben an ihre Herkunft aus dem
Italien Leonardos bestattet hat, ist nicht derNedewerth. Nur der
hehre Geist herlomers wird citirt. And ehrenwerthe Vanausen
rufen nach solcherVeschwörung: „hörtlhört!" Solebenwir. Die
von Tschudi angeschafften Franzosen kommen ins unzugängliche
Vunkel der Vauakademie; die Erlaubniß, ein schönes, vonFrau
Bernstein der Nationalgalerie als Geschenk hinterlassenes Vlu-
mmstückManets aufzunehmen, wagt kein Zuständiger vom Kaiser
zu erbitten. Und im Friedrich-Museum wird, mit Zustimmung des
Kultusministers, eine englische Wachsbüste aus dem Jahr 1846
als ein Meisterwerk italienischer Hochrenaissance ausgestellt.

Wachspuppen und Künstler.

^ie berliner Saison ist für die Kunst nicht unersprießlich ge-
Wesen. Mancherlei, Schönes war zu sehen, so daß man es
recht gut zwischen Brandenburger Thor und Kurfürstendamm
aushalten konnte. Und es ist vielleicht noch besser, daß man von
der Saison sagen kann: sie brachte in der Kunst Etwas zum Er-
leben; Einiges. Das Kunstleben floß nicht lediglich in Ausfiel«
lungen dahin, die man ja schließlich überall für Geld gut und
schlecht machen kann. Verlin blieb diesmal nicht nur das tzotel,
durch das die Kunst, wie noble oder ruppige Gäste, Hindurchpas»
sirte. Es war „was los". Man nahm Antheil an der Kunst und es
kam zu recht tollen Geschichten. Aber daß es überhaupt zu Ge»
schichten kam, mutz uns freuen. Im Kaiser-Friedrich-Museum
wurde eine Wachsbüste ausgestellt. Doch ich will nicht gleich mit
dem Tollsten anfangen. Man mutz Zusammenhänge suchen. Da-
für ist Nnsereiner da. Man hat Jahrzehnte in Verlin leben tön»
neu, ohne zwischen Kunst und Leben hier andere Zusammenhänge
als die zwischen Individuum und Masse zu finden, die bekannt-
lich immer nur auf blutige Opposition des Einen gegen die Menge
hinauslaufen. Diesmal könnte man fast zu der Illusion kommen,
hier seien in absehbarer Zeit positive Zusammenhänge möglich,
solche, die der Kunst nicht lediglich durch die Feindschaft der Masse
gegen das Hervorragende förderlich werden.

Die Akademie brachte das Dixhuitieme. Kampf, ihr Präfi»
dent, zeigt fich nicht ausschließlich im Talar, sondern verräth kluge
Absichten. Das ist mindestens eben so erfreulich wie manche feiner
Veranstaltungen. Die Ausstellung der Franzosen war nützlich
und so schön, daß man Kampf verzieh, mit den akademischen Eng-
ländern begonnen und dabei den einzigen Nichtakademiker Alt-
englands vergessen zu haben, ihren größten Meister: William
tzogarth. Mit den weitreichenden Beziehungen der Veranstalter
hätte man auch das französische achtzehnte Jahrhundert, das so
wenige Meten enthält, besser vorführen und alle tzauptleute der
Zeit fo erfchöpfend darstellen können, wie es mit Chardin gelang.
Es gab ein paar überflüssige Säle. Aber sie lagen hinten, während
sie sonst in akademischen Ausstellungen immer vorn und in der
Mitte liegen. Ich will die Neuerung nicht dem Nmstand zuschreiben,
daß die tzauptbilder des königlichen Besitzes würdig unterzu-
bringen waren. Denn wenn wirklich so ein Gedanke die Dank-
barkeit vergiften möchte, wird er schnell von dem anderen ver-
drängt: Einst hatte ein König von Preußen Bilder, die noch hun.

dert und etliche Jahre nach seinem Tode die Perlen einer schönen
Ausstellung werden konnten. Wie wird in wieder hundertund-
fünfzig Iahren die Akademie aussehen, wenn Wilhelms Enkel die
Lieblinge des Großpapas schickt!
Dann brachte Kampf die amerikanische Kunst. Geschah es
nur nach dem Prinzip: Jeder muh einmal drankommen? Oder
wollte Kamps damit, wie mit den alten Engländern, die Ohn-
macht der Kunst einer Plutokratie erweisen? Wieder verdrängt
den vergiftenden Gedanken der befreiende: solche Exempel können
nicht fruchtlos bleiben. Dahin kommen wir, wenn nur die Gelder
wachsen. Es giebt bessere Whistler, bessere Sargent; notabene:
sie warei, leicht zu bekommen, Herr Kampf. (Sie sollten doch mit
der lobenswerthen Betriebsamkeit eine gewisse Gründlichkeit zu
verbinden trachten, die nicht zu den schlechtesten Akademikereigen«
schaften gehört. Schließlich sind Ihre schönen Räume kein Maaren-
Haus. Wenn Sie in dieser Weise fortfahren, können Sie in
einer Saison die Kunst aller Länder vorführen und brauchen
nicht mal die Bilder zu wechseln.) Es giebt auch drüben ein paar
junge Leute, die den gewöhnlich am Lehrter Bahnhof ausstellenden
nicht so verblüffend ähnlich sehen wie die Amerikaner der Aka°
demie. Aber auch wenn man sie herübergeholt hätte und dazu
das Beste der Aelteren, wäre doch immer nur eine mehr oder
weniger gelungene Fälschung Europas zum Vorschein gekommen,
ein wachspuppenhafter Abguß von Werthen, die auch bei uns in
billigen Nachahmungen zu haben sind, aber doch wenigstens
als solche erkannt werden. And deshalb wollen wir weiter Ver-
trauen zu dem thatkräftigen Akademiker haben. Er hat nicht
geschadet und könnte, wenn er sich über die Debüts seiner
Laufbahn erheben wollte, unendlich nützen. Was kommt jetzt
dran? Ich wüßte viele lohnende Projekte. Eins wäre, zum Bei-
spiel, die Zusammenstellung der Bilder großer Meister nach großen
Meistern. Die Idee scheint mir geeignet, zu den von den Aka-
demien gepredigten Grundsätzen neue Beiträge zu liefern. Jetzt
machen die Bernheims in Paris im Kleinen den Versuch und
stellen Kopien von Chasseriau, Delacroix, Courbet, Degas, Manet
und Anderen nach Meistern des sechzehnten und siebenzehnten
Jahrhunderts aus. Will Kampf aber bei seinem Programm blei-
ben, so würde ich Spaniens Kunst für die nächste Ausstellung vor-
schlagen. Die Schwierigkeiten sind nicht gering, aber, wenn mans
richtig anfängt, nicht unüberwindlich. Die Mühen und die Geld-
opfer (mit den Franzosen und Engländern wurde so viel ver-
dient, daß man auch einmal eine finanziell weniger günstigeAnter»

nehmung wagen könnte) würden sich reichlich lohnen. Sicher
ließen sich auch, wie bei den Marses-Ausstellungen in Verlin
und Paris, unsere intelligenten Maecene bereit finden, sich an
einem Garanttesonds zu betheiligen. Wie leicht sich ihnen diehand
öffnet, sah man wieder einmal bei Paul Caffirer, wo im tzand»
umdrehen für ein Dutzend Manets anderthalb Millionen gezahlt
wurden. Pessimisten haben sich über diese klingende Liebe zur
Kunst lustig gemacht und raunten von Mode und Dergleichen. Nun,
es war schon geraume Zeit still um Manet geworden. Die Mode
blickt in Paris, von wo, wie es heißt, immer die Ordre herkommt,
nach anderen Sternen empor. Als ich vor ein paar Jahren mit
einigen modernen Künstlern in Paris zu Mittag speiste (ich kam
vom Louvre, wo man gerade die Olympia in den großen Saal der
Ingres und Delacroix gehangen hatte, und war begeistert), bekam
ich zwischen Suppe und Fisch zu hören, diese nackte Dame sei
doch recht hart und akademisch; und beim Käse hatte Gauguin
schon viel mehr Talent. Manet liegt in der That den Leuten von
heute, die sich an Devolutionen nicht genug thun können, fern.
Wenn ich einem giftigen Gedanken den Vorrang lassen wollte,
würde ich vermuthen: sie lieben Cezanne mehr, weil sie ihn
leichter nachahmen zu können glauben. Zu können glauben, be»
tone ich. Liebermann hat Necht: Die Revolutionäre von gestern
sind die Klassiker von heute. Nur war Manet eigentlich nie von
herzen revolutionär,- wars so wenig, wie man es in seiner Zeit,
ohne zum Verräther an sich selbst zu werden, sein konnte. Dadurch
unterscheidet er sich vonNenoir und Cezanne, den mit ihm größten
Meistern unserer Zeit, noch mehr von Monet und den Leuten^
die mit Erfolg eine Bewegung für und gegen Monet durchzuführen
versucht haben (die Neo-Impressionisten auf der einen, Van Eogh>
und Gauguin und deren Nachfolger auf der anderen Seite); da»
durch, daß er Alles that, die überlieferten Begriffe möglichst zu
erhalten. Er läuterte im Bilde den Begriff Mensch, den Begriff
Wasser, den Begriff Vegetation; machte das Alles leuchtender,
wirksamer, versuchte, mit seinem stets auf die Natur gerichteten,
Auge Das herauszufinden, was seiner Darstellung Handhaben,
für eine immer ökonomischere malerische Behandlung geben konnte;
aber blieb, sozusagen, draußen, ganz und gar in der Natur und
in der Neberlieferung. Man erkennt auch in seinen verwegensten,
Bildern immer noch den Menschen der Velazquez, tzals, Vermeer
und Goya, den Vaum Corots, das Wasser Claudes. Wie es ihn
auch immer zum Flächigen hin und von der Modellierung fort
drängte: er blieb himmelweit von der Kühnheit eines Cezanne:

entfernt, der nicht in die Natur, sondern in seine Vision hinein»
ging und von dort erst nach außen langte, nach Sicherung, nicht
nach Nahrung für seine Bilder. Der war der Revolutionär, wenn
man einen großen Menschen, der eine neue Weltanschauung zum
Bilde formt, so nennen kann; Revolutionär gegen alle Formen,
natürlich nicht gegen die Bedeutung der überlieferten Begriffe.
Ein Bild wie der „Bahndurchstich", das jetzt in der Sezession hängt,
wird nur willkürlich zum Impressionismus gerechnet. Es ist mehr
eine neue Art von Monumentalkunst als Landschaft im Sinn der
Impressionisten. Manet dagegen war ein starker Erhalter, ein
Sammler, ein Kenner und Könner, ein Vollender des von Courbet
und Anderen begonnenen Werkes, ein Naturmaler mit Anstand,
der die gefährliche Klippe, an der die senile Farbenfexerei des
späten Monet (in der Sezession hängt ein böses Dokument dieses
Niedergangs) scheiterte, zu umschiffen wußte. Manet ist das
Korrektiv des Realismus geworden, dessen zeitgenössische Phase er
gewissermaßen abschließt. Er spielt in dieser Geschichte etwa die
Rolle, die Poussin im Klassizismus des siebenzehnten Jahr»
Hunderts und Raffael im Cinquecento hatte. Zu solchen Rollen
gehören schwer greifbare, in ihrer Nnbestimmbarkeit phänomenale
Eigenschaften. Man müßte für Takt und Geschicklichkeit dröhnende
Schmuckworte erfinden, um ihnen gerecht zu werden, und könnte
das Paradozon wagen, daß größeren Genies, einem Cezanne oder
eineni Delacroiz, die Aufgabe leichter fällt. Die Vision beflügelt
ihre Schritte, sie eilen wie blind ans Ziel. Leute wie Manet haben
immer den Abgrund der Banalität neben sich, in dem man ohne
Gesten endet, und nur das schärfte Bewußtsein, nur eine unge«
heure Selbstzucht bewahrt sie vor den Lastern ihrer nothwendigen
Vorzüge. Daher sind sie Vorbilder seltenster Art; und deshalb ist
den deutschen Sammlern zu gratuliren, daß sie sich von dem dum»
men Geschwätz der Snobs nicht abhalten ließen, die höchsten Sum»
men, die je für moderne Bilder gezahlt wurden, aufzuwenden, um
die voraussichtlich letzte Sammlung Manets, die dem Handel er»
reichbar war, für Deutschland zu erwerben. Ein schöner Triumph
für Tschudis gute Erziehungmethode; und vielleicht auch ein Anlaß
zum Nachdenken für die nicht weniger liberalen Sammler alter
Bilder. Wenn einmal die Wachspuppe fällt: wie wird es dann
manchem Namen auf dem geduldigen Schildchen des Rahmens er»
gehen, der heute die Phantasie des harmlosen Besitzers ergötzt?
Ich glaube, nichts hält das wächserne Nichts, das ein heiterer Ein»
fall Leonardo genannt hat, besser zusammen als die Angst der
Enthusiasten, die auch solche Püpvchen besitzen.

Geht man auf das Einzelne der Manet-Ausstellung bei Cas-
sirer, fo läßt sich nicht verschweigen, daß manche Bilder nicht un^
entbehrlich scheinen. Man bedauert mitunter, nicht so viel Geld
zu haben, um Bilder kaufen zu können, die aus dem Verkehr ver-
schwinden mühten. Ich meiue nicht, man müßte sie zerstören, denn
sie haben immer für die Forschung ihren bedeutsamen Werth. Aber
sie sollten nicht in Sammlungen hängen, wo sie isolirt den Künstler
unwürdig vertreten und falsche Vorstellungen erwecken. Manet ist
in den letzten Jahren seines Lebens (in denen zum großen Teil die
Bilder Pellerins entstanden), wenn ihn sein Temperament, dessen
er zur Bezwingung seiner Widerstände unbedingt bedurfte, im
Stich ließ, ausgeglitten. Das geschah besonders oft. in der Zeit
seiner schweren Krankheit. Da malte er, um zu malen, nicht, um
Etwas zu sagen. Wer möchte es dem Kranken, dessen einziges Glück
bis zum letzten Augenblick die Kunst war, nachtragen? Aber nie
hätte er den Ansug genügsamer Liebhaber gebilligt, solche Baga-
tellen zum Gegenstand der Verehrung zu machen, und außer sich
wäre er gewesen, hätte er, der vergeblich versuchte, seinen besten
Werten auch nur eine offizielle Ausstellung zu sichern, geahnt,
daß Trümmer, die er wegwarf, von öffentlichen Galerien erworben
werden könnten, Pellerin hatte nicht immer die glückliche tzand,
die zum Dejeuner n I'atelier, zum Desdnutin, zur I^nna, zu dem
^r^enteuil und den beiden anderen Landschaften griff. Von diesen
tzlluptbildern der Sammlung (fie hat noch manche andere Kostbar-
keit) zeigt die ^ÄN2 am Deutlichsten Manets Gefahren. Er ist hier
an ein Ende gelangt. Noch ein Schritt weiter in der Virtuosität
der Einzelheiten: und man könnte des Ganzen nicht mehr froh
werden. Der Manet in der Sezession, die Erschießung des Kaisers
Maximilian, steht über den meisten Bildern der Sammlung Pelle-
rin. Nur in dem U^euner ^ 1'awlier, das auch noch nichts von der
glänzenden Palette des späteren Manet zeigt, steckt eine ähnliche
Empfindung. Wie wenig (man sieht es hier wieder) bedeuten
Farben, wenn das Farbige, die Empfindung, gelingt.
Sonst macht die Sezession auch diesmal wieder einen recht
zwiespältigen Eindruck. Vis zu einem gewissen Grade haben die
Eingeladenen Schuld. Das könnte ein erfreuliches Symptom sein.
Wenn die Eingeladenen alle von der Art der prachtvollen Brücken
von Monet und Van Gogh wären und man sagen tonnte, die
Einheimischen seien noch viel besser. Man scheint aber von dem
Prinzip, sich durch hohe Vorbilder zu stählen, abzukommen und
benutzt die Eingeladenen als Folie, um die eigene Leistung zu
besserer Wirkung zu bringen. So sieht es beinahe aus. Ich meine

nicht den Trübnersaal. Er ist der einzige organische der ganzen
Ausstellung und man fühlt sich darin wohl. Diese Bilder aus den
letzten Jahren, die man zu Gunsten der älteren zu unterschätzen
pflegt, gewinnen in der Menge; ein gutes Zeichen. Keine tiefen
Eingebungen, wahrhaftig nicht, aber gesunde Naturstimmungen,
die Einen wie grünes Laub, durch das die Sonne scheint, erquicken.
Ich meinte Habermann und Zorn. Was bringt die Sezession dazu,
so viele Bilder von tzabermann auszustellen? Der Mann hat in
seiner Jugend reizende Dinge gemalt und die Iahrhundertaus«
stellung war einer schweren Anterlassungsünde schuldig, da sie
münchener Bilder von ähnlicher Art nicht in genügender Menge
zeigte. Was tzabermann später gemalt hat, steht auf einem an-
deren Blatt. Das hat für München seine Bedeutung, nicht für die
Berliner Sezession; sollte sie wenigstens nicht haben. Wollte man
den Präsidenten einer befreundeten Bereinigung ehren? Dann
wurde der Zweck gründlich verfehlt. Man hat tzabermann mit der
Ausstellung so vieler gleichartigen Bilder keinen Dienst geleistet.
Oder soll auch hier Jeder einmal drankommen?
Kann Zorn in irgendeiner Hinsicht als Muster gelten? Mir
scheint, Leute wie er müßten gemieden werden, schon um das Publi-
kum und die eigene tzeerde nicht kopfscheu zu machen. Was sollen
die prachtvollen Gestalten tzodlers in der selben Ausstellung? Ist
das Eine gut, dann ist das Andere schlecht. Bimmt man Zorn, so
soll man auch Vesnard und Carolus Duran nehmen. Der ,.Ge-
schmack' Zorns ist billige Waare. Boch höhere Gründe aber sollten
die Sezession zu besserer Konsequenz anhalten. Sie hat viel zur
Geltung Manets und der anderen großen Imprefsionisten beige-
tragen. Sie verscherzt sich dieses Verdienst, wenn sie nun die zer-
fließenden Wachspuppen Zorns vorführt. Zorn und Genoffen
haben Manet billig gemacht; grob gesagt: geplündert. Zorn spekulirt
mit dem Impressionismus; er beutet ihn aus. Schlimm genug, daß
man Das einem Liebermann erst sagen muß. Boch schlimmer, daß
so ernsthafte Künstler wie Slevogt und Corinth der dickköpfigen
Gutmüthigkeit desAelteren, der sich einem Jugendfreund freundlich
zeigen will, in solchen Dingen nicht energische Opposition machen,
eben so energisch, wie sie mit ihrer eigenen Arbeit nach dem Besten
ringen. Bei solchen Gelegenheiten redet dann Liebermann von
der Technik, tzat er in seiner Eröffnungrede, als er von der „hand-
werklichen Grundlage" sprach, an Zorn gedacht? „Wie Saul aus-
zog, um die Eselinnen seines Vaters zu suchen, und ein Königreich
fand, so wird der Künstler, der so gut, wie er vermag, seinem Hand-
werk obliegt, zur Kunst gelangen, wenn er ein Auserwählter des

Herrn ist." Ach nein, Herr Professor, wirklich nicht! So Etwas sollten Sie Ihrer Gemeinde nicht sagen; namentlich nicht Ihren jungen Leuten. Die haben ja viel zu viel Handwerk. Ich sehe die Zeit kommen, wo jeder Portier die Palette beherrscht (in Paris ist man fast schon so weit). Und an dieser rationalistischen und ästhetischen Durchseuchung versiecht die Kunst. Mit Handwerk wird man ein kleiner oder großer Zorn, nie ein Liebermann, noch weniger ein Cezanne oder ein Marses. Mittel haben: Das kommt mir vor wie Geld haben. Erst müssen Dinge da sein, für die man es ausgeben möchte. Zwecke muß man haben. Dann findet sich alles Uebrige. Der junge Waldemar Nösler, Ihr intellektuellerSchüler, der die Heilige Familie gemalt hat, hat sehr wenig Handwerk im Vergleich zu Corinth. Aber es erfüllt vollkommen die höchst individuelle Absicht, erfüllt fie sogar relativ besser als Corinths reiche Technik, die immer große Lücken läßt, die seine. Und wenn trotzdem gerade das Gruppenbildnitz Corinths, das die größten Lücken zeigt, ein Meisterwerk ist, liegt es an der Vision, die uns hier, wie fast immer, über alle Lücken fortreißt. And die Geschichte von dem „Auserwählten des Herrn" . . . Bitte, sagen Sie es erst einmal auf Berlinisch, damit ich glaube, daß Sie daran glauben. Man sollte von Talent so wenig wie möglich reden. Sie haben in Ihrer Ausstellung drei Bilder eines Malers, den weder Sie noch ich für einen Auserwählten gehalten haben. Er heißt Leo von König und malte noch vor ein paar Jahren recht mäßige Sachen. Und jetzt gehört er zu Ihren Besten. Vergleichen Sie mal das samose Pierrot-Bild mit den Portraits ber selben Kolombine vor fünf oder sechs Jahren. Ich wüßte Keinen in Teutschland, der in so kurzer Zeit so schnell vorwärts gekommen ist. Glauben Sie nun wohl, daß er jetzt mehr Talent habe als früher, wo er Dummheiten malte? Mit dem Glauben an das Talent machen Sie den Künstler zum Fatalisten und die Kunst zu einem Zufall. Der rechte Kerl bestimmt sich selbst gegen den Willen des Herrn und aller Herren zum Auserwählten, und zwar nicht mit dem metaphysischen Begriff des Talents, sondern mit höchst realen menschlichen Tugenden: mit Energie, Intelligenz und (mit Nespekt zu sagen) Moral. Das Talent kann Einem sehr im Wege sein. Das sehen Sie an dem großen Bilde Slevogts. Leidet nicht Beckmann unter seiner eminenten Begabung? Man könnte glauben, er beginne jetzt, dagegen anzukämpfen, suche die Gestaltung, die früher wie eine willkürliche Lache nach allen Seiten hinlief, zu konzentriren; und ich glaube, er entgeht der gefährlichen Mystik des Schöpfungdranges, die immer solche Erfinder bedroht. And Sie, Herr Liebermann,

haben Sie Talent? Ich erlaube mir, Sie nicht zu überschätzen,
finde nicht, daß Ihre glänzende Charakterifirung Dehmels und
Naumanns alle Ansprüche an das Bildhafte erfüllt, und sehe
auch in Ihren diesjährigen Neitern nicht den Gipfel der Kunst.
Aber ich würde es für eine groteske Verleumdung halten, wenn
Ihnen Einer Talent und gutes handwert nachrühmte. Sie wenig»
stens dürfen nicht Wachspuppenpolitik treiben. Nebenbei: die Berliner Sezession sollte denn doch endlich von der Münchener lernen,
wie man Bilder hängt. Ohne die Füllsel, denen nur ein Kompromiß Einlaß verschaffte, konnte man eine recht anständige Ausstellung machen. Blieb dann noch Platz, so gab es sicher noch versprechende Debütanten von der Art der tzans Meid und Julius
Seyler, um die Lücken zu füllen.
Vielleicht waren es solche Mißstände, die Ihre Jungen zu der
Palastrevolution drängten, an die Sie in Ihrer Nede erinnert
haben. Die Jungen hatten Unrecht; sie Habens, auch von ihren
Freunden, oft genug zu hören bekommen. Mancher hat sich über
den Streit gefreut, nicht nur auf der anderen Seite: auch diesseits;
und es war keine Schadenfreude. Denn auf beiden Seiten kam,
bei Alten und Jungen, ein fo starker Gemeinsinn zum Vorschein,
daß man sich wie bei einem Zwist zwischen verliebten Gatten sagen
durste, der Streit werde desinfizirend wirken und die feindlich
Scheinenden um so enger zusammenschließen. Die Alten, die das
Necht und die Macht haben, wollten die junge Generation nicht
lassen, unl nicht in ihrer fortschrittlichen Gesinnung verkannt zu
werden, und die Jungen wären albern gewesen, hätten sie sich
solchen Zeichen verschlossen. So kam man zu dem Eindruck, daß der
Gegensatz, der mit der Kraft des Naturgesetzes das Alte von der
Jugend trennt, hier beseitigt sei. Das war das Erfreuliche. Man
kann nichts gegen die Jahre thun, aber die Gesinnung kann jung
bleiben. Darauf sollten die Leiter des Vereins stets bedacht sein,
statt sich zu fragen, auf welcher Seite das geschriebene Necht oder
die größeren Talente seien. Nur wenn man der Sezession ihre
freie Jugendlichkeit, zu der sie durch den ungeschriebenen Theil
ihrer Gründungakte verpflichtet ist, erhält, bleibt sie, was sie sein
wollte. Sonst kommt es wieder zum Krach; und dann findet man
vielleicht keinen Vermittler mehr, der sich zum Kittversuch hergiebt.
Vereine haben wir in Aeberfülle. Die sind an sich von Nebel.
Gesinnungen brauchen wir. Streitbare Gesinnungen gegen alle
wächsernen Lügen, für alles Menschenthum, das nach Erkenntnis;
und Schönheit ringt. Mehr will ich von der „Flora" nicht sagen.

Julius Meier-Graefe.

Verkehr mit Björnson.*)

Versuche erwachsener Menschen, ein Milieu durch Reisen zu vertauschen, sind selten gelungen. Auch wenn man nichts Liebes zurückläßt, keinen Stein zu einem von den Vätern ererbten Haus besitzt, keine Scholle auf einem Acker sein Eigen nennt, auch wenn man froh ist, aus einer Umgebung zu kommen, die unerträglich war, auch wenn man, wie der Weise, all seine Habe bei sich trägt, so hat der Körper doch sein Heimweh. Die feinsten Wurzeln werden beim Umpflanzen beschädigt, ein anderer Boden giebt fremde Nahrung, neue Gegenstände geben neue Gedanken, die in die alten geworfen werden, und es kommt zu Reibungen, unter denen Leib und Seele leiden.

Iohan hatte Paris zum Ziel der Reise gewählt. Die alte Anziehungskraft, die Alle zu diesem Mittelpunkt der Erde zieht, hatte auch auf ihn gewirkt. Es war schließlich ja gleichgiltig, wohin er reiste, denn seine Reise hatte nur den Zweck, den Aufenthaltsort zu ändern. In Paris besaß er Freunde aus früherer Zeit, konnte sich also mit ihnen an gemeinsamen Erinnerungen laben.

In dem stillen, tristen Passy brachte er den Herbst zu; der kam ihm vor wie ein Zahnweh, das einige Monate anhält. Er wohnte hinter dem Trokadero und ging in den öden Arkaden des leeren Palastes spaziren. Von dort hatte er Aussicht über die große Stadt, die ihn erschreckte und bedrückte. Nicht ein ehrgeiziger Gedanke überfiel ihn, daß et als Rad in diesen großen Elektromotor eintreten könne, der mit tausend Zinkdrähten alle Maschinen der Welt in Bewegung setzte. Er wußte wohl, welche Stellung er einnahm; hatte er doch gesehen: seine Landsleute, die Künstler, wurden als Ausländer nur unter der Bedingung hier zugelassen, daß sie alles Nationale und Originelle zu Haus ließen und sich als treue Schüler der herrschenden Richtung zeigten. Er hatte eben Björnsons „Fischermädchen", das zu Haus ein

*) Ueber Strindberg ist hier oft gesprochen, die deutsche Gesammtausgabe seiner Werke („unter Mitwirkung von Emil Schering vom Dichter selbst veranstaltet;" im Verlag von Georg Müller in München) mehr als einmal empfohlen worden. Das Bruchstück, das Strindbergs Verkehr mit Björnson schildert, erscheint im zweiten Bande der vierten Abtheilung, dem (auch in Schweden erst 1910 gedruckten) autobiographischen Band, der den Titel „Die EntWickelung einer Seele" trägt und als Fortsetzung von „Der Sohn einer Magd", als Parallelstück zur „Beichte eines Thoren" zu betrachten ist. Iohan ist Strindbergs Taufname. Das Buch entstand 1886. lieber den Verfasser sagt Strindberg, er sei ihm eben so fremd und eben so unsympathisch geworden wie dem Leser. „Da diese Persönlichkeit nicht mehr eristirt, fühle ich keine Gemeinschaft mehr mit ihr, und da ich sie selbst getötet habe (1897), glaube ich, das Recht zu besitzen, diese Vergangenheit als gesühnt und aus dem Großen Buch gestrichen zu betrachten."

Meisterwerk war, spurlos vorbeigehen sehen; Christina Nilssons kurze und glänzende Laufbahn schloß damit, daß man sich weigerte, sie wieder zu engagiren, und daß schließlich die Zeitungen die unpopulär gewordene Künstlerin mit Grobheiten bedachten. Diese Spuren vertrieben ihm jede Lust, in die Höhle des Löwen zu kriechen. Wenn er aber in die Stadt hinunterging, um sich die Herrlichkeiten der Industrie und Künste anzusehen, legten sich seine Achtung und seine Furcht und die alte Geringschätzung der alten Kultur schlich sich wieder bei ihm ein. Im TlMtre Franyais sah er den großen Erfolg des Tages, „Die Gesellschaft, in der man sich langweilt", und er war verdutzt, daß eine undramatische Bagatelle mit verbrauchten Szenen, einer fadenscheinigen Intrigue und uralten Theaterkniffen auf der ersten Bühne der Welt gespielt werden konnte. Er sah die Triennalausstellung der Kunstwerke im Industriepalast. Das war die orßms äs Is, orsms dreier Iahresausstellungen: und er fand nicht ein Kunstwerk von Bedeutung darunter. Nur Arme, Beine, Brüste, Kleider, Bäume, Boote: tote Dinge; und das Schlimmste war, daß sie zum großen Theil nicht einmal gut gemalt waren. Was blieb denn von der Kunst, wenn Inhalt und Form fehlten? Er sah die Manet-Ausstellung und wagte, zu sagen, er glaube, dieser Mann habe einen Fehler an den Augen oder sei verrückt. Aber Manet hatte schon durch die Erfolge des Freundes Zola Samen in die Gehirne einer Mehrheit zu säen vermocht; und Iohans Urtheil wurde zurückgewiesen, bis schließlich Zola selbst in „L'Oeuvre" bekannte, daß Manet verrückt sei.

Er las die Zeitungen und fand kaum einen Bericht über Das, was draußen in der Welt vorging; nur Klatsch über Nichtigkeiten und Ehrfurcht vor recht Veraltetem, vor dem er längst die Achtung verloren hatte. Jetzt kommt er auf die Idee, daß die Großstadt nicht das Herz des Körpers ist, das die Pulse treibt, sondern ein Geschwür, das alles Blut verdirbt und so den Körper vergiftet.

Zur Weihnacht sollten seine Gedichte erscheinen; da würde er Poet werden, also wieder hinaufklettern, nachdem seine Freunde, die Literaten, ihn heruntergerissen hatten, nicht zu sich, sondern, wie gewöhnlich, unter sich. Natürlich hatte er die Poeten über sich, die ihm auf die Finger traten, und die Literaten unter sich, die ihn an den Rockschößen zogen. Es war eine leichte Arbeit, ihn herunterzuziehen, und Kritiker, die nie eine Verslehre gesehen hatten, entdeckten sofort, daß er die Versgesetze nicht kennt, trotzdem er klassische Bildung besaß, schon an tausend Verse geschrieben hatte und, was schlimmer ins Gewicht fällt, von der schwedischen Akademie für ein dramatisches Gedicht in Versen „ehrenvoll erwähnt" worden war. Er wurde zu dieser Weihnacht also nicht Poet. Nun hätte er, der die ganze Spielerei mit Versen verachtete, nicht nach der zweideutigen Ehre, Verse schreiben zu können, gestrebt; so lange aber die „Anderen" diesen Sport hochschätzten, mußte er ihnen zeigen, daß er ihn auch könne, wenn er nur wolle. So setzte er sich hin und schrieb weiter an den Nächten des „Schlafwandlers", die er in den „Gedichten" begonnen hatte.

Während er mit seinen dichterischen Angriffen auf die Kultur de» schäftigt ist, erscheinen Max Nordaus „Konventionelle Lügen". Als er sie gelesen hatte, erlebte er zuerst einen wirklich fröhlichen Augenblick. Er stand nicht allein! er war kein „Sonderling" mehr, der von „Originalitätsucht" getrieben wurde; kein Neidhammel, der Alles und Alle kritisirte; kein Ignorant, der vom Geist des Widerspruchs besessen war. Zu Allem, was er im „Rothen Zimmer" und in den Sa» tiren durch Kopfrechnen und auf Richtwegen gelöst hatte, hatte Nordau die Gleichungen gegeben. Die beiden Untersuchungen hatten beinahe das selbe Ergebnis; gehabt: die Degeneration wurde mit Kultur der» wechselt; die Ueberbefruchtung des Industrialismus war kein Fortschritt in heilsamer, sondern in schädlicher Richtung; die Emanzipation der Frau war nur eine Folge des Idealismus; die Großstadt fraß das Land auf und hinderte die Befriedigung des Bedürfnisses, langsam zur Vereinfachung überzugehen. Da stand Alles gedruckt. Scherzend schrieb er nach der Lecture an einen Freund: „Herr, jetzt lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren." Gott sei Dank, daß die Thorheit nicht in mir war, sondern in den Anderen!
In der selben Zeit macht er Björnsons Bekanntschaft, die in seiner EntWickelung nicht ohne Bedeutung blieb, wenn sie auch nur vorübergehend war. Er hatte den Dichter nie gesehen. Als Björnson Stockholm und Npsala besuchte, war Iohan bang vor ihm gewesen und ihm ausgewichen. Er hörte einen Lärm, als sei ein Gewitter über Stadt und Land gegangen, und hatte ein Gefühl, als sei ein Zauberer vorbeigezogen. Aus Björnsons Vorlesungen kamen die Leute so vernichtet, als hätten sie einem Zeugungakt oder einem Todeskampf beigewohnt. Iohan fühlte: hier war ein starkes Ich, das stärker als sein Ich war und Lebenssamen in seine Seele legen würde. Er ging ihm aus dem Weg, als ahne er einen Besieger im Kampf, und verbarg sich. Aus dem selben Grunde hatte er weder den „Redakteur" noch das „Fallissement" zu sehen oder zu lesen gewagt.
Als Iohan nach Paris kam, ließ Björnson ihm direkt sagen, er möge ihn besuchen, da er ein Gesinnungsgenosse von ihm sei. Iohan wurde ängstlich und wich ihm aus. Aus ähnlichem Grund hatte er in Stockholm nach dem Erscheinen des „Rothen Zimmers" eine Einladung abgeschlagen, bei der er die besten Vertreter von Iung-Dänemark treffen sollte. Er fürchtete, Freunde zu bekommen und in Parteistreitigkeiten und Programmkämpfe gezogen zu werden.
Als er aber eines Tages nach Haus kam (er wohnte jetzt in Neu» Uly), findet er Björnson in seinem Zimmer: er hat auf ihn gewartet. Iohan hatte zwei Portraits von Björnson gesehen, eins aus seiner Jugendzeit, als er „Shnnöve" schrieb, eins aus späterer Zeit. Das erste hatte einen großen ausrechten Mann gezeigt, der einen dunklen Vollbart trug und einen milzsüchtigen norwegischen Zug um den Mund hatte. Das zweite bestand aus einem kolossalen Kopf mit Löwenmähne, zwei Blicken, die unter einer großen Brille schußbereit waren, und

Augenbrauen von der Größe einesIünglingsschnurrbartes. Der Mund hatte einen festen, starken Zug, der auf eine ungewöhnliche Manneskraft wies. Jetzt sah er in der Dämmerung des Nachmittags auf seinem Sofa einen allerdings stark gebauten Mann sitzen, aber von einem Aeußern, das nicht so ungewöhnlich war; eher ein Typus der Mittelklasse, ohne die Feinheit, die er sich bei dem Genie und dem Dichter gedacht hatte.

Björnson sprach mit einer freundlichen, gesenkten Stimme, etwas zaghaft, als spreche er mit einem Kranken; und Iohan litt ja wirklich gerade an den Nerven und dem Magen. Nachdem sie einander gemustert hatten, öffneten sich ihre Herzen und sie fanden, daß ihre Gedanken verwandt seien und ähnliche Schicksale sie verbanden. Björnson hatte durch sein Draufgängerthum es mit der liberalen Partei in Norwegen verdorben; durch den „König" hatte er seine Popularität eingebüßt und damit seine Macht verloren, denn das Stück wurde zum Skandal und Majestätverbrechen gestempelt; und nun war sein „Handschuh" in Hamburg durchgefallen. Iohan fühlte sich daher auf gleichem Niveau mit dem gestürzten Gott und seine Furcht legte sich sofort; zumal er nach einigen Gesprächen merkte, daß er mehr Kenntnisse und einen schärferen Verstand habe. Da aber Sympathie und das tragische Mitleid, das eine gestürzte Größe Einem einflößt, Iohan erfüllten, entsagte er jeder Kritik, leistete keinen Widerstand und gab sich hin. Er empfand eine ungewöhnliche Sicherheit an der Seite des gewaltigen Mannes und konnte ein Gefühl sohnlicher Liebe nicht unterdrücken. Das machte den Aelteren von selbst zu einem väterlichen Freund, vor dem Iohan, sich gern beugte, da sich diese Freundschaft in Wohlwollen und manchmal in Fürsorge äußerte.

Damit aber stellte sich Iohan unter ihn: und Björnson, jzumTheil naiv wie ein Mensch, der nie genau über sein Ich nachgedacht hat, fühlte sich wohl in der ihm zugetheilten Rolle. Er wird nun der Beichtvater nnd bald das Gewissen. So predigt er Iohan unter der Form freundlicher Vorstellungen, er müsse mit Liebe schreiben und Personen in Ruhe lassen, während er im selben Athemzug seinen großen Haß gegen den König verräth und selbst erzählt, welche Personen hinter den Gestalten seines Schauspiels „Ueber unsere Kraft" stehen. Aber er war so liebenswürdig in seiner Kindlichkeit, daß Iohan ihn nicht durch eine Gegenrechnung verdrießlich machen wollte. Von Einem, dem er sich einmal ergeben hatte, konnte Iohan sich treten lassen.

Freundschaft soll in letztem Grunde, behauptet man, auf Interessen begründet sein. Möglich; oft aber kann das Interesse der Freundschaft nur darin bestehen, daß man ein Bedürfniß hat, geliebt zu werden oder zn lieben; oft kann sie von einem gemeinsamen Interesse kommen, dem Zwei besser dienen als Einer allein: dann ist das Verhältnis; richtig, wenn der Eine so viel giebt, wie der Andere nimmt, Iohan fühlte, wie sehr man ihn daheim in Schweden hasse, und sehnte sich nach dem Schutz, den Freundschaft gewährt. Er grübelte

daher nicht über sein Verhältnis zu Björnson und dachte nicht über dessen Persönlichkeit nach. Er bot ihm seine Dienste an, um ihm die alte Popularität wieder zu verschaffen, und er lieh sichs Zeit und Arbeit kosten, um nach seinen geringen Kräften dem Aelteren in dem scharfen Kampf beizustehen, der Norwegen bevorstand.

Björnson war als Dichter und Mensch ein Komplex von Persönlichkeiten. Da war der Priester (das väterliche Erbe), der zur Gemeinde spricht, ohnF einen Widerspruch zu dulden; da war der Bauer mit. einem kleinen Zug von Schlauheit; da war der Theaterdirektor, der den Effekt sucht; der Volkstribun, der aufwecken, erschüttern, fortreißen will. Aber hinter Allem war ein gutes Kind. Iohan erinnerte sich später: wenn Björnson lächelte, zeigte er zwei Reihen abgenutzter, kurzer, ungefährlicher Zähne, die an die Milchzähne eines Kindes erinnerten. Er vergaß nie die Stunde, da Björnson bei einem kleinen Diner den Theaterdonner und die großen Worte zu unrechter Zeit hervorholte. Er wußte, wie schwer es dem Mann fiel, einen Scherz zu verstehen: zuerst hörte Björnson immer mißtrauisch zu und lachte erst später los. Er fand bei ihm mitunter den Norweger gegen den Schweden, die eroberte Provinz gegen das feindliche Land. Er sah manchmal die stärkere, aber weniger civilisirte Rasse durchblicken, die auf eine niedergehende Rasse mit Neid emporschaut und mit Verachtung herabsieht. Aber er wurde von Wehmuth erfüllt, wenn er den aus dem frischen Bergland Verbannten in einer pariser Wohnung sitzen sah, fern von Heimath und Herd. And oft, wenn sie zusammen die Straßen hinuntergingen, durch all diesen falschen Luxus hin, ergriff es ihn, wie da der Sohn der Berge, der einst von einem ganzen Volk verehrt wurde, unbekannt, unbeachtet, stumm einherschritt. Das war ihm eben so disharmonisch wie das Schauspiel, das er täglich hatte: die gewaltigen Gestalten der Sioux-Indianer im Iardin d'Acclimatation von Pariserinnen begafft.

Doch Björnsons Stellung in der norwegischen Sache war halb. Er wollte Politik treiben, aber die Frage nicht studiren; und er benutzte seine Dichtkunst, um sich Macht zu verschaffen. Doch Politik kann man nicht mit Machtsprüchen machen. Auch waren der unmoderne Prophetenton und die großen Schlagworte aus den Zeiten des Skandinavismus und der Studentenkongresse längst veraltet. Außerdem war Björnson zu gut und zu leichtgläubig, um Intriguen anszuführen und verschwiegen zu sein, was so nöthig ist; und seine redliche Natur verstand sich schlecht zu den Kniffen, zu denen die Noth die Parteimänner zwingt. Niemals zeigt sich Ehrlichkeit und guter Glaube unzulänglicher als da, wo eine Menschengruppe das Interesse einer großen Mehrheit fördern soll. Ohne Bedenken greift da der' Redlichste zu Lug und Trug, findet alle Mittel erlaubt für das „allgemeine Wohl", das doch nur das Wohl der Gruppe ist. Warum hat man so wenig Glauben an den Sieg einer gerechten Sache? Vielleicht, weil man im Innersten glaubt, daß Ehrlich nicht am Längsten währt und

daß man ohne List nicht siegen kann. Das Alles war Björnson zuwider.
Er tröstete sich damit, das; er so bald wie möglich erzählte, wenn er zn
einer kleinen Sünde verlockt worden war, für welche die Feinde sich
selber leicht Absolution gewährt hätten.
Nun entdeckte Iohan aber eines Tages, daß er unfrei war. Der
ältere Mann mit dem Gewicht des großen Namens, mit dem Ansehen
seiner Stellung, der Mandatar der Jungen, legte seine Hand auf ihn:
zu freundlichem, aber eben darum desto schwerer zu ertragenden Druck,
Iohan begann auch, Verschiedenheiten zu entdecken, die nicht durch
Kompromisse auszugleichen waren! er sah voraus: wenn der politische
Kampf, der so viel Ungleichartiges zusammenhielt, vorüber war, mußte
der Bruch kommen. Bei Björnson saß das Christenthum tief und zeigte
sich unter vielen Namen und Formen: er forderte sittliche Reinheit
und gebrauchte oft Bibelaussprüche. Das waren Worte ohne Thaten
und klangen gerade darum nach dem Priester.
Björnsons Ergänzung war Jonas Lie. Wie das Evangelium die
Ergänzung des Gesetzes ist. Mit einem lebhaft phosphoreszirenden
Geist, einer milden, versöhnlichen Gemüthsart wirkte Lie mehr ver-
führend als überzeugend und hatte dadurch vielleicht einen größeren
Einfluß als Björnson. Lie war ein Magnetiseur; und wenn er und
Iohan zusammen kamen, handelte es sich darum, wer den Anderen
hhpnotisiren und ihm während des hypnotischen Schlafes die Sug-
gestion geben könne. Stahl und Feuerstein trafen auf einander: wie
es da funkelte und sprühte!
Aber diese Ausschweifungen der Seele rieben auf. Man ging
matt von einander und wußte nicht, wem diese Phantasiekinder, die
man zusammen erzeugt hatte, diese Gedanken, die von zwei Vätern
stammten, nun eigentlich gehörten. Es war Verschwendung, Aus-
schweifung; und manches Talent hat sein Material verschwatzt.
Auf Freundschaft, die des Lebens lieblichste Würze ist, muß der
öffentliche Mann verzichten, denn sie macht die freie Thätigkeit seines
Gedankens schlaff und seines Willens nothgedrungener Weg wird
krumm. Iohan sehnte sich nach der Einsamkeit, um sein von starken Gei-
stern verwirrtes Ich wieder zu entwirren. Zunehmende Kränklichkeit
und eine dunkle Sehnsucht, aus der Luxusstadt in eine große, herr-
liche Natur zu kommen, trieb ihn in die Schweiz. Dieses Land hatte
ihm auch der Arzt empfohlen.
Sein Märchenspiel („Glückspeter") war in Stockholm zur Auf-
führung gekommen und hatte Erfolg gehabt, weil es liebevoll gegen
eine Partei war, wenn auch boshaft gegen eine andere. Noch einmal
hatte er die Öffentliche Meinung für sich gewonnen und sich dazu
Freunde gemacht. Das Leben lächelte ihn noch einmal an und er fühlte
sich edelmüthig gestimmt, wie nur der Sieger sein kann, wenn der Feind
zertreten ihm zu Füßen liegt. Nnd mit des Stärkeren Menschenliebe
zu den Schwächeren, die ihm nicht mehr schaden konnten, reiste er in
die Schweiz, um sich der Zukunft der leidenden Menschheit zu widmen.
Stockholm. August Strindberq,

Armer Dickens!
ielleicht ists etwas spät, wenn ich erst jetzt auf den Aufsatz zu
sprechen komme, den Stefan Zweig in der „Zukunft" vom neun-
zehnten Februar dem großen englischen Romancier gewidmet hat! aber
um ganz zu schweigen, ist mir die Sache doch zu erstaunlich. Was mag
Charles Dickens Herrn Zweig gethan haben, daß er ihn so furchtbar
schlecht behandelt? Zwar bestreitet er nicht, daß Dickens „heute wie
damals der geliebteste, verbreitetste und gefeiertste Erzähler der ganzen
englischen Welt" (und, füge ich bei, heute wie damals der Liebling zahl«
loser Deutschen) ist, gesteht ihm auch „außerordentliche dichterische
Kraft" nebst einigen anderen guten Eigenschaften zu; aber dazwischen
ergeht ein fürchterliches Gericht über diesen „höchsten dichterischenAus-
druck des bourgeoisen England", des „satten, verdauenden": „Eine
Kunst, die damals gefallen konnte, mußte digestiv sein, nur sentimental
und nicht tragisch." Und dafür war Dickens der rechte Mann, denn er
„war zufrieden. In ihm war nicht die zornige Liebe, die züchtigen will,
aufrütteln, anstacheln und erheben, der Urwille des großen Künstlers,
mit Gott zu rechten, seine Welt zu verwerfen und sie neu, nach seinem
eigenen Dünken, zu erschaffen". Nun ja, Herrgott zu spielen, hat ja schon
mancher ««ula bs-Prometheus versucht, namentlich mancher von höchst
jugendlichem Alter, aber bis jetzt soll die neue Weltschöpfung noch
Keinem gelungen sein, und wenn bei dem Experiment so und so viele
meinetwegen recht talentvolle Brauseköpfe zu Grunde gegangen sind
oder sich unsterblich blamirt haben, so hatte doch Dickens nicht die
kollegiale Pflicht, die selben Dummheiten zu machen. „Er verwarf die
zeitgenössische Lebensordnung nicht, er bäumte sich nicht auf gegen die
Norm des Staates, er reckt nicht die zornige Faust gegen die Ver-
logenheit aller Konventionen. Er wollte nicht umstürzen und neu-
schaffen, nur verbessern, immer Einzelheiten, nie das Ganze." So;
nun kennen wir doch die Grundforderung, der ein Dichter genügen
muß, AM wirklich ein „großer Künstler" zu sein: das Tabula°Rasa-
Machen, das allgemeine Kurz-und-Klein-Schlagen, wenn auch nicht
mit der Faust (die braucht man blos zu recken), so doch mit dem großen
Maul und auf dem Papier! Wie hübsch hat doch die Droste einmal
von der Freude am „gedruckten Blutvergießen" gesprochen! Nebrigens
ist es gar nicht wahr, daß Dickens „nur hier und dort mit vorsichtigem
Finger auf eine offene Wunde deutet". Oder habe ich geträumt, wenn
ich in einer ganzen Reihe seiner Roman« erschütternde Anklageschriften
und blutige Satiren zu lesen glaubte gegen die englische Verwaltung
(man denke an das „Komplikationamt" in Klein-Dorrit, das Justiz-
Wesen in Bleak House, die Armenpflege in Oliver Twist, das Schul-
elend in Nickleby und so weiter)?
Eine Menge anderer Sätze erweckt die ernstlichsten Zweifel, ob
Herr Zweig seinen Dickens wirklich gelesen hat; ich meine: so vollstän-

big und gründlich gelesen, wie man es von einem so zornigen Ankläger unbedingt verlangen muh. „Seine Menschen sind immer eindeutig, entweder vortrefflich als Helden oder niederträchtig als Schur» ken, prüdestinirte Naturen, mit einem Heiligenschein oder dem Brandmal über der Stirn." Verwundert liest man an einer anderen Stelle, dasz „bei Dickens nicht einmal die Schurken wahrhaft unmoralisch sind". Das wird von dem großen Charakteristiker gesagt, der diese unendliche Fülle der verschiedensten Typen geschaffen hat! Gewiß: Heilige und Sünder, aber dazwischen alle erdenklichen Mischungen und Varianten, Inkarnationen des goldenen Humors wie Pickwick, Sam Weller und Micawber, mehr oder minder gefährliche nnd ungefährliche Selbstbetrüger wie Mr. Dorrit und Skimpole. Und sind die beiden Chuzzlewits, Großvater und Enkel, Mr. Dombey, Sir Leicester Dedlock (Bleak House) und Eugen Wrahburn (Unser gemeinsamer Freund) in ihrem Stolz, ihrer Schlaffheit und späteren Läuterung nicht lebende Beweise gegen die Eintheilung in Heiligenschein- und Brandmals-Menschen? Und doch sind hier nur einzelne Portraits aus einer Galerie von Charakterköpfen herausgegriffen, wie sie in gleicher Fülle und realistischer Plastik kaum irgendein anderer Vertreter der Weltliteratur geschaffen hat.
Unbegreiflich ist mir, wie Herr Zweig die Sehnsucht des „Idyllikers" Dickens nach der „Tragik" ironisiren kann: „Immer wieder hat er zur Tragoedie emporgestrebt und immer kam er nur zum Melodram. Mögen in England die Geschichte der beiden Städte, Bleak House für große Schöpfungen gelten: für unsere Gefühle sind sie verloren, weil ihre große Geste erzwungen ist." Gewiß: er war ein Meister des Idylls; und seine Meisterschaft im Kinderidhll hat auch Zweig rückhaltlos anerkannt; aber gerade auf diesem Gebiet wird der Höhepunkt erst durch die tragische Färbung erreicht. Ist in Bleak House (vielleicht Dickens' innerlich bedeutendster Schöpfung) der Seelenkampf der Lady Dedlock, ihre Verzweifelung, ihre Flucht und ihr Untergang wirklich ein Melodram? Gegen den Vorwurf sollte Dickens schon die eine Szene schützen, in der Esther die Leiche Lady Dedlocks vor dem Gitter des Armenkirchhofs findet: „Ich hob das schwere Haupt empor, strich das lange feuchte Haar weg und wendete das Gesicht dem Licht zu. Und es war meine Mutter, kalt und tot." In dem selben Roman ein Pendant: der Tod des verkommenen londoner Straßenjungen, diese drastische Illustration der Behauptung, daß Dickens „nur hier und dort mit vorsichtigem Finger auf eine offene Wunde deutet": „Tot! Eure Majestät! Tot! Hoher Adel und verehrungwürdiges Publikum. Tot! Recht Ehrwürdiger und unrecht Ehrwürdige jeder Konfession! Tot! Ihr Männer und Ihr Frauen, die Ihr mit himmlischem Erbarmen in Euren Herzen geboren seid! Und so sterben sie rings um uns jeden Tag!" Ist Das Melodram? Große Geste? Für unsere Gefühle verloren? Ich habe es immer als echte Tragik empfunden. Und dann das Allererstaunlichste: Charles Dickens, der so prachtvoll die Figur des Heuchlers modellirt hat, ist

eigentlich selbst ein Heuchler gewesen. Nicht gerade persönlich, aber als
Vertreter der „landläufigen moralischen Maximen", laut welchen „die
Guten nach oben steigen, die Bösen bestraft werden. Seine Schurken
ertrinken, ermorden einander, die Hochmüthigen und Reichen machen
Bankerot und die Helden sitzen warm in der Wolle". Das wäre an sich
gerade kein Unglück, so lange der Dichter Lohn und Strafe für Gutes
und Böses nicht als pedantischer Moralprediger vertheilt! und Das
kann man von Dickens wahrlich nicht sagen. Auch geht es seinen
„Guten" manchmal herzlich schlecht und sie sterben oder treten auf der
letzten Seite vom Schauplatz ab, ohne jemals „in der Wolle" gesessen
zu haben. Freilich wird es Leute geben, die in seinem Glauben an Un-
sterblichkeit und Ausgleich in einem Ienseitsleben eine schwere mora-
lische Verirrung sehen. Seltsam wirkt auch die Kritik an seinen Ver-
brechergestalten. Wie schon erwähnt, sollen nicht einmal seine Schurken
„wahrhaft unmoralisch" sein. Na, der alte Nicklebh, Jonas Chuzzle-
wit und einige Dutzend anderer Ehrenmänner decken den Bedarf an
„wahrhaft unmoralischen" Erscheinungen doch reichlich; aber Herr
Zweig ist unzufrieden, weil „selbst seine ausschweifenden Menschen ent-
setzlich harmlos sind" und „nicht einmal die Wüstlinge" sich die wün-
schenswerthen Abscheulichkeiten erlauben. Als Beispiel wird uns „Dick
Swiveller, der Libertin" (im Antiquitätenladen) vorgeführt mit der
Frage: „Wo steckt denn eigentlich seine Libertinage?" In der That:
Wo steckt sie? Sie ist wirklich nicht da; aber warum? Weil Dickens gar
nicht daran dachte, diesen harmlosen Kerl mit seinen libertinistischen
Allüren als wirklichen Libertin zu schildern. Das thut er bei den Rouss
in Nicholas Nicklebh oder bei dem liebenswürdigen, aber gewissenlosen
Verführer Steerforth (im Copperfield). Allerdings führt er uns bei
der Schilderung des Lasters nicht in die anrüchigsten Lokale, mit liebe-
vollster Vertiefung in schmieriges Detail; aber er gehört nun einmal
nicht zu Denen, welche diese Mittelchen nöthig haben oder nöthig zu
haben glauben, um „Wirkungen" zu erzielen, und wendet sich nicht
an Leser, die ohne solche „Wirkungen" nicht auf ihre Kosten kommen.
Herr Zweig läßt diesen Theil seiner Kritik in den Sätzen gipfeln: „Die
schieläugige Hypokrisie, die übersieht, was sie nicht sehen will, wendet
Dickens den spürenden Blick von den Wirklichkeiten. Wie ein Vampyr
saugt diese Verlogenheit der englischen Moral seinen Büchern das Blut
aus den so strotzenden Adern, zerstört als Knochenfraß ihren stolzen
aufrechten Gang." Sollte er bei ruhiger Neberlegung nicht selbst auf
den Verdacht kommen, er habe mit großer Geste des Guten etwas zu
viel gethan? Jedenfalls werden die englischen und auch die vielen
deutschen Verehrer des großen Realisten und Humoristen, des wuch-
tigen Anklägers der Sünder aus seinem Volk, des ehrlichen Vertreters
einer kerngesunden Sittlichkeit sich dadurch den Geschmack an Dickens
nicht verderben lassen.
Bonn. Ur. Hermann Cardanus.

Kapital und Sozialpolitik.
ie Opposition gegen nothwendige Eingriffe in den Organismus
des Wirthschaftkörpers wird gemildert durch die Anpassung-
fähigkeit der public opinis« an Schlagwörter. Beispiel: die Werthzu-
wAchssteuer. Vor sechs Iahren eine Utopie; vor fünf Iahren ein erster,
schüchterner Versuch; vor vier, drei und zwei Iahren ein Raub an den
Heiligsten Gütern der Nation; seit Jahr und Tag das Ideal aller streb»
samen Kommunen; und heute ein mit dem Reichssiegel versehener Be-
sitz des Obersten Fiskus. Im Lauf weniger Jahre wurde diese Steuer
von Hunderten deutscher Gemeinden eingeführt; und schließlich, durch
den berühmten Paragraphen 90 des Reichsstempelgesetzes, dem Steuer-
gebäude die Reichskrone aufgesetzt. Heute streitet man nicht mehr über
die prinzipielle Berechtigung der Abgabe; nur noch über die Verthei-
lung zwischen Reich und Gemeinden. Zur Vernichtung des „Reichs-
zuwachssteuergesetzes" (die Bezeichnung ist das einzig Erheiternde an
der ganzen Geschichte; wenn sichs um die Besteuerung des Reichszu-
wachses handelte, könnten die Terrainspekulanten unbesorgt sein)wurde
ein Heerbann verschieden gefärbter Kontingente aufgeboten. Vornan
marschirte natürlich das Armeecorps der Spekulanten, eskortirt von
den Maklern und Händlern. Im zweiten Glied rückten die Kommunal-
politiker an, die sich gegen den Griff in die Stadtkassen wehrten. Die
Nachhut bilden die Herren von der ,.Politik an sich", denen es weniger
um die Sache als ums Mandat zu thun ist. Ich vergaß: den Hansa-
bund und die Handelskammern. Auch diese tüchtigen Streiter natür-
lich gegen das Reich. Das Prinzip der Steuer blieb dabei unerörtert.
Mag sein, daß man sie als „nothwendiges Nebel" ansieht. Jedenfalls
begnügte sich die Kritik mit den Details, ohne den Kern zu berühren.
Wie gesagt: ein beträchtlicher Fortschritt, wenn man auf die Anfänge
der Theorie vom „unverdienten Werthzuwachs" zurückblickt. AlsAdolph
Wagner in öffentlicher Versammlung für die Uebertragung der Werth-
zuwachssteuer auf das Reich eintrat, schalt man ihn einen Katheder-
mann, der von der Praxis des wirklichen Lebens keine Ahnung habe.
Noch heute wird von Vielen der Antheil des Reiches an der Ent-
Wickelung des Bodenwerthes bestritten. Sicher ist, daß der Einfluß nicht
an allen Stellen gleich stark war; zu spüren aber ist er überall. Ohne
das Reich wären wir nicht, wo wir sind. Mit Zahlen und Gewichten
läßt sich natürlich die Wirkung eines Machtbegriffes nicht ausdrücken.
Der Unbefangene wird aber rasch verstehen, daß ein Konglomerat von
zwei Dutzend Bundesstaaten, ohne die konzentrirende Gewalt eines Alle
umfassenden Gedankens, geringere Wachsthumsfähigkeit hat als ein
einheitliches Gebild. Man kann also dem Reich den Anspruch auf
Theile der neuen Abgabe nicht abstreiten. Von den SS00« deutschen
Gemeinden haben ja auch erst wenige den Werthzuwachs des Bodens
besteuert. Warum griffen die anderen nicht schnell zu? Sie thaten da-
mit dem Grundstückhandel nicht einmal einen Gefallen. Der ist die

besten Jahre hindurch ohne Aufsicht geblieben, hat toll drauf los ge°
wirtschaftet, Millionen eingesackt und verpulvert, sich nie aufs Ab»
geben eingerichtet: und soll jetzt aus der bequemen Haut in eine viel
engere fahren. Die Herren Spekulanten sollten aber gute Miene zum
bösen Spiel machen; den Leuten, denen sie das Fell über die Ohren ge-
zogen haben, war bei der Prozedur auch nicht pudelwohl. Laut klingt
das Lied vom braven Mann. Das sind nämlich die Grundstückbesitzer,
die sich verrechnet haben. Bei ihnen ist der Werthzuwachs ausgeblie-
ben. Sie kauften ein Objekt, ließen es liegen und warteten auf den
Werthzuwachs. Der kam aber nicht, weil er schon da war, als der „brave
Mann" gekauft hatte. Dem ists freilich nicht genug gewesen; denn nur
die Lumpe sind bescheiden. Man spekulirte auf Möglichkeiten (Ver-
legung von Straßenbahnen; Bau von Schulen und Gerichtspalästen;
Anlage von Plätzen), hatte damit aber kein Glück. Die erwarteten
„Meliorationen" kamen; aber in kleinerem Umfang, als man ange-
nommen hatte. Wo steht geschrieben, daß jeder Spekulant und jeder
Hausbesitzer beim Verkauf seiner Objekte verdienen muß? Wer ver-
liert, wenn er verkauft, braucht unter der Werthzuwachssteuer nicht zu
leiden. Die Lex, wie sie von der Budgetkommission hergerichtet wurde,
trieft von Milde. Einer, den sie trotzdem in den Sand streckt, wäre
auch ohne sie gestorben. Kann man denn mehr verlangen als die Ver-
gütung von vier Prozent Zinsen auf „bodenständig" gewordenes Ka-
pital? Wer sein Geld zinslos an den Boden band, darf sich, beim Ver-
kauf, vier Prozent fürs Jahr auf die Steuer anrechnen. Das ist eine
Prämie, die jeden Grundbesitzer, der keine Zinsen aus dem Boden zog,
mit der neuen Abgabe versöhnen müßte. Damit ist doch auch Denen
ihr Recht geworden, die nicht zu den Grundstückspekulanten gehören.
Schließlich: wer zwingt die Leute, ihr Kapital in Grundstücken anzu-
legen? Wenn sies thun, handeln sie freiwillig und glauben, ihren
Nutzen davon zu haben. Sie können einwenden, daß sie nicht schlechter
gestellt sein dürfen als die Kapitalisten, die Werthpapiere kaufen. Ge-
wiß nicht. Nur dürfen sie nicht vergessen: vom Boden ist jedes Stück
nur einmal vorhanden. Diese Thatsache hebt ihn über den schwanken-
den Charakter des Anlagepapiers hinaus und sichert ihm Vortheile, die
ihm durch die Gesammtheit zugetragen werden. Nnd dafür legt man
ihm eine Ertrasteuer auf. Was irgend möglich ist, wird abgezogen.
Schließlich ists so viel geworden, daß den Schaden die Staaten und Ge-
meinden haben werden. Die sind bei ihren Steuerordnungen ganz
anders ins Zeug gegangen als das Reich. And wenn sie heute klagen,
dann haben sie einigen Grund. Aber die Terrainspekulanten sollten
Herrn Mermuth dankbar dafür sein, daß er sie aus den Klauen der
Herren Stadtkämmerer gerissen hat.

Wenns gegen Steuern geht, verliert man leicht alle Fassung.
Das Derwischgeheul um die Reichsfinanzreform gellt Einem noch in
den Ohren. Wäre es mit den Folgen der neuen Reichssteuern nur halb
so schlimm gewesen, wie vor Jahr und Tag prophezeit wurde, so stünde

heute kein Stein mehr auf dem anderen. Keine „Konsequenz" kommt
an Gewalt der Stimme der Propheten gleich. Kann man nicht ein
Bischen Haltung bewahren? Von dem Direktor der Heilmannschen
Immobiliengesellschaft in München ging eine Kurstaxe aus. Ich er-
zählte hier davon. Der Mann glaubt, nachweisen zu können, daß der
„innere Werth" seiner Aktien in Wahrheit 230 Prozent über Parihöhe
stehe. Schön. Der Grundbesitz der Gesellschaft ist also mehr als das
Doppelte des Preises Werth, mit dem er zu Buch steht. Der Direktor
that dem Fiskus kund und zu wissen, daß bei der Heilmannschen Immo-
biliengesellschaft ein latenter Werthzuwachs von 230 Prozent zu fin-
den sei. An die Steuer dachte der münchener Evangelist Wohl nicht;
sonst hätte er sich das Promemoria für die Herren Aktionäre und
Solche, die es werden wollen, gewiß verkniffen. So aber ist das Ge-
ständnis; nicht mehr rückgängig zu machen. Durch „falsche Scham" vor
der Niedrigkeit des Kurses wurde das Geheimniß offenbar. Die Heil-
manngesellschaft ist, wie viele ähnliche Unternehmen, auf die Grund-
stückspekulation zugeschnitten. So trieb sie ihre Aktien einst bis zu
330 Prozent, nicht, weil sie große Stücke ihres Besitzes verkauft hatte,
sondern, um dem Werth ihrer spekulativen Erwartungen den richtigen
Ausdruck zu geben. Nun liegt das der Gesellschaft investirte Kapital
ertraglos. Dividenden werden nicht gezahlt; aber ihr werden vier Pro-
zent Zinsen vergütet, wenn sie beim Verkauf unbebauter Grundstücke
Werthzuwachssteuer zu zahlen hat. Und dann bleibt als Letztes das
Agio, das der Direktor verkündete. Darf solche Gesellschaft über die
Zuwachssteuer klagen? Natürlich werden es alle ihrer Art thun.
Die gute Gelegenheit, sich als Hort des unter sozialer Noth seuf-
zenden Volkes zu zeigen, läßt ein kluger Mann nicht ungenützt vor-
übergehen. So treten denn die Makler und Händler fürs Wohl des
Volkes in die Schranken. Man solle sich hüten, dem Reich zu geben,
was des Reiches ist; denn den Letzten beißen die Hunde. Und der Letzte
ist auch hier der gemeine Steuerzahler. Nämlich: nimmt Mermuth
den Stadtfiskalen aus ihrem Sack, so müssen Die sich anderswo schad-
los zu halten suchen. „Anderswo" aber heißt überall: beim „kleinen
Mann". Dem wird es also in puncto Kommunalsteuer an den Kragen
gehen, wenn das Reich die Zuwachssteuer bekommt. Den Grundstück-
händlern ist es natürlich nicht um das Interesse der Gemeinden zu
thun; sie rechnen aber mit der Wirkung ihres Arguments „an sich",
das Unfrieden in die Reihen der Gegner tragen könnte. Die andere
Seite der „sozialen Frage", auf der das Wohnungproblem steht, wird
freilich rasch überschlagen. Die Grundstückspekulation glaubte, mit der
Bodenreform schnell fertig zu werden. Hirngespinste, nichts weiter,
die ein kräftiger Besen gründlich entfernt. Aus der Theorie der Boden-
reformer ist nun die Praxis des Steuererhebers geworden.
Auch die Sozialreformer melden sich; im Brustton. DieLentrums-
leute entdecken wieder ihr Herz für den Arbeiter. Sie fordern in der
Budgetkommission, daß der Entwurf des neuen Kaligesetzes ohne „so-
is

zialpolitische Garantien" nicht in Kraft treten darf. Diese Garantien sollen durch Betheiligung der Arbeiter am Gewinn der Kaliwerke geschaffen werden. Ob dieser Ungeheuerlichkeit stehen alle Räder im Denkmechanismus der Dividendenempfänger still. Nicht auszudenken, welche verheerenden Folgen ein Einbruch der Lohnarbeiter in die heiligen Hallen der Aktie haben würde. ^, lä ports, 5 Is lantsrns mit dem anarchischen Gedanken! Die Sozi erklärten sich mit dem Centrum soli» darifch. Da erbarmten sich die Konservativen des Gesetzes, der zu Tode erschreckten Kalimagnaten und der Arbeiter. Ein Paragraph soll die Arbeiter gegen Lohnkürzungen sichern. Den Kaliwerken, die sich trotzdem zu Lohnreduzirungen hinreißen lassen, wird eine Beschneidung der Betheiligungquote in Aussicht gestellt. So soll verhindert werden, daß durch die neue Preispolitik, die das Gesetz vorschreibt, der Arbeiter Schaden habe. Dieser Arbeiterschutzparagraph ist eine ansehnliche Leistung. Zum ersten Mal ist, in einer Auseinandersetzung mit dem Kapital, eine Art Gleichberechtigung des Arbeiters gesetzlich festgestellt worden. Unter den Auspizien der Konservativen Partei. Die Herren von der Rechten haben sich ihre Seelenruhe durch die Sorge um das Wohl der „Lohnsklaven" selten stören lassen. Sie wären auch weiter von dem Alb verschont geblieben, wenn nicht die „Schwarzen" mit ihrer „verrückten" Gewinnbetheiligung gekommen wären. Die dachten zwar auch nicht allzu intensiv an das Glück des Vierten Standes; aber sie haben allerlei Gründe, sich nach der Bewilligung der fünfhundert Millionen Steuern wieder mal antikapitalistisch und volksfreundlich zu zeigen. Siehe auch das Kapitel: Kolonialpolitik. Bei den Wahlen, hofft man, wird diese „opferwillige" Leistung reichlich bezahlt.

Daß die Dividendenbetheiligung endemisch geworden wäre, war kaum zu befürchten. Man hätte wohl abgewartet, welche Erfahrungen die Kalileute mit dem neuen Prinzip machten. Doch die Angstmeier sahen sich bereits im Pfuhl der kommunistischen Gesammtliquidation und fielen aus einer Ohnmacht in die andere. Daß die Idee der Gewinnbetheiligung der Arbeiter weder neu noch unerprobt ist, schien das aufgescheuchte Volk nicht zu wissen. In Deutschland giebts einzelne Unternehmer, die das Entsetzliche gewagt haben und doch nicht zu Grunde gegangen sind; in England ist die Dividendenbetheiligung der Lohnarbeiter vielfach eingeführt, besonders im Schiffsbau. Sir Christopher Furneß, ein angesehener Großindustrieller, hat, wie ich hier schon erzählte, als bestes Mittel zur Stärkung der britischen Industrie im Wettkampf mit Deutschland und Amerika die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn empfohlen. Uebrigens sind die englischen Arbeiter mit dem System nicht zufrieden. Sie wünschen, wieder auf festen Lohn gestellt zu werden; die Dividenden schwanken ihnen allzu sehr und auf Risiko ist ihr Leben nicht eingerichtet. So wäre es Wohl auch bei uns. Der Arbeiter ist kaum im Stande, seine Existenz von der Dividende abhängig zu machen. Er ist eben kein Kapitalist; und die Dividende paßt nur ins Gebiet des Kapitalismus. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb S. m. b, tz. in Berlin,

Verlin, den 14. Mai 1910.
c<_^
Edward.
^ -^
?mIanuar1842 fuhr Friedlich Wilhelm derVierte nachEng-
ZM land. Er hatte, neunzehn Monate vorher, nicht nur der
Königin Victoria, sondern auch dem ?rince donzort ok I-Ier mozt
8racic>u3 ^ajezt^ in einem mit eigener Hand geschriebenen Brief
angezeigt, daß er den tzohenzollernthron bestiegen habe, durch diese
Artigkeit, der bald andere Zeichen höflicherDevotion folgten, das
tzerz der jungen Herrscherin gewonnen und, unter dem Einfluß
Vunsens und Heinrichs von Vülow, in der kurzen Zeit seiner Ne-
girung sich immer als Bewunderer britischen Wesens bewährt.
Warben die größtenKontinentalmächte nicht.Nußland undFrank-
reich, um Englands Gunst? Mit dem umbuhlten Inselvolk mußte
Preußen, mußte der Deutsche Bund, in dem Friedrich Wilhelm
und seine Leute eine Macht ersten Nanges sahen, sich auf guten
Fuß stellen. Das schien, nach Bülows Denkschrift über die innere
Lage Großbritaniens, auch gar nicht schwer. Nobert Peel, der
neue Premier, war schon wegen seiner Frommheit derMann des
Preußenkönigs und alsPolitiker gewiß keinFeindderDeutschen.
Auch Palmerston wars, wenn man Vülow hörte, niemals gewesen;
und LordAberdeen, sein Nachfolger, war als Anhänger Metter-
nichs dem berliner Hof besonders willkommen. Diese Stimmung
des tzohenzollern verhieß den Briten ansehnlichen Konjunktur-
gewinn. Der Koburger Stockmar, der in der Schule des Lands-
mannesLeopold erwachsen warund nun an derThemsedasWetter
in

machte, wußte, an welcher Stelle der schwärmende König zu packen
war: auf seincnNath wurdeFriedrichWilhelm alsPathe zurTaufe
des PrinzenAlbertEduard geladen. Zwar warnte Metternich vor
einergefährlichenErregungprotestantischerParteileidenschaftund
auch der ZarNikolai rieth von der "Reise ab, die zu einer Begegnung
mit dem belgischenVlusentonig oder einem derPrinzen von Frank-
reich führen könne. Doch Friedrich Wilhelm ließ sich nicht halten.
Er fühlte sich durch die Gevatterschaft hoch geehrt und war von der
Unfehlbarkeit seiner Charmeurkunst so innig überzeugt, daß er
Fährnissen nicht auswich, sondern sie suchte. Mit den Orleans kam
er nicht in Berührung; Leopold von Belgien aber sah er schon auf
der Hinfahrt mostende und besuchte ihn, der den sich legitim dun-
kelnden Monarchen noch als "Usurpator und Kronräuber galt.dann
inLaeken, poui-Ieti-availlei-. Seiner Beredsamkeit konnte teinSterb-
licher widerstehen; und wenn er den Koburger ein paarStunden
bearbeitet hatte, war zwischenVelgien und den Niederlanden ge-
wiß Alles in schönster Ordnung und der belgisch-luxemburgische
Grenzverkehr im Sinn des Zollvereins geregelt. In London gings
natürlich hoch her. Victoria trug bei denTauffesten einArmband
mit dem Bilde des Preußenkönigs und ließ sich die Freude nicht
nehmen, den Pathen ihres Söhnchens selbst mit dem Hosenband-
orden zu schmücken. In schwülstigen Trinksprüchen wurde die un-
verjährbare Freundschaft der beidenVormächte des Protestantis-
mus gefeiert. Bei der Eröffnung des Parlaments saß Friedrich
Wilhelm, nur er, als dem Königshaus nah Verwandter, zwischen
der Königin und den Lords. In der Pauluskathedrale bewun-
derte er die Andacht anglikanischen Gottesdienstes, im Theater die
sorgsame Inszenirung shakespearischer Lustspiele, inNewgate die
kluge Humanität der Gefängnißeinrichtung. Er war von Allem,
was er sah und hörte, entzückt; hinterließ aber, trotzdem er die In-
stitutionen des Inselreiches mit überschwingendem Pathos lobte,
keinen tiefen Eindruck. Im Oberhaus sprach Lord Vrougham die
Hoffnung aus, der Preuße werde seinem Volt endlich gewähren,
was schon sein Vater verheißen habe, und zeigen, daß er aus dem
Anblick englischer Freiheit zu lernen wisse. Manche Zeitung (die
londoner Presse war noch nicht so straff disziplinirt,wie sies heute
ist) schalt ihn einen Spion, Heuchler und Narren. Die Politiker
liehensich von demGlanze seinerNhetorik nicht blenden; die freund-

lichsten Beurtheiler sahen in ihm, wie später Treitschke, nur „den größten alljener geistreichcnDilettanten, an denen dievielgestaltige moderne Kultur so reich ist; aufkeinem der unzähligen Gebiete des geistigen Lebens, die sein ruheloser Geist zu umfassen strebte, zeigt er sich wahrhaft mächtig, wahrhast schöpferisch, am Wenigsten in seinem politischen Beruf." Die Reise blieb ohne Ertrag. Die phantastischen Pläne des Gastes wurden höflich, aber kühl angehörtund Stockmar selbst, der an zwei Höfen doch die Kunst der Verstellung gelernt hatte, konnte den Schreck kaum verbergen, als der König ihm eines Tages erklärte, Belgien (der auf Preußens Antrag 1830 als neutral anerkannte Staat) müsse in den Deutschen Bund eintreten. FriedrichWilhelm merkte aberstets nur, was seinemSelbstgefühl schmeicheln konnte, und blieb sest überzeugt, die Reise nach England habe der protestantischen und der deutschen Sache wesentlichenNutzengebracht. Nicht einenAugenblick dachte er daran, mit den Ergebnissen britischer Erbweisheit sein Volk zu beglücken. Doch Victoria und Albert sollten erfahren, wie stark die Stimmung der londoner Tage in seinem Herzen nachklang. Cornelius mußte für das Pathenkind einen Schild zeichnen, der dann in Silber ausgeführt wurde. In der Mitte ein Christuskopf, darunter die Darstellung der evangelischen Sakramente, am Rande der christliche König, der, in Muschelmantel und Pilgerhut, in einem vom gefesselten Höllengeist des Dampses vorwärtsgetriebenen, von einem Engel gelenkten Schiff übers Meer fährt und an derAngelnküste von Sankt Georg, Wellington und dem Prinz-Gemahl erwartet wird; auch die Portraits Alexanders von Humboldt (mit einem Oelzweig in der Hand), Natzmers und Stolbergs waren, dicht neben Jesu Einzug inIerusalem, auf dem Schildrand zu sehen. Die britischen Höflinge lächelten leis,die radikalenWhigs lachten laut über dieses wunderliche Symbol. Den unsteten Sinn des Königs aber plagtekeinZweifel.Wiederwarseinenstaatsmännischen und psychologischen Talenten ein wichtiger Sieg gelungen.

Der irrlichtelirende König, derKonsequenz die elendeste aller Tugenden zu nennen pflegte, ist auch den Briten nicht lange treu geblieben; in der Zeit des Krimkrieges ärgerte er sie, die ihn freilich schlecht genug behandelt hatten, durch seine deutlich wahrnehmbare Hoffnung aufRußlands Sieg. Noch vierzehn Jahre nach der Taufreise aber, als endlich, allzu spät, die Psychose des redseligen

Monarchen erkannt worden war (der als junger Regent oft schon, mit blitzendem Auge, gerufen hatte: «Ich muß reden; es läßt mir keine Ruhe!"), noch1856übermannte in Frankfurt Herrn Otto von Bismarck die Wuth, wenn er von derAnglomanie des preußischen Hofes sprach. Sein Artheil über England war.wiefast immerüber Dinge, die sein Genieblick nicht nah und lange gesehen hatte, von beinahe bonapartischer Angerechtigkeit. D'Israeli schien ihm damals nur ein jüdischerDialektiker vom Range Stahls, die gerühmte Erbweisheit der Briten seit der Reformbill von 1832, die das Wahlrecht erweitert hatte, für immer verloren; er merkte nicht, daß nur die Fassade ein Bischen verändert, das oligarchische Wesen auch unter Victoria aber erhalten war, und meinte, der Bulle sei zwar noch stark, «wisse aber, seit ihm derNasenring derOligarchie abgenommen ist, nicht mehr, wo er hinstößt." Als Minister hat er die Nnklugheit dieses Vorurtheils dann bereuen gelernt. Richtig war und blieb aber, was er an Gerlach schrieb, der ihn gefragt hatte, wie er über die „englische Heirath" des Prinzen Friedrich Wilhelm denke, die in Rußland arg verstimme: «Die Heirath mag ganz gutsein; das Englische darin gefällt mir nicht. FürstlicheHeirathen geben imAllgemeinen dem Hause, aus welchem die Braut kommt, Einfluß in dem anderen, in welches sie tritt; nicht umgekehrt. Das ist um so mehr derFall, wenn dasVaterland derFrau mächtiger und in seinem Nationalgefühl entwickelter ist als das ihres Mannes. Bei uns wird britischer Einfluß in der stupiden Bewunderung des Deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirthen und Gerichtspräsidenten den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich jetzt schon gehoben, wenn ein englischer Iockey ihn anredet und ihm Gelegenheit giebt, tke (Zueen's enAlKK zu radebrechen; wie wird Das erst werden, wenn die erste Frau im Land eine Engländerin ist! Ich wünschte jedenfalls, daß unsere Bewerbung zur Heirath etwas später erfolgte, nachdem England Gelegenheitgehabthätte, die vielenRoheiten, die es in Presse, Parlament und namentlich in der Diplomatie gegen uns verübt hat, wieder in Vergessenheit zu bringen. Ein Privatmann würde nicht die Stirn haben, in einem Haus, wo er so unwürdig behandelt worden ist, ohne Weiteres um die Tochter anzuhalten." Diese Stimmung war in den Köpfen der besten Preußen entstanden,

während Friedrich Wilhelm mit dem schüchternen Eifer eines ar-
men, oft gedemüthigten Verwandten um Britanias Gunst warb.
Der Christenschild, dessen Skizze Peter Cornelius mitten in
der Riesenarbeit an seinen Kartons entwerfen mußte, hing indem
Zimmer desKnäbleins,dem sechzigIahre danach inWestminster
die Krone d es Königs und Kaisers aufs Haupt gesetzt ward.Fromm
hat der Anblick den kleinen AlbertEduard nicht gemacht. DieKo«
burger ließenden lieben Gott immer einen guten Mann sein. Und
der Fürst von Wales war ein echter Koburger. Sein Vater war
Leopolds Nesse, seine welfische Mutter die Tochter der Luise von
Koburg.die dem Fürsten vonLeiningen vermählt war. Dem schönen
prince (^onsort, der eher ein Lehrer als ein Vater gewesen zu sein
scheint, mißlang der Versuch, mit seines Wesens Stempel denSohn
zu prägen. Garzu langweilig korrekt; zuwenig im Stil altenglischer
Lustigkeit.Pünktlich wurden imElternhausehrbareKüssegetauscht,
pünktlich die Staatsgeschäfte erledigt und pünktlich, wie eine Bill
nach Westminster, kam der Klapperstorch in denBuckingham°Pa-
last. Zu so kleinbürgerlich wohlanständiger Lebensart (Cleopold -
und seine Töchter bewiesen, daß sie nicht zum koburgischen Erbe
gehört) hatte Vickys Aeltester keinen Blutstropfen in sich. Der
wollte die süßenWonnen eines Kronprinzendaseins ausschlürfen,
als arbiter eleZantiarum im Weltreich der Mode anerkannt fein
und alle Lust bunter Abenteuerlichkeit genießen, die seittzeinzens
tollen Tagen einem Britendauphin ziemt. Sankt Georg, Sankt
Wellington und Sankt Albert konnten ihn nicht verleiten, Trübsal
zu blasen. Lehrzeit für den tzerrscherberuf? Unsinn! Derconsti-
tutwnel cant herrscht: und den Schattenkönig lernt selbst der Un-
begabte schnell spielen. Amusirenwollteersich; liebte Roulette und
Karten, herben Sekt und Pfiffige Mädcheu noch immer mit aller
Zärtlichkeit, als er Sir John mehr schon als dem Prinzen von
Eastcheap ähnelte; als seine Augen schon, die Fischaugen der Mut-
ter, Glaskugeln gleich, in'geräumigen Schädelhöhlen lagen und
der nervus facialis unter Fettpolstern zu schlummern schien. Wir
hörten ihnleben. Hörtenvonseinengalantentzöndeln.seinenKar-
tentischgeschichten, seinem Verkehr mit fleckigen Spekulanten, die,
so mußte man glauben, nur auf goldener Leiter zu solcher Höhe ge-
klettert sein konnten. DerTürkenhirsch.der vom pariser Iockeyklub

abgelehnt worden war (und, um sich für die schwarzen Kugeln zu
rächen, das Klubhaus gekauft und die Iockeys obdachlos gemacht
hatte), war so oft sein Gast, daß Labouchere schreiben konnte, in
Marlborough House gebe es kein Diner ohne parkit au ttii-scn.
Jahrzehnte währte dieses geräuschvolle Leben, dessen Echo bis in
den Gerichtssaal hineinhallte. Meist war Paris oder Monte Carlo
der Schauplatz. Da war Ie?rincecie(ZzIIes, den jedes Kind kannte,
jedes Iüngferchen wie einen Oger anschmachtete, in seinem Ele-
ment; da bestimmte er die Mode, lancirte Weiber und Pferde,
schien zum Entzücken verrucht und kroch, wenn ihn die Lust juckte,
in die schmierigsten Spelunken. Nicht fromm und säuberlich; doch
wenigstens kein Heuchler. And ists etwa leicht, so lange Kronprinz
zu sein? Im Haus Victorias, die den Sohn von allen Staatsge»
schäften abfperrt.thatlos des vielleichtnoch fernenTageszu harren,
der zu schöpferischer Arbeit ruft? Allmählich wurde auch dieser
Modemonarch, desf enMtalität allenStürmen getrotzt hatte,müde;
so träg und morsch, daß er die Mühe scheute, den an Europens fein-
stenKrippengehätscheltenLeibausderFetthüllezuschälen. Wozu
sich noch anstrengen? Mama überlebt uns Alle. Kien ne vs plus.
Wenn die Polster weggeschafft sind, erwacht auf dem Grab des
Vermögens am Ende gar die Begierde. Die Schürzenjagd hatte
seinem Ruf nie ernstlich geschadet; das Geldbedürfniß des knapp
gehaltenen Thronerben brachte ihn spät noch, als der Mutter die
letzte Sonne schien, in schlimmeMicht. Wo eDch sehen ließ, schrien
heisere Wuthstimmen ihm nach, er habe in Goldshares spekulirt,
mit Rhodes, Milner, Beit das Vaalwasser getrübt, an der Vor-
bereitung des lameson KaicZ mitgewirkt und durch seinen Eingriff
die Untersuchung der Mächlereien zur Posse erniedert. Wahr oder
falsch: bequem war es nicht, unter der Last solcherAnschuldigung
auf den Thron des Reiches zu steigen, das einen zähen Bauern«
stamm nicht niederzuzwingen vermochte. Den dicken Herrn schreckte
das Geraun nicht; ärgerten mehr dieSpötter, dietuschelten, ersei
macie in Qerman^. Das konnte gefährlich werden. Flink also fort
mit dem Vatersnamen, der an den kleinen deutschen Prinzen er-
innert. Eduard: bei diesem Namen denkt derBrite des Königs aus
der Baronetkriegszeit, der die Verwaltung organisirte, die^aZna
LKarw bestätigte und das Fürstenthum Wales demAngelngesetz
unterwarf. Als Eduard der Siebent<wurde der Baccaratprinz
amAltar gesalbt.Und dieAppendizitis warb ihm mitleidigeHerzen.

NeberseinerWiegehingderGlaubensbekennerschild des ber-
liner Gevatters. In den Krönungstuhl, auf dem König Edward
des Priesters wartete, ward der Stein eingefügt, an den Jakob die
Stirn lehnte, alserdiegenHimmel führendeLeitersah. Ein from-
mes Gemüth mag wähnen, auf dem von solchen Reliquien um-
hegten Leben ruhe segnend die Hand des Herrn. Nüchterne Ra-
tionalisten werden sagen, der Umgang mit Geschäftsleuten habe
den Kronprinzen die Kunst gelehrt, gute Geschäfte zu machen. Ei-
nerlei. Hans Lüderlich ist ein tüchtiger König geworden. Im ersten
IahrseinerRegirung schiencrnur im ehrwürdigen Plunderprunk
mittelalterlichen Hofceremonials zu leben; saß in seinem Palast,
studirte Kostümwerke und suchte in alten Hofchroniken die Mög-
lichkeit neuen Mummenschanzes. Das war nicht dumm (die Vic-
torianische Aera hatte der Schaulust nur karge Nahrung geboten),
währte aber nicht lange. Das zweite Jahr brachte die Unterjochung
derBurenrepubliken.denwerthvollsten Erfolg, derdem verwöhn-
ten Britenreich seit der Eroberung Indiens beschieden war. And
dann sorgteEduard für seinLand wieein Großkaufmann fürseine
Firma; erstrebte und erlangte Verbindungen, dieLohnverheißen,
nützte die Schwächen oderThorheiten der Konkurrenten aus und
löste Engagements, von denen nichts mehr zu hoffen war. Manche
Briten fanden, er regire zu viel, treibe eine persönliche Politik, die
hart an Absolutismus grenze, und brauche einen Iunius, der ihm
sagt, daß die Verfassung Englands König nur schützt, wenn er
ihren Geist nicht verletzt. Jeder Koburger stand einmal vor dieser
Gefahr. Daß Eduards Wulstfinger behutsam die Drähte lenkten,
war früh schon zu spüren. Doch hat nicht auch die alte Queen still
ihre Fäden über Europa hin gesponnen und, mochte Beaconsfield,
Gladstone oderSalisbury ihr alsMinister vorgesetztsein,mehrPo-
litik gemacht,als auf demFestlande dieHarmlofen ahnten? Eng-
land ließ sichs gefallen, weil es Vortheil davon hatte.und wird sichs,
trotz derLegende, ^sANä^Karta sei inGroßbritanien mächtiger als
der mächtigste Mann, auch ferner gefallen lassen, so lange der
Reichsprofit dadurch nicht geschmälertwird. RnterEduard war die
Bilanzso gut wie je in den fettsten Iahren des Insulargeschäftes.
Egypten und Südafrika gesichert. Italien am Bugsirtau. Ein gün-
stiger Vertrag mit Portugal abgeschlossen. In Asien der erwachsen-
denGroßmachtverbündet.DerStreitumNeufundlandgeschlichtet.

Die zuverlässige, zu Opfern bereite Treue der Kolonien imVuren-
krieg bewährt. Nußland ohne britischen Schwertstreich auf ein
Menschenalterhinaus geschwächt. Für Indien nichts zu fürchten.
Deutschland in Europa isolirt (der Dreibundspuk ängstet nur Kin-
der), inAfrika, dicht neben englischen Niederlassungen, die in un-
gestörtem Frieden gedeihen, Jahre lang zu schwerem Kampf ge-
zwungen, in Ostnsien wegen des Kreuzzuges und des Pachtver-
trages von Mißtrauen umlauert. And das für den Augenblick
Wichtigste: die entente coräiale mit Frankreich, die, sobald den
Briten solche Erweiterung nützlich schien, zur Verständigung mit
Nußland führen konnte. Wie lange ists her, seit auf den Boule-
vards dieMenge den alten Krüger umjauchzte, in allen deu^lants
vonMontmartre die greise Liqueurtonigin und der armeTommy
gelästert wurden? Im Jahr 1905 verbrüderten in Portsmouth
französische sich englischen Seeleuten und in der City las, zwischen
Guirlanden und Trikoloren, der Wanderer die Huldigung: diloire
a la^rance! So,nachdemfeinstenIndustriesystem, macht manGe-
schäfte. Still, nach sorgsamer Disposition, mit klugerAusnützung
fremderFehler,ohne ungeduldigehast.ohne säumig dieKonjunktur
zu verpassen; so steigert man denWerth einerFirma und weckt in
Konkurrenten dadurch denWunsch nach einem Pool, einerInter-
essengemeinschaft,einemVündniß.Eduard hatziemlich wüst gelebt,
aber inParis.New Port, London und Monte Manches kennen ge-
lernt, was korrektere Prinzen nie sahen. Vergebens, sagt Goethe,
„bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern;
man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen:
und ein Bild seines Charakters wird uns entgegentreten." Seine
Thaten zeugen für Eduard. Trotzdem er aus Budapest abreiste,
ohne den Spielpartnern die hoheGuldenschuld zu bezahlen, trotz-
dem ervorherund nachher mancherNana sachkundigbeimTricot-
wechsel halfund noch in den neunziger Jahren nur ein vieux mar-
clieur schien, hat er sich als gescheiten Kaufmann entpuppt.
MitDeutschlandwollteersicherinFriedenleben.Sohn eines
Sachsenprinzen, Pathenkind eines Königs, Schwager einesKron-
prinzen von Preußen, der einst die Krone der Deutschen Kaiser
tragen sollte: warum also Zwist? Die Deutschen sind nette Leute.
Der berliner Hochadel nimmts nicht einmal übel, wenn die Kron-
prinzessin auf tzofbällen für den Bruder fällige Spielschulden ein-

kassirt. Besonders liebenswürdig und ehrerbietig ist der Neffe Wilhelm. Ganz entzückt, wenn er inCowes nicht distanzirt wird, den Admiralsrock bekommt oder im Piraeus unter der Flagge des Geschwaderchefs ein Stündchen der Britenflotte voranfahren darf. Zwar hat sein verheißender Zuruf die Buren in das Wagniß des Krieges getrieben; doch er hat denFehler bald bitter bereut, Krügers Besuch abgelehnt und alles Erdenkliche gethan,um England zu versöhnen. Ein Bischen hitzig ist er ja noch;von rastloser Betriebsamkeit; möchte zeigen, daß er in allen Gebieten menschlichenWollens heimisch ist, auf jedem Sattel zu reiten, die Widerspenstigen schnell zu bezaubern versteht. Junges Koburgerblut. Mit der Zeit wird auch er wohl ruhiger. Und schließlich braucht man die Deutschen: wirds einmal ernst, dann decken sie Englands wehrlose Flanke. Das war die Absicht. Wie kam es nun, daß schon in Eduards viertem Regirungjahr die Marineämter in Berlin und London die Weisung erhielten, sür einen nahen Krieg zwischen Deutschland und Großbritanien zu rüsten? Die Hoffnung, mit Schiffsgeschützen einen lästigen Konkurrenten aus dem Weg zu räumen, hätte den Kaufmannsgeist Eduards gewiß nicht leicht umgarnt. Trotzdem die Gelegenheit so günstig war, wie zwei Jahre vorher noch kein Brite sie zu träumen wagte.RußlandohneFlotte,ohnejedeMöglichkeit,demDeutschen Reich gegen England wirksam zu helfen, ohne die innere Kraft, die zu einemAngriff auf die vonKitcheners Kriegstechnikergenie geschirmte indische Grenze nöthig wäre. Frankreich, die zur See zweitstärkste Macht, dem Inselvolk befreundet, für denFall eines britisch-deutschen Krieges sicher sogar verbündet. An Zahl und an Qualität der Gefechtseinheiten ist Englands Flotte unserer heute noch so überlegen,daß wir denKampf nichtWagen könnten, auch wenn wir unsere Kolonien besser geschützt wüßten. Ein für Industrie, Technik und Handel ungewöhnlich begabtes, fleißiges, auf reichemBoden lebendes und billig arbeitendesVolk von sechzig MillionenMenschen ist aus die Länge aber nicht dadurch unschädlich zu machen, daß man ihm seine Schiffe zusammenschießt oder in die Luft fliegen läßt. Das sieht jeder Großkaufmann ein; und keiner würde sein Geld in ein so kurzsichtiges Geschäft stecken. Konkurrenz ist zu ertragen; unerträglich nur stete Geschäftsstörung.

RndEduard fand.daßDeutschland ihm seinGeschäft störe. Deutsch-
land? Eigentlich thats derDeutsche Kaiser. Die der selbenFamilie
Angehörigen kritisiren einander selten mit dem Gleichmuth des
kühlenRichters. Der Onkel ärgerte sich über denNeffen,derSohn
über den Enkel des Koburgers; und die Worte, die hin und her-
flogen.klangenDem, dersie auffing, nicht gerade mild. Was will
denn «urV^iIIiam?WelchePläne birgt er in seiner Seele? Daßwir
uns zu günstigen Bedingungen mit den Franzosen verständigt ha-
ben, kann er, ders auch längst thun möchte, uns dochnicht verargen.
Seitdem aber, seit die entente corcliale ans Lichtkam, ist er schlecht auf
uns zu sprechen; und wir hatten an Guirlanden und Kränzen für
ihn doch nicht gespart. I^ev äeparture?Gehts jetzt wiederostwärts?
Wirbt der unzärtlicheVerwandte im Dunkel der Mohammedaner-
welt, in Washington, in den skandinavischen Königreichen wider
uns Bundesgenossen? Soll Frankreich mit Waffengewalt nieder-
geworfen oder durch deutliche Drohung gezwungen werden, uns
denRücken zukehren? Niemand weiß es; aus jedem Botschafter-
bureau kommt eine andere Version. Kein Tag ohne Neberraschung.
Gestern eine fast kriegerisch klingende Rede, heute ein unerwarteter
Besuch, morgen vielleicht eineFriedensvertundung. l,ui,t«ujours
lui. Das sällt auf die Nerven. Noch fehlt all den dialektischen
Spielen die Pointe, denWorten noch immer die That. Soll man
sie aber in müßiger Ruhe erwarten? Wer nicht zu berechnen ver-
mag, wie morgen der Markt aussehen, welche Waare angeboten
und welche Verlangtwerden wird,kann kein ersprießliches Geschäft
machen. Deutschland braucht fruchtbares Land und baut Schiffe,
um es zu erobern; wahrscheinlich von uns, mit amerikanischer,
französischer oder russischer Hilfe. Mit solchen Möglichkeiten kann
man sich abfinden; nur dürfen nicht immer neue auftauchen, darf
es nicht dahin kommen, daß die Furcht vor jähem Wetterwechsel
jede bedächtige Vorsorge lähmt und derStaatsgeschäftsmann früh
und spät vor Improvisationen zittern muß, die seinem Planen die
Grundmauer der Tatsachen zerbröckeln. Wars nicht ein preußi-
scher Offizier, der, vor fast hundert Iahren, gegen die Willkür-
herrschaft des Korsen sich mit dem Schlachtruf erhob, lieber als
endloser Schrecken müsse dem Tapferen ein Ende mit Schrecken
sein? So ungefähr hat Eduard gesprochen, geschrieben; und leider
in allen Zonen des alten Erdtheiles Gehör gefunden.

Als einen »recht wohlerzogenen, durch seinen Vater etwas
erschreckten jungen Menschen "hat Chlodwig Hohenlohe den acht-
zehnjährigen Fürsten von Wales geschildert. Der Vater war, seit
er, mit einer die bestenDeutschcn beschämenden Flinkheit, auf of-
fenem Markt sich seiner Nationalität entkleidet und den Briten-
leun mit Schmeichelreden gefüttert hatte,zu politischerMacht ge-
langt; trotz eiferndem Mühen aber dem Volk nicht ein Liebling
geworden. Auch die in Europa regirenden Häupter blickten meist
mißtrauisch auf den hochmüthigen Schulmeister. Der, raunte die
Hoflegende, ist gar kein richtiger Koburger; seine Mutter, Luise
vonSachsen-Gotha(von der seinNominalvater, Herzog Ernst der
Erste von Sachfen-Koburg und Gotha, sich siebenIahre nachAl-
berts Geburt scheiden ließ), hatte sich bald nach der ersten Ent-
bindung einem jüdischen Theatermenschen geschenkt; und als für
Victoria von Großbritanien ein Mann gesucht wurde, empfahl
OnkelLeopoldgerade deshalb, nichtErnst,sondernAlbert,den jün-
geren Bruder des koburgischen Thronfolgers, zu wählen. „ Victori-
ens Mutter ist eineKoburgerin; zuvielBlut der selben Sorte Ver-
dirbtuns die Rasse: alsolieberdenSprößlingä'unautre canapeins
schwere Amt desPrinz-Gemahls lootsen.« Klatsch? Je hastigerAl-
bert sich entdeutschte, desto lauter sprach Englands alterAdel von
semitischerAnpässungfähigkeit;undwennAlbertEduard dieHirsch,
Rothschild,Cassel,Beit begünstigte.hieß es: „ DieAbstammung ver-
leugnet sich nicht." Zwischen Vater und Sohn ist es nie zu wirklicher
Intimität gekommen. Daß Mama, die für ihre bzttenbergischen
tzätfchelkinder stets eine offene Hand hatte, ihrem Aeltesten nie-
mals auch nur mit einer Guinee aus der Klemme half, war gewiß
auch eine Folge der Erziehunglehre, die der kleindeutsche Pedant
nach Windsor gebracht hatte. Der Fürst von Wales ist, mit einer
Iahreseinnahme von ungefähr zwei Millionen Mark, besser ge-
stellt als andere Kronprinzen. Für Einen, der gern spielt und hohen
Einsatz wagt, reichts natürlich nicht aus. Berty kam oft in Ver-
legenheitund aussolcherNothinmancheFreundschaft.die ersonst
wohl gemieden hätte. Nach der cleveine im budapester Klub mußte
Franz Joseph, um den Skandal zu ersticken, tief in die Tasche
greifen. Dennoch blieb Berty drinnen und draußen beliebt. Wa-
rum soll ernicht, so lange sein Lämpchen glüht, sein Leben genießen?
Er hat echt englischen Menschenverstand, läßt sich nie auf einem

Taktfehler ertappen, weiß genau, wann er sich feierlich, wann zwanglos zu geben hat, und ist ungemein liebenswürdig. Für einen bedeutenden, auch nur für einen politisch weitsichtigen Mann hielt ihn kaum Einer. Noch den vom Erfolg gekrönten König durfte man in der Fürstensphäre nicht allzu hitzig rühmen: sonst antwortete ein ironisches Lächeln. «Ein alter Spieler, der, weilsihm nicht an den Kragen gehen kann, nicht leicht die Ruhe verliert. Ohne andere Leidenschaft. Seit ihm Spiel und Sport keinen Spaß mehr macht,auch für einen imPurpurThronendennichtpassendscheint, muß Diplomatie ihm das Vergnügen rüstigerer Jahre ersetzen. Irgendeinpolitisches Programm haternicht.DerNeffehatihndurch schroffe, schnell über den Kanal getragene Worte über Weiber- und Kartengeschichten verletzt, durch olympisches Wesen geärgert. Den will er schlagen. Wenn diese Partie gewonnen ist, zieht er sich wieder ins behagliche Wohlleben des Feinschm eckers zurück." Bis ins Jahr 1905 wurde so geurtheilt. Seitdem nur noch von unzulänglich Informirten oder Voreingenommenen. Der König, der dem Botschafter Paul Cambon gegen jede Gefahr Beistand zusagte und Sir Donald MackenzieWallace als seinen Vertrauensmann (undInstruktorNicolsons) nachAlgesiras sandte, der zwischenTokio und Petersburg, Tokio und Washington klug und leis vermittelte, hatte selbst dem sprödesten Zweifler den begründeten Anspruch auf den Titel eines Staatsmannes erwiesen.

Ohne Programm? Als ein von Roms Zauber geblendeter Deutscher KaiservorMailand stand, fragte Johannes von Salisbury, der in Frankreich erzogene Scholastiker und Sekretär des Kanzlers Becket: <Juis l'euwnicos wnstituit ju6i«8 nationum? Deutschland darfnichtWeltrichtersein, nicht.wieWilhelm verlangt hat, an jeder Entscheidung mitwirken, nicht einmal aus dem europäischen Festland die Hegemonie haben: Das war Eduards Programm. Dem hat er Anhang gesucht und gefunden. Wer ihn als ge° wandtenRoutier von großer Erfahrung und nützlicher Personalkenntniß hinstellt und ihm den Schöpferkopf abspricht, unterschätzt denKing. DiewichtigstenWendungen neubritischer Politikwaren das Werk seines Willens: die Verträge mit Japan und mit der FranzösischenRepublik. Am sie schließen zukönnen, mußteer das VorurtheilseinerLandsleute sachtüberwinden; denRassestolzder Weißhaut, die sich aus verächtlichem Ekelvon demFarbigenweg-

wendet, und den schwerblütigen Einst des Angelsachsen, der in
dem Franzosen lange nur einen brauchbaren Modisten und amü-
santen Windmacher sah. Das ist ihm gelungen. Die Wurzeln
unserer Kraft, sprach er zu den Treusten, sind gefährdet; wollt
Ihr sie schützen, den Vorsprung unseres Handels, die Seeherr-
schaft unserer Flotte, das Uebergewicht in den islamischen Ländern
sichern, dann müßt Ihr Euch ins Unvermeidliche schicken und die
gestern von oben herab Angesehenen morgen zu Bundesgenossen
küren. Kalifornien und die Amurvrovinz, Tongking und Mada-
gaskar sind von denIapanern bedroht; und wer heute Frankreich
hat, kann morgen Nußland haben. Wollt Ihr warten, bis Beide
von unseremTodfeind umgarnt sind? Nein. DieAngst.vonDeutsch-
lands Gnade abhängig zu werden, scheucht in die Gemeinschaft
"mit denMännernvonNipponuud Lutetia. So entstand Eduards
antideutscher Trust. Im europäischen Südosten blieb ein Loch, im
Westen eine schwache Stelle. Oesterreich-Angarn wollte sich nicht
von Deutschland trennen, Frankreich nicht dem ersten Feuer deut-
scher Geschütze ausgesetzt sein. Das war dieSorge der letztenIahre.
öesterreich sollte durch den im Monat der Annexion zusammenge-
bündelten Zorn eingeschüchtert und aus gefährlicher Sozietät ge-
drängt werden.Tann konnte derkin^-peacemaker denDeutschen, zu-
nächst noch ohne Antastung des Frankfurter Friedens, die Franzo-
sen versöhnen. Wiewärs mit einer anatolischen Entschädigung für
den Ansehensverlust, denMarolko gebracht hat? Dann gerathen,
ehe der Weiße Zar wieder mit starker Hand nach dem Bosporus
langen kann, in Südosteuropa die Dinge in Fluß. Eine deutsche
Parzelle in Anatolien: das beste Mittel, dem Neich Wilhelms,
vordem Auge der Mohammedaner, denNimbus uneigennütziger
Freundschaft zu nehmen, die drei Kaiserreiche einanderzu entfrem-
den, Vritanienund Nußland in gemeinsamer Eifersucht noch fester
zu verbinden. And istFrankreichversöhnt, dannkannDeutschland
von ihm nicht die Kosten verlorener Seeschlachten eintreiben. Ein
von verschmitzter Spielkunst ersonnener Plan, der mit dem Tem-
perament und den Nerven eines bestimmten Partners rechnet.
Der aber rückt nun seinen Stuhl plötzlich vom Tisch weg. Im No-
vember 1908 entschließt Wilhelm sich, nicht mehr Geschäftsführer
des Neiches zu fein. Mit dreiundsechzig Millionen deutscherMen-
schenistnunzu rechnen. Diewerden, wennsnichtanders seinkann,

das Schwert ziehen; selbst wenn das Eisen nur bestimmt scheint,
Oesterreichs bosnischen Schmerz zu heilen. Rußland kann nicht,
Frankreich will nicht fechten. FranzIosephhatEduardsWunsch,
in Berlin die Kontingentirung der Seemacht zu empfehlen, die Er-
füllung versagt(„Ich weiß, daß ich mir heute einenFeind gemacht
habe.aber ich konnte nicht anders")und ingenirtertzaltungsitzen,
mit umdüsterter Stirn, die Kaiser von Oesterreich und vonIndien
in der ischler Villa bei dem Mahl, an dessen Schluß ^laceäoine cle
fruits en petits verres aufgetischt wird. Auch im marienbader Hotel
Weimarverdarb die Hexe Politik dem dickenKönig ein Essen; und
Herr Clemenceau, der Gast Seiner Majestät, wurde beim Kaffee
auf dem Balkon fo lebhaft, daß die Zuschauer merkten: da oben
wird ein Antrag abgelehnt. Kien ne vs plus. Was nützt den Bri-
ten das dichteste Bündnißgesträhn, wenn keiner der Verbündeten
aus dem Festland für sie kämpfen will? Eduard preßt den Leib in
die Nniform der Gardedragoner und fährt (endlich) mit seiner
Frau nach Berlin. Der Sonderzug hält vor der Bahnhalle, der
ganze Hof muß sich in Trab setzen, um die hohenGäste nicht zu lange
ohne Willkommensgruß zu lassen, Galakutschenpferde scheuen
und bäumen sich, die Kaiserinnen Alexandra und Auguste Victoria
müssen auf offener Straße in einen anderen Wagen umsteigen,
dessenLenker dann nicht weiß, vor welches Schloßportal erfahren
soll. Doch Eduard lächelt und tröstet den von Wilhelms Spott
derb gezaustenOberstaUmeisterFreiherrnvonReischach.Geht ins
Rathhaus, giebt sich artig, klug, taktvoll und einfach; und sagt so
ruhig,als könne keinMenschanderAufrichtigkeit seinesWollens
zweifeln, er strebe nach einem guten, herzlichen Verhältniß zu
Deutschland. Im Schloß meidet er jedes politische Gespräch; läßt
nur in derAbschiedsstunde den Satz von der Lippe, Deutschlands
Flottenbau sei, bei dem schnellen Wachsthum seines Uebersee-
handels, begreiflich und kein Grund zur Feindschaft. Die Deut-
schen scheinen nicht unversöhnlicher als die Buren, die ihm den
größten Randdiamanten geschenkt haben. And in der Wilhelm-
straße wird just derVertrag unterzeichnet,derihnenMarokko sperrt.
Daß der lange vergebens Erwartete gerade den Tag, der
einer zwiespältigen und drum kraftlosen Politik das papierneDenk-
mal gab, in Berlin verlebte, war sein letzterWitz. Seit ernichtmehr
gegenWilhelm spielen konnte, hat er keinen neuen Stich gemacht.

Im Buckingham-Palast, wo die Wehmutter ihn dem Schoß
Victoriens entbunden hatte, ist er gestorben. Daß seinName an
die traurigsten Tage neudeutscher Geschichte erinnert, darf uns
nicht verleiten, ihn gering zu schätzen noch gar zu schmähen. Bri-
taniens Bortheil hatte er, nichtDeutschlands, zu wahren. And für
sein Land hat er viel erwirkt. Versöhnung derBuren, Friede von
Portsmouth, Älgestrasakte, franko-deutscher Vertrag vom neun-
tenFebruar 1909; anglo-japanisches,franko°britischesBündniß,
anglo-russische Verständigung; Renaissance der turko-britischen
Freundschaft. Auf solchen Ertrag neunjährigenRegentenlebens
durfte er stolz sein. Auf höheren freilich kaum noch hoffen. Dahin
Marienbad, wo er mitFranzFerdinand undAehrenthalplaudern,
in Ischl, wo er dem Kaiser zum achtzigsten Geburtstag gratuliren
wollte, diesmalgelungenwäre, waszweimal, unter einer für Eng-
land günstigeren, für Oesterreich ungünstigerenKonstellation, miß-
lungen war, klingt nicht sehr glaublich. Seit der Kampf gegen das
Vetorecht des Oberhauses begonnen hat und die liberale Regi-
rung sich nur noch künstlich, mit irischer und sozialistischer Hilfe, hält,
ist Britamen gelähmt (und deshalb der Erdball fo ruhig wie ein
von alten Karpfen und Schwänen bewohnter Schloßteich, dessen
Friedenkein tzechtjüngling stört). Diese Reichskrankheit hätte auch
Eduard nicht zu lindern vermocht. Er kannte Englands Geschichte
und wußte, daß er nicht wagen dürfe, für oder gegen die Lords
Partei zu nehmen. DasInselreichunfähigzujederernstenAktion.
Der Spielgegner.an den er gewöhntwar, nichtmehr von derPartie.
Der König fand fein Leben langweilig und ging ins Ausland. Soll-
te er den Sieg der Konservativen wünschen? Die brachten (außer
LansdownesEifersucht, die entschlossenschien, königliche Ingerenz
abzuwehren) die Forderung der Tarifreform ins Kabinet. Und
Eduard war überzeugt, daß Deutschland die Einführung britischer
Schutzzölle mit der Kriegserklärung beantworten werde. Ließ sichs
nichtausreden; trotzdem WilhelmlautprotestirteundeinesTages
sogar durch den Mund Alfreds Veit in London melden ließ, das
Deutsche Reich denke nicht daran, einer Großmacht denUebergang
in eintzandelssystem zu Döhren, das es vor dreißigIahren selbst für
sich gewählt habe. Worte, sprach der Onkel mit listigem Lächeln, sind
keine Bürgschaft gegen Lebensgefahr. Vor Rußlands Genesung
und vor der deutsch-französischen Versöhnung konnte er keinen
Krieg wünschen (denn England hätte auf dem Kontinent keinenDe °

gen, Deutschland in West und Ost Geiseln gehabt). DieVernichtung
der deutschen Flotte, die Besetzung der deutschen Kolonien schien
allenfalls möglich; noch nicht die bewaffnete Intervention, die dem
Deutschen Reich die Grenzen schließen würde. Dem Sieg, der die
Deutschen schwächen, nicht in Ohnmachtpferchen konnte, folgtrasch
die Vorbereitung zum Rachefeldzug; und ein Jahrhundert steter
Kriegsgefahr kann das Weltclearinghouse nicht ertragen. Wenn
auf die Leute im KtKerlancZ nicht durch Schmeichelrede und Ein-
schüchterung, durch Finten und Bluffs zu wirken ist, wird derFall
schwierig; muß man versuchen, auf geradem Weg mit ihnen ins
Reine zu kommen. Doch sie zaudern immer wieder vor dem Ent-
schluß; ihr Tirpitz fordert immer neue Fristverlängerung; und Sir
Ernest Cassel kann schließlich auch nur berichten, daß der Kaiser
von dem Kontingentirungvlan nicht mehr so abgeneigt ist wie im
Jahr 1908, als er tzardinges Fühlfäden im Taunus mit rauher
Hand zerriß. Im Großen ist also nichts zu vollbringen; und was
im Kleinen anzufangen war(Bagdadbahn, Euphrat-Tigris,Abes-
sinien), ist längst geleistet. Eduards Arbeit war gethan. Seine
Fortuna wurde alt und runzelig. Er ist nicht zu früh gestorben.
Er hat einen neuen Monarchentypus geschaffen. Den König,
der die Kundschaft besucht, den Konkurrenten die Hölle heizt und
von jeder Reise einen münzbaren Geschäftsabschluß heimbringt,
hatte man bis ins Jahr 1902 nicht gekannt. Eadweard: so hießen
die Angelsachsen einst den Verwalter des Gemeinbesitzes. Edward
hat seinem Namen Ehre gemacht; hat das Nationalvermögen ge-
hütet und gemehrt. Einen emsigeren tzandlungreisenden, einen
tüchtigeren Kaufmann gab es im weiten Gebiet des Vereinigten
Königreiches nirgends. Die Krone fetzte er nur auf, Wenns durch-
aussein mußte. Er hatte mit Menschen aller Rangklassen, Stände,
Berussarten verkehrt, sich oft durch Fährniß, die Kronprinzen sonst
erspart bleibt, gewunden, Geldhändlern und Industriekapitänen
nicht nur die Alltagskniffe abgeguckt und dieWelt aus demAuge
des wohlhabenden Gentleman betrachten gelernt. Fand sich über-
all schnell zurecht. Ob er mit dem schwerfälligen Selbstherrscher
Alexander oder mit dessen wandelbarem Sohn, mit Inderfürsten
oder mit Nankees, mit dem hitzigen Delcasse oder mit dem witzi-
gen Clemenceau zu thun hatte: immer traf er den richtigen Ton.
Konnte majestätisch wie ein alter Hispanierkönig und bummel-
l'.lstig wie der skrupelloseste Pariser sein. Natürliche Liebenswür-

digkeit und sicheres Taktgefühl halfen ihm vorwärts. And keine der
Fesseln, die den im Purpur Geborenen an die Ehrwürde über-
lieferten Brauches binden, umschnürte ihm die Gelenke. Daß sein
zweiter Sohn (der jetzt König und Kaiser ist) eine Anebenbürtige
zur Frau nahm, sah er ohne Groll. Nur nicht veralten; wer in
schimmelndem Plunder regirt, wird nicht viel ausrichten. Das
Imperatorische versteht sich, wie dasMoralische, von selbst; bleibt
hübsch einfach; der Mittelschicht moderner Menschheit nah; und
spart die Ceremonien für die hohen Staatsfeiertage. Sein Land
hat Eduard redlich geliebt und seines Landes Vortheil auch im Ge-
wölk stets klar erkannt. KeinenLandsmannje gekränkt, keine Klasse
oder Partei zuAnmuth noch gar zu Haß gereizt. And nie ein Per-
drußfältchen gezeigt, wenn auf dem Rennplatz , bei der Regatta,
am Spieltisch ein Anderer reichere Beute eingeheimst hatte.
Ein Glücklicher. Seit er der engen Kinderstube entwachsen
war, hat er sein Leben genossen. Das sahen die Briten gern. Ein
mürrischer Knicker wäre nicht ihr Mann gewesen. Prinz Berty,
der gut aß, gut trank, sich beimDerbyundGolfvornanhielt.die Sai-
sonmode bestimmte, gefiel ihnen; daß er ein Bischen hastig hinter
den Schürzen her war und sich mit schmierigen Leuten manchmal zu
tief einließ, dünktesiekeinAnglück. Er zog denKopf ja immer noch
zu rechter Zeit aus der Schlinge: und gabdem fröhlichen England
dann neuen Anlaß zu munterem Schmunzeln. Der älteste Sohn
starb ihm. Der wäre, mit häßlichen Wesenszügen, nie ein guter
König, dem Vater auch nie eine Freude geworden. Seitdem hat
kaum je noch eine Wolke dentzimmel des Kronprinzen verhängt.
Als König schritt er durch Glanz und Wonnen. Schob den feisten
Leib nie vor das Gitter, dessen Stäbe die Verfafsungschützer miß-
trauisch bewachen. Schien nur seinem Vergnügen zu leben und
mehrte durch Arbeit, die er denBlicken barg, dennoch denReichs-
besitz. Spendete den Landsleuten neue Sportfreude: die Lust an
dem Kampf zwischen Onkel und Neffen. Die populärste Gestalt
im Weltreich. Dem Liebenswürdigen, der sich im Nothfall selbst
ohne Schonung bespöttelte, konnte auch der von ihm Geschädigte
nicht lange zürnen. Als neuerGewinn innaherZeit nicht mehr zu
hoffen war, legte Eduard sich hin und starb; nach kurzen Stunden
sanften Schmerzes. ErhatdasLeid unfruchtbaren Trachtens nicht
erlebt. Ein Glücklicher. Den an jedem dunklen Tag der Britenge-
schichte die Sehnsucht des Volkes zärtlich zurückwünschen wird.

Angebot, Nachfrage und Preis.

ie Professoren Conrad, Brentano, Schmoller und ihre An«
Hänger vertreten heute noch die Theorie: Der Preis einer
Waare wird bestimmt durch Angebot und Nachfrage. Ist dieser
Lehrsatz der Schulmeinung richtig?

Anzweifelhaft war er einmal richtig. Der ältere englische
Nationalökonom Gregory King, der in der zweiten Hälfte des
siebenzehnten Jahrhunderts gelebt hat, erbrachte wohl zuerst den
Ziffernnachweis, daß die Veränderungen der Getreidepreise in
geometrischer Progression einer umgekehrten Veränderung der zu-
geführten Getreidemengen in arithmetischer Progression sich an-
schließt. Diese „Kingsche Regel" ist von dem bekannten englischen
Preisstatistiker Took nachgeprüft und richtig befunden worden.
Sie stand deshalb früher in hohem Ansehen. Aber (man darfs
nicht vergessen) da war noch die Zeit der alten Stadtwirthschaft.
Die Bauern des umliegenden Kreises führten damals auf ihren
Wagen die Früchte ihres Fleißes zum Verkauf nach der nächsten
Stadt. Auf dem Marktplatz die angelangten Wagen zu zählen,
war leicht. Man kannte auch genau die Größe des laufenden Be-
darfes. Nehmen wir an, sie sei gleich 100 Wagen gewesen. Wenn
nun nur 90 Wagen zugeführt waren, so stieg der Preis nach King
um 30 Prozent. War die Zufuhr um 10 Prozent über dem Be-
darf, so fiel der Preis um 30 Prozent. Das war die Zeit, wo im
Süden und Westen Deutschlands um Martini (elften November)
durch ^,gute Männer" nach dem Verhältniß des Ausfalles der
neuen Ernte zum Iahresbedarf der „Martinischlag" als Normal-
taxe für Pas laufende Erntejahr „gesetzt" wurde. Dazu kamen
marktpolizeiliche Taxen und Zölle, die sich manchmal bis zur
Grenzsperre und zur staatlichen Getreideeinfuhr steigern konnten.
Die Mitwirkung des spekulativen Privatkapitals an der Preis-
bildung war ausgeschlossen. Das „Anschütten" wurde für das erste
Mal mit Konfiskation, im Wiederholungfall „mit dem Strang"
bestraft.

All diese Verhältnisse sind vonGrund aus umgestaltet worden.
Die alten stadtwirthschaftlichen Kreise haben sich durch unsere
modernen Verkehrswege in das gewaltige Getriebe des Welt-
marktes eingegliedert. Von den alten marktpolizeilichen Schranken
mit harten Strafen sind nur noch bescheidene börsenrechtliche Be-

stimmungen mit statistischen Anschreibungen und die Zölle an
den Landesgrenzen geblieben. Die Betheiligung des spekulativen
Privattapitals an der Preisbildung auf dem Markt ist voll»'
kommen freigegeben und hat einen früher ungeahnten Umfang
angenommen. Während in der alten Zeit bei primitiver Technik
der jeweilige Ernteausfall, also auch die Nachfrage in der Haupt-
sache von der Witterung, also von der Natur abhängig war, greift
heute die internationale Bankwelt mit vielen Milliarden alljähr-
lich in die Verhältnisse der Produktion und Konsumtion ein. In
jungen Kulturländern werden Millionen von Hektaren frucht-
baren Landes dem Anbau zugeführt, nachdem vorher die fehlende
Vevölkerungmasse durch internationale Wanderungen beschafft
worden ist. In alten Kulturländern werden durch Börsengrün-
dungen und Landflucht neue gewaltige Industrien ins Leben ge-
rufen. In beiden Fällen sind Angebot und Nachfrage nicht mehr
etwas „Natürliches", sondern etwas von der privaten Gewinn-
sucht „Gemachtes". Schon deshalb ist ausgeschlossen, daß dieses
„freie Spiel der Kräfte" mit der „natürlichen Preisbildung" iden-
tisch sei. Jeder weitere Einblick in unsere Marktverhältnisse kann
diese Auffaffung nur bestätigen.
heute kann kein Mensch übersehen, welche Waarenmengen
täglich auf dem Weltmarkt angeboten und gefordert werden. Des-
halb kann auch Niemand wissen, wie groß heute auf dem Welt-
markte Angebot und Nachfrage ist. Also ist es doch wohl unmög-
lich, daß danach die täglichen Marktpreise sich bestimmen. Dieser
scharfe Gegensatz zwischen dem alten Lokalmarkt und dem modernen
Weltmarkt bringt es mit sich, daß heute so allgemein an die Stelle
der persönlichen Information an der Waare selbst die „Nachricht
über die Waare" getreten ist. Die Gesammtheit der Nachrichten
bildet die Marktmeinung. And diese Marktmeinung in Verbin-
dung mit den Aktionen des spekulativen Privattapitals bestimmen
den Marktpreis.
Dieser maßgebenden Stellung der Marktnachrichten entspricht
die heutige Ausbildung des Nachrichtendertehrs auf unseren
Hauptmärkten. An der Getreideterminbörse in Chicago werden
täglich durch 250 Telegraphenapparate etwa 15 000 Börsentele-
gramme expedirt. Und dieser Nachrichtendienst arbeitet so rasch,
daß in nicht ganz sechs Minuten eine telegraphische Anfrage von
der Börse in Chicago nach der Börse in Liverpool aufgegeben und
die Antwort von Liverpool an der Börse in Chicago wieder em-
pfangen werden kann. Die führende Firma Armour Grain Co. in
Chicago besitzt ihr eigenes ausgedehntes Privattelegraphennetz

(dessen Selbstkosten sich durch die Einführung der marconischen Funkentelegraphie um über 800 000 Mark pro Jahr vermindert haben). Solche Aufwendungen für den Nachrichtendienst können nur vereinzelte Firmen machen. Die sind dann, kraft ihrer Herrschaft über die Marktnachrichten, auch die „Führer". Die übrigen Marktinteressenten sind die „Geführten", auch „Mitläufer", „Hammelheerde" oder „ahnunglose Engel" genannt. Deren Marktmeinung bildet sich meist aus den Nachrichten, welche die „Führer" für sie produziren. Daß hierbei die privaten Geschäftsinteressen der Führer maßgebend bleiben, ist selbstverständlich. Während des Leiter-Corners in Weizen (Mai 1898) war, wie ich in meinem „Lehrbuch über die Preisbildung für Getreide" nachgewiesen habe, die Statistik der sichtbaren Weizenvorräthe in Nordamerika um mindestens 10 Millionen Bushels gefälscht. Am diese Mengen waren die Borrathziffern in den Monaten Mai, Juni und Juli 1898 künstlich erhöht. Und dieser Betrag wurde dann im Herbst 1898 aus den größeren Zufuhren der neuen Ernte wieder „gutgemacht". In den Iahren 1893, 94 und 95 war die Welt so von der Nachricht über eine „riesenhafte Neberproduktion in Getreide" erfüllt, daß dieMasse derProduzentendieseMittheilung für „wahr" hielten. And unter der allgemeinen Herrschaft dieser daraus sich ergebenden „Marktmeinung" fielen die Weizenpreise immer tiefer. In Wahrheit hatte das neue landwirthschaftliche Konkurrenz land Argentinien 1894 nur 1 Prozent der Weltweizenernte neu auf den Markt geworfen; im Ernst konnte also gar nicht von einer „riesenhaften Ueberproduktion in Weizen" gesprochen werden. Aber in einer Zeit, in der an die Stelle der „Waare selbst" die „Nachricht über die Waare" getreten ist, wirken auch ganz falsche Nachrichten auf die Preise. Später werden sie freilich als falsch erkannt. Aber auch auf dem Markt hat nur die unmittelbare Gegenwart Recht. Für das „Gewesene" giebt die Börse nichts.

Aus diesem charakteristischen Berhältniß der „Führer" zu den „Geführten" ergeben sich wichtige Konsequenzen. Bei der geltenden fast völligen Freiheit in der Bethätigung des spekulativen Privatkapitals haben „Vorrath" und „Bedarf" viel von ihrer Bedeutung für den Verkehr verloren. Die Lage des Effektivmarktes entscheidet nur, ob die tzauptrichtung der Preisbewegung steigend oder fallend ist. Wie sehr sich dann die Preise, a Is Hausse oder Ä, la Baisse, verändern, ist so ganz von der Spekulation abhängig, daß die lakonische Fassung der offiziellen Marktberichte lauten kann: „Die Nachrichten gehören der Hausse, aber der Markt gehört der Baisse." Das sind dann die Zeiten, in denen die „ge-

schorene tzammelheerde" muthlos geworden ist. Nicht die That»
fache, daß man Etwas zu verkaufen oder einen bestimmten Be-
darf zu decken hat, bestimmt heute die Preise, sondern die ganz
andere Thatsache, daß man durch eine spekulative Vetheiligung
„Geld verdienen" will und kann, bringt die den Preis bildenden
Umsätze in Bewegung. Diese rein spekulativen Umsätze erreichen
bei einzelnen Maaren 95 bis 96 Prozent aller Umsätze. Daß
dabei das größere Geschäft das kleinere beherrscht, ist natürlich.
Wenn aber ein Markt in solchem Umfang von der Spekulation be-
herrscht wird, dann gelten für ihn nicht mehr die Grundsätze von
Angebot und Nachfrage in Waare, sondern nur noch die Grund-
sätze der Spekulation. Diese müssen wir näher betrachten.
Für jeden Spekulanten ist es nicht gut, zu viele Gesellschafter
zu haben. Deshalb liegt jedem „Führer" viel daran, den Schwärm
der „Mitläufer" über ihre „wahren" geschäftlichen Absichten mög-
lichst im Dunklen zu lassen. Falls sie dennoch davon erfahren
haben, werden sie von Zeit zu Zeit „abgekehrt". Das geschieht da-
durch, daß man öfter aus der Hausse in die Baisse und dann wieder
in die Hausse übergeht. Der moderne Kardinalsatz lautet: „Man
muß immer auf der Gegenseite der tzammelheerde stehen." Erst
durch diese spekulativen Käufe und Verkäufe wird den „Führern"
im Markte möglich, den Idealzustand zu erreichen, nach dem alle
großen Spekulanten streben und von dem die Marktberichte
sagen: „Der Markt ist eines Mannes Markt." Dann muß natür-
lich die Gegenpartei zahlen, „was sie tragen kann". Der Markt
der guten alten Zeit, in dem Angebot und Nachfrage unter Aus-
schluß des spekulativen Privatkapitals den Preis bestimmte, kannte
den Begriff des „gerechten Preises". Umfassende nationalöko-
nomische und juristische Untersuchungen sind damals diesem Be-
griff gewidmet worden. Die Nationalökonomie der Gegenwart
hat diesen Begriff ganz verloren. Man kennt nur den „Tages-
preis des Marktes". An die Stelle des menschlichen Empfindens
der „Gerechtigkeit" ist das rein formelle Necht mit der „Usance"
getreten, die wieder von den „Führern" formulirt wird. Dieses
Börsenrecht ermöglicht erst, daß Käufe und Verkäufe „ver-
schleiert" werden. Gefälschte Nachrichten bewirken solche Käufe und
Verkäufe in großem Umfang. Und damit hat der Marktverkehr
eigentlich aufgehört, eiu ehrliches Geschäft zu sein, das sich unter
Gottes Sonne offen abwickelt. Nur die Zahlungverpflichtungen
aus diesem Geschäft müssen streng eingehalten werden. Von der
alten Pflicht des Handels, Produzenten und Konsumenten ver-
mittelnd zu dienen, ist keine Nede mehr.

Die Zufriedenheit des Volkes wird durch diesen Rechtszu-
stand nicht gefördert. Bald klagen die Konsumenten über Brot-
und Fleischnoth, bald die Produzenten über allgemeine Nothlage.
Im zweiten Fall wird den Landwirthen gesagt, daß die Ueberpro-
duktion daran schuld sei, gegen die es nur ein Mittel gebe: Ein-
schränkung der Produktion. Und den Konsumenten sagt man
wenige Jahre früher oder später, die hohen Preise, die den uner-
sättlichen Agrariern bezahlt werden, seien schuld. Das Ende von
diesem Leid ist der Klassenkampf zwischen den Konsumenten und
Produzenten. Aber auch im Börsenreich ist nicht Alles einig.
Der Gegensatz zwischen den „Führern" und den „Geführten" ist
fast niemals ganz verdeckt. Und wenn der Groll der „geschorenen
gammelheerde" Gelegenheit findet, sich an einem „Führer" zu
bethätigen, dann gehen die Börsenbesucher unbedenklich zum
Faustrecht über, wie jüngst erst der nordamerikanische Großspeku«
lant Patten an der Baumwollbörse in Manchester erfahren hat.
Herr Patten quittirte mit der Erklärung, in Manchester lasse der
Bildungfortschritt der Börsenbesucher noch sehr viel zu wünschen
übrig.
Die Freiheit der Spekulation hat uns viel unruhigere Preis-
linien gebracht, als wir sie früher, vor der Herrschaft des Frei-
handels, hatten. Die berliner Weizenpreise waren 1891 im Jah-
resdurchschnitt 224 Mark pro 1000 Kilo. Damals ließ sich der
Reichskanzler von Caprivi eine Weile täglich von der berliner
Börse berichten, ob in Deutschland schon tzungersnoth herrsche.
Drei Jahre später waren diese Weizenpreise in Berlin auf 136
Mark gesunken und erreichten im Oktober 1894 an einem Tage sogar
den Tiefstand von 120 Mark. Dann kam das Leiter-Corner-Iahr
1897/8 mit einem Höchstpreis von 260 Mark im Mai 1898. Ihm
folgte 1900 ein Jahresdurchschnitt von 151 Mark. Und in den
Iahren 1907, 1908 und 1909 hatten wir in Berlin Durchschnitts-
preise von 206, 211 und 233 Mark. Für die Schweinefleischpreise
hat Edmund Klapper nachgewiesen, daß auf je zwei Jahre mit
hohen Preisen für die Produzenten und Fleischnothklagen der
Konsumenten wieder je zwei Jahre mit niedrigen Preisen für die
Konsumenten und also ungünstige Preise für die Landwirthe
folgen. Sobald die Schweinepreise sich befestigen, fangen die Auf-
käufer im Land einander zu überbieten an. Wenn die Preiskurve
sich wieder senkt, machen die selben Viehhändler oft gar kein Ge-
bot. Die Folge muß sein, daß der Brot- und Fleischnothschrei
mit den Klagen über landwirtschaftliche Nothlage abwechselt.
Aber die „Führer" machen gute Geschäfte.

Weizenpreise in Verlin pro 10VN Kg in Mark (Lieferwaare):

Wie es scheint, ist der Freihandel nur da in der Lage, die
mittleren Getreidepreise wesentlich zu senken, wo (wie in England)
das Volk dazu übergeht, seine volkswirtschaftliche Existenz nicht
mehr aus die Bebauung des heimischen Bodens zu gründen. Die
anderen Völker, die sich mit Schutzzöllen noch gegen den Frei-
handel wehren, leiden noch nicht so schwer unter der dauernden
Senkung der „mittleren Getreidepreise". Nur muß man wissen,
was man unter diesen „mittleren Getreidepreisen" zu verstehen
hat. Nur etwa die dreißigjährigen Durchschnittspreise zu berech-
nen, wäre falsch. So findet man nur Preispunkte, aber keine mitt-
lere Preislinie. Man muß einunddreißig» oder einundvierzig»
jährige Durchschnitte sich berechnen und diesen Durchschnitt auf
das sechzehnte oder einundzwanzigste Jahr dieser Periode gra-
phisch eintragen. Dann läßt man aus der Rechnung ein Jahr auf
der linken Zahlenreihe fallen und nimmt auf der rechten Seite
ein Jahr neu hinzu, um so wieder einen mittleren Preispunkt
auf das sechzehnte oder einundzwanzigste dieser Zahlenreihe ein-
zutragen. Kommt diese Aufrechnung mit der Gegenwart in Ver-
bindung, dann kürzen fich notwendiger Weise die Nechnung-
perioden auf 29, 27, 25, . . . 7, 5, 3 Jahre, wobei stets der ge-
fundene Durchschnittspreis auf das mittlere Jahr eingetragen
wird. Nur fo findet man die mittlere Preislinie für jedes Jahr
der Periode. Eine folche Berechnung zeigt, daß in Teutschland die
mittlere Getreidepreislinie noch eine stetig, wenn auch langsam
aufsteigende Tendenz hat. Der Freihandel mit feiner Spekulation
hat nur bewirkt, daß die Oszillationen der Iahrespreife um diese
mittlere Linie sehr starke Schwankungen nach oben und unten
zeigen. Die Frage der Getreidepolitik in Deutschland lautet des-
halb nur: Wie können diese starken Preisschwankungen nach oben
und unten beseitigt werden?

Man hat es zunächst mit den Getreidezöllen versucht. Aber
Fürst Vismarck selbst hat ausgesprochen, daß damit diese Frage
noch nicht beantwortet sei; nur habe ihm bisher Niemand etwas
Besseres vorgeschlagen. Der Zoll ist überhaupt nicht der prinzi-
pielle Gegensatz zum Freihandel, wie heute wohl allgemein von
den Vertretern der Wissenschaft zugegeben wird. Zölle werden
je nach den Umständen eingeführt, erhöht und wieder herab-
gesetzt. Der wissenschaftlich prinzipielle Gegensatz zum Freihandel
heißt: „organische Auffassung des Menschen und der Volkswirth»
schaft". Aber Politik wird von Volksmehrheiten und nicht von
Gelehrten in der Studirftube gemacht. Deshalb muß man er-
forschen, wie sich die Psychologie der Massen zu diesem Problem

stellt. Nnd der Antwort muß eine andere Frage vorgehen: „Wie ist zu erklären, daß sich das deutsche Volk seit Jahrzehnten den verhängnitzvollen Wechsel zwischen landwirthschaftlicher Nothlage und Brot» und Fleischnothpreisen ruhig gefallen läßt?"
Für die liberale Epoche gilt der Satz: Ideen, nicht Menschen beherrschen die Völker. Die Freihandelside: stammt aus einer Zeit der niedergehenden Geheimrathswirthschaft bei Auflösung des Absolutismus. In einer fast unübersehbaren Neihe von Beispielen hatte der endende Merkantilismus gezeigt, daß der einzelne Interessent viel besser wirthschaften könne als der Beamte im Dienst einer ganz bestimmten Gesellschaftklasse. Dazu kam die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die dem Individualismus ungemein günstig war. Auch darf nicht übersehen weiden, daß die Volkswirthschaft eines individualistischen und kapitalistischen Zeitalters bedurfte. Die Technik der Produktion und des Verkehrs, die Form voltswirthschaftlicher Organisation mußte erst geschaffen werden. Nnd diese neuen schöpferischen Leistungen waren nur nach der Entfesselung der Einzelkräfte möglich. Nechnen wir hinzu, daß die allgemeine Zwangsschule diese Freihandelslehre übernommen hat, so wird verständlich, daß und warum fast Alle dem Freihandel zugethan waren. Die Wissenschaft hat sich daran nie betheiligt. Seit Plato und Aristoteles war bekannt, daß der freihändlerische Individualismus ein Irrthum ist. Seitdem hat durch die Jahrtausende der Satz gegolten: I^nuz Komc, nullu5 KnmO. Nnter den deutschen Philosophen hat zuletzt Trendelenburg, unter den Nationalökonomen Schaeffle die „organische Auffassung des Menschen" vertreten. Aber vereinzelte Personen kommen neben der Niesenmacht der allgemeinen Schule nicht auf. „Bereichere Dich!" Wer hört das Wort nicht gern? „Möglichst billig einkaufen und möglichst theuer verkaufen!" Wem leuchtet diese Lehre nicht ein? Selbst der ursprüngliche Antrag Kanitz wollte den Freihandel auf dem inländischen Getreidemarkt nicht beseitigen. Erst die Vertiefung dieses Antrages durch die Arbeiten des Bundes der Landwirthe haben die „mittleren" Preise an die Stelle der „Mindestpreise" gesetzt und den preußischen Landwirthschaftminister von Hammer» stein zu dem Ausspruch veranlaßt: „Der Konsument hat nur das Aecht darauf, daß ihm das Produkt zu einem Preis geliefert wird, der den Produkrionkosten einschließlich des Gewinnes für den Produzenten entspricht." Hier fehlt nur die Ergänzung, daß die Gesammtheit verpflichtet ist, auch dafür zu sorgen, daß die Preise der Produkte nicht wesentlich über die Kosten der Produktion steigen.

Der Weg zu diesem Ziel ist volkswirthschaftlich klar. Das nationale Getreideverkaufssyndikat der Landwirthe hat in Verbindung mit den Syndikaten der deutschen Müller und Bäcker, in Verbindung auch mit dem deutschen Effektivhandel in Getreide und Mehl, das Recht, aber auch die Pflicht, auf der mittleren Preislinie das deutsche Volk dauernd mit Brot zu versorgen. Preiserhöhungen dürfen nur bei Zunahme der gesetzlichen Produktionkosten ein» treten. Zur Sicherstellung dieser übernommenen Aufgabe werden entsprechende Reserven inWaare und in Geld gebildet; damit ist auch die Proviantirung der Armee im Kriegsfall gesichert. Die mit dieser Syndikatsordnung verbundene allgemeine Kontingen» tirung ermöglicht die Einfuhr vom Auslande nur dem Syndikat. Die Grenzzölle werden überflüssig. Können die Reichsfinanzen die Einnahmen aus den Zöllen nicht entbehren, so hat das Syndikat diese Beträge an die Reichskasse abzuführen und deshalb mit zu den Kosten zu rechnen. Der Konsument wird aus diesem Grund für das einheimische Getreide mit keinem Pfennig mehr belastet. Bei den dann stetigen Mehl« und Brotpreisen wird der Schutz durch Konsumvereine überflüssig. Die Produzenten können mit einem festen Verkaufspreis für ihre Waare rechnen. Desto mehr Energie ka,nn nachher auf die Verbilligung der Kosten und auf die Erzeugung des eigenen Brotbedarfes im Lande verwendet werden. Dann erst wäre der „Schutz der nationalen Arbeit" gesichert.
Wer heute „gebildet" heißen will, ist meistens in der Anschauung erzogen: Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis. Diese freihändlerische Lehre sperrt den vernünftigsten Reformen den Weg. Die Landwirthe erzielen jetzt auf dem freien Markt einen höheren Preis, den sie ja auch nöthig haben, um die Minderein» nahmen aus den früheren Iahren wieder auszugleichen. Anter solchen Umständen ka,nn man nicht erwarten, daß sie ihre Frei» heit aufgeben, das Getreide zu verkaufen, wann sie wollen. Wie die Dinge liegen, mutz der Weizenpreis erst wieder einmal aus 120 Mark (mit Zoll) in Berlin fallen. Dann wird wieder jeder Landwirth einsehen, datz nicht sein Fleiß, seine Energie und Klug« heit, sondern die Rechtsordnung der Staatsgemeinschaft zuletzt den Erfolg seiner Arbeit bestimmt. Da die Konsumenten sich wohl noch erinnern, wie irrig ihr Glaube war, die billigen Preise von 189h würden dauern, kann man damit rechnen, daß die nächste schwere Preiskrisis der Landwirthschaft uns zur „organischen" Politik der mittleren Getreidepreise führen wird.
Steglitz. Professor 1)r. Gustav Ruhland.

Anzeigen.
Der Hafen. Roman von Norbert Iaques. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Jeder Band eine Mark.
Ein großer Reichthum ist in diesem Buch. Ein Quellendes und Warmes, wie in den Tönen einer tiefen, weichen Menschenstimme. Es ist ganz Empfindung und zugleich ein philosophisches Bekenntnis;. In dem Sinn, daß jeder Philosoph ein Dichter ist. Ein Phantasiemensch, der das Weltbild aus seinem Geist heraus noch einmal schafft und versucht, das Unaussprechbare metaphorisch auszudrücken. Iaques sieht die Welt als Einheit. Er trennt das Innen nicht vom Außen. Alles Materielle ein inneres Erlebniß, alles Seelische dinghaft, konkret. Diese Anschauung drückt er in einer Sprache aus, die, wie in „Fun-chal", seinem Erstlingwerk, zur Wortkunst ausgereift ist. Die Umrisse der Worte haben noch die Schwingungen der Wirklichkeit, in ihrem Klang bebt noch das Echo des Erlauschten. Und sie sind sorgsam ausgefeilt wie ein Geschmeide.
Norbert Iaques erzählt das Schicksal eines fast noch knabenhaften jungen Luxemburgers, Baptist Biver. Der, romantisch, künstlerisch begabt, im Müßiggang erschlafft, in das erdenschwere Wohlleben, das ihn umgiebt, wie in einen Sumpf versinkt. Auf der Grenze zwischen Bohemethum und Verbrechen strauchelt er und wird zum Dieb an seinem Vater. Die That belastet sein Gewissen nicht. Reuelos entflieht er mit der Beute und schließt sich fahrenden Gesellen an. Erst als das Geld vergeudet ist und er, wie auf einer abschüssigen Fläche, durch Liebesabenteuer, Sinnengier, Krankheit, Roth, zu der Niedrigkeit eines wiederholten Diebstahls abgeglitten ist, schreit die Verzweifelung in ihm auf und verlangt der Schuld die Sühne. Er wird verhindert, sich dem Gericht zu übergeben; darum verurtheilt er sich selbst zu der Fron des Kohlenschippens in dem Bauch eines Dampfers, der die Welt umfährt. In der Stickluft seines finsteren Gefängnisses, das Gehirn von den Flammengluthen ausgedörrt, schuftet er an der Seite eines Mitverdammten. Eines Menschen, dessen Blut sich in wilden Brünsten nach einem feilen Weib verzehrt, das er in New Port zurückgelassen hat und dessen Umarmung er entgegenkeucht. Mit wollüstigen Bildern peitscht er das Blut seines Genossen auf. Und mitten in dem Fegefeuer, das ihn läutern soll, ist Baptist auf dem Weg zu einer schweren Sünde. Der Schauder über die Zerstörung des Gefährten (der die zügellos begehrte Dirne bei der Ankunft in New Bork aus Eifersucht erdrosselt und sich selbst vernichtet) nimmt den Alb von BaptistsBrust. Der Starrkrampf seiner Seele löst sich; sie erwacht aus ihrem Todesschlummer. Im Angesicht Amerikas fühlt er die Keime neuer Liebe sich in seinem Herzen regen. Der Liebe zur Familie und zur Heimath, zum großen deutschen Vaterland, zum deutschen Volk, dem er sich zu ernster Arbeit angelobt. Ein befriedigender Schluß (hell und versöhnlich wirkt der Ausblick in die Zukunft vor dem gewitterschweren Hintergrund von

Baptists düsteren Vergangenheiten) und vielleicht doch zu jäh dem Wuusch abgerungen, das Kunstwerk abzurunden,und keine Räthsel ungelöst zu lassen. Ich, für mein Theil, hätte gewünscht: dieser Ausschnitt eines Lebens, in dem es so prachtvoll irrlichtert und zuckt und menschelt, wäre bis ans Ende des Lebens Ebenbild geblieben. Des ewig fragmentarischen, dem erst der Tod den Schlußpunkt setzt.
Ich liebe die Gestalt von Ieanne (Baptist Bivers Schwester), die nur mit zarten Strichen angedeutet ist. Dem Bruder ähnlich: eine Künstlerpshche, rebellisch gegen die gemeine Allgemeinheit, wie er. Und doch enger an die Neberlieferung gebunden. Nnd von der man nicht erfährt: Wird sie sich fügen, bis ihr heißes Blut erkaltet, ihre Sehn» sucht stumpf geworden ist, oder wird sie ihre Kraft zusammenraffen und sich zu einer Höhe recken, von der sie auf die Alltäglichkeit hinuntersieht? Frei geworden und doch sich selbst getreu?
Auguste Hauschner.

5

Adolf wittnraack: Hans Hinz Vntenbrink. Ein Roman. München, R. Piper K Co.

Die Biographie einer unfruchtbaren Seele, die sich im Glanz Anderer sonnt. Hans Hinz ist eine Kompromißnatur, bezieht die Glorie von der Guade hervorragender Freunde, als ihr Schützling und Vertrauter. Dieses Menschenkind spielt Anderen und sich selbst Komoedie vor. Im holsteinischen Heimathstädtchen und in Hamburg; als Kind, als Schuljunge, Handelsbübchen, Großkaufmann, Liebhaber, Ehegatte. So würdig, wie er gelebt hat, stirbt er; und vor der Beförderung ins Jenseits wird sein Erdenwandel vom amtirenden Pastor auf wunderbare Weise rhetorisch verklärt. Das Romänchen führt eine hübsche Ladung sarkastischen Humors. Der Stil ist mit Behagen breit, aber nicht ohne Leidenschaftlichkeit diabolisch; bedient sich erbaulicher Wiederholungen und „Wörtchen", aber auch einer nüchtern-reifen Brutalität. Literaturpshchologisch genommen, hat Adolf Wittmaack eine ansehnliche Reihe von Vorgängern. Da giebt es englische Humoristen, Russen, Deutschschweizer und Deutsche. Große Herren. Aber, ich glaube, man macht am Besten für seine Existenz den lieben Gott verantwortlich. Der Held ist eine unbändig scharf gesehene, wenig empfindsam ausgeführte Karikatur. Man hat vielmehr den Eindruck, Herr Wittmaack sei der Nachrichter des schädlichen Herrn Butenbrink. Die anderen Figuren sind blasser, mehr Staffage; bis auf Edith, Hans Hinzens modern-realistisches Gemahl, und seinen Beschützer in den ersten Schuljahren, den raffinirten Individualisten, Desperado und Quartaner Guillermo Kleiner. Die Technik deutet auf stille, überlegene Primitivität. Ich halte die unvirtuose Erzählung für den Beweis eines außergewöhnlichen Talentes.
Hamburg. Arthur Sakheim.

Amsel Gabesain. Karl Reißner in Dresden.
Was ich gestalten wollte: ein Stück Seele, ein Stück Leben, ein
Stück Heimath. Den Zsvius loci meiner wiener tzeimath. Was ein sol-
ches Stück enthält? Eine ganze Welt, Höhen und Tiefen, Schuld und
Sühne, Glück und Leid. Nebenbei: die Geschichte des Autodidakten.
Der aus Büchern schöpft und dem sie nicht genügen. Der das Leben an
sich reißt, das Lieben, das Weib. Das Ewig-Weibliche. Es zieht uns
hinan, es zieht uns hinab. In gewissem Sinn sind wir alle Auto-
didakten... Ihr Weibverächter! Wessen Schuld ist es, daß Ihr ver-
achtet? Ist es des Weibes Schuld? Ist es Eure Schuld? Wie sagt
Ruggiero Bonghi? „Wer am Meisten liebt, ist auch am Meisten Werth;
die Fähigkeit, zu lieben, ist die Wurzel alles Werthes." Mehr als den
Büchern verdankt Gabesam seinen sieben Herzensfrauen. Sie hatten
eine Sendung. Wie Frauen immer. Der Pfuscher verachtet, wo der
Meister wieder verehren gelernt hat. Erkennt Euch!
München. Joseph August Lux.
«
Die Herren der Sröe. Richard Bong 6 Co. in Berlin, Mark.
„Der deutsche Roman soll das Volk bei der Arbeit aufsuchen."
Das Wort Frehtags gab mir den Richtpunkt für diesen Roman. Ich
habe mir den Winkel in deutschen Landen ausgesucht, wo der Puls-
schlag der Arbeit ehern dröhnt: das Industrie-Revier zwischen Rhein
und Rnhr, wo Tag und Nacht die Schlote qualmen. Diesen Winkel,
wo der Boden aber auch noch von einer anderen Bewegung zittert wie
von dem dumpfen Schüttern einer riesigen Maschine, von dem eisernen
Taktschritt der Arbeiterbataillone, die sich hier zu einem gewaltigen
Heer von Hunderttausenden formirt haben. Zum Krieg gegen den Ka-
pitalismus, der hier, in dem Reich der himmelanragenden Essen, seine
Hochburg hat. Wessen wird der Sieg sein? Als ein unbefangener Zu-
schauer bin ich auf den Kampfplatz getreten und habe in langen Mo-
naten in beiden Heerlagern Umschau gehalten. Ein halbes Jahr habe
ich darauf verwandt, das Leben im Kohlenrevier kennen zu lernen,
unter Tag wie über Tag. So durfte ich Wohl an das Werk gehen, das
ich nun hier dem öffentlichen Nrtheil unterbreite. Was ich sah, habe
ich ehrlich wiedergegeben, ohne Schönfärberei oder Aebertreibung. Das
Bild, das ich so zeichne, darf auf Objektivität Anspruch erheben. Aber
ich habe nicht nur mit dem nüchternen Auge des Realisten um mich
gesehen. Zwischen den dröhnenden Hämmern und dem Qualm der Essen
habe ich auch die Schönheit entdeckt: die der gigantischen Kraft und der
Größe hochgespannter menschlicher Energie, von der das schwarze Reich
der Kohle zeugt wie kein anderes.
Düsseldorf. PaulGrabein,

Die Zukunft,
Dickens.
neunzehnten Februar habe ich hier über Charles Dickens einen
WM umfangreichen Artikel veröffentlicht, der sich bemühte, diesen
großen, in Deutschland zwar sehr viel gelesenen, aber fast nie künst-
lerisch gewürdigten Romancier aus den eigenthümlichen Verhältnissen
seiner Natur und seines Landes zu erklären. Freunde mahnten mich,
das Wort Genie, das ich öfters im Zusammenhang für diesen Künstler
anwandte, durch das weniger verpflichtende Wort Talent zu ersetzen.
Herr Hermann Cardanus meint nun (im ersten Maiheft der „Zukunft"),
ich habe Dickens so sehr mißhandelt, daß sich die Nothwendigkeit er-
gebe, ihn gegen mich zu beschützen. Da er es öffentlich und an dieser
Stelle gethan hat, möchte ich mit ein paar Zeilen entgegnen. Denn ich
halte Diskussionen, sofern sie einem Wichtigen gelten, reinem Trieb
entstammen und nicht von vorn herein gegnerische Meinung als lächer-
lich abthun, für ungemein werthvoll. Sie erregen ein reineres Inter-
esse an absoluten Werthen und geben durch ihr Hin und Wider das
beste Equilibrium gerechten Urtheils. Ich hätte freilich gewünscht, daß
Herr Cardanus aus meinem ausführlichen Aufsatz nicht nur einzelne
einschränkende Sätze herausgenommen hätte, um ihnen ein Nein an-
zuhängen, sondern lieber künstlerische Auffassung gegen Auffassung
gestellt hätte und über die Einzelheiten zur inneren Absicht vorge-
drungen wäre. Bekämpfungen sind blutbefeuernd, Verneinungen un-
fruchtbar. Die Thatsachen schützen mich vor dem Verdacht, das Ansehen
Dickens' in Deutschland schädigen zu wollen. Ich liebe Dickens seit
^neinen Kindheitstagen wie wenige Erzähler und jetzt noch ist mir auf
jeder Reise ein Roman von ihm freundlicher Begleiter. Als der Insel-
Verlag seine schöne Balzac-Ausgabe veröffentlichte, rieth ich eindring-
lich, als ihr Gegenspiel den englischen großen Erzähler den Deutschen
zu geben. Meine Anregung wurde Wirklichkeit und der Essay, den
Herr Cardanus als Schmähung Dickens' empfand, ist (mit geringer
Modifikation) die Einleitung in diese Ausgabe, die, mit ihren alten
englischen Bildern und ihrem billigen Preis, alle Aussicht hat, Dickens
in Deutschland wirklich populär zu machen. So ward meine Liebe zu
Dickens wirksam. Der künstlerische Essay aber hat als höchstes Ziel
reine Objektivität. Enthusiasmus sollte, wie mir scheint, mehr in den
Tageszeitungen produzirt werden, wo die Werthschätzung immer eine
relative und vergleichende ist und wo die Nachsicht neuen dichterischen
Erscheinungen gegenüber deren äußerer Existenz noch förderlich sein
kann. Der Essay aber, der, als Kunstwerk, selbst dauerhaft sein will,
gewinnt Gewalt nur aus nachsichtloser Gerechtigkeit. Dickens ist wahr-
haftig zu groß, um meiner Nachsicht oder des Schutzes durch Herrn
Cardanus zu bedürfen. Nnd ich glaube, mehr Bewunderung konnte ich
Dickens wahrhaftig nicht zollen als dadurch, daß ich ihn in der Reihe
der Gewaltigsten betrachtete, als einen neben Balzac und Dostojewskij
Stehenden, und in die Höhe welthistorischer Bedeutung Den einzu-

reihen suchte, der in Deutschland noch nie ernstlich (etwa wie von Tains in Frankreich) gewürdigt worden war und meist als besserer Unterhaljungdichter galt. Daß Schatten aus so starkem Licht fällt, ist nur natürlich; und ich glctube, Herr Cardanus hätte zu merken vermocht, wie sicher ich der Wirkung dieses Dichters sein müsse, wenn ich in der Vorrede zu der neuen deutschen Ausgabe seine Unzulänglichkeiten nicht heuchlerisch verdeckte. Ohne Aerger oder Erregung über die Gegenmeinung habe ich darum seine Zeilen gelesen, die schließlich aus der selben Quelle strömen wie meine Studie: aus inniger Liebe zn diesem lange nur gelesenen, aber zu wenig gewürdigten Dichter.

Wien. Stefan Zweig.

ZjMinst galt der Name Rothschild eine Kaiserkrone. Man kannte die Vertreter dieses Dhnastengeschlechtes und nannte ihre Namen mit heiterer Andacht. Anekdotensammler freuten sich der stets frischen Waare aus dem Hause Rothschild. Der Begriff des Reichthums wurde an den Namen dieser Familie geknüpft. In Frankfurt, Paris, Wien und London thronten die „Götzen" der Mammonpriester, die, wie Buddha, tausend Hände hatten; sie aber nützlicher zu gebrauchen wußten als der unpraktische Asiatengott. Die Welt der Finanzgeschäfte und das Reich der Agiotage standen viele Jahre im Bann des allmächtigen Namens. Ein wirklich großes Unternehmen konnte man sich ohne die Mitwirkung der Rothschilds gar nicht denken. Seitdem wuchs ?in neues Geschlecht von Geldriesen in die Höhe und stellte sich, seiner Kraft bewußt, in eine Reihe mit den Selbstherrschern von gestern. Nur in London spürt man noch die Hand des Finanzthrannen. Dort ist „Lord Rothschild" noch immer eine Großmacht; man fragt kaum, welchen Vornamen der Lord trägt, weiß aber, daß er zu Denen gehört, die den englischen Bankdiskont „machen". Das ist der Inbegriff der Gewalt in den Augen Dessen, der die Goldhöhlen der Cith nur durchs Gitter sieht. Und die Menge hört, daß Lord Rothschild bei den Tories sitzt, ein Gegner der Finanzreform von LlohdGeorge ist und mit Chamberlain zum Schutzzoll hinneigt. Der Chef des Hauses N. M. Rothschild 6 Sons verkörpert aber nicht eigentlich die Ueberlieferung der Firma M. A, von Rothschild 6 Söhne in Frankfurt. Eher noch wären Reste der Tradition bei der Salomonlinie des Hauses, in Wien, zu finden, die, bis auf die letzten Ausläufer, in den Bahnen des orthodoxen Iudenthumes blieb. Dort aber ist die Autorität geringer als bei den Stammhaltern an der Themse. Und der österreichische Finanzminister, Dr. von Bilinski, hat das regirende Haus nun völlig mediatisirt.

Ich sprach hier schon von der Tattit der Finanzexcellenz bei der
Ausgabe neuer Staatsschuldverschreibungen. Im Januar trat, zum
ersten Mal, die Postsparkasse, statt der Rothschildgruppe, als Führerin
auf. Das gab einen Aufruhr unter den Hütern des Ceremoniells; und
die Nothschildgruppe, zu der Kreditanstalt und Vodenkreditanstalt ge»
hören, ließ die Kronenrente ohne ihren Segen ins Land gehen. Auch
die zweite Anleihe Österreichs wurde nach dem neuen Modus heraus»
gebracht; nur blieb diesmal das Haus "Rothschild in 8plsn6iä Isolation,
während die Genossen schöner Tage der Kronenrente nachliefen. Beide
Banken haben sich dem Trotz angeschlossen. Sie sind in die moderne
Zeit hineingewachsen; müssen bedenken, daß sie Aktiengesellschaften
sind und also nicht das Recht haben, sich jemals saturirt zu fühlen. Die
Rothschilds thronen auf einem anderen Planeten. Dr. von Vilinfki
scheint von der Existenz dieses Himmelskörpers nichts gewußt zu haben;
sonst hätte er Wohl nicht gewagt, den Königen der Könige eine Unter-
betheiligung anzubieten. Baron Albert Rothschild nahm die Heraus-
forderung, in ritterlicher Haltung, an, quittirte dankend und ließ den
forschen Excellenzherrn wissen, daß die Firma S. M. von Rothschild
6 Söhne keine Veranlassung habe, sich noch weiter für die Finanzge-
schäfte des „Hauses Oesterreich" zu interessiren. Herr von Bilinski
wird die letzten Konsequenzen seines kühnen Streiches wohl nicht mehr
im Amt erleben. Mit dem Haus Rothschild wurden seine deutschen
Verbündeten (Diskontogesellschaft, Darmstädter Bank, Bleichröder,
Mendelssohn) von dem Schlage getroffen. Die Postsparkasse suchte sich
fürs Rentengeschäft einen neuen Sozietär, mit dem sie schon ein Band
verknüpfte: die Deutsche Bank. Die wird künftig unsere Leute lehren,
wie sie österreichische Staatspapiere zu behandeln haben. Man hat sie
vorgezogen, weil sie die „größte und ausgedehnteste Verkaufsorganisa-
tion" habe. So stands zu lesen; und man kann sich vorstellen, wie diese
Verkündung im Schoß der Rothschildgruppe gewirkt hat.

Die Deutsche Bank wird es nicht leicht haben, ihre ehrenvollen
Pflichten gegen das Haus Habsburg zu erfüllen. Wenn die Rothschild»
bimdler eine Generalreinigung ihrer Bestände vornehmen und öster-
reichische Contrebande verpönen, wirds nicht so ganz einfach fein, das
Banner mit dem Doppeladler stolz emporzuhalten. Für die Deutsche
Bank handelt es sich nicht um Tradition, sondern um Rangordnung.
Sie darf freilich mit Vismarck sagen: „Wo ich sitze, ist immer oben";
aber man glaubt ihrs nicht mehr, sobald die Statistik sie im Stich läßt.
Nämlich: die Deutsche Bank hat 200 Millionen Aktienkapital, die
Dresdener Bank aber auch. Die Distanz kann nur noch mit Hilfe der
Reserven gehalten werden. Das geht auf die Dauer nicht. Das Publi-
kum weih nur, was Aktienkapital ist. Wenn die Leute nun sehen, daß
an den Neklamefenstern der Dresdener Bank die selbe Millionen-
summe glänzt wie an der Depofitenkasse V der Deutschen Bank, ver-
lieren sie den Respekt. Die suggestive Wirkung, die alle Zahlen mit
langem Schwanz üben, ist nicht zu unterschätzen. Nnd die Leiter der

Deutschen Bank kennen die Massenpsyche. Sie werden bald merken,
dah sie ihr Kapital vermehren müssen, um mit dessen Ziffer die Dres»
dener zu schlagen. Venen hat das Vündnih der wiener Postsparkasse
mit der Deutschen gewiß nicht behagt. Wenn schon dem Nothschild mit
seiner berühmten Truppe das Engagement nicht erneuert wurd«, wäre es
doch loyal gewesen, der Dresdener Bank einen Antrag zu machen. Wozu
hat sie denn einen österreichischen Generalkonsul, mit einem schwarz-
gelben Adelsprädikat, an der Spitze? Die Deutsche Vant kann sich
solcher Vorzüge nicht rühmen, hat also eigentlich keinen Anspruch auf
die Ehre, Finanzagentin der österreichischen Aegirung zu sein. Feind«
ringsum: so muh der Kampf um die Stellung ausgefochten werden.
An Muth fehlt es Denen um Gwinner nicht. Sie ließen weislich erst
das alte Fahr vorübergehen, hörten sich Lob und Tadel ihrer Jahres»
bilanz gelassen an und freuten sich im Stillen über die rothen Backen
der dresdener Herren, die, vom raschen Lauf, kaum zu Athem kommen
konnten. Dann aber begannen sie den Kampf. Arm in Arm mit der
„Vank der Fürsten" (Handelsvereinigung) fordern sie ihr Jahrhundert
in die Schranken. Die Börse wisperte: „Fürstenberg contra Fürsten»
berg; Max Egon gegen Karl," aber es ist nicht sicher, ob der kluge
Earolus wirklich zum Aemis gezwungen wurde. Die Partie steht Wohl
noch gleich; und am Ende ist es der Handelsgesellschaft gar nicht unan»
genehm, daß die Deutsche Bank bei den hohenlohewerken mit unter»
schlüpft. Die Herren mit den geschlossenen Kronen haben sich, als
bu8ins8suwi!, rasch den Sitten und Gebräuchen, die hinter der Theke
herrschen, angepaßt. Die Deutsche Bank aber sieht nun das Ziel, die
Kapitalserhöhung, dicht vor sich. Aach der Februarbilanz war ihrem
Status kein Oeldhunger anzumerken. Die „Liquidität" lieh nichts zu
wünschen übrig und kein sichtbarer Grund zwang zur Produktion neuer
Aktien. Doch die Kunst des klugen Geschäftsmannes hat für neue Ve°
dürfnisse vorzusorgen. Auf in den Kampf! Die Engagementsvermehrt,
bis die Puste zu versagen droht, nnd dann erklärt: „Wir sind ge-
nöthigt, unsere Betriebsmittel zu vermehren, da die Zunahme der An-
lagen in Effekten und Konsortialbetheiligungen eine Aufschüttung bei
dem Barbestand und den Bankguthaben erforderlich macht." Damit
wäre die Aktienausgabe erklärt und, nach deren Durchführung, der
einsame Thron über allen Banken wieder erobert. So könnte die Po-
litik der Deutschen Bank aussehen. Vielleicht hat sie auch nur den be»
greiflichen Wunsch, überall „dabeizusein" und mit ihrer Ubiquität mehr
und mehr zur Beherrscherin des Industriereiches zu wenden. Durch das
Bündnih mit Oesterreich kommt sie der Diskontogesellschaft, Darm-
städter Bank, Bleichröder und Mendelssohn ins Gehege; im Bund mit
der Handelsvereinigung hat sie Bleichröder bei der Omnibusgesellschaft
zurückgedrängt und bei den hohenlohewerken der Handelsgesellschaft
«inen neuen Compagnon bescheert; die Große Berliner Straßenbahn
erwarb ihre Sympathien, die das Mißtrauen der Dresdener Bank er-
regten; und daß bei Siemens K halste eine Wandlung geplant wird,

läßt sich heute kein „junger Mann" mehr ausreden. Li« st ubiqus.
Neberall spürt man die leise Wühlarbeit der Deutschen Bank.
Ihre EntWickelung bietet ein lehrreiches Gegenbild zu der Ge°
schichte des Hauses Rothschild. Herrn von Bilinski gebührt der Dank
der Sterngucker: er hat die beiden Himmelskörper in eine nie erlebte
Konstellation gebracht. Rothschild hält sich stolz und steif zurück, weil
man ihm die Reverenz weigerte; die Deutsche Bank kämpft mit den
Waffen einer erprobten Geschäftspolitik um die Wahrung ihrer Vor»
Herrschaft. Dort der Hochmuth des legitimen Herrschers; hier der Tha»
tendrang des Usurpators. Die neue Zeit läßt den Kultus der Person»
lichkeit nicht zur Gewohnheit werden; ihr sind Ziffern wichtiger als
Individuen. Wenn man früher von transszendentalen Zahlen sprach,
dachte man an eine Milliarde. Heute gehören die Tausende von Millio-
nen zum Inventar des Statistikers; und die Grenze des Unfaßbaren
beginnt frühstens bei der Billion. Die Pankees haben großen Zahlen
den Nimbus des Ueberirdischen genommen. Was sie täglich an der
Börse umsetzen, würde genügen, einen auf die Zeit des ersten Dampf»
schiffes eingestellten Denkapparat aus den Fugen zu bringen. Weil
das menschliche Gehirn sich den neuen Kapitalsziffern angepaßt hat,
läßt der Name Rothschild die Nachkommen der Leute, die ihn einst in
scheuer Ehrfurcht aussprachen, sehr kühl. Ob eine Aktienbank 100 oder
200 Millionen Mark Kapital hat: Das ist wichtig. An der Gering»
schätzung des großen Namens und an der Werthung der Kapitalsumme
kann man erkennen, daß die Aktie doch nicht ohne Einfluß auf die
„Optik" des großen Publikums geblieben ist. Man kennt die Ueber-
macht der amerikanischen Dollarkönige; hört, daß sie im Reich des Ge»
schäftes mit unbegrenzter Befugniß gebieten; sieht Börse und Finanz
ihres Winkes gewärtig, der Millionen kommen und gehen läßt, und
hat doch, im Grunde des Herzens, keine Furcht vor diesen Uebermen»
schen, weil man der nivellirenden Gewalt der Aktie vertraut. Morgan
selbst, der den Begriff der amerikanischen Finanzmacht verkörpert und
seine Heimath mehr als einmal aus schweren Krisen gerettet hat, ist
in seinem Wohlbefinden von der Perdauungfähigkeit des Effekten»
Marktes abhängig. Das Haus Rothschild glaubt, über allem Irdischen
zu stehen, und hört nicht, daß die Betrachter es einen veralteten, un»
wohnlichen Bau nennen. Wer weiß, ob ihm nicht auch im England
Georgs des Fünften bald sich die Fundamente lockern werden? Im
Bereinigten Königreich deuten die Wetterzeichen auf nahe Kämpfe
gegen das Großkapital. Dem werden im neuen Budget des Herrn Lloyd
George Aderlässe zugemuthet, die man noch vor kurzer Zeit nicht für
erträglich hielt. And der geschmeidige, weltkundige König der Geschäfts»
Menschheit ist tot und Lord Rosebery, der Schwiegersohn Rothschilds,
nicht der Mann energischen Handelns. Wenn der Dynastie Rothschild
nicht schnell ein Genie erwächst, wird ihrem Weltreich die Sonne bald
sinken. Schon ists vor Aller Augen Abend geworden. Lad 0 n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S. m. b. H. in Berlin.

Wahlkapitulation.

riedrich Wilhem der Vierte ist wieder mal in Flackerwuth über die Konservative Partei. „ Die Initiative behalte ich mir vor": mindestens dreimal täglich fälltdieserLieblingsatz von seiner Lippe. (Wer auf eine kräftige Initiative dieses Schattenautokraten harren wollte,mußte langewarten.) DietzerrenIunkersindaber auch gar zu bockbeinig. Albrecht Alvensleben hat, ohne daß ihm die Wimper zuckte, zu dem König gesagt: »Eure Majestät können die Rechte nicht dekomponiren, denn Sie haben sie schon dekomponirt." Hat vorGerlachs, des Generaladjutanten,Ohr,zornig gestöhnt: „Der König muthet Einem zu, auf den Mond zu reiten, und ist ungnädig, wenn mans ablehnt." Auch mit den besser erzogenen Führern ist nichts zu machen. Natürlich muß die Erste Kammer anders eingerichtet werden; aber („ich bittemirs aus") so, wie der königliche Wille bestimmt. Donnerund Blitz gehtüber dentzofhin.DieKönigin wimmert: „Beim Sprechen kommt nichts heraus; ich bete." PolteGerlach kann dem König diesmal nichtnach dem Mundereden. „ In einem Jahr hätten SieAlles erlangen können, besonders, wenn gleichzeitig die Zweite Kammer reformirt worden und dort ein fester, nicht von der Willkür der Tagelöhnerwahlen abhängiger Platz für die Ritterschaft erlangt wordenwäre. Ietztsollsichdiefer Kern der preußischenMonarchievonLeutenwieBethmann-tzollweg aus den Provinzialständen, ihrem alten Besitz, und aus der Ersten Kammer, ihremneuenBesitz, drängen lassen." Daprasselts

schon aus demDach: „Mein niedererAdel will mich beherrschen,
wie ers mit dem Kurfürsten Joachim gethan hat." Wenn das Wet-
ter ausgetobt hat, leuchtet schnell wieder der Glaube auf: „Die
Leute auf der Rechten sind doch die einzigen, die es gut mit mir
meinen. "Vis zur nächstenGewitterbildung, Entladung. DerPrinz
von Preußen schreibt an den Flügeladjutanten Hugo Grafen zu
Münster: „Daß eine gute und vrw,ivie«qemäße Erste Kammer
denKonstitutionalismusbefestlge, leugne ich, weil, so lange diese
Farce überhaupt dauert, man sie möglichst gut haben muß und,
wenn sie so, wie sie ist, aufhört, wirdochniemalsumeineCentral-
Versammlung herumkommen werden. Die aber wird nie ohne Ober-
haus sein können, selbst wenn das Unterhaus aus den.Provinzial-
ständen hervorgeht durch Wahl lh»is« des Königs, theils ihrer
selbst. Hierzu paßt dann eine jetzt richtige prinzipiengemäß tonsti-
wirte Erste Kammer unter allenUmständen, weil esnur einPrin-
zip für eine aristokratische Erste Kammer, Oberhaus, tzerrenkurie
giebt. VoilameinGlaubensbelenntniß." Vunsen empfiehlt drän-
gend die „SäulenderPairie",diefürprotestantischeStaatenpas-
sen. Und der König jammert: „ Meine Minister thun, was ich ihnen
befehle, machen es aber, mit Absicht, so schlecht wie möglich und
lassen dann wühlerische Artikel schreiben, die sich im Grunde doch
gegen meine Intentionen richten. Manteuffel wird sich durch seine
Literatenumgebung bald um seinAmt gebracht haben. "DasChaos
der dunkelsten Preußentage scheint wiedergekehrt zu sein.
InseinerNoth ersehntFriedrich Wilhelm einen Mann. Am
achtzehnten April 1852 sagt er zu Gerlach, Vismarck, der über die
Sache so gut gesprochen habe, müsse zu den Verhandlungen aus
Frankfurt nach Verlin kommen. Drei Tage danach schreibt er selbst:
„Ich erinnere Sie daran, theuersterVismarck, daß ich aufSie und
Ihre Hilfe zähle bei der nahen Verhandlung in Her Kammer
über die Gestaltung derErsten. Ich thueDies um so mehr,als ich
leider aus allersichersterQuelleKenntniß vonden schmutzigenIn-
triguen habe, die in bewußtem (?) oder unbewußtem (?) Vereine
räudiger Schafe aus der Nechten und stänkriger Vöcke aus der
Linken angestellt worden, um meine Absichten zu zerstören. Es ist
Dies ein trauriger Anblick unter allen Verhältnissen, einer ,zum
tzaarausraufen'aber aufdemFeldedertheuergeschaffenen Lügen-
maschine des französischen don8tiw2i«n2li5mu5. Gott bess'r es!

Amen. Friedrich Wilhelm." Vismarck will nicht kommen. Nur
zwei Tage Frist für die Einpeitscherarbeit, selbst wenn er sofort
abreist; und als nomo re^iuz ohne eigene Gedanken gefährdet er
in der Konservativen Partei seine Stellung, die dem König und
dessen Ministerium noch nützlich werden kann. 1u quoque? Auch
auf Den ist also nicht unter allenNmständen zu zählen. Friedrich
Wilhelm schäumt. „Wenn das Königthum nicht so zäh wäre,
müßte es an Allem, was ihm geboten wird, schon zu Grunde ge-
gangen sein." Noch heute muß Vismarck abreisen; wenn er hier
gewesenwäre,hättenwir dasTollste nichterlebt. Erkommt. Seine
Aufnahme hat er selbst geschildert. „Gerlach ging, um mich zu
melden, zum König und kam nach ziemlich langer Zeit zurück mit
derAntwort: SeineMajestät wolle mich nicht sehen, ich solle aber
warten. Dieser in sich widersprechende Bescheid ist charakteristisch
für den König; er zürnte mir und wollte Das durch Verfügung der
Audienz zu erkennen geben, aber doch auch zugleich die Wieder»
annähme in Gnaden in kurzer Frist sicher stellen. Es war eine Art
von Erziehungmethode, wie man in der Schule gelegentlich aus
der Klasse gewiesen, aber wieder hineingelassen wurde. Ich war
gewissermaßen im charlottenburger Schloß internirt; ein Zustand,
der mir durch ein gutes und elegant servirtes Frühstück erleichtert
wurde... Nach etwa einer Stunde wurde ich durch den Adju-
tanten vom Dienst zumKönig gerufen und etwas kühler als sonst,
aber doch nicht so ungnädig empfangen, wie ich befürchtet hatte.
SeineMajestät hatte erwartet, daß ich auf die erste Anregung er-
fcheinen würde, und darauf gerechnet, daß ich im Stande sein
würde, in den vierundzwanzig Stunden bis zurAbstimmung die
konservative Fraktion wie auf militärisches Kommando Kehrt
machen und in des KönigsNichtung einschwenken zu lassen. Ich
setzte auseinander, daß damit mein Einfluß auf die Fraktion über»
und deren Unabhängigkeit unterschätzt werde. Ich hätte in dieser
Frage keine Ueberzeugung,die der des Königs entgegenstände.und
sei bereit, die des Königs bei meinen Fraktiongenossen zu ver-
treten, wenn er mir Zeit dazu lassen wolle und geneigt sei, seine
Wünsche in neuer Gestalt nochmals geltend zumachen. Der König,
sichtlich versöhnt, ging darauf ein und entließ mich mit dem Auf-
trage, Propaganda fürseinenPlanzumachen." DieGeschwindig-
teit, mit ders gelang, hat den Beauftragten damals felbst über-

^ascht.FürdenBeschluß,der die Umgestaltung derErstenKammer
ablehnte, waren eigentlich nur die Führer der Fraktion gewesen,
denen die minder schlagfertigen Redner des Haufens nicht ent-
gegenzutreten wagten. Nun sprach Bismarck: und nach einerhal-
benStunde war dieLeitnng isolirt und der Kern derFraktion für
den königlichen Willen gewonnen. Der Vertrauensmann konnte
freilich erklären, Seine Majestät habe wiederholt auf Königswort
betheuert, »es sehr gut mit uns im Sinn zu haben", und den Ge-
danken, ritterschaftlichen Familien und Korporationen Kuriat-
stimmen für die Erste Kammer.zu verleihen, noch nicht aufgegeben.
Die neue Vorlage der Regirung wird in der Zweiten Kammer ab-
gelehnt; doch außer den Grafen Keller und Zieten haben alle zur
Rechten gehörigenAbgeordneten dafür gestimmt.Bismarckist froh,
daß die Anwesenheit der Kaiserin vonRußland und Manteuffels
Drängen zurRückkehrnachFrankfurtihm die Möglichkeit schaffen,
ohne Abschiedsaudienz abzureisen. »Ich gehe fort wie die Katze
vom Taubenschlag", schreibt er <m Gerlach. «Leid thut mir, daß
das Gerücht sagt, der König sei ungnädig auf die Rechte derKam-
mer; ich halte Das nicht für wahrscheinlich, da dieLeute,mitAus-
nahme von Keller undZieten, ihre Aeberzeugung so weit gefangen
genommen haben, daß sie, aus Respekt vor der von S.M. unter-
zeichneten Vorlage, gegen ihre eigene Ansicht und gegen ihr letztes
Votum in der Sache gestimmt haben; es hatmir undAnderenviel
Arbeit gemacht, sie dahin zu bringen. Das Neble an der Sache
bleibt, daß Wenige von unserer Fraktion in Zukunft noch eine
Wahl annehmen werden. Die Leute sind an und für sich ungern
hier; sie wollen nichts werden, ^uoen, sich zu opfern, indem sie
Familie und Geschäfte sechsMonate lang verlassen, um hier un-
ersprießliches Geschwätz anzuhören; und wenn das Resultat ihrer
Bemühungen die Nngnade unseres allergnädigsten Herrn ist, dem
sie zu dienen glaubten, so ergreifen sie mitVergnügendiesenVor-
wand, sich bei Wahlen und Kammern nicht mehr zu betheiligen.
Ich selbst darf es mir hauptsächlich zuschreiben, daß die ursprüng-
liche Abneigung unserer Fraktion, für die königliche Vorlage zu
stimmen, vollständig überwunden worden ist; aber nur durch das
Argument, daß es unsere Pflicht sei, dem König das Vertrauen
öffentlich auszusprechen, das er durch die Vorlage offiziell von
uns verlangte. Wenn derKönig dennoch unzufrieden mitmir per-

sönlich ist, wie mir Rochow sagt, so ist mir Das ein Beweis, daß
ich für den Dienst Seiner Majestät in der Kammer oder auch ander-
weit nicht geeignet bin. Ist Jemand in der Sache zu tadeln, so ist
es die Mittelpartei, die sich nicht entschließen kann, ein Gericht,
welches ihr derKönig vorsetzt,ohne die Zuthat einer selbstgemachten
Sauce zu verschlucken." Wer Augen hat, sieht die Tatze des Löwen.
Nngeheure Staatsretterpläne werden geschmiedet. Nikolai
Pawlowitsch, der seinerFrau ins Ländchen des Schwagers nach-
gereist ist, sagt in Sanssouci, die Reaktion müsse von dem König
und vondessenRegirungausgehen, spöttelt über das »sogenannte
Vaterland" derDcutschcn,nenntdie unsicheren Versuche zur Am»
gestaltung der Ersten Kammer eine Stärkung des Konstitutionalis«
mus und meint, ein auf die Verfassung geleisteter Eid dürfe einen
rechten König nicht binden. Friedrich Wilhelm selbst langt und
bangt wieder in schwebender Pein. »Noch ein paar Jahrzehnte
Kammerwirthschaft: und das Land ist ruinirt.Wenn die Konser-
vativen zusammenhielten, könnte man die Verfassung aufheben."
Doch bleibts, wie immer, bei dem (schädlichen) Gerede. Im Okto-
ber schreibt Bismarck: »Soll den Standesherren wirklich wieder
zu ihrem Recht verholfen werden, so muß Seine Majestät Aller-
höchstselbst für sie auf die Bresche treten, und zwar mit einem der
nächstenKammer bald vorzulegenden Antrag, im ordinären, legis«
lativcmWege. Die Art, wie unsere Gesetzgebung mit den Völker«
rechtlich garantirten Rechten der Standesherren umgesprungen
ist, halte ich für eben so unweise wie ungerecht. Wie sollen deutsche
Fürsten sich nicht vor jeder organischen Verbindung mit Preußen
fürchten, wenn sie sehen, daß die ätzende Säure der preußischen
Gesetzgebung in einem Menschenalter einen regirenden Reichs-
fürsten in einen Urwähler verwandelt? Mit einer solchen Säure
hütet sich jeder deutsche Fürst auch nur in leichte Berührung zu
kommen, wenn ersieht, daß die anscheinend noch so dauerhafte Ver-
packung in das Pergament der klarsten Staatsverträge kaum
dreißig Jahre lang gegen ihre verderblichen Wirkungen schützt.
Ich weiß nicht, wie es mit unserer Ersten Kammer wird. Sollen
aber die Häupter der ehemals reichsunmittelbaren Familien' im
nächsten Monat in diese Kammer eintreten, so müssen sie die Ver-
fassung und damit die Abolition ihrer eigenen vertragmäßigen
Rechte beschwören. Ich bin überzeugt, die Herren werden vorzie-

hen, die Verfassung nicht zu beschwören, und lieber ihren Sitz in
der Ersten Kammer nicht einnehmen. "ZweiIahre noch,bis in den
Oktober 1854, sollte der Jammer währen. Von Mond zu Mond
wird das Geknäuel der Meinungen wirrer. Stahl will die Erste
Kammer, wie sie seit 1850 ist, erhalten. Gerlach findet Interessen-
vertretung eben so willkürlich wie Kopfzahlwahl und fordertmon-
archisch-ständische und korporativ-ständische Vertrctung(„Stand
ist Obrigkeit"), also Adel, freie Stadt- und freie Landgemeinden.
Vismarck zürnt (im November 1853): „Werden wir denn eine
Erste Kammer haben, Das heißt: eine vollzählige, oder müssen wir
auf einem Bein stehen ? Es ist vortrefflich, daß die Kammern Etwas
von ihrem vollsvertreterischenNimbus verloren haben; aber wenn
sie ganz auf den Hund kommen, so verliert der König ein brauch-
bares und in ruhigen Zeiten gesundes Korrektiv für seine von dem
Krebs republikanisch-heidnischer Bildung angefressene Vureau-
kratie, die auf dieDauermehrElendinsLand bringt als dieHand-
voll oppositioneller Kammerschwätzer." In dem selben Jahr hatte
er gehöhnt: „Seine Majestät muß durchaus darauf achten, daß
Allerhöchstihre Minister mehr Sekt trinken; ohne eine halbeFlasche
imLeib dürfte mir keiner der Herren in den Conseil kommen. Dann
würde unsere Politik bald eine respektablere Farbe annehmen."
Und zu dem Prinzen von Preußen so derb gesprochen, daß Wil-
helm (ohne zu ahnen, daß der Gescholtene ihm die Kaiserkrone aufs
greifende Haupt setzen werde) an Manteuffel schrieb, Vismarcks
Ansichten seien so viel werth wie die eines Gymnasiasten. Das
Krimkriegswetter zieht herauf. Franz Joseph wird schon gedrängt,
seine Armee mobilzu mochen. Nußlands Heer bereitet sich für den
Tag von Inkerman (der es schlimm enttäuschen sollte). Da wird,
endlich, Preußen mit der Institution des Herrenhauses beschenkt.
Als der entlassene Vismarck auf diese Vorgänge, die er durch
Augenschein und aus Privatbriefen kennen gelernt hatte, zurück-
blickte, fand er, die Leitung der Konservativen Partei sei 1852 im
Recht, er sellbst im Unrecht gewesen. „Die Erste Kammer war zur
Lösung derAufgaben.die einer solchen im konstitutionellen Leben
zufallen, befähigter als das heutige Herrenhaus. Sie genoß in
der Bevölkerung eines Ansehens, welches das Herrenhaus sich
bisher nicht erworben hat. Das hat zu einer hervorragenden po-
litischen Leistung nur in der Konfliktszeit Gelegenheit gehabt und

Wahlkapitulation,
sich damals durch die furchtlose Treue, mit der es zur Monarchie stand, auf dem defensiven Gebiete derAufgabe eines Oberhauses völlig gewachsen gezeigt. Es ist wahrscheinlich, daß es in kritischen Lagen der Monarchie die selbe tapfere Festigkeit beweisen wird. Ob es aber für die Verhütung solcher Krisen in den scheinbar friedlichenZeiten, in denen sie sich vorbereiten können, den selben Einfluß ausüben wird, wie jene Erste Kammer gethan hat, ist mir zweifelhaft. Es verräth einen Fehler in der Konstitution, wenn ein Oberhaus in der Einschätzung der OeffentlichenMeinung ein Organ der Regirungpolitik oder selbst der königlichen Politik wird. Nachher preutzischenVerfassunghatderKönigmitseinerRegirung an und für sich einen gleichwerthigen Antheil an der Gesetzgebung wie jedes der beiden Häuser. Das Königthum ist, wenn es sich seiner Stärke bewußt istund denMuth hat, sie anzuwenden, mächtig genug für eine verfassungmäßige Monarchie, ohne eines ihm gehorsamenHerrenhauses als einerKrückezubedürfen." Darum: ErsteKammertorever. «DasHerrenhaus hat nicht das wünschenswerthe Schwergewicht in der Öffentlichen Meinung; man ist geneigt, in ihm eine Doublure der Regirungsgewalt und eine parallele Ausdrucksform des königlichen Willens zu sehen."
Heute noch neigt die Meinung dahin. Gegen die (in England jetzt von Rosebery bekämpfte) Erblichkeit des Rechtes, in der Ersten Kammer zu sitzen, hatte Bismarck weder 1W2noch 1892prinzipielle Bedenken. Er meinte wohl, dieses Recht gehöre zum Inventar der alten Häuser, die in Frieden und Krieg dem Staat die brauchbarsten Befehlshaber geliefert hatten, durch strenge Zucht und straffen Ehrendrill fürSauberkeit der Gesinnung und für die Erhaltung nobler, dem Staat nützlicherTradition sorgten und verhindern würden, daß die Vertretung des konstitutionellen Familienrechtes je einem unwürdigen oder zurUrtheilsfindung unfähigen Sohn des Haufes zufalle. Freilich wollte er nur wenigen Familien vererbbare Sitze einräumen und den Hauptbestand aus Wahlkorporationen hervorgehen lassen, „deren Unterlage die zwölf- oder dreizehntausend Rittergüter, vervollständigt durch gleichwerthigen Grundbesitz, durch die Magistrate bedeutender Städte und die Höchstbesteuerten ohne Grundbesitz, nach einem hohen Census abgeben sollten." Die nicht ererbten Sitze sollen nach dem Schluß einer Legislaturperiode (also auch nach der Auslösung

des Landtages, die diesen Haupttheil des Herrenhauses mitzu-
treffen habe) aufs Neue zu erobern fein. Für solche Vorschläge
hatteFriedrichWilhelmnureinverächtlichesLächeln; seinem Hirn,
dessen Gesundheit er niemals mißtrauen lernte, mußte stets ja die
Initiative bleiben. And Bismarck, dem der unmittelbare Verkehr
mit dem König eben so neu war wie die Mitwirkung am Ausbau
der hastig fundamentirten Verfassung, konnte sich auf diesem
Boden nicht sicher genug fühlen, um, als Gesandter beim Bun-
destag, dem Willen des Allerhöchsten Herrn eigensinnig zu wi-
derstreben. Wenn die Frage, ob die Erste Kammer in ein Her-
renhaus umgewandelt werden solle, zwanzig Jahre später auf-
getaucht wäre, hätte er mit klarer, aus Erfahrung erwachsener
Sicherheit gegen die Anwandlung gestimmt und als Neberstimm-
ter den Ministerplatz geränmt.Doch die Ausführung seinerVor-
schlägewürde demneuenRechtsanspruch nichtmehr genügen. Der
ist, in einer Zeit, die dem reichlich Erbenden eine Staatsportion
abzwacken will, gegen jedes ererbbare Recht zur Mitarbeit an der
Gesetzgebung und möchte neben den vom allgemeinen Wahlrecht
Erkürten eine Versammlung der kräftigsten Schöpfergeister sehen.
In Preußen, das die wichtigsten Theile der deutschen Industrie
umfaßt (und das schon deshalb kein Anbefangener als ein rück-
ständiges, ob seinerNnfruchtbarkeit vonReiches wegen zu rüffeln-
des Gebild betrachten wird), gehören, vor allen Anderen, die In-
dustrieköpfe ins Herrenhaus. Daß dieKirdorf, Rathenau, Thyssen
da keinen Sitz haben, müßte selbst ein halbwegs kluger Junker
alten Schlages bedauern. Aber auch Politikern und Künstlern,
Forschern und Bankmännern müßten die Pforten viel weiter ge-
öffnetwerden. Gerade die Besten sind selten bereit, einem Partei-
programm sich mit Haut und Haar zu verpflichten, der Masse sich
mit Demagogen aller Farben zur Wahl zu stellen und das Opfer
langer Sessionen auf sich zu nehmen. Der Ruf ins Herrenhaus
giebt die einzige Möglichkeit, die Intelligenz dieser Auslese fürs
Staatsgeschäft zu nützen. So weit sind wir, sechsundfünfzig Jahre
nach der Errichtung des Herrenhauses, noch immer nicht. And
hören täglich, daß in diesem Haus, in dem nur die Interessenver-
tretung des von der Laune des Kriegsherrn und Staatschefs ab-'
hängigen Grundadels gesichert ist, ein festerköniglicherWille auch
bei fchwierigemWetteransZiel seinerWünsche zu kommen vermag.

Noch länger werden wirs hören. Denn das Herrenhaus hat
eine große Gelegenheit, die erste, die sichseitIahrzehnten ihmbot,
versäumt und wieder bewiesen, daß es in „scheinbar friedlichen
Zeiten" zur Verhütung von Krisen nicht tauglich ist. Die Debatten
über das Wahlgesetz waren in Ton und Inhalt erträglicher als
die uns vomAbgeordnetenhauszugemutheten. AufdasVergnü-
gen an dem Schauspiel, daß Alle, die „nochmalwas werdenmöch-
ten", durch ungemein liberaleNeden sich derMajestät,demhohen
Adel der Intelligenzschicht und (besonders eindringlich) dem p.t.
Publikum empfahlen, folgte manche ernstere Freude. Die Nede
des Vierundachtzigjährigen Generals von Wartensleben hatte
einen kräftigen Preußenrhythmus, der nur lümmelnde, im Besitz
ihrerWitzrente jedem EmpfindenstaatlicherNothwendigkeitferne
Literaten zu ehrfurchtlosem Hohn stimmen tonnte. DerAntrag des
Grafen Vork von Wartenburg, fortan jede Aenderung des preu-
ßischen Wahlgesetzes von der Zustimmung zweier Drittel beider
Landtagskammern abhängig zu machen, war, vom achtbaren
Standpunkt eines wirklich Konservativen, klug erdacht und be-
gründet. Die Oberbürgermeister Wallraf (Köln) und Wilms
(Posen) sprachen als gescheite und muthige Männer. And noch aus
schwächeren Nedenwar ein genießbares Körnchen zuPicken. Das
Ergebniß dennoch recht dürftig. Was draußen den Kämpfen ums
Wahlrecht neue Ziele zeigt, schien hier dem Bewußtsein noch fer-
ner als der Erde jetzt tzalleys Komet. Von Listenwahl und pro-
portionaler Vertheilung derMandate, von Wahlmündigkeit und
Pluralstimmen war nicht die Nede. In Frankreich hat die Sehn-
sucht nach der reprezentation prupnrtionelle, der Minoritätvertret»
ung und dem Ende der eklen Departementschleicherei den radikalen
Gegnern eine Schlappe bereitet. In Deutschland denkt man nicht
an die Beseitigung eines Zustandes, der zehntausend zur Wahl
berechtigte Bürger für ein Lustrum von jeder Einwirkung aufdas
Staatsgeschäft ausfchließt,wenn der Kandidat ihrer Gegnerzwan-
zigStimmzettel mehr zusammengeharkt hat. Derzunächstwichtig-
en Frage, wie, durch zeitgemäße Abgrenzung der Wahlkreise, der
Anspruch der Westprovinzen, ohne Staatsschädigung, der wohl-
thätig fortwirkenden Tradition zu vereinen fei, hat nur der kölner
Oberbürgermeister eine Antwort gesucht. And nur um diese Frage
handelt sichs jetzt doch; der Westen ist so stark, ein in der Staats-

rechnung so bestimmender Faktor geworden, daß er sich gegen die Zumuthung bäumt, nach östlichem Bedürfniß angepaßten Grundsätzen noch länger regirtzu werden. Die Herrenhausmehrheit schien nur von derAbsicht geleitet, die Wünsche des Königlichen Staatsministeriums zu erfüllen. (Eines Ministeriums, das die öffentliche und direkte Wahl als unentbehrlich bezeichnet, dann die geheime und indirekte angenommen hat.) Das will seine thörichte Privilegirung der „Kulturträger" zweier Grade nicht aufgeben und, in anerzogenerAngst vorOeffentlichenMeinungen.seinAndenken nicht an ein Gesetz knüpfen, dem die Centrumspartei die Mehrheit gesichert hat. Dann (mußte die Antwort lauten) wäre Eure Aufgabe gewesen, demLandtag ein Wahlgesetz vorzulegen, dem die politisch organisirtenKatholiken nichtzustimmen konnten; es ihnenjetztzu verekeln,ist nicht unseres Amtes.Der Oberpräsident der Rheinprovinz fand diesePflichtinseinenAmtsbereichgehörig. Der Sohn Burchards von Schorlemer, der Bismarcks gröbster Gegner war und vor fünfunddreißig Iahren die Behauptung, das Centrum sei eine konfessionelle Partei, hitzig bestritt, hat einenAntrag gestellt, dessen tzauptzweck war, das Gericht, durch die Zuthat einer neuen Sauce, dem Centrum ungenießbar zu machen. Dieser Antrag hat dem sechsten Paragraphen des Wahlgesetzes die Fassung gegeben: «Die Wähler werden nach den von ihnen zu entrichtenden Staats-, Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialsteuern in drei Abtheilungen getheilt; auf jede Abtheilung fällt ein Drittel der Gesammtsumme der Steuerbeträge aller Wähler"; und ist, weil Herr von Bethmann ihn drängend empfohlen hatte, mit großerMchrheit angenommen worden. Nur deshalb; denn die Peers von Preußen hatten keinen Grund, in derAbwehr drohender Demokratisirung (mit der sie, auf seine Art recht pfiffig, Herr von Schorlemer zu schrecken suchte) Herrn von Heydebrand zu überbieten. Den sachlichen Ernst der hörbarsten Preßerörterung lehrt uns die Tatsache erkennen, daß dieserAntrag (der die Dritte« lung in denNrwahlbezirken beseitigen will, damit nicht etwa noch ein paar Arbeiterverlreter ins Abgeordnetenhaus schlüpfen) nur mit gelindem Eifer bekämpft Wordenist. Er ärgert ja das Centrum: hat jedem Pfaffenschnüffler alsoseinLebensrechtbündig erwiesen. ffinis.Das ist dieLeistung des Herrenhauses, dessen Grundriß und Aufbau in einer Zeit bedeutsamer europäischer Entscheidungen Preußens beste Köpfe fast drei Jahre lang beschäftigt hat.

Wahlkapitulation.
Dietzoffmmg, demWahlgesetz eine dieFraktionen dertzerren von Richthofen, Herold, von Zedlitz-Neukirch und Friedberg vereinende Mehrheit zu schaffen, ist nun kaum noch haltbar. Ziemlich sicher nur, nach der Herrenhausarbeit, die Mitwirkung der Freikonservativen. In der Gehorsamsleistung der Peers könnte Hcrr von Heydebrand einen Treubruch sehen: das aller Abrede widersprechendeAnsinnen, den Pakt zuzerreißen, den er,wohlnach reiflicher Neberlegung, mit dem Centrum geschlossen hat. Daß er so denke, wird erzählt; klingt aber unwahrscheinlich. Ob ihn das tzerrenhausvotum wirklich überrascht hat? Ihm wird nicht, wie Herrn von Schorlemer, dem Exekutor des Regirungwillens, der Gedanke, daß in dieser wichtigen Sache das Centrum der einzige Bundesgenosse der Konservativen ist, unheimlich sein (er weiß ja, daß Bismarck zur Ausführung noch wichtigerer Entschlüsse diese Bundesgenossenschaft nichtverschmäht hat);doch erwird auch bei der Vorstellung nicht erschaudern, daß die Taktik eine Trennung (nicht eine für langeZeit, versteht sich) vom Centrum fordere. Die Furcht ist, heute wie in Friedrich Wilhelms Tagen, eine große Macht. Nnd fast mehr noch als das Hansabundgeld, das inLyck-Oletzko gesiegt hat, wird im Bezirk der Konservativen das Wählervorurtheil gefürchtet, das plötzlich, im Bann liberaler Blätter (nach denen auch der von der Kümmerlichkeit seiner eigenen Presse ge« langweilte Konservative greift), jede Intimität mit den „Römlingen" verpönt. Können dieseitderLysisderReichsfinanzschmerzen vereintenHeere sich für einWeilchen,ohneSchaden,trennen:um so besser; inbeidenLagern müßte den Strategensolche Gelegenheit willkommen sein. Oasus belli? Nein; selbst wenn, derGalerie zur Freude,finstereMinengezeigtundharteWorte gewechselt werden. Das Centrum kann nichts sehnlicher wünschen als die Möglichkeit, ausderfürdasWahlgesetz geworbenen Schutztruppe mitAnstand herauszukommen. DannkönnteeszuderRegirungsprechen: „Um Dich vor einerNiederlage zubewahren, derenNachwirkung nicht auszutilgen gewesen wäre, haben wir dem Zorn unserer Wähler getrotzt und auf die Erlangung des Reichswahlrechtes in Preußen einstweilen verzichtet;umDirnicht die crux eines nur von Centrum und Konservativen gebilligten Wahlgesetzes aufzubürden, machen wir jetzt den Männern der Linken Platz, deren Eigensinn, wie Du zugeben mußt, nur durch denAnblick unsererBereitschaft erweicht worden ist." Nnd zu denWählern: „Nm wider Verleumdung zu

beweisen, daß in ernster Stunde derRus des Staates unszuOp-
fern bereit findet, haben wir auf die Erfüllung desParteiwunsches,
der das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht für Preußen fordert,
fürs Erste verzichtet; neuer Hemmung des demokratischen Zeit-
empfindens, wie sie im Antrag Schorlemerversucht wird, durften
wir, als MännervonGewissenund Pflichtgefühl, nichtzustimmen;
beim Scheiden aus der Mehrheit dürfenwir auf die auch vom Gcg-
ner nicht bestreitbare Thatsache hinweisen, daß die Errungenschaft'
des geheimenWahlrechtesunsererFestigkeitzudanken ist."Dann
wäre nur noch nöthig, von der Regirung die Bürgschaft für ein
freundlichesBerhältniß zurCentrumsparterzu erlangen und durch
kluge,durchgeräuschloseVerwaltungtechnikdafürvorzusorgen,daß
Schorlemers Paragraph 6 dieserParteinichtmehrals (höchstens)
ein Halbdutzend Mandate entziehe. Die Sache wills; re8 publica.
Wer das Centrum, mit dem heutzutage so bequem zu arbeiten ist,
in heftige Opposition zurückzwingt, hat aus Bülows letztem Wahl«
kampfnichts gelernt; und nicht bedacht, ob im Jahr 1911 die Front-
einheit gegen die Sozialdemokratie noch einmal gelingen könne.
Giebts denn aber ohne das Centrum im Abgeordnetenhaus
eineMehrheit?Konservative,Freikonservative,Nationalliberale:
da ist sie; den Konservativen schadet der neue Drittelungmodus
nicht (nur um sich dem Centrum kameradschaftlichzuzeigen, haben
sie ihn bisher abgelehnt); den Freikonservativenmacht er dieSpeise
erst schmackhaft; die Nationalliberalen haben ihn laut verlangt
und leise ausgerechnet, daß er ihnen im Westen einen Mandat-
zuwachs bringen werde. Sind sie nun zur Mitarbeit willig?
Ihnen naht eine Schicksalsstunde; naht die Pflicht zu einem
Entschluß, der wichtiger werden kann als irgendeiner seit dreißig
Iahren. Als Bennigsen gesagt hatte, er könne erst Minister wer-
den, wenn Artikel 109 der preußischen Verfassung beseitigt sei,
antwortete ihm Bismarck: „Steigen Sie doch zu uns ins Schiff
und versuchen Sie dann, es nach Ihren Wünschen zu steuern; aber
verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen auf dem Präsentirbrett eine
konstitutionelle Bestimmung entgegentrage, über deren Fortbe-
stand ganz andere Faktoren als Sie und ich zu entscheiden haben."
In der Zeit der Zollkämpfe stand in einem, auf Bismarcks Wei-
sung, von Christoph Tiedemann geschriebenen Promemoria:
„Will die Nationalliberale Partei an der Regirung faktischen
Antheil nehmen, so muß sie sich bestreben, allen Interessen ge°

recht zu werden. Sie darf nicht im Licht einer Fraktion erscheinen, die immer nur chohePolitik' treibt und, wenn sie sich auf dasFeld des wirthschaftlichen Lebens hinaus begiebt, nur die Interessen der städtischen Bevölkerung wahrnimmt. Sie würde ganz unpolitisch handeln, wenn sie sich in einem an vormärzliche Zeiten erinnernden Schablonenliberalismus gefiele." Die Mahnung verhallte; und der geärgerte Kanzler sagte zu Hohenlohe: „Die Kerle sind so dumm, daß mit ihnen nichts anzufangen ist. Mit so unfähigen Politikern, mit solchen Kindern, die immer nur auf die Öffentliche Meinung horchen, kann ich nichts machen." Welche Macht hätte die Nationalliberale Partei erlangt, wenn ihr Führer 1878 ins Staatsfchiff gestiegen, dem Kornzoll schon damals ihre Stimme zugefallen wäre! Wie anders wäre ihr, wennsie auch nur im vorigen Sommer an den Reichssteuergesetzen mitgewirkt hätte (deren Anschädlichkeit jetzt doch erwiesen ist)! Willsieaufdemvon süddeutschenDemokratenundmännerndenIünglingenempfohlenenWeg weiterschreiten, dernoch nie ans das winzigste Gipfelchen geführt hat? Gilt der Applaus ihr mehr als die Wirkung? Der Mangel an innerer Einheit war ihr seit Jahrzehnten gefährlich. Schon Bismarck hat, nach einem Blick ans Laster und Bamberger, über die Fortschrittsmänner geklagt, die „maskirt im Schoß der NationalliberalenPartei sitzen". DieseMänner können frohlocken, wenn die Herren Friedberg und Schiffer sich von den blind wüthenden Kollegen aus demReichstag noch einmal unterjochen lassen. Nur sie. Das neue Wahlgesetz ist ein geistloser Nothbehclf. (Wenn dieNationalliberalen früh zugegriffen und ihre ganzeKraft für denAnspruch des Westens aufgeboten hätten, fähe es immerhin besser aus.) Doch es erfüllt das Versprechen „organischer Fortbildung," bricht den verhaßten Brauch, das Geld als einzigen Werthmesser und Rechtsbürgen anzusehen,giebtdenStaatskundigen undbiszumamtlichenAichstrich „Gebildeten" die Möglichkeit breiteren Einflusses, beschert das geheime Wahlrecht, das Jahrzehnte lang als das wichtigste Ziel alles Trachtens galt, und sichert nun auch die ersehnte Drittelungart. Die Einwände Derer, die Deutschlands Kernland dem Reichswahlrecht sperren wollen, sind leichtzuentkräften. DieWahlsollindirektbleiben. Dabei handelt sichs nicht um Prinzipien, sondern um Opportunität; die Bestimmung wird ohne harten Kampf zu ändern sein, sobald sie als unbequemerwiesenward. DieWahlmänner sollen denAbzuord-

nenden öffentlich wählen. Warum nicht? SiesinddieTräger des
Arwählervertrauensnst zu fürchten, daß sie nicht für Den stimmen,
zu dessen Wahl ihre Mitbürger sie kürten? Solche Furcht wäre
albern. Aber dieNationalliberalen sagen: «Wir finden im Osten
die nöthigen Wahlmänner nicht. Der Druck ist zu arg. Keiner mag
mit den Behörden, den Grundbesitzern in Händel gerathen und
sich der Gefahr aussetzen, als liberaler Wahlmann entlassen, ge-
vehmt, in seiner Kreditfähigkeit geschmälert zu werden." Wo eine
Partei hoffen darf, einen Kandidaten durchzubringen, da, sollte
man meinen, hat sie in jedem Stimmbezirk auch einen Sekretär
oder unter anderem Titel Angestellten, der Wahlmann werden,
oder einen leidlich begüterten Vertrauensmann, der das Risiko
auf sich nehmen kann. Wo kein Exemplar cincr der beiden Gatt-
ungen aufzutreiben ist, kann sie, ohne in korrumpirenden Miß-
brauch zu gleiten, Schadensersatz und Gefahrprämiezusagen. Der
Arbeiterpartei wird es in einem Bezirk, der irgendwelchen Erfolg
verheißt, nie anWahlmännern fehlen; was sie vermag, sollte der
Nnternehmerpartei nicht unerreichbar sein. Die Beschwerde müßte
dennoch gründlich geprüft werden. Die Herren von Bethmann
und vonHeydebrand können nichtwollen, daß Drohung oder Gau-
nerkunst die Nationalliberalen um ein Bürgerrecht bringe; sie soll-
ten sich mit Herrn Friedberg an einen Tisch setzen und erwägen,
wie solchem unlauteren Wesen wirksam vorzubeugen sei (durch
Königliche Botschaft an die politischen Beamten oder gar durch dem
neuen Bedürfniß genügende Weitung des Nöthigungparagra-
phen). Welcher Grund zwingt dann noch zur Ablehnung? Die
Hauptsache, die geheime Stimmabgabe des Urwählers, ist ja ge-
sichert.AllesAndereistalsAebergangsbestimmung hinzunehmen.
Wie lange hats denn in England gedauert, bis im Wahlrechts-
bereich die behutsamste Modernisirung möglich wurde? And wo
hat, in der Praxis des Alltagslebens und im Ringen um öffent-
lichesRecht, ein Vernünftiger, weil ernichtschonallesGewünschte
auf der Tenne sah, das Erlangbare verschmäht? Haben Konser-
vative und Centrum nicht immer genommen, was just zu haben
war, und, noch in dem jetzt fortwirkenden Streit, manche Liebling-
forderung bestattet? Preußen brauchtRuhe; der Zank und Stank
muß, für eine Weile wenigstens, aufhören. Was jetzt vorgeschlagen
wird, ist im Wesentlichsten viel besser als der noch heute mitRechts-
kraft geltende Zustand. Am Tag derDrittenLesung hatHerr von

tzeydebrand gesagt: „Wir wünschen eine Uebereinstimmung auf
breiterer Grundlage und sind auch jetzt noch bereit, entgegenzu-
kommen und alle Anträge, die Mögliches fordern, ernstlich zu er-
wägen." UntersolchenUmständenschließt sich nur eine Partei, die
ihrLebensinteresse zuschroffsterAbkehrvomStaatswillen drängt,
von derMitarbeit aus. Die Nationalliberalen haben dengeogra-
phischenMeridian, dieNord-Süd-Nichwng,wiederzufinden.
„Wenn wir uns dem schwarzblauenVlock nähern, verlieren
wir im Volk alle Sympathien." Solche Nede hört man; und wun-
dert sich, nach der dummenLüge, dieser „Block" (der das geheime
Wahlrecht, das Schibboleth des preußischen Liberalismus, er-
zwungen hat) habe dieNegirungvorlage „nurverschlechtert", kaum
noch darüber, daß Menschen von Selbstachtungbedürfniß sich
solchenDenkens, soplumpenAusdruckes nichtschämen. Ihr sollt,
tüchtigeVertreter desPreußenvolkes, keinem Gebild Euch nähern;
sollt nicht pour le roi äe?ru88e schuften noch eine in denNegenge-
ratheneNegirung ohne Entgelt schirmen. Das Geplärr zeigt nur,
daß Ihr die eigene Kraft noch nicht kennt. DieNeichstagsmann»
schaft, die schroffe Ablehnung empfiehlt, meint, Zustimmung zeige
den Willen, sich zu ducken. So spekulirt die Schwachheit. Macht
sollt Ihr erwerben. Beweisen, daß mit Euch zu arbeiten, das dem
Staat Nothwendige zusichernist. Ihrstimmtjanichtzu.umhierein
Lobsprüchlein, dort ein huldvolles Lächeln einzuheimsen, sondern,
um Eurer Partei auf dietzöhe zu helfen. Die(vondieserUeberzeu-
gung lebt Ihr doch wohl?) weiß, was dem Vaterlande frommt: und
solls endlich drum mitregiren. Fordert einen Platz imMinisterium.
Nicht alsEscarpinstreber: alsPolititer, deren letztesZielimmer
sein muß, lange Empfohlenes, unter eigener Verantwortlichkeit,
selbst auszuführen.SchafftEuchMacht;zwingtBlaueundSchwar-
ze, Graue undFeuerrothe, sie anzuerkennen. And sorgt dann, als
in weisem SinnkonservativeIndustriepartei, für eine nützliche Or-
ganisation preußischer, deutscher Staatswirthschaft. Da ist Eure
Aufgabe. Wenn Ihr, heutenoch, in den Sandweg deraltenFort-
schrittspartei zurückbiegt, bereitet Ihr nur den Interessenverbän-
den, die Euch schon gierig umlauern, den Sieg. Liberalismus?
Wer das schön klingende Fremdwort, das fast alle Vokale der
deutschenSprache herbergt, nur recht verstünde! Von unzeitgemäß
Liberalen hat Friedrich Wilhelm, in einer hellenStunde, gesagt:
»Sie füttern das Mondkalb, bis es ihnen über den Kopf wächst."

Die Krists in Angarn.*)

jeder einmal leidet Ungarn unter einer schweren politisch» parlamentarischen Krisis. Sie begann mit dem Rücktritt des Ministeriums Wekerle, das eine Mehrheit im Abgeordneten» Haus hatte und sich trotzdem nicht behaupten konnte; und sie wurde heftiger, als das Ministerium Khuen-Hederväry ernannt wurde, das nicht nur keine Majorität, sondern überhaupt keine Partei im Parlament hat und Beides erst im Wahlkampf erobern will. Der Ministerpräsident soll gesagt haben, jede Wahl sei eine Lotterie. Da könnte man also das Große Los ziehen oder sein Vermögen verlieren. Doch wie immer die Wahlen ausfallen mögen: die po» litisch°parlamentarische Krisis werden sie nicht beenden. Eben so wenig wie eine kalte Douche genügt, um einen Malariakranken zu heilen, genügt der Appell an die Wähler, um die vieljährige, tief eingewurzelte Krankheit zu beseitigen, an der die ungarische

*) Der Verfasser dieses Artikels ist Desider Freiherr von Banffy de Losoncz, der von 1895 bis 99 Ungarns Ministerpräsident war. Er wurde 18Ä3 in Klausenburg (Siebenbürgen) geboren, hat mehrere Se» mester lang an deutschen Hochschulen Iura studirt, ist dann in den Staatsdienst getreten und ziemlich früh Obergespan in siebenbürgischen Komitaten geworden. Dieses Amt gab ihm einen Sitz an der Magnaten» tafel. 1892 wurde er in den Reichstag gewählt, dessen Präsident er war, bis der König ihn zur Bildung des neuen Kabinets berief. Als Mi» nisterpräsident hat er die von den Liberalen beschlossenen kirchenpoli» tischen Gesetze durchgeführt, dem austro»ungarischen Ausgleich aber eine gegen jeden Sturm Schutz gewährende Mehrheit im Parlament nicht zu schaffen vermocht. Nach vierjährigem Wirken trat er zurück und verzichtete bald danach auch auf sein Mandat. Im November 1903 hörte man wieder von ihm. Er empfahl die Gründung einer neuen Partei, deren Programm die völlige Nationalisirung Ungarns und dessen wirthschaftliche Trennung von Oesterreich zu fordern habe und nach dessen Durchführung nur die Einheit der Abwehrmittel übrig geblieben wäre. Trotzdem es nur zu einer Gruppenbildung gekommen ist, hat Baron Banffy in den letzten Iahren der Wirrnisz eine immer» hin wichtige Rolle gespielt. Jetzt scheint er, der die dem Volk wichtigsten Forderungen der Kossuthianer vertritt, ohne deren unkluge Ausschwei» fungen mitzumachen, und der vor dem manchen Magyaren fürchter» lichen Gespenst des allgemeinen (also auch den Slaven einzuräumen» den) Wahlrechtes keine Angst hat, mit der Möglichkeit neuen Wirkens zu rechnen. Zu unbefangener Darstellung der Zustände ist er, der keiner Partei angehört, jedenfalls besser geeignet als irgendein Anderer.

Nation leidet und von deren Fieberschauern sie von Zeit zu Zeit
geschüttelt und bis ins Innerste erschüttert wird.
Seit Jahrzehnten, eigentlich seit Jahrhunderten währt der
Kampf zwischen der die Rechte der Krone vertheidigenden Dynastie
und der die Macht erstrebenden Oligarchie. Dieser Kampf ist auch
die Ursache der Krisis von heute, wie er die Ursache der meisten
Krisen der Vergangenheit war. Die von Koloman Tisza gegrün«
dete Liberale Partei brach zusammen, weil sie ihr altes Programm
erschöpft hatte und sich kein neues volksthümliches Programm zu
schaffen vermochte. Sie wollte nur regiren, die Macht behalten.
Der Opposition wurde es nicht schwer, der Liberalen Partei den
Boden abzugraben. Sie griff die egoistische Parteiherrschaft an
und unterminirte die staatsrechtliche Basis, auf der die Partei
stand: den Gesetzartikel XII vom Jahr 1867, das von Deak ge-
schaffene Ausgleichsgesetz, welches das Verhältnitz zwischen Oester-
reich und Ungarn regelt; in wüthender Leidenschaft verkündete sie,
das Ausgleichsgesetz sei nicht geeignet, die Lebensinteressen der
Nation zu sichern. Daß dieser Angriff der Liberalen Partei un-
heilbaren Schaden zufügte, ist nur zu begreiflich: diese gouverne«
mentale Partei hatte eben nicht daran gedacht, die im Ausgleichs-
gesetz verheißenen nationalen Rechte dem Volk zu sichern. Als
Franz Deak den Ausgleich mit Oesterreich abschloß, sagte er, nun
sei „das Feld für Ungarn offen". Hätte die Liberale Partei, nach-
dem ihr gelungen war, die Kirchengesetze durch alle Klippen zu
bugsiren, auf der Grundlage des Ausgleichsgesetzes den einheit-
lichen nationalen ungarischen Staat auszubauen und das Land
wirthschaftlich frei und unabhängig zu machen versucht, die in
der Trennung Ungarns von Oesterreich gipfelnde Agitation der
Unabhängigkeitpartei wäre niemals so mächtig geworden wie im
letzten Jahrzehnt. Die Forderung einer selbständigen ungarischen
Notenbank und eines autonomen ungarischen Zollgebietes wäre
nie zum weithin wirkenden Schlagwort geworden. Die Gegner
des Ausgleiches (die Achtundvierziger, wie man in Ungarn sagt)
forderten und fordern jetzt wieder die Durchführung einzelner Be-
stimmungen des Ausgleichs, der die Anhänger der Regirung vom
Jahr 1867<sie werden dieSiebenundsechziger genannt) ausweichen.
Daß die historischen Zahlen 1848 und 1867 direkt gegensätzliche
Pole in der ungarischen Politik wurden, ist aus mehr als einem
Grunde zu bedauern. Zunächst deshalb, weil dadurch das unreife
Volk irregeführt wird. Im siebenundsechziger Ausgleich ist näm-
lich die achtundvierziger Verfassung enthalten und der Ausgleich
Deaks wahrt und schützt alle verbrieften Rechte der Nation. Frei»

lich müßte das Ausgleichsgesetz in allen seinen Theilen aufrichtig respektirt und ehrlich ausgeführt werden (was leider nicht immer geschehen ist): dann könnte der Gegensatz aufhören.

Die Verfassung vom Jahr 18^8 brachte den natürlichen Schlußstein der organischen EntWickelung, die Ilngarn seinem großen Staatsmann Stephan Szechenyi und dessen Propagirung demokratischer Gedanken und westeuropäischer Kultur zu danken hatte. Szechenyis politisches Ideal war die mit der Krone einige nationale Demokratie, die keinerlei Vorrechte der Geburt kennt und die Legitimität nur auf dem Thron anerkennt. Diese Demokratie duldet nur gewählte, nicht „geborene" Führer. Diese De» mokratie wünscht keinerlei Vermittelung der „historischen Klassen" zwischen der Krone und der Nation und mißbilligt das Streben dieser historischen Klassen, die Rechte der Krone und die Rechte des Volkes zu verringern. Die von Szechenyi eingeleitete Aktion wurde leider nur zu rasch in eine andere Bahn gelenkt. Ludwig Kossuth setzte die demokratische Arbeit Szechenyis nicht lange fort, sondern schob die staatsrechtlichen Fragen in den Vordergrund. Er ließ das Magnatenhaus in der alten Form, verweigerte das allgemeine Wahlrecht und grenzte die Wahlbezirke so ab, wie eS der Wunsch und der Vortheil der privilegkrten Aristokratie verlangte. Kossuth wollte keinen Kampf gegen die mächtige Oligarchie; und auch Seak mied diesen Kampf. So kam es, daß der Ausgleich vom Jahr 1867 fast nur staatsrechtliche Fragen behandelte, die großen demokratischen Fragen aber fallen ließ. Die Krone und die historischen Klassen hatten sich im Ausgleichsgesetz auf Kosten eines Theiles der Nation verständigt; von demokratischem Fortschritt war nicht mehr die Rede und Millionen Nngarn wurden von einer rechtmäßigen Mitwirkung am politischen Leben ausgeschlossen. So oft das Volk hoffte, sich eine neue politische und wirthschaftliche Struktur schaffen zu können, kamen die historischen Klassen immer wieder mit neuen staatsrechtlichen Fragen. Diese Klassen hatten die Verfassung ihrem Vortheil und Machtbedürfniß angepaßt und forderten nun, um die Aufmerksamkeit von demokratischen und wirthschaftlichen Problemen abzulenken, zu staatsrechtlichem Streit heraus. Die radikale Nnabhängigkeitpartei trieb Jahre lang ertraglose Gravaminalpolitik und vertiefte mit dem Chauvinismus der staatsrechtlichen Eifersüchtelei die Kluft zwischen dem König und der Nation. Dabei war das Auffälligste, daß die mit nationalen Schlagwörtern arbeitenden historischen. Klassen sogar die ausgebeuteten, ihres Rechtes beraubten Massen in den Kampf gegen die Dynastie zu Hetzen vermochten.

Die Großmachtstellung der österreichisch-ungarischen Monarchie kann nur gefestigt werden, wenn die staatsrechtlichen Auseinandersetzungen im ungarischen Parlament aufhören und eine ruhige Negirung möglich wird. Eine Oligarchie von unersättlichem Machthunger kann in keinem modernen Staat geduldet werden; am Wenigsten in Ungarn, weil sie hier das monarchische Prinzip zu gefährden und den einen Staat zu Gunsten des anderen zu schwächen droht. Seit zehn Jahren ist vor fast jeder Bewilligung des dem Staat Notwendigen versucht worden, „nationale Konzessionen" zu erlangen, deren Werth Niemand verkennen, Niemand aber auch höher als den demokratischer und wirthschaft» licher Reformen schätzen wird. Die Bedingungen einer der Verfassung und dem Gesetz entsprechenden Negirung: Budget- und Nekrutenkontingent, wurden Gegenstände des Feilschens; und dabei entfiel den wichtigsten Faktoren die politische Führung. Die Krone verlor die Führung, als sie 1899 die Negirung fallen und sich, dem Terrorismus der Minderheit weichend, bei den Verhandlungen mit der Opposition des Neichstages nicht von dem verantwortlichen Ministerpräsidenten vertreten ließ, der doch auch der Führer der Mehrheit war. Die Nation aber konnte ihren Willen nicht mehr durchsetzen, seit der Minorität ermöglicht wurde, den Führer der Mehrheit, den vom König ernannten Ministerpräsidenten, einfach von seinem Platz zu entfernen. Seitdem war das Majoritätprinzip durchbrochen: die Minderheit hatte über eine ungeheure Mehrheit gesiegt, die niemals vom Weg des Gesetzes gewichen, niemals niedergestimmt worden war. Seitdem ist die Neichstagskrankheit chronisch geworden. Nur ein Mittel kann Heilung bringen: demokratische EntWickelung zu nationalem Wohlstand. Nur so ist auch die Großmachtstellung der Monarchie und der Anspruch des Herrscherhauses zu sichern.

Die zur Negirung nothwendige Weisheit und Umsicht ist ein Erbtheil des tzauses tzabsburg. Der Träger der Krone sah denn auch frü h genug ein, daßyerrscher undStaaten sich auf die arbeitenden und WerthefchaffendenKlassen stützenmüssen.DieseErkenntniß führtezur Förderung der Städte und städtischen Elemente, die für Fortschritt, Wohlstand und Kultur arbeiten. In Oesterreich wurde die tzebung der Volksmassen zum Negirungsystem. Auf den städtischen Mittelstand, Kaufleute, Industrielle, Handwerker, stützt sich die Dynastie; im Bunde mit ihm kann sie alle oligarchischen Bestrebungen des Adels zurückdrängen. Die geniale Kaiserin-Königin Maria Theresia hatte für Ungarn schon diese Politik geplant. Auch Joseph der Zweite wollte demokratische Reformen. Doch all diese Ver»

suche mißlangen. Im Fahr 19N5 wollte das Ministerium Fejer»
Vary das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht einführen;
wurde aber weggefegt. Als die Koalition unter dem Ministerprä»
sidenten vr, Alexander Wekerle ein Jahr später die Regirung
übernahm, forderte der weise und gerechte Kaiser»König Franz
Joseph, sie solle sich verpflichten, dieser Wahlreform ins Leben zu
helfen. Wie geschickt in Ungarn die Oligarchie ihre Sache führt,
wird durch die Thatsache bewiesen, daß noch heute der Wunsch des
Monarchen nicht erfüllt ist. Niemand weiß auch nur, wann die
Wahlreform kommen und wie sie aussehen wird.

Ungarn braucht das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Na»
türlich will der König, der es zu erreichen bemüht ist, nicht nur
einen Wunsch der rechtlosen Massen erfüllen und dem Reichstag
endlichungestörte Arbeitruhesichern, sondern auch dieWiderstands»
kraft der historischen Klassen schwächen und dadurch der Krone
die Unantastbarkeit der tzerrscherrechte verbürgen. Wer dem Mo-
narchen das allgemeine Wahlrecht als den Schlüssel zu einem Gol»
denen Zeitalter empfiehlt, überschätzt die Bedeutung der Reform,
die nützlich wirken, doch weder die Oligarchie ganz beseitigen noch
Ungarn von Wirthschaftgebresten befreien wird. Erst wenn wir
eine unabhängige und wohlhabende Bourgeoisie besitzen, wird der
Königsthron eine haltbare Stütze haben und die Habsucht der all»
zu lange privilegirten Klassen nicht mehr willkürlich über das Gut
'und das Recht des Millionenvolkes verfügen.

^: Nur in einem wirtschaftlich selbständigen Ungarn aber kann
ein starkes Bürgerthum entstehen. Ohne wirthschaftliche Selb»
ständigkeit schützt uns selbst die beste Wahlreform nicht vor der
Fortdauer des staatsrechtlichen Zankes. Ein Volksparlament, das
den heftigsten Kampf gegen das die wirthschaftliche Gemeinschaft
mit Oesterreich vertheidigende Iunkerthum begönne, brächte die
Dynastie in eine unbequeme Lage. Stimmt, unter dem Druck des
Parlaments, der König der Wirthschaftstrennung zu, dann wird
es ihm schwer werden, das für die Wehrkraft des Reiches Noth»
wendige von der Nation zu erlangen. Ohne Weiteres wäre auch
die Arbeitfähigkeit des Reichstages durch die Wahlreform noch
nicht gesichert. Bezeichnend ist ja, daß Siebenundsechziger und
Achtundvierziger, die Grafen Khuen°tzedervary und Tisza wie die
Herren Franz Kossuth und Julius Iusth, in der Wahlrechtsfrage
uneinig sind. Selbständige Wirthschaft und allgemeines Wahl-
recht: nur die gleichzeitige Gewährung beider Wünsche kann der
Wirrniß ein Ende bereiten. Wenn der Ungar am politischen Ge»
schüft mitwirken und in Freiheit zu Wohlstand kommen kann, ist

keine Opposition mehr gefährlich und die Hoffnung auf dauernde
Ruhe nicht länger ein leerer Wahn.

Die Dynastie und Oesterreich würden falsch handeln, wenn sie
die wirthschaftliche Selbständigkeit Ungarns zu hindern versuchten.
Früh oder spät: die Nation wird diese Forderung durchsetzen; und
die Kräftigung der ungarischen Wirtschaft liegt im Interesse der
Dynastie und der Monarchie. Die Gemeinschaft ist schwach, weil
sie nicht der Bund zweier wirtschaftlich gleich leistungfähigen
Staaten ist. Bleibt Ungarn kraftlos, dann kann es auch in ernster
Stunde nicht die Stoßgewalt bewähren, die die Monarchie und
die ihr verbündeten Mächte erwarten müssen. Und müßte die
Wirthschaftstrennung denn das staatsrechtliche Band zwischen'
Oesterreich und Nngarn lockern? Durchaus nicht. Die von solchen
Sorgen Geplagten sehen entweder am hellen Tag Gespenster oder
wollen klüger sein als die Schöpfer des Ausgleichsgesetzes. Ihnen,
Franz Deak und dem Grafen Julius Andrassy, geschähe schweres
Unrecht, wenn man ihnen die Absicht nachsagte, mit dem Para»
graphen 58 bis 61 und 68 des Gesetzartikels XII vom Jahr 1867, in
denen das Recht auf Ungarns wirthschaftliche Selbständigkeit klar
ausgedrückt ist, die dualistische Staatsverfassung zu durchlöchern.
Die Aenderung des wirthschaftlichen Verhältnisses braucht die
staatsrechtliche Einheit nicht im Mindesten zu lockern. Die Mittel
zu der aus der Pragmatischen Sanktion sich ergebenden gemein»
samen und solidarischen Vertheidigung sind: die Leitung der aus«
wärtigen Angelegenheiten, die Gemeinsamkeit des Kriegswesens
und, als accessorisches Mittel, die Gleichheit des Münzsystems.
Diese drei Gebiete blieben von der Aenderung des Wirtschaft«
Verhältnisses unberührt. Die Furcht, die sich stets regt, sobald von
Ungarns ökonomischer Selbständigkeit geredet wird, ist völlig
grundlos. Und ein anderer Weg kann nicht zum Frieden führen.
Der bevorstehende Appell an die Wähler kann und wird eben
so wenig eine Besserung der Verhältnisse bringen, wie es die radi-
kalste Wahlreform allein könnte. Erst wenn unsere Wirtschaft auf
eigenen Füßen steht und jeder Ungar das selbe Wahlrecht hat, ist
das Ziel zu erreichen, das dem König und der Nation vorschwebt:
die Renaissance der Verfassung von 1867, das Ende lähmender
Wirrniß, ruhige, der Monarchie und dem Volk nützlicheRegirung,

Budapest. Desider Freiherr von Banffy.

Verhaeren.
«Lmtle Verhaeren. Deutsche Ausgabe von Stefan Zweig. Drei
Bände (Essays, Gedichte, Dramen). Leipzig, im Insel-Verlag.
»nders ist unsere Zeit, anders das Empfinden dieses unseres Augen-
blickes in der Ewigkeit als das Lebensgefühl all unserer Ahnen.
Unbewegt und alterlos ist nur die ewige Erde geblieben, das dunkle
Feld, auf dem der eintönige Schein der Jahreszeiten Blühen und Wel-
ken in regelmäßigem Aeigen abtheilt, unveränderlich nur das Wirken
der Elemente und das rastlose Ueberschwingen vom Tag zur Aacht.
Aber anders ist ihr geistiges Antlitz geworden, all Das, was dem Werte
des Menschen unterliegt. Ist anders geworden, um wieder anders zu
werden. Immer schneller scheint sich dieser Wandel der kulturellen
Phänomene zu vollziehen, nie war die Spanne von hundert Jahren
so groß, so inhaltreich wie die bis zur Schwelle unserer Tage. Städte
sind jäh aufgewachsen, so groß und verwirrend, so undurchdringlich
und so endlos, wie es einst nur die Urwälder waren, die nun schwinden
und bebautes Land werden. Immer mehr gewinnt das menschliche
Wert die Grandiosität und das Elementare, das einst nur Oeheimnitz
der Aatur war. Der Vlitz ist in irdischen Händen und der Schutz vor
den Plötzlichkeiten des Wetters; Länder, die einst auseinanderklafften,
sind zusammengeschmiedet durch den eisernen Aeifen, den man der
Meerenge überwölbte; Meere find wieder vereinigt, die sich seit Jahr-
tausenden vergeblich suchten; in der Luft baut sich nun ein neuer Weg
von Land zu Land. Alles ist anders geworden.
lout 2 onan^s: Is» tsnsbl«8 st Is8 tl^indsÄUx,
I>S8 droit» st is» clsvoir» out tait ä'»utrs8 taisosaux,
Du »ol ^U8qu'8,u »oisii, uns nsuvs snsr^is
llivslßs un 8ÄNZ tolriäs sn Is, vis slarßi«.
Ds8 U8iu«8 äs tonts ouvrsnt, 80U8 is eis! blsu,
OsZ or2tsl«8 SN tlÄinins st äs» t!suvs8 SN tsu;
Vs3 rapiäs8 V2i38S2UX, 32N8 lÄinsur» st 8ÄN3 V0ÜS8,
't/Ä nuit, 8Ul >S8 liut» dlsu8, stunnsnt is« stoils«;
lout psupls, rsvsills, 8S tsrßs uns 2lltrs Isi;
^utis S8t Is Liims, ÄUtrs I'or^usil, autrs S8t i'sxpluit.
Anders ist das Verhältnis; des Einzelnen zum Einzelnen, des
Einzelnen zur Oesammtheit geworden, schwerer und wieder leichter
das Aetz der sozialen Gesetze, schwerer und wieder leichter unser Leben.
Aber noch ein Größeres ist geschehen. Nicht nur die wirklichen
Formen, die vergänglichen Thatsächlichkeiten des Lebens, sind ver-
wandelt, wir wohnen nicht nur in anderen Städten, anderen Häusern,
gehen in anderen Kleidern, sondern auch das Unendliche über uns,
das scheinbar Unerschütterliche ist anders geworden als für Eltern
und Voreltern. Wo sich Thatsächliches ändert, ändert sich auch das
«Relative. Die elementarsten Formen unseres Vegreifens, Aaum und

Zeit, sind verschoben. Anders ist der Aaum geworden, denn wir messen
ihn mit neuen Geschwindigkeiten. Wege, die unsere Vorväter noch in
Tagen machten, führt nun eine einzige rasche Stunde; zu warmen,
blühenden Ländern, die einst getrennt waren durch langwierige Müh-
sale und Neisen, trägt uns eine einzige flüchtige Nacht. Die abenteuer»
lichen Wälder der Tropen mit ihren fremden Sternenhimmeln, die
zu sehen die Früheren mit einem Jahr ihres Lebens bezahlten, sind
uns plötzlich nah und erreichbar. Anders messen wir mit diesen an-
deren Geschwindigkeiten das, Leben. Siegreicher wird die Zeit über den
Aaum. Andere Distanzen hat auch der Blick gelernt, der in kalten
Sternbildern plötzlich versteinerte Formen der Urlandschaften erkennt,
tausendfach stärker scheint die menschliche Stimme zu sein, seit sie über
Tausende Kilometer hin freundschaftliche Gespräche führen kann. An»
ders empfinden wir die Umspannung der Erde in diesem neuen Ver»
hältniß der Kräfte; und neu wird auch für uns der Ahythmus des
Lebens, seit sein Takt Heller und schleuniger schlägt. Mehr und doch
weniger wird uns die Spanne von Frühling zu Frühling, mehr und
weniger die einzelne Stunde, mehr und weniger unser ganzes Leben.
Und mit neuen Gefühlen müssen wir darum auch diese neue Zeit
begreifen. Denn wir empfinden Alle, daß wir nicht mit den »lten Vor»
vätermahen das Neue messen dürfen, nicht mit verbrauchtem Gefühl
das, Aeue erleben, daß wir uns ein anderes Distanzgefühl, ein anderes
Zeitgefühl, ein anderes Aoumgefühl entdecken, zu diesem nervösen,
fiebernden Takt rings um uns eine neue Musik finden müssen. Dieses
neugeborene menschliche Vedingtsein heischt eine andere Moral, das
neue Beisammensein eine neue Schönheit, das neue Untereinandersein
eine neue Ethik. Und dieses andere Gegenüberstehen einer anderen,
erneuten Welt, einem anderen Unbekannten, will eine neue Aeligion,
einen neuen Gott. Dumpf quillt in uns Alleu ein neues Weltgefühl.
Ein Neues aber will in neue Worte geprägt fein. Eine andere
Zeit will andere Dichter, Dichter, deren Anschauungen an ihren "Raum»
Verhältnissen entstanden sind, Dichter, die, um dieses neue Verhältnis;
auszudrücken, mitschwingen in diesem fiebernden Kreislauf des Lebens.
Aber die meisten unserer Dichter sind zag. Sie fühlen den Mißton
ihrer eigenen Stimme mit dem der Wirklichkeiten, fühlen sich noch nicht
eins, noch nicht selbstverständlich in dem neuen Organismus; sie ahnen
dumpf, daß ihre Sprache noch nicht die unserer Lebensstunde ist. Wie
Fremde, wie Verschlagene stehen sie in den großen Städten. Schreck»
Haft und fremdartig sind ihnen die großen rauschenden Ströme der
neuen Gefühle. Willig nehmen sie all den Luxus und allen Komfort
des modernen Lebens hin, gern nützen sie die Bequemlichkeit der Tech-
nik und der Organisation aus, aber poetisch lehnen sie alle diese Phäno-
mene ab, weil sie sie nicht bewältigen können. Sie schrecken vor der
Aufgabe zurück, eine Umwerthung des Poetischen vorzunehmeil, das
dichterisch Aeue in den neuen Dingen zu empfinden. Und so gehen sie
abseits. Sie flüchten vor dem Wirklichen, vor dem Zeitgenössischen zu

dem Ewigen zurück, zu Dem, was unberührt blieb vom ewigen Wandel, besingen die Sterne, den Frühling, das ewig gleiche Rauschen der Quellen, den Mythos der Liebe, flüchten zu den alten Symbolen, den alten Göttern. Nicht aus dem Augenblick, aus der feurig fließenden Masse greifen und formen sie das Ewige, sondern graben seine Symbole immer noch aus der kühlen Erde der Vergangenheit, wie alte griechische Statuen. Sie sind darum nicht werthlos, aber sie geben im besten Fall ein Wichtiges, nie ein Notwendiges.

Denn ein Dichter, der unserer Zeit nothwendig sein will, kann nur Einer werden, der selbst wieder Alles in dieser Zeit als nothwendig und darum als schön empfindet. Einer, dessen ganzes dichterisches und menschliches Bemühen wäre, einen Gleichtakt des eigenen Gefühles mit den zeitgenössischen Gefühlen zu erstreben, den Rhythmus seines Ge° dichtes nichts Anderes sein zu lassen als Nachhall vom Rhythmus der lebendigen Dinge, das Tempo sich lehren zu lassen vom Takt unserer Tage und in seine zuckenden Adern das Blut unserer Zeit einströmen zu lassen. Er muß darum den alten Idealen nicht fremd sein, wenn er neue zu schaffen sucht, denn jeder wahre Fortschritt ruht auf tiefstem Berständniß der Vergangenheit. Der Fortschritt muß für ihn im Sinne Guhaus die Fähigkeit sein, „Is pouvoir, lorsc^u'on sst srrivs s un stst supsrisur, ä'sprouvsr Iss ssusätiovs st äss smotions uouvsllss, saus essssr ä'strs sncors äessssibls 5 es qus «olltsnäisot äs grsuck «u äs bsau ssz prs-Lsäsllt« smotions". Groß kann ein Dichter in unserer Zeit nur werden, wenn er sie in seinen Gefühlen als groß begreift. Was seine Zeit beschäftigt, muß ihn beschäftigen, ihr soziales Problem muß seine per« sönliche Angelegenheit werden. In einem solchen Dichter würden die späteren Generationen dann erkennen, wie der Mensch aus der Vergangenheit her sich den Nebergang zu ihr erkämpft hat, wie man in jener schon verloschenen Minute um die seelische Identität des eigenen Gefühles mit dem Weltgefühl gerungen hat. Nnd selbst wenn die großen Werke eines solchen Dichters im Einzelnen schon zersplittert sind, seine Gedichte veraltet, seine Bilder verblaßt, bleibt noch das Werthvollere, das Unsichtbare seiner Absicht, die Melodie, der Athem, der Rhythmus seiner Zeit, gleichsam in graphischem Bilde bewahrt.'

Solche Dichter, die der zukünftigen Generation Wegweiser werden, sind im tieferen Sinn auch die Bedeutungvollsten der eigenen Epoche. Nnd darum ist es heute an der Zeit, von Emile Verhaeren zu reden, dem Größten und vielleicht dem Einzigen der Modernen, die das bewußte Gefühl des Zeitgenössischen dichterisch empfunden, dichterisch gestaltet haben, dem Ersten, der mit unvergleichlicher Begeisterung und unvergleichlicher Kunst unsere Zeit zum Gedichte versteinert hat.

Im Werk Verhaerens spiegelt sich unsere Epoche. Die neuen Landschaften sind darin, die finsteren Silhouetten der großen Städte, die drohende Brandung der demokratischen Masse, die unterirdischen Schächte der Bergwerke, die letzten schweren Schatten der schweigsamen sterbenden Klöster. Alle geistigen Gewalten unserer Zeit, ihre Ideolo-

gie ist hier Gedicht geworden, die neuen sozialen Ideen, der Kampf des
Industrialismus mit dem Agrarierthum, die vampirische Gewalt, die
das Landvolk von den gesunden Feldern in die brennenden Steinbrüche
der Großstadt lockt, die Tragik der Auswanderer, die finanziellen Kri»
sen, die blendenden Resultate der Wissenschaft, die Synthesen der
Philosophie, die Errungenschaften der Technik, die neuen Farben der
Impressionisten. Alle Manifestationen der Neuzeit sind hier im Dich»
terischen, im Seelischen reflektirt in ihrer Wirkung auf das zuerst ver»
wirrte, dann verständiszvolle und dann begeisterte Gefühl des neuen
Europäers. Wie dieses Werk entstanden ist, aus welchen Widerständen
und Krisen sich hier ein Dichter das Gefühl von der Nothwendigkeit
und dann von der Schönheit der neuen Weltform erzwungen hat, wird
nun zu sagen sein. Will man heute Verhaeren einreihen, so wird man
seinen Platz nicht so sehr unter den Dichtern finden. Er steht nicht so
sehr neben ihnen oder über ihnen, die Kunstschmiede geworden sind,
Kunsthandwerker, Musiker und Maler, sondern neben den großen
Organisatoren, denen, die die neuen sozialen Ströme in Dämme ge-
preßt haben, neben den Gesetzgebern, die den Zusammenstoß der auf»
flammenden Energien zu ordnen und zu vermeiden suchen, neben den
Philosophen, die in genialer Synthese all diese tausendfach verwirrten
Triebe ordnen und vereinen wollen. Seine Dichtung ist der Versuch
einer dichterischen Weltschöpfung, ist ein Wille zu neuen Formen,
neuer Ästhetik und neuer Begeisterung. Er ist nicht nur der Dichter:
auch der Prediger unserer Zeit. Als Erster hat er sie als schön emp-
funden, nicht aber wie die Schönfärber, die geflissentlich das Dunkle
wegretouchiren und das Helle verstärken, sondern er hat sie (mit
schmerzlicher und intensiver Anspannung) nach ursprünglicher hart»
näckigster Ablehnung endlich als nothwendig begriffen und den Be»
griff ihrer Nothwendigkeit, ihrer Absicht zur Schönheit gewandelt. Er
hat nach vorn und nicht mehr rückwärts geschaut. Als den Gipfel alles
Vergangenen und als Wendung gegen die Zukunft hin, ganz im Sinn
der EntWickelung, im Sinne Nietzsches, empfindet er unser Zeitalter
hoch über den Vergangenheiten. Manchen wird Dies vielleicht zu viel
erscheinen, die unser Zeitalter gern ein armes, ein kleines nennen, als
ob sie innerlich von Größe oder Kleinheit der früheren wüßten. Denn
jedes Zeitalter wird nur groß durch die Menschen, die nicht an ihm
verzweifeln, wird nur groß durch seine Dichter, die es als groß emp-
finden, durch Staatenlenker, die ihm ein Gewaltiges zutrauen. Von
Shakespeare und Hugo sagt Verhaeren: »Iis gränSisssisut Isur sisels."
Sie schilderten es nicht mit der Perspektive der anderen, sondern aus
ihrer eigenen Größe heraus. „Li plus tsrä gsns I'sloi^nsmsnt äss sisoles
ils ssmblsut trsäuirs misux qus psrsouus Isur tsiups, s'sst qu'ils I'oiit rs-
«res ä'äprss Isur osrvssu st qu'ils I'ont imposs uou pss tsl qu'il sts,it, msis
tsl qu'il I'out gskorms." Aber indem sie es erhoben, indem sie selbst
flüchtige Geschehnisse ihrer Tage in eine weite Perspektive empor»
führten, sind sie selbst groß geworden. Während die Perkleinerer und

die Gleichgiltigen selbst immer kleiner werden mit der Entfernung der Jahrhunderte, während sie in sich zusammensinken und zersplittern, kann man an solchen Dichtern wie an den leuchtenden Uhren der Thürme die Stunde der Zeit einmal aus großer Ferne lesen. Bleibt von den Anderen kleiner Besitz, ein paar Gedichte, Sprüche und vielleicht ein Buch, so bleibt von Diesen ein Wichtigeres: die große Anschauung, die große Idee einer Zeit, jene Musik des Lebens, nach der die Zag«n und Kleinen der nächsten Epoche wieder sehnsüchtig zurücklauschen werden, weil sie wieder nicht im Stande sein werden, den Rhythmus ihrer eigenen zu verstehen. Durch diese Art der begeisterten Vision ist Verhaeren der große Dichter unserer Zeit geworden^ dadurch, daß er sie nicht nur schilderte, sondern sie bejahte, daß er die neuen Dinge nicht in ihrer Thatsächlichkeit betrachtete, sondern feierte als eine neue Schönheit. Er hat alles Seiende unserer Epoche bejaht, Alles und selbst den Widerstand, den, er nur als willkommene Mehrung des kämpfenden Lebensgefühles empfunden hat. Die ganze'Luft unserer Zeit scheint eingepreßt in die dichterische Orgel seines Werkes; und wenn er an die hellen oder dunklen Tasten rührt, wenn er laut oder leise ein Gefühl zum Anschwingen bringt: immer schwingt ihre rauschende Gewalt in seinen Gedichten mit. Während die anderen Dichter immer matter und leiser wurden, immer abgesonderter und verzagter, ist die Stimme Verhaerens immer lauter und lebendiger geworden, wirklich wie eine Orgel, voll von priesterlichen Klängen und der mystischen Gewalt des großen Gebetes. Eine geradezu religiöse Gewalt, aber nicht eine des Verzagens, sondern eine des Vertrauens und der Freude geht von ihr aus. Aascher fühlt man das Vlut in den Adern kreisen, liest man seine Gedichte, farbiger, belebter, schenkender und schöner erscheint Einem unsere Welt, reicher, männlicher und jünger lodert, befeuert vom Fieber feiner Verse, unser Lebensgefühl. Weil aber unser Leben gerade heute nichts notwendiger braucht als Erfrischung und Verjüngung des Lebensgefühles, darum müfsen wir, weit über alle literarische Bewunderung hinaus, seine Bücher lieben, darum muh von diesem Dichter gesprochen werden mit all jener freudigen Begeisterung, die wir erst aus seinem Werk für unser Leben gelernt haben.

Eins der schönsten Gedichte Verhaerens soll hier, in meiner Nachdichtung, für den belgischen Dichter zeugen.

Der irdische Nhythmus.

(Adam und Eva.)

I.

Tage der Glorie, Tage der Weihe,
V Tage, ihr fernen und wunderbaren,
Da die Vlüthen, die Menschen, die Engelschaaren
Und des ganzen Paradieses blauschimmerndes Land
Aoch in Gottes tzand
Selig beglückt und geborgen waren!

Nach tausend und abertausenden Iahren
Beschwört Ihr mit Eurer Verlockung mich,
Du, thaufeuchte Rose des ersten Morgens,
Du, Mittag, heihathmend und jugendlich
Wie eine gespannte Athletenbrust,
Und Du, Du kühlende Veilchenguirlande
Mit der zum allerersten Mal
Der Abend träumrisch die Wälder umspannte!
Schauer von Klarheit liesen längs der Blumenhecken,
Tausend Insekten schwirrten durch die Luft wie Splitter Glas,
In dem Gewirk des Wassers, auf den Teppichen von Gras
Spielte der Wind mit blauer Lilien Schatten froh Verstecken.
Ein Löwe schlummerte unter der Blumen Augen,
Der Hirsch zog unbesorgt mit Panthern seinen Pfad
Und Pfaue spreizten grell ihr feuerfarbnes Rad
Zwischen dem rothen Pflox und weißen Lilienstauden.
Gott war des Himmels und der Welt alleiniger Gebieter,
Adam war rings von göttlichem Gebot umstellt,
Eva lauschte naiv den leisen Ouellenliedern,
In ihren schönen Augen barg das Lächeln sich der Welt.
Ein sanfter Erzengel war ihr besorglicher Begleiter
And Nacht vor Nacht, wenn durch das Dunkel Sterne glommen,
Stand er, damit der Schlaf sie milde überkomme,
Mit ausgespannten Flügeln schirmend ihr zur Seite.
Mit sühem Thau auf ihrer Brüste Paar
Erwachte Eva unschuldig aus ihrem Traume.
Und sorglich trocknete mit seinem Flügelsaume
Der Engel ihr das wallend aufgelöste Haar.
Der Schatten löste sich aus der Umarmung los der Rosen,
Die noch ein Wenig in den Morgen träumen wollten,
Und vor der Beiden frohem Schritt entrollte
Der Heilige Garten seine strahlende Apotheose.
Wie gestern und wie immer spielten ohne feindliche Gedanken
Die Thiere sorglos auf den sonnesatten Wiesenflächen,
Der Wind umschlang mit Gold den Arm der Epheuranken
Und wieder spreiteten die Pfaue ihren bunten Fächer.
Die gelben Tiger rührten an die Blumenkelche
Mit ihren Nüstern, sorgsam, um sie nicht zu knicken,
Und in dem warmen Moose paarten sich die Elche,
Ohne zu bangen vor der Löwen nahen Blicken.
Nichts hatte sich am Glanz von gestern heut verringert,
Der gleiche große Rhythmus wars des Glücks, der Gnade,
Gleich war das Wunder, gleich die reine Ordnung aller Dinge
Und gleich war Gottes ruhende Allgegenwart.

Die Zukunft.

II.

Doch Eva fühlte eines Tags, nach manchem Jahre
Windstillen monotonen Glücks, ein ungestüm Bedauern,
Daß sie nun ewig Blume ohne Frucht und Liebe war.
Am Himmel standen schwere Wolken von Gewittern,
Als sie Gelüst befiel, vor ihrem Blitz zu schauern.
Jäh überfloß den Körper ein sehr süßes Zittern
Und an das Herz preßte die Hände sie, die kühlen,
Um es bis tief hinab in ihre Brust zu fühlen.
Der Erzengel befragte täglich ihren Schlummer
Und das Erwachen, das sie schreckhaft überkam,
Was sie so quäle mit geheimen Kummer.
Doch Eva schwieg und blieb unmittheilsam.
Vergeblich fragt die Winde er, die Vogelschaaren,
Die ihr Gespielinnen am Rand der Quellen waren,
Er fragt die Wasser, die doch ihren Spiegel zeigen,
Was für Gedanken sie so düster werden ließen.
Und eines Abends, als er über sie sich neigte,
Um frommen Fingers ihre Lider zu verschließen,
Entfloh sie jäh der Schwinge, die er schirmend aufgespannt.
O schöne Thorheit, die so fruchtbar und verheißend war
Und die der Engel, allzu reinen Herzens, nicht verstand!
Eva entfloh. Und er hielt offen noch sein Schwingenpaar,
Als sie schon ihren Leib, den nun kein Schleier mehr bedeckte,
Nackt und ekstatisch zu dem Sternenfeuer reckte.
So sah sie Adam; und sein Herz erschrak.
Sonst, wenn er müde mit dem müden Tag
Von seinen Wanderungen einsam wiederkam,
Fand er sie spielend an der Bäche Rand,
Wie sie die Bläschen, die die Strömung sprühend
Nach oben warf, einfangen wollte mit der losen Hand.
Und oft betraf er sie, ganz in Entzücken glühend,
Wie sie die Gräser zärtlich in die Finger nahm
Und plötzlich darinnen die glitzernd versteckten
Kleinen Insekten
Aufleuchten und emsig sich rührend fand.
Eva war damals nur ein sorglos schönes Kind.
Indessen er, der Mann, am Abend oft und gerne
Von einem anderen Leben träumte,
Das ungezwungen und frei
Dort hinter den Bergen und Wäldern der Ferne
Dereinst ihm noch vorbehalten sei.
Eva ersehnte Liebe, Adam die Erkenntniß,

Und wie er sie in Nacht und Glanz erkannte,
Da ahnte er in ihrem Schauer das Bekenntniß
Neuer Gefühle, die ihr Herz verbrannten.
Er nahte ihr erst leidenschaftlich und verlegen
Und voll von Angst, daß er ihr süßes Staunen störte.
Bon Terebinthen fiel ein warmer Blüthenregen
Nnd schwül von vielen Düften war ringsum die Erde.
Er nahte sacht und zögerte. Doch Eva sah sein Bangen
Und faßte seine Hand mit einer stolzen Geste,
Küßte sie lange, langsam und wie traumbefangen,
Eh sie liebkosend sie an ihre Brüste preßte.
heiß lief der Brand von dort die Glieder weiter,
Sein Mund fand ihren Mund, daran sich zu entflammen;
Ihr Haar, von seinen Fingern fiebernd aufgebreitet,
Schlug über ihrer Küsse unzählbarer Gluth zusammen.
Nichts war rings wach als ihre funkelnd heißen Blicke,
Da sie ins weiche Haidekraut sich hin versenkten,
Und Adam fühlte jäh, mit schaurigem Entzücken,
Wie eine neue Kraft aus ihm sich hob und drängte.
An Evas Körper gab es keusch verborgne Stellen,
Zart, wie die Moose in des Morgens Thauglanz blicken,
Und willig ließ das Gras sich ringsum von den Wellen
Der ungestümen Liebe morden und erdrücken.
Sich rastlos helfend, fanden Beide sie allmählich
Die Wege, die ihr brennendes Begehren einten,
Und ihr Entzücken zuckte auf, so jäh und selig,
Daß sie in dieser Wollust zu vergehen meinten.
Und als die Schauer endlich ihrer Brust entstiebten
Und wie entseelt sie Arm in Arm noch lang verharrten,
Da ließ die Nacht, die kupplerische und verliebte,
Den Wind noch linder sein im Paradiesesgarten.
Plötzlich
Bäumte sich aus der Ferne ein grauer
Schatten wie eine Wolke und schwoll,
Bis sie nur Grauen mehr war und Groll.
Adam preßte Eva an sich
Und besänftigte ihr blasses Erzittern.
Die Wolke nahte mit schwefligem Schauer,
Mit düsterem Donnern ihr Drohen gewitternd.
Und plötzlich entlud
Sich ihre zornige Gluth

Auf den Platz wo die Beiden, Arm in Arm,
Eben noch ruhten, ein seliges Paar,
Und wo das wuchernde Gras noch warm
Von ihrer ringenden Liebe war.
Und die Stimme des Herrn ging über die Erde.
Feuer sprühten aus Büschen und Blüthen
Und längs der verstummenden Wege glühten
Engel mit feurig flammendem Schwerte.
In den Sternen grollte der Löwen Gebrüll,
Adlerschreie, kreischend und schrill,
Riefen Unglück, Verderben und Tod.
Die Palmen am Ufer der Seen schwankten
Im gleichen Wind des Zorns und der Wuth,
Der Adam und Eva so entsetzlich bedrohte,
Daß sie flüchtend sich vorwärts drängten und wankten
In das Neuland der irdischen Lebensgluth.

III.

Der Mann empfand sich bald von den unendlich vielen
Dingen der Welt magnetisch angezogen.
Er ahnte Grund und Zweck, erschuf sich seine Ziele,
Das Wort sprang ihm vom Munde, um die Welt zu loben.
Sein reines Herz, es liebte, ohne es zu wollen,
Der Wasser sanfte Art, der Bäume ernste Strenge,
Die Funken selbst, die aus zersprengten Kieseln stoben.
Sanft lockte ihn die Frucht aus goldenem Gehänge,
Die Trauben, die er rein und lauter von den Reben löste,
Beglückten seinen Durst, noch ehe sie ihn stillten.
Die Jagd, der Kampf, die Thiers, die den Wald erfüllten,
Erweckten die Geschicklichkeit in seinen Händen
Und aus dem Stolz erwuchs ihm Kraft und Größe,
Sich selbst nun eines Tags sein Schicksal zu vollenden.
Die Frau, viel schöner nun, da sie der Mann
Den wundervollen Schauer ihres Leibs gelehrt,
Lebte im goldnen Wald, von Duft und Glanz umthan,
Die Augen von den künftigen Geschicken thränenschwer.
Mit sanfter Kraft und nie gekannter Angst erschloß
In ihr die erste Seele sich, als ihres Herzens Gluthen
hinströmten zu dem Werdenden in ihrem Schoß.
Und abends, wenn im letzten Sonnenbluten
Der Bäume Stümpfe plötzlich leuchtend werden,
Streckte sie ihren Leib, den schon ihr Traum erfüllte,
Im Grase an der Felsen Mulde auf die Erde.
Die sanft erhobnen Brüste zeichneten auf ihre blasse,
Wie Wasser klare Haut zwei runde Schatten hin,

So daß die Sonne, da sie golden ihren Leib umfaßte,
Die ganze neue Welt in ihr zu reifen schien.
Sie dachte fromm und ernst, mit schmerzbereiter Würde,
Wie durch die Liebe sie der Menschen Los nun tausendfalt
Gemehrt und wie des Willens schöne und heroische Gewalt
Nun bald die Welt und ihren Glanz erschüttern würde.
Ihr alle, Schmerz, Leid und Verzweiflung, überkamt
Die so Verwandelte in jener ernsten Stunde.
Allein im Vorhinein empfing und nahm
Eva Euch auf und küßte Euch mit frommem Munde.
Doch Ihr auch, Stolz und Muth und Menschengröße,
Habt damals Euch in Flammen in ihr aufgerichtet,
habt ihres Herzens Garten mit den heißen Opferstößen
Zum Brand entflammt und Fernen ihr gelichtet.
Ihr ganzes Wesen ließt Ihr, Wille, Kraft und die Gedanken,
Und Du, des Lebens unerschütterliches Selbstvertrauen,
Für ewig sicher sein. And als sie einst, vom blauen
Himmel gewiegt, froh, unbesorgt und schön
Den Wald durchschritt, sah sie des Paradieses Schranken
Mit einem Mal vor ihrem Wege offen stehn.
Die Thür war aufgethan, einladend war des Engels Blick.
Doch Eva wandte sich. Sie wollte nicht ins Paradies zurück.

Wien. Stefan Zweig.

UWuf viele Zeitgenossen wirkt heutzutage die Anekdote stärker als
der nüchterne Ernst eines Vorganges! besonders auf die an der
Börse heimischen Zeitgenossen. Die interessirten sich in der vorigen
Woche ausschließlich für das Duell Fürstenberg-Hohenlohe; kümmer-
ten sich aber nicht um den ernsten Sinn dieses Konflikts. Im Börsen-
Paradies sind Scherz, Satire und Ironie gern gesehene Gäste; die
„tiefere Bedeutung" findet selten Verständniß. Die Dummheit feierte
Orgien. Karl Fürstenberg wurde wie ein dem Bankerot Naher be-
handelt und von den ärgsten Lärmmachern rasch seiner Würde als
„Geschäftsinhaber" der Berliner Handelsgesellschaft entkleidet. So
quittirte man die Rechnungen, die Fürstenbergs Sarkasmus manchem
Neugierigen aufgemacht hatte. Im Schatten des Blätterwaldes geht
Fürstenberg nicht gern spaziren. Wenigstens sind ihm seine Kakteen
und Palmen lieber als die Abwechselung, die ihm ein Gang durch die
Zeitungplantagen bietet. And da ihm der Schnabel gerade gewachsen ist,
so hat er sein (sehr frei nach Linns aufgestelltes) System der „Blätter
und Blüthen" niemals als Geheimniß betrachtet. Nun schallts aus
dem Walde zurück, wie er hineingerufen hat. Er veröffentlichte eine
Fürstenberg-Memorial.

kurze Darstellung des Konfliktes. Diese Flucht in die Oeffentlichkeit
wurde ihm verdacht. Sollte er ruhig abwarten, bis man die tollsten
Kombinationen vom Stapel laufen ließ? Er weiß, daß er, wie jeder
Starke, im Kreis der Berufsgenossen mehr Feinde als Freunde hat;
da wars klug, sofort einen Weg zu bahnen, auf dem sich die Meute
austoben konnte. Was aber war denn nun eigentlich geschehen?
Herr Fürstenberg ist vom Vorsitz im Aufsichtrath der Hohenlohe-
werke zurückgetreten, weil ihm eine Verbindung mit dem Fürsten zu
Hohenlohe, Herzog von Njest, nicht länger erwünscht schien. Es giebt
Finanzstrategen und Finanzdilettanten; die beiden Gegner sind gute
Vertreter dieser Spezies. Vielleicht hat Fürstenberg den Dilettantis-
mus seines fürstlichen Geschäftsfreundes zu laut kritisirt; vielleicht that
ers, weil ihm der Bruch unvermeidlich schien. Jedenfalls handelte er
nicht voreilig, als er ein Verhältnis; löste, von dem er sich keinen Nutzen
mehr versprach. Neben dieser rein persönlichen Angelegenheit ent-
wickelte sich die Aktion der Handelsvereinigung (Hohenlohe-Fürst Für-
stenberg), die sich, im Bund mit der Deutschen Bank, in den Bereich
der Hohenlohewerke hineinschob. Von dieser Schiebung sprach ich hier
schon als von einem Schachzug der Deutschen Bank, die jetzt überall
dabeisein möchte. Mit gut wirkender Ironie weist Fürstenberg auf die
lange Dauer seines Präsidiums bei den hohenlohewerken: er bezwei-
felt, daß sein Nachfolger sich eben so lange halten werde; „es sei denn,
daß ein fürstlicher Beamter zum Vorsitzenden des Aufsichtrathes be-
stimmt wird." Braucht man da noch weitere Aufklärung über die Ur-
sachen des Bruches? Fürstenberg trägt zwar den Kronenorden Zweiter
Klasse auf seiner Brust, ist aber nicht einmal Kommerzienrath. Wer
ihn auch nur von Weitem kennt, kann sich vorstellen, wie er sich im
Kreis fürstlich hohenlohischer Beamten gefühlt haben muh. Der Auf-
sichtrath der Hohenlohewerke ist mit zwei solchen Beamten dekorirt,
gegen deren Intelligenz natürlich Leute wie Karl Fürstenberg und
Walther Rathenau nicht aufkommen konnten.
Fürstenbergs ErkläMlng erwähnt auch den fürstlich hohenlohi-
schen Finanzdirektor Knöpflmacher. Der Mann hätte sich keinen besse-
ren Namen aussuchen können. Die wiener Börse hatte vor Iahren das
Vergnügen, Herrn Arthur Knöpflmacher zu ihren Besuchern zu zäh-
len; bis ihm eines Tages der „junge Draht" ausging. Er wurde dann
ein Rathgeber auf dem Kapitalmarkt; kam dabei aber in Konflikt mit
der Glasfabrikantenwitwe Marie Stoelzle. Aus einer Stellung bei
der Gewerkschaft „Triumph" in Budweis schied er ohne Triumph.
Schließlich finden wir ihn als Vertreter des Herzogs von Njest; und
hören nun aus Fürstenbergs Mund, welche Empfindungen ihn be-
seelten, da ihm dieses würdige Mitglied der menschlichen Gesellschaft
als „Kollege" für den Aufsichtrath der Hohenlohewerke präsentirt
wurde. Knöpflmacher wurde im Februar 1905 bei der Berliner Han-
delsgesellschaft eingeführt. Er legitimirte sich als „Finanzdirektor"
und legte eine Vollmacht vor, die ihn ermächtigte, Verhandlungen zur

Gründung des hohenlohischen Montanbesitzes einzuleiten. Fürsten-
berg sagt: „Die für solche Verhandlungen nöthige Diskretion gestattete
nicht, über die Person des Finanzdirektors Erkundigungen einzu-
ziehen. Auch hatte der Gedanke, daß es nicht eine geeignete Persönlich-
keit sein könnte, gar keinen Raum." Das Zweite mag richtig sein; die
erste Behauptung ist nicht stichhaltig. Dem Arbiter der berliner Fi-
nanz wäre doch Wohl gelungen, Knöpflmachers Naturgeschichte zu er-
forschen, ohne die „Diskretion" zu verletzen. In Wien wußte jeder
Handelsredakteur und jeder ältere Börsianer Einiges über den Finanz-
direktor und jeder hätte vernünftige Fragen beantwortet. Hätte man
den Gedanken an eine nähere Prüfung der Person des hohenlohischen
Agenten „Raum gegeben", so wäre Herrn Fürstenberg vielleicht manche
ärgerliche Enttäuschung erspart geblieben.
Bald nach der Gründung der Hohenlohewerke kamen Verun-
treuungen, mit denen der Herr Finanzdirektor seinen Fürsten geschädigt
hatte, ans Tageslicht; und nun wurde Herr Knöpflmacher „dislozirt".
Er sollte erst wieder in Gnaden aufgenommen werden, wenn er sich
gerechtfertigt habe. Ein niedlicher Witz. Herr Knöpflmacher hat Wohl,
trotz der schönen Provision, die ihm bei der „Gründung" zufiel, die
Schlappevon 19OS nicht verwunden und seineRache vorbereitet. Vielleicht
sind die „vielfachen und ungerechten Forderungen" des Fürsten Hohen-
lohe, über!die Herr Fürstenberg klagt, auf Machinationen des Finanz-
direktors zurückzuführen. Auch das seit dem Beginn des Jahres 1910
zu merkende Eingreifen der von Hohenlohe delegirten Aufsichtraths-
mitglieder indieGeschäfte des Vorstandes und die heimliche Liaison dieser
Herren mit der Handelsvereinigung könnte Wohl dem geschulten Hirn des
Herrn Knöpflmacher entsprungen sein. Vielleicht erleben wir, daß der
geniale Arthur nun doch in den Aufsichtrath der Hohenlohewerke
kommt; bei Geschäften der Handelsvereinigung ist kein Ding unmög-
lich. Karl Fürstenberg und seine Anhänger wurden von dem Hohen-
loheconcern überstimmt und konnten nicht mehr ausführen, was sie im
Interesse der Gesellschaft für nöthig hielten. Unter diesen Umständen
darf man den Herren der Berliner Handelsgesellschaft glauben, daß es
für sie „eine wirkliche Erlösung war, frei geworden zu sein".
Majorisirungen kommen nicht gerade selten vor. Daß aber der
Aufsichtrathsvorsitzende, der klüger ist als alle Anderen zusammen
(Dr. Walther Rathenau rssxeötkullx sxeptsS; er wirkte ja aber in Ge-
meinschaft mit Fürstenberg), von der zwar geistig schwächeren, aber
numerisch stärkeren Partei an die Wand gedrückt wird, ist kein all-
tägliches Erlebniß. Bei der Gründung der Hohenlohewerke ist eben
ein Schönheitfehler gemacht worden; man hätte für Decentralisation
sorgen müssen. Wenn eine Aktiengesellschaft im Grunde das Eigen,
thum einer Person verwaltet, verliert der Begriff der Aktie seine ur-
sprüngliche Bedeutung und kann zum Unsinn werden. Herr Fürsten-
berg sagt in seiner Erklärung, ihm sei gelungen, sich in einer Zeit
frei zu machen, „wo sich der Aktienkurs auf seiner höchsten Höhe be-

findet, so daß Niemand einen Schaden zu erleiden genöthigt ist".
Dieses Bewußtsein hilft aber nicht über die Bitterkeit der Erkenntnis;
hinweg, daß es, auch in diesem Fall wieder, unabhängige Aktionäre
giebt, die ahnunglos den Folgen persönlicher Verwaltungpolitik preis-
gegeben waren. Fürst Hohenlohe hat bei der Umwandlung seines
oberschlesischen Montanbesitzes in eine Aktiengesellschaft kein schlechtes
Geschäft gemacht. Jedenfalls durfte er über die Berliner Handels-
gesellschaft nicht klagen, die wohl selten den Wünschen eines zu Grün-
denden so weit entgegenkam wie gerade bei diesem Geschäft.
Und wie hat sich der Aufsichtrath bewährt, die Kontrolstation für
die Führung der Geschäfte? Die wenigen Mitglieder, die Sachkenntnis;
hatten und deren Rath deshalb gehört werden mußte, kamen nicht mehr
zum Wort; und die Anderen faßten Beschlüsse, die sich als der Gesell-
schaft (nicht nur dem Fürsten) heilsam erst erweisen sollen. DürfenAktien
auf denMarkt kommen, die mit demBegriff, den sie repräsentiren sollen,
nur den Namen gemein haben? Der einfache Mensch denkt nicht an
Hinterthüren und sieht in einer Aktie die Zusicherung auf ein bestimm-
tes Recht an einer Gesellschaft. Daß ihm dieses Recht, durch ein schon
bestehendes Machtaufgebot, im Entstehen verkümmert wurde, hört
er dann zu spät. Wäre der ganze Aktienrummel nicht längst zur Farce
geworden, so dürften Aktien einer „Familiengründung" erst auf den
Markt kommen, wenn dem „Vorbesitzer" eine eben so starke Position
gegenübersteht. Eine Aktienemission, bei der diese Vorbedingung nicht
erfüllt ist, beruht eigentlich von vorn herein auf einer Täuschung. Der
üble Brauch hat diese Art der Erregung eines Irrthums (unter Aktio-
nären) sanktionirt. Und da unsere hohe und höchste Finanz auf die tri-
viale Beschäftigung des Dividendenmachens nun einmal angewiesen ist,
so werden fette Gründungobjekte stets ihre Liebhaber finden. Einträg-
liche Engagements und solvente Kontokorrentkunden zu ergattern, wird
von Jahr zu Jahr schwerer. Die Banken gehen im Wettbewerb auf die
Dörfer und tragen oft nur böse Erfahrungen heim. Ein Bänkchen vom
Schlag der (neulich zusammengebrochenen) Ronsdorfer Bank hatte bei
der Dresdener und bei der Reichsbank Kredit und suchte aus diesen
angesehenen Verbindungen jeden erdenklichen Nutzen zu ziehen. Der
Handel mit Geld wird eben immer komplizirter uud stellt an Kritik und
Skepsis immer höhere Forderungen. Ists da ein Wunder, daß man sich
gern einem großen Namen, hinter dem Millionen stehen, verbündet?
Sicher nicht. Fast aber wie ein Wunder wirkt die Thatsache, daß in der
Sphäre der hochgeborenen und durchlauchtigen Herren Gehirne ent-
stehen konnten, die sich vermessen, den „Koofmich d>a unten" an Schlau-
heit zu übertreffen. Noch wunderbarer ist freilich, daß bis heute noch
nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, die unzweideutige An-
klage, die Herr Fürstenberg gegen die Hohenloheleute (in Sachen Wulff)
veröffentlicht hat, zu entkräften. Ist die Gesellschaft durch den neuen
Kohlenvertrag geschädigt worden? Das allein ist die Frage. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Perlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S. m. b. g. in Berlin.

Berlin, den 28. Mai 191».
Pantomimus.

^Nor dreißig Iahren jauchzte Paris angelsächsischenAkrobaten
☐zu, dentzanlon-Lees,derenwirr scheinendes und doch schlau
erdachtes Gliedergeknäuel Menschendummheit und Menschen-
wuth beim Geschmetter englischer Budenmusik der Lachlust zum
Abendfraß bot. Das fuchtelte und schlug, sprang und fiel, wand
und wälzte sich aufdenBrettern, daß der aufs Spiel Schauende ein
knochenloses Geschlecht zu erblicken glaubte. Nicht alltägliche Cir-
kuskunst, die immer ein Bischen nach Peitschenrohr und Schweiß
riecht. Diese Blitzkerle blieben im sinnlosestenNnfugnoch mensch-
lich; schienen, auf ihre besondere, fast äffische Weise, zu leben, wenn
sie die hageren Glieder durcheinander fädelten, den Rumpf des
Nächsten als Rutschbahn benutzten oder den strohblonden Kopf
rückwärts durch das von den eigenen Beinen begrenzte Dreieck
steckten und, wie unter dem Galgenbogen, die Menge angrinsten.
Ein Thespiskürrner, der seit Monaten seine Räder mit keinem
Vorspann aus dürrem Sand brachte, witterte die Möglichkeit, in
fruchtbares Gelände zu kommen. Wenn man diese Lieblinge in
einen Theaterrahmen zwängt, stürmen die Leute gewiß die Kasse.
Nur: so geduldig wie derBrite, so bescheiden im Anspruch ist der
Pariser nicht. Drüben sind Hunderttausend ins Strandtheater ge-
gangen, um die kleine Mary Wilton als Amor,Pippo, Straßen-
bengel zu sehen; inbeltjedenAbendeinMenschenheerzweiStun-
den lang, weil ein junger Springer einem müden Alten ein Mädel

wegschnappt, ein Lümmel in Dienerlivree über seine Plattfüße stolpert und Tellerstöße zerbricht, ein Anschuldige?, ganz Anbetheiligter die Maulschellen und Fußtritte einheimst, dieeinemAnderen zugedacht waren. Das genügt für Paris nicht; nicht einmal, Ivenn in den Pausen des ezcentrischen Turnspieles eine Schaar hübscher Mädchen die Schenkel zeigt. Paris will was fürs Ohr, für den Verstand; Wortspiel und Witze. Herr Thespis ruft seine tzauslieseranten, die Herren Blum und Tochs, und bestellt eine Posse, die den Künsten der Hanlons Raum gewähre. Pünktlich wird sie fertig. Die Handlung? Jeder pariserPossenschneider weiß, daß die Sexualkomik nie im Stich läßt. Also: ein junges Paar, das nach dem letzten Gang des Hochzeitmahles in den Schlafwagen klettert, um in die Schweiz zu reisen, aber nicht zum heiß ersehnten Vollzug der Ehe kommt, weil eine (zu ganz anderem Zweck mobil gemachte) Bande ihm auf dem Halse sitzt und in die Minuten schwülster Hoffnung hineintölpelt. Neu ist der Einfall nicht. Einerlei. Die Hanlons können sich zeigen. In den Folies-Bergere waren sie wilder, serner von prüdem Bedenken, entblößten mitleidloser die Scham des Thiers mit der zweizinkigen Gabel; in den Varietes sind sie sittsamer, bürgerlicher und ersparen der Menge das Schaudern, das eine satte, soignirte Menschheit nicht als ihr bestes Theil empfindet. Sind nur noch lustig. Wenn sie jäh vom Verdeck einer alten Postkutsche purzeln, denInsassen auf die Glatzköpfe, die Bäuche fallen, alle Scheiben zerbrechen, zwischen Scherben, Kisten, Menschen, Taschen, Schirmen Herumkegeln und schließlich in einer geraden Linie sich, Jeder hübsch behaglich auf seinem Gesäß, den Gaffern Präsentiren, ist der ersten Stunde die heitere Stimmung gesichert. Nnter derWucht einer Explosion birst klaffend der Schlafwagen und die munteren Lemuren retten sich, über splitterndes, qualmendes Gebälk hinweg, auf Bäume und Telegraphenstangen. Die Decke eines Hotelsaales platztundbeschüttetden Schoß derFrühstücksgesellschaftmit dem Gauklergewimmel, das, als wäre es aufs Glockenzeichen zur Vorstellung angetreten, sofort mitTellern und Messern, Schüsseln und Flaschen nach derHandwerksregel zu jongliren ansängt und mitseinem Wirbel die versammelte Bourgeoisie zurNachahmung hinreißt. Dann betrinken sich zwei Hanlons; zeigen, mit feinster und doch deutlichster Kunst, die EntWickelung eines Rauschzustan-

des und steigern das Lachen in Gebrüll, Gewieher, da sie mit all
ihrem Suchen und Tasten, Taumelnund Krabbeln nicht dazukom-
men, ihre Finsterniß zu erhellen, und, sobald sie das Streichholz
umklammert haben, dieKerze aus der zitternden Hand fallen lassen.
Das Stück? Leidlich; an funkelnden Worten nicht ärmer als an-
dere sui Aeneri'8. Doch ein Erfolg, der Dauer verheißt, nur durch
den eingefügten Pantomimus. Das kann, zweitausend Jahre nach
Pylades undBathyllos, noch wirken? Da sind wir ja wieder, wo
die Römer des Augustus waren, die in Wonne aufheulten, wenn
ein Spieler, in verschiedenen Trachten und Masken, ihnen ein
ganzes Drama ohne Worte vormimte. Was damals der Chor that,
leistet jetzt dieFirmaBlumSTochs.Nnd demSpiel der Kaiserzeit
ist das lutetische Spektakel viel näher als Italiens Pantomimen.
Eine Saisonmode war geschaffen. Künstler, die sich in For-
tunens Gunst noch nicht sicher fühlten, suchten die neue Neigung zu
spiritualisiren. Menschen vonFleisch und Bein? Das dünkte sie
zu grob, viel zu derb für feine Geister, diederAnblickschwitzenden
Mühens ekelt. Während Zola im öien public, später im Voltaire
für dasDrama, denSchwank sogar blutigeWahrheit, ungeschmink-
te, ungepuderte, heischt, findet die schüchterne Sehnsuchtnach schö-
nem Schein in gesäuberten, desinfizirten Winkeln Nnterschlupf.
Caran d'Ache und Salis locken mit ihren Schattenspielen nicht die
jungeZigeunerbrut nur, nein: auch die steifeGesellschaft vonSaint-
Germain ins winzige tzäuschen zur Schwarzen Katze. Rechtsund
links vom LKst I^oir tauchen Nachahmer auf. Ein neuerPierrot,
ein düsterer vom Stamm der Byronhelden, wird erfunden. Die
Legenden vom Verlorenen Sohn, von Don Juan und Bonaparte
werden von schwarzen, an feinenFädchengelenkten kleinen Figu-
ren dargestellt. Maurice Maeterlinck schreibt, Maurice Bouchor
spielt seine Marionettendramen; Tintagiles stirbt und Eleusis ent-
schleiert grause Mysterien. And da ganz Paris derMode nachläuft
und die alten, großenTheater halbleer läßt, kommt wieder einem
Pfiffikus derGedanke, in breiteremRahmen einmal mit derPanto-
mimik sein Glückzuprobiren.Worte verlangen dieLeute nichtmehr;
diesen Wunsch haben die Neusten ihnen abgewöhnt. Nur: allzu
phantastisch und wüst darf die Sache nicht fein, wenn sie einen hohen
Geldhaufen einbringen soll; was für den Orcle l^unambulesque
taugt, treibt uns noch nicht die zahlungfähige Bourgeoisie an den

Schalter. Der Direktor derBouffes-Parisiens verbündet dem Li-
teraten Mich el Carre den Musikanten Wormser und empfängt, als
FruchtdieserPaarung, diePantomime„^'enkäntpwäiMe".Nichts
ungemein Beträchtliches. Doch dieMusik ist nett und gefällt selbst
den Kennern, die Handlung spannt und entspannt den Bürgersinn
in launiger Biegung, ein zierliches Mädchen räkelt und wälztsich
als Pierrot auf den Brettern: für hundert Abende reichts. Nicht
inDeutschland. Trotzdem das hübschste und frechste Frauenzimmer
für die Hauptrolle des verliebten, verlorenen Sohnes Wangen
und HaarmitReismehl betupft und ein Lieblingspaßmacher seines
Wesens behäbige Breite für den Papa aus Philisterland einsetzt.
Aus die englische Burleske, aufAkrobatik ist hier verzichtet, Stein-
lens ?ierrot morne dem Haufen ein Fremdling und die Zumuthung,
Stunden lang sich an niedlichem Spiel Stummer zu freuen, fast
eine Kränkung der mit berliner Schrippen gefütterten Intelligenz.
Zwar künden einzelne Schreiber, nur diese Gattung sei noch, in
der Maienzeit des Naturalismus, als eine bedenkenlosem Ver-
gnügen geweihte zu dulden, nur in ihrem engen, von aller Wirk-
lichkeit abgesperrten Bereich die überlieferte Bühnenkonvention
noch erträglich. Nur durch Masse aber läßt sich in dieser Zone die
Masse zwingen. Pantomimik giebts ja, nach der Reiterei, jetzt auch
imCirkus,giebts für ein Weilchen noch im Victoria-Theater: und
da labt sich das Auge an Sammet, Seide und Liberty, an Juwelen
und Maschinenwundern, an derTricotparade und dem Gewoge
sämmtlicherBusensorten. Man hat mehr fürs Geld und weiß doch,
wo und wie. Der Cirkus siegt. Manzottis „Excelsior" winkt mit
seinem wortlosen Getös, seinem Stoffprunk, Lichtpomp und Mäd-
chenfleifchduft gierige Schaaren herbei und weckt Nacheiferung.
Die von Künstlern erträumte oder mindestens sauber geformte,
drum den Feinen willkommene Pantomime verschwindet schnell.
Kehrt sie zurück? Im Deutschen Theater ist„Sumurun" das
stärkste Zugstück geworden; eins, dem die Gluthpfeile des Helios
nicht ans Leben gekonnt hätten. Der Verfasser, Herr Freksa, hat
sich die Sache leicht gemacht: allerleiReste orientalischerMärchen
zusammengequirlt und mit einer Trüffelsauce angerichtet. Dem
Westen entnahm er den Pierrot (der, in seinem weißen Pluder-
kittel mit den Riesenknöpfen, von dcmPierodercommeciia cZell'arte
stammt) und staffirtc ihn mit Quasiinodos Buckel und derMelan-

cholieder Mussetschule gar romantisch aus. Dem fernsten Osten den Blumenweg, der die Spieler auf die Szene führt. Was soll der in einer Welt bunter haremsmärchen? Iapans Theater (über dessen Wesen und Kultwerth Alexander Benazet ein lehrreiches Vuch geschrieben hat) steht unter besonderem Lebensgesetz. Da schreiten, an den Augenpaaren essender, rauchender Männer. Frauen, Kinder vorüber, auf zwei Stegen die Spieler von der Hausflur auf die Vühne. Auf den selben Stegen, die das Publikum an seine Sitze geführt haben. Da oben ordnen sich Züge, rufen Voten den Trägern der Handlung gute und schlimme Post zu, rotten sich Verschwörer, bereiten sich Nebenhandlungen vor; wird von emsigen hausdienern aber auch der Proviant für die Menge entlanggetragen und Jedem gebracht, was er an Neis, Fisch, Thee oder Tabak bestellt hat. Kein fester Grenzstrich trennt hier Spieler und Zuschauer; in hastige Familienschmäuse wirbelt der Flammenwind neuen Geschehens hinein und dicht neben gaffenden Bübchen und Thee schlürfenden Frauen wetzt der bleiche Mörder am Erzreif den Dolch. Weil auf diesen Wegen durch den Zuschauerraum die Lieblinge oft mit Papierblumen beworfen wurden (Kavaliere und reiche Damen spendeten den feierlich Schreitenden auch Geld, Kleider und Spielgeräth), nannte die Vühnenmenschheit die beiden Vretterstraßen lianamitclii, Blumenpfade. In unserer Theaterordnung, die den Spieler aus der Coulissenöffnung kommen läßt und alles Geschehen hinter die «Rampe pfercht, wirkt die Abschiebung auf den Vlumenpfad wie der Versuch eines Turnierritters, vor der Schranke den Kampfpreis zu er Iisten. Was aus Iapan zu holen war, ist geholt worden: die Neliefdarstellung und die Drehbühne (mavnn butm), die ermöglicht, drei, vier Schauplätze vorzubereiten und große Dramentheile ohne Pause abzuspielen. Herr Freksa scheint zu glauben, der Vlumenweg trage seinen holden Namen, weil er in die Freiheit von Zwängen führt. Auch das Land der Freiheit liegt aber im Vereich unserer Schauspielkonvention nicht vor der Rampe. Sumurun ist die Erste Haremsfrau eines alten Scheichs, den sie (wider alle Orientsitte: weil er herrschsüchtig und lasterhaft ist) verachtet und der ihr schließlich eine schöne, mit Kantharidenreiz lockende Tänzerin vorzieht. Die umständliche Geschichte von Sumuruns Getändel und Vereinung mit einem jungen Stoffhändler interessirt uns weniger als das Schicksal des Buckeligen, dessen

Eifersucht die nach Geld und Macht geilende Tänzerin umlauert
und der als Scheintoter wie der Kadaver eines räudig verreckten
Hundes herumgezerrt und gestoßen wird. Auch ihn vergessen wir
bald. Undfreuenuns (leider bei geistloser Messenmusik) nur noch
der buntenVilder, des langenden Traumes, dem sie Körper bauen.
Alter Märchenorient, hinter dichtem Holzgitter träumt und
seufzt, schwatzt und kichert unfreie Weibheit. Das Leben des Va-
zars thut sich dem Blick auf; Ladendiener stolpern schläfrig, Spitz-
buben gleiten wie speckig glatte Schlangen lange Treppen hin-
unter, Kunden feilschen und zahlen, feile Mädchen bieten sich zwin-
kernd dem in derNundeNeichsten an und derStalltnecht prügelt
im Gedräng just den Vornehmen, dessen Stirnrunzel ihm Unheil
dräut. Auf dem First des Palastes, in dem der alte Scheich herrscht,
kauern die Frauen, die Hitze und Langeweile gemeinsam plagen.
DieSchaar der fetten Eunuchen sperrt das Portal. Eine, der des
Scheichs lüsterner Sohn gewinkt hat, läßt sich im leeren Wasser-
kessel, den unten die Zisterne tränken soll, hinabwinden und saugt
sich für ein Weilchen an jungen Lippen fest. Die Sänfte, in der
die vom Scheich auf dem Markt erhandelte Tänzerin sitzt, wird
an einerMauer vorbeigetragen; die aus demVazar heimkehren-
den Frauen folgen; verschnürte Ballen und Kleidelkisten werden
in Sumuruns Wohnung geschleppt; Wächter und Diebe trotten
hinterdrein; und es ist, als ob die Mauer lebe und aus weisem
Verständniß auf den wirren Troß der von Hunger, Brunst und
Eitelkeit Getriebenen herniederlächle. Im Harem wird der Jung»
Iing,den die Laune der Herrin begehrt, aus derVerpackung geschält,
in der er eingeschmuggelt ward; das Mißtrauen des Alten durch
Tanzspiele eingelullt; das Eunuchenquintett trunken gemacht;
Sumurun von der aufflackernden Lust des allzu lange mit Hoff-
nung abgespeisten Buhlen erobert. Ohne den Trug, die Entehrung
zu ahnen, die ihm unten bereitet wird, schläft oben der Scheich
neben der Tänzerin. Der Sohn, der dem Alten die Letzung an
diesem Leibe nicht gönnt, ruft die Ungesättigte an seine Brust; und
im Hemd schnellt sie auf, überklettert die doppelte Majestät des
Herrn und des schlummernden Greises und springt, wie eine Wild-
katze, vom Bett in des flinkeren Mannes Umarmung, heuchelt
dem Scheich, den der Buckelige geweckt hat, dann zärtliches Ver-
langen und streckt sich, auf daß ihn des Sohnes Dolch sicher treffe,

mit lechzendem Blick unter ihn, der, mit frisch erwachter Gier, nach
ihr greift. Noch einmal wird er von dem Buckeligen gerettet; tötet
den Sohn, der ihn töten wollte; läßt sich von dem Sterbenden die
Wendeltreppe hinunterschleifen und erschnüffelt im Halbdunkel
dieHaremsfchmach.Das Licht herabgebrannt,Weindunstim Saal,
zwischen Blumen, Früchten, noch feuchten Bechern die imTaumel»
schlaf schwitzenden Körper der Kastraten; Sumurun selbst in blei-
chem Entsetzen. Der Scheich fällt, nach langem Kampf, von der
Hand des Kaufmannes. Dem weist, nebst derLiebsten und deren
Frauen, die Fackel des Buckeligen denWeg in die Freiheit. Nur
Tote und Trunkene herbergt der Saal, den der Wächter betritt.
Ein Bilderbuch, dessen Text den Betrachter nicht kümmert.
In der vom Herrn Freksa zusammengelesenen Menschheit würde
kein Orientale heimisch. Farbe und Rhythmus, Ruch und Allure
des Orients hat Herr Reinhardt hineingebracht. DessenPhantasie
webte, aus feinen und groben Fäden, die Märchenstimmung.
Wirkte im Sinn des Zuschauers die Bangniß, die selbst dem rohsten
Rüpelspaß und der Lustwerbung schönerMädchen nie völlig wich.
Ließ Kletterröschen mit duftendem Gerank Abgründe überbrücken
und mitten im burlesken Spiel uns vor den Wundmalen der
Menschlichkeit erschaudern. Der hat aus SprechernMimen heran-
gedrilltund ihreKörperso geschmeidigt.daß sie hüpften und krochen,
Luftsprung und Purzelbaum leisteten wie im Hellenengymnasion
die Pentathleten. (Allen deutschen Spielern ist solche Erziehung
zu wünschen, die sie den ganzenKörper, nicht Stimme und Zunge
nur, meistern lehrt.) Ein Sieg schöpferischer Regiekunst, die hier,
endlich unbeschwert vom Ballast abgewetzter, schleppender, schlecht
gefügter Worte, frei inFormen undFarben schwelgen durfteund
aus Gedächtnißbildern selbstherrisch eine unheimlich lebendige
Welt aufsteigen ließ. Noch nicht ein Sieg des Pantomimus als
auferstehender Gattung. Der kehrt ungeleitet kaum wieder.
Zu dem Sieg hat, wie vor dreißig, vor zwanzig Iahren in
Paris, die Freude an einer Buntheit des Geschehens mitgewirkt,
die alter Spielkonventionwieder ihr Lebens recht gewährt und dem
Zuschauer erlaubt,dieRegelnundNothbehelfedesBretterbezirkes
ohne schamhafte Vernünftelei hinzunehmen. Die Freude, hierein-
mal, (fern von der Angst, als ein Rückständiger insfalfcheBoot zu
gerathen),nicht fragen zu brauchen, ob das Gemimte auch wahr-

scheinlich sei und gestern genau so geschehen sein könne. Die selbe
Freude, der sich der Erfolg alter Balletkunst entband. Pantomi-
mus und Tanzspiel sind ja Kinder der selben Sehnsucht. Wäh-
rend derMonagonist.dem ein bathyllisches Stück anvertraut war,
aus einer Tracht in die andere schlüpfte, reihten sich die Gehilfen
zum Tanz. Die Pyrrhiche, der Waffenreigen, rahmte Pantomi-
men, die das Leben des Dionysos darstellten. Das römische Mi-
litärballet hatte ein Drama in sich wie das Soldatenschaustück
uns näherer Zeit: „Der Siegstreit derLuft und des Wassers", der
inWien die Hochzeitgäste Leopolds des Ersten ergötzte, und«Mi-
litaria",eineFruchtdesFranzosenkriegesvon1870. Als dieGat-
tungen noch vereint waren, wimmelten sie von allem Gethier der
Arche. Pferd, Hund, Ziege, Kamel und Schlange sogar kam auf
die Bühne, zwanzig Vogelarten krähten und zwitscherten durch-
einander; und über Mensch und Thier schwebte die Engelschaar.
Rinuccini(dem die EminenzRichelieus bei der weder gottgefälli-
gen noch das Staatswohl fördernden Arbeit half) und La Motte
haben den römischenPantomimus demPrunkstilderLilienkönige
von Frankreich und Navarra angepaßt und den Tanzkünstlern
breiteren Raum geschafft. Nnter Katharina von Medici hatte man
noch die Götter, Helden und Elementargeister der Heidenzeit ins
Aranci ballet <Ze la reine gezwängt; öffnete man dieHimmelsfchleußen,
ließ Feuer regnen, Riefenschiffe durch Theatermeere stampfen,
ganze Szenen im Wasser spielen und das Auge an Pferdequa-
drillen weiden. Anter Ludwig demMerzehnten schrumpft die Pan-
tomimik allmählich; das Ballet wird historiographisch, lehrhaft
(philosophisch: so nannte mans damals). Der Sonnenkönig tanzt
mit; tritt in dreißigBallets vor dertzofgesellschaft aufs Schauge-
rüst; auch im bebänderten Weiberrock. Denn noch dürfenFrauen
öffentlich nicht tanzen. In den letztenIahren des siebenzehntenSä-
kulums wirds ihnen gestattet: und nun erst erblüht das Ballet zu
Hochsommerpracht. Was sind die stärksten Heroen, die seltensten
Thiere, die kunstvollsten Maschinen neben Weibesreiz? Noch ist
zwar das kurze Röckchen verpönt und die keusch verhüllende Ge-
wandung vorgeschrieben, die Lancrets Camargobild zeigt. Doch
KnöchelundStrümpfchen.HalsundBrustansatzsindschon sichtbar;
und wachenSinnen genügt eine Hoffnung. DieZeit ist reif und harrt
auch auf diesemFelde desSchnitters.Während am wienerHofErz-
herzoginMarie-AntoinetteimReifrocksichvorbemalterLeinwand

zwischen geschminkten Genien im Kunsttanz dreht, taucht am pariser
Ballethorizont der großeNoverre auf und wird raschzumRefor-
mator. »Du teu lte son Zenie il snima la ctanse, suxbeaux jours äela
Oreee il 8ut lä räpeller;enrec«uvräntparluileurantiqueeloqllence,les
Festes et les päs apprirentä parier«: Dasstehtuntereinem Stich, der
Jean GeorgesNoverre, denVerfasser der Genres sur les artsimiw-
teurser, Zeneral etsur laclanse en particulier darstellt. Ans erinnert der
Balletmeister weniger anAthen als anBayreuth;wieWagner,hosft
auch er von seinerReinigerarbeit das höchste Heil, fast eineneueEr-
lösung armerMenschheit; träumt auch er von einem Gesammtkunst-
werk.Von Rubens, Teniers, Boucher soll der Tänzer Haltung und
Gruppirung, von Moliere, Racine, Diderot Seelcnkunde, von
Garrick mimischen Ausdruck, von den Historikern Kostümkenntniß
(imweitestenSinn),von derNatur bescheideneEinfalt lernen.Herr-
liche Träume; die leider nur unter dem harten Anprall gemeiner
WirklichkeitwieWasserbläschenzerrinnen. Blafis undVestris, die
Guimard und die Taglioni sind lächelnd über Noverres Regelwall
hinweggehüpft. Der Meister hat viel vermocht; nicht, die Ballet-
bühne auf Vernunft und Logik zu bauen. Nur ein Zeitgenosse
Robespierres konnte danach trachten. (Die Französische Revolu-
tion,sagtHegel,wollte dieWelt auf die Vernunft stellen; also auf den
Kopf.) Als die Mailänder Skala sich weitetund Galeotti in Kopen-
hagen seineMassenballets einstudirt, ist die Tanzkunstnoch meilen°
weit von Noverres Ideal. Nnd als aus Meyerbeers Ehe mit
Scribe die Große Oper geboren ward, barg der unentbehrliche
Balletappendiz nicht viel tieferen Sinn als in Lullis Tagen ein
Tanzspiel. Das Pantomimische trat manchmal nun freilich kecker
hervor, auch mit ernsterem Anspruch, Lebendigem, Lebensfähigem
zu ähneln, und dem grellsten Nnfug waren selbst die Gründlinge
im Parterre entwachsen. Doch die Konvention wirkte fort.
Nnd sichert jetzt einerTheaterkunstgattung, die von der Mode
geächtetschien,in derHauptstadt des nüchternsten Rationalismus
den Sieg. Vor einemIahr konnte man, als inBerlin ein Trüpp-
chen russischer Tänzer und Tänzerinnen laut umjubelt wurde, ge-
trost sprechen: Die Pawlowa triumphirt. Eine Tanzkünstlerin, die
solcher Kraft solcheGrazie vereint, derenTechnik someisterlich und
deren südöstliche Weibheit so nobel ist, hatte auch das ältere Ge-
schlecht von heute, das sich an die reife Grantzow und an die junge
Dell'Erazu erinnernvermag,niemalsgesehen;keine,diesoin ihrem

Elementfcheint, wenn sie auf steilsterFußspitzenhöhe dasRund der
Bühne umschreitet. EineIüdin aus Spanien, die vonNoverres
madrider und Petersburger Enkeln tanzen gelernt hat? Mag sein.
Im Rampenlicht jedenfalls eine Dame; Dryade oder Märchen-
königin,AndineoderverliebtesSchloßfräulein;dieanmuthigsteund
dievornehmsteallerWillys. Der man zutraut, daß der schwierigste
Tanz, das längste Spitzengeklöppel ihr wirklich nur Spiel ist und
kein keuchendes Mühen kostet. Ein graziles Wunder. Diesmal ist
sie nicht mitgekommen. Auch die Damen Preobrashenskaja.Edu-
ardowa, Will, der stärkste Grotesktänzer, Manches vom Besten»
wasunterPetipa undFokine in Petersburg und Moskauwuchs,
ist nicht in der Hundertschaft, die jetzt im Theater des Westens auf-
tritt.AndihreSachesehrgutmacht.DierussischeMenschheithatnoch
Lyrik im Leib, legt sich, wie in weich wärmende Hüllen, in die Rhyth-
men der Musik und scheinttanzen zu müssen, wenn aufgespielt wird.
.Das spürt man nach den ersten Takten. Auch, daß die jüngsteFi-
gurantin ihrMetier gründlich gelernt hat und doch nichtmit dem
unter Qualen eingeübten Lächeln paradirt. Daß der Balletmeister
die Wahrung linkischer Mädchenholdheit ertrachtet und der Per«
sönlichkeit, noch im Mafsentanz, Spielraum gelassen hat. Freut sich
derimReichthumbescheidenenAusstattung, derklug getöntenFar-
ben und lässig gegliederten Gruppen. Die feine Bravour derFrau
Seltzer, der schlanke Cedernleib der Frau Rubinstein sind zum
Entzücken. Ein orientalischer Dionysostanz und eine Serie süd-
russischer Volkstänze kitzeln die Nerven in Rausch und Ekstase.
Wer nacktes Leben will, sieht zottige Männerbrüste, ungekleidete
'Fersen und Achselhärchen jeder Couleur. Im Ganzen eine selbst
Verwöhnten willkommene Leistung. Neben derMailand, Paris,
Wien sogar sich abernicht zu schämen braucht. Dennoch drängtsich
die Menge ins Haus, als wäre ein nie Erlebtes zu schauen; jauchzt
und rast, als hätte sie in ein Eden Einlaß gefunden. Die russischen
Hoftheater sind die behutsamstenWahrer überlieferter Tanzkunst
geblieben; die im reichstenSchmuckprangendenTempel der tanzen-
den Frau. And die alte Tradition hat in Berlin nun gesiegt.
In Berlin, wo einst Taglioni herrschte, jeder Fremde „Flick
und Flock", «Die Tänzerin auf Reisen", »Satanella" und „Die
Willys" bewunderte und das nun lange schon, weil das Genre
dem Kaiser unausstehlich ist, keine Balletkunst mehr hat. InBerlin,
wo früher und öfter als anderswo in germanischen Landen gefragt

wurde, ob auf derBretterbühne da unten, zwischen dreiLeinwän-
den, denn auch Alles ^natürlich" zugehe und dem Alltagsleben
injedemZug ähnlich sei. Wo Herr Swell fest überzeugt war, des
Schautanzes einziger Zweck sei,Fleischwaare („erstklassige", ver-
steht sich) zu zeigen, und Herr Snob mit seinem frechen Geschwister
Jahre lang daraus schwor, daß dem welken Ballet ein neuer Lenz
nur von den mit Aesthetik genudeltenIungfern,den furchtbar ge-
lehrten Exhibitionistinnen beschert werden könne, die nie tanzen
gelernt hatten, aus unbefruchtetem Schoß aber den Geist der
Musik wiedergeboren wollten, ttorrible! Das zeigte fettig blasse,
rothbraun oder gar bronzefarbig angestrichene Beine unter In-
dien, Hellas, Egypten, Andalusien markirenden Fetzen, wippte,
hüpfte, sprang, torkelte ein Bischen, stümperte Vasenbildern und
pompejanischen Fresken nach, illustrirte mit grobem Gestus die
»Absicht" Chopins, tzaydns, Beethovens: und hatte damit den
Beruf zur Reformation derTanzkunst erwiesen. (Die Schwestern
Wiesenthal, die jetzt in „Sumurun" mitspielten, gehören nicht in
diese Rubrik; sind liebliche, in der wiener Balletschule erzogene
Mädchen, deren Tanzlust und heitere Weiblichkeit alle Bedenken
wegschmeicheln, weglächeln.) Während so für die Esoterik gesorgt
war, lief der Haufe in die Arena oderLuxusbude, wo ihm „Ballet
mit großen Evolutionen" verheißen war und hundert Mädel die
Beine spreizten, hoben, senkten und, mit allen Ringfingern aus der
rechten Brust, inReihe und Glied bis an die Rampe marschirten.
Berlinisches Empire mit Bier und Wurststullen. Auch kann man
«Bekannntschästen machen". Nnd manches Mädeltanzt, in Sei-
dentricot,Hemd odertzose, „wirklich tadellos"... Gottsegne den
Zaren! Dessen Balletheer hat uns von widrigem Spuk befreit.
DenBerlinern hats die Kunstprovinz der Choreographie wie-
der entdeckt. FürdiePantomimik aber nicht vielzuthunvermocht;
nicht ein Hundertstel des vomDirektorReinhardt Geleisteten.Ist
diesesBegegnenzwiefachenStrebens nach einenzZiel, das so lange
keiner Gliedregung werthschien, nur Zufall? Vielleichtauchmehr.
Als die Theaterromantik im Schreck über Spott und Schimpf die
Sprache verloren hatte, schlüpfte sie ins enge Gehaus des Mimo-
dramas. Das hielt Jahrzehnte lang; noch im Buckel-Hans war
Hugos Han d'Islande, Hugos Glöckner von Notre Dame zu er-
kennen, noch im LKancj ckKabitZ der Pulsschlag des wetterharten
D'Ennery zu spüren. Nnd die selben Leute, die vor den Gräueln

des Wunderhofes, den Martern der beiden Waisen die werthe
Nase rümpften, waren von der sprachlosen Romantik im tiefsten
Verdauungempfinden befriedigt. Als die Possenformel Labiches
zu langweilen anfing, Meilhac pausirte und die Schwankmathe-
matik derBissonkCo. noch nicht ersonnen war.riefman englische
Akrobaten herbei,deren stumme Spähe dem ehrwürdig verstaubten
poncif noch einmal Beifall warben. Den stärksten Zumuthungen
der Freien Bühne Antoines entzog sich das Publikum und fand
bei Schattenspiel, Marionettendrama und Pantomime behag-
lichen Trost. Jedesmal zeigte sich, daß nur die abgenützten Wort-
hülsen die Kundschaft verscheucht hatten. Sind wir wieder so weit?
Der alten Worte bis zu heftigem Ekelgefühl überdrüssig. Der al-
ten Konvention, nach all dem Geschnüffel der Wirklichkeitsucher,
endlich wieder recht froh. Eine redende Sumurun wäre am ersten
Abend unselig gestorben; die Kleopatra der Russen, und hätte ein
achtbarer Poetihr die Zunge gelöst, nichtälter geworden. Nnser Ohr
sperrt sich in sprödem Trotz gegen den Wortschwall; gegen alles
Gerede, das nicht, als ein undämmbarer Strom, aus der heißen
Brust eines Künstlers, eines visionärenDenkers brach. Allzulange
ward auf unsererBühne (auch, nehmts nicht übel, aufWagners)
fastnurgefprochen. Der Müde sehnt sich aus einem Alltag, dessen
Wahrnehmungfülle und psychologische Lehre keinDichter jeüber-
böte, ins Reich wortloser Aktion, wo Phantasie, das zarte Seel-
chen,hoch über den Hirnen flattert und nur einerLerche Buhlgruß
die heilige, festlich frohe Stille stört. Die Vereinung des Panto-
mimus mit demBalletkönnte uns retten; dieBühne aus einemDis«
kutirplatz in eine Feierstatt wandeln. Göttern und Narren, Engeln
und Strolchen öffnet da sich die Gnadenpforte; über dem Qualm
derFabrikfchlote, hoch über denAeroplanen betriebsamer Mensch-
heit thun sich dietzimmel auf; über die Regenbogenbrücke schreitet
derjungeMakedoneAlezanderinsFeld,dasvonmodernenWaf»
fen und Geschützen blitzt; Hägen erblickt das im Rheinland über
tausend Feuerströmen geprägte Gold; und in der Luft, auf der
Erde, im Wasser schlingen sich schmiegsame Mädchenleiber zum
Reigen. Jede Konvention ist erlaubt; die derbste dem Klugen die
liebste. Das Schaugerüst nicht mehr auf die Vernunft gestellt.
Sputet Euch! Sonst fängt der Kinematograph die Kunden.

Pastphae.
Zeicht und hüpfend ward ihr der Sinn,
der kleinen kretischen Königin
pasiphas;
doch lähmend schwer in Vurg und Saal
das leben mit Nlinos, dem strengen Gemahl,
vor seinen drohend gewölbten Vrauen,
den dunklen, mit den schon silbergrauen,
stark gekrümmten buschigen «Luden,
Diese stets gespannten Vogen zu meiden,
flieht sie hinaus auf die Frühlingsflur
zn den bunten Heerden, die zahlreich ihm weiden.
Und wenn die Rinder gemächlich wenden
das Haupt und es folgt ihr der Areatur
Ehrlich bestaunender reiner Vlick,
dann lächelt sie in die perlenden Thränchen,
schüttelt das Haar in den Racken zurück —
nur um sedes Vhr ein glänzendes Strähnchen
hat sie als Schnecke kunstvoll gewunden
und ein grünes Zweiglein quer durchgesteckt —
und aus sich selbst tritt sie ungebunden,
erfaßt bei den Hörnern^den schönsten Stier,
goldfarbig ist er und weih gefleckt,
und über die wiesen hin rast sie und tollt,
geschleift von dem mächtig ausgreifenden Thicr,
bis sie endlich mit ihm verschlungen rollt
den sanft geneigten Abhang hinunter,
Sie steht athmend auf; und nun will sie rasten
auf einem geborstenen moosigen Strunk;
heißt den Stier zu ihren Füßen sich lasten
ins Gras und schöpft aus dem Vächlein, das munter
durchs Schilf sie anrauscht, den kalten Trunk
mit den gebogenen, leis bebenden Händen;
trocknet sie wieder, sachte sie reibend,
m den Fingerspitzen den warmen Schauer,
strichauf, strichab an den pelzigen senden
des starken Freunds, der, geduldig bleibend,
mit sich läßt beginnen, was ihr gefällt;
seine feurigen Augen, ruhig und groß
auf sie geheftet, drin unverstellt
und dunkel brennt so viel Treue und Trauer.

Linem Lichengebüsche, jung belaubt,
werden nun eilig die Blätter geraubt
und sie zwingt ihn schmeichelnd, in ihren Schoß
sein breitgestirntes Haupt zu drücken,
und schlingt um die Hörner den nickenden Rranz,
Dann schleudert sie von sich die kleinen Sandalen
und trampelt auf seinem bergigen Rücken
im Takt einen lustigen, raschen Tanz . . .
„Die Füße, find' ich, sind besser gelungen
an uns Menschen," sagt sie; „allzu gedrungen
sind Deine Hufe? meinst Du nicht auch?
Sie werfen im Kampfe wohl blitzende Strahlen
und taugen gewißlich zum derben Gebrauch
für <Luch stampfende, dröhnende Rinder.
Dennoch: so fünfmal gekerbt ist feiner,"
Und sie hält ihm vors Auge die winzigen Zehen
mit den treuherzig blanken Nagelgesichtchen,
daß er sie möge genau besehen:
„Line Mutter, siehst Du, und vier Rinder?
ein Großer, zwei Mädchen, zuletzt ein Kleiner
ergehn sich zusammen, — viele Gefchichtchen
weiß ich von ihnen. Der fiel ins Wasser,
Die trug ihn heim. Die rieb ihn trocken?
und der Große, der ist wie Minos ein Hasser,
der verriets, ein Schmähsüppchen einzubrocken.
B Minos, der harte, heftige Mann!
Hätt' ich Gefallen an Deinen Hufen,
viel schöner wärst Du, — und bist so lieb!
Weißt Du, daß er mich unlängst die Stufen
hinabstieß, daß ich liegen blieb!
Und was hatt' ich denn groß Schlimmes gethan?
Sein Geschenk verloren, den goldenen Reif,
und hätt' ihn gesucht nur lässig und faul . . ."
Der Stier schlägt mit dem erhobenen Schweif
und sie steckt ihm das Züßchen ins weiche Maul.
„was ist gegen Dich wohl der Prahler an Rraft!
Du bist immer gleich; doch er, unfroh,
steifgliedrig am Tag, wird heiß und roh
in der Nacht vom Wein und von Leidenschaft.
B wie er mich dann mit Rüssen peinigt
und rühmt, daß wir Beide aus göttlichem Blut,
von Helios ich, er vom Donnerer gar!
Durch die Morgenröthe erst wieder gereinigt
und weit von ihm, fühl' ich frischen Much,

Pasiphas.
Hätt' ich Dich nicht, war' ich ganz arm auf der Welt!"
Wie der Freund so breit ihr entgegenhält
das wuchtige Haupt mit gesenkter Wehr,
weint sie ein Wenig: „Ist es denn wahr?
Als Stier zu der Ahne meines Gatten
kam der Höchste auf blumigen ^Natten
und trug sie herrlich fort übers Meer,
Und sie durfte ihm Göttersöhne gebären?
G könnt' ich in Dir einen Gott erkennen!"
Und wieder rinnen die perlenden Zähren,
Da hört sie ihren Namen nennen,
war es im Buschwerk, war es im Rohr?
Wars die Dryade, der sie geraubt
den Schmuck für des Geliebten Haupt?
Auch das Thier reckt hoch das fühlsame Vhr,
Doch tönt nur, da sie nun ängstlich lauschen,
das unverständliche neckende Rauschen
der Liche, die abendfroh bebt und flüstert.
Als des Minos Gemahlin, in Wahnwitz verloren,
die kindliche Stirne schon stygisch umdüstcrt,
ein Ungeheuer zur Welt geboren,
halb ZNensch und halb Stier, und ZNinos sich bäumt
mit Flüchen wider das grause Oerhcingniß:
wie liegt sie matt, in sich selbst zernichtet,
die feuchten Augen zurz Decke gerichtet,
den Blick erfüllt mit tätlicher Bängnisz!
Sic hatte geliebt und gescherzt und geträumt
wie Jene, der in seliger Stunde
sich verflochten zum unsterblichen Bunde,
in die Thierheit verborgen, ein ewiger Gott.
Auf sie nun fielen Leid und Spott
bei Tag und Nacht, die wuchtigen Hämmer,
Nur Helios, der Tröster, besinnt sich des armen
verlassenen Weibes aus seinem Geschlecht,
Lrnst blickt er zurück von der Himmelsgrenze.
Und malt in des Gemaches Dämmer,
in den Schatten des Todes, mit goldigwarmen
Fingern im Scheiden noch ein Geflecht
Röthlich leuchtender, zitternder Kränze.
Zreiburg in Baden. Karolina woerner.

Palazzo Farnese.
^^ine Angelegenheit, die in den letzten Monaten die italienische und die französische Regirung in eine schwierige Lage brachte, ist einstweilen zwar unter einer Fülle von gegenseitigen, Schmeicheleien der beiden jetzt so intimen lateinischen Schwestern begraben worden, kann aber jeden Tag wieder auferstehen. Es handelt sich um den Ankauf des Palazzo Farnese für Frankreich, dessen Botschafter seit ungefähr dreißig Iahren in diesem Palast als Miether wohnt.

Jeder Reisende, der auch nur einige Tage mit einem Vetturino in Rom herumfährt und sich die Sehenswürdigkeiten der urbs zeigen läßt, hat den Palazzo Farnese gesehen. Ob er von ihm einen eigenen Eindruck bekommen, mit Bädekers oder Meyers Hilfe sich über die Bedeutung orientirt hat: er wird sich jedenfalls dunkel daran erinnern, daß dieser schönste Renaissancepalast der Welt von Michelangelo gebaut worden ist. Da die Geschichte in jedem Reisehandbuch nachzulesen ist, will ich hier nur für Menschen, die Rom nicht kennen, anführen, daß Papst Paul der Dritte, der ein Farnese war, von dem großen Architekten Sangallo um 1530 den Palazzo beginnen, von Michelangelo fortsetzen ließ nni> daß ihn dann Vignola und Giacomo della Porta vollendeten. In der Hauptsache bleibt er aber das Werk des unsterblichen Florentiners. Der hat ihn mit einem Gesims gekrönt, das an Schönheit und Großartigkeit nie, aber auch schwerlich an Kostbarkeit übertroffen werden kann. Selbst die farnesischen Schätze reichten nur für die Hauptfassade. Geldeswerth kam bekanntlich dem Michelangelo beim Entwurf seiner Riesenwerke nicht in den Sinn. Den wunderbaren Säulenhof des Palazzo baute er nach dem Muster des Marcellus-Theaters. Nie ist ein Wohnhaus von solcher Einheitlichkeit, Einfachheit und Harmonie geschaffen worden. Das gewaltige Gesims faßt alle ornamentalen Einzelheiten streng zusammen, so daß keine noch so schöne sich breit machen kann.

Im Januar 1910 bewilligten die Deputirten und der Senat der Republik 3 400 000 Francs zum Ankauf des Palazzo Farnese, hauptsächlich auf Anregung des im Interesse Frankreichs emsig und geschickt operirenden Botschafters Jean Barröre, der, wie man hier behauptet, unseren deutschen Diplomaten das Wasser abgegraben hat. Barrere hatte von dem Ministerpräsidenten Giolitti die Zusage herausgedrückt, daß die italienische Regirung gegen den Aebergang des Palastes in französischen Besitz nichts einwenden werde. Die Besitzer sind: Alfonso von Bourbon, Graf

von Caserta, und der Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen,
als Sohn der Prinzessin Maria Theresa von Bourbon. Durch eine
Ehe Philipps des Fünften mit einer Farnese wurde nämlich der
Palazzo Erbgut der Könige von Neapel. Danach könnte man an-
nehmen, daß die Franzosen sich um das Königreich Italien nicht
zu kümmern brauchten, sondern mit den genannten Besitzern das
Geschäft machen konnten. Nun hatte aber der schlaue Giolitti,am
ersten August 1909 den Besitzern einen Gerichtsbeschluß zustellen
lassen, worin ihnen mitgetheilt wurde, daß laut Kurialedikt Pius'
des Neunten vom Jahre 1861 der Palazzo der Kurie gehöre
und ohne Genehmigung der Apostolischen Kammer nicht verkauft
werden dürfe. Die Regirung folgerte nun weiter (nach Gutachten
erster Rechtsgelehrten Italiens): Da anno 1871 der Staat Italien
in den Besitz des Papato eingetreten sei, seien auch alle Rechte
des Papato auf das Königreich übergegangen, also auch der von
Pius dem Neunten festgelegte Anspruch auf den Palazzo Farnese,
wie 1861 dem König von Neapel mitgetheilt worden sei. Bei Ge-
fahr der Annullirung wurde also das Geschäft mit Herrn Barröre
verboten. Das hinderte aber den französischen Senat nicht, am
letzten Tage des vorigen Jahres die Summe für den Ankauf zu
bewilligen. Herr Giolitti hatte inzwischen seinen Platz an Herrn
Sonnino abgetreten. Der mochte nun sehen, wie er den verhät-
schelten Liebling der römischen Gesellschaft, Monsieur Jean, be°
friedigen konnte. Kaum war aber der Beschluß des französischen
Senats in der Ewigen Stadt bekannt geworden, als aus allen
Ecken und Enden eine furchtbare Tramontana zu blasen anfing.
Was? Auch dieses kostbarste künstlerische Gebäude Roms soll an
Fremde losgeschlagen werden? Und die Regirung hat eine halbe
Zusage gegeben? Großer Lärm in allen Zeitungenz Aufmarsch
der Künstlervereine Roms; Massenproteste gegen den Verkauf.
Spaßhaft war nun für den ruhigen Beobachter, wie die von
Barrere angeblasene und so zärtlich genährte Flamme der Liebe
zu Frankreich mit dem nationalen Sturmwind kämpfte. „Wir
lieben ja Frankreich, wir beten es an, wir wissen, wie heilig es
alle Kunstschätze hält; aber hier gehts um eine Prinzipienfrage,
ein Gesetz: werthvolle Kunstwerke dürfen nicht mehr dem Natio»
nalbesitz entzogen werden. Ein neues Gesetz wäre nöthig." Und
so weiter. Dagegen die französische Presse: „Aber wir wollen ja
den Palazzo Farnese nicht fortschleppen! Wir wollen die wunder-
vollen Fresken, welche die Caracci mit ihren Schülern Domini-
chino und Guido Reni auf die Wände der großen Galerie gemalt
haben, nicht wegkratzen oder heraushauen und nach Paris brin«

gen!" Alles vergebens. Der Minister Pichon schlug schließlich vor,
die Republik solle in die Rechte der Caserta plus tzohenzollern ein«
rücken und das Vorkaufsrecht Italiens unangetastet lassen. Für
ein Weilchen beruhigten sich die stürmischen Gemüther der Italia»
nissimi. Dann aber erschien im Giornale d'Italia der Artikel
eines sehr geschätzten Professors, der die Flammen aufs Neue
anblies. Er mahnte die Römer an die Thatsache, daß allzu viele
bedeutsame Gebäude schon in den Besitz der Fremden über»
gegangen seien. Auf dem Monte Pincio die berühmte Villa
Medici mit ihrem tiefdunklen Steineichen« und Lorberhain, wo
sich die Französische Akademie niedergelassen hat; auf dem Kapi-
tel, dem tzeiligthum des S. ?. <Z. K und der schnatternden Gänse,
der Palazzo Caffarelli, in dem der Deutsche Botschafter residirt;
auf dem Ianiculus die spanische Akademie, die Bramantes rem-
pietto einschließt; im Mittelpunkte der Stadt der älteste der großen
römischen Paläste: der Palazzo Venezia, in dem nicht einmal der
Oesterreichische Botschafter beim Quirin«!, sondern der beim Vati-
kan beglaubigte Gesandte sitzt; in der Cancellaria Hause noch der
Vatikan selbst; in den Albaner Bergen habe, in der historischen
Villa Falconieri, der Imperator Oermäni^e sein Lager auf-
geschlagen, und wer zu dem poesievollen Cypressen-See wandern
wolle, müsse erst vor Wilhelm dem Zweiten den tzut abziehen.
In Tivoli aber müsse, wer die Kaskaden der schönen Villa D'Este
sehen wolle, erst vor dem österreichischen Erzherzog Franz Ferdi°
nand das Haupt lüften. Was würden die anderen Nationen
sagen, wenn ihre nationalen tzaüptbauten Fremdlingen gehörten?
Diese Philippika des Professore Gnoli, der man eine gute
Begründung nicht absprechen kann, und der Künstlerprotest haben
so stark gewirkt, daß beide Regixungen den Plan fürs Erste ver-
tagten. Die mühsam erreichte Entente der beiden Schwestern durfte
um keinen Preis gestört werden. Wie alles Feuer bei unseren
treuen Alliirten zuerst fürchterlich emporlodert, bald aber wie
ein ausgebranntes Talglicht jämmerlich erlischt, so verglomm auch
der Zorn über die farnesische Gefahr. Einstweilen muß Frank-
reichs Botschafter an den Bourbon und den tzohenzollern jährlich
sünfzehntausend Francs mehr bezahlen. Eine Miethsteigerung,
die Herrn Jean Barrere natürlich arg verstimmte. Aber er wohnt
so schön; und den Aerger über eine Miethsteigerung hat Mancher
schon heruntergewürgt. Für einen Republikaner und Patrioten
wie Barrere ists freilich hart, gerade einem Bourbon und einem
tzohenzollern so viele vollwichtige Francstücke aufzählen zu müssen.
Rom. Dr. Julius von Werther.

Lie Kriemhild von Byzanz.*)

»W^ls Kaiser Phokas noch immer zögerte, sich zum Zug gegen die
WM> Parsen aufzumachen, um ihnen das Wort der Liebe zu bringen,
geschah es, daß eines Tages Spiridion, unser frommer Bischof und
Hirte, zu uns, seinen Jüngern, sagte: „Laßt uns zu Phorus gehen, auf
daß ich die segnenden Hände über ihn breite und frage, was er in sei-
nem Gemüthe zu thun gedenkt." Und als wir hinkamen, sagte mein
Bischof, wie er es sich vorgenommen hatte ob des Heiles unserer Seelen:
„O Phorus, Freund des Vaterlandes, wie lange noch?" Nnd nach
lange flüsternd geführter Rede, die ich, demüthig an der Thür harrend,
nicht hörte, verabredeten sie Botschaft zu Heraklius, der in Karthago
als Statthalter des Kaisers saß. Und nach stürmisch bewegter Seefahrt
trat der Abgesandte mit einem Gefährten zu Karthago vor den Statt»
Halter und sprach: „Bist Du des Kaisers oder Dessen, der über alle
Kaisex ist?" Nnd da der Statthalter Gattin und Töchter, die ihm
blühten, entließ, damit er sich mit den Boten ungestört unterrede, be-
gab es sich, daß seine älteste Tochter, Zoe, die grauäugige mit den
schwarzen Haaren, lachte und, da sie den Bischofsring an dem Finger
des Gesandten gewahrte, die Worte sprach: „Priester thun außer der
Beichte nicht gut." Und als Dieser erwiderte: „So spricht eine Tochter
Baals, doch keine christliche Jungfrau", geschah es, daß Heraklius be-
schämt die Hand ausstreckte und dem Mädchen einen Backenstreich gab.
Nachdem die Männer allein geblieben waren, begann der Ge-
sandte, von dem Unmuth des Volkes zu reden, worauf Heraklius un-
bewegt erwiderte, wann Einer je ein zufriedenes Byzanz sah. Ja, so
wetterwendisch ist es, sagte er, im Gejage seiner zwecklosen Launen, daß
mein Stallmeister schon die Trauerdecke für den Tag bereit hat, an
dem sie mich etwa auf das Weiße Pferd setzen sollten, um mich im
Triumph zu erhöhen. Nnd nicht minder mißbilligte er es, als der Ab-
gesandte erzählte, wie der Kaiser versprochen habe, sich für das Werk
Gottes gegen die Perser zu wenden! denn in der Verblendung, die ihn
noch beherrschte, maß er das Meer und die gewaltigen Gebirge, die
zwischen^ Byzanz und dem entlegenen Persien sich breiten, und wußte
immer neue Antwort, als der Gesandte von dem desto größeren Waffsn-

*) Aus der bunten Sammlung lesenswerther Novellen, die, unter
dem Titel „Abrechnung", bei Karl Reißner in Dresden erscheint. Der
Autor, der durch seine feinen Shakespearestudien und durch die tiefe
Einfühlung in die Welt von Tausendundeine Nacht bekannt geworden
ist, schrieb mir über sein neues Buch: „In diesen Skizzen giebt es Kin-
der und Narren, Fromme und Tugendhafte, aber auch Spitzbuben und
Schurken. Sie spielen sich zwischen Kolonie« und Byzanz, zwischen Al-
gier und Neu-Ruppin ab und den Menschen, den Schmerzen, die sie
darstellen, kann ich mit gutem Gewissen wenigstens Eins nachsagen: daß
sie nichtimAesthetenwinkel, fernvonderWirklichkeit, erträumtwurden."

rühm und um so gewaltigeren Verdienst der Bekehrung eines so ent»
legenen Volkes sprach. Und o Elend, rief er, daß das Recht stumm wird
und der Verstand sich verdunkelt, wenn die Thorheit M Purpurmantel
des Ruhmes und mit der Krone des Glaubens gekrönet erscheint. Nie
rührten die Perser an uns; im Norden wohnt der Feind, der in unser
Land einbricht. And so stark war der Geist des Widersachers noch in
ihm, daß er sagte, mitnichten habe die Größe die Pflicht, gegen Solche
zu kämpfen, die die Natur selbst durch so tiefe Abgründe des Meeres
und der Berge von uns getrennt hat. Da seufzte der Abgesandte und rief:
„Du siehst, Herr, wie der menschliche Verstand übermüthig gegen Dei»
nen Dienst sich setzt. Nnd Du, Heraklius, der Du in der Seele so unter«
than bist allein dem irdischen Kaiser, wohlan, mißbrauche das Ver»
trauen, das thöricht Phorus, Dein Freund, und ich Dir schenkten, faß
mich und wirf mich in Deine Kerker und liefere mich und den Freund
dem schändlichen Phokas ohn' Erbarmen zum Märthrertod aus."
Und Heraklius ließ ihn gehen. Doch als der Abgesandte schon der
Pforte nah war, die aus dem Gemach führte, wandte sich des Ver»
sagenden Sinn, so daß er den Davongehenden zurückrief und sagte:
„Du nanntest den Kaiser schändlich; erkläre, warum/ Da kam es wie
eine Eingebung über den Gesandten, daß er von Anderem zu erzählen
begann, von Gelagen, die im Kaiserpalast stattfanden, von Stunden des
Rausches, und wie Phokas gleich einem Nero mit trunkenem Schwärm
oft durch die heiligen Hallen zog, und noch manch Anderes, wie heim»
lich geübte Unzucht und Dahinschwärmen in den Häusern des Lasters.
Doch fand er nicht ganz noch Zugang in des Heraklius Sinn, der viel-
mehr zag noch zu fragen anhub, ob denn das Volk wirklich einem
Kaiser, der einst Soldat war, es so anrechne, daß er sich des Weibes
nicht enthalte, nach froher soldatischer Art. Da grollte denn Jener end»
lich auf, wie oft der Sturmwind aufbraust, und rief, die Arme weit
ausbreitend: „Gilt Dirs nichts, daß er auch Dein Werk vernichtet
hat?" Und er erzählte, wie Phokas die Truppen aus MSsien zurück»
zog, worauf Heraklius im Tiefsten erschüttert sich wehrte, daß Dies
möglich sei. Aber Jener rief: „Stemme dich nicht dagegen, die Wahr»
heit zu glauben; denn wisse, Alle, Alle hat er zurückberufen unter dem
Vorwande der Ueberziehung Persiens zur Unterwerfung unter das
Kreuz. Aber nun die Truppen ihm in Bhzanz lagern, hält er sie
zurück und läßt sie nicht von seiner Seite, weil er feig um sein Leben
zittert und ihrer zu seinem Schutz bedarf." Da rang Heraklius die
Hände und aus seinem Mund kam es wie des innersten Herzens Weh»
klage: „Habe ich darum in Skythien und Mösien die Hunnen vier»
und fünfmal in gewaltigem Ringen gebändigt und dem Vaterland für
Jahrhunderte dort die Ruhe verbürgt zu haben geglaubt?" Und er be-
gann, zu schluchzen: „Verdienst und Menschenpläne, seht, was Ihr
Werth seid? Alles, Alles dahingegeben um der Thorheit willen, die nach
dem Süden zieht, oder ob der Angst, die Leibwachen braucht!" Und da
merkte der Abgesandte freilich, daß in dem Manne die Erbitterung ob

des preisgegebenen mösischen Werkes noch immer die größere war. Aber nicht redete er mehr darüber, sondern überließ es dem Willen Gottes, die Seele, die sich nun doch von Phokas abgewendet, alsbald auf den richtigen Weg zu lenken, und erzählte vielmehr, wie Phokas die Hunnen zu Verträgen und Bürgschaft ruhigen Verhaltens zu bewegen sich mühte; wobei sich der Gram des Statthalters nur noch vermehrte, weil er sich erinnerte, wie der Hunne fünfmal, trotz feierlich geschworenen Eiden, sich aufmachte und in das Land einbrach, bis er vor den Thoren der Hauptstadt stand. Und da dann der fressende Schmerz immer stärker in sein Herz einzog, gemahnte der Abgesandte nochmals an die Frevel, die im Kaiserpalast von Bhzanz heimisch geworden waren, und fragte, als er Heraklius weinen sah, endlich: „Hast Du gleich Weibern nur Thränen zu bieten?" Und als Heraklius antwortete, wie es ihm der nun veränderte Sinn eingab, ließ der Gesandte, der sich ihm bisher nicht mit Namen genannt hatte, den Mantel fallen, in den er gehüllt war; und siehe: darunter hatte er das Bischofsgewand und hatte ein Kreuz in den Händen und sagte: „Wenn Du retten willst, s« schwöre." Worauf der Statthalter in die Knie sank und die Hand aufs Kreuz legte und, in Thränen ausbrechend, Gott anrief und sagte: „Ich schwöre; ich will."

Als wir das Gemach verließen und uns wieder zur Gattin des Statthalters gesellten, merkte der Bischof, da sie zag stand, daß es um des Trotzes ihrer Tochter willen so war. Und da man das Mädchen herbeirief und sie ihn im Bischofsgewand sah, lachte sie wie vorher und sagte: „Nun seht Ihrs: Geheimnisse mit Priestern thun nicht gut." Worauf die Mutter bittend dazwischen trat und auch mein Meister zum erzürnten Vater sanft sagte: „Nicht so, Erlauchter; brauche gegen die Erbin Deiner kommenden Größe nicht Gewalt." Da horchte die Jungfrau, die klugen Verstandes war, und dieweil ihr Vater vertraute Freunde zu sich rief, schritt sie mit Spiridion, die Stufen des Palastes herabsteigend, in den Hain, der dort sich bis ans Ufer des Meeres hinzieht und seit den entlegensten Zeiten der Löwen- und Schlangenhain heißt. „Hörte ich gut?" fragte das Mädchen; „Du nanntest den Vater Erlauchter?" In seinem klugen Sinn bestätigte er nicht noch leugnete er. Doch im Innersten des Hains, wo gestürzte Figuren nnd Säulen verstreut sind, fragte er die Jungfrau: „Kennst Du Sinn und Namen des Orts?" Darauf erzählte sie, wie zu Hasdrubals Zeiten einst aus dem Osten ein Wesen in Löwengestalt daherkam, das wie nach dem Entströmen der inneren Kräfte hier plötzlich zu Boden sank; und machtlos, sich zu heben und weiterzuschreiten, lag es da, fürchterlich brüllend und Jedem, der sich nahte, ein Spott. Denn zu der selben Zeit war in der Felswand über dem Hain klirrend ein mächtig Thor aufgegangen, aus dem stürzte eine Schlange vonGold raschen Schwungs in den Hain. Und dort schwebte sie auf dem Baum über dem Thier und lockte und spottete seiner; und immer zeigte sie demantene Reifen auf ihrem Haupt und immer, wenn er danach greifen wollte, warf sie sich

zurück. Aber nachdem der Umkreis der Zeiten für die ihm bemessene
Ohnmacht geschlossen war, geschah es, daß wieder einmal das Thor jüber
dem Hain aufging, und ein Mädchen kam lächelnd herabgeschritten,
das dem Löwen die entblößte Brust bot. Und siehe: da heulte er auf
und trank und sog wieder Kräfte und erfaßte die Schlange und enteilte,
wieder gen Osten hm, mit der goldenen Schlange im Maul. Und wie
das Mädchen Zoe so sprach, blieb ihr plötzlich der Athem aus und sie
sagte erbleichend: „Bischof, ist es eine Geschichte aus fernen Tagen
oder von gestern und heute?" Mit seltsamem Blick sie ansehend, sagte
er: „Du Seltsame, bist Du so klug und willst hindern? Sieh, unsere
Leben alle sind Räthsel; und am Besten, Jeder deutet sie sich selbst.«
Des anderen Tages verbreitete sich das Gerücht, daß die Flotte Befehl
erhalten habe, nach Hispania auszulaufen; und da Heraklius ein kraft«
voller Statthalter und Alles immer bereit war, konnte sie nach wenigen
Tagen schon ziehen. Er umarmte die Gattin und bat sie, zum Himmel
zu beten, und sie antwortete, weil seines Kusses ungewohnt: „Mein
Heraklius, wohl gilt es Schweres, wenn bei einem Abschied unter
Thränen meine Lippe Du suchst." Er drückte sie an sich, und als er
dann die Töchter vor sich befahl und die älteste stumm und tteich sah,
sprach er unmuthig: „Daß sich dies Auge nie erhellt, auch Wenns mich
ins Unbekannte treibt!" Aber da warf sie sich an seinen Hals und ent-
eilte in ihr Gemach; und wie dann die Schiffe gleich weißen Vögeln
mit weitgespannten Fittichen auf der blauen Flut entschwanden, sang
sie das Lied von dem Riesen mit der goldenen Schlange im Maul.
Und mit beflügelter Eile gings erst gen Hispania, dann nach Osten
und an Hellas Küste vorbei und weiter nordwärts, immer rascher
gegen Bhzanz. Und bereits nah der Stadt, hei Chzikus, offenbarte der
Statthalter den Mannen sein Borhaben; sie riefen: Wir gehen mit
Dir! Und nach kurzen Stunden war man am Ziel. Hier aber, in Bh-
zanz, war Alles wie durch ein Wunder bereits bekannt geworden und
im Hafen, vor den Thoren, auf den Mauern standen Truppen, zum
Widerstand gegen den nahenden Heraklius. Doch kaum hatte er den
Fuß ans Land gesetzt, so ward es offenbar, daß mit ihm Gott war, da
die Truppen reglos verharrten, so daß er wie zwischen zwei Reihen
von Bildsäulen den Weg bis in die Stadt zog. Und hier, als letzte
Wache vor dem Palast, fand er die alten Gefährten aus Mösien, die
mit ihm gesiegt hatten und nun mit stummem Winken ihm sagten:
„Gegrüßt, Erlauchter, und thue Dein Werk!" So betrat er denn un-
blutigen Schritts den geheiligten Raum des Palastes; und ganz in
Grauen, das ihm entströmte, und in Schweigen gehüllt, stieg «r Mrren-
den Gangs die Heilige Treppe empor. Und er war ganz allein, Nie-
mand durfte ihm folgen; so durchwanderte er Säle und Gänge in dem
entvölkerten Haus. Bis er den Kaiser fand. Der kniete, sagen sie, vor
einem Altar; er war ganz allein und hatte noch den Purpur um und
den Reif auf dem Haupt. Doch als er Heraklius gewahrte, sprang er
auf und rang die Hände und rief: „Erbarmen! Gedenke des Eides!

Willst Du Deinen Kaiser morden?" Da antwortete Heraklius: „Kaiser, nicht bin ich Henker noch Mörder; richte selbst." And da erkannte Phokas, daß ihm das schwarze Los gefallen sei, und stieß sich das Schwert in die,Brust. Spiridion aber salbte nun den Heraklius zum Kaiser und gleich am anderen Tage wurden Schiffe zur Einholung seiner Gattin und Töchter abgesandt. Und groß war die Freude in Karthago, als sie die Kunde von dem Geschehenen brachten. Die Mitra auf dem Haupt, schritt, in festlichem Zug, mein Bischof zur Begrüßung der neuen Kaiserin in den Palast hinan. Und als er sich näherte, sank sie wankend in die Knie und flüsterte, ob es nicht Mord war. Doch Zoe, mit brennenden Augen, küßte den Ring ihm und sagte: „Bischof, Du warst im Recht!" Und nun eilten wir mit ihnen wieder gen Bhzanz. Und welch ein Jauchzen war da, als zwischen blauendem Himmel und rauschender Fluth die Flotte mit Segeln aus purpurner Seide erschien! Und Alle freuten sich, als Heraklius die wankende Gattin am Ufer auffing und küßte; und Zoe lachte und weinte und hing trunken vor Glück an seinem Hals, als er, mit dem Finger über die Stirn ihr streichend, sagte: „Nun, Finstere, lächelst Du auch?"

Aber nun geschah es, daß Heraklius, über seine Erhebung erfreut, sich der Gattin wieder nahte, wie es denn den Menschen bei mächtig gekommenem Glück oft trotz seinen Iahren wieder treibt, die Theure zu umarmen, die ihm im Dunkel Gefährtin war. Und zu der selben Zeit kam Kunde (über die der Eine so, der Andere anders urtheilte), daß Völker und Städte im Norden schon wieder in Angst vor B^janus bebten, dem furchtbaren König des Hunnenvolkes. Und Heraklius fragte die Nächsten, die ihn umgaben, was nach ihrem Sinn sich jetzt am Meisten gebiete, worauf Zoe zornig sagte: „Kaiser fragen nicht."

Denn so war es geworden, daß Zoe, mannbaren Geistes, auch in des Vaters Gegenwart mit wachsender Stärke und ungescheut das Wort ergriff, indessen er, im Wirbel der Dinge auf Näheres bedacht, sie gewähren ließ und, ihrer Stimme sich gewöhnend, in langsam aufsteigendem Staunen auf ihren starken Eifer sah. Aber nicht lobte er diesmal, sondern Unmuth erfüllte ihn, weil sie vor den Greisen, die mit ihnen saßen, so heftig und mit der Schärfe nicht eines Kindes sprach. Und auch Phorus, der da war und der mit Spiridion einst den Kaiser erhoben, sagte, Lauernde möchten meinen, Heraklius fühle sich außer in Mösien und gegen die Hunnen als Feldherr nicht siegesgewiß. Darauf rief Zoe: „Thu auf Dein Gewand, ob nicht der Mönch drin steckt"; und entgegnete aus erwachendem Trotz weiter: „Vater, die Listigen verwunden absichtlich den Stolz Dir und treiben mit stachliger Rede wie der Treiber das Thier." Da gerieth nun Heraklius in Zorn und schrie: „Zurück in Dein Gemach, Mädchen; Frau, wie lehrst Du mir die Tochter?" Und zitternd begab sich die Mutter mit ihr hinweg. Und bat bebend, zu schweigen; und auch der Bischof kam, die Kränkung nicht zeigend, und flehte. Doch sie antwortete, wie es denn zuweilen vorkommt, daß ein Dämon einer Unklugen die Worte der Wahrheit

beläßt und dabei die Nede doch in Wildheit verwandelt: „Wer ist
Kaiser, der Willen und Verstand hat oder den fremder Wille mit
dornigen oder schmeichlerischen "Reden herumpeitscht? Und wie soll ich
schweigen, da doch Euer Spielen ein Spiel um mein Erb und Out
Vyzantium ist?" Und da offenbarte ihr denn mein Vischof, um sie an
die nothwendige Demuth zu mahnen, daß ihre Mutter gesegneten Lei»
des sei, und sagte sanft: „Sieh, noch bist Du nicht Erbin von Vyzanz."
Da geschah es, daß die Prinzessin plötzlich taumelte und gleich einer
Leblosen hinsank, wie wenn der Donner des Himmels herabsaust und
jäh den Nichtsahnenden trifft. Und bald kam noch andere Kunde, da
Phorus heimlich bei den Hunnen gefragt hatte, um zu sehen, ob sie
wirklich gewillt seien, sich gegen den überwindenden Heraklius zu wa-
gen, uneingedenk seiner Furchtbarkeit. Und bald berichtete er dann
von ihnen angethaner Verleumdung und wie selbst ihr König Vojanus
geneigt sei, Votschaft zu fenden nach Vyzanz. Und wirklich kamen nach
einiger Frist die Abgeordneten des Königs und Phorus, wie nicht
minder mein Vischof, war voll Freude und grüßte die Fremden als
Voten des sich dem Hunnenvolk bereits nähernden Heils. Und im
Schloß wurden die Fremden in den Saal geführt, in dem vor Monaten
Phokas gestorben war; Heraklius saß auf dem Thron, neben ihm die
Kaiserin gesegneten Leibes und dicht bei ihnen, bleich und mager, die
Prinzessin düsteren Auges. Aber wie die Gesandten die Knie beugten,
sah sie unter ihnen einen, von der Natur erhaben über die anderen der
Schaar. Das Haar, wie Kohle schwarz, fiel ihm lang und in glatten
Strähnen über die Schultern, das gelbliche Gesicht blickte wie Vern»
stein und silberne Buckeln saßen ihm im Haar. Und während der Füh»
rer der Abordnung kniend des Vojanus Gruß und Zusicherung vor-
brachte, lachte Jener und flüsterte unbekannte Worte, worauf Der
neben ihm kniete, in Ehrfurcht zu ihm aufblickte und, so daß die weihen
Zähne ihm blitzten, ebenfalls zu lachen begann. Da erhob sich Zoe und
fagte, mit dem Finger weifend: „Ist es Sitte, daß man vor dem Kaiser
der Welt lacht? Freche Spötter als Gesandte sind eine schlechte Unter-
werfung." Aber erzürnt mißbilligte der Kaifer die wilde Art der Toch-
ter. Und in der Nacht geschah es, daß die erschrockene Kaiserin nieder-
kam und einem Söhnlein das Leben gab. Worauf Zoe sich in ihre
Kammer schloß und drei Tage weinend darin verweilte, mit Zurück»
Weisung aller Zureden wie von Speise und Trank. In der Stadt abei
freuten sie sich und sagten, daß das Neich nun vor Frauenherrschaft
gesichert sei, und von der Straße aus stieg der Freudentumult laut und
lauter Zu Zoe empor. Und noch größer ward der Jubel, als Kunde
kam, daß der Geburt des Kindes ein glückliches Omen geworden, nnd
mein Vischof und Meister dem Volk mittheilte, daß mit Vojanus fül
lange Jahre Friede geschlossen sei. Und da schluchzte Zoe laut auf, als
fie es erfuhr, und rief: „Unheil über Dich, Vyzanz, und Du, Priester,
locke nur den Löwen zu Deinem Tigris, bis daß er, das gelbliche Thiel
mit den blitzenden Zähnen im Nacken, einst wieder erwacht!"

Unfern vom Haemus ist im Walde ein Kloster, in dessen Nähe
noch Heraklius einst militärische Vorwerke erbaut hatte! dorthin ward
die Jungfrau nach überstandener Krankheit unter liebreicher Be-
wachung gebracht. Heraklius aber erkannte, wie er, gesichert gegen
Bojanus und mit freigewordenen Kräften, doch verpflichtet sei, zum
Dank für den spät geschenkten Sohn zur Bekehrung der Perser zu
ziehen. Und unter Glockengeläut hielt er in Cyzikus, wohin er sich
überschifft hatte, Heerschau und erinnerte die Truppen, wie ihn auf der
Fahrt zum Thron an der selben Stätte einst auch das Tönen der
Glocken gegrüßt. Und die Soldaten jubelten, als er sie zum Zug über
den Ararat, durch den sie den hannibalischen Heeren gleich werden
würden, aufrief. Und wunderbar war es ja, wie er dann, rasch die
Gebirge ersteigend, auf die nichtsahnenden Feinde herabstürzte und sie,
die über Verrath und plötzlichen Uebersall klagten, vor sich hertrieb.
Um die selbe Zeit wlurde unser Bischof abberufen aus dem irdischen
Dasein, nachdem ihm noch die Wonne geworden, die Siege des Hera»
klius zu sehen. Und siehe, sagte er im Sterben: „ich will Dir Trost
geben, so Deine Augen erblinden, und blind sollst Du noch klärlich den
Sieg meiner Herrlichkeit sehn." Und noch erlebte er, daß die Feinde
Gold und Land flehend anboten; doch nicht willigte darein Heraklius,
bevor sie nicht dem Trug abschworen und laut sich bekannten zum
Gotteswort. Da schloß denn getröstet Spiridion die Augen und mich
entsendete der Regent Phorus zu Petri Sitz, um von dem Abgang des
Frommen Meldung zu bringen. Inzwischen hatte aber hinter dem
Haemus Bojanus, der Hunne, gespäht und geachtet und sich gefreutj
daß sich Heraklius weit und weiter in Asien verlor. Und nun persische
Boten ihn mahnten, schob der Treulose still und auf verborgenenWegen
seine Truppen nach Süden, bis man sie nach Uebersteigung des Hae»
mus bereits wieder in unser Gebiet einfallen sah. Um diese Zeit rück-
kehrend, hörte ich, daß die Kaiserin, die stille, und ihr Söhnlein nun
auch im Kloster bei der Tochter weilten, weil in dem wankelmüthigen
Byzanz Viele über den zwecklos in der Ferne ringenden Kaiser murr-
ten und der Regent, seit Spiridions Tode muthlos geworden, meinte,
daß es für die zage Kaiserin besser sei, das unsichere Volk nicht zu sehen,
Und dort im Kloster kränkelte das Kind und die Zeit war freudlos, da
auch die Prinzessin sich immer mehr umdüsterte und die Mutter, un-
fähig zu lindern, aus ihrem Anblick selbst nur neuen Gram sog. Da
begab es sich eines Tages, als die Leute der Kaiserin sich nah dem
Kloster ergingen, daß ihnen Flüchtlinge entgegenkamen, die riefen:
„Die Hunnen sind da!" Nun jauchzte Zoe auf; mit der Mutter und
dem Bruder südwärts eileud, sagte sie dem begegnenden Regenten:
„Nun, Du Listiger, wie jetzt?" Und höhnte ihn ob des Vergangenen
und fragte,«b Spiridion auch jetzt im Grabe sich der Geschehnisse freuen
möge, und trieb ihn, der sich vor Heraklius fürchtete, weil er dem Hun-
nen schon zweimal nicht widerstanden, dem Kaiser zu melden, daß Rück-
kehr Nothwendigkeit sei.

Um jene Zeit traf mich der Ruf in den Rath, weil Bericht kam,
wie der Kaiser, als er das Geschehene erfuhr, über Nacht ergraut war
und welches Geschick ihn beim Rückmarsch durch die ehernen Gebirge
traf. Denn aufgereizt durch heimische Boten hatten sich bisher ge°
wogene Stämme beredet, die Unseren zu vernichten, so daß sie im Ge»
birge, wie auf dem Grund eines Trichters sich drängend, über sich
ringsum lauernde Feinde sahen. Und hilflos, nach langem Gebet, da
er auf den Boden lang hingestreckt lag, habe der Kaiser sich endlich dem
dort gebietenden Ariokersaunus zu Opfern entschlossen, indem er ihm
die eigene Tochter zur Gemahlin bot. Und nun berief mich der Rath,
weil der Kaiser befohlen, sie rasch zu ihm zu senden; doch sie darauf
griff zum Dolch, sich zu töten, um der Schmach solchen Geschickes zu
entgehen. Und erst als die Mutter flehte, den Vater nicht zu verlassen
in einem Elend, wie es seit Crassus nicht da war, ging Zoe; und auf
des Rathes Befehl ich mit ihr, der fast Sterbenden, zur Ueberwachung
und zum Trost. Wobei sie, als Bhzanz, die Marmorne, uns am Hori-
zont dahinschwand, rückblickend ausrief: „Weh, toter Mönch, so ver-
kauft durch Dich Bhzanz des Kaisers Tochter den Bettlern als Sklavin
und begräbt sie unter den Steinen des Ararat oder unter Eis!" Und
als dann beim Bater im Lager der Bräutigam doch sie verschmähte,
weil er zuletzt gierig noch die Forderung nach Geld und Land erhob,
da brach das Mäldjchen in ein Weinen aus, wie ich es nie gehört habe;
und Wohl that mir der Vater, der sie nicht trösten konnte, und die
Jungfrau, die so klug und stattlich war, leid. Und nun, mit Gewalt
ausholend, schlug sich der Kaiser in den Schluchten durch die Reihen
der Feinde und brachte die beleidigte Tochter mit letzten Kräften in
die Heimath zurück.

Es war aber hohe Zeit, daß sie kamen; denn bereits war Bojanus
auf dem Wege nach Dampolis, wohin der Kaiser eilte, und als es
Nacht ward, kündete Feuerschein, das Gefilde ringsum in Blut tau-
chend, daß der Hunne schon aus dem nördlichen Wald herausgetreten
war. Da begab sich Zoe auf den Söller des Hauses, das uns als Her-
berge diente, und blickte nach Norden und sah, in Streifen heran-
ziehend, die hunnischen Schaaren und bei Sonnenaufgang, wie an der
Spitze ihrer Feldherren der Mann ritt, der einst in Bhzanz im Kaiser-
palast in Gegenwart des Erlauchten so frech gelacht hatte und voll
Spottes gewesen war. Und wirklich war es Bojanus, der damals un-
erkannt unter der Abordnung gewesen und mit eigenen Augen den
neuen Kaiser und die Lage der Dinge erschaut. Und da sie ihn erkannte,
hob Zoe die Hände und rief, sie weit ausbreitend: „Willkommen!
Willkommen, Nothwendigkeit, die Du jetzt für mich sprichst!" Und mit
brennenden Augen verfolgte sie, wie er Befehle ertheilte und, das Ge-
filde umreitend und seiner Beschaffenheit genau kundig, Maschinen
und Truppen immer die Wege führte, wo unsere Mannschaft am
Wenigsten hinderlich war.

Doch wie überlegen an Kraft, berief er rasch seine Feldherren zum

Rath, weilGefangene des Heraklius Anwesenheit meldeten; und lauschte
mit tückisch-lächelnden Augen den Reden. Ihnen aber bangte, wenn
er so lächelte; denn in gefährlicher Stille bewegte sich da immer sein
Entschluß. Und nachdem sie trotz Heraklius, wegen ihrer Nebermacht,
zum Angriff gerathen, nickte er und warf, daß die Silberbuckeln klirr»
ten, die Haare heftig in die Schultern zurück. And sagte heiser, auf die
Feldherren deutend: „Vieh mit Hufen und Hörnern! Kennen den
Mann und kennen auch mich nicht. Stallmeister, bring Heul" Und
sich abwendend schrieb er an den Kaiser» und nannte ihn Hammer der
Perser und führte erdichtete Beschwerde über Unbill während des Hera»
klius Abwesenheit. Und nach zustimmender Antwort des freudig er-
bebenden Kaisers wandte er sich zurück nach dem Norden und empfahl
^ sich der Nachsicht und Schonung und zeigte Sehnsucht, dem Kaiser
Achtung zu bezeugen. Worauf in Byzanz alle Zagniß jchwand und
das Volk wieder gut von dem Kaiser urtheilte und von der Angst vor
ihm sprach, die sich in solcher Demuth eines stark Bewaffneten wohl
ausdrücke. Und so unnöthig dem Stolz anfangs schien, sich auch zu
einer Zusammenkunft mit dem Minderen zu begeben, so willigte Hera-
klius später doch gern in sie, weil eine neue schwere Sache bevorstand..
Denn aus der Tiefe Arabiens kamen plötzlich wilde Heere daher, die
bekannten einen neuen Gott, einen neuen Propheten, und mit Gewalt
auf die übrige Welt sich werfend, eroberten sie das durch Heraklius
entkräftete Persien. Und mit gesteigertem Muth dann gegen seine
Gebiete sich wendend, schickten sie bereits trotzige Boten und bedrohten
Hierosolhma. Drum also eilte Heraklius, den Willigen im Norden
ganz zu beschwichtigen und zu binden, und stellte freiwillig reiche Gaben
an Gold und Land in Aussicht; und beschloß, bei der neu vereinbarten
Zusammenkunft ihn in einer Weise zu ehren, wie es noch nie einem
Minderen geschehen. Als er von des Bojanus Gesandten eingeholt
war, verließ er eines Tages Byzanz mit der Krone auf dem Haupt
und im Purpur der Würde; und so ritt er längs des ganzen Weges
und Glocken läuteten, wohin er kam. Und lächelnd stieg im Norden
Bojanus zu Roß, um, eingeholt von des Kaisers Abordnung, gen
Süden zur Zusammenkunft zu reiten; und wo auf dem Wege Byzan-
tiner mit Reden ihn grüßten, richtete er an seinen Haaren und lächelte
stumm. Doch Wohl tröstete es sie, daß der Stumme offenbar in sich
nicht schlimmen Sinn barg: denn als ein Führer ihrer einen be-
schimpfte, stieß ihn Bojanus mit dem Schwert stumm nieder nnd ritt
weiter, ohne sich umzusehen. In Dampolis nahm Heraklins auch die-
Kaiserin mit sich und nach langer Weigerung bereitete sich auch Zoe
zum Ritt. Denn in der letzten Zeit hatte ihr Bojanus, den sie früher
bewunderte, nichts mehr gegolten nnd sein Thun erschien ihr feig, so
daß sie den erbitterten Vater fragte, ob sie der ewige Kaufpreis für
seine Pläne sein müsse und ob es der verschmähten Braut eines Bett°
lers bestimmt sei, am Ende auch die Braut eines elenden Feiglings zu
sein. Doch fügte sie sich, da er nicht nachließ; nur weigerte sie sich des

Purpurgewandes, indessen Alle sonst im großen Prunke dahinzogen
und, von den einholenden Hunnen in Demuth umgeben, der Kaiser
selbst im Purpur und mit der Krone voran. Und nach vier Tagreisen
war man bereits Persthlaba nah, dem Ort der Zusammenkunft; und
als das letzte Nachtlager aufgeschlagen wurde, in der Mitte die pur»
purnen Zelte der Herrscher, erschienen die begleitenden Hunnen noch
einmal mit Wünschen für die Nachtruhe vor dem Kaiser und neigten
sich mit Handkuß und Gruß. Da geschah es, als alle Lichter erloschen
waren, daß man mich zur Prinzessin rief, die heftig und heftiger weinte;
und ich sprach ihr von dem Gleichniß mit den Jungfrauen und auch
von Eustochium, die ihrer Mutter Paula gehorchte, und warnte vor
der Schlange, die an jedem Lebensbaum hängt und verführt und bren»
nende Wünsche eingiebt. Doch sie antwortete wie in Naserei: „Mönch,
was willst Du von mir? Was weißt Du von Schlangen? Schlimm,
Mönch, schlimm sind die Schlangen, die stark scheinen und auf die man
sich verläßt und die dann zu feig sind, das Erwartete zu thun!" Und
'raufte sich das Haar und warf sich aufs Lager und wimmerte: „Gott,
nimm mich hinweg!" Aber wie sie so sprach, theilte sich plötzlich der
Vorhang des Zeltes und ein Mann kam hereingestürzt, der ein bäuer-
lich Gewand trug, und riß die Erschrockene vom Lager auf und flüsterte
zu ihr Worte. Und wie wir entsetzt zurückprallten und die Frauen,
die eine dahin, die andere dorthin, fliehen wollten, war es unser Herr
und Kaiser selbst, der jetzt in diesem Gewände vor uns stand. Denn als
der Tag im Lager erstorben war und die letzten Feuer nur brannten,
war, aus dem Schilf des nahen Gewässers auftauchend, ein Mann her»
vorgekommen, der sich der Wache stellte und vor den Kaiser geführt zu
werden forderte. Und als Heraklius geweckt wurde, sagte der Mann,
niederkniend und weinend: „Kaiser, Verrath! Dein Lager ist einge«
schlössen und Bojanus naht, Dich gefangen zu nehmen, Dich und Alle,
die mit Dir gekommen sind. Dein ganzes Haus will er vernichten. Das
ist sein Plan." Da sprang Heraklius auf und nahm mit raschem Ent»
schluß das Gewand, sich zu verkleiden. Dann weckte er Gattin und
Tochter und drängte, da man schon Waffengeklirr hörte, in wilder
Angst heiser zur Eile. Und hob, da die Tochter unbewegt dalag, die
Kaiserin aufs Pferd und nahm Purpur und Krone in grobem Sack
auf die Schulter und sagte, während Bojanus gerade in das schlum»
mernde Lager einbrach, durch das nächtliche Düster davon.
Und ich, Elender, nicht will ich klagen, welcher Schrecken nun
ausbrach und welchen Jammer wir erlebten; und wie man mordete
und wie man uns fing und fesselte und, indessen die Zelte ringsum,
in Brand gesteckt, schauerlich aufleuchteten, uns gleich einer Heerde
jetzt gleich nächtlings vor den Berräther hin trieb. Und als wir seiner
ansichtig wurden, kniete vor ihm ein Mann, der flehte um Erbarmen.
Doch er fragte: „Wo ist der Kaiser?" Dann lachte er heiser und winkte
ohne weiteren Zorn, worauf sie den Mann umbrachten. Dann schritt
er auf Zoe zu. Und sagte: „Meine Späher umgaben Dich stets und

erzählten, Du habest Dich geändert. Ist es so? Vor Jahresfrist verlangtest Du die Köpfe Lachender in Bhzanz." Sie barg das Haupt, dann sprach sie: „Damals sehnte ich mich, Einen zu sehen, der stark ist, und glaubte, mein Vater sei ein Solcher; und als Du Dich Dampolis nähertest, stand ich auf dem Söller und glaubte, Du seiest es/ Und wurdest an mir irr?" fragte er. Sie erwiderte: „Ich bekenne, so war es; doch jetzt wurde ich gefangen, weil ich es so wollte. Ich konnte mich retten und wollte es nicht." Da betrachtete er sie lange stumm und verwundert, bis'er fragte: „hast Du mir Etwas zu sagen, so sprich es laut." Und als sie sich, die Arme ausstreckend, niederwarf, sagte er: „Solche Rede ist mir nicht verständlich." Warauf sie jagte: „Nimm mich!" Und er heiser antwortete und lachte: „Dazu bedarf es nicht Deines Wortes; ich habe Dich schon genommen und brauche mich nicht zu plagen;" und schüttelte sie so heftig, daß sie wie unter eiserner Last zusammenbrach. „Nicht Das ist es, was ich hören will," sagte er weiter, „sondern tummle Dich; nicht habe ich Muße, zu zögern. Hast Du mir Etwas zu sagen, noch kannst Dus; sonst magst Du erfahren, daß die Tochter des Kaisers dem Hunnen eben so viel wie dem Kurden ist."
Und da geschah es, während wir entsetzt zuschauten, daß die Unselige zu schluchzen begann und rief: „Mache, was Du willst, mit mir; nenne mich Magd und Sklavin. Die Welt ist entkräftet und inmitten des Unterganges von Kraft und Verstand bist Du der einzige wirkliche Mann, den mein Auge je sah. Nimm mich: ich liebe Dich." Da lächelte er finster und sagte: „Wohl, Das verstehe ich und will es Dir danken. Denn Ihr von Bhzanz, obwohl treulos und verrätherisch wie wir, verachtet uns und Euch Christen sind wir Wilde und es freut einen Wilden, zu sehen, wie Eure Wuth auch sanft werden kann."
Und wieder lachte er still mit den glänzenden Augen. Und noch in der selben Nacht wurden sie nach hunnischen Bräuchen zusammengegeben und feierten, während wir in unseren Banden mit unseren Stirnen den Boden schlugen und über das Erlebte wehklagten, das Beilager. Doch frühmorgens unendlich Geschrei; denn da flüsterte Zoe ihm ins Ohr: „Nun auf und nach Byzanz gezogen, mein Held, denn Dein ist es nach dem Recht der Kraft und, weil ich die Erbin bin, wenn das Söhnlein dort sterben sollte!" Worauf aber Bojanus laut auflachte und. sagte: „So habe ich Dich also, Du Schlange von Bhzanz! Das zerfraß dir das Leben? Ha, seht, sie giebt mir Erlaubniß; und fromm, als Schwieger des Kaisers, werde ich also nach Bhzanz ziehen, wenn dort ein Mörderlein das Schwägerlein getötet haben wird." Und er rief seine Henker, die sie sofort hinschleiften und vom Leben zum Tode brachten, so daß ihr Blut hoch aufspritzte. Und Bojanus sagte, die Enthauptete finster betrachtend^ „Verliebte, ich gab Dir, was Du wolltest; doch die Tochter des närrischen Kaisers, der mit seinem Wahnsinn das Blut seines Kindes zu Mord verwandelte und der mit seiner frommen Wuth sich und sein Reich umbringt, die brauche ich zu meinen Plänen nicht." Wenige Tage darauf stand Bojanus an der Spitze

seiner Heere vor Byzanz und ließ Heraklius wissen, was mit seiner
Tochter geschehen sei. Und nun begann die schaudervolle Belagerung,
die zwei Jahre währte und deren Schrecken nicht auszusingen sind. Und
zu der selbigen Zeit brachen die Bekenner des neuen Propheten in das
Heilige Land; und droben belagert, war Heraklius eben so unfähig,
dem neuen Strom Einhalt zu gebieten, wie Persien, das von ihm bis
zur Ohnmacht geschlagen worden war.
Wien. Adolf Gelber.
selbe Presse, die noch im vorigen Juli dem Fürsten Bülow
„Prinzipienlosigkeit" vorwarf, hat die konservative Niederlage
in Oletzko-Lyck als Beginn des vom Fürsten Bülow wegen seines Stur-
zes geforderten Philippi gefeiert. Ohne Recht; Caesar schuf das rö-
mische Weltreich und starb unbesiegt. Von der zweiten Hälfte der bü-
lowischen Regirung wird nur die Erinnerung an sein diplomatisches
Sedan in Algesiras und an die Reichstagsverhandlung vom neunten
und zehnten November 1908 zeugen; nichts wurde ihm genommen als
sein Amt. Wenn Fürst Bülow sich rühmte, daß keinem seiner Nach-
folger gelingen werde, so sehr wie er die Vertretung der Sozialdemo»
kratie im Reichstag zu beschränken, dann muß er sich damit begnügen,
vor der Geschichte seine Staatskunst der von Leuten gleichgestellt zu
sehen, die sprachen oder dachten: „^vrös vous Is Sslu^s."
War aber nöthig, daß der Kaiser und König und das Volk die
letzten Folgen der Handlungen des zur Zeit Selbstexpatriirten auf sich
nehmen? Der König hat in der ihm vom Fürsten Bülow überreichten
Thronrede im Oktober 1908 eine „organische Fortbildung" des preußi-
schen Landtagswahlrechtes zugesagt. Die Ueberreichung der Thronrede
hat ungefähr die selbe Bedeutung wie die im Artikel 44 der Verfassung
vorgesehene ministerielle Gegenzeichnung einer königlichen Verfügung.
Wie ein Minister Anlaß haben kann, seinen Abschied zu nehmen,
wenn es zur Aufhebung oder Abänderung eines von ihm herbeige-
führten Gesetzes, einer von ihm bewirkten Verordnung kommt, so kann
*) Die Veröffentlichung dieses Briefes glaubte ich nicht ablehnen
zu sollen, weil es nützlich ist, den Standpunkt zu betrachten, von dem
aus mancher Konservative die Wahlkämpfe sieht. Daß der Schreiber
dieses Briefes Süddeutscher ist und früher der Volkspartei angehörte,
muß, als ein beträchtlicher Umstand, erwähnt werden.
Gegen die Wahlreform.
Ein Brief an den Herausgeber.*) ,

ein Ministerpräsident Grund zum Rücktritt haben, wenn eine Zusage
aus einer auf seinen Wunsch gehaltenen Thronrede nicht erfüllt wird.
Der König selbst aber übernimmt mit der Verlesung der Thronrede,
auch wenn diese ihren Inhalt ausdrücklich als seinen Willen bezeichnet,
im Sinn der Artikel Absatz 2 und ÄS Satz 2 der Verfassung nur die
Verpflichtung, wenn er eine solche Zusage nicht erfüllt sehen will, den
Ministern, die sie ihm empfohlen hatten, auf ihr Verlangen die Ent-
lassung zu bewilligen. In England wird nach dem Rücktritt eines
Ministeriums auch alles während seiner Amtsführung in Thronreden
Verheißene ohne Weiteres hinfällig und der englische König würde
verfafsungwidrig handeln, wenn er das neue Ministerium zur Ein»
lösung obsoleter Zusagen verpflichtete. Der König von Preußen ist
nicht nur eben so wenig formell an die Zusage einer Thronrede noch
gebunden, wenn er den Minister, der sie erwirkte, entlassen hat, son-
dein er ist auch nach der Verfassung berechtigt und sittlich verpflichtet,
in jeder Stunde zu prüfen, ob das Wohl des Landes mit der Durch»
führung einer von ihm in einer Thronrede oder sonstwo gegebenen
Zusage zu vereinbaren ist. Hält er Das nicht mehr für gewiß, so muß
er dem Wohl des Landes das Interesse des oder der an der Zusage be-
theiligten Beamten opfern.
Herr von Bethmann-Hollweg hatte nur dann Anlaß, den König
an das. Versprechen vom Oktober 1908 zu binden, wenn er überzeugt
war, Aenderungen des Wahlrechtes gefunden zu haben, die auf die
Dauer dem Staatswohl und dem Bestände der Dynastie förderlich sein
müßten. Er mußte auch wissen, daß das zwar nicht laut erwähnte, aber
überall vorausgesetzte Aequivalent der Zusage von 1908 die Zustim»
mung des Liberalismus zur Reichsfinanzreform sein sollte; nachdem
er diese Reform gegen die Stimmen der Liberalen, 6ie seitdem Regi«
rung und Mehrheit anfeindeten, durchgesetzt hatte, brauchte Herr von
Bethmann-Hollweg nur noch an die Folgen zu denken, die Aenderun»
gen des Wahlrechtes für das Staatswohl haben würden.
Da der preußische Haushalt, außer auf den Staatseinkünften,
ausschließlich auf Leistungen beruht, deren Betrag für die einzelnen
Bürger gesetzlich, unmittelbar unabhängig von ihrem Willen, ver-
schieden ist, so ist hier die Abstufung des Rechtes auf Theilnahme an
Gesetzgebung und Kontrole der Verwaltung nach der Leistung direkter
Steuern in gewissem Sinn gerechtfertigt; das Reich ernährt sich zum
wesentlichen Theil durch Verbrauchsabgaben, deren über ein gleiches
Mindestmaß hinausgehender Betrag im Belieben des Einzelnen liegt;
hier ist also das gleiche Wahlrecht auch moralisch gerechtfertigt.
Die Regirung blieb mit ihrer Vorlage auf den bewährten Grund-
lagen des bestehenden Wahlrechtes; sie gab aber durch die Maßrege-
lung kattowitzer Lehrer wegen Ausübung eines öffentlichen Stimm-
rechts dem Verlangen nach geheimer Wahl den wirksamsten Rückhalt.
Wie sie dadurch dem Centrum die Aenderung der Vorlage erleichterte
oder aufnöthigte, so mußte ihr Vorschlag, die indirekte Wahl als „über-

lebt", „aus vergangener Zeit stammend" (Wortlaut der Begründung
des Entwurfes) und wegen zu geringer Wahlbetheiligung auf dem
Lande abzuschaffen, der Konservativen Partei die unveränderte An-
nahme verbieten. Daß der Wählerschaft ihrem engsten Kreis entnom-
mene Wahlmänner, statt der eigentlichen Kandidaten, vorgeschlagen
werden, nützt allerdings in erster Linie den Konservativen und einem
Theil der Centrumspartei, weil sie auf dem Land, und in kleinen
Städten Anhänger haben, deren Parteistellung schon aus außerpoli-
tischen Gründen der Mehrheit ihres Stimmbezirkes als die für das
Gemeinwohl richtige gilt; solchen Anhanges kann sich in eben so
großem Umfang keine andere bürgerliche Partei rühmen. Die Sozial»
demokratie braucht, bei ihrer Organisation, solche Vertrauensvermitte-
lung nicht, um Mandate zu erlangen. Die Unmöglichkeit, in jedem
Stimmbezirk für jeden Kandidaten des Wahlkreises einen Wahlmann
aufzustellen, hindert aber einen Theil der Urwähler an der Ausübung
des Wahlrechtes. Dadurch kommt die politische Stellung der zur Nr«
Wahl berechtigten Bevölkerung, auch so weit sie die Mühe und Verant-
wortlichkeit der Stimmabgabe auf sich nehmen will, nicht in zureichen-
den Ziffern zum Ausdruck: was nicht nur die Wähler und deren Par-
teiorganisationen schädigt, sondern auch der Regirung die Erkenntnis;
der politischen Strömungen erschwert. Dieser (in der Begründung des
Entwurfes nicht erwähnte) Grund muß eine preußisch: Regirung, die
nicht die nächstliegenden Interessen der ihr zur Zeit die Führung der
Reichsgeschäfte ermöglichenden Parteien zur Richtschnur nimmt, zur
Beseitigung der indirekten Wahl zwingen; den damit für' die Demo-
kratie von Bassermann bis zu Borgmann verbundenen Zuwachs an
Mandaten und Einfluß ohne Entgelt zuzugestehen: daran konnte nur
eine Regirung dZnken, die den Spuren des Fürsten von Bülow folgt.
Dieser Kanzler hat bekanntlich dem Reichstag Diäten bewilligt und
für dieses Zugeständnis; von den Liberalen nichts Anderes gefordert
und empfangen als das Versprechen, ihn fürs Erste noch im Amt zu
erhalten. Das Staatsinteresse zwang nicht, diesen Spuren zu folgen.
Herr von Bethmann verlangt Privilegirung der Wähler von
„höherer Bildung, reiferer Erfahrung im Lebensberuf und verdienst-
voller Thätigkeit im öffentlichen Leben", um das Volk bei „Staatsbe-
wußtsein" und „verständnißvoller Beurtheilung" zu erhalten oder da-
zu zu erziehen. Unter der Verbrämung ist die Absicht erkennbar, den
Einfluß der Regirung auf die Wählerschaft zu mehren. Die staatliche
Unterscheidung „geistig hochstehender Wähler" von anderen paßt aber
schlecht in das Bekenntniß zu kantischer Ethik, mit dem Herr von Beth-
mann einst für Viele seine Anwartschaft auf das höchste Staatsamt be-
gründete. Diese Ethik schätzt den Ackerknecht, der sorgsam und unver-
drossen seine Furchen zieht und so den Landeskindern Brot schaffen
hilft, nicht geringer als die Männer, deren Hirnleistung uns von un-
vergänglichem Nutzen für das Menschengeschlecht scheint. Diese Privi-
legirung ist, wie man sie auch faßt, nur geeignet, in Preußen die Klassen-

gegensätze zu vertiefen und an den Unterschied zwischen dem preußischen und dem Reichswahlrecht zu erinnern: Beides wieder zum Vortheil der Sozialdemokratie.

Die „regelwidrige Erscheinung" der Einer» und Zweier-Abtheilungen, die „das Ziel fortgesetzter, berechtigter Angriffe" waren, sollen dadurch „beseitigt oder für das Gesammtergebniß der Wahl nnschädlich gemacht werden", daß der für die Drittelung innerhalb des Stimm« bezirkes anzurechnende Steuerbetrag eines Wählers auf die Höchst» summe von 5000 Mark beschränkt wird. Daß die angeblich anstößigen Abtheilungen dadurch nur vermindert würden, ergiebt die Statistik, wonach sie 19«S in den 29028 UrWahlbezirken der Ersten Abtheilung in 3917, in der Zweiten in 231 Fällen vorlagen, während die Obergrenze der Gesammtsteuerleistung bei der bisherigen unbeschränkten Anrechnung in der Zweiten Abtheilung nur in SIS, in der Dritten nur in ÄS Nrwahlbezirken über S000 Mark lag. Daß das „Gesammtergebniß der Wahl" (also wohl die Wahl des Abgeordneten) durch Einer- oder Iweier-Abtheilungen in irgendeinem konkreten Fall entschieden worden sei, vermochte die Vorlage nicht zu behaupten; nach der Statistik gab es die meisten Abtheilungen dieser Art im Zweiten berliner Wahlkreis, wo die Wahl in der Ersten Klasse zu 31, im Ganzen zu 10 Prozent durch solche Abtheilungen entschieden werden konnte. Welcher Schade daraus entstehen könnte, daß ein Wahlmann sein Mandat von einer Person oder von zweien erhält, wurde noch nicht gezeigt. So lange das Wahlrecht überhaupt nach der Steuerleistung abgestuft ist, wird der mehr als 5000 Mark Zahlende fragen, warum ihm ein Theil des seiner Leistung entsprechenden Wahlrechtes genommen wurde, und der weniger Zahlende, warum die Begünstigung der Reichen bis an die Grenze der 6000 Mark gehe und nicht ganz beseitigt werde. Nach der „Maximirung" wird unser Wahlsystem vor dem Richtstuhl der Logik auch vom gewandtesten Anwalt nicht mehr zu vertreten sein.

Die einzige Aenderung, die mir jetzt ohne Schädigung staatlicher Interessen in Preußen und im Reich möglich scheint, ist die Erhöhung des den zur Staatseinkommensteuer nicht veranlagten Wählern angerechneten Betrages. Während diese Wähler 47 Prozent der Gesammt-Zahl ausmachen, ist der Betrag ihrer fingirten Steuer nur 1,6 Prozent öes Gesammtsteuerbetrages für die Wahlrechtsvertheilung. Der Antheil der nicht einkommensteuerpflichtigen Ertrag bringenden Arbeit am Gedeihen des finanziell auf direkte Besteuerung gegründeten Staates läßt sich nicht genau berechnen; sie kann nur, je nach sozialistischer oder kapitalistischer Auffassung, ungefähr abgeschätzt werden. Mir würde deshalb richtig scheinen, die fingirt: Steuer auf 12 Mark zu bemessen und, da die Einkommensteuer mit 6 Mark beginnt, den sie zahlenden Wählern aber ein größerer individueller Einfluß auf den Wahlausfall zustehen muß als den davon befreiten, mit IN/s Mark zu beginnen, für jede Mark Staatssteuer eine halbe Mark fallen zu lassen und so bis zu einem Einkommen von 1800 Mark den Steuer-

Pflichtigen fingirte Steuerbeträge für die Berechnung der Klassendritte-'
lung zuzuschreiben. Der Landtag hat durch die Erhöhung der fingirten
Steuer auf 4 Mark die Plutokratifche Wirkung der Klassenteilung:
selbst zu schwächen versucht. Solche Aenderungen nützen freilich den
Schichten, auf die sich die Sozialdemokratie stützt, die aber auch für-
jede bürgerliche Parteien von hoher Bedeutung sind und es be^i objektiv»
ihnen gerechter Politik immer mehr werden müssen. 0b eine solche
Politik getrieben werden wird, ist heute noch nicht zu beurtheilen. Un-
terbleibt sie und wird weiter nach der Eintagsbequemlichkeit der Re-
girung gewirthschastet, fo ist auch die an sich wünschenswerthe Demo»
kratisirung des preußischen Wahlrechtes nur ein Schritt auf der Bahn
zur Einführung des Reichswahlrechtes.
Das ist das Ziel der Sozialdemokratie und der bürgerlichen De«
mokraten. Nach dem „Staatsanzeiger für Württemberg" hat der
Reichstagsabgeordnete Hauhmann in einer stuttgarter Versammlung-
der Fortschrittlichen Volkspartei gesagt: „Die kommende Reichstags»
Wahl wird einen Kampf geben, wie man ihn in Deutschland noch nicht
gehabt hat." Die politische Beruhigung, die das Programm des Reichs»
kanzlers von Vethmann-tzollweg anstrebt, wird also durch die Mahl»
reform auch nach den Beschlüssen des Herrenhauses wohl nicht erreicht
werden; und wenn ein neuer Reichstag mit einer Mehrheit von Sozial»
demokratie, Volkspartei, Polen, Welsen, Elsässern und dem radikalen
Theil der Nationalliberalen die Mitwirkung am Reichsgeschäft an die
Bedingung knüpft, daß auch die indirekte Wahl und das Klassensystem
in Preußen beseitigt werde, wird Herr von Vethmann nicht glauben,
in einem aus geheimer Urwahl entstandenen oder vor ihr stehenden
Abgeordnetenhaus den ncthigen Rückhalt finden zu können, sondern
wahrscheinlich wieder annehmen, die Verweigerung des Geforderten
müsse die Lage verschlechtern (wie er sich ausdrückt:, als das Abgeord-
netenhaus seine Vorlage „auf eine andere Basis gestellt" hatte).
Die Konservative Partei hat, trotz der Warnung durch Vülows
Interview, versäumt, die politische Zukunft durch die Festlegung der
am Anfang meines Briefes angedeuteten Grundsätze zu sichern und
damit den neuen Ministerpräsidenten von dem Unternehmen einer'
Wahlreform abzuschrecken. Sie hat, nach sechzigjähriger Segnerschaft,
die geheime Wahl bewilligt und sieht nun, durch die Drittelungvor-
schriften des Herrenhauses, die Möglichkeit schmerzhafter Mandatver-
luste noch erweitert, Ich fürchte, sie wird noch vor dem Centrum die
Kosten dieser Aktion zu tragen haben. Wenn diese beiden Parteien sich»
bei der endgiltigen Abstimmung im Abgeordnet nhaus d?r Stimmen
enthielten und an der Beschlußfähigkeit des Hauses kein Zweifel laut
würde, dann könnten wir erleben, daß Freisinnige, N^tionalliberale,
am Ende gar die Sozialdemokraten die Vorlage, wegen der geheimen
Nrwahl, zu retten versuchten. Ostar'Freiherr von Münch.
hc,ausg,ber und verantwortlicher NedaNeur: Maximilian tzoroen in Berlin. —

Atropos.
ZM^as Eure Majestät stets gefürchtet und vermieden, was alle
Einsichtigen voraussahen: daß ein ernstliches Zerwürfniß
mit Oesterreich vonFrankreich benutzt werden würde, um sich auf
KostenDeutschlands zu vergrößern, liegt jetztinLouis Napoleons
ausgesprochenem Programm vor Aller Augen. Die ganzen Rhein-
lande für die Herzogthümer: Das wäre für ihn kein schlechter
Tausch; denn mit den früher beanspruchten petita recMicstwns
6eg frontieres wird er sich gewiß nicht begnügen. Nnd er ist der all»
mächtige Gebieter in Europa! Gegen denArheber unserer Politik
hege ich keine feindliche Gesinnung. Ich erinnere mich gern, daß ich
1848tzand intzandmitihm ging, um den König zu stärken. ImMärz
1862 rieth ich Eurer Majestät, einen Steuermann von konserva-
tiven Antecedentien zu wählen, der Ehrgeiz, Kühnheit und Ge-
schick genug besitze, um das Staatss'chiff aus den Klippen, in die
es gerathen, herauszuführen, und ich würde Herrn von Bismarck
genannt haben, hätte ich geglaubt, daß er mit jenen Eigenschaften
dieBesonnenheitundFolgerichtigkeitdesDenkens und Hand eins
verbände, deren Mangel der Jugend kaum verziehen würde, bei
einem'Mann aber für den Staat, den er führt, lebensgefährlich
ist. In der That war des Grafen Bismarck Thun von Anfang an
voll von Widersprüchen. Von je her ein entschiedener Vertreter
der russisch-französischen Alliance, knüpfte er an die im preußi-
schen Interesse Rußland zu leistende Hilfe gegen den polnischen
Aufstand politische Projekte, die ihm beide Staaten entfremden

mußten. Als ihm 1863 mit dem Tode des Königs vonDänemark
eine Aufgabe in den Schoß fiel, so glücklich, wie sie nur je einem
Staatsmann zu Theil geworden, verschmähte er es, Preußen an
die Spitze der einmüthigen Erhebung Deutschlands zu stellen,
dessen Einigung unter Preußens Führung sein Ziel war, ver-
band sich vielmehr mit Oesterreich, dem prinzipiellen Gegner die-
ses Planes, um später sich dann mit ihm unversöhnlich zu ver-
feinden. Den Prinzen von Augustenburg, dem Eure Majestät
wohlwollten und von dem damals Alles zu erhalten war, miß-
handelte er, um ihn bald darauf durch den Grasen Bernstorff auf
der Londoner Konferenz für den Berechtigten erklären zu lassen.
Dann verpflichtet er Preußen im Wiener Frieden, nur im Ein-
verständniß mit Oesterreich definitiv über die befreiten Herzog-
thümer zu disponiren, und läßt in ihnen Einrichtungen treffen,
welche die beabsichtigte .Annexion' deutlich verkündigen. Viele be-
trachten diese und ähnliche Maßregeln, die stets, weil insich wider-
fprechend, in das Gegentheil des Bezweckten umschlugen, als
Fehler der Unbesonnenheit. Anderen erscheinen sie als Schritte
eines Mannes, der aufAbenteuer ausgeht, Alles durcheinander
wirft und es darauf ankommen läßt, was ihm zurBeute wird, oder
eines Spielers, der nach jedemVerlust höher pointirt und endlich
Va danque sagt. Dies Alles ist schlimm; aber.noch viel schlimmer
in meinen Augen, daß Graf Bismarck sich in dieser Handlung-
weise mit der Gesinnung und den Zielen seines Königs in Wi-
derspruch setzte und sein größtes Geschick darin bewies, daß er ihn
SchrittvorSchrittdementgegengesetztenZiel näher führte,bis die
Umkehr unmöglich schien, während es nach meinem Dafürhalten
die erste Pflicht einesMinisters ist, seinen Fürsten treu zu berathen,
ihm dieMittel zurAusführungseinerAbsichten darzureichen und
vorAllem d essen Bild vor der Welt rein zu erhalten. EurerMajestät
gerader, gerechter und ritterlicher Sinn ist weltbekannt und hatAl-
lerhöchstdemselben das allgemeine Vertrauen, die allgemeineVer-
ehrungzugewendet. GrafBismarckaberhates dahingebracht, daß
Eurer Majestät edelsteWorte dem eigenenLand gegenüber, weil
nicht geglaubt,wirkunglos verhallen und daßjedeVerstättdigung
mit anderen Mächten unmöglich geworden, weil die erste Vorbe-
dingung, das Vertrauen, durch eine ränkevollePolitikzerstörtwor-
den ist. Noch ist kein Schuß gefallen, noch ist Verständigungunter
einer Bedingung möglich. Nicht die Kriegsrüstungen sind einzu-

stellen, vielmehr,wenn es nöthigist, zu verdoppeln, umGegnern.die
unsereVernichtung wollen, siegreich entgegenzutreten oder mit vol-
len Ehren aus dem verwickelten Handel herauszukommen. Aber
jede Verständigungistunmöglich, so lange an EurerMajestätSeite
der Mann stehtund Ihr entschiedenes Vertrauen besitzt, der dieses
Vertrauen Eurer Majestät bei allen Mächten geraubt hat."
Diesen Brief empfing König Wilhelm nicht, wie der Schreiber
gehofft hatte, nochinVabelsberg, sondern erstinNikolsburg; nach
dem Iulitag, der feinem Heer bei Königgraetz den mit einem Schlag
entscheidenden Sieg beschert hatte. Die Antwort begann mit dem
Satz: „In Nikolsburg eröffnete ich erst IhrenVrief und 9rt und
Datum der Antwort wären Antwort genug." Der Zuträger, der
nach der fußen Speise keuchend seinen Senf auf den Tisch brachte,
hieß Moritz AugustvouVethmann-hollweg;warProfessor,dann,
bis ins Frühjahr 1862, preußischer Kultusminister gewesen und
schrieb, während er sich zum Censor des Ministerpräsidenten be-
rufen wähnte, ein Buch über den „ Civilprozeß des gemeinenNech-
tesingeschichtlicherEntwickelung". DieWarnerepistellagnoch, der
Nation unbekannt, im Archiv des Hauses hohenzollern, als Graf
Anton von Prokesch-Osten, der Oesterreichs Präsidialgesandter
beimVundestag gewesen war und in Frankfurt mit demKollegen
Vismarck in steter, auch gesellschaftlich fühlbarer Fehde gelebt
hatte, schrieb: „Fürherrn von Vismarck, der durch und durch nur
Preuße ist, existirte kein anderer Standpunkt als der des preußi-
schen Interesses. Er würde, wenn ein Engel vom Himmel herab-
gestiegen wäre, ihn ohne preußische Kokarde nicht eingelassen, da-
gegen dem Satan selbst(zwarmitVerachtung, aber doch) die Hand
gereicht haben, wenn Dieser dem preußischen Staat ein deutsches
Dorf zugeschanzt hätte. Klar wie Macchiavell, war er zu gewandt
und zu glatt, um irgendein Mittel zu verschmähen; und manmuß
ihm zugestehen, daß ihm Halbheit nach jeder Nichtung fern lag
und daß er jedesmal die ganze, wohlgeordnete Phalanx seiner
Mittel ins Feld zu führen verstand. Der Beruf Preußens über-
wältigte ihn fo, daß er selbst mit mir die Rnerläßlichkeit der Ein-
heitDeutschlandsunterPreußenmehrmals besprach.Miristüber-
Haupt kaum ein Mann vorgekommen, so abgeschlossen in seinen
Tteberzeugungen.so bewußt seines Wollens und Sollens. Er war
der Mann für denAmguß Deutschlands in die neue Form." So
urtheilteeinfeindlicherPolitiker;ausdemMundVethmanns,der

sich wohlwollenderObjektivitätrühmte, hatte einunpolitischer Geist gesprochen, der nie begriff, um was es sich eigentlich handle, das Wesen der Politik nie auch nur ahnen lernte und schließlich, als ein braver Mann, sich in die unwürdige Rolle des schmeichelnden Klugschwätzers erniederte, um den zaudernden König von dem kühnen Minister zu trennen. Moritz August sah alles Geschehen und Wollen durch die Dozentenbrille; glaubte, mit Biedersinn und Rechtsgefühl das Staatsgeschäft treibenzukönnen; hatte diepolnische, dänische, deutsche Politik Bismarcks gar nicht verstanden: und tölpelte nun mit dem Postulat ritterlicher Gerechtigkeit inden Tag verhängnißvoller Entschließung. Was wäre aus Preußen, was aus Deutschland geworden, wenn derMagisterbrieffeinZiel früh genug erreicht und den unsicher wägenden König überzeugt hätte? Wer ihn gelesen hat, kann empfinden, weshalb Bismarcks Groll so oft in harte Worte über Bethmanns kleines Herz, über die Bethmänner und ihre Streberfraktion ausbrach. And man muß den Briefdes Großvaters jetzt lesen, um dieNrsache der Enttäuschung zu erfassen, die der Enkel den Deutschen bereitet hat. Herr Theobald von Bethmann-Hollweg, der noch Reichskanz« ler heißt. Einen fleißigen, ernsthaften, gescheiten Patrioten von bestem Wollen und ohne Applausgier habe ich ihn genannt, als Steine und Schmutzklümpchen um sein graues Haupt prasselten; Einen, der instillerArbeitNützliches wirken und sein Geschäft mit reinlichen Mitteln treiben will. Diese Anerkennung der »guten Absicht" darf der Gerechte noch heute nicht schmälern. ObAugen« maß, Entschlußfähigkeit, Schöpferkraft den Willen prompt genug bedienen, konnte noch im Winter Keiner wissen. Im Verlauf eines einzigen Jahrzehntes haben wir Herrn von Bethmann als Oberpräsidenten vonBrandenburg, alsMinister desInnern,als Staatssekretär, Ministerpräsidenten, Reichskanzler gesehen. Auf keinem der Posten, die ihm vom Oktober 1899 bis in den August 1909 anvertraut waren, ist er lange genug geblieben, um seine Leistungfähigkeit erweisen zu können. Noch im Februar habe ich deshalb Denen, die ihn rauh schalten und roh schimpften, zugerufen: «Lasset ihm wenigstens doch die Zeit, die zu dem Beweis nöthig ist, daß er nichts kann!" Herr von Bethmann hatdieseZeit nicht verloren. Mit schmerzhaft geschwinderDeutlichkeit ward der Beweis erbracht, daß dieser redliche, fleißigeMann in denAemtern des Ministerpräsidenten und Kanzlers unmöglich ist.

Er hat diekläglichste Niederlageerlebt, die im neuenPreußen
je einer Regirung beschieden ward. Eine Niederlage kann so ehren-
voll sein wie ein Sieg; die vom siebenundzwanzigsten Mai, der
ein demüthigender Verzicht auf feierlich verkündete Grundsätze
vorausgegangen war, konnte den Betrachternur,jenach dem Tem-
perament, zu Trauer oder zu Hohn stimmen. Der Ministerpräsi-
dent schlägt eine Wahlreform vor und erklärt vor dem Lande: Die
öffentliche Wahl ist unentbehrlich, die indirekte nicht länger halt-
bar. Die Mehrheit antwortet ihm: Wir sind anderer Meinung;
die indirekte Wahl opfern wir nicht, wollen aber die geheime Ar-
Wahl gewähren. Er fügt sich; ist also, wie jeder politisch Mündige
annehmen muß, mit seiner Mehrheit einig. Die glaubt es selbst.
Konservative und Centrum sind vom alten Weg abgebogen, um
derRegirung an ein Zielzu helfen, und haben sich dabei gefährlicher
Verkennung ausgesetzt. Einerlei; sie wollten zeigen, daß sie nicht
auch im Kleinsten nur nach fraktionellem Vortheil trachten, und
durch eine leidliche Reform dem Preußenstaat (und sich selbst) sür
einIahrzehntRuheschasfen. Der Ministerpräsident hatihren Be-
schlüssen zugestimmt und nur die Hoffnung ausgesprochen, das
Herrenhaus werde noch ein paar (nicht wesentliche) Bestimmungen
ändern. Nach langer Fahrt bei unsichtigem, bei stürmischem Wetter
scheint das Schiff dem Hafen nah: da wird, wider die Abrede,
plötzlich das Steuer gedreht. Bethmanns Wunsch drängt den
Oberpräsidenten derRheinprovinzzu einemAntrag, dessen Haupt-
zweck ist, das Wahlgesetz dem Centrum unannehmbar zumachen.
Also, denkt der Politiker, hat der pfiffigOMinisterpräsident eine
neue Mehrheit; eine, die von der OesfentlichenMeinung nicht so
verrufenistwiedievonKonservativenund Katholikengestellte. Am
sie zu werben, brauchte erZeitund mußte still deshalb denAmweg
übers Herrenhaus wählen. Nein. Der sechste Paragraph des
Wahlgesetzes (Drittelung), den die Peers von Preußen dem bit-
tenden Bethmann bewilligt haben, wird in der Zweiten Kammer
abgelehnt. Dann steht der Ministerpräsident auf und sagt, die
KöniglicheStaatsregirung lege aufdieWeiterberathung der Vor-
lage keinen Werth mehr. („Zurückgezogen", wie in mancherZeit-
ung ftand,hat er die Vorlage bisher nicht; dazu wäre, wie zur Ein-
bringung, ein Willensakt des Königs nöthig.) Das ist das Er-
gebniß fünfmonatiger Arbeit und Anruhe. Konnte es magerer
sein, wenn die Regirung auf ihrem Ianuarstandpunkt blieb? Das

Fundament der Staatsmacht ist aufgewühlt, das Ansehen der Regirung mehr als je vorher geschmälert und mit allem Aufwand nichts erreicht worden.Nach derHochsommerpause wirdderLärm wieder anfangen. Das ist Bethmanns unverzeihliche Schuld. Seit Herr von Heydebrand die Parteigenossen zu vorsichtigem Opfer des Wahlgeheimnisses überredet hatte, konnte ein halbwegs kluger und tapferer Stratege ein fürs Erste brauchbares Reformgesetz durchbringen. Herr von Bethmann hats nicht vermocht. Hat die Fraktionen, die mit ihm arbeiten wollten, durch die Andeutung, daß ihre Gesellschaft ihm unbehaglich sei, gekränkt, durch das Drängen in nutzlose Willfährigkeit kompromittirt und den Staat selbst, die res publica, ärger noch geschädigt als Hohenlohe in den Tagen schlimmster Hilflosigkeit. Dann, unter dem Nachhall des tzohnge» lächters, das dem Geschlagenen folgte, in derNorddeutschenAUgemeinen Zeitung versichert, daß der Ausgang der Sache just so sei, wie ihn der Weise in seines Gemüthes Ruhe erwartet hatte. Das ist der Ministerpräsident; von dem noch zu sagen bleibt, daß er das »Recht auf die Straße "zuerst geweigert, dann gewährt, durch die Weigerung Preußen, als einen dem Abgrund nahen Staat, draußen in Verruf gebracht, durch die späte Gewährung drinnen das Vertrauen in die Festigkeit staatlicher Grundsätze gemindert hat. Personalauslese? Nach drei Vierteljahren ist nichts Neues zu melden. Die Herren von Arnim, Beseler, von Moltke, Sydow, von Trott zu Solz sind noch immer Minister. Ressort- und Staatsminister. Dreiprozentige Preußische Konsols:

Was hat derReichskanzler geleistet? DerAnfang war leidlich. Zwar derGedanke feltsam, einMann, der das Diplomatenpersonal, deutsches und fremdes, nicht kennt und einen als unbrauchbar erwiesenen Gehilfen nicht wegfchickt, könne sich durch emsiges Aktenstudium in die internationale Politik »einarbeiten". (Als ob die Interessen, die ein Staatshaupt, einen Minister, nach Ost oder West ziehen, aus den Akten erkennbar würden.) Doch der neue Herr schien die Hauptaufgabe deutscher Politik zu sehen und ein erträgliches Verhältniß zu England behutsam vorzubereiten. Schien, trotzdem er die Thronrede vom „Zusammenhalten der drei verbündeten Reiche" sprechen ließ, den Nnwerth der italischen Assekuranz zu ahnen. Der Schein trog. Mit England ist nichts vereinbart; die günstigste Stunde also versäumt. Die konstitutionelle Schwäche der herrschenden Partei und der Tod Eduards

hat Vritanien zu einem Wechsel der Taktik gezwungen. Da star-
te und wirksame Aktion unmöglich ist, versucht maus wieder mit
den alten, im vorletzten Lustrum des neunzehnten Jahrhunderts
als heilsam erprobten Mittelchen. Deshalb jetzt die (in nüchterner
Nuhe verabredete) Amschmeichelung des Deutschen Kaisers, der,
wie Familienpflicht und Staatsräson befahl, zurVestattung des
Oheims nach London gekommen war. Der Versuch, durch die
Häufung derLoblieder den Arglosen, vom Widerhall plötzlich ver-
kündeter Beliebtheit Entzückten aus der Neserve zu locken, die ihn
seit dem November 1908 nothwendig dünkte, und so die Trauertage
zunationalemGewinn zunützen. Deristeingeheimst,wennDeutsch-
land sich intimer Verständigung mit Frankreich nähert; Besseres
kann die britische Politik, so lange sie inaktiv bleiben muß, sich nichd
erWünschen. Und derWunsch wird erfüllt.Wilhelm spricht Herrn
Pichon an, betheuert ihm seine friedliche Gesinnung und nennt
die Einigung aller europäischen Staaten das höchste Ziel seines
Strebens. Herr Pichonruft flink einen Landsmann herbei (densel-
ben Herren Caro, deir, als berliner Vertreter des .Matin", trotz,
seiner klugen und eifrigen Arbeit für die „Verständigung", das
Pressebureau unseres Auswärtigen Amtes wie einen Feind be»
handelt) und bittet ihn, dem Erdkreis mitzutheilen, daß er vom
Kaiser, dem er gar nicht vorgestellt war, angesprochen und mit un-
überbietbarer Artigkeit bewirthet worden sei. HardingeundGrey
freuen sich des Erfolges. Der Kaiser, jubilirt die Vritenpresse, war
immer einaufrichtigerFriedensfreund; und windetdemHeimkeh-
rendenneue PapierblumenzumKranz. Der Kanzler wittert nichts
Uebles. Läßt die seinem Herrn jenseits vom Kanal gesungenen
Hymnen durch Alldeutschlands Gaue verbreiten und nur, weil
inVerlinja gestern nochtzerrNooseveltinderGIoriegethronthat,
bestreiten, daß der Kaiser je an ein Gebild gedacht habe, das man
die VereinigtenStaatenvonEuropanennenlönnte(und das seine
Kante gegen die gefährliche Tariftyrannis der Anited States keh-
ren müßte). Er weiß nicht, daß manches Lebenden 9hr ähnliche
Wünsche ausWilhelmsMundgehörthatunddasDementidrum
kraftlos verhallen muß. Fühlt auch nicht, welchen Schaden das Ge-
plauder mit dem französisch en Minister stiften kann. Seit Deutsch-
land entschlossen schien, nicht um jeden Preis einer Kriegsgefahr
auszubiegen, war die Lage des Neiches ein Bischen bequemer ge-
worden. Jetzt stand im Eclair: „(Helaclevient une Mtitucie cte repeter

que le Kaiser est le moins delliqueux <Zes Kommes." Herr vonBeth-
mann-Hollweg glaubt noch, daß wir uns als friedliche Leute er-
weisen müssen; hat, trotz Marokko und Bosnien, noch nicht er-
kannt, daß die Sicherheit des Reiches nur so lange verbürgt ist, wie
ihmdie feindsäligeNachbarschaftdenEntschlußzum Kriegzutraut.
Er hat die unnöthige und in allen Kanzleien bespöttelte Reise
nach Rom gemacht; inFlorenz bescheiden gewartet, bis dasMi-
nisteriumLuzzatti endlich gebildetwar, und dem MarchesediSan
Giuliano, der sich in die Stadt der Medici bemüht hatte, dann
Hie Ehre des erstenBesuches erwiesen. Anter seiner Verantwort-
lichkeit ist das schlimme Weißbuch gegen die Brüder Mannes-
mann erschienen. Nach und trotz demBergrezeß das südwestafri-
kanische Diamantengebiet zu Gunsten einer Kolonialgesellschaft
gesperrt und, in einer amtlichen Denkschrift, die Sperre mitunrich-
tigen Ziffern und mit Thatsachen begründet worden, die nicht,
wie dort behauptet ward, vor, sondern in der Sperrzeit lagen.
Wurde durchdenPeterplanderSchiffahrtabgaben indengrößten
Bundesstaaten Verstimmung und tiefer Groll bewirkt und einem
nicht demDeutschenReichAngehörigen dieNebernahme der Ret-
terrolle ermöglicht. Als GrafAehrenthal gesagt hatte, Oesterreich-
Angarn sei sür Schiffahrtzollnichtzu haben, athmeten die Preußen
zu Ewigem Bund Vereinten wieder auf. Diese Erklärung und die
dringende Bitte, das gegen die Polengefahr bewilligte Recht zur
Enteignung nicht anzuwenden, war Alles, was Aehrenthal nach
Berlinmitbrachte. (DaßderVertreter einerfremden Großmacht in
derReichshauptstadt von demGesandtenBayerns zumFepmahl
geladen wurde, danndreiTageinMünchensaß, denPrinzenLuit-
pold, Ludwig und Ruprecht Vorträge hielt und mit dem Freiherrn
vonPodewils konferirte, darf nicht vergessen werden. Auch nicht
das merkwürdige„Mißverständniß", das in derRede eines sächsi-
schenMinisters dentzinweis aufTage zu spüren glaubte, in denen
Oesterreichs Einfluß in die Quellen deutscher Macht sich wieder
mehren werde. Zum erstenMal seit vierzig Iahren wurde an die
Thatsache erinnert, daß deutsche Bundesstaaten, die dasRechtauf
eigene Gesandtschaft haben, auch zu selbständigem Verhandeln
mit einer Großmacht des Auslandes noch oder wieder berechtigt
sind.) Im zweiten Quartal des so glorreich begonnenen Jahres
stellten sich die Herren Roosevelt und San Giuliano ein; zwei
Männer, die 1906 offen unsere Feinde begünstigt und alles Mög»

liche gethan haben, um unser Recht zu kürzen. Sie wurden gefeiert, gepriesen, wie keine selbstbewußte Nation dieFreunoe ihrerFeinde feiern und preisen durfte. Und als der Italiener mit lächelndem Staunen gesehen hatte, wie gemächlich inVerlin ein geschlagenes Ministerium weiterlebt, gönnte er uns die Freude, ein mit feier- lichstem Ernst ans Licht gebrachtes communique zu lesen, das mit dem Satz schloß: «Die Besprechungen der beiden Staatsmänner bekräftigten den Willen der beiden verbündeten Negirungen, im Einklang mit dem wiener Kabinet auch fernerhin die auf Erhaltung des Friedens gerichteten Grundsätze zur Geltung zu bringen, von denen die Politik derDreibundmächte getragen ist." Italienbleibt in derSchutzhütte.derenWandeinstweilendie Gefahr österreichi- schen Angriffes mindert, und läßtsich die deutsche Devotion huld- vollgefallen; wird zurWahrungdeutscherInteressen abernte auch nur mitWorten sich im Concern der Westmächte regen. Iswolskij, Luzzatti, Roosevelt, Pichon, San Giuliano: der fünfte Kanzler hält Jedem, der uns geschädigt hat, eine Prämie bereit.

Die Erhaltung des Friedens dünkt ihn die wichtigste Pflicht. Der französische Oberst Alix hat mit zweitausend Mann die oft» marokkanischenOrteMatarlaund'AnuaIbesetzt;Udjida,Verguent, Bu Denib, Taghit, Igli haben schon französische Garnison. Der Vormarsch insTafileltist fast völlig gesichert. Wirverbeugenuns artig, wagen auch gegen die in Paris beschlossenen Zollchicanen nur sanften Widerspruch und entschleiern lachenden Augen das stolze Bewußtsein, daß wir mitFrantreich„nie so gut standen wie heute". Im näheren Orient schlägt Schneider die Firma Krupp; ist den Briten das Monopol mesopotamifcher Schiffahrt und die Entwerthung desVagdadbahnnetzes gewiß.Wir haben nichts ein- zuwenden. Nüssen und Engländer rufen uns zu: Lasset Euch nicht einfallen, in Persien tzandel irgendwie größeren Stils zu treiben, Banken zu gründen odergarVahnen zu bauen! Bieten uns also, was nie einer aufrechten Großmacht geboten wurde. Wir erhalten den Frieden und tragen die Kunde herum, daß wir von den „Be- ziehungen zu allen europäischen Mächten" ungemein befriedigt stnd.Der Geschäftsführer eines Landes,das die Vermeidung jedes Krieges für feine Hauptaufgabe erklärt, ist gelähmt. Zwölfhundert Millionenjährlich fürtzeerundFlotte;dieinternationale Geltung durch dasErlebniß steterNachgiebigkeitbestimmt; dreiprozentige Reichsanleihe: 84,50. Dabei eine Zerfahrenheit in derNegirung,

wie sie inBülowsschlimmsterDrangzeitundenkbar gewesenwäre.
Schatzamt und Kolonialamt beinahe schon imRang selbständiger
Reichsministerien; andere Aemter unlustig, unwillig zu gemein-
samer Arbeit; der Generalstab von der Geschäftsleitung getrennt
und unfähig,dienothwendigste,wichtigsteNeuerung durchzusetzen,
wenn der barsche HerrWermuth die Bürde des Militärhaushaltes
schwer genug findet. KeineFühlung mit Parteien undBundesregi-
rungen. Kennt Herr von Bethmann die bayerische Noth? Weiß
er, daß dort jede Partei, selbst die jetzt stärkste, durch neue Steuer»
bewilligung in Lebensgefahr käme? Daß er aus dem ganzen
deutschen Süden Abrüstunganträge erwarten muß? Daß große
Volksgruppen sich heute in derNeberzeugung zusammenschaaren,
für so schwachgemuthe Politik genüge ein kleinerer Vermögens»
aufwand? Hat er je die Nothwendigkeit bedacht, den Bayern zu
anständigem Preis ihre Eisenbahnen abzukaufen, oder will er, mit
der Hand auf dem Beutel, ruhig zusehen, bis sie verarmen, am
Reich verzweifeln und sich erinnern, daß Oesterreichs adriatischer
Hafen ihnen nun, nach dem Bau der Tauernbahn, schneller er»
reichbarist als die Elbmündung? VonAlledem weißernichtmehr,
als sein Großvater von deutscher Stimmung, deutscher Schicksals»
wende wußte. Er hat auch nicht das sichere Augenmaß, das lehrt,
wie ein Entschluß, ein Ereigniß wirken muß. Hätte er sonst dem
Kaiser gerathen, einer Winzigkeit wegen den Kronprinzen zur
Stellvertretung zu berufen? »Seine Kaiserliche und Königliche
Hoheit und Liebden" darf seinen Namen zwar nur unter Schrift-
stücke setzen, die der Vater ihm zu diesem Zweckzugehen läßt; hat de-
renInhaltalso nichtzuprüfen. Immerhin ists eine Vertretung, die
in einer Sondersitzung des Königlichen Staatsministerii gebilligt
und in drei Erlassen verfügt wurde und deren Folge war, daß in
den Zeitungen von Operation und Verbandswechsel, gutartiger
Geschwulst und normalem Heilungprozeß geredet wurde. Wegen
eines Furunkelchens? Das.glaubt uns das Ausland nicht; in
hundert Artikeln war zu lesen, der Kaiser sei ernstlich krank und
jederBericht von dem Wunsch gefärbt, die Leute draußen zu täu-
schen. War die Nährung so falscher und schädlicher Gerüchte
nöthig? Das DeutscheReich und das Königreich Preußenwären
nicht aus den Fugen gegangen, wenn im Mai ein paar Schrift-
stücke so lange ohne denNamenszug des Kaisers und Königs ge-
bliebenwären,wie im Iuliund in anderenReisezeitenschonman-

ches geblieben ist. Doch nicht einmal im engsten Bezirk vermag der Enkel Moritz Augusts die Wirkung seines Handelns zu ermessen. Wenn er warnt, ist der vor Gefahr zu Hütende, den der Brief in Babelsberg festhalten sollte, gewiß schon in Nikolsburg. Herbst, Winter, Frühling: nicht eine einzige Leistung, die der Unbefangene loben könnte; nicht die dünnste Vertrauenswurzel im deutschen Erdreich. So einsam, so anhanglos war nie ein Kanzler. UeberallhörtderLauscher das selbeUrtheil: Unmöglich; auch vonDenen, die den Anfang aus frohertzoffnung sahen.Nur fremde Diplomaten (deren Lob verdächtig ist) und ihm Untergebene (die an jedem Chef, so lange ers ist, Rühmliches finden) schätzen ihn heute noch höher als den Vorgänger. Schade. Der stille Ernst und die bescheidene Hingabe an die Amtspflicht mußte sympathische Achtung wecken. Doch der fromme Dozentenenkel, der so gern die Allure des von Standesstolz freien Mannes zeigen möchte, ahnt noch nicht einmal, um was sichs im politischen Geschäft handelt. Wenn er eine Fraktion gewinnen will, giebt er ihr, öffentlich und in lehrhaftem Ton, eine gute Censur und erwähntUeberzeugungopfer, die nicht erwähnt werden durften. ImVerkehrmit fremden Mächten stellt er sich auf den «Rechtsstandpunkt", begnügt sich loyal mit höflichen Worten und ist zufrieden, wenn längst als giltig erkannter Anspruch nicht bestritten wird. Mitsolchen Mitteln pedantischer Ehrbarkeit wäre Preußens Größe und Deutschlands Einung nicht zu erlangen gewesen. Wir sind wieder, wo wir nach Algesiras waren. Damals hat virtuose Rednerei und Technik die Schwachheit so schlau verhüllt, daß nur der schärfste Blick Niederlage und Rückzug merkte. Jetzt werden die Fehler mit so biederer Miene gemacht, mit so gemüthvollerAufrichtigkeit vorsAuge gerückt, daß der Stumpfste sie spürt; undjederpolitisch Empfindende vor demTag bangt, der den für die Existenz eines wohlhabenden PrivatdozentenGeschaffenen vor dieNothwendigkeit schneller und bedeutender Entscheidung stellen könnte. Herr von Bethmann glaubt sich auf dem richtigenWeg; er hat sich sein System bereitet und würde den Schwarmgeist Eines, der ihm vom Kampf ums preußische, deutscheDasein spräche,wohl noch härter verurtheilen als derAhn einstBismarcks Abenteuerlust.Eine Möglichkeit bleibt ihm, seinen redlichen Beamtensinn für den Reichsdienst zu nützen; eine: er kann aus demPflichtenkreis scheiden, in dem nur der von muthigem Schöpfergeist bediente Herrenwille zu wirken vermag.

Henri Vergson.

^as heißt Philosophie? Diese Frage ist für die Gegenwart eben so charakteristisch wie die Frage nach dem Wesen des Christenthums und der Religion überhaupt. Sie ist ein Symptom der geistigen Krisis, welche die europäische Kulturmenschheit durch« macht. Wir Alle empfinden, daß die überkommenen Formen, sowohl des Idealismus wie des Positivismus, den Anforderungen des modernen Lebens nicht mehr entsprechen. Wir fühlen, daß die alte Welt stürzt. Wir sehen, daß die Philosophie dem Selbst« mord sehr nah ist und nur durch die Wahl eines neuen Lebens» laufes noch gerettet werden kann. Wir Alle suchen nach einer ton« treten Welt» und Lebensanschauung.

Unter den Suchenden gibt es eine Minorität von Denkern, die ihre Kräfte nicht in der Widerlegung des Naturalismus er« schöpfen. Sie kämpfen zwar energisch gegen die Herabsetzung der Philosophie zur Magd der Einzelwissenschaften; aber ihre höchste Aufgabe erblicken sie in der Behandlung der Centralfragen der Welt und des Lebens. Sie begnügen sich nicht damit, die Nesul« täte der Einzelwissenschaften zu einem einheitlichen, Widerspruch» losen Ganzen zusammenzufassen, fondern sie haben den Muth, über die Thatsachen selbst zu Philosophiren, die Thatsachen selbst mit anderen, Augen zu sehen als die Vertreter der exakten Wissen« schaft. Sie treiben offen Metaphysik, verstehen darunter aber etwas ganz Anderes als die herkömmliche Schul- und Wortweisheit, die durch bloße Vegriffsfabrikation das Wesen der konkreten Wirk» lichteit zu erfassen glaubte. Sie wollen nicht, daß die Philosophie fortfahre, sich ausschließlich von dem Saft der positiven Wissen» schaft zu ernähren. Sie find von der Neberzeugung durchdrungen: entweder muß die Philosophie etwas wesentlich Neues bringen oder sie hat keine Daseinsberechtigung.

Henri Vergson (geboren 1859) ist einer der sichtbarsten Ver» treter dieser Minorität in Frankreich. Er besitzt gewiß eine sehr umfangreiche Gelehrsamkeit. Man fühlt beim Lesen seiner Werke, daß er den heutigen Stand der exakten Wissenschaften genau kennt; fühlt auch den Einfluß, den Plotin, Berkeley, Maine de Viran, Navaisson, Lachelier, Voutroux und Andere auf sein Denken geübt haben. Aber seine Philosophie ist nicht das Er» gebniß bloßer Reflexion und Empirie. Sein Schaffen trägt künstlerisches Gepräge. Das exakte Wissen ist für ihn nur ein Mittel zur Durchführung feiner schöpferifchen Intuitionen. Seine Welt» und Lebensanschauung läßt sich unter keinen der bekannten

„Ismen" rubriziren. Bergson hat sie aus den tiefsten Schächten seines Gemüthes hervorgeholt. In die müßten wir schauen. Das ist nicht leicht. Bergson ist allerdings ein großer Künstler der Sprache; er besitzt die selteneFähigkeit, neueAusdrückemitGlück zu prägen, den Buchstaben zu vergeistigen und Klarheit mit Tiefe zu verbinden. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß er selbst die Sprache für ein unvollkommenes Werkzeug halt, das zum Aus« druck des vom Auge des Geistes Erschauten nicht genügt. „Innere Erlebnisse lassen sich nicht vollkommen verräumlichen": oft hat ers wiederholt; oft auch deshalb auf die trockene Rede verzichtet und seine Zuflucht zu Bildern und Gleichnissen genommen. Bergson faßt sein Schaffen symbolisch auf und könnte mit Goethe sagen, daß ihm gleichgiltig sei, ob er Töpfe oder Schüsseln mache.
Versuchen wir trotz Alledem, uns durch Einfühlung, durch einen Akt der Sympathie ins Centrum seines Wollens zu ver- setzen. Wir finden dann als Kern den Gedanken, daß Leben, schaffendes Werden bedeute. Zu dieser Ueberzeugung ist Bergson in langjähriger Beschäftigung mit Mathematik und Mechanik und durch das Versenken in die Tiefe des seelischen Geschehens gekommen. Er fand einen radikalen Unterschied zwischen dem Zeitbegriff der Mechanik und Mathematik und der konkreten zeit» lichen Dauer des Seelenlebens. Während die mathematische Zeit Simultaneität ist, ist das Wesen des seelischen Geschehens tzetero» geneitSt, unaufhörliche Veränderung, Fortschritt, qualitative Ver» schiedenheit, Evolution, Bewegung, Durchdringung: kurz, schaffen» des Werden. Bergson dehnt diese Auffassung des Seelenlebens auf alles Leben aus. Mies, was nicht konkrete zeitliche Dauer, also schaffendes Werden ist, nennt er Raum; und immer kehrt in seinen Schriften die Betonung des Unterschiedes zwischen der Welt des Raumes und der Welt der Zeit wieder.
Die schärfste Kritik übt er an dem psycho-pbysischen Parallel» ismus, an der Lehre von der Gleichwertigkeit des Gehirnzu» standes mit dem Seelenzustand. Der große Irrthum dieser Theorie ist, daß sie den spezifischen Charakter des Seelenlebens nicht be» achtet, daß sie die Qualität der Quantität, die Zeit dem Raum "gleich setzt. Allerdings zeigt uns die Erfahrung eine gegenseitige Abhängigkeit des Physischen und des Psychischen, die Nothwen» digkeit eines gewissen Gehirnsubstrates für einen Seelenzustand; und das Gehirn deutet in jedem Augenblick die motorischen Glie» derungen des Bewußtseinszustandes an. Aber daraus folgt noch nicht,die Gleichwerthigkeit beider Zustände. Weil eine Schraube für das Funktioniren einer Maschine nothwendig ist, wird Keiner behaupten, die Schraube sei das Aequivalent der Maschine.

Nicht minder charakteristisch für Bergson ist sein Kampf gegen die Assoziation-Psychologie. Diese erhebt die Borstellungen und die Bilder zu unabhängigen Wesenheiten, die gleich den Atomen des Epikur in einem inneren Raum schweben, sich einander nähern und anhängen, wenn der Zufall sie in die gegenseitige Anziehungsphäre bringt. Sie leugnet den qualitativen Unterschied zwischen den auf» einanderfolgenden Bewußtseinszuständen. Gewiß läßt sich nicht bestreiten, daß es eine. Beziehung zwischen dem augenblicklichen Zustand und jedem neuen Zustand giebt, in den das Bewußtsein übergeht; nur fragt sich, ob diese Beziehung, die den Nebergang erklärt, auch dessen Ursache ist. Die Assoziation-Psychologie läßt sich, nach Bergson, nur auf Vorstellungen anwenden, die am Wenigsten uns angehören und die mit Worten ausdrückbar sind. Unser „tiefes Ich", unser Innerstes, das Persönlichste in uns, kann der Psychologe dieser Schule nicht erfassen. Er setzt mit Unrecht an die Stelle des konkreten Vorganges, der sich in meinem Geist ab« spielt, dessen künstliche Rekonstruktion, vermengt also die Erklä- rung des Vorganges mit dem Vorgang selbst. Solche Psychologie setzt das Ich zu einem Automaten herab; sie unterschätzt die aktive Theilnahme der ganzen Person am Werden der Seele.

Am Klarsten wird Bergsons Eigenart in seinem Kampf gegen Determinismus und Indeterminismus. Der Grundfehler beider Lehrmeinungen ist, daß sie das zeitliche Wachsen des Ich in räum» licher Weise symbolisiren und die Motive verdinglichen. Die innere EntWickelung des Ich denkt man sich als eine Linie, die zu einem Punkt führt, an dem zwei Wege offen stehen, also scheinbar gleich wählbar waren, auch nachdem das Ich schon den einen der beiden Wege eingeschlagen hatte. Deterministen und Indeterministen stellen sich die Entscheidung in der Form einer Schwankung im Raum vor, während sie thatsächlich in einem dynamischen Fort» schritt besteht, wo das Ich und die Motive selbst, als wirkliche Lebewesen, in stetem Werden begriffen sind.

Besonders energisch bekämpft Bergson den Determinismus, weil dieser willkürlich die mechanische Kausalität der physischen Vorgänge auf die psychischen Vorgänge überträgt und so das Fließende, die Bewegtheit, das schöpferische Werden des Seelen» lebens völlig verkennt. Auf dem Gebiete der Physik erzeugt die selbe Ursache immer die selbe Wirkung; auf dem Gebiete der Psychologie aber übt eine innere tiefe Ursache nur einmal ihre Wirkung und kann sie niemals wiederholen. Lebendiges ist un» wiederholbar und unvorhersehbar. Wären wir Automaten, so könnten unsere Handlungen streng determinirt sein; da wir aber

bewußte Wesen sind und uns in jedem Augenblick neu erschaffen, so sind wir frei handelnde Wesen. Unsere Handlung ist aber nur dann frei, wenn sie der Ausdruck unseres ganzen, unseres tiefen Ich ist. Sobald wir aus bloßer Gewohnheit, als Automaten, handeln (und Bergson sagt ausdrücklich, daß unsere meisten Hand« lungen Reflexhandlungen sind), sind wir eben nicht frei. Die Augenblicke, in denen wir uns selbst ganz erfassen, sind selten; deshalb sind wir auch selten frei. Frei handeln kann nur, wer wieder Besitz von sich selbst ergriffen, sich in die reine Dauer zurückversetzt hat. Wir sind frei, wenn unsere Handlungen der Ausdruck unserer ganzen Persönlichkeit sind, wenn sie mit ihr die undefinirbare Aehnlichkeit haben, die man manchmal zwischen dem Künstler und seinem Werke findet.

In seinem letzten Werk, „Involution creatrice", sagt Berg» son, die Evolution könne nur psychologisch erklärt werden. Wie des seelischen, so ist allen Lebens Wesen schaffende Dauer, Bewegung, unaufhörliches Hervorsprudeln von etwas Neuem. Entweder ist die Zeit Erfindung oder sie ist gar nicht. Entweder ist die Evolution eine fortwährende Schöpfung oder es giebt gar keine EntWickelung: diese Alternative bietet uns Bergsons Biologie. Damit gerieth sie in Gegensatz zu aller verstandesmäßigen Entwickelungtheorie, zum mechanischen Evolutionismus wie zum Finalismus. Mechanismus und Finalismus nennt Bergson „Konfektionärkleider", in die wir das lebendige Geschehen hineinzwingen wollen. Beide fassen das Leben nach der Analogie unseres praktischen Denkens auf. Wir fetzen uns stets Zwecke und brauchen, um sie zu erreichen, die mechanische Kausalität. Beide Theorien stehen unserem Verstände gleich nah; beide vernachlässigen die zeitliche Dauer, die in die Dinge hineinbeißt und den Abdruck ihrer Zähne an ihnen zurückläßt; beide betrachten die EntWickelung vom Standpunkte der Intelligenz, versetzen sich aber nicht in das Ganze, um durch Intuition das wahre Wesen der Dinge zu erfassen. Beide behaupten: Alles ist gegeben.

Bergsons größte philosophische Entdeckung auf dem Gebiete der Biologie ist seine Lehre vom „e1s,n vital". Wie in seiner ganzen Weltanschauung, so steckt auch in dieser Lehre ein gutes Stück Mystik. Bergson giebt uns nicht eine genaue Definition des „6ian vital'-. Er begnügt sich mit der Andeutung einzelner wesentlicher Merkmale. Im Deutschen ließe sich dieser Begriff durch die Worte „innerer Forttrieb des Lebens" wohl am Besten ausdrücken. Die Schöpfung des Lebens denkt sich Bergson nach der Analogie des künstlerischen Schaffens. Alles geht so zu, sagt er, als ob ein

undeutliches und flaues Wesen, das man Mensch oder lieber»
mensch nennen mag, sich zu verwirklichen gesucht, unterwegs aber
einen beträchtlichen Teil seines Selbst verloren hätte. Diese Ab-
fälle werden durch den übrigen Theil der Thierwelt, bis zu einem
gewissen Grade auch durch die Pflanzenwelt, dargestellt. Das un-
bestimmte Wesen, das den Schaffensdrang in sich zu bethätigen
sucht, nennt Vergson an anderer Stelle Bewußtsein oder Neber»
bewußtsein. Dieses äußert sich nur da, wo die Schöpfung möglich
ist. Es schläft ein, wenn das Leben zum Automatismus verur-
theilt ist; es erwacht, sobald die Möglichkeit einer Wahl wieder
entsteht. Zu seiner höchsten Offenbarung gelangt dieses Bewußt-
sein beim Menschen. Den besten Beweis für die Gemeinsamkeit
des inneren Forttriebes alles Lebens findet Vergson in der That»
fache, daß beinahe identische Apparate (wie das Auge) durch ver-
schiedene Mittel auf divergirenden Entwickelunglinien entstanden
sind: in einer Thatsache, die weder durch Darwinismus und
Lamarckismus noch durch die Mutationlehre Hugos de Vries er»
klärt werden kann.

In Frankreich ist Vergsons Einfluß sehr stark; namentlich ins
Neich der Jugend. Auf Schulen und Universitäten schwärmt man
für feine Lehren. Das scheinen die Aelteren als eine Gefahr zu be»
trachten: fie fürchten, Vergsons Intuitismus könne die Jugend
von den: ernsten Studium der Wissenschaft ablenken. Zu den radi»
kalen Bergfonianern rechnet man die Führer des Syndikalismus;
der Verfafser der ,A6iIexion5 8ur la vinlence", Georges Sorel,
rühmt Bergson ja als seinen Meister. Auf der rechten Seite ge-
hören ihm die katholischen Modernisten. Einer ihrer Führer,
Edouard Le Noy, nennt sich selbst einen Schüler Vergsons. In
Amerika hat sich der Begründer des Pragmatismus, William
James, Vergson genähert und ihn als den tapfersten Zerstörer
aller intellettualistischen Idole gefeiert. Auch in Deutschland
scheinen jetzt einige Philosophen für Vergson einzutreten (dessen
Werke der Verlag von Eugen Diederichs wirksam propagirt).

Man darf Vergson nicht für den Mißbrauch feiner Lehren
verantwortlich machen. Er ist eine Persönlichkeit, nicht ein Schulen-
Haupt. Da er nicht über Ideen, sondern über Thatsachen Philo-
sophiren will, bietet er uns in jedem neuen Werk etwas wesentlich
Neues. Die Probleme der praktischen Philosophie hat er bis jetzt
nicht berührt. Schon deshalb wäre der Versuch voreilig, seine
Lehren zu widerlegen oder aus ihnen Schlüsse zu ziehen, die er
selbst vielleicht niemals ziehen wird.

Paris. Dr. Isaak Venrubi.

Der gelbe Stein.
er König von Tagland bot seinem blonden Weib Lebwohl und
ging auf die Jagd. Ritter und Knappen und Iagdburschen mit
einer Koppel bläffender, schnuppernder Hunde zogen mit ihm in den
Buchenwald. Sie kamen zu einer Waldwiese; die war dicht mit breiten
Bäumen umstanden, deren schweres Laub ein schwärzliches Dunkelgrün
war. Langsam schritt ein Hirsch mit mächtigem schwarzem Geweih auf
die Waldblöße und blieb stehen und sah nach rechts und nach links und
stand und schüttelte sich. Die Ritter und Knappen und Burschen rühr»
ten sich nicht, und ehe der König von Tagland sich fassen konnte, sprang
aus dem Trauergebüsch eine Schaar Hunde hervor und stellte den
Hirsch. Sie sprangen an ihm empor, rissen ihn nieder und verbissen sich
in seine Kehle. Nie zuvor hatte der König so schöne Thiers gesehen:
ihre langen schlanken Leiber waren so weiß, wie einst das Linnen seiner
blonden Frau gewesen war, als ihre Jungfern die Brautkisten aus«
packten, und nur ihre Ohren leuchteten in glühendem Roth und schie-
nen an ihnen wie Blutstropfen auf bräutlichem Linnen. Bei dem An»
blick schoß dem König das Blut in die bleichen Wangen zurück und er
rief: „Verjagt! Packt an! Verjagt! Packt an!" Da trieben seine Leute
die zottigen Hunde an und schlugen mit ihren Stangen auf die weißen
Doggen, die mit eingekniffenen Schwänzen lautlos in großen Sätzen
ins Gebüsch sprengten, und die Hunde des Königs von Tagland bissen
den Hirsch zu Tode.
Der Mann, der jetzt mit schweren Schritten gemach aus dem
schwarzen Walde hervorkam, trug einen langen Spieß lässig über der
Schulter. Sein brauner Rock war aus Eisenfäden gewirkt und es war,
als ob die Luft vor ihm leise klirrte, als er vorschritt. Auf seinem run«
den tzütlein wippte eine Fasanenfeder auf und ab. Mit einem spötti»
schen Lächeln blieb er vor dem König stehen. „Was ficht Dich meine
Beute an?" fragte er; und seine Stimme war sanft und herrisch. Der
König riß rasch seinen Schwertgriff zur Hand und schrie: „Mein ist
der Hirsch!" „Laß nur stecken!" entgegnete ihm der Fremde; „ich hebe
den Spieß in die Luft und Du stehst und regst Dich nicht mehr; ich stoße
ins Horn und Du fällst um und sie tragen einen Toten ins Schloß.
Glaubst Du mir?" „Ich glaube Dir", stammelte der Tagländer, „aber
wer bist Du?" „Ich bin der König von Traumland. Was bist Du her-
gekommen, in meinem Reich zu jagen?" „Wie löse ich mich von Dir?"
„Heut übers Jahr bist Du frei; bis heut übers Jahr bist Du mein.
Dorthin geht der Weg, durch den Dunkelwald gradaus, bis Du aufs
lichte Feld kommst. Am gelben Stein triffst Du die Hunde; bist Du
ihr Herr, geh mit ihnen ins Schloß." „Und weiter?" „Revers Jahr
an den Meilenstein und heim zu Deinem Weib." „Was sag ich ihr?
Wo war ich so lang? Ist ihr Haar noch wie Gold, wenn ich komme?"
„Ihr Haar ist wie Gold und die Lippe lacht. Du bist ja bei ihr." „Ich
bin bei ihr?"

Da wiederholte der König von Traumland und sprach: „Du bist
bei ihr. Ich geh zu ihr."
Und schulterte seinen Spieß, winkte den Rittern und Knappen
und Iägerburschen nnd ging mit ihnen und den zottigen Hunden ge°
mächlich durch den Buchenwald ins Schloß zu Tag zurück.
Der König von Tagland raffte sich auf nnd schritt starr durch den
Düsterwald vorwärts. Von dem Baumdach herunter, das wie heißer
Schiefer war, tropfte glühend das Grausen in ihn hinein. Er kam aufs
lichte Feld, und als er einen Pfeilschuß vor sich Weiße Wogen mit
rothen Kämmen um den gelben Stein wallen sah, wuchs er in den
Boden. Als er endlich, endlich den Fuß wieder hob, tanzte er wie im
Rausch durch die Sonnenfluth. Er hob das linke Bein und Etwas fiel
von ihm ab; und er schlenkerte das rechte Bein hoch nnd Etwas wuchs
hervor. Seine Arme beschrieben Kreise und die Sonnenstrahlen span»
neu ihm ein Gewand. Ueber sein Gesicht zog es sich wie heiße Spinn«
weben und eine Hand wühlte in seinem Haar.
Er war aber ein Beruhigter, als er an dem gelben Stein ange»
langt war. Die Weißen Hunde legten sich im Halbkreis um ihn nnd
sahen mit großen, vertrauenden Blicken zn ihm empor. Er nahm den
langen Spieß, der am Stein lehnte, schulterte ihn und ging fürbaß.
Er wußte, daß er der König von Traumland war, und die Hunde jagten
vor ihm her und liefen wieder zurück und führten ihn nach Haus in
sein Schloß zu Traum.
In seinem Schloß zu Traum schaltete er in großen Würden zu»
sammen mit seinem hohen Weibe Rothhaar, der Königin. Ihre Hände
waren geeint und umschlossen das Leben mit festem Griff. Sie be»
» hüteten das Gedeihen unter ihren Völkern; nnd.Männern nnd Frauen
und Kindern von Traumland spielte das alte selige Lächeln nm die
Lippen, wenn sie den König und die Königin im Vollmondschein einen
Augenblick in lichten Gewändern am geöffneten Fenster stehen sahen.
Als das Jahr um war, bot der König seinem rothhaarigen Weib
Lebwohl und ging allein auf die Jagd. Er kam an den gelben Meilen»
stein, stieß seinen langen Spieß in die fette Ackererde, kniete nieder und
betete lange. Dann taumelte und schwamm der Mensch durch den Son»
nenstrom und trug sich in den Finsterwald hinein. Als er mit ge»
schlossenen Augen über die Waldwiese weg in den Buchenwald ge»
kommen war, hörte er nahbei die heischenden Klänge seiner Horner.
Müde nahm er den drückenden Helm ab und sah lange achtlos in die
blanke Spiegelrundung. Dann rief er mit einer Stimme, die heiser
wie die eines Sträflings war, der lange Zeit kein Reden geübt hat:
„Hier Tagland! Wo seid Ihr?" Gleich sprangen seine zottigen Hunde
aus dem Buschwerk und jubelnd und heulend an ihm empor, wie wenn
sie ihn lange, lange entbehrt hätten, und die Ritter und Knappen und
Iägerburschen freuten sich, ihn zu sehen, da sie ihn seit fast einer
Stunde verloren und umsonst gesucht hatten.

Er regirte in seinem Schloß zu Zag und lebte, wie all die Zeit,
in sanften Freuden mit seiner blonden Gemahlin dahin.
Mancher der treuen zottigen Hunde war schon lahm und blind
geworden, als Neues über den König von Tagland kam. Dann und
wann, wenn er bei der blonden Frau gewesen war, nahm er ihre Hand,
führte sie in stiller Ehrfurcht zu den Lippen, stand auf und wandte sich.
Die Königin sah ihm lang°lange nach; um ihren Mund legte sich ein
Lächeln, das war wie ein brünstiges Flehen gestaltet und blieb bei ihr,
und in ihre Augen kam ein weites Schauen, das ging seine ruhige
Bahn groß in alle Fernen und über alle Grenzen. Eine Magd trat
laut herein, um der Herrin Botschaft zu bringen, und zog die Holz»
schuhe aus und schlich auf Strümpfen davon, als sie die fremde Frau,
auf deren schwerem Haar das Roth der Sonne lag, die kupfern hinab»
stieg, im Gemach der Königin sitzen sah. Sie suchte dann nach dem
König und fand auch ihn nicht. Der stand lange unter den dunklen
Zweigen im Garten und lehnte sich an den kühlen Stamm der Alme
und athmete schwer. Die rothe Sucht bohrte in seinen Eingeweiden.
And eines Morgens bot er seinem blonden Weib Lebwohl, brach
auf aus seinem Schloß zu Tag und ging zur Jagd.
Auf der Waldwiese hinter dem Buchenwald wuchs mannshohes
Gras. Der König von Tagland kauerte sich hinein und kroch hinüber
in den Nachtwald. Dort richtete er sich hoch auf und schüttelte in wil°
der Lust die schwere Faust. Dann spannten sich seine Mienen wie die
eines Magirs, der den Stein des Weisen lange gesucht hat und nun
vor dem Letzten steht, und vorsichtig und geschwind sprang er in langen
Sätzen von Baum zu Baum. Als er am Saum war und die Hände fast
vor die Augen legen mußte, so scharf stachen die Strahlen vom lichten
Felde her auf ihn ein, spitzte er die Lippen und pfiff seinen weiße«
Doggen den alten Lockruf. Pfeifend hastete er durch die Steppe, die
mit Licht überschwemmt war, riß seinen Langspieß vom gelben Stein
und gebot der Meute mit rauher Stimme, sich hinter ihm zu halten.
So zog er in sein Schloß zu Traum und riß Rothhaar, die Königin,
an seine Brust.
Die Nacht mußte lange um sein; doch immer noch waren sie in
tiefstem Dunkel geborgen. Da entwand sich die hohe Frau seinen Ar«
men, brachte den Mund an sein Ohr und flüsterte, so leise aber hauchte
sie die Laute, wie nie noch auf Erden geflüstert worden war: „Du mußt
nun fort/ Der Mann schwieg lange; dann richtete er sich auf und
kniete auf dem Lager. Wie Hammerschläge auf Eisen, das mit weichem
Tuch umwickelt ist, kamen seine Worte zurück: „Nnd Du gehst mit."
Es ging keine Luft und es schien kein Stern, als das nackte Men«
schenpaar in dem übernächtigen Dunkel seinen Weg durch die Haide
suchte. Aber der Grenzstein leuchtete wie stumpfer Phosphor in eige-
nem Lichte, als sie ihn umknieten, und zum ersten Mal seit vielen,
vielen Stunden sahen der Mann und das Weib einander wieder
schattenhaft und die Blicke des Königs hingen entzückt an dem rothen

haar seiner Königin, das ihr wie Flammenschein um den Nucken und die Brüste spielte.

Aber sie hatten kaum einen Schritt vom gelben Stein weg ge» macht: da war die helle verschwunden und sie sahen nichts mehr. Die beiden Schatten tasteten sich an einander und faßten sich durch den dicken Schwaden hindurch bei der Hand und schlichen stumm in dem dunklen Dunst einer hohen Wand zu, die als ein noch dunkleres Dunkel fast aus dem Dunkel leuchtete: das war der Schattenwald. In ihm irrten sie von Vaum zu Vaum und waren bald in dem schweren Vro° dem getrennt. Der König wollte rufen und schrie mit aufgerissenem Kiefer, aber es kam kein Ton aus feinem Schlünde und sein Seufzen fiel lautlos in das Nebelgebräu. Er tastete mit gespreizten Fingern und kroch durchs klebrige Moos, bis er nicht Zweiter konnte nnd nmsank.

Der König von Tagland erwachte am strahlenden Morgen am Aande der Waldwiese. Die blonde Frau kniete vor ihm und strich mit schwebenden Fingern den Vlüthenstaub von seinem Gewand und lächelte ihm zu. Er sah sie lange an, nichts bewegte seine steinernen Züge; und er fragte: „War der Traumkönig bei Dir?" „Du warst bei mir." „Wo ist die Andere?" „Ich bin die Andere." Aber er flüsterte: „Bist Du, warst Du die Aothe?" „Ich bin es", flüsterte sie/

Er sprang auf. „Komm denn ins Schloß", rief er ängstlich. Sie betraten das Schloß und er flog durch alle Gemächer und durch den Garten und wieder ins Frauengemach und kam entsetzt zurück. „Sie ist nicht da? Er hat sie geraubt, wie ich Dich!" „Wen suchst Du, mein Freund?" „Die blonde Frau, die ..." „Bin ich doch Deine blonde Frau!" „Die... nein... die Unnennbare will ich haben, die Zweite!" Sie wiederholte (und es war, wie wenn ungesprochenes Denken aus ihrem Munde stoßweise in leichten, glänzenden Kugeln durch die Luft fortginge): „Die Unnennbare... so geh sie suchen und bring sie zu uns aufs Schloß."

Der König von Tagland sah die blonde Gattin lange an und sprach dann leise: „Geh mit mir nach Traumland!"

Sie nickte, nickte nochmals und reichte dem tief Verwirrten den blanken Eisenhelm, der ihm ins Gras gefallen war, und nahm ihn an der Hand. Gradaus gingen sie neben einander mit festen Schritten durch den Garten, über die Felder, in den Buchenwald. Die Lichtung im Walde war mit ihrem kurzen Grase wie ein sammtener Teppich. Sie wandelten behutsam hinüber und holten tief Athem, ehe sie in den Dämmerwald bogen. Kühler Schatten nahm sie auf und sie gingen wie auf Fußspitzen weiter und sahen die Lianen in schwebend:n Gewinden von Stamm zu Stamm hängen und hörten das sausende Fittichfchlagen der Neiher, die von den Gipfeln hochglitten, und lauschten den buntgefärbten Chören der kleinen Vögel. So kamen sie Hand in Hand auf das lichte Feld hinaus und schwere glitzernde Edelsteine sprangen ihnen aus der Brust und lagen vor ihren geblendeten Augen.

Bald sahen sie unweit den gelben Stein und Weihes Wirren und rothe
Sonnen um ihn. Sie sprachen kein Wort und folgten dem Weg.
In weitem Bogen lagen die weihen Hunde mit den rothen Ohren
um den gelben Stein. Der König und die Königin konnten sich nicht
satt sehen an den edlen Thieren, die mit grohgeöffneten Augen ver-
trauend und reglos zu ihnen emporsahen. Aber als sich ein sanftes
Fächeln in den Lüften aufmachte und es wie der Duft einer verflogenen
Musik vom sattblauen Himmel heruntergestreut kam, wandten sie sich
einander zu, und der König und die Königin erkannten sich. Er legte
sein Hütchen mit der Fasanenfeder neben seinen Spieß zum gelben
Stein und begrub das Gesicht in dem wallenden Mantel ihres rothen
Haares. Dann griff er zart nach ihrer Hand, die lässig herabhing, kühte
in stiller Ehrfurcht ihre Fingerspitzen und flüsterte: „Du, meine
Blonde . . . meine Unnennbare!"
Die suchenden Blicke des Schlosses zu Tag und des Schlosses zu
Traum, die mit weit geöffneten Fenstern in die Welt sahen, blieben
beide stehen und fielen leuchtend vor das Königspaar am gelben Stein,
hermsdorf in der Mark. Gustav Landauer.

Das Ministerium Turgot.*)

z^nne Aobert Jacques Turgot wurde als dritter Sohn eines vor-
nehmen Hauses am zehnten Mai 1727 in Paris geboren. Der
älteste Bruder wurde Staatsmann, der zweite Offizier. Er wurde zum
Geistlichen bestimmt. In der Jugend war er, obwohl von großer Be-
gabung, überaus schüchtern, so daß seine Mutter, eine Dame der Ge-
sellschaft, ihn widerwärtig fand und ihn meist sich selbst überließ. Seine
große herzensgute zeigte sich früh. Obwohl er fehr wenig für fich
brauchte, war sein Taschengeld doch stets bald nach Empfang ausge-
geben. Als man nachforschte, ergab sich, daß er es an ärmere Schüler

*) Ein Fragment aus der Vierten Auflage der (bei Gustav Fischer
in Jena erscheinenden) „Geschichte der Nationalökonomie", über die
der Verfasser mir schreibt: „Als ich vor etwa fünf Jahren diese erste
deutsche »Geschichte der Nationalökonomie' herausgehen ließ, die kei-
nerlei Fachkenntnisse voraussetzt und aus den sozialen Bewegungen
und Theorien nur Das darstellt, was auch für unfere Zeit noch eine
Bedeutung hat, da wurden mir namentlich zwei Vorwürfe gemacht.
Fachkundige sagten, das Buch bringe Selbstverständliches; die Schick-
sale eines Friedrich Lift, eines Lassalle kenne doch Jeder. Gewiß. Aber
ich wollte kein Buch für Fachgelehrte schreiben und muhte deshalb so
wichtige Gestalten zeigen. Der zweite Vorwurf war ernster: einzelne
.gefährliche' Bewegungen (Kommunismus und Anarchismus) seien

austheilte, damit sie sich Bücher kaufen könnten. Er vollendete seine Studien auf der Sorbonne mit Auszeichnung.
Bevor er die Priesterweihe empfing, erklärte er (1751), daß er sich zu diesem Stande nicht berufen fühle. Seine früh erwachte Neigung zu volkswirthschaftlichen Dingen, deren grundlegende Bedeutung er bald erkannte, führte ihn zu dem Entschluß, sich ganz der Staatsverwaltung zu widmen. Der Einfluß seiner Familie bewirkte schon 1733 seine Ernennung zum Parlamentsrath. Er schloß sich eng an Gournah an, den er auf feinen amtlichen Inspektorenreisen mit offenen Augen begleitete. Auch zu Quesnah trat er in persönliche Beziehungen und wurde bald ein begeisterter Vertreter der phhsiokratischen Grundanschauungen.
Im Jahr 1761 wurde Turgot zum Intendanten von Limoges ernannt. Die ihm anvertraute Provinz Limousin war sehr arm und galt als ein überaus vernachlässigter Landestheil. Er ging mit großem Ernst an die Verwaltungarbeit. Selbst überaus sparsam, verwandte er alle Einkäufe zum Wohle der ihm anvertrauten Provinz. Als erste Aufgabe erkannte er die Sicherung einer zuverlässigen Statistik, um zunächst festzustellen, was denn wirklich vorhanden sei. Er ließ deshalb genaue Aufnahmen machen; erstens: des Bodens (Nmfang, Beschaffenheit, Anbau, Art, Ertrag); zweitens: der Bevölkerung (Zahl, Beschäftigung); drittens: der Steuern (Abgaben und Fronlasten). Unermüdlich war er thätig, namentlich die gebildeten Schichten, Geistliche, Lehrer, Aerzte, für seine Reformarbeit zu gewinnen.
Sein gefährlichster Feind war das Mißtrauen der armen Bevölkerung, der seine Arbeit galt. Die Bauern waren zu oft von den Beamten.betrogen und ausgebeutet worden, als daß sie daran zu glauben vermochten, von dieser Seite könne ihnen Gutes gebracht werden. Besonders zeigte sich Das, als Turgot, dem phhsiokratischen Grundgedanken gemäß, daran ging, gewisse Lasten durch eine Grundsteuer abzulösen. '>"
Die drückendsten Lasten waren die sogenannten Wegfronen. Am Beginn und am Ende des Winters mußten die Bauern durch Fronarbeit die Wege der Provinz ausbessern. Diese Arbeiten wurden wider-
zu freundlich dargestellt. Diese Behauptung ist unbegründet. Meine eigene Stellung im öffentlichen Leben ist scharf bestimmt. Ich bekämpfe diese Bestrebungen aus voller Neberzeugung und hoffe auf ihre Neberwindung durch die Wahrheit der deutschen Bodenreform. Aber in dem Kampfe für meine Neberzeugung habe ich gelernt, daß nichts die öffentlichen Kämpfe so vergiftet wie eine bewußte oder unbewußte Verzer°rung und Entstellung der Ziele der Anderen. Ich habe deshalb mit ehrlichem Fleiß versucht, jede Theorie durch ihre berufenen Vertreter selbst zu Wort kommen zu lassen. Die Vorwürfe trafen mich also nicht. Möge mein Buch zu der dringend nothwendigen staatsbürgerlichen Erziehung unseres Volkes mitwirken. Adolf Damaschke."

willig geleistet. Sie waren fast stets mit großem Perlust an Zugthieren,
Wagen usw. verbunden. Als Turgot nun bestimmte, daß diese Weg-
fron durch eine Grundsteuer ersetzt werden solle, weigerten sich zunächst
die Bauern, darauf einzugehen. Sie fürchteten, daß man ihnen zwar
die Grundsteuer auferlegen, aber sie trotzdem zu der Fronarbeit zwin-
gen werde. Doch gelang es Turgot, das Mißtrauen zu besiegen. Mit
einer verhältnißmähig niedrigen Grundsteuer konnten nun die Wege
in einen viel besseren Stand als vorher gesetzt werden. Die widerwillig
geleistete Fronarbeit war eben für die Bauern und für den Staat die
teuerste und unvortheilhafteste.
Turgot war der Erste, der einen geordneten Arbeitnachweis in
seiner Provinz schuf. Da die physiokratische Schule die Freiheit der
Arbeit als Ziel aufstellt, war es nur folgerichtig, durch eine geordnete
Vermittlung diese Freiheit wirklich zu ermöglichen. Eben so war es
eine Folgerung seiner volkswirthschaftlichen Gesammtanschauung, daß
er so viel wie möglich für die Hebung des Schulwesens that.
Als Präsident der Königlichen Landwirthschaftlichen Gesellschaft
von Limoges suchte er durch literarische Preisausschreiben ökonomische
Aufklärung zu verbreiten. Für das Jahr 1767 bestimmte er als
Thema: „Neber die Wirkung der indirekten Steuern auf das Einkom-
men der Grundeigentümer." Im folgenden Jahr lautete die Preis-
aufgabe: „Die Art, wie die Reinerträge der Grundstücke je nach den
verschiedenen Anbanmethoden genau abgeschätzt werden können/ Der
unermüdlich fleißige Mann war in dieser Zeit auch auf theoretischem
Gebiete thätig. 1766 erschien aus seiner Feder eins der besten Werke
der phhsiokratischen Schule: „Betrachtungen über die Bildung und
die Vertheilung des Reichthums."
Die Mutter Turgots setzte durch, daß ihrem Sohn der vielbegehrte
Posten eines Intendanten von Lyon angeboten wurde. Turgot aber
lehnte ab, um seinem Reformwerk in Limousin treu zu bleiben.
Die Provinz blühte unter dieser Verwaltung auf, und wo man
sich in Frankreich überhaupt ernst mit der sozialen Noth des Volkes be-
schäftigte, sah man mit Achtung, ja, mit Bewunderung auf den jungen
phhsiokratischen Staatsmann, der verstand, die wirtschaftlichen Zu-
stände seiner Provinz in außerordentlicher Weise zu heben und dabei
das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung zu erwerben, wenn es
ihm auch natürlich an Haß und Widerstand von Denen nicht fehlte,
die aus dem alten Zustande persönlichen Vortheil geschöpft hatten.
Ludwig XV. starb am zehnten Mai 1774.
Als Ludwig XVI., der „Vielersehnte", den Thron bestieg, gab er
der Öffentlichen Meinung in den gebildeten Schichten nach und berief
Turgot in das Ministerium. Der Kanzler Maurepas, ein alter Höf-
ling, der sehr großen Einfluß auf den erst zwanzigjährigen König hatte,
setzte durch, daß Turgot zunächst das Marineministerium erhielt, das
Maurepas bis dahin selbst geleitet hatte. Er wollte sich Wohl auf einem
ihm vertrauten Gebiet ein Urtheil über den vielumkämpften Reformer

bilden. Die Probe muß befriedigt haben; denn schon wenige Wochen
später wurde Turgot zum Generalkontroleur der Finanzen ernannt.
Turgot verlieh ungern die ihm liebgewordene Provinz. Er fühlte
die ungeheure Verantwortung, die er übernahm. Aber es waren doch
auch wieder hohe Hoffnungen, die ihn beseelten. Als er die Ernennung
erhielt, schrieb er dem König: „Es ist nöthig, daß Eure Majestät sich
mit Ihrer Güte gegen Ihre eigene Güte waffnen, daß Sie sich stets vor
Augen halten, woher die Gelder stammen, die Sie an Günstlinge und
Hofleute verschenken wollen, daß Sie der Freigiebigkeit gegenüber stets
auch das Elend des Volkes, dem die Mittel dazu durch erbarmunglose
Exekutionen entrissen werden müssen, in Erwägung ziehen... Wenn
Eure Majestät die Gerechtigkeit und die Nothwendigkeit der vorgeschla»
genen Maßnahmen anerkennen, dann bitte ich, auf deren Durchfüh-
rung mit Festigkeit zu beharren und sich durch lärmende Klagen, denen
man in solchen Dingen niemals entgehen kann, nicht beirren zu lassen.
Die Gefahr, in die ich mich selbst begebe, fühle ich Wohl. Ich habe nicht
nur gegen die Mißbräuche selbst und gegen die Leute zu kämpfen, die
aus ihnen Gewinne ziehen, sondern auch gegen die Menge von Vor«
urtheilen, die sich jeder Reform widersetzen. Selbst die natürliche her»
zensgüte Eurer Majestät und der Ihrem herzen nächststehenden Per»
sonen können diesen Komps erschweren. Man wird mich vielleicht so
geschickt anklagen, daß mir Eure Majestät Ihr Vertrauen entziehen."
Wie Turgots Ernennung wirkte, zeigt das Wort Voltaires: „Ich
höre, daß wir einen Finanzminister erhalten, so weise wie Sullh, so
aufgeklärt wie Colbert. Ihr Herren Pariser, verzeiht mir, wenn ich
Euch sage, daß Ihr glücklich seid."
Es war eine ungeheure Aufgabe, die Turgot erwartete. Das
jährliche Defizit des Staatshaushaltes war auf über 22 Millionen an»
gewachsen. Seinen Finanzplan faßte er in die Worte: „Kein Ban»
kerot, keine Anleihe, keine Vermehrung der Steuern!" Dann blieb nur
Zweierlei übrig: eine EntWickelung der produktiven Kräfte, damit die
bisherigen Steuersätze mehr eintragen, und eine größere Sparsamkeit
im Staatshaushalt. Die Gesundung konnte nur langsam kommen.
Immerhin hat Turgot in der kurzen Zeit, in der ihm zu wirken be»
stimmt war, die Staatsschuld um 102 Millionen verringert und den
Zinsfuß der Staatsanleihen von SV2 auf 4 Prozent herabgesetzt.
Der erste Kampf Turgots galt den Mißbräuchen der Steuerver»
Pachtung. Eine solche Pacht war ein sehr einträgliches Geschäft und
die Steuerpächter wurden meist rasch reiche Leute. So kam es, daß sich
auch Mitglieder der ersten Familien am Hof des Königs unmittelbar
und mittelbar an solchen Geschäften betheiligten! es war sogar Sitte,
daß der Finanzminister selbst von den Generalpächtern eine Art Ge°
winnbetheiligung erhielt, indem sie ihm regelmäßig als „M gs nn"
ein Geschenk von 50 000 Livres machten. Turgot wies diese Gabe ent-
schieden zurück und verbot jeden Aemterverkauf in seiner Verwaltung.
Die Steuerpächter und Alle, die von diesem System Nutzen zogen, er»

kannten nun, wie ernst es dem neuen Minister mit seinem Neformeifer
war, und wurden, wenn auch vielfach im Geheimen, feine erbitterten
Gegner. Diese Gegnerschaft wurde noch schärfer, als er den bestehenden
Nechtsgrundsatz: „In allen zweifelhaften Fällen ist dem Steuerpächter
Necht zu geben" in sein Gegentheil verwandelte: „In allen zweifel-
haften Fällen ist Bauern und Bürgern Recht zu geben!"
Das Verständnis; und die Zustimmung, die die phhsiokratischen
Maßnahmen fanden, blieb aber auf enge Kreise beschränkt. Die ge»
bildeten Schichten, die das Krankhafte ihrer Zeit erkannten, begnügten
sich zum größten Theil mit einem billigen Schwärmen für Nousseaus
Naturglückseligkeit, wie sie in weichen Nomanen („kaul st Vir^inis"
und ähnlichen) rührend dargestellt wurde. Oder man ergötzte sich an
dem Spott Voltaires und an den philosophischen Spekulationen der
Enchtlopädisten. Das konnte bei geistreichen Konversationen in schön-
geistigen Salons dazu dienen, die Unabhängigkeit und Aufgeklärtheit
des eigenen Geistes genügend leuchten zu lassen, um sich damit von
der Pflicht loszukaufen, sich auch um reizlose wirthschaftliche Dinge zu
kümmern, wie Salzsteuer, Frondienste, Allmende und Zunftrechte. Da-
bei hatte man es nicht so billig, schöne Worte zu machen, und kam gar
zu leicht in Gefahr, gute Freunde oder getreue Nachbarn zu verletzen
oder gar selbst Opfer bringen zu muffen.
Wollte man aber nicht nur feinem klugen Geist, sondern auch
seinem guten Herzen genügen, so bethätigte man sich in Wohlfahrt»
und Wohltätigkeiteinrichtungen aller Art. Selbst die Generalsteuer»
Pächter gaben große Summen, wenn fie ihre (für das Volk fo verderb-
lichen) Verträge mit dem Staat abschlössen. Der König steuerte aus
seiner Kasse und Marie Antoinette war lange Jahre Ehrenvorsitzende
der „Looists äs oliarits watei-usHs". Wie viel auf diesem Gebiet gethan
wurde, zeigt der Nmstand, daß schon im ersten Jahr nach der Nevolu»
tion allein dem Allgemeinen Pariser Krankenhaus eine Million
Franken weniger zufloß als unter dem aullisn rs^ims.
Doch diefe „praktischen" Hilfen, die an dem Wesen des Staates
nichts änderten, hatten zuletzt nur den Erfolg, daß guter Wille dadurch
absorbirt und von den notwendigen sozialen Erneuerungen abgezogen
wurde. Die Männer, die die Unerträglichteit der bestehenden Zustände
am Bittersten empfanden, sahen das Heil vielfach in einer völligen Auf-
hebung des Privateigenthums, im Kommunismus, wie ihn nament-
lich Morelli und Mablh vertraten. Worelli, ein früherer Lehrer, warb
durch feine,Staatsromane „Der Schiffbruch der schwimmenden Inseln"
(1733) und „Das Gesetz der Natur" (1755) für kommunistische Ideale.
Gabriel Vonnot de Mably (1709 bis 1785) war ein Verwandter und
vertrauter Mitarbeiter des Kardinals de Tencin, der 1742 Minister
des Aeußeren wurde. Im Jahr 1757 aber zog er sich vom Staatsdienst
zurück und bekämpfte ihn von nun an, namentlich auch in dem aus-
drücklich gegen die Physiokraten gerichteten Buch „Zweifel", in dem er
den Kommunismus predigte.

Diesen „vollen und ganzen" Forderungen gegenüber schien Das,
was die Phhsiokraten an Reformen erstrebten, als ungenügende Halb«
heit; und (wie immer in der Geschichte) nun fanden sich auch falsche
Freunde genug, die Mißtrauen säten. Das zeigte sich besonders, als
Turgot daran ging, die Zollschranken im Inneren des Landes zu be-
seitigen. Wie sehr sie den Handel belästigten, zeigt die Thatsache, daß
ein Fuder Wein von Straßburg nach Paris vierzigmal verzollt werden
mußte. Wenigstens für das Inland schaffte Turgot freie Bahn. Aber
auch hier weckte er natürlich bei Allen, die einen Vortheil von dem
alten Zustand gehabt hatten, einen erbitterten Widerstand, der sich
steigerte bei dem Beschluß vom September 1774, die Freiheit des Ge-
treidehandels durchzuführen.
Als die Kornpreise in Folge einer schlechten Ernte stiegen, schob
das Volk die Schuld vielfach auf die Neuerungen Turgots. Diese
Stimmung benutzten seine Feinde bei Hof, die den verhaßten Minister
zu stürzen hofften. Sie schürten deshalb gewissenlos die Empörung, so
daß namentlich in Dijon und am ersten Mai 1775 auch in Paris Brot-
und Mehlhandlungen geplündert wurden. Die Unruhen wurden zu
einem förmlichen Aufstand, dem „Mehlkrieg". Aber man hatte sich
getäuscht, wenn man glaubte, daß Turgot vor jeder Volksstimmung
zurückweichen werde. Er ließ sich vom König das Kriegsministerium
übertragen, zog Truppenmassen zusammen,und unterdrückte scharf und
streng jede Ausschreitung. Zugleich erließ er Rundschreiben an die,
Geistlichen, die er dringend ermahnte, das Volk aufzuklären. Anbeirrt
durch diese Widerstände, die er vorausgesehen hatte, schritt er weiter.
Die freie Entfaltung der Arbeitkräfte suchte er durch die Auf«
Hebung der Zunftprivilegien herbeizuführen. Wie die Freiheit der
Arbeit, so wollte er auch die Freiheit des Verkehrs fördern. Er ver-
einigte deshalb die verschiedenen Verkehrsanstalten und schuf die erste
französische Staatspost. Die Wagen, nach dem Minister „Turgotinen"
genannt, waren die ersten Posten, die regelmäßig Tag und Nacht fuh-
ren und dadurch die für diese Zeit außerordentlich hohe Durchschnitts-
geschwindigkeit von vier Kilometern in der Stunde erreichten.
Für die Volkshhgiene wurden staatliche Kurse wichtig, die Turgot
für die Einwohner einrichten ließ. Die „Königliche Gesellschaft für
Medizin", die seiner Anregung ihr Entstehen verdankt, hat sich später
zu einer Akademie ausgestaltet.
Den Aermsten im Volk galt Turgots besondere Fürsorge. In
einem Erlaß aus der ersten Zeit seiner Ministerthätigkeit verlangte er
von allen Beamten: „Jedes Bestreben muß sein, die Mißbräuche aller
Art, unter denen das Volk leidet, aufzudecken und zur Kenntniß der
Regirung zu bringen." Alle Personen, die irgendeine soziale That
vollbrachten, sollten ihm jedesmal gemeldet werden, damit er sie zur
öffentlichen Auszeichnung vorschlagen könne. So sehr er auf Spar-
samkeit in der Hofhaltung und auf Herabsetzung hoher unverdienter
Pensionen drang: er war doch bemüht, den Veteranen, die einen wirk»

lichen Anspruch auf den Dank des Staates hatten, die Auszahlung
ihrer Bezüge zu sichern. Den Arbeitern in den Staatswerften von
Brest ließ er den rückständigen Lohn von anderthalb Iahren auszahlen;
kleine Beamte, die seit vier Iahren mit ihrer Invalidenrente im Rück«
stände waren, wurden voll befriedigt.
Im Ganzen hat Turgot etwa zwanzig verschiedene Arten von
Steuern auf Verbrauchsartikel abgeschafft. Als Intendant von Li»
mousin hatte er mit großem Erfolg die Wegfronen in eine Grund»
steuer verwandelt. Jetzt versuchte er den selben Schritt für das ganze
Reich. Als Intendant von Limousin konnte er nur die schon steuer»
Pflichtigen Bauern zu der Grundsteuer heranziehen. Jetzt aber legte
er auch den großen Grundbesitzern eine Grundsteuer zu diesem Zweck
auf, in der richtigen Erkenntnis;, daß verbesserte Verkehrswege gerade
den Großgrundbesitzern besondere Vortheile bringen. Die Antwort
auf diese Reform war steigender Haß der mächtigen Familien im Lande.
Der Prinz von Conti erklärte, wer die Fronarbeit der Bauern ab»
schaffe, wolle „von der Stirn der Plebs den angeborenen Schandfleck
ihrer Knechtschaft wegwischen".
Neben den Edikten über die Umwandlung der Wegfronen in eine
Grundsteuer und die Aufhebung der Zünfte hat Turgot im Januar
und im Februar 1776 noch vier Edikte vollendet, die kleinere Reformen
anbahnten. (Aufhebung der pariser Lokalgebühren auf den Getreide»
Handel. Aufhebung anderer auf dem Verkehr lastenden Abgaben.
Aufhebung der Kasse von Poissy, die ihre Einkünfte aus dem Fleisch»
Handel bezog. Aufhebung der Zölle auf die Einfuhr von Talg aus
dem Auslande.) Das sind die sechs berühmten historischen Edikte, die
großes Aufsehen erregten. Das pariser „Parlament" weigerte sich,
diese Edikte, mit Ausnahme eines einzigen, das die Kasse von Poissh
betraf, in die Gesetzbücher einzutragen und sie dadurch anzuerkennen.
In Gegenwart des Königs, in einer „Kissensitzung" („Iii Ss zustieg"),
mußte am zwölften März 1776 die Eintragung der sechs Edikte er»
zwungen werden.
Kurz nach dieser Sitzung aber wandte sich der König von seinem
Minister ab. Entscheidend für diese verhängnißvolle Wendung in den
AnschauungenLudwigs des Sechzehnten war der Plan Turgots,Frank»
reich eine Verfassung zu geben.
Die Gründe, die Turgot zu seinem Verfassungentwurf bestimm»
ten, und die Ziele, die er dabei vor sich sah, hat er in einem Brief an
den König gezeigt: „Der Despotismus, über den wir heute Klage er»
heben, ist einer, der hinter dem Rücken des Königs von Beamten und
Leuten, die Seiner Majestät gänzlich unbekannt sind, geübt wird. Man
hat die wahren Vertretungen der Nation zu vernichten gesucht und die
Beschwerden der wenigen, die noch nicht vernichtet sind, illusorisch ge»
macht. Die Ständeversammlungen sind seit hundertsechzig Iahren nicht
einberufen worden. Man ist so weit gekommen, die Klagen irgendeines
Dorfes für nichtig zu erklären, wenn sie nicht von einem Intendanten

autorisirt sind. Eine Gemeinde ist so außer Stande, ihre Rechte zu
verteidigen, wenn der Intendant oder Jemand, der bei ihm gut ange-
schrieben ist, ihr Gegner ist. So hat man, wie Eure Majestät sehen,
darauf hingearbeitet, allen Gemeingeist in Frankreich zu ersticken,
selbst das Gefühl der Staatsbürgerschaft auszulöschen und die ganze
Nation gleichsam mit einem Interdikt zu belegen."

Turgot wies als Belege dem Könige Verordnungen vor, die ge-
fälscht waren, Entscheidungen, in denen der Name des Königs entehrt
wurde: „Man weiß, daß Eure Majestät die Gerechtigkeit lieben. Aber
so lange das Gute, das Sie dem Volt erweisen, nur auf Ihren oder
auf Ihrer Minister Rechtssinn gegründet ist, bleibt es ein vorüber»
gehendes Gut. Ihre Regirungzeit muß darauf verwendet werden, dem
VolkeSicherungmittelgegen den Despotismus und das Verheimlichung-
shstem der Beamtenadministration zu verschaffen. Soll ein König
wirklich gerecht sein, dann muß er sich genaue Auskunft an der Quelle
verschaffen und die Entscheidung nach seinem eigenen Gefühl und Ge-
wissen treffen. Deshalb handelt es fich darum, zwischen dem König
und der Nation feste Beziehungen herzustellen und zu verhindern, daß
sie durch Leute gestört werden, die den König umgeben."

Bei der Erstürmung der Tuilerien (am zehnten August 1792) hat
man in den Papieren des Königs auch den Verfassungentwurf Turgots
gefunden, und zwar mit eigenhändigen Randbemerkungen Ludwigs
des Sechzehnten.

Turgot schreibt: „Um zu wissen, ob es zweckmäßig sei, .Munizi-
palitäten' einzurichten, muß man die bestehenden vervollkommnen oder
abändern; und zur Einführung derer, die man für nöthig hält, genügt
es nicht, auf den Ursprung dieser Gemeindeverwaltungen zurückzu-
weisen. Man hat viel zu sehr in wichtigen Dingen den Brauch ange-
nommen, die Richtschnur für das eigene Handeln aus der Prüfung und
dem Beispiel Dessen zu entnehmen, was unsere Vorfahren in Zeiten
gethan haben, die wir selbst als solche der Unwissenheit und Barbarei
anzusehen übereingekommen sind. Diese Methode führt nur dahin, die
Fürsten mit Widerwillen gegen ihre wichtigsten Amtspflichten Zu er-
füllen, in ihnen die irrige Vorstellung zu wecken, daß man, um sich
ihrer mit Anstand und Erfolg zu entledigen, ungeheuer gelehrt (pro-
äißisuLsineut savant) sein müsse."

Die Randbemerkung des Königs lautet: „Man braucht nicht sehr
gelehrt zu sein, um zu erkennen, daß diese Denkschrift gemacht ist zu
dem Zweck, Frankreich eine neue Regirungform zu geben und die alten
Einrichtungen, welche der Verfasser als das Werk Jahrhunderte langer
Unwissenheit ansieht, in Verruf zu bringen. Als ob die Regirungen
meiner letzten drei Vorgänger von einem gerechten und vernünftigen
Kopf mit denen barbarischer Jahrhunderte auf die gleiche Rangstufe
gestellt werden könnten und als ob mein Reich nicht gerade diesen
drei Regirungen das Ansehen und die Stellung verdankte, die es in
Europa hat!"

Turgot: „Sie könnten, Sire, regiren wie Gott durch allgemeine
Gesetze, wenn die wesentlichen Theile Ihres Reiches eine regelmäßige
Organisation und anerkannte Beziehungen zu einander hätten."
Der König: „Sehr wahrscheinlich würde das-Gegentheil eintreten.
Wäre die Organisation meiner Provinzen gleichartig, so wäre die
Folge, daß mir gar kein oder nur schlechter Gehorsam geleistet würde.
Es wäre viel schwieriger, eine ganze Masse auf einmal in Bewegung
zu setzen, als, wie meine Vorfahren gethan, sie durch verschiedenartige
Intendanten und Landstände (?s^s g'Ltst) anzutreiben."
Turgot: „Die Ursache des Nebels liegt darin, Sire, daß Ihre
Nation keine Verfassung hat."
Der König: „Das ist der große Kummer des Herrn Turgot. Für
die Neuerungsüchtigen bedarf es eines Frankreichs, das mehr als eng-
lisch ist." Das letzte Wort des Königs lautet: „Der Uebergang von dem
bestehenden Regime zu dem, das Herr Turgot vorschlägt, muß Beden«
ken wecken; denn man sieht wohl, was ist, aber man sieht nur in der
Einbildung, was nicht ist, und man soll keine gefährlichen Experimente
machen, wenn man das Ende nicht absehen kann."
Das verhängniszvolle Mißtrauen, das aus den Worten des Königs
spricht, war zu einem Theil in seiner natürlichen Willensschwäche be-
gründet. Zu einem großen Theil aber war es auch die Folge der Plan-
mäßigen Verdächtigungen, denen Turgot von den durch seine Reform
Geschädigten ausgesetzt war. An der Spitze seiner Feinde stand die
temperamentvolle und sehr einflußreiche Königin Marie Antoinette.
Die Tochter Maria Theresias war streng und einfach erzogen worden.
Aber schon mit fünfzehn Iahren kam sie an den Hof von Versailles
und wurde mit achtzehn Iahren Königin. Sie führte einen überaus
verschwenderischen Hofhalt. Trotzdem das Hazardspielen gesetzlich ver-
boten war, frönte sie öffentlich diesem Laster. Während die wirt-
schaftliche Noch große Theile des Volkes dem schmählichsten Elend
preisgab, opferte sie ungeheure Summen ihrer Spielwuth. An einem
Abend in March verlor sie 700« Goldstücke gleich 11« 000 Mark. Die
eigene Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, schrieb ihr: „Die Ge-
schichten, die ich über Dich höre, schneiden mir ins Herz. Meine Toch-
ter, meine liebe Tochter, meine erste Königin, wohin soll Das führen?"
Turgot erkannte, daß eine Gesundung des Beamtenstandes bei
diesem schlechten Beispiel des Hofes unmöglich sei, und drang mit Ent-
schiedenheit auf Beachtung der Gesetze und auf größere Einschränkung
bei Hofe. Er setzte durch, daß sein Freund, der hochgeachtete Präsident
des Steuerhofes Malesherbes, zur Durchführung dieser Aufgabe zum
Minister des Königlichen Hauses ernannt wurde.
Die Königin wurde nun Turgots hitzigste Feindin. Unter ihrem
Einfluß unterhielten sich die eleganten Damen und Herren der Hof-
gesellschaft damit, in allerlei mehr oder minder geistreichen Scherzen
den unbequemen Minister zu verhöhnen. Malesherbes, eine zu milde
Natur, nahm unter solchen Umständen schon im April 1776 plötzlich

seinen Abschied. Das war ein schwerer Schlag. Diese „Fahnenflucht"
bezeichnete später Du Pont als Hauptgrund des Zerwürfnisses zwischen
dem König und Turgot.
Als Turgot einen Ersatzmann Dorschlug, kam es zum offenen
Bruch. Der König fragte nach dem Vortrag, ob das Alles sei, was er
ihm zu sagen habe. Als Turgot bejahte, drehte der König ihm brüsk
den Rücken: „Desto besser/ Turgot nahm seine Entlassung.
Aus seinen letzten Briefen an den König sei noch eine Stelle
wiedergegeben: „Eure Majestät haben mir gesagt, Sie bedürften noch
der Ueberlegung und ermangelten der Erfahrung. In der That fehlt
es Ihnen an Erfahrung, Sire. Ich weiß: mit zweiundzwanzig Iahren
und in Ihrer Stellung hat man nicht, was die Gewohnheit, mit Seines«
gleichen zu leben, den Privaten an Menschenkenntnis; giebt. Aber
werden Sie in acht Tagen, in einem Monat mehr Erfahrungen haben?
Für Ihre Regirung giebt es nichts Nöthigeres als Charakterstärke.
Bergessen Sie nicht, Sire, daß die Schwäche es war, die Karl den Ersten
aufs Schaffst gebracht hat."
Die Entlassung Turgots wurde am Hof mit großer Befriedigung
begrüßt. Der alte, glatte Höfling Maurepas beschwichtigte die Zweifel
des Königs mit dem Worte: „Sire, Turgot war ein Narr, umgeben
von Narren." Marie Antoinette aber schrieb an ihre Mutter nach
Wien, Wohl in dem Gefühl, Etwas gethan zu haben, das sie nicht ver-
antworten konnte, das unaufrichtige Wort: „Ich bekenne, daß ich nicht
traurig über die Entlassung Turgots bin; aber hineingemischt habe
ich mich nicht."
Doch die Freunde des Polles erfüllte der Sturz Turgots mit
tiefstem Schmerz. „Ich bin ganz vernichtet," schrieb Voltaire, „ver-
nichtet in Kopf und Herz. Weh uns! Ein goldenes Zeitalter sahen
wir kommen; und nun müssen wir es wieder versinken sehen!"
Ludwig XVI. sollte an die Schicksalsstunden des Ministeriums
Turgot noch einmal erinnert werden. Siebenzehn Jahre später saß der
König gefangen im Temple, des Hochverrathes angeklagt, und die vor-
nehmen Damen und Herren des Hofes, die einst über Turgot und
Malesherbes nicht genug Witze machen konnten, waren in alle Winde
zerstoben, meist feig ins Ausland geflüchtet. Da erbot sich (unaufge-
fordert) Malesherbes, die Vertheidigung des Königs vor dem Konvent
zu übernehmen. Ludwig war tief gerührt. Die beiden Männer um-
armten einander weinend. „Ihr Opfer ist um so größer," sagte der
König, „als Sie mich wahrscheinlich doch nicht retten können, sich selbst
aber sicher verderben." So war es. 1793 fiel das Haupt des Königs;
und im nächsten Jahr mußte Malesherbes seine Treue mit dem Tod
büßen. Er wurde mit seinen Kindern und Enkeln hingerichtet.
Adolf Damaschke.

MMhrgeiz und Eitelkeit sind auch im Finanzgeschäft als Triebkräfte
thätig. Den „großen Kanonen" liegt daran, das Prestige zu wah»
ren. Die Eitelkeit läßt nicht zu, daß ein Rival vorrückt. Manches Ge-
schäft wird nur gemacht, damit es der Andere nicht mache. Persönlich»
keit soll ja den modernen Bankpolitiker auszeichnen. Man will keine
Dutzendware. Jeder glückliche Besitzer eines Direktorsessels soll eine
„Individualität" sein. Das kann man bei 20000« Mark Iahresein-
kommen verlangen. Nnd wo es die Natur nicht gegeben hat, wird ver»
sucht, durch Training und Streckmassage die dem Einkommen ange-
messene Größe zu erreichen. Dabei gehen allerlei nützliche Hemmungen
flöten; und das Ahrwerk schnurrt oft die sonderbarsten Geschichten ab.
Zu den beliebten Darbietungen der vsuity Kirs gehören die Amerika-
reisen. Wer drüben war und in Hoboken nicht nur Iupons, sondern
auch Meriten und Ambitionen verzollt hat, rächt sich für die schlech-
ten Manieren der Zollbeamten durch die Veröffentlichung „Amerika-
nischer Eindrücke". Die busivessmeu sind natürlich besonders wichtig für
die Verbreitung des richtigen Urtheiles über die Vankeevshche. Lud-
wig Max Goldberger hat ein vortreffliches Buch über die Bereinigten
Staaten geschrieben; Dr. Salomonsohn von der Diskontogesellschaft
gab Impressionen; Geheimrath tzemptenmacher studirte, noch als
Staatskommissar, die Eigenheiten der newhorker Börse und die Seele
.des amerikanischen Jobbers; und Paul Mankiewitz von der Deutschen
Bank ließ sich, nach achtwöchigem Studium der amerikanischen Wirth»
schaft, interviewen. Er sagte freilich bescheiden, er sei zu kurze Zeit
drüben gewesen, um viel mehr als die Oberfläche der Dinge gesehen
zu haben; aber er ließ sich interviewen. Was er erzählte, war nicht
aufregend. Konnte es also nicht hinter dem Gehege der Zähne bleiben?
Nein; Paul Mankiewitz von der Deutschen Bank mußte ganz andere
Eindrücke heimbringen als Arthur Salomonsohn von der Diskonto-
gesellschaft; und es war unbedingt nothwendig, den Unterschied fest-
zustellen. Denn jede Amerikafahrt eines Bankdirektors hinterläßt merk-
bare Spuren auf dem Effektenmarkt. Ein Haufe neuer Papiere ist
unterzubringen. Ein Theil ist schon nach Frankreich gegangen; für
Deutschland wird auch gesorgt werden. Jedenfalls ist es sehr nett vom
guten Onkel, wenn er immer Etwas mitbringt. Und Direktor Mankie-
witz hat auch für die Industrie gesorgt. Die Berlin-Anhaltische Ma-
schinenbaugesellschaft wird drüben dreihundert neue Koksöfen bauen,
deren technische Leistung die Konkurrenzfähigkeit der amerikanischen
Montanindustrie steigern soll. In Deutschland sah man schon riesige
Bestellungen auf Rohmaterial am Horizont aufsteigen. Dieses aber
war eine Fata Morgan... a; denn die Aufträge bleiben im Lande
Kanaan. Die Bamag hat die Oefen zu bauen, ist aber verpflichtet, das
Rohmaterial von amerikanischen Lieferanten zu nehmen. Das war
nun wirklich eine „amerikanische Neberraschung". Zuerst wird Einem

der Mund wässerig gemacht und schließlich bleibt nicht mehr übrig als eine Installation, zu der eine deutsche Bank das Geld, eine deutsche Fabrik die technische Fähigkeit hergiebt, während den Nutzen davon die Amerikaner haben. Um solche Abschlüsse zu machen, braucht man nicht Amerika zu entdecken. Thut nichts: man ist auch drüben gewesen.
Der Jahrmarkt der Eitelkeiten füllt ein weites Feld. Als die Bankenquetekommission ihre Thätigkeit begann, war auch die Rede von der Möglichkeit, nach dem Muster des Reichversicherungamtes ein Kaiserliches Aufsichtamt für das Bankwesen zu schaffen. Die Idee verdorrte zwar schnell, hatte aber das Hirn ehrgeiziger Finanz« und Börsenherren befruchtet. Aus diesen Keimen stammt der Vorschlag, statt des Aufsichtamtes eine „Ständige Kommission für Bankangelegenheiten" zu schaffen, die natürlich nicht nur mit Kaiserlichen Beamten und Mitgliedern des Reichstages, sondern auch mit Delegirten des Bankgewerbes zu besetzen sei. Die Anregung kam ohne äußeren Anlaß; kein Mensch denkt heute an das Bankenamt. Doch einzelne Herren aus dem Verein für die Interessen der Fondsbörse und aus dem Aeltestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft fanden nöthig, die Regirung an ihre „Pflichten" zu erinnern. Dabei haben Banken und Bankiers nicht die geringste Neigung, ihre Sorgen und Kümmernisse einer „Ständigen Kommission" anzuvertrauen. Hinter der Mah» nung steckte nur der „Drang nach Höherem". Auf Grundsätze und Tradition wird gepfiffen, wenn sich die Möglichkeit zeigt, eine „öffentliche Persönlichkeit" zu werden. Der gottselige Steuererheber Mr. Lillhvick, den uns Charles Dickens geschenkt hat, ist noch heute in allen möglichen Spielarten auf dieser schönen Erde zu finden.
Nicht immer bleiben die Lebensäußerungen so harmlos wie im Fall der „Ständigen Kommission". Oft wird der Ehrgeiz negoziirt; und dann, ist die Sache schon schlimmer. Man nehme, zum Beispiel, einige Vorgänge aus der jüngsten Periode des Emissiongeschäftes. Neue Aktien kommen nicht nur durch Subskripton in die Hände des Publikums. Wenn der Gesammtbetrag nicht sehr groß ist nnd die „Freundschaft" des Emissionhauses weit reicht, so zieht man die direkte Einführung an die Börse vor. Der Einführungskurs wird vorher festgesetzt; Das ist oft aber nur Spiegelfechterei, denn die Emissionfirma kann, durch geschickte Unterbringung des neuen Papiers, ihr Material so verringern, daß am Tage der Einführung kein erster Kurs festgesetzt werden kann, weil die Nachfrage „das zur Verfügung stehende Material weit hinter sich ließ". Ein stolzes Bekenntniß für eine Bank, die damit urbi st orbi den Werth der von ihr vertriebenen Papiere kündet. Voraussetzung eines solchen Effekts ist natürlich der „unstillbare Hunger des Publikums nach neuen Effekten". Kommt schließlich ein „erster Kurs" zu Stande, so ist er beträchtlich höher als die Notiz, die vom Emittenten in Aussicht genommen war. Die „Freundschaft" freut sich, weil sie die ihr zugetheilten Stücke mit anständigem Nutzen losschlagen kann; und die Arrangeure ringen, in holder Verwirrung,

die Hände. Was sollen sie machen, wenn sich das Publikum mit sol-
cher Leidenschaft auf das neue Papier stürzt? Sie haben den hohen
Kurs ja nicht gewollt. An dem ist allein die Anersättlichkeit der Aktien«
kaufer schuld. Das klingt harmlos; ists aber nicht. Keine Bank würde
am Tag der Einführung eines neuen Papieres vor der Festsetzung des
ersten Kurses in Verlegenheit kommen, wenn sie die gesammte Summe
der zu emittirenden Werthe zur Verfügung hielte. Das Publikum
wüßte, wie viele Stücke disponibel sind, und könnte sich danach ein-
richten. Ein Mißverhältnis; zwischen Angebot und Nachfrage bliebe
möglich. Aber das Emissionhaus hätte keine Verantwortung und dürfte
«it gutem Recht alle Schuld auf das Publikum schieben. Der Emission
soll aber Glanz verschafft werden. Oft wird der geplante Einführungs-
kurs niedrig gehalten, um die Begehrlichkeit zu reizen. Warum wird
denn über die ungenügende Disposition bei der Einführung nicht zur
Subskription aufgelegter Börsenpapiere geklagt? Es müßte doch mit
dem Teufel zugehen, wenn sich da kein brauchbarer Modus finden
ließe. Jüngst brachte die Kommerz- und Diskontobank die Aktien der
Kaiserkellergesellschaft an die Börse. Im Ganzen 2^ Millionen Mark.
Aber von dieser Summe war am Tag der Einführung natürlich nur
ein Bruchtheil im Besitz der Bank, so daß drei Tage lang keine erste
Notiz möglich wurde. Die offizielle Erklärung sagte: „Weil das zur
Verfügung stehende Material der geforderten Summe nicht entsprach."
Natürlich; coinms touzours. Schließlich glückte es, den ersten Kurs fest-
zunageln: 7 Prozent höher, als er von der Bank in Aussicht genom-
men war. Ein ganz nettes Ergebniß. Aber es kommt noch netter. Di-
rektor der Kommerzbank ist der ehemalige Staatskommissar, Geheim-
rath Hemptenmacher. Der muß nun die Einführung von Börsenpa-
pieren von ganz anderem Standpunkt sehen als in der Amtszeit. Doch
Geheimrath Hemptenmacher war schon als Börsenkommissar der An-
sicht, daß gegen gewisse Anstöße beim ersten Zusammentreffen neuer
Papiere mit der Börse nichts zu machen sei. Das Börsengesetz verfügt
nämlich im Paragraphen 36, daß die Zulassungstelle die Pflicht habe,
„Emissionen nicht zuzulassen, durch welche erhebliche allgemeine Inter-
essen geschädigt werden oder welche offenbar zu einer Nebervortheilung
des Publikums führen." In dem von Hemptenmacher herausgegebe-
nen Kommentar zum Börsengesetz wird nun gesagt, daß es sich bei
dem Begriff der „Nebervortheilung" nicht um zu hohe Einführungs-
kurse handeln könne; denn „diese Uebervortheilung hängt so eng mit
dem Börsenverkehr selbst zusammen, daß ihre Berücksichtigung zur
Abschaffung der ganzen Börse führen müßte". Das ist ehrlich ge-
sprochen. Das Publikum hat sich einfach den Gewohnheiten der Börse
zu fügen; wers nicht thut, zeigt einen bedauerlichenMangel anDisziplin.
Am letzten Ende steht auch hier die Eitelkeit. Jede Bank glaubt,
ihrem Ruf schuldig zu sein, daß sich das Publikum um ihre Papiere
prügelt. Das ist beim Kaufmann nun mal nicht anders. Für ihn ist
seine Waare die beste; und daß diese Ueberzeugung sich weitesten

Kreisen mittheile, muh seine wichtigste Sorge sein. Wo Einer nur
an sich, gar nicht an die Sache denkt, ists natürlich schlimmer. Ein
klassisches Beispiel solchen geschäftlichen Ehrgeizes liefert der frank»
furter Bankier Max Ansbacher, der böse Geist der Bayerischen Boden»
kreditanstalt in Würzburg. Dieses unglückseligste aller süddeutschen
Pfandbriefinstitute hat vom Tag seiner Geburt an unter der Zuchtruthe
seiner Gründer, der Herren Ansbacher und Genossen, gestanden. Was
eine Aktienmajorität sich zu leisten vermag, ist hier geleistet worden.
Das Geschäft des Würzburger Unternehmens wurde nach allen Rich»
tungen von den privaten Ambitionen der Ansbachers durchkreuzt.
Jahr vor Jahr gabs neue Stänkereien; und 19l)7 kams zum ersten
großen Krach. Anrüchige Beleihungen; ungenügende Abschreibungen;
Extraprofite; anstößige Bilanzen. Der Staatskommissar stürzte in die
Versenkung; die beiden Direktoren folgten ihm, in angemessenen
Zwischenräumen. Nun wurde reorganisirt. Neue Männer mit blen»
dend weißen Westen kamen und gaben sich alle Mühe, der Bank neue
Existenzmöglichkeiten zu schaffen. Nach dreijähriger Pause sollte in
diesem Jahr das reguläre Geschäft wieder aufgenommen werden. Die
Verwaltung beschloß, mit der Ausgabe neuer Pfandbriefe zu begin»
nen; da erklärte Herr Max Ansbacher, dem man ein Mandat zum
Aufsichtrath nicht zu weigern vermocht hatte, er sei gegen den Beschluß
seiner Kollegen und der Direktion. Seiner Meinung nach sei die Zeit
noch nicht gekommen, um die Bayerische Bodenkreditanstalt wieder in
Aktion treten zu lassen. Diese Erklärung bewirkte abermals einen
Krach. Direktion und Aufsichtrath kündigten sofort ihren Rücktritt an.
Damit war kurz und bündig gesagt: „Wenn Ansbacher wieder die
Oberhand bekommt, ist das Schicksal der Bank besiegelt." Der Abge»
ordnete Dr. Heim und Freiherr von Pechmann, der kluge Mentor der
Bayerischen Handelsbank, hatten sich für die Wiederherstellung geord-
neter Verhältnisse eingesetzt; Alles schien auf gutem Wege: da treibt
der Ehrgeiz Herrn Ansbacher wieder ans Licht. Eine dreijährige, müh»
sälige Reformarbeit ist vernichtet, wenn nicht noch in zwölfter Stunde
Herr Ansbacher zur Vernunft gebracht wird. Aber wer soll ihn in die
Schranken weisen? Er ist Großaktionär, also unabsetzbar. Die Re°
girung ist machtlos. Sie kann höchstens dafür sorgen, daß eine Liqui-
dation der Bank von vertrauenswürdigen Personen durchgeführt wird.
Die Aktionäre müßten versuchen, mit Hilfe des von ihnen errichteten
Schutzkomitees eine ständige Majorität gegen Ansbachers Trachten
auf die Beine zu bringen. Nur ein noch wirksameres Mittel gäbe es.
Da den Besitzern der Pfandbriefe die Sicherheit der Schuldverschrei»
bungen verbürgt und die Unfähigkeit der Bayerischen Bodenkreditan»
stall, wieder in geordnete Verhältnisse zu kommen, erwiesen ist, bleibt
ihr die Möglichkeit der Liquidation. Daß ein Großaktionär seiner »In»
dividualität" eine Hypothekenbank mit einem Pfandbriefbesitz von 140
Millionen Mark zu unterwerfen vermocht hat, zeigt jedenfalls, was
im Geschäftsbezirk das Genie heute schon erreichen kann. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarven in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb S. m. b. ß. in Berlin.

Inventur.

Onkel und Neffe.

MAm elften März 1888 war, zwei Tage nach dem Tode feines Vaters, Kaifer Friedrich aus Italien heimgekehrt. Er hatte erklärt, daß er die Regirung nicht antreten werde, wenn die Wucherung in feinem Kehlkopf als Carcinom erwiesen fei. Aber die Krebsdiagnose der deutschenAerzteBergmann,Gerhardt,Tobold, Schrötter, Schmidt, Leuthold, Landgraf ruht im Archiv des Königlichen Haufes, Virchow hat das ihm zur Prüfung übergebene Gewebsstück nicht bösartig gefunden und der englische Arzt Sir Morell Mackenzie hat Heilung verheißen. Der Plan, denLeidenden von der Thronfolge auszufchließen, war dem Reichskanzler nie auch nur nah gekommen; und wäre, da nach dem Hausgesetz sogar der körperlich unheilbare Kranke regiren darf, selbst vom Mächtigsten nicht durchzusetzen gewesen. Vor drei Iahren hat Kronprinz Friedrich sich in Potsdam mit dem Fürsten Bismarck verständigt; ihm zugesagt, daß er britische Ingerenz ins Staatsgeschäft nichtdulden und weder imReich noch inPreußen sich ins Joch einer Parlamentsherrschaft beugen werde.Anter diesen Bedingungen, spricht Bismarck (der 1864 und 1870 unter den politischen Folgen manches nach London geschickten Familienbriefes gelittenhat),bin ich bereit,über dieLebenszeit meines altenHerrn hinaus im Dienst zu bleiben. Auf dem leipziger Bahnhof hat Friedrich denFürsten, derbem krankHeimkehrenden mitdenpreußischen Ministern entgegengefahren war, umarmt und geküßt und in dem

S4

Handschreiben vom zwölften März ihn dentreuen undmuthvollen
Rathgeber genannt, der die erfolgreiche Durchführung der könig-
lichen und kaiserlichen Politik gesichert habe. Els Tage danach
kommts zumKonflikt.DieKaiserinVictoria hat heimlich be schloffen,
ihre zweite Tochter dem Prinzen Alexander von Battenberg zu
vermählen, und, ohne den Kanzler zu benachrichtigen, den zweiten
Ostertag für die Verlobung gewählt. Schon ist die Depesche ge-
schrieben, die den Battenberger aus Darmftadt nach Berlin ruft.
Generaladjutant von Winterfeldt, dem sie, am Sonnabend vor
Ostern, zur Beförderung übergeben wird, hat Bedenken und legt
sie,als einenpolitisch wichtigenEntschluß,demKanzler vor.' Der hat
diesen Heirathplan schon einmal vereitelt und versuchts nun zum
zweiten Mal. Die Depesche wird nicht abgeschickt. Auf einem Zet-
tel ersucht Friedrich denKanzler, feine Einwändefchriftlich zufor-
muliren. Das geschieht noch am selben Tag. Der Zar haßt den
PrinzenAlexander.Wird der ausBulgarienVerjagte der Schwie-
gersohn des Deutschen Kaisers, so rusen ihn morgen vielleicht die
bulgarischen Russenfeinde zurück und das Deutsche Reich ist im
klimatisch unsicheren Balkanlande dann an ein Personalinteresse
gebunden, mit dem die bewußte Enthaltung von Orienthändeln
nicht vereinbar wäre. Der über die Mauer einer feindlichen Fest-
ung geworfene Marschallsstab muß um jedenPreis zurückgeholt,
die demFeinde des Zaren vermählte Tochter des Deutschen Kai-
sers muß unter allenUmständen geschützt werden. So hohen Ein-
satz kann kein gewissenhafter Staatsmann wagen. Das sieht der
Kaiser ein. Sir Edward Malet, Britaniens Botschafter, schreibt
an die Königin, der Plan mache in Deutschland böses Blut und
der Eindruck, daß die Queen ihn protegire, müsse den anglo-deut-
schen Beziehungen schaden. Die klügste der drei Victorien kanzelt
die Tochter zuerst in einem Brief tüchtig ab, kommt aus Florenz
dann ins charlottenburger Stadtfchloß und schließt sich dem Ein»
spruch Bismarcks huldvoll.an. Aus den Augen zweier Victorien
fließenThränen. luve's labour lost. Großherzog Friedrich vonBa--
den vermittelt, weil er der Meinung der Schwägerin, Bismarcks
Abgang wäre am Ende kein Anglück, unter einem sterbenden Kai-
ser noch nicht zuzustimmen vermag. And als der Kanzler die alte
Charmeurkunst aufbietet und den finanziellenWünschenderKai-
serin ungeschmälerte Erfüllung verheißt, sindBeide, nach einem
langen Gefpräch,,, von einander enchantirt". Das sichtbare Zeichen

diesesAprilfriedensschlussesistHerbertsErnennungzumStaats-
minister. Doch im Hirn der Frau bleibt das Gedächtnis an eine
Demüthigung, die Friedrich sah, die auch den Spitzen des Hof-
staates nicht zu verbergen ist. And bald danach klagt sie über eine
„Hetze" (gegen sie und gegen ihr Vaterland), der Bismarck, trotz-
dem ers könnte, nicht wehre. Weils ihm in den Kram passe.
Am fünfzehnten Iunimittag sinkt, unter heiß brennender
Sonne, die Purpurstandarte, die zwei Monate langüberderKup-
pel des Potsdamer Schlosses Friedrichskron geweht hat, von der
Schaftspitze herab. Der Kaiser ist tot. Und das Totenhaus wird
umzingelt. Reiter sprengen heran; Schutzmannschaft zu Fuß und
zu Pferd ist jäh aus demBoden gewachsen; alle Portale und Ne-
beneingänge werden bewacht.AufAllerhöchsten Befehl.Kcin Blatt
darf hinaus, kein Zettel. Noch unter der Mittagssonne muß der
englische Arzt vor Kaiser und Kanzler Rede stehen. Mit der kal-
ten Stimme des Anbewegten antwortet er. «Politik, nichtArztes
Kunst, zu treiben, ward ich berufen; den Patienten, bis er Kaiser
war und nicht eine mager apanagirte Familie hinterließ, zu er-
halten, versprach ich; und Habs vollbracht." Doch der Kaiser will
dieDiagnose derdeutschenAerzte als richtig erweisen und befiehlt
darum die Sektion derLeiche; besteht darauf, trotz denBilten der
Mutter,diedenLeib desLebensgefährten nicht vomLeichenmesser
zerfetzt wissen will. And Mackenzie muß die Abreise beschleunigen.
Victoria ist machtlos. Ist einer Hoffnung Witwe und rings von
Mißtrauen umdräut. «Oft wohl durch unsereThore, nach nie ge-
suchtem Krieg, zog ein imWasfenchorederallerschönsteSieg; doch
was uns je beschieden, heut ist es schöner da: In Segen und in
Frieden kamst Du, Victoria!" Der neben der blühenden Helden-
hülle des sanften Gemahls in die Preußenresidenz Einziehenden
hatte es Theodor Fontane, der stärkste Sänger der nachkleistischen
Mark,entgegengejubelt. Just dreißig Jahre ists her. Jahre thaten-
losen Harrens und weher Enttäuschung; und nun wird der letzte
Traum eingesargt. Dem Volksempfinden ist die Frau, die sich stolz
als Britin fühlte, stets, wie die ^utnckienne den Parisern, die
Fremde geblieben. Als sei ihr die Absicht, Nationalgut über die
Grenze zu schmuggeln, zuzutrauen, wirö sie aufgefordert, keinen
Brief noch anderes Dokument aus der Hand zu geben. Dem Bru-
der, der zur Leichenfeier kommt, schüttetsie das übervolle Herz aus.
Am zweiundzwanzigsten Juni notirt Chlodwig Hohenlohe als

ihren Ausspruch:' »Herbert Bismarck hatte die Frechheit gehabt, dem Prinzen von Wales zu sagen, daß ein Kaiser, der nicht diskutiren könne, eigentlich nicht regiren dürfe. Der Prinz habe gesagt, wenn er nicht Werth auf die guten Beziehungen zwischen England und Deutschland legte, würde er ihn zur Thür hinausgeworfen haben." Albert Eduard selbst hält sich mehr zurück, ist aber auch „über dieGrobheitderFamilieBismarck entsetzt".And das Ende vom leidigen Lied ist in Beider Mund immer: «Der jungeKaiser istganz inBismarcks Händen. "Dieser Glaube weicht freilich bald. Victoria sieht die Trennung srüh voraus.Nnd spricht, als der entlassene Kanzler von ihrAbschied nimmt, in so bitterem Ton über ihren Aeltesten, daß der »gute Hasser" ihreWorte(und einen Brief Friedrichs aus den neunzig Regirungtagen) Jahre lang als Beweise für die unbefangene Richtigkeit feines eigenen Nrtheils citirt. Zwischen dem Mann und derFrau scheint fortan Friede zu sein. Laut haben sie nie mehr mit einander gehadert.
Albert Eduard hat das Potsdamer Erlebniß nicht vergessen. Oft genug war ervorherschonvondenBerlinerngeärgertworden. Immer als halber Pariser angesehen und, nur leise, versteht sich, als der skrupellose Genußsucher verdächtigt, der den cm der Seine gebietenden Freunden das Wichtigste aus den Familienbriefen zustecke. Dem kleinen Albert Eduard, Prinzen des Vereinigten Königreiches von Großbritanien und Irland, Herzog von Sachsen und von Cornwall, Fürsten von Wales und Earl of Ehester, dessen Köpfchen bei derTaufeWellington mit demReichsschwert schirmte, hat Friedrich Wilhelm von Preußen als Pathengeschenk einen silbernen Glaubensbekennerfchild, Louis Philippe nicht lange danach ein Schießgewehr mitgebracht. Das hält zwar nur kurze Zeit. Doch zum dritten Geburtstag schickt der gute Onkel Bürgerkönig Ersatz aus festerem Holz. Der Schild hängt unbeachtet an der Wand. Täglich aber fragt der Kleine: »^VKere is rn^ Lun?" Der Erwachsende freut sich auch an dem Großkreuz des Andreas-Ordens, das Nikolai Pawlowitfch ihm gespendet hat; bleibt bis an die Greisenschwelle aber dem Franzmann dankbar, der seinen dicken Patschfingerchen die erste Waffe gab. Paris ward ihm die zweite Heimath. »Die Vorstellung, daß Paris, obwohl es befestigt und das stärkste Bollwerk des Gegners war, nicht wie jede andere Festung angegriffeu werden dürfe, war aus England auf dem Umweg über Berlin in unser Lager gekommen, mit der

Redensart von dem.Mekka derCivilisation'und anderen in dem
Cant der Oeffentlichen Meinung in England üblichen und wirk-
samen Wendungen der Humanitätgefühle, deren Bethätigung
England von allen anderen Mächten erwartet, aber seinen eigenen
Gegnern nicht immer zu Gut kommen laßt": dieser Satz aus Bis-
marcks posthumem Buch zielt auf Vickys Bruder. Deutschland?
In den Gedanken, daß es ein Deutsches Reich gebe, konnte ein
1841, in der Zeit preußischer Anglomanie, geborener Brite sich
nicht leicht gewöhnen; noch schwerer in den Verzicht auf denGlau-
ben, dieses Reiches edelster Ehrgeiz müsse sein, auf dem euro-
päischen Festland Britaniens Degen zu werden. Unter Wilhelm
und Bismarck wars nicht zu erreichen; auch noch nicht nöthig. Ist
denn diese Großmacht schon ein Definitivum? ImIahr 1887 sagt
Prinz Berty zu Ernst von Koburg, so lange der Elsaß und Loth-
ringen deutsch bleiben, könne nur ein Phantast von gesichertem
Frieden reden. Im selben Jahr bringt Alezander der Dritte aus
KopenhagenDokumente nach Berlin, die beweisen sollen, daß die
deutschePolitik.trotz allenosfiziellenund offiziösenBetheuerungen,
in Bulgarien Rußlands Feinde unterstützt habe. Herr Jules
Hansen, einDäne, derfürFrankreichSpionage großen Stils treibt,
hat sie der Prinzessin Waldemar von Dänemark geliefert, die sie
dem Zaren vorlegte. Eine Orleans; die Tochter des Herzogs von
Chartres, die dem londoner Schwager eng befreundet ist. Bis-
marckerklärt dieDokumentefürgefälschtund dermißtrauischeGos-
sudarAlexanderscheintihmzuglauben. Sagt im Speisesaal seines
Botschafters, des Grafen Paul Schuwalow, dann aber: «Bis-
marck behauptet, man habe die Dokumente gefälscht, um uns zu
brouilliren. Aber ich glaube ihm nicht. Er ist mir zu klug." Auch
zwei Jahre später glaubt er ihm nicht. Prinzessin Waldemar hat
ihm, wieder in Kopenhagen, gesagt, Bismarck sei abgethan. Auf
eine direkte Frage antwortet der Kanzler, er fühle sich im Vollbesitz
des kaiserlichen Vertrauens. Die Französin war gut bedient. And
wieder heißts in der Wilhelmstraße: »Das kann nur aus San-
dringham kommen." Bismarck fällt, der deutsch-russische Asse-
kuranzvertrag, der sür den Fall des französischen Angriffes die
NeutralitätRußlands sichert (und dessen Abschluß Elemente vom
Schlag dieser Prinzessin nötiggemachthaben),wird,aufHolsteins
Rath und nach einstimmigem Gutachten desAuswärtigenAmtes,
von Caprivi nicht verlängert, Ribot läßt in Petersburg anfragen,

ob jetzt nicht die (schon vom ersten Nikolaus vorausgesehene) Stunde zu fester Verbündung gekommen sei, und Admiral Gervais wird, mit den Schiffen der Republik, in Kronstadt vom Zaren festlich begrüßt. Zwischen den Häusern Hohenzollern undHolstein-Gottorp stockt der familiäre Verkehr fast völlig. And Entfremdung von Rußland kann nur intimen Anschluß an England bedeuten. Steigt die mit Fritzens Leib bestattete Hoffnung aus dem Grab? Fast sieht es so aus. Als Prinz Georg von England (der jetzt König ist) das Kleid, den Orden, die Accolade der Ritter vom Schwarzen Adler erhalten hat, feiert Wilhelm der Zweite im Weißen Saal desKaiserschlofses die greiseOueen und ihr Haus. Erinnert, im Rock des Britenadmirals, an die Waffenbrüderschaft vonWaterloo und bekennt sich zu dertzoffnung, die Gemeinschaft der englischen Flotte und der deutschen Armee werde dem Erdball den Frieden erhalten. (Moltke flüstert demNachbar zu: »Ein politisch'Lied! Ein leidig'Lied! Hoffentlich kommts nicht in die Zeitung!") Albert Eduard sitzt strahlenden Blickes an der Prunktafel. Auf den Manöverärger von Narwa folgt der dem Briteninteresse nützliche Sansibarvertrag. Alles in schönster Ordnung. Zwar schleppen Geschichtenträger allerlei Hofklatsch über den Aermelkanal; alten und neuen. Tadel eines Lebenswandels, der einem künftigen König nicht zieme; fpitze Worte über Karten- und Weibergeschichten. Das trübt die Stimmung für ein Weilchen; geht aber vorüber. Wenn Deutschlands Politik löblich ist, darf sich der Brnder nicht dem Groll der Schwester verloben. Im Sommer des Jahres 1895 sagt Wilhelm anBord des englischen Flaggschiffes» Royal Sovereign": »Ich kann Sie versichern, daß einer der schönsten Tage meines Lebens jener Tag war, an dem ich die Mittelmeerflotte inspizirte, an Bord des Dreadnought stieg und meine Flagge zum erstenMal aufgehißt wurde. Ich bin aber nicht nur Admiral Ihrer Flotte, sondern ich bin auch der Enkel der mächtigenKöniginvonEngland." Und schließtmitdreifachem Glückwunschruf an die Britenflotte. Sechs Monate danach kommt er, den die steife Haltung Salisburys verstimmt hat, mit militärischem Gefolge ins Kanzlerhaus und fordert, daß für die von britischerUebermachtbedrohtenBurensofortEtwasgeschehe. Das Ergebniß eines Kompromisses mit Hohenlohe und Marschall ist das Telegramm an den Transvaalpräsidenten Paul Krüger. Wüthend brüllt derBritenleu auf. Und wie derFürstvonWales

empfindet, kann auch der Fernste ermessen, der bedenkt, daß die
in derDepescheals „Friedensstörer" Gestäupten, die Rhodesund
Iameson, Milner und Beit, die dem Kronprinzen ergebensten
Freundewaren. Die glimmende Erinnerung an altes Leid flackert
auf; und fortan wird in Paris und in Petersburg mit derAbkehr
des Oheims vom Neffen als mit einer sicherenThatsache gerechnet.
Noch ein Werbungversuch wird gemacht. In Frankreich ist, nach
KitchenersSudansieg, dieWuth der bretonischen Wölfe mit lautem
Gebell erwacht, die alte Königin wird täglich auf hundert Blättern
wie eine Stallmagd gescholten und selbst der Prince de Galles,
der „ geborenePariser", muß die lutetischeLuft meiden. Mit Frank-
reich ist einstweilen nichts anzufangen, Rußland ein unsicherer
Faktor... Wenn mans noch einmal mit Berlin probirte? Wil-
helm wünscht sicher, die Britenliebe, die er durch die Depesche an
Krüger verloren hat, zurückzuerobern. Chamberlain empfiehlt in
Leicester den Dreibund, der „ die beiden großenZweigedes Angel-
sach senstamm es" undDeutschland umfassen soll. Stimmen dieBer-
liner zu, dann ist Englands strategische Stellung gebessert und die
Möglichkeit zu profitabler Verhandlung mit Petersburg und Pa-
ris gegeben. Sie bleiben kühl. Erwärmen sich auch 1901, nach dem
Tode derQueen, nicht für den von Chamberlain wieder aus dem
Kasten geholten Plan. Nnd jetzt ist Eduard König.
Er erinnertdenNeffen.der wieder dasEhrenkleid desBriten-
admirals trägt, laut an die Verheißung, zum Schutz des Friedens
das deutsche Heer der englischen Flotte zu vereinen. Denkt wohl
aber: „Der Kaiser, der eifernd, wie für ein Reichsunternehmen,
für die Bagdad bahn, den trockenen Weg nach Indien, wirbt, hastig
Kriegsschiffe baut und im Bereich des Islam sein Prestige zu
mehren sucht, ist nicht unser Mann." Nnd bebrütet die Möglich-
keit, die persönliche Antipathie, die er auf den Thron mitgebracht
hat, in den Dienst der nationalen Sache zu zwingen. Wilhelm
spricht voneinem größerenDeutschland, von seinem Imperatorcn-
recht,anjederwichtigenWeltentscheidungmitzuwirken, von (fried-
licher) tzohenzollern-Weltherrschaft, von Neptuns Dreizack, der
in seineFaust gehöreznennt sich,in der Flaggensignalsprache, den
Admiral des Atlantischen Ozeans. Eduard bleibt gelassen. Der
ist nicht zumDalai Lama erzogen worden; hat die graueAlltags-
sorge kennen gelernt, in der Geldklemme geschmachtet, dem Türken-
hirsch und demDiamantenkönigRhodes,denRothschild undCafsel

manchen Geschäftskniff abgeguckt und als Freund kluger Kauf-
leute erfahren, was das Lebenist. SolchcErfahrung hebt ihn schnell
über die Dutzendmonarchen hinauf. And im Bezirk des trscZe, des
Handels, ist der Skeptiker selbst dem begabtesten Pathetiker stets
überlegen. Eduard macht sichs zunächst bequem. Siebt derSchau-
lust, die in den Witwenjahren der Mutter gehungert hat, reich-
liches Futter und nützt, hinter dichten Gardinen, die Zeit zur
Knüpfung neuer, zur Festigung alter Freundschaft. Als er sich
sehen läßt, weiß jeder irgendwie Beträchtliche schon: Auf diesem
Thron sitzt der erste moderne Geschäftsmann großen Stils (größe-
ren also als Louis Philippe und derzweite belgische Leopold). Nie
hält er dröhnende Reden; sagt nie voraus, was er thun werde;
will nicht Applaus, sondern Wirkung; und ist von vorn herein,
wie jeder kluge Erbe eines nach veraltetem Brauch geführten Ge-
schäftes, bereit, vom Trug zureellemtzandelüberzugehen. Er will
keinen Kunden plündern, seine Bilanz nicht verschleiern, den Kon-
tinentalmächten nicht länger zumuthen, für ttigNostQracious^la.
jesty ohne Entgelt zu arbeiten. Die Britenfirma, die er vertritt, soll
prompt zahlen; sie kanns. Braucht ihre Waare nicht auf allen
Märkten schreiend anzupreisen noch gar mit Hausirergeberde die .
Kunden herbeizuwinken. Der Verkehr großermodernertzandels«
häuser hat seineGesetze, die auch derReichstenichtungestraft ver-
letzt. öusines8 ig business. Wer eine auf vier Millionen Bayon-
nettes gestützte Großmacht ifoliren will, muß sichs Etwas kosten
lassen. Eduard sagtIedem, ders hören will: »Mein lieber Neffe
ist ein ungemein talentvoller Mann, doch leider unberechenbar;
wenn wir uns nichtAlle gegen seinenWillen stemmen,setzt er der
armen Europa einesAbends den Rothentzahn aufs Dach. Alles
derFamiliensreundschaft Erlangbare habe ich versucht. Umsonst.
Was will ich denn? Friedenshort sein; die Kultur vor dem Kriegs-
schrecken schützen. Weiter nichts. Wer für gedeihliche Ruhe ist,
kann mit mir handeln und wandeln. Wer schuldlos bedrohtwird,
ist meines Beistandes sicher." Alles drängte in seinen Concern.
Als der anglo-russische Vertrag Ereigniß geworden war, konnte
der greisende König, wie einst das Knäblein, mit vergnügtem .
Schmunzeln sprechen: »Von Rußland kam mir das Kreuz, von
Frankreich die Waffe. Zweierlei Werkzeug zum Machterwerb/
Hat der Onkel geglaubt, was er über den Neffen sagte? Und
war er wirklichjemals zu demWagniß einer Blutprobe entfchlos-

sen? Nein. Er war kein Soldat und kein Seemann; Weder blin-
der Draufgänger noch eitler Ruhmsüchtling. Ein roysl merckant
von nüchternem, manchmal majestätischem Menschenverstand,
gründlicher Personalkenntniß und angeborener Liebenswürdig-
keit. Mit deutschem Blut und-parisenscher Lebensgewohnheit von
den Landsleuten deutlich genug unterschieden, um (wie der nie
ganz französirte Holländer Louis Napoleon auf die Franzosen)
mit dem Reiz leiser Fremdartigkeit auf sie wirken zu können; und
in wichtigen Wesenszügen ihnen doch wieder nah. Den Neffen
glaubte er zu kennen, wie nur je Einer fein Fleisch und Blut; wie
manDen nur kennt,den manaufwachsensahundüberdessenCha-
rakterbildung aberhundert Familienbriefe berichtet haben. King
Edward schwor darauf: Kaiser Wilhelm der Zweite führt keinen
Krieg; willals Friedenswahrer im Gedächtniß der Menschen fort-
leben. Den Intimsten hat ers gesagt. Die Anderen mit derFurcht
vor dem Kriege geködert. Er hatte Wilhelms Briefe an die bei-
den Mctorien und an diePrinzessinWaldemargelesen, die unter
vier Augen recht herben Artheile des Oberhofmeisters Grafen
Seckendorfs (dessen Korrespondenz nicht ans Licht kommen wird)
gehört; und blieb bei der Diagnose: Mobil macht er nicht. In die-
ser Zuversicht thaternachdemDoggerbank-Aerger.als müssemor«
gen die Nordsee sich mit dem Saft germanischer Adern färben; bot
er, der doch wußte, daß unter dem Nnion Jack das Schiffs-
geschütz veraltet war und daß aus Schleswig-HolsteinkeinTommy
Atkins lebend heimkehren werde, zweimal den Franzosen Waffen-
hilfe an; ließ sie, durch seinen Vertrauensmann Sir Donald
Mackenzie-Wallace, noch in Algesiras ermahnen, vom Wimpel
ihrer Wünsche nicht den winzigsten Fetzen abschneiden zu lassen.
Jahre lang saß er fest in diesem Glauben. Trieb seine persönliche
Politik wie einen Sport. Freute sich höchst königlich an der Wirk-
ung eines Bluff und lähmte gerade an den wichtigsten Stellen die
^deutsche Diplomatie durch ein listiges Zwinkern, das sprach: Laßt
Euch, um Gotteswillen, nicht einschüchtern; hinter noch so hart
klingender Rede steht nicht der Wille zum letztenMittel derVöl-
ker, der Könige; der Neffe den ich kenne, führt keinen Krieg.
Jahrelang. Nur ein schwarzes Wölkchen sah er, weit hinten
noch, am Himmel.Nach derEinführung britischerSchutzzölle, mein-
te er, wird Deutschland, im Zorn über die Marktsperre, auch durch
die stärkste Beschwörung nicht von dem Versuch eines Kanalüber-

falles abzuhalten sein. Das ließ er sich nicht ausreden; trotzdem
Wilhelm lautprotestirte und eines Tages sogar durch den Mund
einesInhabers derFirma Wernher Beit inLondon melden ließ,
das Deutsche Reich denke nicht daran, einer Großmacht denAeber-
gang in ein Handelssystem zu wehren, das es vor dreißigIahren
selbst für sich gewählt habe. Alles vergebens. Irgendeine andere
Möglichkeit hat Eduard nicht fürchten gelernt. And der sonst so
WohltemperirtegeriethbeinaheinsFeuer, als in Marienbad der
Keltogallier Clemenceau von einer Kriegsgefahr sprach, der die
friedliche Französische Republik sich nicht aussetzen wolle. Nach'
dem Deserteurspektakel von Casablanca war Paris zumAeußer-
sten bereit gewesen, bereit, Nadelstiche, die unerträglich wurden,
mit dem Schwert abzuwehren. Schon aber wars wieder nervös.
Ohne Grund, liebe Excellenz; denn er macht nicht mobil.
Noch im Jahr der österreichischen Balkanannexion sprach er-
so. Dann kam der Märzabend, an dem Rußlands Militärbevoll-
mächtigter in Wien hörte, die Mobilmachung sei für den Noth-
fall angeordnet und die deutscheWehrhilfe für denTag, derRuß-
land als WaffengefährtenSerbienssähe,unzweideutig zugefügt.
Kam die Stunde, da der von dem wiener Offizier gewarnte Mi-
nister Iswolskij den Grafen Pourtales ersuchte, in Berlin eine
versöhnliche Intervention zu empfehlen. Eduard traute dem Ohr
nicht. Mußte dreifach bestätigter Meldung schließlich doch glau-
ben. And gab, fast am selben Tag noch, die persönlichste Partie
als verloren auf. Wenn Deutschland sich wieder erinnert, daß je-
des Bronzegeschütz Fritzens von Preußen die Inschrift «VItimÄ re-
^ig ratio" trug, ist es sehr stark. Wer wird, nach dem Zusammen-
bruch der sranzösischen Militärpartei, nach MukdenundTsushima,
ein Reich herauszufordern, nur zu kitzeln wagen, das vier Mil-
lionen muthiger Männer ins Feld schicken kann und, wenn Ehre
auf dem Spiel steht, schicken wird? Kein halbwegs vorsichtiger
Spieler setzt große Summen ausser«. Auch ist den noch nicht ge-
sättigten Partnern im Augenblick nichts Greifbares zu bieten.
Ließe Britanien den Landbesitz oder das Meerengenrecht der im
Reformraufch schwelgenden Türkei kürzen, dann hätte es in In-
dien das Mohammedanergewimmel auf dem Hals. Dessen Ath-
mung schon unbequem genug ist. And die Hauptsache: der Gegner,,
auf dessenNervenartderKing eingespielt ist, hat dieKarten abgege-
ben. Der Neffe hat aus schmerzlichem Erlebniß gelernt, daß der

gekrönte Vertrauensmann der Nation nicht ihr sichtbarer, haftbarer Geschäftsführer sein kann. Seitdem hat der liebenswürdige König nur noch an Friedensstiftung gedacht. In Oesterreich erklärt, er sei nie ein Gegner derAnnexion gewesen.Die lange aufgeschobene Neise nach Verlin nicht gescheut und, nach völlig unpolitischen Gesprächen, in der Abschiedsstunde angedeutet, daß, Deutschlands Flottenbau, als Folge des raschen Wachsthums seines Ueberseehandels, kein Grund zur Feindschaft sei.
Eduard der Siebente, der Sohn des Koburgers, der Enkel einer Sachsenprinzessin, war nie ein Feind deutschen Wesens. Als Vrite wußte er, daß England die Seegewalt und die Vormachtstellung in den islamischen Ländern nicht aufgeben darf, wenn die Wurzel seiner Kraft nicht verdorren soll. Als Patron des Sir John Fisher kannte er die Meinung englischer Marinetechniker:NurdieDreadnöughts entscheiden, nichtunsere Armada von vorgestern, im künftigen Krieg; und unserer Dreadnoughtstärke kann Deutschland bald höllisch nah sein. Als Geschäftsmann sagte er sich, daß die dreiundsechzig Millionen deutscher Menschen eine Niederlage ihrerIlotte und denVerlust ihrerKolonien nicht sanftmüthig hinnehmen würdenund daßGroßbritanien, derWarkt und das Ausgleichslontor der bewohnten Erde, ein Jahrhundert steter Kriegsdrohung selbst nach einem wuchtigen Sieg nicht ertragen könne. Deshalb wollte er die Verständigung über den Umfang der Seewehr, nicht den Waffengang. Der Feind seines Neffen? Vielleichtwären die beidenTemperamente, die, so lange das jüngere gährte, nicht mit einanderzuhausenvermochten, eines Tages zu leidlicher Eintracht gelangt. Als der Onkel so alt war, wie derNeffe jetztist,hatteman vielvonseinemIrrlichteliren,doch aus seinem Mund nie ein ernstes Wort über die großen Gegenstände der Politik vernommen und nicht das kleinste Symptom ließ ahnen, daß da ein Staatsgeschäftsmann von klarem Thatsachensinn und sicherem Augenmaß erwachse. Wie hätten die Nekrologe gelautet, wenn Eduard als Fünfziger gestorben wäre?
Der Feind seines Neffen? Nach den dunklen Novcmbcrtagen des Jahres 1908 hat Eduard sich, halb nur im Scherz, den ehrlichsten Freund und besten Erzieher des Jüngeren genannt. Mild waren die Pädagogcnmittel nicht, mit denen er ihn zwei Jahrzehnte lang behandelte; nicht eines zärtlichen Oheims, heftigen Sinn, mochte er denken, fänftigt nur hartes Erlebniß.

Nun ist er tot und das Verhältnis; zweier tapferen undtüch-
tigen Völker von der Nachwirkung persönlichen Haders entgiftet.
Seine Rolle, die seines letzten Lebensjahres, ist frei... Schiller
hat eine Komoedie Picards übersetzt, in der ein Neffe den Onkel
spielt, durch die Aehnlichkeit Gunst und Vortheil gewinnt und
deren Schlußwort Verwandten zuruft: „Unterzeichnet!"
Diese Darstellung ist amPfingstsonntag in derNeuenFreien
Presse veröffentlicht worden. Seitdem hat die Zahl der britischen
Stimmen, die eine würdige Verständigung mit Deutschland for-
dern, sich noch gemehrt; hat manches Zeichen erkennen gelehrt,
daß Englands Staatsmannskunst auf der wichtigsten Strecke die
Weichenstellung zu ändern wünscht (2 nev «Zeparture plant, wie
Gladstone zu sagen pflegte). Schon hört man offen aussprechen,
dieRegirung sei entschlossen, den anglo-japanischenVertrag, der
seit acht Iahren den Luftton britischer Weltpolitik bestimmt, nicht
zu erneuen, und dieser Entschluß müsse auch die Tones binden,
wenn sie in naher Zeit die Mehrheit erlangten. Gegen Nußland
braucht Britanien die gelben Männer fürs Erste nicht mehr; den
Verkehr mit Amerika erschweren sie und können eines Tages im
Stillen Ozean zu unbequemer Option zwingen; und in den Ko-
lonien (besonders in Australien) ist der Widerwille gegen das
Bündniß mit den flinken Asiaten gewachsen. Gern hat mans auch
auf den Inseln des Vereinigten Königreiches niemals gesehen.
Der Noth, nicht dem eigenen Triebe, bei der Knüpsung gehorcht.
Sich immer des leisen Schreckens erinnert, der 1902 entstand, als
ein Iapanerhäuflein, unter der Führung eines dem Tenno ver-
wandten Fürsten, in Afghanistan auftauchte, Jahre lang, trotz der
Angabe, der Reisezweck sei nur, die Ruinen eines berühmten
buddhistischen Grabmales zu durchforschen, in der Nähe und in
derGunst des Emirs blieb undvondortdannfriedlichinsbrittsche
Indien pilgerte. DieFäden,die sich schon damals vonTokio nach
Kabul und Kalkutta spannen, sind nicht abgerissen; sogar in Te-
heran und Konstantinopel ward an dunklen TagenIapanereinfluß
gespürt. Australien hat sich gegen die Aeberschwemmung mit
gelben Menschen zu wehren gehabt und seit dem mandschurischen
KriegmitdergefährlichenMöglichkeitgerechnet, daßdie bald wohl
im Philippinen-Archipel siegreichen Japaner bis ans Kap Lon»
donderry eine kurzeFahrt haben würden. Kanada täuscht sich über

die Folgen nicht, die ein Krieg der Vereinigten Staaten gegen
Japan ihm bringen müßte. Und im Foreign Office ist die That-
sache nicht unbekannt, daß in Tokio von Politikern und Priestern
der Versuch vorbereitet ist,imFall anglo-japanischentzadersIn-
dien in Aufruhr zu bringen. Deshalb klingt die Nachricht glaub-
lich, das Bündniß werde unverlängert ablaufen. Me Kolonien
wollen es nicht: und England muß eifriger als bisher trachten,
die Wünsche der Kolonien zu erfüllen, von denen es Geld und
Mannschaft für seine Flotte braucht. Sir Donald Mackenzie-Wal«
lace,derBerichterstatter und Kreign eciitorder ,,1'ime8«,dannKa-
binetschef Dufferins, des Vicekönigs von Indien, Instruktor und
Günstling des Prinzen Georg (des jetzt regirenden Königs) und
nicht nur in Algesiras Eduards Vertrauensmann war, hat einst
vorausgesagt, daß alle Völker, die im Erbosten Besitz oder In-
teressen haben, früh oder spät zu gewaltsamer Auseinandersetzung
mit denIapanern gezwungen sein werden. Nnd der bewährte mis-
8v8 äominicus Eduards, der stille Organisator der anglo-russischen
Verständigung, gehört zu den paar Leuten, die jetzt denKönig be-
rathen. Dieser Georg war zwanzig Jahre alt, als sein Bruder
(nach dessen Tod er Fürst von Wales wurde) aus Gladstones
Mund die Mahnung hörte, er möge niemals vergessen, daß Eng-
lands Könige nur noch aus ein geringes Maß politischer Autori-
tät Anspruch haben und sich deshalb gewöhnen müssen, ihren
Thatendrangzuzügeln und sich mit demGlanz häuslicherTugend
zu bescheiden. Seitdem wurde oft erzählt, der Sinn des Herzogs
vonVork, des Fürsten vonWales, des Königs und Kaisers neige
ins Lager derTories. Einerlei. Die Lösung des anglo-japanischen
Bündnisses würde Britanien nicht nur zu stärkerem Schiffbestand
im Stillen Ozean, fondern auch zu veränderter Strategie in der
europäischen Politik nöthigen. In einer Zeit, die in Egypten und
Indien die Schwierigkeiten häuft. Da bietet des Schicksals Gunst
uns wieder eine Gelegenheit. König Georg, Wilhelms Vetter, gilt
den Imperialisten und Tarifreformern als eine Hoffnung; er hat
Chamberlain sichtbare Zeichen persönlicher Verehrung gegeben
und schon 1901,nach derRückkehr aus denKolonien, denLands-
leuten zugerufen: »England muß wach sein, wenn es im Handel
mit seinen Kolonien die alte Vormachtstellung, gegen fremden
Wettbewerb,bewahren will." DasGreaterBritain brauchtFrie-
den zur Linderungfeinerpolitischen und wirthschaftlichen Nöthe.

Die berliner Neichswächter dürften nicht nur rückwärts, müßten
auch vorwärts schauen. Das Deutsche Neich ist stark genug, um
in furchtloser Nuhe seinen Standpunkt wählen zu können. Aber
es darf nicht auch diese Gelegenheit zaudernd versäumen.
Dole ancl ckslizlit.
In Baden-Baden ist, am achtundzwanzigsten Maitag, No-
bert Koch gestorben. Er hatte sich seit Monaten nicht mehr recht
behaglich gefühlt, wohl nie aber auch nur mit dem Gedanken ge-
spielt, seine Qual selbst, aus freiem Willen, zu enden. Sein stärk-
ster Gegner, Max von Pettenlofer, hat sich erschossen. Mit der
weisen Nuhe eines Schülers derStoa griff er nach derWaffe.Er
hatte die Menschen Reinlichkeit gelehrt, ihnen, wo ers vermochte,
den Boden gesäubert, sie vomWüthen der Mikroben unverwund-
bar zu machen versucht, den Bazillus, den Allerschrecker, nicht
fürchten gelernt; und fürchtete nun auch den Tod nicht. Petten-
tofer war dreiundachtzig, Koch erst fiebenundsechzig Jahre alt.
Der Bayer fühlte des Geistes Kraft fchwinden und meinte, auf
der Erde nichts Nützliches mehr wirken zu tonnen; der Nieder-
deutsche war rüstig, sah noch vielArbeit vorsich und ihm lebte eine
junge, geliebte Frau. Koch stand, bis an die Greisenpforte, als
Student vor der großenNatur: und hätte schon deshalb nichtden
Wunsch gehegt, mitMenschenarm dieAllMacht ihres Willens zu
brechen. Der Lebensauffassung eines Cato und Seneca war er
wohl sehr fern. Was er gegen Krankheiterreger that, fchien ihm vom
Willen derNatur gefordert; den Traum des Lebens (nachScho-
penhauers Nath) abzubrechen, wenn der höchste Grad der Be-
ängstigung dazu drängt: solche Vermessenheit spukte nicht durch
feinen taghellen Sinn. Ein ernster, bescheidener deutscherMensch
ohne Eigennutz und überdieKraft hinaus langendes Wünschen.
Anermüdlich an seinemWert. Einer, der sich mit bewußterAbsicht,
um desKönnensSumme nichtzuzerstreuen, in ein engesNeich ein-
sperrte. FneinselbstgeschaffenesNeich. Den Mann, dernur unge-
fähr zehnIahre lang tränke Menschen behandelt hat, darf man
kaum einen großen Arzt nennen. Ein großerForfcher und Finder
war er. hat die Menschheit in andererNeberzeugung, anderer Nü-
stung hinterlassen, als er sie fand; und wird drum, wie Pasteur,
Lister, Ienner, im Gedächtniß der Menschen fortleben. Er ersann
den festenNährboden, der die reinlicheZüchtungund sichtbare Ent»

Wickelung derBakterien gestattet;fand den Tuberkel- und den Kommabazillus; gab imTuberkulin denAerzten ein diagnostischesMittel von hohem Werth; und hat in seinen Studien über Milzbrand, Cholera, Tuberkulose, Rinderpest, Lepra, Texasfieber, Schlafkrankheit.MalariaNnverlierbares geleistet. DurchErkenntniß und Abwehr von Gesundheitschädigung weiteFieberzonen bewohnbar gemachtund allem auf derErde hausenden Gethier vielfach genützt. Von seinerStudirstube.seinemLaboratorium aus;dieBehandlung kranker Individuen war nicht seine Sache. Nichtseine Schuld, dah die Bakteriologie blind bewundert, der nothwendigeKrieg gegen das Mikrobengewimmel als das letzte Ziel ärztlichenMühens gezeigtwurde. VielleichtistdieZeitnah,diewieder aufPettenkofers Lehre horchen, die Kontagiositätmancher angeblich durch Infektion entstandenenKrankheit bestreiten und von derReinigung des Bodens, des Wassers, der Grundluftmehr hoffen wird als vonLandsperre und Ifolirung. Pettenkofers Frage nach dem Faktor.der von zwei im felben verseuchten Bezirk lebenden Menschen nur einen immunmache, ist noch nicht beantwortet. Warum erkrankte Pettenkofer nicht, trotzdem er ein ganzes Bündel Kommabazillen verschlungen hatte? Warum wirken die ubiquitären Mikroben nicht überall und immer schädlich? Wo ist das X zu finden, das sie erst zu einer Gefahr für die Erdbewohner wandelt? Noch heißts: lAnorÄnni8. Wie einst aber auch die Antwort lauten mag: Kochs Lebensleistung bleibt unverlierbar. Der furchtlose, redliche Forscher hat der Menschheit den Kampf ums Dasein erleichtert und den Ruhm deutscherWissenschaft um einBeträchtliches gemehrt. Er war tapfer, stolz, still; ernst in unernster Zeit; und hat stets seiner Sache, niemals persönlichem Ehrgeiz zu dienen versucht.

So hats auch Einer gehalten, der sich sonst, als Individualist und Mann der Praxis, in den Hauptzügen der Wesenheit deutlich vonKoch unterscheidet: Ernst Schweninger.der am fünfzehnten Iunitag fechzig Jahre alt wird. Auf Kongressen warer sast niemals zuhören; keinen der Potentaten, die von ihm tzelferdienst erbaten, hat er, hündisch nach Ordensbeute schnuppernd, umkrochen; keinem tzeilmittelhändler je erlaubt, Pülverchen oderTonics den einträglichen Namen des Berühmten anzuheften. Immer nur ärztliche Kunst getrieben, wie er sie versteht; weder nach fettem Honorar jemals noch nachKlüngelruhm gestrebt. Der bayerische Oberpfälzer war neunundzwanzig Jahre alt, als ihn der Zufall des Erlebens

aus der Pathologischen Anatomie in die Praxis riß. Ihr ist er, der-
vorher, alsAssistentVuhIs, dann als münchener Dozent, fast nur
im Bannkreis strenger Wissenschaft gearbeitet und im Sinn Vir-
chows und Kochs Beachtung gefunden hatte, seitdem treu geblie-
ben. Weil er für sie, für die Menschenbehandlung, sich geschaffen
fühlte. Freiherr von Podewils (der jetzt in Bayern Ministerprä-
sidentist) empfahlihn dem zweiten Sohn desNeichskanzlers. Graf
WilhelmVismarck war feitIahren von der Gicht geplagt und fein
Leibesumfang hatte in dieser Leidenszeit fo zugenommen, daß der
blutjunge Mann sich kaum noch frei zu bewegen vermochte. Als
der letzte tzeilungversuch (in Mehadia) mißlungen war, erbat er
SchweningersNath. Der hatte kranke Augen und konnte erstnach
einer Weile antworten. Was er in seinem Brief über Gesundheit
und Krankheit imAllgemeinen und über dieGicht im Besonderen
sagte, klang so ganz anders als sonst die Nede der'Nezeptkünst»
ler, daß man den Merkwürdigen sofort bat, nach Verlin zu kom-
men. Ein Jahr danach war der Graf ein schlanker, gesunderMann,.
der denTyPhus leicht überstand. FürstVismarck sprach erst 1881
über seine Gesundheitverhältnisse mit dem bayerischenArzt. Kein
Schlaf, Schmerzen in Nerven und Venen, unzulängliche Verdau-
ung;die„Autoritäten"(FrerichsundAndere)fagtendemKanzler,
er fei ein verbrauchter Mann, müsse viel liegen, jede Aufregung,
meiden und in Beschaulichkeit so den Tod erwarten; wenn der
Schmerzzu argwerde: Morphium. Schweningerweigertesich, „im
Nahmen der bisherigen unwürdigen Behandlung "irgendwie mit-
zuwirken. Auf dem Weg nach Danzig kam er fechs Monate später
nach Berlin. Bismarck galt als verloren; Kräfte und Gewicht nah-
men vonWoche zuWoche abunddieDiagnofefchwanktenurnoch
zwifchen Magen- und Leber-Krebs. Nach kurzem Gespräch reiste
der junge Doktor weiter. Aus Danzig rief ihn ein Telegramm zu-
rück. Er fand die Familie in dumpfer Verzweiflung, den Fürsten
entschlossen, sich dem in Bills Leidenszeit bewährten Mann rück-
haltlos anzuvertrauen. Wirklich rückhaltlos.ohne auf Schwatz und
Verdächtigung zu hören? Die Beiden sitzen einander gegenüber^
Aengstlich Harrtim Nebenzimmer die Fürstin mit den Kindern. Ein
Nuck am Klingelstrang. Läßt er ihn aus demtzaus werfen? „ho-
len Sie die Sachen des tzerrnDoktors von derBahn!" Dertzerr
Doktor zieht ins Neichskanzlerpalais und kauft sich, da ernur helle
Neisesachenmitgenommen hat, amnächstenMorgen im Kleider»

bazar „ Zur Goldenenhundertzehn" rasch einen dunklen, im Salon
möglichen Anzug. VierzehnTage undNüchte lang weicht er kaum
für eine Stunde von des Patienten Seite: und Schlaf und Hun-
ger, Humor und Hoffnung stellen sich endlich wieder ein. Amfünf-
zehnten Tag geht er auf zwei Stunden ins Freie. Während seiner
Abwesenheit löffelt der unbewachte Fürst einen tiefen Teller voll
Buttermilch aus. Entfetzen des Arztes, Erbrechen des Kranken;
Gelbsuchtanfall; die Nachwirkung mühsamer Arbeit vernichtet.
InFriedrichsruh, in Gastein wird der allerAskese Widerstrebende
strenger bewacht. Muß gehen, athmen, die Glieder rühren und
ruhen, denDurst bezwingen,sich mit lleinenNahrungmengen be-
gnügenlernen. Als er imFrühjahr nach Verlin zurückkommt und,
der sonst bis ins Morgengrau gearbeitetund bis Zwölf oder Zwei
dannimVett gelegen hatte, um achMhr früh in PuttkamersZimmer
tritt, ists ein verjüngter Mann. Entfettet? „Er hat,durch die von
OertelübernommeneKur, den Fürsten dünner gemacht": soheißts
in den Winkeln der Kollegenschaft. InderVorredezuseinen „Ge-
sammelten Arbeiten" hat Schweninger 1886 darauf geantwortet:
„Der Fürst war in der bedenklichsten Art abgemagert und her-
untergekommen und von derVeseitigung einer Körperfülle tonnte
nicht die Nebe sein. Ein ganzes System, eine ganze Kurmethode
hat man mir nachgesagt und mich schließlich zum Spezialisten für
Fettleibige gestempelt." Er ists nie gewesen (die Magersten, Abd
ul Hamid, Leo der Dreizehnte, Gustav derFünfte von Schweden,
haben mit Nutzen seinem Nath gehorcht); hat nie eine „Schwe-
ningerkur" empfohlen.Iedem stets gerathen,mitEssen undTrinken,
Bewegung undNuhe es so zu halten.wie es für eine guteVilanz die-
ses besonderen Lebens nothwendig scheine. Er hat der deutschen
Menschheit 0ttoBismarck(dem schon inPetersburgProfessorVot-
tin ein Bein abschneiden wollte) sechzehn Jahre lang aufrecht er-
halten.Und,alsKrankenhausleiter,ander tui-ba derAermstennicht
Geringeres gethan als einst an demMächtigsten.der von ihm gesagt
hat:»DerUnterschiedzwischenSchweningerunddenhundertAerz-
ten, die ich vor ihm hatte, besteht darin, daß ich die Anderen be-
handelte, er aber mich behandelt." Von der Persönlichkeit und der
Kunst dieses Praktischen Arztes von Gottes Gnaden ist hier oft
gesprochen worden und er selbst hat auf diesen Blättern mehr als
einmal von seiner Berufsauffassung, seiner Lebensarbeit erzählt.
Kilul Kumani a me alienum puw: wie sein größter Patient, kann

auch ers von sich sagen. Eine Bauernnatur, die im Tiefsten sehr feine Bedürfnisse hat und noch unter der Sonne des Weltruhmes sich nie aus dem Mutterboden lösen mochte. Ein starker, im Herzen des Herzens reinerMensch, der von den Malen leidenschaftlich irrender Menschlichkeit nicht frei ist, die Borsten und Stacheln des Wesens manchmal allzu gern zeigt, mit der Einheit, Treue und Eigenwucht derPersönlichkeit aber die Nahen immer wieder gewinnt. Seit er nicht mehr im Kampf steht, still bei München auf der Prinzludwigshöhe sitzt und die Kranken zu sich kommen läßt, wird seine Leistung williger anerkannt. Der Gelehrte, der ein System bereitet und Methoden ersinnt, kann Schüler heranziehen. Der Künstler, der die persönlichste Kraft nicht zu übertragen vermag und dessen gelungenstes Werk, der gekräftigte Mensch, vergänglich ist, lebtnurindankbaremGedächtnißfort.^iortuos plang«, vivos vom. Dem großen Epidemiologen gebührt ein Denkstein. Doch der Bescheidene spräche wohl, wenn er vom Lebensfest des genialenArztes hörte, wie ausAlphonsens Munde im goethischen Künstlergedicht Virgil: »UndwennIhr uns bewundert und verehrt, so gebt auchdenLebendigenihrTheil. Mein Marmorbild ist schon bekränzt genug; derZgrüne Zweig gehört dem Leben an."

Viel Lärm um nichts.

Herr Karl Ientsch sagt, als gläubiger Altkatholik, in diesem Heft ein kräftig Wörtlein über die neue Encyklika des Papstes; daß auch die vom sanften Pius so hitzig gescholtenen Protestanten darüber, dagegen sprechen, ist begreiflich; Pflicht und Recht riefen ins Feuer. Wars aber nöthig, inArtikeln, Versammlungen,Interpellationensichzu entrüsten (also: die Rüstung abzulegen)? Wars von politischer Klugheit empfohlen? Wie derPapst über die Reformatoren, deren Patrone und Anhänger denkt, als Haupt der von ihnen geschädigtenKirche denken muß.weiß jederWache längst. Daß der thöricht wüste Ferrer-Lärm die Spanier, auf deren Rath derAnsehlbare hört, mehr noch als andere Katholiken verstimmen werde, war vorauszusehen. Milde oder rauhe Tonart: uns kanns gleichgültig sein. Derncue Bannstrahltrifftschweizerische und böhmische, französische und englische Ketzer härter als deutsche. In West und Ost bleibt man gelassen; sagt man sich, daß solche alte Fluchformeln, mag sie ein Papst oder ein Britenkönig wiederholen, entkräftet, entwerthet sind. Nur Deutschland heult in wüthender

Kümmernitz auf. Weil die Liberalen das Centrum ärgern, die
Konservativen den mißtrauischen Wählern ihr fromm eiferndes
Lutherthumdemonstriren wollen. Die traurige Kleinlichkeit dieses
Treibenswäre hinzunehmen, wenn sichs hier nicht um einen wich-
tigen Gegenstand handelte. Die pariserNepublikaner haben schon
lange gemerkt, daß (nach Gambettas Wort) derAntiklerikalismus
kein einträglicher Exportartikel ist und daß im Orient, ohne leid-
liche Beziehungen zur Römerkurie, ihr Einfluß versickert; sie fangen
sacht drum wieder mit den im Vatikan Mächtigen zu plaudern an.
Das Königreich Italien ertrachtet leise ein besseres Verhältniß zu
den irdischen heerschaaren Petri. King Edward war bereit, bei
der (vielleicht sehr nahen) Papstwahl für den Kardinal Nampolla
zu wirken, demnach LeosTode der deutsch-österreichische Einspruch
den Aufstieg zur Sella gesperrt hat. And in dem Kampf der Je-
suiten gegen die von Pius begünstigten Dominikanerist jede Hilfe,
auch die, wider Wissen und Wollen von Ketzern gewährte, will-
kommen. Ist die Lage des Deutschen «Reiches so bequem, daß es
sich ohne Zwang das Papstthum verfeinden darf? Danach fragen
die Schreier und die Parteistrategen nicht; und die Negirung
ist viel zu schwach, um ihnen wehren zutönnen. Ein Vischen Ver-
nunft! Noch kenntIhr ja denWortlaut derEncyklika nicht; könnt
nicht wissen, ob die ganze Speife so bitter schmeckt wie das zuerst
aufgetragene Stückchen. Und hätte Pius gesprochen wie ein spa-
nischer Landpfarrer im Zorn: deutschem Ehrgefühl kann er nichts
nehmen, nichts geben. Daß er schroffe Beleidigung deutfchen
Wesens nicht gewollt hat, ist sicher. KühltdieKöpfe! Wir brauchen
Nom noch fürs gerade jetzt schwierige Neichsgeschäft.
/vwcn aclo about notnin^. Die Komoedie hat einen zweiten
Akt, tzerrDernburg will nicht länger Staatssekretär sein. Das ist
leicht zu verstehen. Der Mann, den das Glück, wie selten Einen,
begünstigt hat, fühlt, daß er aufseinemPosten nichts mehrzu leisten
vermag. In seine Amtszeit fielen die Diamantenfunde, die dem
Kolonialbudget fürs Erste eine Iahreseinnahme von zehn oder
zwölf Millionen brachten; die Engländer, die ihn uns gönnten,
ließen ihn ruhig leugnen, daß er mit ihnen über die Walfischbai
verhandelt habe; und die unrichtigen Ziffern, die er skrupellos über
die Lippe schickt.wurdenihm nicht ernstlich verdacht. Fast vier Jahre
lang gings. Ob es noch länger gehen könne, war mindestens zwei-
felhaft.We wurde ein deutfcherNessortchef so inbrünstig gehaßt.mit

solcher Stimmeneinheit verurtheilt wie der Staatssekretär Dern-
bürg im deutschen Osten und Südwesten Afrikas; er durfte nicht
wagen, sichdortohneSchutztruppenocheinmalsehenzulassen. (Ist
die Stimmung der Kolonisten, die das Land civilisiren und ver-
theidigensollen, wirklich so gleichgiltig, wie die denDernburgsAffi-
liirten uns einredenmöchten?)DieKollegensahenmißtrauischauf
denMann, dersich wieeinselbständigerReichsministergeberdete.
Die ihm Nntergebenen, civile und militärische, suchten das Joch
dieses Dienstes abzuschütteln und hehlten, wenn sie ausharren
mußten, den Groll und dessenArsache nicht. DerReichstag, dessen
liberale Fraktionen ihm, als einem vom Centrum Bekämpften, bei-
standen, hatte ihn genöthigt, den mit der Kolonialgesellschaft für
Südwestafrika vereinbartersVertrag'zu ändern, und eine Reso-
lution angenommen, deren Spitze sich gegenDernburgs Großka-
pitalistenpolitik kehrte. Der nächste Winter konnte, ohne Reifebe-
richt, keinen Ruhm, mußte bei ungünstiger Diamantenkonjunktur
arges Mißvergnügen bringen. Daß der Schlaue, der vorher
fchon, just noch zu rechter Zeit, den berliner Diamantenregisseu-
ren den Geschäftsprofit geschmälert hatte, vorbauen und ver-
suchen werde, sich als ein Opfer ultramontaner Tyrannenmachtzu
empfehlen, war zu erwarten. Auch 1906, als er im Vorstand der
Darmstädter Bank unhaltbar geworden war und trüben Blickes,
fogar in New Vork, nach neuer Möglichkeit lohnender Bethäti»
gung umhergefpäht hatte, verstand Herr Dernburg den Glauben
zu schaffen, er verzichte freiwillig auf Amt und Einkommen des
Bankdirektors. Wer ihn jetzt für den Märtyrer einer Neberzeu-
gung hält, mag in dem Wahn selig werden. Der Staatssekretär
rühmte sich kaiserlicher Gunst; seineFreunde erzählten, der Kaiser
habe ihn seinen Cecil Rhodes genannt und ihm die Beschäftigung
mit „allgemeiner" Politik empfohlen. Jetzt geht der Betriebsame,
der als Stimmungmacher manches Nützliche geleistet hat; weil
für Einen, der Kanzler zu werden hofft, aus dem Kolonialamt
nichts Rechtes mehr zu holen ist. Wozu derLärm? Der Abschied
ist Pfiffig inszenirt, die Gerüchte, die den Scheidenden als von
allen Seiten Nmworbenen spiegeln, können nur nützen; und für
das Nebrige soll die dem großen Muster Roosevelts abgeguckte
Taktik sorgen. «Wollen wirs", sprach im Sommer 1906Fürst Bü-
low zu Wilhelm, „nicht mal mit einem Kolonialdirektor versuchen,
der ein Automobil hat?" EinFlinkergeht,um möglichzubleiben.

solcher Stimmeneinheit verurtheilt wie der Staatssekretär Dern-
bürg im deutschen Osten und Südwesten Afrikas; er durfte nicht
wagen, sichdortohneSchutztruppenocheinmalsehenzulassen. (Ist
die Stimmung der Kolonisten, die das Land civilisiren und ver-
theidigensollen, wirklich so gleichgiltig, wie die denDernburgsAffi-
liirten uns einredenmöchten?)DieKollegensahenmißtrauischauf
denMann, dersich wieeinselbständigerReichsministergeberdete.
Die ihm Nntergebenen, civile und militärische, suchten das Joch
dieses Dienstes abzuschütteln und hehlten, wenn sie ausharren
mußten, den Groll und dessenArsache nicht. DerReichstag, dessen
liberale Fraktionen ihm, als einem vom Centrum Bekämpften, bei-
standen, hatte ihn genöthigt, den mit der Kolonialgesellschaft für
Südwestafrika vereinbartersVertrag'zu ändern, und eine Reso-
lution angenommen, deren Spitze sich gegenDernburgs Großka-
pitalistenpolitik kehrte. Der nächste Winter konnte, ohne Reifebe-
richt, keinen Ruhm, mußte bei ungünstiger Diamantenkonjunktur
arges Mißvergnügen bringen. Daß der Schlaue, der vorher
fchon, just noch zu rechter Zeit, den berliner Diamantenregisseu-
ren den Geschäftsprofit geschmälert hatte, vorbauen und ver-
suchen werde, sich als ein Opfer ultramontaner Tyrannenmachtzu
empfehlen, war zu erwarten. Auch 1906, als er im Vorstand der
Darmstädter Bank unhaltbar geworden war und trüben Blickes,
fogar in New Vork, nach neuer Möglichkeit lohnender Bethäti»
gung umhergefpäht hatte, verstand Herr Dernburg den Glauben
zu schaffen, er verzichte freiwillig auf Amt und Einkommen des
Bankdirektors. Wer ihn jetzt für den Märtyrer einer Neberzeu-
gung hält, mag in dem Wahn selig werden. Der Staatssekretär
rühmte sich kaiserlicher Gunst; seineFreunde erzählten, der Kaiser
habe ihn seinen Cecil Rhodes genannt und ihm die Beschäftigung
mit „allgemeiner" Politik empfohlen. Jetzt geht der Betriebsame,
der als Stimmungmacher manches Nützliche geleistet hat; weil
für Einen, der Kanzler zu werden hofft, aus dem Kolonialamt
nichts Rechtes mehr zu holen ist. Wozu derLärm? Der Abschied
ist Pfiffig inszenirt, die Gerüchte, die den Scheidenden als von
allen Seiten Nmworbenen spiegeln, können nur nützen; und für
das Nebrige soll die dem großen Muster Roosevelts abgeguckte
Taktik sorgen. «Wollen wirs", sprach im Sommer 1906Fürst Bü-
low zu Wilhelm, „nicht mal mit einem Kolonialdirektor versuchen,
der ein Automobil hat?" EinFlinkergeht,um möglichzubleiben.

- Contact

Lafontaine redivivus.
?ls echter und rechter Nachfolger Lafontaines hat Nostand
sein Drama „Chantecler" geschrieben. Tic Franzosen sehen
in Lafontaine einen ihrer größten Dichter und einen der reinsten
Vertreter gallischer Art und Kunst. Die Züge des Antlitzes, das
der Franzose im Zi^cle de I^«ui3 XIV. sich zurechtgelegt hat, blicken
dem schärferen Beobachter auch aus dem neuen Thierdrama, durch
alle neuartigen Umhüllungen hindurch, unverändert entgegen.
Da ist vor Allem die weltmännische Art, Kunst und Leben mit geist-
reich ironischer Ueberlegenheit graziös zu gestalten, diese fesselnde
Leichtigkeit und dieser stets unterhaltende Geist, der eine tiefere
innerlichere Erschütterung und ein starkes Mitbeben des Gefühls
meidet, dieser französische Esprit, den der Deutsche des späteren
achtzehnten Jahrhunderts als „Witz" unangenehm empfand und
gegen den er das deutsche Gemüth ausspielte. And da wirft sich
eben so wieder der leichte und gewandte Gesellschaftmensch, wenn
der Augenblick es verlangt, in eine heroische Pose und erinnert
uns daran, daß dem Landsmann Corneilles die schwungvollen
Linien einer imposanten Fechterstellung unentbehrlicher Bestand-
theil des Heldenthums sind. Da ertönt ferner mitten im schlagfer-
tigen Frage« und Antwortspiel, zwischen Scherzen und Witzes-
pointen unversehens ein stolzes Wort zum Nuhm Frankreichs
oder eine fast feierlich rührende Tirade über Paris. Chauvinis-
mus, umrahmt von Geistesraketen, stolze, beinahe selbstgefällige
Worte, umgeben von den Schlagern zungengewandter Gesprächs»
lunst.^ All Das läßt sich nur auf Französisch sagen; wer als Deut-
scher in heimischer Sprache Gleiches versuchte, Der erschiene uns
gespreizt, fast läppisch. Solche echt französischen Züge verbinden
sich obendrein in Noftands „Chantecler" mit der Fabeltechnik und
der Thierpoesie Lafontaines und zeigen sich deshalb hier noch
stärker und deutlicher als in seinem „Cyrano de Vergerac". Ein
kerndeutscher Mann wie Jakob Grimm wehrte sich gegen den
schalkhaften Witz, die frivolen Anspielungen auf den Weltzustand,
die epigrammatischen Wendungen, mit denen Lafontaine in sei-
nen Fabeln das 6ßa^er l'ouvraFe trieb. „Die sättigende Fülle
der alten Thierfabel hat er nie erreicht." „Er ist viel zu sehr mit
sich selbst beschäftigt, als daß er bei der Entfaltung des alten
Materials verweilen wollte." Solche Vorwürfe machte Grimm zu
Gunsten der echten alten Volkspoesie. Wer Lafontaine begreifen
will, darf ihn freilich nicht mit der alten Thierfabel zusammen»

halten, noch weniger mit der Urpoesie der Primitiven. Und noch weniger darf solcher Maßstab an „Chantecler" gelegt werden, der Alles enthält, was Grimm an Lafontaine mißfiel: Witz und epigrammatische Wendung, eine bis an die äußerste Grenze (für den Nichtfranzosen sogar über die Grenze) der Verständlichkeit hin» ausgetriebene Anspielung auf das Leben und Treiben der Welt. Was mit den französischen Mitteln Lafontaines im Dienste des SAs^er I'ouvrage geleistet werden kann, ist hier geleistet. Doch zwischen Lafontaines Fabeln und Rostands Komoedie liegen drei Jahrhunderte; es wäre drum lächerlich, zu behaupten, daß nichts im „Chantecler" über Lafontaine hinausweise.

In dieser langen Zwischenzeit hat sich die Stellung des Menschen zum Thier völlig verschoben. Die Thierpoesie ist von der Verschiebung selbstverständlich nicht unberührt geblieben. Auch Rostand nicht. And doch meidet sein „Chantecler" die neuen Elemente der Thierpoesie, sucht sie wenigstens nicht in den Vordergrund zu schieben und nähert sich eben deshalb der Auffassung Lafontaines so sehr, daß man meinen möchte, die alte dichterische Anschauung von Thier und Thierpoesie liege den Franzosen über» Haupt besser und näher als die neue.

In der Zeit, da Lafontaine seine Fabeln schrieb, beherrschte Descartes das Denken Frankreichs. Trotz einzelnen Gegensätzen ist der französische Klassizismus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten von ihm abhängig. Seine rationalistische Weltanschauung ent° sprach durchaus der Hochachtung, die der Franzose damals der raison entgegentrug. Descartes zog eine scharfe Grenze zwischen Mensch und Thier: eine willenlose Maschine, nur durch äußere 'Umstände in ihren Handlungen bestimmt, steht das Thier in vollem Gegensatz zu dem mit Vernunft begabten Menschen. Schon Leibniz begann, die Grenze zu verwischen. Ihm ordnete sich die Welt zu einer Stufenleiter geistbeseelter Wesen; auf dieser Stufenleiter steht der Mensch höher als das Thier, aber dem Thier ist eine (wenn auch niedriger entwickelte) Seele eigen. Im Jahre 1749 konnte ein Anhänger Leibnizens, der Aesthetiker und Psychologe Georg Friedrich Meier, in einem Buche über die Seele der Thiers die kartesische Anschauung mit Leibnizens Waffen besiegen.

Wenn der junge Mensch sehnsuchtvoll in die Welt des deutschen Klassizismus eindringen will, treten ihm, eher abschreckend als anziehend, die Oden Klopstocks in den Weg. Ich weiß nicht, ob auch heute noch eine Jugend, die von der künstlerischen Bedeutung der „Frühlingsfeier" nichts ahnen kann, sich mit den Versen abquälen muß:

Aber Du, Frühlingsipürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

Wir lächelten auf der Schulbank über die Sorgen, mit denen Klopstock da behaftet scheint. Aud wir spotteten über Klopstocks Hoffnung, einst, wenn er das dunkle Thal des Todes durchschritten haben werde, zu erfahren, „ob eine Seele das goldene Würmchen hatte". Der Zeit Klopstocks selber war, dank Leibniz, Meier und ihren Genossen, die Frage wichtig und werthvoll geworden. An ihrer Beantwortung, an der Beseitigung der Grenzmauern, die zwischen Mensch und Thier errichtet worden waren, arbeitete Goethe mit. Aus seiner und aus Leibnizens Schule stammen die Naturphilosophen des romantischen Zeitalters, die das Wirken der Natur im Leben des Geistes zu entdecken, den Geist in die Natur hineinzutragen suchten, voran Novalis und Schelling, Mit welchen Mitteln sie und in ihrem Gefolge romantische Denker wie Oken, Passavant, Carus, romantische Dichter wie E. Th. A. Hoff« mann, das Menschliche im Thier zu ergründen, die Seele des Thieres zu entdecken sich mühten, erzählen Ricarda tzuch in einem Kapitel ihres Buches „Ausbreitung und Verfall der Romantik" und Franz Leppmann in dem hübschen Schriftchen „Kater Murr und seine Sippe". Von der Romantik wiederum kam Arthur Schopenhauer; indische Thierheiligung mit romantischer Thierbeseelung verknüpfend, entwickelte er seine Kampfesthesen für Thierschutz und gegen Vivisektion. Sein Glaubensbekenntnis; lautete, „daß die Thiers in der Hauptsache und im Wesentlichen ganz das Selbe sind, was wir".

Auf den ersten Blick scheint es ungereimt, Lafontaine zum Vertreter der Anschauung des Descartes zu machen und einem! Dichter, der dauernd mit der Analogie von Thier« und Menschenleben arbeitet, der immer wieder den Thieren menschliches Fühlen und Denken verleiht und dem Menschen im Thier seinen Spiegel vorhält, zuzumuthen, daß er Thiers und Menschen durch strenge Grenzen geschieden habe. Doch der Schein täuscht. Lafontaine weiß noch nichts von den naturphilosophischen Angleichungen der Romantik; er ist auch längst der naiven Ueberzeugung von der Ungeschiedenheit menschlichen und thierischen Wesens entwachsen, mit der die Primitiven den Tiger ehrfurchtvoll „Großvater", den Bären „erhabener Greis" nennen, einen Nachbarstamm für Wasserthiere und umgekehrt Affen für Waldmenschen halten. Ihm ist das Thier nur Spiegel des Menschen. Er benutzt

es wirtlich nur wegen der „allgemein bekannten Bestandheit" der Thiercharattere, wie Lessing in seinen Abhandlungen über die Fabel sagt. Nm solche zierliche kleine Sächelchen zu schaffen, wie Lafontaines Fabeln, ist es thatsächlich besser, zu sagen: der Wolf und das Lamm als: Vritannicus und Nero. Der Wolf, das Lamm haben in der Fabel und für alle Welt ihre ganz bestimmtem Eigenarten, eben so der Löwe, der Fuchs, der Esel, der Nabe. Da braucht es leine langen Erörterungen, keine ausführlichem. Charakteristiken, Jeder weiß sofort, was für eine Sorte Mensch gemeint ist. Denn natürlich sind alle diese Thiere Lafontaines ver» tappte Menschen. Um die Gleichung vor dem Verstand zu ermög- lichen, braucht es nur der Eingangsformel: „Damals, als die Thiere noch redeten." Sie eröffnet spätgriechische wie französische Fabeln und spottet heimlich des Glaubens, daß es eine solche Zeit je gegeben habe. So wenig wie ein Goldenes Zeitalter!

Doch auch das Goldene Zeitalter ist eine bequeme Fiktion, um vor der 1212011 zu rechtfertigen, was sich nie und nirgends hat begeben. Es ist und bleibt ferner ein anregendes Spiel des Witzes, immer neue Züge der Verwandtschaft zwischen Mensch und Thier zu entdecken, dem Menschen, der sich hoch erhaben über das Thier dünkt, zu zeigen, wie ähnlich er ihm trotz Allem ist. Die Grenze thatsächlich aufzuheben, daran denkt Lafontaine und seine Schule nie. Das Verhältniß von Mensch und Thier bleibt ganz naiv, rücksichtlos naiv. Nnd auch in der Fabel selbst ver- kehren Thier und Mensch, ohne daß Dichter oder Leser etwas Selt- sames in solchem Verkehr sähen. So war es ja, „als die Thiere noch redeten".

Da fehlt vor Allem das große Bangen, das den Wenfchen beschleicht, wenn er (im Sinne neuerer Anschauung) der Frage nachsinnt, wie viel von unserem Fühlen und Sinnen, von unserer Freude und unserer Pein im Thier stecke. Das große Bangen fei- ner, das (echt romantisch) uns überfällt, wenn wir Spuren unferes Lebensgefühls, wenn wir ein Wollen und ein Streben und ein Leiden dort zu verspüren glauben, wo nur Maschinen in Thätig- keit zu sein scheinen. Aus dem Bangen erwächst das Mitleid; und aus dem Mitleid das Bewußtsein, daß in dem Thier die Sehn- sucht walte, in ein höheres Leben einzugehen. Wie wir selbst solcher Sehnsucht nachhängen, so meinen wir, sie auch im leiden- den Thiere zu erkennen. Es will Mensch werden. Es harrt seines Erlösers, Ein Messias der Natur soll kommen: so orakelt Novalis. And Bettine starrt staunend und bangend in die Augen des Nehs, aus denen eine tiefe Seele blickt; es steht sie an, es schreit

sie an, als ob es um Erlösung bäte. Aus dem alten naiven Ver-
hältnis; von Mensch und Thier ist ein sentimentales geworden.
Nur glaube man nicht, daß die romantische Thierpoesie diese
neuen Gefühle sofort dichterisch ausnutzte. Tiecks „Gestiefelter
Kater" und auch tzofsmanns „Kater Murr" stehen der naiven Ber»
menschlichung noch sehr nah und stecken schlechtweg Menschen ins
Thierkostüm. Dennoch kündet sich schon im „Gestiefelten Kater" die
kommende Verschiebung an. Es lag in der ganzen Technik der
burlesken Komoedie, über die Illusion zu scherzen, die in einem
Schauspieler einen Kater zu sehen verlangte. Gerade dieser Scherz
aber zerstört die Annahme der alten Fabel, datz Thiere und Men-
schen mit einander reden können. Wenn nach den ersten Worten
des Katers Hinze sein Herr und Besitzer Gottlieb erstaunt aus-
ruft: „Wie, Kater, Du sprichst?", so wirft Tieck sofort die alte
Fiktion über Bord, tzoffmann zeigt dann schon etwas mehr
naturphilosophisch-psychologisches Interesse für die Katze. Das
Grauen, das durch die unsicher gewordene Grenze zwischen Thier
und Mensch bedingt wird, ist ihm auch nicht fremd, so wenig wie
Brentano. Mehr und mehr wendet sich das Blatt. Während
früher das Thier herbeigeholt worden war, um das Mencheuleben
besser zu erkennen, beginnt man allmählich, dem Thier, um ihm
besser nachfühlen zu können, die Borstellungwelt des Menschen,
sein Hoffen und Wünschen, einzuverleiben. In Heines „Neuem
Frühling" giebt der alte Spatz den Kindern Glaubensunterricht:
„Im Anfang war die Nachtigal und sang das Wort: ZükühtZ
Züküht!" Atta Troll belehrt seinen Jüngsten: „Droben in dem
Sternenzelte, auf dem goldnen tzerrscherstuhle, weltregirend, ma»
jestätisch, sitzt ein kolossaler Eisbär." Scheffels Hiddigeigei kündet
in gleicher Weise: „In dem Mittelpunkt der Dinge stehn zwei
alte weihe Katzen."

Die eigentliche moderne Thierpoesie, eine Poesie des Mit«
leids mit den Bedrückten, Enterbten, Unerlösten, ist Josef Viktor
Widmanns Gebiet. Schopenhauers Lehre blüht bei ihm zu Kunst
auf. Aus der Seele des Thieres ist seine Freude und sein Leid
erfaßt. Noch waltet daneben stark die alte Technik, Menschliches im
Spiegel der Thierwelt zu bespötteln, mindestens in der „Maikäfer-
komoedie". Doch in der Dichtung „Der Heilige und die Thiere"
hat Widmann den romantischen Ahnungen von einem Messias
der Natur, den Wünschen von Novalis und Bettine, ihren reifsten
dichterischen Ausdruck geschenkt.

An diesen Dichtungen gemessen, zeigt „Chantecler" deutlich,
um wie viel näher er Lafontaine verwandt ist als der Naturphilo«

sophie. Restant» selbst wollte in erster Linie ein Bild des Menschen-
lebens geben. Er benutzt das Thier wie Lafontaine, damit es
Menschlichem diene, nicht umgekehrt sucht er ins Herz des Thieres
zu blicken. Nur ein Schimmer naturphilosophischer Deutung der
Thierseele ruht auf Chanteclers Glauben, daß sein Krähen der
Welt die Sonne schenke. Dafür zeigt das Drama von anderer Seite
einen neuen Charakterzug. Auch Widmanns Dichtungen kennen
ihn. And auch er ist Gewinn aus jüngerer Forschung. Nicht die
Nomantiker waren da am Werke, sondern die wissenschaftliche
Naturlehre Darwins und der modernen Biologie.
Brünettere lehnt es ab, Lafontaine zu einem witzbegierigen
„inzpectateur" der Thiersitten machen zu wollen. Er giebt nur zu,
datz er sie individuell charakterisirt und sauber scheidet. Doch um
wie viel weiter ist man heute, ist vor Allen Nostand! Der be-
wundernswerthe Fleiß, mit dem Nostand die Welt und die
Sprache der Zeit Cyranos von Bergerac sich zu Eigen gemacht
hat, ist diesmal dem Vogelgeschlecht zu Gute gekommen. Wenn
Widmann seine geliebten Maikäfer und ihr Leben gründlich rennt,
so dichtet Nostand mit der Ausrüstung eines gelehrten Spezia-
listen. Eben wurde uns in der Zeitschrift für deutsche Wortfor-
schung eine Studie über Thierschreie und ihre lautliche Wiedergabe
geschenkt. Nostand beherrscht die Vogelschreie, wie sie im Ohr des
Franzosen nachklingen, meisterhaft. Attd seine Kenntniß der
Eigenheiten nicht nur einzelner Vogelarteu, sondern der verzwick-
testen Kreuzungen läßt ihn zuweilen bis nah an die Erfüllung
romantisch-naturphilosophischer thierpsychologischer Forderungen
gelangen, läßt ihn das Thier um des Thieres willen zeichnen.
Weil Nostand alle Arten und Abarten der Vögel aus tzof
und Wald in Bewegung setzt, kann er auch einen viel größeren
Neichthum von Charakteren bieten als Lafontaines Fabel. Das
Prinzip Lafontaines bleibt ja bewahrt. Widmanns „Maikäfer-
komoedie" zeigt nicht „den" Maikäfer, sondern läßt innerhalb der
Maikäferwelt eine Fülle verschiedenster Individualitäten walten.
So weit geht Nostand nicht. Bei ihm ist, wie in der Fabel, der
tzund treu und die Katze falsch, die Amsel geschwätzig und der Pfau
eitel. Doch er vermehrt die Anzahl der Fabelthiere dank seiner
reichen Kenntniß der Vogelwelt um ein Bedeutendes. Wo bei
Lafontaine ein Thier als Vertreter seiner Art steht, stellen sich bei
Nostand zehn Repräsentanten von zehn Abarten ein. Noch viel
weiter geht er, wenn die Schaar der Luxushähne auf die Bühne
marschirt. Durch diesen Neichthum der Abschattungen nähert er
sich der neuen Thierpsychologie und ihrer Dichtung, die längst über

die falsche und listige Katze hinaus zu individuell differenzirten
Katzen verschiedenster Charakteranlage vorgedrungen ist.
Am Wenigsten aber kennt Rostand das romantische Bangen
der Kreatur nach Erlösung, den Glauben an einen Messias der
Natur. Nur am Anfang des vierten Aktes tönt der Gedanke in
dem Abendgebet der kleinen Bogel und in der Anrufung des
Heiligen Franziskus von Assisi an: „Keveur c^ui crütes ^ notre
Arne avec tsnr cle kerveur, que notre Sine, clepuis, se torme et se
präcise." Das hätte auch Novalis dichten können. Das ist ur«
romantisch. Aber es wirkt wie eine aufgeklebte Arabeske; es fällt
aus dem Ton der Dichtung. Denn sonst meidet Rostand ängstlich,
die Grenze zu berühren, an der das Thier aufhört und der Mensch
beginnt. Strenger noch meidet er Alles, was die Illusion zer-
stören könnte. Er bringt den Menschen auf der Bühne überhaupt
nicht in Berührung mit dem Thier. Als echter Vertreter des ver»
standgemäßen ,Bühnenrealismus der Franzosen rüttelt er nirgends
an der Bühnenillusion. Schauspieler in Vogelkostüm bewegen
sich aus dem Theater. Ihre Größe giebt den Maßstab für die
Bühnendekoration. Der Phantasie des Zuschauers wird durch
eine wohlberechnete Maschinerie alle Arbeit abgenommen. Das
ist ganz unromantisch.
Seltsamer Weise arbeitet diese verstandgemäße Technik der
Illusion mit starken romantischen Stimmungeffekten der Beleuch»
tung und Belichtung. In Wien haben vor Allem diese Mittel
gewirkt. Das schimmernde Wortgewand Rostands, der prickelnde
Witz des neuen Lafontaine kam gegen sie nicht auf. Wenn irgend«
wo auf deutschem Boden, ist in Wien Verständnis; für französische
Art und Kunst zu erwarten. Wie wird es Rostands Chantecler
im deutschen Norden ergehen?
Dresden. Professor Dr. OskarWalzel.
Denkt an eine Satire oder Epistel Boileaus, eine Komoedie Mo»
lieres, eine Tragoedie Racines, eine Fabel von La Fontaine, einen
Aphorismus von La Rochefoucauld, eine Predigt von Bossuet oder
Bourdaloue. So verschieden diese Werke von «inander sind: ihr Haupt»
verdienst bleibt, daß sie allen Zeiten, allen Himmelsstrichen angehören
und für alle Menschen gelten, nicht nur für den Franzosen des sieben»
zehnten Jahrhunderts; dah sie natürlich, weil menschlich, und mensch»
lich, weil natürlich sind. Der Ausdruck wird ja, als ein Bischen meta»
physisch, verpönt werden; aber ich möchte sagen: Diese Werke sind
Natur» und Menschheitfragmente, die im Anblick der Ewigkeit entstan»
den. (BruneMre.)

Selbstanzeigen.
Deutschland von heute. Kulturgemälde der deutschen Gegenwart.
WO Seiten und 120 Abbildungen. Verlag Dr. Walther Roth»
schild in Berlin. 6 Mark.
In unserer Zeit Weitgehenben Spezialistenthums entsteht in er?
höhtem Maß das Bedürfniß, das Können und Leisten in unserem
Vaterland in knapper Form anschaulich in Wort und Bild vor Augen
zu sehen. Aus diesem Bedürfniß heraus ist mein neues Buch entstan«
den, das alle Kulturgebiete umfaßt sammt der für die Signatur der
deutschen Gegenwart wesentlichen Wirthschaftgestaltung: Politik (Par-
teiengruppirung und »Verjüngung); Großbanken, Industrie, Land»
wirthschaft; Wissenschaft; Technik; Drama, Roman und Lyrik; Presse
(Schilderung und kulturelle Bedeutung); Bildende Kunst, Musik und
Theater; Gesellschaft (Frauenfrage; Professoren und Studenten;
Gegensatz von Nord und Süd). Mit der Schilderung verbindet sich
Kritik. Was sind wir heute und wohin führt unser Weg? Nnsere Kunst
erschöpft sich in der Technik, unsere Wissenschaft erhebt sich nicht über
historischen Kleinkram und endloses Experimentiren. Die Sehnsucht
nach neuen sachlichen, greifbaren Werihen hat einen Neuidealismus
geweckt, der sich vom Idealismus früherer Tage dadurch scheidet, daß
er auf dem Boden der Thatsachenforschung gewachsen ist. Zugleich hat
sich der Kreis der Kulturträger mächtig erweitert. Waren es einst die
Päpste und geistlichen Würdenträger, deren Empfinden den Zeitgeist
bestimmte, dann die Fürsten mit den Herren ihres Hofes; schuf später
die Bourgeoisie die Resonnanz für neuerwachendes Geistesstreben, so
steht neben all diesen Machtgruppen heute die Arbeiterschaft, deren
wirthschaftliche Emanzipation die großen Freiheitbewegungen der letz-
ten Jahrhunderte zum Abschluß gebracht hat. Die eben aus dem Joch
wirthschaftlicher Fronarbeit zur Selbstbesinnung Gelangten sollen zu
Kulturträgern werden durch eine neue Kultur, die der großen Masse
dient und sie dadurch gewinnt. Dr. Fritz Berolzheimer.
«
Die großen Russen. Leipzig, Haupt S Hammon. 2,25 Mark.
Dieses Buch ist eine Prosaanthologie von Werken der größten
Meister russischer Erzählungskunst. Meines Wissens ist es der erste
Versuch, eine solche Quintessenz aus der großen russischen Literatur zu
geben. Mit Puschkin, dem ersten wirklich Großen, beginnend, gelange
ich über Lermontow, Gogol, Turgenjew, Tolstoi zu Dostojewskij und
Tschechow. Von jedem der sieben Dichter wählte ich ein in sich abge-
schlossenes Stück, das ich für besonders charakteristisch hielt; bei Ler»
montow und Dostojewskij mußte ich Abschnitte aus ihren größeren
Werken (Romanen) nehmen. Doch sind auch hier möglichst abge«
schlössen« Stücke gewählt. Die Anthologie wirkt bei fortlaufender Lec»
ture nicht als bunte Mosaik, sondern als einheitliches Ganzes; und so

glaube ich, mein Ziel erreicht zu haben: dem Leser den Begriff von
den „Großen Russen", einer einheitlichen und auf einen ganz spezifi-
schen Ton gestimmten Erscheinung der Weltliteratur, zu verschaffen.
Dem Text sind sieben Bildnisse, Reproduktionen nach Gemälden
erster russischen Künstler, beigeheftet. Jedes der sieben Stücke ist mit
einer kurzen biographisch-kritischen Einleitung versehen. Auf dem von
Karl Köster gezeichneten Umschlag ist der gekreuzigte Heilige Andreas,
„Kussiss ostronus", dargestellt. Die in den Einleitungen kurz skizzirten
Lebensläufe der Sieben zeigen, daß auch die Dichter und ihre Werke
ans Kreuz geschlagen waren.
München. Alexander Eliasberg.
«
Frida Lreiin von Bülow. Verlag von Karl Reißner, Dresden.
Frida Bülow ist die erste deutsche Frau gewesen, die die Jahre
ihrer besten Jugend der Kolonisation Afrikas gab. Dieses Thun, zu
dem sie ihr stark nationales Empfinden verpflichtete, müßte in vater-
ländisch gesinnten Kreisen ihren Namen hochstellen. Die Kreise, aus
denen sie stammte und die sich so gern die Hüter patriotischer Treue
nennen, konnten aber Frida Bülow nie so recht „verzeihen", daß sie
Karl Peters liebte; und man hat sich höchst lebhaft bemüht, sie um
dieses großen und dauernden Gefühles willen klein zu machen. Sie
ließ sich von diesem Klatsch nicht herunterdrücken und hat ihr Leben
gelebt, wie sie es mußte. Ich habe das Glück gehabt, die Freundschaft
und Güte dieser Frau zu erfahren und sie nah kennen zu lernen, als
einen Menschen, den man zu den Bedeutenden stellen muß: bedeutend
in den Dingen ihres Schicksals und in der Art, wie sie diese formte,
bedeutend in ihrer Persönlichkeit. Von dieser Persönlichkeit zu sprechen,
war mir ein starker Wunsch, aus den von ihr und über sie gegebenen
Dokumenten ein Bild ihres Lebens zu gestalten, eine reizvolle Auf-
gäbe. Bei meiner Arbeit unterstützte mich im Besonderen Sophie
Freiin von Bülow durch Neberlassung der Familienpapiere, ferner die
Familie von Münchhausen, Toni Schwabe und Rainer Maria Rilke
durch Briefe und persönliche Erinnerungen. Da mir auch die Tage«
bücher der früh bei der Rettung eines Knaben gestorbenen, genial be-
gabten Margarete von Bülow zugänglich waren, ist mir möglich ge»
Wesen, die überaus tiefe und edle geistige Beziehung zwischen den
Schwestern wiederzugeben. Ich wünschte, mein Buch könnte zu besserer
Würdigung Fridas von Bülows beitragen. Sophie Hoechstetter.
Gottsched-Wörterbuch, eingeleitet von Friedrich Kluge. Band 1.
'A bis C. Berlin, im Gottsched-Verlag.
Der Zweck dieses Werkes ist: erstens den Nachweis zu führen, daß
Gottsched der (so weit sichs übersehen läßt) worMMje, SchriWSer
deraaMenWelt ist (mit etwa 80000 Wörtern); zweitens eine kläre
unöga^^chopfende Vorstellung von der Alles hinter sich zurück-

lassenden Sprachgewalt des Meisters, von der EntWickelung seines
Sprachschatzes und seinen Wortformen zu geben; drittens für die noch
so wenig durchforschte neuhochdeutsche Sprache eine durchaus zuver-
lässige Zeitgrenze zu schaffen, von der aus Vergangenheit und Zukunft
unserer Sprache fast mühelos übersehen werden können. Der erste Band
enthält in drei Buchstaben (von denen das C nur einige Seiten füllt)
715S Wörter und 689 Redensarten. Was den Reichthum des gott-
schedischen Sprachbildes anbetrifft, so sei nur darauf hingewiesen, daß
die Partikeln an in 94, auf in 172 und aus in 141 verschiedenen Be°
Ziehungen, auf etwa zwei Bogen des Bandes, gebucht, mit Citaten (zu»
sammen etwa 1000 Sätze beziehungweise Verse) von oft ganz herrlicher
Fassung bestätigt werden konnten. Auf andere Einzelheiten kann ich
hier nicht eingehen. Erwähnt sei nur noch, daß von den bei Gottsched
zu findenden Worten auch nur dieses ersten Bandes im Grimmschen
Wörterbuch nahezu 2509 fehlen; viele andere nur aus der Zeit nach
Gottscheds Wirken belegt werden. Auch die Wortforscher, die werthvolle
Nachträge zum Grimmschen Wörterbuch geliefert haben, sind stets an
Gottscheds Sprache vorbeigegangen, weil sie von den in diesen ganzver-
achteten Schriften verborgenen überreichen Schätzen nichts ahnten. Daß
die von mir allein durchgeführte Arbeit eigentlich über die Kraft eines
Einzelnen weit hinausgeht, wird mir jeder Einsichtige glauben. Wenn
ich vor ihr trotzdem nicht zurückgeschreckt bin und mich recht eigentlich
an ihr zu Grunde gearbeitet habe, so ist es deshalb geschehen: weil ge»
rade durch sie die Alles überragende Stellung des großen, Vorbild--
lichen Meisters unserer Sprache unantastbar festgestellt, auch die Gren-
zen seiner sprachschöpferischen und spracherneuenden Thätigkeit genau
abgesteckt werden können. Die Fülle der Citate (etwa SO 099 im ersten
Band) aus allen Gebieten des geistigen und völkischen Lebens macht
mein Werk zugleich zu einem der fesselndsten Lesebücher, die wir be»
sitzen. Schon aus diesem Grunde könnte es für die Intellektuellen ein
bevorzugtes Hausbuch werden. Aber daran ist Wohl nicht zu denken.
Nnsere^Soldaten, unsere Flotte, unsere Luftschiffe ziehen uns das Geld
in solchen Mengen aus der Tasche, daß wir kaum noch für den nöthigen
Alkohol, für Cigarren, Tingel-Tangel, für schlechte Romane und noch
schlechtere Theaterstücke ein Weniges übrig behalten. Wie sollte da
für ein deutsches Wörterbuch, und wenn es das herrlichste Gold unserer
Sprache umschlösse, Geld zu erübrigen sein? Ich bescheide mich. Aber
da ich nachgerade außer Stande bin, noch größere Geldopfer zu brin-
gen, so richte ich bei dieser Gelegenheit die herzliche Bitte an Alle, die
auch für die geistige Größe, für den idealen Ruhm unseres Volkes noch
Sinn haben, mir Mittel zur weiteren Durchführung meines großen
nationalen Werkes gütigst zuwenden zu wollen. Die Gefahr besteht,
daß Alles unvollendet liegen bleiben muß: das Wörterbuch und die
Gottsched-Biographie, der ja schon viele unserer Besten das beste Zeug-
niß ausgestellt haben. Helft mir: Viele Wenig machen ein Viel.
Schöneberg. -> Eugen Reichel.

Im Reich der Kohle.
er Dialog Gwinner-Rheinbaben brachte der Welt und dem
Preußischen Herrenhaus die Botschaft, daß wir „mitten in einer
günstigen Konjunktur" seien. Herr von Gwinner sagte es; und seine
Worte wirkten mit dem ganzen Gewicht eines Direktors der Deutschen
Bank. Nach der ersten freudigen Neberraschung krochen die Zweifel
hervor. Man erinnerte sich, daß Direktor von Gwinner vor den Aktiv»
nären seiner Bank im März nicht von besonderer Gunst der Konjunk»
tur gesprochen hatte. Zwischen der Etatrede in der Mauerstraße und
der Etatkritik in der Leipziger Straße lagen nur zwei Monate; und
in dieser Zeit war kein Konjunkturumschwung zu merken. Von einer
ungewöhnlich starken und dauerhaften Konjunktur für das Effekten»
geschäft kann man reden. Aus der Industrie aber ist «ichts beson»
5ers Günstiges zu melden. Die Erhöhung des Kokspreises, die das
Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat beabsichtigt, beweist nichts für
die Gunst der Konjunktur. Zunächst bot sie nur den willkommenen
Anlaß, wieder einmal vom „Terrorismus" des Kohlenshndikates zu
sprechen. Das war so lange nicht mehr geschehen, daß der Fehderuf
beinahe wie eine primsrir wirkte; und die sind, vor der Schwelle der
faulen Saison, beinahe so rar wie schwarze Perlen. Den Kohlen»
leuten gehts nicht sehr gut; die Töne, die aus den Bergrevieren zu
uns dringen, sind keine Iubelklänge. Und die Eindringlichkeit, mit
der Emil Kirdorf jüngst die Erneuerung des Kohlenshndikates em»
Pfahl, verrieth ernste Sorge. Der Vertrag läuft erst im Jahr 1913 ab.
Der Verband der Zechen hat aber Grund genug, früh an die Erneue»
rung zu denken. Die Hüttenzechen machen sich breit und nehmen dem
Syndikat immer mehr von seinem ursprünglichen Charakter. Statt
einer Organisation, die den Zechen Produktion und Absatz regelt,
sehen wir ein Nnternehmen, das von einer starken Partei seiner eige»
nen Mitglieder terrorisirt wird. Wie ein Trauergesang klingt der
Inhalt des letzten Jahresberichtes; in den Iahren 1907 und 1908 hatte
das Syndikat anders gesprochen. Die Oeffentliche Meinung fragte
freilich kaum noch nach der Tonart. Was kümmert sie die Industrie,
wenn die Börse so herrlich florirt? Man spürte ja, daß es auch ohne
Hochkonjunktur gehe. Alle wollten verdienen; und die Meisten glaub»
ten wirklich, daß ihnen die Kurssteigerung Geld ins Haus bringe und
drin lasse. Syndikate? Das Gerede vom Kalishndikat war schon lang»
weilig genug. Die Effektenspekulation schien viel wichtiger als das
Schicksal der Syndikate. Erst jetzt taucht das Kartellproblem wieder
auf. Ists aber überhaupt noch (oder schon wieder) ein Problem?
Die EntWickelung des Kohlenshndikates wurde durch die Hütten»
zechen bestimmt. Diese Thatsache bindet auch die Zukunft des Ver»
bandes. Emil Kirdorf ist nicht nur erster Mann im Syndikat, sondern
auch Leiter der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft. Die gehört aber
gerade zu den Mitgliedern des Verbandes, die ihn von seiner Bahn

abgedrängt haben. Und Gelsenkirchen hat neue Pläne, deren Aus»
führung die trnstartige Stellung des Verbandes noch deutlicher als
bisher zeigen wird. Die Hochofenanlagen sollen zu einem großen
Stahlwerkbetrieb ausgebaut werden, damit die „Basis des Unterneh»
mens sich verbreitere". Das Ziel scheint: Stärkung der eigenen Macht
bis zu einer Wucht, die ermöglicht, auch ohne Syndikat im Konkur-
renzkampf zu siegen. Jedenfalls erleichtern solche auf Zuwachs ge°
arbeiteten Pläne die Erneuerung der Kartellverträge nicht. Je größer
die Ansprüche des Einzelnen werden, desto schwerer wirds, alle Inter«
essen in der Enge eines Verbandes zusammenzubringen. Die Ent»
Wickelung von Gelsenkirchen, Phönix, Deutsch-Luxemburg, Deutscher
Kaiser (Thyssen) läßt erkennen, wie die Sonderwünsche der über den
Rahmen des Syndikates längst hinausgewachsenen Einzelconcerns
nach zwei Richtungen ausstrahlen: sie treffen das Kohlenshndikat und
den Stahlwerkverband, der schon im Jahr 1912 sein Ende erreicht.
Freilich sind die Banken auch noch da und können ein Machtwort
sprechen. Der Stahltrust wäre schon vor sechs Iahren an dem Wider-
stand der Phönixgesellschaft gescheitert, wenn die Banken (an der Spitze
der Schaaffhausensche Bankverein) sich nicht die Majorität der Aktien
verschafft und die renitente Gesellschaft in den Verband hineingezwun«
gen hätten. Die Abhängigkeit der Industrie von ihren Kreditgebern
ist seitdem nicht geringer geworden; und die Drohung, den Kredit zu
entziehen, bleibt selten unwirksam. Die tzowaldtwerke wurden nach
dieser Methode behandelt. Eben so die Gewerkschaft Kaiser Friedrich,
die sich von der Nothwendigkeit einer Fusion mit Deutsch-Lux nicht
überzeugen konnte, bis die Banken sie höflichst ersuchten, für eine
rasche Abtragung der Bankenschuld zu sorgen. Solches geschah früher
wohl auch schon, meist aber nur im Verkehr mit Firmen, die nicht mehr
fest auf den Beinen standen. Die diätetische Therapie, die jetzt in die
Mode gekommen ist, wird im nahen Kampf um die Erneuerung der
Syndikate von großer Bedeutung sein. Das darf man nicht vergessen.
Die Hauptfrage bleibt freilich, wie weit der Glaube reicht, daß die
Politik der Syndikate der Industrie Nutzen gebracht habe. Den Zechen,
die nicht das schöne Privilegium der „Selbstverbraucher" genießen, wird
wenig daran liegen, das Kohlenshndikat in der alten Form zu er»
halten. Die Stimmung dieser Kreise verrieth eine Aeußerung der
Bochumer Bergwerkgesellschaft, die ja zu den Schmerzenskindern der
Diskontogesellschaft gehört. Zwanzig Jahre lang muhten ihre Aktiv«
näre sich in der schweren Kunst der Entsagung üben. Nun hat eine an°
gesehene Gewerkschaft, Konstantin der Große, den Bochumern eine
Kaufofferte gemacht. Glänzend ist das Angebot in,seinen Details nicht;
aber es verheißt eine sichere Rente von ungefähr 3Vs Prozent. Die
bochumer Aktionäre wollen mehr haben; Konstantin denkt aber nicht
daran, über sein Gebot hinauszugehen. Die bochumer Verwaltung
empfiehlt nun die Annahme der Offerte und erinnert daran, daß die
Position der „reinen Zechen" im Kohlenshndikat immer schwächer werde.

Dabei wurde mit auffälliger Skepsis von der Zukunft des Syndikates
gesprochen. Leicht wird die Erneuerung also nicht sein. Die Hütten-
zechen geben den Ton an. Der Jahresbericht des Kohlenshndikates er»
wähnt, daß die Förderung der reinen Zechen um 3 (auf 37) Millionen
Tonnen zurückging, die der Hüttenzechen dagegen um 2 (auf 23V2)
Millionen Tonnen stieg. Die konnten sich eben durch Steigerung des
Selbstverbrauches den Wirkungen der Produktioneinschränkung ent-
ziehen. Der Kern der Syndikatspolitik, die Kontingentirung der Koh-
Anforderung, ist schon ziemlich ausgehöhlt. Daran muß man stets
denken. Die zunehmende Kapitalisirung der Industrie hat die Kar»
telle ihres Hauptzweckes beraubt. Auf die agrarische Periode ist die
Zeit der Industrialisirung gefolgt und jetzt haben wir die Vorherr-
schaft rein kapitalistischer Motive. Die Einrichtungen aber, die ge-
schaffen wurden, um die Produktion der Industrie zu regeln, stammen
aus der zweiten Periode und müßten nun der neuen Atmosphäre an»
gepaßt werden. So erklärt sich die Wandlung im Wesen der in-
dustriellen Kartelle. Die Verwaltung des Kohlenshndikates unter-
streicht im Jahresbericht die Umstände, die die Schwäche des Kartells
zeigen. Den Rückgang des Koksabsatzes trotz gesteigerter Roheisenpro-
duktion; das Mißverhältniß zwischen reinen Zechen und Hüttenzechen
bei der Einlegung von Feierschichten; den häufigen Wechsel der Be-
legschaften mit seinem ungünstigen Einfluß auf den Betrieb. Sind
aber für die Leiden des Syndikates nicht seine eigenen Aerzte verant-
wortlich, die Herren der Hüttenzechen, die im Präsidium sitzen?
Man wird auch nach der Exportpolitik des Kohlenkartells fragen.
Ist sie nach den Wünschen der Kohlenkäufer getrieben worden und der
Unterschied in der Behandlung von In- und Ausland nicht allzu un-
angenehm fühlbar? Die Ausfuhr deutscher Kohle ist im Lauf der
letzten zwölf Jahre nur zweimal von einem Jahr zum andern zurück-
gegangen; sonst hat sie sich immer vermehrt. Den größten Sprung zeigt
das Jahr 1909: mehr als zehn Prozent. Die Förderung stieg (seit 1899)
um 47, die Ausfuhr um 70 Prozent. In der selben Zeit stieg der Im-
Port englischer Kohle um 115 Prozent. Diese Ziffern zeugen, sub
speois der Syndikatspolitik betrachtet, nicht für die Weitsicht der essener
Politiker. Man erklärt sie für mitschuldig an der Neberfluthung
Deutschlands mit britischer Kohle. Die englischen Kohlenfelder haben
eine viel geringere Schichtmächtigkeit als unser Rheinland, Westfalen
und besonders Oberschlesien. Der schwächste Produzent wird hier ein-
mal dem stärksten Kohlenförderer unbequem. Da muß doch wohl ein
Fehler im System sein. Man macht den Fiskus mit seinen Eisenbahn-
tarifen verantwortlich, obwohl er mit der Aufhebung der Ausnahme-
tarife im Oktober 1908 nicht das Mindeste gegen die Zunahme des Ex-
Ports ausgerichtet hat. Damals glaubte man zuversichtlich, dem Syn-
dikat werde die Freude an der Ausfuhr versalzen sein, sobald es
die Sonderfrachtsätze entbehren müsse. Der Glaube trog. Die Ex-
portkurve ging in die Höhe? der Kohlenexport ist ja nicht auf die Eisen»

bahnen angewiesen: auf den Wasserstraßen kommt englische Kohle bis
nach Berlin. Unter diesem Import leidet besonders Oberschlesien.
Die berliner Gasanstalten, die von den Oberschlesiern kaufen müßten,
ziehen die englische Gaskohle vor, weil deren Transport weniger kostet
als der aus dem preußischen Osten. Die Kohle aus Northumberland,
Durham, Wales ist in Berlin pro Tonne um drei Mark billiger zu
haben als die Kohle aus Kattowitz. Die oberschlesischen Zechenbesitzer
haben in ihrer Roth an die Eisenbahnverwaltung appellirt, um eine
Ermäßigung der Frachtsätze vom Aufladeplatz nach Berlin zu er»
langen. Das Gesuch wurde vom Landeseisenbahnrath abgelehnt, weil
die Zufuhr englischer Kohle den deutschen Abnehmern Verlegenheiten
erspare und das Ablenken des Verkehrs vom Schiff zur Bahn die Oder--
schiffahrt ruiniren würde. Die Herren vom Bergbau sind mit dem,
Bescheid nicht zufrieden; sie Protestiren laut gegen die „Scheingründe"
der Eisenbahnverwaltung und weisen auf die Thatsache, daß der Ver-
brauch englischer Kohle in Berlin seit 189« um 793 Prozent zu»
genommen habe.' Solche Zustände lassen doch kaum einen Zweifel, daß,
es um die zeitgemäße Organisation unseres Kohlengeschäftes noch
immer schlecht bestellt ist. Eine Hochkonjunktur könnte darüber hin-
wegtäuschen; heute aber darf man, nach nüchterner Prüfung, höchstens
von einer erträglichen Mitteltemperatur reden. Ladon.

ein Artheil über die Borromaeus-Enchklika kann ich einstweilen
nur kurz formuliren. Das unsinnige Machwerk (ich meine nur
den durch die Zeitungen bekannt gewordenen Passus über die Refor«
mation; das Uebrige kenne ich noch nicht) ist ein Verbrechen nicht allein
gegen die evangelische Kirche und die ganze, ihrer Hauptmasse nach
protestantische Kulturwelt, sondern auch gegen die unter Protestanten
lebenden, namentlich gegen die deutschen Katholiken; ein Verbrechen,
dem höchstens die ungeheuerliche Unwissenheit des italienischen Klerus
als mildernder Umstand angerechnet werden kann. Die deutschen
Bischöfe werden wohl jetzt endlich ihre Vorgänger, die Konzilsbischöfe,
verwünschen, die, statt deutsch, und zwar öffentlich, mit der römischen
Kurie zu reden, aus verkehrter taktischer Berechnung solche Geistliche,
die öffentlich ein ehrliches und vernünftiges Wort wagten, exkommu»
nizirt oder wenigstens suspendirt haben. Wäre unter den Dumm»
köpfen und Fanatikern, die den „Unfehlbaren" inspiriren, auch nur
ein einziger Mann von Geist, so hätte er vorgeschlagen.^on dem edlen,
feinen, wahrhaft apostolischen und großen Karl Borromaeus^ur Feier
seines''IübMums ein erbauliches Lebensbild, zu entWrHk^MkIie
^Reformation zu erwähnen, was ganz gut und ol^ne Fäl^un^d^sBil»
bestmöglich gewesen Ware.

Neisse. Karl Ientsch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardert in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck v«n Vaß 6 S,arl>.'b <S. m. b, tz, in Berlin.

Die neue Encyklika.

Berlin, den 18. Juni 191«.
Triodion.
Krondotation,
siebentenIunitag wurde im Haus derAbgeordneten über
die Erhöhung der Krondotation verhandelt. Wilhelm dem
Ersten hat die Civilliste bis ins Jahr 1868 neun, dann zwölfMil-
lionen Mark gewährt. Der König und Kaiser ist damit bequem
ausgekommen. Sein Enkel hat eine Erhöhung um drei Millionen
undeinehalbegefordertundimFebruar1889erhalten. Eine neue
Erhöhung war seit Iahren gewünscht, derAntrag auch vorbereitet
worden, aber nicht in den Landtag gekommen, weil die Presse die
Absicht ausgeplaudert hatte. Jetzt hat mans stiller gemacht: sich
zunächst in geheimen Konventikeln die Zustimmung derFraktionen
gesichert. (Daß dieRegirungzu diesen vertraulichenBefprechungen
die sozialdemokratischen Abgeordneten, die durch höflicheBehand«
lung zu einer ruhigen, nur mit dem Hinweis auf ihre Parteigrund«
sätze motivirtenAblehnung zu bringen waren, nicht einlud, ist eine
Folge der Vorurtheile, die immer wieder den Zweifel wecken, ob
der energische und in seinem Fach tüchtige Freiherr von Rhein-
baben wirklich der für Ministerpräsidium und Kanzlerschaft geeig»
neteMann ist.Die von SozialdemokratenGewählten haben die sel-
benRechte wie die anderen Fraktionen Angehörigen. Behandelt
sie als Gentlemen:und sie sinds übermorgen.) Der ganze Konven«
tikelplan war das Werk Eines, der klug genug ist, nicht klug zu sein;
den der Augenblickserfolg wichtiger dünkt als die fortwährende
Wirkung. Herr von Eckardt, ein gescheiter Patriot, hat im Ham-

burgischen Korrespondenten mit Recht gesagt, diese Methode sei
einer starken Regirung unwürdig. Lächelnd mögen die Excellenzen
sprechen: »Schimpft nur; wirhaben erreicht, was wir wollten, und
Seiner Majestät gezeigt, was wir können." Doch die üble Nach-
wirkung wird fühlbar werden. WennderKönigvonPreußen, der
Deutsche Kaiser (dem das Reich einenTheil der durch die Reichs-
repräsentation entstehenden Kosten decken müßte),mit 15719296
Mark im Jahr nicht länger auskommen kann und 3 300 900 Mark
mehr haben will, sein Iahresbedars also um sieben Millionen höher
ist als der des ersten Kaisers, soll mans offen sagen und die For-
derungvernünftig begründen. Preußen wird fürseinenKönig.den
Mann seines Vertrauens, nicht ärmlich knickern. Eine Regirung,
die, nach einer kläglichenNiederlage, von dem Volk, dem sie eine
Menge neuer Steuern aufgebürdet hat, eine Erhöhung der Kron-
dotation heischt und dieses Verlangen leise, heimlich und hastig
durchdrückt, dient weder dem Staat noch demKönig; setzt sich dem
Verdacht aus, sie wolle vonihrempolittschenMißgeschickdasAuge
des Staatshauptes auf ihre Gefälligkeitleistung lenken. Die Be-
gründung des Gesetzentwurfes war unzulänglich. Daß der König
vonderErtragssteigerungderDomänen undWälder, die imIahr
1820 von derKrone Preußen dem Staat überlassen wurden, nicht
profitirt, ist richtig. Für diese Aeberlassung hat der Staat damals
dem Chef des regirendenHauses eine Iahresrente von 7719296
Mark bewilligt. Auch wer von der Thatsache absieht, daß diese
Rente dreimal, auf den Betrag von fast sechzehn Millionen, er-
höht worden ist, kann nicht für billig halten, daß nach neunzig
Iahren derkönigIicheRentier erklären lasse, erHabe einen gerech-
ten Anspruch auf Nachzahlung: denn sein Argroßvater habe das
Geschäft nur gemacht, weil er die künftige EntWickelung nicht
vorauszusehen vermochte.Den selbenRechtsanspruch hätteman-
cher Berliner, dessen Vater in den sechzigerIahren ein Haus der
Leipziger- oder Friedrichstraße verkaust hat. Die Vertheuerung
des Haushaltungbedarfes hat demKönig von Preußen, als nicht
der Steuerpflicht unterthanem Besitzer ungemein großer Forsten
und kultivirter Landflächen, sicher mehr Gewinn als Verlust ge-
bracht. Klüger und noblerwäregewesen, den Phrasenschwanz, den
irgendein Geheimrath dem Gesetzentwurf angehängt hatte, in den
Papierkorb zu werfen und mit stolzemFreimuthzu sprechen: »An«

ser König und Kaiser faßt die Pflicht zur Repräsentation anders
auf als seine Borgänger; glaubt, izn einer von früher ungeahnten
Komfort« und Luzusbedürfnissen erfüllten Zeit, anders leben zu
müssen als die Söhne glanzloserer Tage; und muß eine seit der
letzten Erhöhung der Dotation um das Doppelte gesteigerte Zahl
königlicher Prinzen ihrem Rang gemäß apanagiren. Daraus
sind Schwierigkeiten entstanden, die Ihnen nicht unbekannt ge-
blieben sind. Die Königliche Staatsregirung hegt die zuversicht-
liche Erwartung, daß auch bei diesem Anlaß das Hohe Haus,
ohne sich von kleinlichemKalkulatorengeist berathenzu lassen, dem
König geben wird.was er zu brauchen glaubt. Sie bürgt mit ihrem
Pflichtgefühl und ihrem Ansehen dafür, daß nie ein unwürdiges
Mittel zur Geldbeschaffung gewählt, insbesondere nie versucht
werden wird, durch den Verschleiß vonTiteln und Orden Summen
zu erschachern, die früher der Königlichen Schatulle entnommen
wurden, und dadurch den Haushaltsetat des regnenden Herrn
zu entlasten. Sie hat in dieserAngelegenheit nichts zu verbergen
noch zu vertuschen und ist bereit, jede zur Sache gehörige Frage,
rückhaltlos zu beantworten." Dann hätten wirnichtüberGeheim-
nißkrämerei und Phraseologie zu klagen gehabt und nicht die ärger-
licheVermuthunggehört,dieSozialdemokratenseienvondemKon»
ventikelausgeschlofsenworden,weilmanihreunbequemenFragen
scheute. Ists denn gar so schwer,muthig zu sein? Aber die bürger-
lichen Fraktionen haben ja alles Verlangte bewilligt: so flink, als
ob sichs um ein paar Pfefferlinge handle, nicht um die Zinsen von
hundert Millionen Mark. (Für die Mehrung der Geheimfonds,
die unsere Diplomatie im Ausland nicht länger entbehren kann,
regt sich auf keiner Seite, auch am Excellenzentisch nicht, ähnlicher
Eifer.) Haben nicht einmal gefragt, obs nicht verständiger und
nützlicher wäre,die vier preußischentzoftheater.derenLeistung ins
Bodenlose gesunken ist und die der halbwegs verwöhnte Theater-
freund wie ein schlecht gelüftetes Zimmer meidet, fortan bewähr-
ten Fachmännern zu verpachten. Wenn Geheimrath Friedberg,
der Führer dernationalliberalenLandtagsfraktion,die zur Erfor-
schung dieserZustände nöthige Muße fände, würde er bald merken,
wiekomischaufalleSachkennersein Satz wirken mußte: „DieSub-
ventionirung der Königlichen Theater wird durch ihre Bedeutung
für das künstlerische Leben der Nation gerechtfertigt."
St«

Die «allgemeine Besprechung" des Gesetzentwurfes brachte
drei Momente, die kurzer Rede Werth sind. Der sozialdemokra-
tische Abgeordnete Hoffmann sagt: «Anser prinzipieller Stand-
punkt ist: Wahl aller Staatsdiener durch das Volk, auch des ersten
Dieners des Staates." Herr von Kröcher, der Präsident: «Herr
Abgeordneter, diese Bemerkung ist Hochverrath. Ich rufe Sie zur
Ordnung." (»Lebhaftes Bravo rechts.") tzoffmann: »Ich habe
nur die Grundsätze, die in unserem Programm überall zu finden
sind, hier ausgesprochen. Das ist doch zulässig." Kröcher: «Sie
mögen Grundsätze in Ihrem Programm haben, wie Sie wollen;
ich bitte aber, daß Sie Hochverrätherische Grundsätze nicht hier
öffentlich von der Tribüne des Hauses herab kundgeben." Kein
Abgeordneter widerspricht. Das Strafgesetzbuch für das Deutsche
Reich nennt (an den hier in Betracht kommenden Stellen) Hoch-
verrathdasAnternehmen, «die Verfassung des DeutschenReiches
oder eines Bundesstaates oder die in demselben bestehendeThron-
folge gewaltsamzu ändern" (Z 81^); und fügt hinzu: «AlseinAnter-
nehmen.durchwelchesdasVerbrechendesHochverrathesvollendet
wird, ist jede Handlung anzusehen, durch welche dasVorhabenun-
mittelbarzurAusführunggebrachtwerdensoll"(Z82).Derjüngste,
strebsamste Staatsanwalt denktnicht daran, gegen einen Preußen,
der sich zu republikanischerGesinnung bekannt hat, einStrafverfah-
ren zu beantragen. Daß er den höchstenDiener des Staates vom
Volke gewählt sehen möchte, darf Herr Hoffmann in jedem Saal,
auf jedem Zeitungblatt Preußens sagen; im Haus der Abgeord-
neten darf ers nicht. Hat er also schmalere Redefreiheit als irgend-
wo draußen. And kein Abgeordneter widerspricht. WarHerrnvon
Kröcher unbekannt, daß die Sozialdemokraten die monarchische
Staatsform für unzeitgemäß halten? Glaubt er, den Staat (den
die Republikanerlehre doch nicht mit der winzigsten Gefahr be-
droht) dadurch retten zu können, daß er von einzelnen Abgeord-
neten durch Verbote Heuchelei erzwingt und der Agitation einen
Stoff liefert, der stets Abnehmer findet? Hat er willkürlich zu ent-
scheiden, wann ein Ruf zurOrdnung berechtigtist? Wird die Ord-
nung des Hauses gestört, wenn ein Abgeordneter leise andeutet,
was seine Partei seit Jahrzehnten durch alle Gassen brüllt? And
ahnen die Konservativen noch immer nicht, daß gerade sie in der
Behandlung des Gegners keinen Fehler mehr machen dürfen?

Zweitens. Herr tzoffmann sagt, überall werde im Staats-
haushalt geknausert; Regirung und Parlament lassen die Staats-
arbeiter, die Veteranen, die Mannschaft des Heeres darben, zau-
dern aber nicht, die hohe Krondotation noch um drei Millionen
und eine halbe zu erhöhen. DemagogischeRedeweise; verstehtsich.
Freiherr von Rheinbaben antwortet: „Die Erde beneidet uns da-
rum, was die Krone der tzohenzollern, was unser DeutschesKaiser-
thum gerade für die arbeitende Klasse gethan hat. Und sehen Sie
sich die Republiken an, ob sie auch nur den ersten, kleinsten Schritt
auf diesem Wege gethan haben, den die preußische Krone gegan-
gen ist!" («Sehr gut! rechts.") „Es ist nothwendig, dem Lande
Dies wieder einmal vor Augen zu führen, um der Brunnenver-
giftung, die draußen geübt wird, entgegenzutreten." („Sehrrich-
tig! rechts.") Sehr richtig kann ich die Behauptung nicht finden,
„die Krone" habe für die Arbeiter mehr gethan als je eine Repu-
blik. Nicht der König, der Kaiser trägt die Last der denArbeitern
nützlichen Steuer- und Versicherungpflicht, sondern die Bour-
geoisie: der Unternehmer, der die Arbeitleistung, und der Konsu-
ment, der die Waare theurer bezahlen muß. Wo die Bourgeoisie
herrscht, ist sie zu solchen Opfern nichtleichtzu bringen; suchtsie ftden
Parlamentsbeschluß zu hindern, der ihr schwerere Bürde auf-
packen müßte. Schadets dem König und Kaiser etwa, wenn der
Unternehmer undAktionär denBeutel weiter öffnen muß?Einer
der edelstenZüge imWesensbild derMonarchie ist, daß sie einen
nicht durch persönlichen Vortheil geblendeten Vertrauensmann
auf den höchsten Sitz hebt; über die Geldmenschheit einen König
setzt, den sein Interesse zwingt, sich um die Masse der Armen zu
kümmern. Das ist sehr richtig. Aber man soll Erwachsenen nicht
länger dieMär zumuthen, die Sozialreform fei königlicherOpfer-
bereitfchaft zu danken. Fibelpolitik wirkt heute nicht mehr.
Drittens. Eine in Sulzbach lebende Arbeiterfrau hat den
Vaterländischen Frauenverein um Hilfe gebeten, weil ihr gar so
schwer werde, mit ihren dreizehn Kindern sich durchzuschlagen und
für das vierzehnte auch nur das Nöthigste vorzubereiten. Die
Antwort lautete: „Der Vaterländische Frauenverein kann doch
nicht dafür, daß Ihr so viele Kinder habt. Ich finde, daß fowohl
der Mann als auch die Frau sich davor mehr hüten können, daß
sie so vieleKinder in dieWeltsetzen. Mitkaltem Wasserkann man

die Triebe auch zurückhalten; eine kleine Waschbütte mit kaltem Wasser ist dagegen sehr gut für die Männer; und vorher tüchtig schaffen. Ich wünsche Ihnen gutes Wochenbett. Frau Richard vonVopelius." HerrtzoffmannhatdenBriesvorgelesen; dasAbgeordnetenhaus ihn mit „Heiterkeit" aufgenommen. Die Echtheit des Wortlautes ist nicht bestritten worden. Und nicht ein einziger Vertreter des preußischenVolkes hatdiese rohe Verhöhnung eines armenWeibesgerügt; nicht einer dieDame.die so unzarteWorte aufs Papier brachte, ersucht, sich, ehe sie Vereinsgipfelchen erklettere, erst in die feineren Formen weiblicher, menschlicher Scham einzufühlen. Alle schwiegen (nachdem sie sich ausgelacht hatten); schienen also der Vaterländischen zuzustimmen. Und der Brief wird der Sozialdemokratie ein neues Weiberheer werben.

Die erhöhte Krondotation ist bewilligt worden. Wenn der Preuße nicht überAergeres zu klagen hat als über dieThatsache, daß seinKönig nicht ganz so sparsam wirtschaftet wie eininsEnge gezwungener Hausvater, darf er zufrieden sein. Eine Regirung, die ihm diese Thatsache zu verschweigen trachtet, muß wähnen, auf einem Wolkensitz über dem Märchenreich der Kinder zu thronen.

Rulls encyclica.

Zwei Tage nach dem unbehaglichen, doch kurzen Gespräch über die Civilliste des Königs erlebte der Landtag ein längeres, doch dem Politikernicht erfreulicheres über dieBorromaeus-Bulle des Papstes. Der Ministerpräsident antwortete den drei Fraktionen, die interpellirt hatten. Er findet die evangelische Bevölkerung durch dieBulle »schwer verletzt",die „tiefgehendeErregung weiterer Kreise" berechtigt, „den konfessionellen Frieden ernstlich gefährdet"; hat deshalb, als ihm der lateinischeWortlautderEncyklika vorlag, Preußens Gesandten beim Vatikan „beauftragt, in amtlicher Form bei der Kurie Verwahrung einzulegen und der Erwartung Ausdruck zu geben, daß die Kurie Mittel und Wege finden werde, die geeignet wären, die aus der Veröffentlichung der Encyklika sich ergebenden Schäden zu beseitigen; eine abschließende Antwort der Kurie ist noch nicht erfolgt, hat bei der Kürze der Zeit auch nicht erfolgen können." Aber »die Königliche Staatsregirung ist entschlossen, das Ihrige zu thun, um den konfessionellen Frieden zu wahren und zu schützen". Die Abge-

ordneten lachten. Herr vonBethmann(der,seit er müde ist, in der
papiernen Sprache eines Dutzendgeheimrathes redet) ist auf seine
besondere Weise auch ein Unfehlbarer: er wählt an einemKreuz«
weg immer die Straße, die nicht an fein Ziel führen kann. And
„erledigt"Allessecunäum «räinern; nach der Aktenschnur sauberer
Bureaukratie. Zunächst wird derGesandte aufgefordert, das Heft
der^cw^po8tolicae8ecji8 zu fenden,in dem die Bulle veröffentlicht
ist. AmsechstenIuni ists inderWilhelmstraße; am siebenten geht
die Instruktion an den Gesandten ab; am achten wird sie ausge-
führt. Das haben die Offiziösen uns mitgetheilt; und im Ton ge-
kränkten Stolzes hinzugefügt: „Die Frage, warum dieRegirung
so spät in Aktion getreten sei, erscheint danach nicht als gerecht-
fertigt." Sicher nicht. Wenn aus Bangkok die Meldung kommt,
einDeutfcher sei gemordet worden,muß derReichskanzler sagen:
«SchicktzuerstmaldieLeichenachBerlin,damitwiruns überzeugen
können, daßwirklich einEuropäer getötetwordenist;wennwirdann
sür den Mord und für die Reichsangehörigkeit des Gemordeten
Beweise haben, werden wir bei der Regirung von Siam Verwah-
rung einlegen und der Erwartung Ausdruck geben, daß solche
Morde sich nicht wiederholen werden." Und auf denBericht schrei-
ben: „Keproä. nach Eingang der Leiche etc. pp." Herr vonMühl-
berg, der Preußische Gesandte inRom, ist ein erfahrener und zu-
verlässigerMann. Warumfragte ihn, als der Lärm anfing, derMi-
nisterprösidentnicht:«Enthält der authentische Wortlaut derBulle
Beleidigungen der evangelischenVölkerundFürsten?" DieFrage
wäre bejaht worden.«InzweiStundenmuß ich die wörtlicheNeber-
setzungdieserkränkenden Sätze haben. Ich bitte, sie telephonirenzu
lassen und schonjetzt mit dem Kardinal-Staatssekretär für morgen
eine Besprechung zu vereinbaren." Nach dem Eingang des Wort- .
lautes (der, wie in jeder Redaktion täglich zwanzigmal geschieht,
am Telephon zu stenographiren und sofort zu übertragen wäre):
„Extrahiren Sie von derKurie denAusdruck des Bedauerns dar-
über, daß die unklare Fassung eines historischen Exkurses den irr-
thümlichen Glauben bewirkt habe, eine Kränkung der evangeli-
schenFürsten undVölker sei beabsichtigt gewesen, und die unzwei-
deutige Versicherung, daß solche Absicht dem Papst fern geblieben
sei. Ich mache Sie verantwortlich dafür, daß ich bis zum nächsten
Abend diese Erklärung habe, und überlasse Eurer Excellenz die

Wahl der Mittel, die sie ohne Verzug erwirken können." Dann
hätte spätestens am sechsten Juni im Reichsanzeiger gestanden:
»Im Auftrag Seiner Heiligkeit des Papstes hat der Kardinal-
Staatssekretär dem Preußischen Gesandten spontan mitgetheilt,
daß nur die nicht ganz klare Fassung eines historischen Exkurses in
Deutschland den irrthümlichen Glauben bewirkt habe, in der
Borromaeus-Bulle sei eine Kränkung der evangelischen Fürsten
und Völker beabsichtigt gewesen; Seine Heiligkeit bedaure den Irr-
thum und lege Werth auf die Erklärung, daß derKurie jede krän-
kende, den konfessionellen Frieden gefährdende Absicht sern ge-
blieben sei. Die Königliche Staatsregirung hat von dieser loyalen
Erklärung gern Kenntniß genommen und den Gesandten beauf-
tragt, ihrerFreude darüberAusdruck zu geben, daß ein gefährliche s
Mißverständniß so rasch und aus freiem Willen Seiner Heiligkeit
beseitigt wurde." Dann wären die Interpellationen, Volksver-
sammlungen, Synodalbeschlüsse unnöthig gewesen. Wenn der
Ministerpräsident im Landtag nur sagen konnte, er habe in Rom
zwar sehr ernst geredet, aber noch keine Antwort bekommen, hatte
es überhaupt keinen Sinn, die Interpellationen auf die Tages-
ordnung setzen zu lassen. Warum (da er den hier gezeigten Weg
nicht beschritt) wartete er nicht wenigstens die Antwort ab und er-
suchte die Interpellanten, sich so lange zu gedulden? Weil er »ohne
Verzug beruhigen" wollte. Wie er beruhigt hat, lehrtderBlickauf
irgendeinZeitungblatt: seit dem neunten Iunitag hagelts Proteste
und Resolutionen; und selbst Bayern und Sachsen sind, weil sie
von Preußen nichts Zureichendes hofften, nun schon mobil.
Als Pius derNeunte in derEncyklika vom fünftenFebruar
1873 die preußischen Maigesetze aus den Iahren 1873 und 74
für unvereinbar mit der göttlichen Weltordnung und deshalb un-
giltig erklärt hatte, wurde dem Landtag ein Gesetzentwurf vorge-
legt, der »die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für
die römisch-katholifchenBisthümer und Geistlichen "verfügte. Im
Herrenhaus griff Graf Brühl den Ministerpräsidenten heftig an.
Bismarck antwortete (am vierzehnten April 1875): „Auch Graf
Brühl wird mir doch wohl die Thatsache nicht bestreiten wollen,
daß der Papst ein Feind des Evangeliums und in Folge davon
ein Feind des bestehenden preußischen Staates ist. Wenn die
päpstlichen Glaubensartikel, wie sie Graf Brühl ja doch fest und

sicher glauben wird (denn seine Seligkeit hängt davon ab), voll-
ständig zurAusführung kommen, wennderPapst jezu derMacht
gelangt, daß er thun kann, was er will, und sein Wille das Gesetz
der Erde ist, so sind wir Alle doch bekannt genug mit dem Sylla-
bus und seinen Thesen und Folgerungen, umzu wissen, daß dann
auch dieses Herrenhaus nicht mehr möglich ist, weil eine konstitu-
tionelle Verfassung nicht zulässig ist (obgleich Graf Brühl sich so
unvorsichtig an ihr betheiligt); daß Preßfreiheit etwas Verwerf-
liches ist; daß der Ketzer ausgerodet werden muß. Und wenn der
Ketzer eben so hartnäckig ist, wie Graf Brühl die Bischöfe schildert,
1o hat die katholische Herrschaft ganz andere Mittel für ihn als
dieses Gesetz: sie konfiszirt sein Vermögen, sie sieht es nicht als
strafbar an, wenn er meuchlings erstochen wird. Der Herr Graf
bestreitet Alles, was ihm in seinen Kram nicht paßt; er muß aber
aus seiner Schule die Lehren kennen, die darin gipfeln: Ix^nnum
«cciäere licet. Der päpstliche Kodex geht noch weiter: Ketzer, wenn
man sie nicht anders vertilgen kann, ergreift man, martert sie, ver-
brennt sie; ihre ganze Existenz ist ein neKs.Wenn ich einen solchen
Vertreter der christlichen Kirche, der sich für einen Vertreter der
^ReligionderLiebe und derDemuth ausgebt und für uns unglück-
liche evangelische Christen nur den Zorn der Vertilgung hat, als
Feind des Evangeliums und, in weiterer Konsequenz, des preußi-
schen Staates hinstellte, so bleibt Das, trotz aller Dialektik, die
HerrGraf vonBrühl auf die Tribüne bringt, richtig. "Damals (die
Rede lehrt, daß auch evangelische Staatsvertreternichtimmerzärt-
lich die Kurie umzirpten) handelte sichs um einen großen Gegen-
stand. Heute? Um einen durch Ungeschicktheit und tzispanierwuth
bewirkten Rückfall in alten Ketzerrichterbrauch; denn Pius der
Zehnte und seine Berather Merry del Val und Vives y Tuto
denken nicht an einenKampf gegen dasDeutscheReich. Herr von
Bethmann konnte sich sagen: »Wir brauchen draußen den Papst
und drinnen das Centrum. Wenn wir Pius ärgern, erleichtern
wirdenFranzosendieAusführungder(vonBritaniengeförderten)
Absicht, Rom zu versöhnen, und gefährden im Orient den Keim
eines deutschenChristenpatronates; wenn wir das Centrum in
schroffe Opposition zurückzwingen, sind wirwieder auf die Kartell-
parteien von 1907 angewiesen, die schon mein Vorgänger verge-
benszusammenzukittensuchte.Deshalb:schnelleSchwichtigungder

Schreisucht." Dann mußte der Reichsanzeiger rasch den ersten
Lärm enden. Noch ein anderer Weg war gangbar. Ein Kanzler
von Muth, Entschlußkraft und Augenmaß konnte kühn also zu sich
sprechen: »Diese Entgleisung des Süd-Nord-Expreß mutz ich be-
nutzen.Ob dieWestmüchte dabeiVortheil einheimsenMmmert mich
nicht. Daß Deutschland seine Einheit, Hegemonie und nützliche Ex-
pansion nur durch einen Krieg erreichen kann, weiß ich längst; sind
wirentschlossen,diesenKrieg,denalleSachkundigenfürunvermeid»
lich halten, zu führen, dann braucht die Frage nach dem Nutzen, den
vielleicht Briten und Franzosen die Verbündung mit dem Vatikan
bringen könnte, uns nicht zu hemmen. Kann uns am Ende, wie einst
dem bonapartischenFrankreich, derNimbus einer demPapstthum
feindlichen Macht nur nützen. Lasse ich im Reich die Dinge laufen,
wie sie bisher gelaufen sind, so bekomme ich einen Reichstag, mit
dem nicht zu arbeiten, von dem nicht einmal die Steuerauflage zu
haben ist, die Mermuth als Ersatz derWerthzuwachssteuer plant.
Das muß vermieden werden; und wir dürfen dem Herrgott und-
dem römischen Pontifex dankbar dafür fein, daß sie uns die gün»
stige Gelegenheit geliefert haben. Morgen erkläre ich: Die neue,
weder durch gesetzliche Akte noch durch Mangel an diplomatischer
Höflichkeit provozirte Beleidigung zwingt die Vormacht des Pro»
testantismus zumAbbruch desVerkehres mitderKurie. Füruns
wohnt imVatikan nicht mehr Papst Pius derZehnte, sondernHerr
Giuseppe Sarto. Verhandlungen und Entschuldigungversuche
wünsche ich nicht. DerGesandte wird abberufen, dasGesandtschaft-
haus zumKauf ausgeboten; damit Jeder sehe, daßessichnichtum
Laune, sondern um unwiderruflichen Entschluß handelt. Deutsch-
land erkennt denPapstnichtmehralssouverainenFürstenan: wie
ein in drückender Schwüle ersehnterBlitzgehtderWeckrufüberdie
Erde. Ich verzichte auf den Schiffahrtzoll, kaufe den Bayern ihre
Staatsbahnen zu gutem Preis ab, löse im Herbst denReichstag auf
und habe die wirksamsteWahlparole.die sich erdenken ließ. Eine.die
zwar das Centrum nicht beträchtlich schwächen, den deutschen Ar-
beitern aber verleiden wird, sich im Wahlkampf ihm zu verbünden,
und für Jahre die Evangelischen zusammenschweißt." Dann muß-
ten die Offiziösen mit der ganzen Kraft ihrer Lungen in die Flamme
blasen.Mußte in derNorddeutschenstehen: „Das Selbstachtung«
bedürfniß hatPreußensRegirung genöthigt, den Verkehr mitder

Römerkurie abzubrechen, die in aller von König und Staat ihr erwiesenen Höflichkeit offenbar nur Zeichen der Schwäche sieht und mitSchimpf und Schmähung dafür dankt. Nach solcher Erfahrung war die Regirung verpflichtet, sich derThatsache zu erinnern, daß die Tage weltlicherPapstmacht entschwunden sind, daß es an einem staatlosen Bischofshof einen Staatssekretär nicht geben und das Haupt solches Hofes für die Geschäftsführer eines evangelischen Staatesnur einFremder vonDistinktionsein kann. Die Regirung hofft zuversichtlich, daß die deutschenKatholiken.derenGlaubensrecht sie gewissenhaft wahren wird, vor der Wahl zwischen nationalemundultramontanem Empfinden niemals schwankenwcrden. Sie hat den Kampf nicht gewünscht, ihm länger sogar, als dem schlichten Volksgefühl immer verständlich war, auszubiegen gestrebt. Ihn jetzt noch zu meiden, wäre unverzeihliche Feigheit, die der Geist der Geschichte rächen würde. Preußen wird, fritzischer Tradition auch hierin treu, diesen guten, gerechten Kampf mit den vomKriegsrecht gesitteter Völker zugelassenen Waffen ausfechten und darf der Zustimmung aller Bürger sicher sein, die den Staat wollen und das Wort des deutschen Dichters nicht vergessen haben: >Was ist heilig? Das ists, was viele Seelen zusammen bindet: bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz. Was ist das Heiligste? Das, was, heut und ewig, die Geister, tiefer und tiefer gefühlt, immernur einiger macht.' Dieses Heiligste, allen Gewalten zumTrotz.derNationzu erhalten, gebietet jeder ihrerVerantwortlichkeit bewußten Regirung die ernsteste Pflicht."

Zwei Wege waren gangbar; Herr von Bethmann hat einen dritten gewählt. And ist gewiß inniglich überzeugt, daß er ans Ziel geführt hat. Bedauerndes Papstes, der die evangelischen Fürsten und Völker Deutschlands nicht kränken wollte und verspricht, die Borromaeus-Bulle,, t2<Ziw gsepe ciei vre sententise« (diedasAmtsblatt der Erzdiözese Bamberg schon veröffentlicht hat) in Deutschland weder von denKanzeln verkünden noch in denAmtsblättern derBisthümerpublizirenzu lassen: Germania, was willstDunoch mehr?DerungetrübteBlicksiehtleider,daßNützlichesnichterreicht ward. Die Encyklika bleibt stehen und lebt, auch wenn sie nicht weiter verkündet wird, im Bewußtsein des deutschen Klerus. Die Kurie wird nicht, kann niemals vergessen, daß dem Unfehlbaren derWiderruf einestzirtenbefehles zugemuthet wurde; und wie eine

nicht mit fühlbarer Schwächung verbundene Demüthigung fort-
wirkt, hat uns Frankreich nach der Marotkokrisis des Jahres 1905
erkennen gelehrt. Im Vatikan hat man gemerkt, daß die deutsche
Volksstimmung der Katholischen Kirche gefährlich ist, und wird
deshalb emsig die Freundschaft anderer Großmächte suchen. Die
Herren Vriand und Pichon werden den Weg nach Nom kürzer
finden,als sie noch imMai erwarten konnten. Und dievonVeth-
manns biederem Gemüth erstrebte Beruhigung? Zu spät; was
vor acht Tagen genügt hätte, genügt heute nicht mehr. Zu lautist,
in zu schrillerTonart, inzwischengesprochen worden. Das Centrum
kann lachen: mitdiesenNeden, diesen fürdieVereitschaftzuneuem
jeden Tadel seiner Steuerpolitik hinweg. Wieder ist ein großer
Aufwand nutzlos verthan. Den Duft der Kurialnote vom drei-
zehnten Juni wird die Pest der Parteiung bald überstinken.
Wer zu derbetrübendenUeberzeugung gelangt ist, daßtzerr
von Vethmann das für den Ertrag politischer Geschäfte Wesent-
liche nicht einmal ahnt, mußte diese EntWickelung voraussehen;
und deshalb die stille und schnelle Erledigung der Sache wünschen.
Napoleon Vonaparte konnte beklagen, daß nicht schonFranz der
Erste fürdie Neformation eingetreten, konnte bereuen, daß erselbst
nicht, statt sich ins Konkordat zu schicken, zum Protestantismus
übergegangen sei. Theobald Vethmann ist aus anderemHolz; ohne
historischen Sinn, ohne den Vlick für Notwendiges oder minde-
stens Mögliches. Er scheint zu glauben, dasDeutsche Neichsei in
einer windstillen Gartenlaube erträumt, von den sittsamen Kan-
ten keuscher Tantentugend geschaffen worden. Schade, daß er mit
seinem Herzen, seinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger
glücklich machentonnten, denunseligenhang nach Größe verband.
»And was ist Größe? Sich in Nang und Ansehen überAndere zu
erheben? Glaub' es nicht! Wenn Dein tzerz nicht größer ist als
Anderer ihrs, wenn Du nicht im Stande bist, Dich gelassen über
Verhältnisse hinauszusetzen, die einen gemeinen Menschen äng-
stigen würden, so bist Du mit all Deinen Bändern und Sternen,
bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch." So spricht der
größte Stadtgenosse des Bankers Johann Philipp Vethmann zu
dessenNrenkel.Der sollte seine bürgerlichen Ehrenqualitäten nicht
an Kämpfe verzetteln, in denen er früh erlahmen müßte. Was er

Wider Rom unternähme, könnte der Katholischen Kirche nurnützen;
ihre Grundmauer fester mörteln. Gerade er durfte drum jetzt nicht
da einenKonflikt suchen, woeinFriedfertigerkeinenzufindenver-
mochte. Zwischen dem Papst und den evangelischen Staaten ist ein
Verkehr ohne konventionelle Heuchelei nicht denkbar; wird er un-
möglich, wenn man, hüben oder drüben, auf der Goldwage jedes
Zufallswörtchen wägt. Der Papst kann nicht vergessen, daß ihn
ein der Kutte entlaufener deutscher Mönch als den Antichristus
und Teufelsknecht verschrien und geschrieben hat: »Hierher nun,
Papstesel, mitDeinen langen Eselsohrenund verdammtem Lügen-
maul: die Deutschen haben das Römische Reich nicht vonDeinen
Gnaden, sondern von Carolo Magno und von den Kaisern zu
Konstantinopel;DuhastnichteineHaarbreitedavongegeben.Aber
unermeßlich viel hast Du davon gestohlen, mit Lügen, Trügen,
Gotteslästerung und Abgöttereien. Als eiü Teufel Haidas läster-
liche, fressende, bärwölfifche Monstrum zu Rom gehandelt. Die
teuflifchePäpstereiistdasletzteUnglückaufErdenunddasNächste,
so alle Teufel thunkönnen mit aMhrerMacht. ° DerPapstkannnicht
vergessen, daß dieserMartinus Luther den Kaiser aufgefordert hat,
»die lästerlichen Buben allesammt, Papst, Kardinal und päpst-
liches Gesinde, zusammenkoppeln" und ins Tyrrhenifche Meer
werfen zu lassen, und muß gegen den Mann, dessen Aussaatso über
alles Erwarten reiche Frucht reifen ließ, von Zeit zu Zeit ein hartes
Wortfprechen. Auch wenn der Kaiser und König, demdieserMar-
tinus der beste Christ, der sicherste Gewissenshort und der zuver-
lässigste Heilslehrer ist, den Papst laut den Heiligen Vater nennt,
einem Nachfolger Petri fromm die welke Hand küßt und seine Mi-
nister öfter zu devoterHuldigung in denVatikan schickt als irgendein
katholischerMonarch. possumus wlerare. Rom gestattet, weil es
muß, den Evangelischen, ihre Reformatoren, seine Todfeinde, zu
feiern; duldet, daß in der KinZ'8^cces8ion Deklaration (gegen deren
Aenderung die Somerset, Ely, Sinclair, Kinnaird,Selby,Rose-
berys Sohn und andere Lords und Gentlemen in diesen Tagen
protestirt haben) jeder Britenkönig die Katholische Kirche fluch-
würdiger Idolatrie zeiht. Nnd muß, im Hochgefühl solcherDuld-
samkeit, erstaunen, wenn Deutschland wüthend aufschreit, weil der
Papst, der dieEncyklika,, rl supremi aposwlatus catKecZra« veröffent-
licht und sich als von weltlichen Zielen und Parteiwünschen ab-

gewandten Diener Christi bekannt hat, die mit der Mitra ererbte
Zuchtruthe nicht aus der Hand legt. Auch der deutsche Bischof,
dem jeder Priester blinden Gehorsam zu schwören hat, ist ja dem
Papst zu Vasallentreue verpflichtet und hat, nach demPontifikale,
einen Eid zu leisten, der ihn an die Pflicht bindet, »Ketzer, Schis-
matiker und gegenunsezentzerrn,denPapst,rebellirendeMenschen
nach bester Kraft zu verfolgen und zu bekämpfen". Wozu jetzt der
Lärm? Der weife Leo felbst, der wie ein weißes Beinkreuz über
die Erde hinragte, mußte, in derKanisius-Bulle, demProtestan-
tenhaß Futter streuen. Der Rückfall in rauhe Rede ist auf beiden
Seiten nicht zu vermeiden. Ganz so ernst, wie der Klang verrau-
chen läßt, ist sie nicht gemeint. Rom hat sich mitderReformation,
wie mit allem historisch Gewordenen seit Gregors Tagen, abge-
funden. Auf dieGeißelung derPapstschmäher und ihrerPatrone
kann es eben so wenig verzichten wie ein dem Papstthum durch
freundliche Achtung verbundenes Deutschland auf sein Lutherfest.
Sankt Bernhard.
Die zweite Iuniwoche sah noch eine bethmännischeGroßthat.
Der Staatssekretär im Reichskolonialamt, Wirklicher Geheimer
Rath Bernhard Dernburg, Ritter hoher Orden, hatte in seinem
Familienmoniteur dem Erdkreis verkündet, er scheide aus dem
Reichsdienst, weil er die reaktionäre Politik des Herrn von heute
nicht mitmachen könne; allerlei Einzelheiten ließen über den Ur-
sprung dieses Staatshirtenbriefes nicht den geringsten Zweifel.
Ein Kanzler von Temperament und Willen zur Geltung mußte
antworten: „In einzelnen Zeiwngen wird behauptet, die in Preu-
ßen und im Reich getriebene .reaktionäre'Politik habe den Staats-
sekretär Dernburg aus dem Reichskolonialamt gedrängt. Dieser
Behauptung muß widersprochen werden. Auch die Gegner des
Kanzlers und Ministerpräsidenten müssen, wenn sie ehrlich bleiben
wollen, zugeben, daß seit seinemAmtsantritt nichts derFreiheit des
Bürgers irgendwie Abträgliches gethan oder versucht worden ist.
Selbst dem preußischen Wahlgesetzentwurf, der Vielen mißfiel,
müssen gerecht Nrtheilende nachsagen, daß er den bis heute giltigcn
Rechtszustand im Sinn liberaler Wünsche gebessert hätte. Von
einer Neigung zu Reaktion kann also nicht die Rede sein. Sollte
aber die Parteiphrase etwa andeuten, das freundlicher gestaltete

Verhältniß der VerbündetenRegirungen zum Centrum habe den
Staatssekretär zum Rücktritt genöthigt, so wäre erstens daran zu
erinnern, daß in der Zeit seines Anerbietens, in denReichsdienst
zu treten, dieses Verhältniß noch viel freundlicher war, und zwei-
tens die leicht erweisliche Thatsache zu betonen, daß gerade der jetzt
von unklugem Nebereifer Gepriesene sich, nach den Krisen von
1907 und 1909, um die Besserung dieses Verhältnisses in eben so
anerkennenswertherWeise bemüht hat wie, im vorigen Sommer,
um eine der Mehrheit genehme Fassung der neuenReichssteuer-
gesetze. Im Nebrigen hat derWirklicheGeheimeRath Dernburg,
der demPreußischenStaatsministerium nicht angehörte, vom er-
sten Tag seines Amtslebens an besonderen Werth auf die Fest-
stellung gelegt, daß er, sern von dem wechselnden Getriebe in-
nerer Politik, nur eine deutlich bestimmte nationale Aufgabe zu be-
wältigen versuchen wolle. Jedes Lobes, das seiner Leistung ge-
spendet wird, können die im Reichsdienst Ausharrenden sich nur
freuen. Zu dem Versuch aber, die Bleibenden, zu höherer Ehrung
des freiwillig Scheidenden, vor der Nation anzuschwärzen, dürfen
sie sich nicht hergeben." Herr von Bethmann hats anders gemacht:
dem Mann, dessen Fuß denReichskahn in die Brandungzustoßen
strebte, in der Norddeutschen einen Hymnus angestimmt. (Daß
der kluge HerrHammann so unvorsichtig gewesen sei, für den Ge-
nossen der Stubenrauchzeit den Weihrauch zu häufen, kann man
kaum glauben.) Herr Dernburg fagt, mit diesem Kanzler und dessen
»schwarzblauerMehrheit" könne der Aufrechte nicht Haufen; schüt-
tet sein übervolles Mannesherz Einem aus, der den höchsten
Reichsbeamten unfähig und unehrlichgefcholten hatund deshalb
aus demKanzlerhaus verbannt ward. Und die lammfromme Seele
Theobaldi antwortet:»Welch ein vortrefflicher, vollenVertrauens
würdigerMann!" BieteDem, derDir die rechte Wange striemte,
ohne Zaudern die linke zum Streich. Wir wollen hoffen, daß diese
evangelische Methode vom gemüthlich-landsmannschaftlichen
nicht auf den Verkehr mit fremden Diplomaten übertragen wird.
Wenn der Gedanke, daß Männer von der Lebensleistung
Miquels, Bronsarts und Posadowskys fast ohne Dank und Klang
aus demStaatsdienstschieden,nichtGrimminsGedächtniß furchte,
könnte die Dernburgiade reine Heiterkeit wecken. (Die Nnbedank-
ten mögen sich mit den Nachrufen trösten, die der entamteteBis-

marck vernahm. »Möge auch von ihm gelten, daß nicht wieder»
kehrt, was einmal gegangen ist; die Nation wird dann den acht-
zehnten März 1890 bald zu den Tagen zählen, deren man mit
Freude gedenkt." Das stand in der Frankfurter Zeitung; und
Aehnliches auf allen Demokratenblättern.) Die hinter die Cou-
lissen Zugelassenen sehen das Spektakulum denn auch aus fröh-
lichemAuge. ttabemuspatrem patriae. Zwaristtzerr vonLindeqüist,
in der Ansiedlungpolitik Dernburgs Antipode, sein Nachfolger; ^
zwar fühlen die Ächtigen Dezernenten des Kolonialamtes sich
vom Schwarzalben erlöst; zwarjauchzeninOst-undWestafrikadie
Deutschen, die, ohne sichtbareAusnahme, den ersten Kolonialsckre»
tär gehaßt habenwienieeinenbetiteltenLandsmann. Thutnichts:
deruns Entrisf ene wird alsReichsretter und genialerStaatsmann
gerühmt. Von allen Seiten, heißts, wird er umworben. An ein-
träglichen Aufsichtrathssitzen wird es auch dieser Excellenz wohl
nicht fehlen. Doch bleibt abzuwarten, ob eine große Gesellschaft
wagen wird, sich, als ihrem Leiter, einem Mann anzuvertrauen, der
die seltsame »Sanirung" der Pommernbank und des Kaliwerkes
tzeldburg nebst der luxemburger Treiberei auf dem Kerbholz hat
und vondessenflrupelloserGeschäftsführung dieBankfürtzandel
und Industrie sich bis heute noch nicht erholenkonnte. Aberwiller
denn in den Geschäftsbezirk zurück? Wäre nicht ein Makedonien
selbstfür diesenAlezanderzuklein? Er hatsich gerühmt, eine Eiter-
beule aufgestochen zu haben; die Untersuchung ergab, daß sichs nur
um eine leichte Infizirung gehandelt hatte, die in jedem Staat
noch durch den Verkehr starker Fraktionen mit der Regirung be-,
wirkt ward. Hat dekretirt, daß Deutsch-Ostafrika nur als Neger-
kolonie zu betrachten sei. DurchOst und West seine weiße Uniform
mit Goldflitterepaulettes unter der Statssekretärsflagge (wiest no
velty) spaziren geführt. FürKolonialwerthe, wie früher für differ-
dinger Aktien und Heldburger Kuxen, ein Kapitalisteninteresse ge-
we ckt, das mit einem Krach enden muß (den man nun ja der Un-
fähigkeit derNachfolger zuschreibenkann). Also ist er ein Staats-
mann. Und, flüstern die Freunde, der Kaiser hat ihn dem Cecil
Rhodes verglichen und zu Skatabenden geladen. Also kann er
noch einmal möglich werden. Nur möglich? Ein Volkstribun, der
die Presse und das Gewimmel der Finanzflibustier für sich hat,
darf getrost hoffen, als der erste vom Wunsch der Nation empfoh-
lene Kanzler in einer neuen Aera dem Kaiser willkommen zu fein.

Die Borromaeus-Encyklika.
^ls Katholiken und Protestanten einsahen, daß auf deutschem
Boden keine der beiden Konfessionen stark genug sei, die
andere zu vernichten, schlössen sie, zum Tod erschöpft, den West-
fälischen Frieden und gestanden einander die äußerliche Daseins«
berechtigung in gesonderten geschlossenen Territorien zu, ohne
daß eine von ihnen den Glauben an ihre Alleinberechtigung auf-
gab. Die territoriale Sonderung ließ sich nicht aufrecht erhal-
ten; und der Verkehr des neunzehnten Jahrhunderts rüttelte und
schüttelte dann die Menschen so durcheinander, daß heute Jeder,
er mag wollen oder nicht, mit Andersgläubigen in unmittelbare
Berührung kommt. Die im achtzehnten Jahrhundert geborene
Humanität gestaltet diese Berührung freundlich; und die mit der
Humanität gleichzeitig und in Wechselwirkung mit ihr erwachsene
dogmenfreie Philosophie und Geschichtsforschung hat dafür ge»
sorgt, daß dieser freundschaftliche Verkehr die Gewissen der Gläu-
bigen nicht verletzt: denn sie verbreitete die Erkenntniß, daß die
Konfessionen und Sekten historisch, national und durch indivi«
duelle Eigenart berechtigte und nothwendige Formen des einen
Christenthums sind. Die obersten Behörden der evangelischen
Kirchen widersprechen dieser Auffassung nicht mehr. Der römische
Papst aber protestirt von Zeit zu Zeit dagegen, seit des neunten
Pius Syllabus nach einem förmlichen Kriegsplan, und bringt da-
durch die unter Protestanten lebenden Katholiken in eine sehr
schwierige Lage. Nach der orthodoxen Ansicht soll der Katholik
den Andersgläubigen für einen Höllenbraten halten, der nur
darum nicht fchon hienieden aufs Feuer kommt, weil die Kirche
nicht mehr die Macht dazu hat. Mit dem Bekenntnis; zu diesem
Glauben wird dem paritätischen Staat die Grundlage entzogen;
denn die protestantische Mehrheit kann unmöglich den Katho-
liken die volle Gleichberechtigung bewllligen, so lange sie an diesem
orthodoxen Wahn festhalten. So sind alle Katholiken zu steter
Heuchelei gezwungen. Die Vernünftigen unter ihnen müssen,
wenn sie nicht aus der Kirche ausgeschlossen werden wollen, eine
Orthodoxie heucheln, von der sie sich längst losgesagt haben. Die
Bigotten aber sehen sich, in^Iitiae temporum i^tione Kadita, wie
die turialistische Formel lautet, gezwungen, eine Toleranz zu
heucheln, die ihr Gewissen verurtheilt. Außerdem schweben sie in
beständigen Aengsten um ihr und ihrer Kinder Seelenheil, das
durch den Verkehr mit den Un» und Irrgläubigen gefährdet werde.
Die Meinung der politischen Katholiken, die prinzipielle reli-

giöse Intoleranz schließe die tatsächliche Toleranz und die An»
erkennung und Gleichberechtigung Andersgläubiger nicht aus,
ist nicht stichhaltig. Was in der Seele wahrhaft lebendig ist. Das
muß nach Verkörperung streben. Anter den Augen des jetzt regt»
renden Papstes durften zwei römische Dogmatiker, De Luca und
Lepicier, in ihren Büchern lehren, die Kirche habe auch heute
noch das Necht und die Pflicht, die Ketzer zu verbrennen, obwohl
ihr die Macht, es zu thun, vorläufig genommen sei. Die Wahr-
heit ist, daß diese diplomatischen deutschen Katholiken, eben so
wie die Modernisten, die grundsätzliche Intoleranz längst nur noch
heucheln, um den Schein der Orthodoxie zu wahren.
Die deutschen, die österreichischen, die französischen Bischöfe
hätten die Katholiken aus ihrer peinlichen und auf die Dauer
völlig unhaltbaren Lage zu erlösen vermocht, wenn sie auf dem
Vatikanischen Konzil ihre Pflicht gethan hätten. Vielleicht gab
es unter ihnen einige Schwachköpfe, die an die Unfehlbarkeit des
Papstes aufrichtig glaubten; aber die gescheiteren haben so wenig
wie ich oder die Herren vom Evangelischen Bunde daran geglaubt.
Sie fürchteten, durch offenen Widerspruch könne die kirchliche
Einheit gefährdet werden (der Papst hätte sich wohl gehütet,
durch Exkommunikation der ganzen deutschen, französischen, eng«
tischen und amerikanischen Kirchen sich des Peterspfennigs zu
berauben): darum thaten sie, als bezweifelten sie nur die öppor»
tunität der Unfehlbarkeiterklärung, und maßregelten die Geist»
lichen, die das neue Dogma ablehnten. Im ersten Bande der
„Wandlungen" habe ich einen Vorgang erzählt, den mir ein
Ohrenzenge berichtet hat. Der Fürstbischof Förster pflegte im Jahr
1869 seinen täglichen Spazirgang mit einem Kanonikus zu machen,
den wir Polonius nennen wollen. Polonius kommt, um Seine
Fürstliche Gnaden (so pflegte Schmeichelei den amtlichen Titel
„Fürstbischöfliche Gnaden" zu kürzen) zum Spazirgang abzu»
holen. Förster: „Da ist eben die Einladung zum allgemeinen
Konzil gekommen." Polonius: „Das ist ja höchst erfreulich, daß
der Heilige Vater in seiner Weisheit . . ." Förster (der in seiner
Erregung gar nicht auf ihn gehört hat): „'s ist ein Skandal!"
Polonius: „Ja, Fürstliche Gnaden, 's ist ein Skandal."
Jetzt, wo sich in den Köpfen von Millionen einfältiger Katho-
liken der Glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes festgesetzt hat,
ist die Aufgabe, die römische Kurie zur Raison zu bringen, viel
schwieriger, weil jeder Versuch der Bischöfe, dem Papst öffentlich
entgegenzutreten, einen ungeheuren Lärm im Lager der Frommen
und zugleich eine Spaltung bewirken wird, welche die von den

deutschen Katholiken erkämpfte politische Stellung gefährdet. Aber
den deutschen Bischöfen hilft kein Zittern vorm Frost; sie müssen
sich zur Opposition entschließen und dem Papst rund heraus sagen,
daß die Katholiken nicht verpflichtet find, päpstlichen Kundgebun»
gen, wie dieser Borromaeus-Encyklika, gläubigen Gehorsam zu
leisten. Die Trennung vom Papst und die Gründung einer von
Nom freien deutschen Nationalkirche empfehle ich nicht; die alte,
feste, weltumspannende Organisation der Katholischen Kirche ge-
währt Vortheile, um die alle anderen Kirchen ihre erstgeborene
Schwester beneiden dürfen. Aber die päpstliche Jurisdiktion muß
auf das Maß beschränkt werden, das ihr die Aeformlonztlien
von Konstanz und Basel zugebilligt haben. Zunächst müssen die
Bischöfe der nördlichen Länder darauf bestehen, daß ihre Kirchen
im Kardinalskollegium eine angemessene Vertretung finden, welche
die Kurte in beständiger Fühlung mit dem geistigen Leben der
in der Kulturwelt maßgebenden Nationen erhält und die inner«
liche Anerkennung auch der religiösen Gleichberechtigung der Kon-
fessionen erzwingt. Im Osservatore Nomano stand, der Papst
habe nicht im Entferntesten die Absicht gehabt, die Evangeli-
schen Deutschlands und ihre Fürsten zu beleidigen. Aber es
wäre (wie ja auch die Begründer der Interpellation im Landtag
angedeutet haben) eine unverschämte Lüge, wollte der Offiziosus
behaupten, der Papst habe nicht auf die Deutschen und ihre luthe-
rischen Fürsten gezielt und mit den Männern, die sich Reforma-
toren nannten, in Wirklichkeit aber Empörer und Vauchdiener
waren, feien nicht die drei großen Reformatoren gemeint. Man
denke nur: der asketische, furchtbar strengeCalvin einMensch, dessen
Gott der Bauch ist! Er, der ganz Genf und durch feinen Jünger
Knox ganz Schottland in ein Heerlager finsterer Afketen ver-
wandelt hat! Und auch Luthers Sittlichkeit stand noch hoch über
der des Durchschnitts der damaligen Prälaten, Pfarrer und
Mönche. Des Papstes historische Urtheile sind also offenbar falsch
und darum im Munde des von den Katholiken für unfehlbar^
Gehaltenen unerträglich und geradezu gemeingefährlich; und die
evangelischen Völker und Fürsten müssen sich durch diese Urtheile
beleidigt fühlen, wenn dem Papst auch natürlich die Abficht, sie
zu beleidigen, fern war. Aber der Veschwichtigungversuch des
Osservatore beweist, daß man im Vatikan merkt, was man an-
gerichtet hat; und so arm an tieferen Einsichten die Kurialisten
sein mögen: weltliche Klugheit besitzen sie doch in genügender
Menge, um einzusehen, daß es Selbstmord wäre, wenn sie, nach-
dem sie ganz Frankreich verloren haben, auch noch die bürger-

liche Entrechtung der deutschen Katholiken verschulden wollten.
Die deutschen Bischöfe werden also bei dem Versuch, auf die Kurie
zu wirken, keine ganz tauben Ohren finden; und vielleicht werden
diese Ohren mit der Zeit auch noch für die Mahnung empfäng-
lich, man möge nicht durch die Verdammung des Modernismus
die gesammte Intelligenz aus der Katholischen Kirche treiben.
Der Kaplan Schopen hat in seiner Vrochure „Köln, eine
innere Gefahr für den Katholizismus" (mit „Köln" sind be-
kanntlich der Verleger Julius Bachem und seine versöhnliche,
verständige Kölnische Volkszeitung gemeint) gesagt: „Der Kampf
der Neligionen mutz ausgefochten werden, denn in den tiefsten
Fragen haben wir ein schreiendes Aecht auf Wahrheit und nur
Eins kann Wahrheit sein." Zu dieser Stelle hat der tzerr Ober»
landesgerichtsrath Noeren auf dem Korrekturbogen notirt: „Gut!"
Wie denkt sich tzerr Noeren dieses Ausfechten „auf ideellem Ge-
biet" (auf Kanonen und Scheiterhaufen will der tzerr Kaplan
großmüthig verzichten)? Will er die Protestanten, die gläubigen
wie die ungläubigen, mit Disputationen überzeugen? Oder mit
Zeitungartikeln? tzat er je schon einmal die Genugthuung er-
lebt, mit einer Kammerrede oder einem Zeitungartikel einen Geg-
ner überzeugt zu haben? Und weiß er nicht, daß der tzausvater
im Evangelium den Knechten verbietet, das Antraut auf dem Acker
auszujäten, damit nicht mit dem Antraut auch der Weizen aus-
gerauft werde; und daß erst am Tag der Ernte, womit der Jüngste
Tag gemeint ist, die Scheidung vorgenommen werden soll? In
die Sprache moderner Einsicht übertragen, bedeutet dieses tiefe
prophetische Gleichniß: der Kampf der Meinungen und der Leiden-
schaft wird währen, so lange das Menschengeschlecht auf Erden
lebt; denn leben heißt: arbeiten, forschen und kämpfen; und wenn
einmal der Kampf zu Ende ist, dann ist auch das Leben, das
Menschenleben zu Ende und höchstens noch Vegetiren möglich.
And wer hindert denn tzerrn Noeren, für Wahrheit zu halten,
was er will? tzat er also nicht das Necht auf Wahrheit, ohne zu
schreien? Oder meint er damit das Necht, seine Wahrheit den
Anderen aufzuzwingen? Sie wenigstens den Anderen plausibel
zu machen, hätte er einige Aussicht, wenn er die christliche Wahr-
heit meinte. Meint er aber die ultramontane, so jagt er mit dem
Eifern für sie den letzten Nest der Denkenden aus der Kirche
und treibt sie den atheistischen Monisten in die Arme. Päpstliche
Unfehlbarkeit, weltliche Macht des Papstthums, Anbefleckte Em»
pfüngniß, Ausnützungen der Transsubstantiation-Lehre für hier-
archische Zwecke, wie sie noch in einem österreichischen Fasten»

Hirtenbrief von 1905 vorkommen, Ablässe, Madonnenerscheinun»
gen, Lourdes-Wunder sind nicht Bestandtheile der christlichen Re-
ligion oder Weltanschauung, sondern Erzeugnisse des Aberglau-
bens oder einer Entwickelungstufe, die längst überschritten wurde.
Daß ein getreues Bild vom Leben des KarlBorromaeus ohne
Erwähnung der Reformatio« möglich sei, wird man bestreiten,
besonders, da ihn einige Zeitungen nach neueren protestantischen
Werken als beschränkten Kopf und grausamen Ketzerverfolger ge»
schildert haben. Die einzige ausführliche Biographie, die ich kenne,
ist die von dem katholischen Pfarrer tzepp in seiner „Geschichte der
christlichen Kirche in Lebensbeschreibungen" (1852). Das ist kein ge-
lehrtes, sondern ein populäres Werk; aber ich habe es an allen
Stellen, die ich nachprüfen konnte, zuverlässig gefunden. Hier nun
erscheint der Heilige so, wie Manzoni ihn und seinen Neffen
Friedrich geschildert hat: als ein Märtyrer der Nächstenliebe, tzepp
behauptet) in die italienischen Theile der Mailänder Diözese sei die
Reformation nicht eingedrungen. Bei seinen Visitationen in den
schweizer Alpen habe Karl nur im Einvernehmen mit der Behörde
den Besitzstand der Katholiken gesichert. Auch die Protestanten
sollen ihn mit Jubel empfangen und einige geäußert haben: Wenn
alle Priester solche heilige Männer wären, würde es nicht zur
Glaubensspaltung gekommen sein. Die Realencyklopädie für Pro-
testantische Theologie und Kirche von Herzog und Plitt (Zweite
Auflage) schildert ihn als einen geistig sehr bedeutenden Wann,
den ausschließlich echte Frömmigkeit und selbstlose Nächstenliebe
beseelten. Daß er die Häretiker der Inquisition überliefert und
sie auf feinen Visitationreisen bis in die höchsten Alpenthäler ver-
folgt habe, wird hier berichtet; doch weder geht aus der Darstellung
hervor, welche Mittel er in den Alpen angewandt und ob die der
Inquisition übergebenen Italiener lutherische Christen gewesen,
noch, ob einzelne der Prozessirten hingerichtet worden seien. In
einem der vom Vorromaeusverein verbreiteten Bücher, dessen
Titel ich vergessen habe, las ich vor mehr als vierzig Jahren, beim
Villardspiel habe einmal Karls Partner gefragt: „Was würden
Sie thun, wenn Sie erführen, daß Sie nach einer Stunde sterben
müßten?" Und der tzeilige habe geantwortet: „Zunächst die
Partie zu Ende spielen." Dabei füllt mir eine Anekdote von
Franz von Sales ein, die beweist, daß auch dieser tzeilige kein
Bigotter oder Mucker war. Man fragte ihn auf dem Sterbebett,
wie er begraben werden wolle. „Schickt meinen Leichnam in die
Anatomie: dann nützt er wenigstens noch der Menschheit."
Neisse. Karl Ientsch.

Lehrreicher Irrthum.*)
Der Fall Speichert.

m sechsten Mai 1875 starb in Bomst die Frau des Apothekers
GDp Speichert. Erst einige Zeit nach dem Tode, und zwar erst, als
sich der Hinterbliebene Ehemann nach Auffassung der bomster Hono»
ratioren zu schnell wieder verheirathete, kam der Verdacht auf, die
erste Frau sei von ihrem Gatten vergiftet worden. Bei der Vernetz«
mung äußerte der Hausarzt, dem zunächst keinerlei Verdacht aufge«
stiegen war, daß eine Strhchninvergiftung nicht ausgeschlossen sei. Am
achten April 1876, also nach elf Monaten, wurde die Leiche exhumirt
und „vollständig" mumifizirt vorgefunden. Die inneren Leichentheile,
Magen mit Inhalt, Leber, Nieren, Dünndarm und Speiseröhre nebst
Stoffen, mit denen die Leiche unmittelbar in Berührung gewesen war,
wie Hobelspäne, Stücke von der Bekleidung und außerdem Erde aus
dem Grabe wurden dem damals mit Recht hohes Ansehen als Gerichts»
chemiker genießenden Professor Dr. Sonnenschein in Berlin zur che»
mischen Untersuchung übergeben. Er fand dabei Alles frei von giftigen
Stoffen, auch kein Strychnin und nur in den der Bauchhöhle ent»
stammenden Organen, außer nicht weiter in Betracht kommenden 7S mg
Kupferoxhd, „sehr deutliche Spuren von Arsenik".
Auf Grund dieses Befundes nahmen die ärztlichen Sachderstän»
digen, der schon genannte Hausarzt und der weiter hinzugezogene
Kreisphhsikus, zunächst eine „kombinirte Strhchnin°Arsen»Vergif»
tung", zum Schluß aber eine reine Arsenvergiftung an.
Zu einer Arsenvergiftung gehört aber Arsen; die gefundene
Menge reichte auch nicht entfernt aus, eine solche Vergiftung zu be»
gründen oder auch nur möglich erscheinen zu lassen. Nun geschah das
Unglaubliche.
Es kommt vor, daß die Leichen an sehr starken Dosen Arsenik
verstorbener Personen lange der Fäulniß widerstehen und mumien»
artig eintrocknen. Die Leiche der Frau Speichert war mumifizirt ge»
Wesen, was jedoch auch durch andere Umstände, zum Beispiel, wie seit
uralter Zeit bekannt ist, durch sehr trockene oder dauernd nasse Um»
gebung eintreten kann. Auf dem bomster Kirchhof war angeblich noch

*) Fragmente aus dem Werk „Die Chemie in der Rechtspflege",
das Professor Tennstedt, der Direktor des Chemischen Staatslabora»
toriums in Hamburg, in der leipziger Akademischen Verlagsgesell»
schaft erscheinen läßt. Das Werk ist als „Leitfaden für Juristen und
Kriminalbeamte" gedacht; giebt aber, namentlich in den Kapiteln über
Nahrung» und Genußmittel, Urkundenfälschung, Brandstiftung, Blut»
Nachweis, auch dem Laien eine Fülle nutzbarer Anregungen. Lehrt ihn,
wie der Verfasser mit Fug sagen darf, auf weiten Strecken die tech»
nischen, besonders die chemischen Vorgänge erkennen, die für unsere
Wirthschaft von entscheidender Bedeutung sind.

nie die Mumifikation einer Leiche beobachtet worden; daraus schloß
man, daß die Mumifikation der Frau Speichert durch Arsen bewirkt
worden sein müsse.
Nachdem die Aerzte einmal diesen (etwas kühnen) Schluß ge»
zogen hatten, folgerten sie weiter: da für die Mumifikation einer
Leiche eine beträchtliche Menge Arsenik nöthig ist, so muß auch die
Frau Speichert eine beträchtliche, jedenfalls aber eine zur Vergiftung
ausreichende Menge davon erhalten haben. Vielleicht ist begreiflich,
daß diese gewagte, aber von den ärztlichen Sachverständigen mit großer
Zuversicht vorgetragene Meinung, obwohl sie durch den chemischen
Befund in keiner Weise unterstützt wurde, den Geschworenen plausibel
erschien; unbegreiflich aber ist, daß sich auch die gelehrten Richter von
dieser Logik gefangen nehmen ließen und den Angeklagten, nachdem
die Geschworenen die Schuldfrage bejaht hatten, zum Tode verurtheil»
ten. Glücklicher Weise wurde das Todesurtheil nicht vollstreckt, sondern
in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt.
Natürlich hat es nicht an Bemühungen gefehlt, auf Grund neuer
chemischer Gutachten, die Sonnenscheins Untersuchung bemängelten,
eine Wiederaufnahme des Verfahrens zu erreichen. Die mehrfach wie«
derholten Anträge wurden jedoch immer wieder abgelehnt, mit der
juristisch vielleicht einwandfreien, aber auf einer nicht zutreffenden
Annahme fußenden Begründung, daß die ärztlichen Sachverständigen
ihr Gutachten überhaupt nicht auf Sonnenscheins Gutachten, sondern
wesentlich auf die Zhatsache der Mumifikation gegründet hätten und
daß es durch diese Thatsache selbständig getragen werde. Diese Begrün-
dung berücksichtigt aber nicht, daß das ärztliche Gutachten gar nicht von
dieser Beobachtung, sondern von einer aus dem chemischen Befunde
durch reine Denkarbeit erschlossenen „Erkenntniß", wozu medizinische
Sachkenntniß überhaupt nicht erforderlich war, getragen wird.
Erst zehn Jahre später gelang es dem berühmten Professor der
Chemie an der breslauer Universität, Karl Löwig, dem wir auch eine
genaue Darstellung des Falles (die hier zu Grunde gelegt wurde) ver»
danken, das ganze auf der fehlerhaften chemischen Analyse und der
Mumifikation aufgebaute Beweisgewebe zu zerstören und die nach»
trägliche Freisprechung des unschuldig Verurtheilten herbeizuführen.
Inzwischen war auch festgestellt worden, daß auf dem bomster
Kirchhofe im Verlaufe von siebenzig Iahren nur drei Leichen wieder
ausgegraben worden waren. Davon mußten zwei alsbald ausscheiden,
weil die Exhumirung ganz kurze Zeit nach der Beerdigung erfolgt war,
die dritte Leiche aber hatte sich, obwohl von einer Arsenvergiftung keine
Rede sein konnte, vollkommen mumifizirt gezeigt.
Nnd nun kommen wir zu der Frage: Wie iwar es möglich, daß ein
so gewiegter und sicherer Analytiker, wie es Sonnenschein unzweifel»
Haft war, dem es auch in keiner Weise an Gewissenhaftigkeit und Sorg»
falt mangelte, unzweifelhaft in den Leichentheilen nicht vorhandenes
Arsen, wenn auch nur in Spuren auffinden konnte?

Die analytische Chemie ist eine Wissenschaft, die sich erst ganz allmählich zu der Vollkommenheit, die wir heute an ihr bewundern, entwickelt hat. Diese Vollkommenheit ist natürlich nicht absolut; auch die analytische Kunst ist Menschenwerk und daher mit Fehlern behaftet und wird immer mit Fehlern behaftet bleiben; sie kann daher damals wie heute noch Irrthümer erregen und zu falschen Schlüssen führen. Es ist Pflicht des Richters, solche Irrthümcr nach Möglichkeit auszuschließen, und er darf daher in zweifelhaften Fällen (daß in dem Fall Speichert nicht Alles in Ordnung war, mußte jedem auffallen) sein Urtheil niemals ausschließlich auf das Gutachten eines Sachverständigen gründen, und sei Dieser der Erste unter den Ersten.

Auch Sonnenschein war ein Kind seiner Zeit. Man war damals allgemein der Ansicht, daß Arsenwasserstoff und Schwefelwasserstoff einander ausschließen, neben einander also nicht bestehen könnten, weil der Arsenwasserstoff durch den Schwefelwasserstoff in Arsensulsid übergeführt und dieses als fester Körper abgeschieden werden müsse. Das ist im Allgemeinen Wohl zutreffend; aber diese Reaktion braucht eine gewisse Zeit bis zur vollständigen Beendigung, so daß Spuren von etwa vorhandenem Arsenwasserstoff sehr Wohl mit dem überschüssigen Schwefelwasserstoff unzersetzt mitgeführt werden können, die dann in der Lösung, in die man das Gas lange Zeit einleitet, als Arsen oder Arsensulfid niedergeschlagen werden, besonders, wenn (was auch hier der Fall gewesen sein wird) durch organische aus den Leichentheilen stammende lösliche Stoffe überhaupt ein Niederschlag entsteht.

Sonnenschein hat seine Analyse im Jahr 1876 ausgeführt. Erst im Jahr 1879 hat Robert Otto darauf hingewiesen, daß der aus Schwefeleisen und Salzsäure entwickelte Schwefelwasserstoff sehr wohl arsenwasserstoffhaltig sein kann und daß man daher, was man bis dahin nicht für nöthig gehalten hatte, bei gerichtlichen Untersuchungen absolut arsenfreie Materialien zur Darstellung des Schwefelwasserstoffs benutzen müsse. 1889 ist dann von O. Jakobson die Reinigung des Schwefelwasserstoffs mit trockenem Jod, die aus dem Gas jede Spur von Arsen entfernt, eingeführt worden, so daß bei ihrer Anwendung jetzt jede Gefahr, Arsen in ein Nntersuchungobjekt unabsichtlich hineinzubringen, sicher abgewendet ist.

Aehnliche Fehler und Irrthümer, wie früher beim Arsen, sind auch heute noch nicht absolut ausgeschlossen, wenn sie auch, die denkbar größte Geschicklichkeit des Chemikers vorausgesetzt, bei der hohen Vollendung, zu der sich die anorganische Analyse entwickelt hat, mindestens sehr unwahrscheinlich sind. Der Nachweis organischer Gifte ist aber noch nicht zu dem selben Grade der Sicherheit gelangt wie der der anorganischen: deshalb ist die größte Vorsicht bei der Beurtheilung chemischer Gutachten durch den Richter noch heute unbedingt nöthig.

Der Fall Kunze.

Auch dieser Fall betrifft den einst bekannten und anerkannten Gerichtschemiker Professor Sonnenschein und außer ihm seinen nicht

minder als gewissenhaft und erfahren bekannten Kollegen Dr. Ziurek,
die Beide vor Iahren in Berlin wirkten. Sonnenschein beschreibt den
Fall in seinem einst mit Recht berühmten, jetzt zwar veralteten, aber
immer noch lesenswerthen Handbuche der gerichtlichen Chemie.
„In einem Dorf Schlesiens klagte eine Frau sich selbst an, am
zehnten Oktober 1843 ihren ersten Mann vergiftet zu haben. Der
Mann habe sie und ihre Kinder nicht nur nicht ernährt, sondern sehr
oft in der Trunkenheit mißhandelt. Einst sei er morgens trunken nach
Haus gekommen und habe Essen verlangt. Sie habe ihm aus Furcht
vor erneuter Mißhandlung und aus Verzweiflung zweimal ein (ein
halbes Fingerglied dickes) mit Rattengift bestrichenes Stück Brot ge-
geben. Er habe es gegessen, sei eingeschlafen, habe Leibschmerzen ge-
habt, mehrere Male gebrochen und sei am anderen Morgen gestorben.
Diese Angaben wurden von den damals mit ihnen lebenden Hausge-
nossen und eben so von mehreren Anderen, die sich des Vorfalls noch
entsinnen konnten, bestätigt. Woraus das Rattengift bestanden habe,
wußte die Frau nicht anzugeben. Das Gericht verfügte die Ausgra-
bung der Leiche. Nachdem mit vieler Mühe die Begräbnißstelle er»
mittelt worden war, fand man einen eingefallenen Sarg. Darin lagen
ein Schädel und verschiedene Knochenreste. Von dem Gericht wurden
außer den Knochenresten die in dem Sarg noch befindlichen Hobelspäne
und von verschiedenen Seiten des Grabes entnommene Erde in Gläser
gethan, versiegelt und per Requisition hier einem anderen Chemiker
und mir zur chemischen Untersuchung resp. Begutachtung übergeben
mit der Frage, ob in den Leichenresten Spuren von Gift, namentlich
von solchem, wie es zur Zeit des Ablebens des Kunze verwendet zu
werden Pflegte, vorzufinden seien. Hierauf antwortete ich wesentlich,
daß zu jener Zeit arsenige Säure, Phosphorbrei und sehr selten auch
Strhchnin zum Vergiften der Ratten benutzt worden sei. Das zuerst
genannte Gift war hier besonders zu beachten; erstens, weil es damals
und überhaupt auch jetzt noch das gewöhnliche Volksmittel ist, dann
aber noch, weil, wenn die beiden anderen zur Verwendung gekommen
wären, sie jetzt nicht mehr nachgewiesen werden könnten. Die Möglich-
keit, i« den Knochen noch Spuren von Arsenik nachzuweisen, beruht
auf dem Umstand, daß dieses Gift bei Lebzeiten zum Theil ins Blut
übergeführt wird, dieses aber auch die Knochenhaut durchdringt und
so bei der Verwesung in den feinen Höhlungen (Haverischen Kanälen)
der Knochenmasse haften bleibt. Die Knochen, bestehend aus Frag-
menten des Schädels, der Rückenwirbel und der Beckenknochen, wur-
den zerkleinert, unter den später noch anzugebenden Vorsichtmaß-
regeln in einem Gemisch von Salzsäure und Kaliumchlorat gelöst und
nach dem Fällen durch Schwefelwasserstoff schließlich eine geringe, doch
deutliche Spur Arsenik von mir gefunden. Eine Glasröhre mit einem
bei diesen Versuchen erhaltenen Arsenspiegel legte ich den Akten bei.
Obgleich nun die von Cousrbe und früher auch von Orfila ge°
theilte Ansicht, daß sich in den Knochen gewöhnlich Arsenik vorfinde,

längst widerlegt worden ist, so habe ich doch noch der Sicherheit wegen vergleichende Versuche angestellt. Ich verschaffte mir von einem hie» sigen Kirchhof die Leichenreste von einem etwa vor fünfundzwanzig Iahren Erschossenen und untersuchte ein größeres Quantum auf gleiche Weise, ohne auch nur die geringste Spur Arsenik zu finden. Solche Versuche wurden in großer Anzahl in meinem Laboratorium mit Knochen der verschiedensten Art wiederholt, aber auch hierbei in keinem Fall Arsenik nachgewiesen. Hiernach sagte ich in meinem Gut» achten, daß Kunze mit Arsenik vergiftet worden sei. Hierbei ist noch anzuführen, daß die Kirchhofserde und die erwähnten Hobelspäne voll» ständig frei von Arsenik waren.

Mein Kollege, der einen anderen Weg eingeschlagen hatte, konnte kein Arsenik nachweisen. Er glaubte deshalb, daß das angewandte Rattengift nicht Arsenik, sondern Phosphorlatwerge gewesen sei. In dieser Meinung wurde er durch folgende Umstände bestärkt: Die Knochen reagirten, wie ich auch gefunden habe, deutlich sauer und es war möglich, durch Behandeln mit Alkohol freie Phosphorsäure da» raus zu ziehen. Aus diesem Verhalten glaubte er, den Schluß ziehen zu dürfen, daß ursprünglich Phosphor in Substanz vorhanden gewesen sei, der sich zu Phosphorsäure oxhdirt und so die saure Reaktion der Knochen verursacht habe.

Diese beim ersten Anblick begründet erscheinende Ansicht wurde in meinem Laboratorium der eingehendsten experimentellen Prüfung unterworfen, die erwühnenswerthe Resultate lieferte. Wir fanden, was auch früher schon von vielen Anderen festgestellt worden war), daß bei der selben Leiche die verschiedenen Knochen eine verschiedene quanti» tative Zusammensetzung hatten, dann aber noch, daß, je länger die Leiche begraben, also die chemische Zersetzung der organischen Bestand« theile vorgeschritten war, um so mehr der kohlensaure Kalk abgenom» men und der Gehalt an Phosphorsäure zugenommen hatte. Worauf läßt nun die Ausscheidung von freier Phosphorsäure aus den Knochen des Kunze schließen? Auf die Gegenwart von Phosphor, der durch Oxydation zu Phosphorsäure geworden ist. Diese Ansicht führt zu folgenden Betrachtungen: Die Schädelknochen des Kunze enthielten 33,08 Prozent, die der Rückenwirbel 41,16 Prozent organische Bestand- theile, die ersten 2,7S Prozent und die letzten 3,07 Prozent Kalcium» karbonat. In den unveränderten Knochen sind nach Lehmann 9,2 bis S,7 Prozent Kalciumkarbonat enthalten. In einer 13« Pfund schweren männlichen Leiche sind ungefähr 10,5 Pfund Knochen. Nach den An» gaben Lehmanns würden diese, da die Knochen überhaupt 54 Prozent Kalciumphosphat und 9,5 Prozent Kalciumkarbonat enthalten, für die in einer Leiche enthaltene Gesammtmenge der Knochen 5,67 Pfund Kalciumphosphat (2,64 Pfund Phosphorsäure haltend) und «,99 Pfund Kalciumkarbonat ergeben.

Wäre nun Kunze an Phosphorvergiftung gestorben, so hätte er, außerordentlich hoch gegriffen, nach den Angaben keine 0,03 Gramm

Phosphor eingenommen. Aber auch Dieses und den Umstand als rich»
tig angenommen, daß bei der Verwesung keine Spur des in dem Brei
befindlichen Phosphors ausgelaufen sei, so würden sich durch dessen
vollständige Oxydation etwa 0,73 Gramm Phosphorsäure gebildet
haben. Es ist nun sehr einleuchtend, daß diese 0,73 Gramm Säure in
Kontakt mit cirka 600 Gramm Kalciumkarbonat keine saure Reaktion
hervorrufen können. Demnach ist die thatsächlich festgestellte saure
Reaktion der Knochen auf eine andere Weise zu erklären. Der Grund
ist in dem Gang des Verwesungprozesses selbst zu suchen. Wenn die
zur Erzeugung und Erhaltung eines Organismus thätigen Ursachen
aufhören, so treten die allgemeinen Gesetze der chemischen Verwandt»
schaft in ihre Rechte und die bis dahin zu einem organischen Gebilde
vereinigten Elemente durchlaufen, von Einflüssen der verschiedenen
Art, namentlich von atmosphärischen, begünstigt, eine Reihe von Zer»
setzungen, als deren Ende die Umwandlung des Kohlenstoffs in Koh»
lensäure, des Wasserstoffe in Wasser, des Stickstoffs in Salpetersäure,
des Schwefels und des Phosphors in deren höchste Oxhdationstufen zu
betrachten ist. Es ist einleuchtend, daß die Bestandtheile der Knochen,
wenn auch später als die Weichtheile, einen analogen Zersetzungprozeß
durchlaufen. Die Bestandtheile der daran befindlichen Proteinkörper
werden schließlich eben so wie der Weichtheile in Wasser, Kohlensäure,
Salpetersäure, Phosphorsäure und Schwefelsäure umgewandelt. Aber
auch die Bestandtheile der die Leiche umgebenden organischen Körper,
als Bekleidung, Hobelspäne, Heu oder Stroh, welche gewöhnlich zu
Unterlagen dienen, sind den selben Gesetzen unterworfen und bilden
vor der vollständigen Umwandlung in jene eben erwähnten Endpro»
dukte saure, ziemlich konstante Verbindungen, die man gewöhnlich mit
dem Namen Huminsubstanzen bezeichnet. In dem vorliegenden Fall
waren die im Sarg vorgefundenen Hobelspäne dunkelbraun und rea»
girten stark sauer, eben so das Holz des Sarges und die ihn umgebende
Erde des Grabes. Wenn man drei Perioden im Verwesuugprozeß
einer Leiche annimmt, so lassen sich unterscheiden: 1. Bildung von Fett»
säuren durch Einwirkung der Stickstoff haltenden Körper auf die Kohle»
Hydrate (saure Reaktion); 2. Bildung von Ammoniumverbindungen:
Ammoniumkarbonat, Schwefelammonium und so weiter aus den Stick»
stoff haltenden Körpern (alkalische Reaktion); 3. Bildung der End»
Produkte, als Huminsäure, Salpetersäure, Phosphorsäure, Schwefel»
säure und so weiter (wiederum saure Reaktion).
In Folge dieser Betrachtungen habe ich die saure Reaktion und
die Ausscheidung von freier Phosphorsäure der im Lauf eines Zeit»
raums von über zwanzig Iahren erfolgten Bildung an Zersetzungpro»
dukten der Leiche selbst und deren nächster Umgebung dem unorga»
Nischen Theil der Leiche, nämlich den Knochen, zuschreiben zu müssen
geglaubt, und zwar um so mehr, als die sonst von mir und Anderen
gemachten Beobachtungen dieser Ansicht durchaus nicht widersprechen.
Da nun keine vollständige Uebereinstimmung zwischen meinem

Kollegen und mir bei der Abfassung der Gutachten erreicht worden war, so hielt das Gericht für wünschenswerth, einen dritten Chemiker über die Sache zu hören. Deshalb wurden die Residua der Untersuchungobjekte einer von dem Medizinalkollegium vorgeschlagenen Persönlichkeit ausgehändigt. Auch ihr gelang es nicht, Arsenik aus den Knochen auszuscheiden. Dieses negative Resultat wurde dadurch erklärt, daß nur Schädelknochen vorgelegen hätten, während ich Rückenwirbelfragmente untersucht hatte. Hierbei wurde geltend gemacht, daß die Schädelknochen in einer Leiche nicht mit dem in ihr befindlichen Arsenik in Berührung kommen könnten, während bei dem Verwesung» Prozeß das in dem Magen vorhandene Gift sich auf die in der Nachbarschaft befindlichen Knochen, als Rückenwirbel, Beckenknochen und so weiter, ergießen und sie so damit hätte imprägniren können. Wenn es nun auch unzweifelhaft ist, daß der Mageninhalt einer auf dem Rücken liegenden Leiche sich zunächst über die erwähnten Theile des Gerippes ergießt und sie dadurch in Bezug auf die Aufnahme des Giftes begünstigt, so steht nicht minder fest, daß ein resorbirtes Gift sich auch in den Schädelknochen ablagern muß, wenn auch in geringerer Menge als an den Stellen, wo die Substanz direkt in mechanische Berührung mit den Knochen kommt. Auch hier muß also die mangelnde Uebereinstimmung in den Resultaten der Methode zuzuschreiben sein."

Der beschriebene Fall ist nun aber in Wirklichkeit, nach der Mittheilung des Sanitätrats Dr. Lehr in Sorau, anders verlaufen.

In einem Dorf in der Nähe Soraus fiel dem Geistlichen auf, daß sich Frau Kunze bei seinen Predigten, obwohl sie immer auf einen versöhnlichen Ton gestimmt waren, in maßloser Weise aufregte und dabei weinte und schluchzte. Als er der Frau ins Gewissen redete und sie fragte, ob sie etwa von einem geheimen Kummer bedrückt werde, gestand sie ihm, schon vor Iahren ihren Mann mit Rattengift getötet zu haben. Da dem Geistlichen dieses Geständniß gewissermaßen unterm Beichtsiegel gemacht wurde, glaubte er, ohne Weiteres keinen Gebrauch davon machen zu dürfen, und fragte beim Konsistorium an, wie er sich zu verhalten habe. Er erhielt die Antwort, er möge auf die Frau einwirken, daß sie sich selbst anzeige. Das geschah; und nun war der Verlauf, wie ihn Sonnenschein schildert.

Schließlich kam es aber zu keiner Gerichtsverhandlung, denn es stellte sich heraus, daß die Frau geisteskrank war, sich zu Unrecht selbst bezichtigt hatte und daß der Mann überhaupt nicht vergiftet, sondern eines natürlichen Todes gestorben war.

Dieser Fall ist in mancher Hinsicht lehrreich; vor allen Dingen zeigt er, daß selbst ein gewiegter und sorgsamer Chemiker nicht unfehlbar ist und daß besonders dann, wenn nur Spuren von Giften und in Form von solchen Verbindungen und zu einer Zeit und an solchen Stellen (zum Beispiel: in einer erst nach langer Zeit exhumirten Leiche) gefunden werden, man niemals sichere Schlüsse ziehen darf, selbst wenn das Resultat mit dem vermutheten Sachverhalt übereinzustimmen scheint. Auch im vorliegenden Fall können die von den Analytikern ge°

machten Fehler als aufgeklärt gelten. Was Ziureks Beweis für den
vorhanden gewesenen giftigen Phosphor betrifft, so hat schon Sonnen»
schein dessen zu weit gehende Schlüsse im Ganzen mit Recht als un°
statthaft zurückgewiesen. Offenbar hat sich Ziurek auch nur durch die
feste Ueberzeugung, daß die Frau Kunze die Wahrheit rede, verleiten
lassen, nachdem er Arsen, dessen Nachweis kaum versagen konnte, nicht
gefunden hatte, die dann nach seiner Meinung nur noch allein in Be°
tracht kommende Phosphorvergiftung als sicher anzunehmen. Die an
sich geistreiche, aber für einen gerichtlichen Fall phantastische Theorie
über die Herkunft der gefundenen freien Phosphorsäure wurde nur
aus dieser Neberzeugung heraus aufgestellt und begründet; also: „vor»
gefaßte Meinung".

Sonnenscheins Fehler bestand wieder, wie im Fall Speichert,
darin, daß er offenbar nicht absolut reine Materialien, Schwefeleisen
und Salzsäure, für die Darstellung des zur Fällung benutzten Schwe»
felwasserstoffes verwendete. Mit dem durch die noch vorhandenen or°
ganischen Stoffe bedingten Schwefelwasserstoffniederschlag konnte da»
her Arsen in Spuren mitgerissen werden und die thatfächlich von ihm
gefundene, zwar „sehr deutliche", aber jedenfalls gewichtlich nicht ein»
mal schätzbare Spur Arsen wurde, da es sich nach der von ihm als
richtig angenommenen Sachlage um Arsen oder Phosphor handeln
mußte, Phosphor nach seiner Meinung aber ausgeschlossen war, von
ihm als Beweis für Arsengiftmord angesehen. Auch hier also eine
„vorgefaßte Meinung".

Wenn Sonnenschein bei seinen Kontrolversuchen mit anderen
Knochen nicht eben solchen schwachen Arsenspiegel bekam, so ist Das
darauf zurückzuführen, daß diese Knochen keine organische Substanz
mehr erhielten, so daß ihre Lösung überhaupt keinen Niederschlag mit
Schwefelwasserstoff ergab, der weiter auf Arsen geprüft werden konnte.

Zweifelhafte Fälle dieser Art verlangen immer eine ganz beson»
ders sorgsame Kritik, die zum Schluß vom Richter zu üben ist, indem
er mit allen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln unter Aufwendung
allen Scharfsinns die wirkliche, durch seine Vernehmungen klargelegte
Sachlage mit den von den Sachverständigen gefundenen Resultaten
und den von ihnen diaraus gezogenen Schlußfolgerungen auf das
Peinlichste vergleicht und überall dort, wo ihm noch Widersprüche und
Unklarheiten zu bestehen scheinen, ihnen mit der größten Sorgsamkeit
nachgeht, selbst auf die Gefahr hin, einmal irgendwo Anstoß zu geben.
Der unbefangene Sachverständige wird sich übrigens jede Nachprüfung
seines Gutachtens, wenn sie nur in angemessener und objektiver Form
geschieht, gern gefallen lassen, zumal ihm selbstverständlich immer Ge»
legenheit geboten werden muß, sein Gutachten zu vertreten und sich
über die erhobenen Einwände zu äußern. Jede Nachprüfung kann
bei Auswahl der richtigen Sachverständigen (was wieder Aufgabe des
Richters ist) nur der Sache dienen und, worauf es allein ankommt,
der Wahrheit zum Sieg helfen.

Hamburg. Professor Dr. MaxDenn st edt.

Die Zukunft.
Deutsche Anleihen.

VWier Gegensatz zwischen dem schwerfälligen Ernst des Theoretisi-
rens über den schlechten Stand der deutschen Staatspapiere und
dem fröhlichen Leichtsinn in der Praxis des Emittirens zwingt immer
wieder zum Lächeln. Die Gedanken werden noch oft zu dem dreißigsten
Mai 1910 zurückwandern und die im Herrenhaus feierlich vorgetrage-
nen Lehren der Alltagserfahrung vergleichen. Selbst Herr von Gwinner
wird bald vielleicht wünschen, nie Anlaß zu solcher Rückschau gegeben
zu haben. Ein Institut, das sich eine svlsnaig isolstiou bereitet hat, soll
man nicht in den Brennpunkt aller Blicke bringen. Der Erste Direktor
der Deutschen Bank war durch eine etwas zu stark pointirte Abferti-
gung des preußischen Finanzministers gereizt worden und bezahlte
mit gleicher Münze. Aber der Zorn riß den sonst so reservirten Herrn
ein Bischen zu tief ins Feuer; er warf dem Gegner Unfähigkeit vor
und höhnte seine Schwächen. Herr Direktor von Gwinner schien beson-
ders böse darüber, daß der Finanzminister die Banken der Mitschuld an
dem niedrigen Kurs der deutschen Anleihen zieh. Seiner Meinung
nach haben sie einen mindestens genügenden Vorrath an deutscher
Rente. Das, im Ton der Geringschätzung, auszusprechen, war nicht
gerade diplomatisch. Ein kluger Mann müßte vermeiden, dem auf-
merksam lauschenden Ausland eine noch schlechtere Meinung von den
deutschen Staatspapieren beizubringen; namentlich, wenn er von Am-
tes wegen Propaganda für Spanier, Italiener und Türken macht.
Als Freiherr von Rheinbaben im Januar 1909 sich, statt an die Ban-
ken, direkt an das Publikum wandte, that das Preußenkonsortimn
beleidigt und die Banken ließen andeuten, daß sie sich um das Schick-
sal solcher Anleihe nicht kümmern würden. Die llsuts ^msnos konnte
sich ein paar Monate später mit der Riesenemission von 850 Millio-
nen trösten. Sind solche Transaktionen für die Banken eine Last:
warum drängt man sich danach und ist beleidigt, sobald neue Metho-
den versucht werden? Ich glaube nicht, daß in den Parlamenten Eng-
lands oder Frankreichs eine Rede gegen die Standardpapiere des Lan-
des möglich wäre. Jedenfalls würde dem Redner kein Lorber blühen.
Im Herrenhaus sitzt neben dem Vankdirektor von Gwinner der
Bankier Ludwig Delbrück. Der hätte Etwas zur Sache zu sagen
gehabt, da er als ein Kenner der Technik des Rentenmarktes gilt.
Vor sechs Iahren sagte er in den Preußischen Jahrbüchern: „Wenn
unter dem Einfluß einer sich allmählich herausbildenden und durch
geeignete Maßregeln stetig zu fördernden Sitte die privaten Kapi-
talisten, die Banken, industriellen Gesellschaften, Sparkassen und Ver-
sicherung-Unternehmungen einen größeren Theil des vorhandenen
Anlagekapitals zum dauernden Erwerb von heimischen Staatspapie-
ren verwenden, so wird in Zukunft nicht zu befürchten sein, daß die
Nachfrage auf dem deutschen Anleihemarkt hinter dem wohlerwogenen
Bedarf des Staates an neuen Anleihen zeitweise zurückbleibt. Es ist
nicht der Mangel an Kapitalien, der einer günstigeren EntWickelung

der Marktverhältnisse im Wege steht, sondern der Mangel einer Plan» mäßigen Gewöhnung und Schulung der verschiedenen Kreise von Käufern, welche für die Aufnahme unserer Anleihen in Betracht kommen." Herr von Gwinner aber sprach im Herrenhaus: „Der Stärkste ist außer Stande, diesem Strom, diesem Rückgang der deutschen Anleihen zu widerstehen, wenn von der ersten Stelle aus falsch disponirt wird. Es ist gar nicht zu verwundern, daß das Publikum schließlich, wie man zu sagen pflegt, verekelt ist und keine deutschen Anleihen mehr kaufen will, weil es immer sieht, daß die Anleihen im Kurs fallen." Man kann nicht behaupten, daß die beiden Finanz-Männer am selben Strang ziehen. Der Eine ist Optimist, der Andere scheint kaum noch zu hoffen, daß es je anders werden könne. Ein paar Tage lang wurde Herr von Gwinner als der aufrechte Mann gefeiert, der den Nacken vor keiner Excellenz beuge. Dann meldete sich ein „hervorragender Finanzfachmann" zum Wort und widerlegte den preußischen Pair mit nüchternen Ziffern. Die Zahl ist eine gefährliche Waffe; und wenn sie in Tabellen aufmarschirt, so wirkt sie mit der „Rasanz" von Schnellfeuergeschützen. Der Blick auf das vor sechs Iahren Geschriebene ließ vermuthen, daß Herr Delbrück der „hervorragende Finanzfachmann" ist. Im preußischen Oberhaus saß einst der Bankier Ernst von Mendelssohn-Bartholdh. Der sprach dort eine von dem Glauben der Zunftgenossen abweichende Meinung über ge° wisse Vorschriften des Börsengesetzes aus. Die Börse hats ihm nie der« ziehen. Alles rief„Oru«iLAs!" Aber den Chef des Hauses Mendelssohn S Co. konnte man nicht ans Kreuz schlagen. So begnügte man sich damit, ihn nicht wieder in den Börsenvorstand zu wählen. Die Erinnerung an diesen Vorgang wurde durch die Anonymität des „hervorragenden Finanzfachmannes" geweckt. Warum versteckt sich dieser Antigwinner? Fürchtet er die Börse oder die Allmacht der Deutschen Bank?

Die Diskussion über die Ursachen des schlechten Standes unserer Anleihen erinnert anch an den Streit über die Krebsbehandlung.

Soll man schneiden? Darf man die Hälfte oder den vierten Theil aller deutschen Staatspapiere vernichten, um neue Entwickelungchancen zu schaffen? Solcher Eingriff ist undenkbar; man kann den Staat nicht zwingen, seine Schuldverschreibungen zurückzukaufen, sobald auf dem Markt Material ist, das sich nicht unterbringen läßt. Reich und Staat müßten stets beträchtliche Summen bereit halten, wenn sie genöthigt wären, plötzlich als Abnehmer ihrer eigenen Obligationen zu interveniren. Das Publikum denkt so ungünstig über die deutschen Staatspapiere, daß die Gewißheit, der Fiskus werde alles „schwimmende" Rentenmaterial aufnehmen, nicht die StabilitätdesBesitzes, sondern nur die Verkaufslust der Besitzer fördern würde. Der kleinsteAnlaß würde genügen, um Massen deutscher Fonds in die Kassen von Reich und Staat zurückzutreiben; und das Bedürfniß der öffentlichen Kassen nach liquiden Mitteln müßte ins Unerträgliche steigen. Kein Schatzsekretär, kein Finanzminister könnte richtig disponiren; er wüßte ja nie, wie viel er morgen auf dem Rentenmarkt brauchen werde. Das

Kapitel der Schuldentilgung ist angefüllt mit Vorschlägen und Ver»
suchen. Aber selbst die ausgiebigste Amortisation sichert dem Kurs der
Staatspapiere noch nicht die Festigkeit. England hat in den Jahren
1905 bis 1908 mehr als 50 Millionen ^ Schulden getilgt; und gerade
in dieser Periode sank der Kurs der englischen Konsols um 4 Prozent.
Am mit der Behauptung durchzudringen, eine energische Staatsschul»
dentilgung sei ein wirksames Mittel gegen den Kursschwund, muh,
man zunächst beweisen, daß unser Publikum überhaupt Etwas von
Amortisation versteht. Der Fachmann überschätzt oft die Kenntniß der
Laien und glaubt, Dinge, die ihm geläufig sind, müsse Jeder leicht be»
greifen. Mancher Fehlgriff ist so zu erklären. Um die Volksthümlich»
keit des Checkverkehrs zu heben, wurde das Checkgesetz erlassen. Aber
die Leute, die vorher den Check verschmäht hatten, thaten es nicht etwa,
weil er nicht gesetzlich geschützt war. Das wußten ja fast nur Leute, die
diese Zahlungform benutzten. Nun kam der Checkstempel mit seiner
abschreckenden Wirkung und die empfohlene Form wurde noch seltener
benutzt. Der Vortheil des gesetzlichen Schutzes kann nicht sehr hoch ge-
schätzt worden sein, wenn eine Stempelmarke für zehn Pfennige ihn
um seine Anziehungskraft zu bringen vermochte. Und die Technik der
Anleiheoperationen ist nicht besser bekannt als die des Checkverkehres.
Noch waren die Klagen der geehrten, edlen und erlauchten Herren
über das Elend unserer Staatsanleihen nicht verhallt: da wurden
Emissionen russischer und amerikanischer Eisenbahnanleihen angetün»
det. Jeder geistig Gesunde muß ja die Distanz zwischen vierprozentigen
Goldbonds der Southern Pacificbahn und vierprozentiger Neichsan»
leihe erkennen und das Vanteepapier vorziehen. Noch Heller leuchtet
der Glänz der V/sProzentigen Obligationen der Wostau-Kiew-Wo»
ronesh»Vahn, die nicht viel unter Pari zu haben sein werden. Wer
soll sich da noch nach deutscher Aeichsanleihe oder preußischen Konsols
sehnen? Die Wirkung steter Aeklame für „Ausländer" ist durch keine
neue Technik zu beseitigen. Die Banken sind schlau genug, die Auf»
merksamkeit von diesem Theil ihrer Lebensäußerungen abzulenken und
die „offiziellen" Stellen als Schuldige zu bezeichnen. Der Kapitalist
pfeift auf Amortisation und Schuldentilgung; freut sich aber der Mit-
theilung, daß Marokko eine Anleihe herausgebracht hat, die 5 Prozent
Zinsen giebt und „totsicher" ist, und nicht minder der Meldung, daß,
Mexiko den Zinsfuß seiner Anleihen erniedern will, nachdem das
Deutsche Aeich gezwungen war, zu höherer Verzinsung zurückzukehren.
So alberne Vergleiche werden den Leuten aufgetischt: und man wnn»
dert sich, wenn die Achtung vor den deutschen Nenten nicht wächst.
Staatsanleihen sollen ein istu^iuin psocHtoruin sein. Wenn das Kapi-
tal anderswo üble Erfahrungen gemacht hat, kehrt es reuig in das
sichere Asyl zurück. Eine Aeaktion im Aeich der Dividendenpapiere
wird auf das Publikum tiefer wirken als eine aufgebügelte Technik.
Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. —
Verlag der Zutunft in Berlin. — Druck von Patz « Narleb <S. m. b. ß. in Berlin.

Verlin, den 25. Juni 191«.
^c<_>^
Schönebecks.
Mllenstein, das ölsztyn der masurischen Polen, liegt an einem
Nebenfluh desPregel, derAlle, woMarschall Soult 1807,
vierTage vorderSchlacht beiEylau,den russo-preußifchenNach-
trab schlug. Ungefähr dreißigtaufend Einwohner. Kreisstadt im
preußischen Negirungbezirt Königsberg; fünfzig Kilometer, von
der russischen Grenze, tzochmeisterschloß: restaurirte Katholiken-
kirche; nah beim Städtchen die Provinzialirrenanstalt Kortau.
Schneidemühlen, Brauereien, Maschinenfabriken; Handel mit
tzolz, Leinwand, tzopfen. Dragoner, Feldartillerie, zwei Infan-
terieregimenter in Garnison. Dahin wurde im Dezember 1906 der
fast siebenunddreißigjährigetzauvtmannvonGoeben alsVatterie-
chcf versetzt. Sohn aus der zweiten Ehe eines Gutsbesitzers, der
als Sechzigjähriger>an Leberkrebs starb. Die Mutter, in deren
Familie Psychosen nachweisbar sein sollen und die als eine in
lichkeit anhangende Frau geschildert wird, war fünfunddreißig
Jahre alt, als das Kind ihrem Schoß entbunden wurde. Schwere
Zangengeburt. Die rechte Seite des Knabentorpers bleibt in der
EntWickelung hinter der linken zurück. Arm und Bein sind rechts
um einen Centimeter kürzer als links. Der Jüngling, der Mann
schleift das rechte Bein schwerfällig nach und benutzt zum Schrei-
ben und Schießen den linken Arm. Als Kind hat er an Masern,
Scharlach, Keuchhusten, Skrofulöse gelitten und sich einen Leisten-

bruch zugezogen. Als Neunjähriger den Vater verloren und seit»
dem den strengen Ernst eines Erziehers nie kennen gelernt. Ein
leidlicherSchüler, der imSprachenunterrichtschlecht, inMathema-
tik und Geschichte besser vorwärts kommt, neben Durchschnitts-
verstand ungemeinen Hang ins Einbildnerische zeigt und oft auf
derNeigung ertappt wird, Erträumtes für Erlebtes auszugeben.
Er entfchmeichelt der Mutter die Erlaubniß, Seekadett zu wer-
den, scheidet aber bald wieder aus diesem Corps und besteht im
zwanzigsten Lebensjahr die Abiturientenprüfung. Dann tritt er,
der sich durch Leibesübung gekräftigt hat, ins Heer, wird 1891
Lieutenant in einem nordwestdeutschen Feldartillerieregiment,
nimmt 1899, als Oberlieutenant, den Abschied und ficht in Süd-
afrika im Vurenheer gegen die Briten. Dort wird er viermal ver-
wundet (an Armen und Händen, an der Hüfte und dem fünften
Metakarpaltnochen)und von seinem auf ihn stürzenden Pferd an
Darm und Niere gequetscht. Erkrankt an Malaria und Schwarz-
wasserfieber und kehrt mit geschwächtem Körper nach Europa zu-
rück. In einer Vrochure, die von den Sachverständigen beachtet
wird, schildert er die Vurentaktil. Beantragt seine Nealtivirung,
wird in den Großen Generalstab versetzt, geht 1903, im Auf-
standsfrühling, nach Makedonien (wo er an heftigen Malaria-
rückfällen leidet), arbeitet dann wieder im Generalstab und wird,
nach einer langwierigen Furunkulose, im Advent 1996 als Bat-
teriechef ins Masurische Ieldartillerieregiment Nr. 73 versetzt.
Kein Mustersoldat; doch einer, der seinen Beruf liebt. In der
Moltkestraße genügt seine Leistung nicht und auf der General-
stabsreise fälltseinNnvermögen, seine Zerfahrenheitgeradezu auf.
Er ist unpünktlich, im Bureaudienst lässig, verträumt und macht
sich durch hochfahrendes wie durch würdelos unterwürfiges Wesen
manchem Vorgesetzten verhaßt. Den Kameraden ist er ein Sonder-
ling, hinter dessen fest verschlossener Fassade vielleicht auch beson-
dere Fähigkeit zu suchen ist. Einer, der schon Blut gerochen, Men-
schen getötet, Kerls gegen denFeind geführt hat: Das unterscheidet
ihn von den Offizieren des Heeres, das seit fast sechsunddreißig
Jahren imFrieden exerzirt. Dazu dieNomantikerposeEines, der
sich nach Martyrien sehnt; nur nach der Möglichkeit zu lechzen
scheint, für denNächsten.denFernsten seinLeben zu opfern. „Ich
würde mich ohne Zaudern töten, Wennich mit diesem Opfer einem

bedrängten Menschen helfen könnte; dann hätte mein Leben wenigstens einen Nutzen gehabt. "So spricht er; und findet Gläubige. Trotzdem Keiner ihn je ein Opfer bringen sah, traut mans ihm zu. Die Legende umspinnt die Gestalt des schlanken, mittelgroßen Mannes mit dem nach englischer Sitte gestutzten Schnurrbart in dem breiten, gelbbraunen Gesicht, über dem das Haar srüh zu ergrauen beginnt. Wegen einer Frau soll er, in einem Duell ohne Zeugen, einen Kameraden getötet haben. Einen anderen wollte er, als Vertheidiger der Frauenehre, würgen. Interessant. In Berlin hat er, aufdem Mctoria-Luise-Platz, einen häßlichen, grinsenden Mann beim Schnurrbart gepackt und ihm mit so wildem Blick in die über den Lippenrand ragenden Zähne gelacht, daß der Erschreckte einen Tollen vor sich zu sehen glaubte und hastig davonlief. Anheimlich. Nicht Einer, wie man ihn in jeder Garnison auf der Straße trifft. Er will auffallen: und erreichts. Die Männer achten auf ihn; den Preußenmädchen ist er ein lockendes Räthsel. Doch die Weiber, denen dermelancholische tzeld des Burenkrieg.es leicht einen lächelnden Blick abstöhle, scheint er nicht zu sehen. Eine Weile auch nicht die eleganteste Dame der Kleinstadt: Antonie vonSchoenebeck (die sich lieberAntoinette nennen läßt); die Frau eines Majors, der alsSoldatbeiVorgesetztenundAntergebenen einen guten Rus hat. Sonst? Die Frau hält er nicht so fest im Zaum wie seinen Gaul. Könnte von ihr wohl bessere Manieren und korrekteresWesen fordern. Eine gut aussehende, aber schlecht disziplinirte Dame, deren Schrullen in allen Ecken beschwatzt werden. Daß sie einen ihr noch nicht vorgestellten Ritt-, meister unter freiem tzimmel um eine Cigarette bittet und ihm, hinterdemRauchwölkchen,danninsGesichtlacht,zeigteinenMangel anschüchterner Zurückhaltung, der dem Kavalleristen dasPlut in die Stirn treibt. Scheint aber harmlos, wenn mans Anderem vergleicht, was das Gerücht ausplaudert. Schlimme Erotika. Obs wahr ist? DieTochter, dieFrau eines Offiziers! Kaum glaublich. Nnd wer will sich die Finger verbrennen? Der Ehemann erfährts ja immer zuletzt. Dieser kümmert sich nur um das Bataillon (kaum um seine zwei Kinder) und um das Waidwerk. Fast jede dienstfreie Stunde verbringt er auf dem gepachteten Iagdgrund. Läßt dieFrau thun,was ihr beliebt. Müßte aber natürlich losknallen, wennihm einder SatisfaktionFähigerdie Frauverdächtigte. Sol-

cherGefahr willKeiner sich aussetzen. »Laßts laufen und seid froh,
wenn nicht auch in unsererkleinen Grenzgarnison einRiesenskan-
dal zum Himmel stinkt." Gustav von Schoenebeck, der selbst nur
achtzigtausend Mark, also kaum mehr als dreitausend Mark Zin-
sen im Jahr außer demSold zu verzehren hat, kannmitdemGelde
der Frau behaglich leben und seine Gäste besser bewirthen als
mancherBrigadier. Warum soll man sich den derben, aber beque-
men Passagier verfeinden? Hauptmann von Goeben hat gehört,
daßüberdieMajorsfrauNebles getuscheltwird; dem Gerede aber
nichtnachgedacht. Im Februar 1907 sieht sie ihn auf einem Kostüm-
ball. Er ist in Matrosentracht, mit offenem Hals und Brustansatz;
und mag, mit der dunkelgelben Haut und dem schleppenden Gang,
recht in den Anzug passen. Frau von Schoenebeck hat beim An-
blick des seltsam fremdartigen Ballgesellen durch einjähesZucken
ihr Interesse verrathen, seinen Namen erfragt und ihn dann doch
wie einen ihr Unbekannten angesprochen. „Wer bistDu?" Mas-
kenfreiheit, denktsie.ist auch ohne Maske möglich (und führtschnel-
ler als konventionelle Damensitte ans Ziel). Goeben erschauert
bei so unzarter Berührung und kriecht rasch in seine Schale zurück.
Die, ward ihm gesagt, willjedenNeuen in ihrArachnenetzziehen.
Er sträubt sich. Giebt ihren drängenden Fragen nur karge Ant-
wortundentziehtsich ^"Einladung, aufdemnächstenRegiments-
ball ihr Kavalier und Haupttänzer zu sein, mit der Begründung,
Familientrauer hindere ihn, sich unter die Tanzpaare zu mischen.
Doch einen Besuch schuldet er der beängstigend freundlichen Dame.
Er geht hin, folgtauch derEinladungzumAbendessen „inkleinem
Kreis", will aber weder in der Bahn mit Antonie reiten noch ihr
seine Pferde leihen. Immerhin: er kommt nun manchmal ins Haus
des Majors und gewöhnt sich in den Verkehr mit der Frau. Der
in der gemäßigten Zone der Garnisongeselligkeit bleibt, bis die Er-
fahrene den Wildling so weit zu haben glaubt, daß sie die stärkste
ihrer Künste an ihm erproben kann. Als Mitleidigen, nach Mar-
tyrien Lüsternen stellt er sich zur Schau: an dieser Stelle ist der
Stichfeste verwundbar. Sie schreibt ihm; bittet um seinen Besuch,
seinen Rath, den die Schätzung seines Charakters ihr werthvoll
mache. Erkommt. Findetsie zum ersten Mal allein. Nnd so jammer-
voll unglücklich! Die Arme ist verleumdetworden, grundlos, ver-
steht sich,und hat, all inihrer Anschuld, auf diesemweitenRundder
ErdcnichteinenMenschen,derfürsie eintritt. IhrenMann?Alsob

Der mehr von ihr wollte alsihrenLeib, ihrseelischesErlebenauch
nur ahnte! Der würde sie gar nicht verstehen; hat sie niemals ver-'
standen. AeberDen dürfe sie, um nicht allzu bitter zu werden und
die eh elicheDiskretionzu verletzen, überhauptnicht sprechen. Einen
Freund! Aber giebts denn in dieser häßlichen Welt der Konveni-
enz, Heuchelei und Streberei noch aufrechte, zuverlässige, selbstlose
Männer, die mit einem Frauenherzen zu fühlen wissen? Von
Allen, Soeben, die ich je sah, sind Sie der Einzige, dem ichs zu-
trauen könnte; ob gerade ich Ihnen aber nicht unangenehm oder
gleichgiltig bin? Das alte Spiel; das älteste. Dem Hauptmann
ists neu. And der Reiz dieser schlanken, langbeinigenFrau wirkt
noch aus stattlichen Resten. Soeben tröstet, räth, kommt wieder,
wird als Retter gepriesen, als Schützer und furchtloserHeld; und
drückt, selig zunächst schon in dem Bewußtsein, lange genährtem
Heilandwahn so brünstigen Glauben geweckt zu haben,seine Lippen
auf denMund derFrau, die sich, in der Ohnmacht überquellenden
Dankbedürfnisses, erfröstelnd in feine Arme gleiten ließ. Sie hat
ihn. Er wird ihr Ritter. Vor den Kameraden ihr eifernder An-
walt. And (fo will fies) der hitzige Ankläger ihres Mannes. Der?
Ein roher, nach Geld und Fleisch dieser herrlichen Dulderin nur
gieriger Patron. Wenn man reden dürfte! Aber die Unvergleich-
liche will keinen Lärm; trägtmitderGeduld eines Engels, was kein
Sterblicher zu tragen vermöchte. Die Kameraden heben lächelnd
dieAchseln. WiederEiner! DasRemontensystemdieserKavalle-
ristin versagt wirklich nie. Na, schließlich ist der gute Soeben kein
Milchbart. Siebenunddreißig. Allerlei Wind hat ihm um die Nase
geweht. Der wird sich, mit ein paar Schrammen vielleicht, schon
allein aus der Eh ose herauswickeln. Wie vor ihm so Mancher.
Am zweiten Tag nach der Weihnacht findet, morgens vor
Sechs, der Dragoner, der desMajors Burschen vertritt, Herrnvon
Schoenebeck tot in seinem Schlafzimmer. Die Leiche liegt auf dem
Rücken, istnurmitNachthemd und Pantoffelnbekleidet; aus einer
Stirnwunde rinnt noch Blut. Zwischen den Beinen liegt ein Re-
volver. Im Schlafzimmer brennt das Elektrische Licht. Die in das
kleine, demHof benachbarte Speisezimmer führendeThürist offen.
Der Dragoner fagt, was er gesehen hat, dem Pferdeburschen.
DenHausmädchen und dem Kinderfräuleinwirds erzählt. Dieses
Fräulein Eue bringt der Witwe die Schreckensbotschaft. Frau von
Schoenebeckschreit, heult, tobt; bleibtaberim Bett. Renntnichtdas

Treppchen hinunter, um den Leib des Mannes zusehen, indessen
Umarmung sie zwei Kinder empfangemhat. Ein paar Kameraden
Schönebecks sind geweckt worden und eilenherbei.Naubmordnach
einem Einbruch? Imhaushaltfehltnichts; Geld,Silberzeug,Uhr,
Tifchgeräth: Alles in Ordnung. Selbstmord? Vei diesem ruhigen,
Auch wird.als dieNäthe desKriegsgerichtes angelangtsind.festge-
stellt, daß derNevolver.derzwischen denVeinenderLeiche lag, noch
mit allen sechs scharfenPatronen geladen istund.mitfeinemKaliber,
nicht zu der Einschußöffnung auf Schoenebecks Stirnhaut paßt.
Nach Sieben kommt Goeben, um den Hausherrn zu einem (angeb-
lich vereinbarten)Iagdausflug abzuholen.Der Bursche meldet.der
herrMajorhabesich erschossen.Undenkbar,sagtGoeben;weiltnur
eine Minute neben der Leiche und stürmt dann hinauf:dieWitwezu
trösten. Ob sie ihm (wie sie behauptet) ihr Schlafzimmer sperrte oder
ihn (wie er behauptet hat) einließ? Nach seiner Angabe hat sie,
als er eintrat, geschrien: „Mein Gustel!" Vei seinem Anblick sich
nicht beruhigt; gefragt: „ War er gleich tot? Ich weiß von nichts. Ich
bin verrückt. Sags Allen!" Als Goeben wieder unten ist, scheint
er ganz ruhig.Spricht, wie schon lange, schlechtüberSchoenebeck;
meint.Frau Antoinette könne sich der Thatsache freuen, daß sie von
diesem rohen, herzlosenWichtnunbefreit sei; ruft, als derhühner»
Hund vor der Schlafzimmerthür anschlägt: „hirschmann verbellt
ihn jetzt. "Kaut bald danach gemächlich an einem Kuchenstück. Und
fordert die Offiziere auf, mehr als an den Toten, für den ja nichts
mehr zu thun sei, an „dieLebenden daoben" zu denken. Schon an
diesem Morgen weckt sein lautes, protziges, dann wieder scheues
Wesen leisen Verdacht. Er gilt als Antoniens Liebster, hat längst
im Ton grimmigen Hasses über den Major geredet. War am Tag
vor der Mordnacht Stunden lang in Schoenebecks Haus, dui
bonc>?Der altenKriminalistenfrage findet man nur eine zureichende
Antwort. VurGoeben bekannte sich als Schoenebecks Feind; nur
er hatte ein Interesse daran, die Frau (die ihm eine unverstandene,
mißhandelte, geschändete heilige war) freizumachen. Er wird ver-
nommen. InfeinerWohnung eine Mensurpistolegefunden, deren
Kaliber genau zu der Einschußöffnung am Kopf des Toten paßt.
Vach derVernehmung beeilt er sich, derWitwe den Inhaltseiner
Aussage mitzutheilen. Der Vrief wird aufgefangen und bewirkt,
mit anderen beträchtlichen Verdachtsmomenten, die Verhaftung

des Hauptmannes. Da Zweifel an seiner Zurechnungfähigkeit entstehen, wird erzuerstinKortaubeobachtet,dann,imMilitärgefängniß, von dem münchener Psychiater Freiherrn vonSchrenck-Notzing untersucht und befragt. Anter derWucht des Belastungmate« rials hat er sich inzwischen zu derThat bekannt. ZurTötung; nicht zu überlegtemMord.Am zweiten März 1908hat er sich mit einem stumpfen Tischmesser die Halsadern durchsägt. Er wollte sterben. Goeben hat zuerst die ganze Schuldlast auf sich genommen und hitzig bestritten, daß Frau von Schoenebeck als Anstifterin oder Beihelferin mitschuldig sei. Später hat er die Frau schwer belastet. Am sich selbst der Strafe zu entziehen? Als ein durch krankhafte Geistesstörung der freien Willensbestimmung Beraubter sich in die Rechtswohlthat einzuschmuggeln, die der einundfünfzigste Paragraph des Strafgesetzbuches gewährt? Die konnte ihn aus der Antersuchunghaft nur ins Irrenhaus führen. Das wußte er. Hörte auch von dem Sachverständigen, daß dessen Gutachten nichtAusschluß, sondern nur Einschränkung der freien Willensbestimmung feststellen werde und daß unser Strafgesetz den Begriff verminderter Zurechnungfähigkeit nicht kenne (und nicht kennen darf, fo lange es in dem Wahn von objektiver Freiheit des Menfchenwillens befangen bleibt). Da war für den Hauptmann also nichts zu hoffen. Seine Verurtheilung zum Tod sicher. And im Kreis der Rechtsgenossen fiel auf ihn ein ungünstigeres Licht, wenn er als Werkzeug eines kranken Dirnenhirnes, nicht als ein in männischer Leidenschaft Strauchelnder ins Verbrechen geglitten war.. Doch er wußte nun, in welche Pfütze er sein armes Herz geworfen hatte; und fühlte sich von jeder Schonung entpflichtet. Sollte in solchem Tümpel sich noch einmal das Himmelslicht spiegeln? Der hamletische Todesstundenwunsch, sich und seine That erklären zu lassen, oder der Ezhibitionistendrang, vor Menschenblicken die Scham zu entblößen: Goeben löste vomGeheimniß seines Erlebens das letzte Siegel. Er wollte sterben. Den qualvollsten Tod.Doch die Aeberlebenden sollten ihn kennen. Den Knaben treibts in enthusiastische Freundschaft, die ihm aber keinLustgefühlschasft. Erst denSiebenzehnjährigenüberfällt dasPubertätfieber. ImTraum fühlt er, den die Mutter, im Scherzspiel, einst auf ihrem Rücken reiten ließ, unter feinen von zarten Armen umklammerten Schenkeln einenFrauenrücken, fühlt in der

engen Schlinge seiner Annehmen feinhäutigen Hals: und erwacht
in der müden Wonne, die des Geschlechtshungers Stillung wirkt.
Der Jüngling ersehnt und beschleunigt die Wiederkehr solcher
Träume; sucht sie, als er reiten gelernt hat,auch alsWacher her-
beizuzwingen und gewöhntsich, im Sattel denAttumulatorseines
Geschlechtstriebes zu entladen. Liebt sein Roß wie ein Weib,
tätschelt es mit sanftem Finger, kraut ihm schäkernd die Mähne,
kitzelt es zärtlich mit derFußspitze, demSporn;und läßt vonwol-
lüstigei' Vorstellung den Frauenleib formen, der ihn, in seligerer
Stunde, tragen soll. Keiner hat ihm von Sexualbedürfniß und
Sexualgefahrgesprochen.KeinerihnjevorschädlichemMißbrauch
des Zeugungorganes gewarnt. Den dumpfen Sinn schreckt das
Geschlechtswesen der Frau, von der er doch das höchste, heißeste
Wohlgefühl hofft. Wer sie spornen, bis zur äußersten Ermattung
antreiben und die Keuchende nach Belieben dann zügeln könnte!
Der Lieblingtraum wird zur unentbehrlichen, zwingenden Vor-
st e llung und derArtillerielieutenant thut wie Onan, Judas zweiter
Sohn von Sua, den des Herrn Zorn traf, weil er, statt bei des
Bruders Witib zu liegen, seinen Keimsaft in die Erde sickern ließ.
In so unkeuscher Enthaltung vom Weib lebt er Jahre lang; und
das Nervensystem des aus kränkelndem Stamm Ersproßten wird
im Wirbel solcher gewaltsam erkünstelten Wonnen früh morsch.
Obihnje ein Mannesleib reizte? Er hats geleugnet. Die besondere
Art seiner Lustvorstellung ließe leicht darauf schließen. Einerlei.
Ringsun^riechts, in Kaserne und Kasino, nach Weibergeschichten:
und dieser Lieutenant hat nie eine Liebste gehabt, nie nur sich an
einem Dirnchen gekühlt. Hält sich drum für Einen von anderem
Schlag; vereinsamt imInnersten; darf,ein vomFluch derLächer-
lichkeit Bedrohter, sein schmähliches Geheimniß aber nicht ent-
schleiern; und sinkt, ums noch sester einzuhüllen, in die Gewohnheit,
jedem Auge sich anders zu zeigen, als er ist. In einen Sumpf, der
Wahrhaftigkeit nicht gedeihen läßt. Herr von Goeben spielt den
interessanten Sonderling. Das Leben? Ein Quark. Füreines
Bettlers, eines Krüppels Glück würfe ers hin. Der Dienst? Im
Frieden ein freudloses Handwerk, das dem Ernst hoher Welt-
auffassung nicht zu genügen vermag. And wer darf zweifeln, daß
solche Auffassung in einem Offizier lebt, der sich aller galanten
Kurzweil fern hält, zu dem Weib wie zur reinsten Priesterin auf-
schauten seinemFühlenKindern undThieren innig gesellt ist, der

Schönebecks,
Schwachen, Mißhandelten, Bedrohten Vertheidiger wird und vomSchicksalnurdieMöglichkeitschmerzhafterSelbstaufopferung heischt? Soeben findet Freunde; findet jüngere Kameraden, die an die rauheTugend dieses fastheilig scheinettdenKriegersglauben. Friert aber in den mühsam gespeisten Weihflammen dieses Kultes und möchte ihm, möchte sich selbst gern entlaufen. Wenn er sich ins Rollen der Begebenheit stürzt, dem Körper, dem Kopf die letzte Leistung abverlangt, die der Kraft eines Menschen erreichbar ist,wird derBannvielleichtgebrochen; lindertsich wenigstens wohl derZwangund ermöglicht ein helleres Leben im sicheren Gehege der Norm. Solche Hoffnung treibt ihn in den Burenkrieg (wo er emsignach dem Ruhm tollkühnerTodesverachwng trachtet) und in die blutige Wirrniß desMakedonenaufstandes. Doch die Hoffnung trügt. Schwere Malariarückfälle zerrütten den Körper. Als ein Alternder, dem sich an der Schläfe schon das Haar bleicht, kehrt er heim; und kann die Leistungfähigkeit der Lieutenantszeit nicht wiedergewinnen. Schlaflosigkeit und häufige Schweißausbrücheschwächen ihn. Er ist düsteren Sinnes, oft mürrisch, mitten imDienstbetrieb manchmal zerstreut; und erzählt in lebhafteren Stunden aus seiner Kriegszeit Geschichten, die jede gründliche Nachprüfung als erfunden oder gefärbt erkennen muß. Sein Geschlechtsleben hat sich nicht geändert. Nur haben sich, unter heißerer Sonne, in fremdartigen, seelisch erregenden und ganze Tage lang in den Sattel zwingenden Verhältnissen, die Exzesse von Mond zu Mond gemehrt; ist täglicheMasturbation zur Gewohnheit geworden, deren Zwang dann auch in Berlin weiterwirkt. Die spärlichen Versuche, im Arm einer Frau Stillung, Heilungzu finden, sind fruchtlosgeblieben.DerfastSiebennnddreißigjährige, der als Batteriechef nachAllenstein versetzt wird, hat als ein Glücklicher niemals noch denLeib eines Weibes umschlungen. Im März hat er die von überströmendem Dankgefühl hingerissene Antonie geküßt; dem Drängen ihrer nach körperlicher Vereinigung lechzendenHypererosie aber, imBewußtsein desNnvermögens, nicht nachgegeben. Er läßt sich lieben; doch durch die ungestümste Zärtlichkeit nicht aus dem vorsichtig gewählten Triebgewahrsam locken. Auch nicht, als derMajor demtzans ein paar Wochen lang fern bleibt. Der Lenz kommt endlich insPregelland. Die Luft erwärmt sich und unter dem letzten Schnee steigt sacht, in Wald und Garten, aus der Wurzel der Saft ins Gesträuch.

Wühlt und wirkt auch in des Hauptmanns Sinnen die Zeuger-
kraft dieses Frühlings? In schwüler Mittagsstunde bebrütet,
während des Heimrittes vomUebungplatz, die Sonne in Goebens
Hirn die Hoffnung, jetzt, so spät noch, das volle Glück der Mann-
heit zu erlangen. Wer weiß? Vielleicht hat ihm bisher nur der
seine scheue, verschüchterte Geschlechtsart ergänzende Weibtypus
gefehlt; der besondere Wesensduft, dessenWehen auch ihninden
großen Orgasmus lenzlicher Natur taucht. In unbewußter Be-
wegung sinkt die fiebernde Hand vom Zügel und streichelt den
Nucken des Thieres. Das denNeiterso willig trägt. ..Aus heißen
Dunstschleiern schältsichdieIünglingsvorstellung:einfeinhäutiger
hals, den seineArme einklammern; unter seinen Schenkeln, indie
sich rosige Fingernägel oder Ellbogen bohren, ein Flauenrücken.
Kann dieser Traum nie Wirtlichkeit werden? Schon ist er mit der
im LustverlangenVedentenlosen weit genug, um den Versuch wa-
gen zu können. Setzt sie, wie ein Kind zum huckepackspiel, auf seine
Schultern; beugt dann lachend denNumpf und läßt sie auf seinen
Nucken gleiten; und endet das Iauchzduo mit dem Nuf, der von
übermüthiger Minutenlaune auf die Lippe getrieben scheint: „Nun
soll mal der Neiter das Pferdchen sein; sollst Du Deinen Brau-
nen tragen!" Zum ersten Mal erlebt ers mit wachem Auge; fühlt
sich von beseligendem Wollustspasma geschüttelt; ist zum ersten
Mal in eines Weibes warmer Nähe seiner Mannheit froh ge-
worden. Doch in der selben Sekunde auch der willenlose Sklave
dieser Beglückerin. Milans Sohn hat einer hofhure, weil sieden
Scheinbann seiner Impotenz brach, die Serbenkrone aufs Haupt
gesetzt. Was vermöchte Soeben der Frau zu weigern, die als Erste
ihn, als Einzige, die Wonne einer der Natur nahenGeschlechts-
bcfriedigung erleben ließ ? Die nistet nun in der Herzkammer seines
Geheimnisses. Weiß, jetzb erst, was diesem Zagen die schlaffen
Adern in Schwellung bringt, welcher Genitalreiz diesem Weib-
scheuen den Genuß natürlicher Paarung ersetzt. Den kann sie ge-
währen und kann ihn versagen; dem der Norm nicht mehr ganz
Fernen auch völlige Heilung verheißen. Aus sicherem herrschaft-
sitz spinnt sie dünne Fädchen, knotet eins behutsam ins andere:
und hatmit engmaschigemNetz bald Kopfund Sinne des Mannes
umstrickt. Noch spürt er denDruck nicht. Ist mit der Seligen selig,
die mit ihren Buhlkünsten nicht geizt und, in Vereitschaft immer,
mit ihrem langenden Blick, ihrem Lächeln, zu sprechen scheint wie

ZuMahadöh der Mund der inDemuth geschäftigen Bajadere:
„Was Du willst, Das sollst Du haben!« Im Stillen aber ent-
schlossen ist, nur,wasihrbeliebt,ihmzuspenden. Der Weibinstinkt
wittert Einen, den nicht die Wirtlichkeit, den nur die Vorstellung
zur höchsten Willensleistung, auch zur männischen des Körpers,
spornt; und ahnt rasch, daß die Vorstellungwelt dieses Willens
früh abwelkenmüßte, wennihrnichtjederTageinenneuentränken-
den, belebenden Quell erschlösse. Heute muß Eifersucht, morgen
Scham dieSinne destzauptmanns düngen; heute darf er aus voller
Schale schlürfen undmorgennichteinmaldieLippenetzen. InAn-
toniens Erzählung verthiertGustav zum unersättlichen Bullen, der
sich Tag vor Tag auf die Kalbe stürzt; zum geilsten Bock, dessen
Gier zwischen zwei Sonnen mindestens einen Geschlechtsakt er-
zwingt. Doppelt brennt vor dem Schreckbild solcher roh prassen-
den Nebermännlichkeit die Schmach eigenen Unvermögens. Das
wiche am Ende in der mittheilsamen Wärme steten Zusammen-
seins. Immer in Angst vor dem Tritt auf dem Gang, vor dem
Morgengrau, das den Schlüpfweg über die Hausflur sperrt: nur
ein selbst schon in Thierheit Gesunkener hätte da Nuhe zu stillen-
dem Genuß. Von dem Lakentyrannen die Frau, von Eifersucht,
Kraftlähmung, Schwachheitschmach den Mann zu befreien, giebt
«s ein einziges Mittel. Goeben befchwörtAntonie, ihre Ehe schei-
den zu lassen und ihm ganz zu gehören. Die Frau fällt in Ohn-
macht. (Das kann sie nach freierWilltur; kann, wie mancher brah-
manische Pogi und ein ukermärtischer Fürst, durch die Gewalt
ihrer Vorstellung und Selbstsuggestion Krampf und Ohnmacht,
Pulsstockung und Pulsbeschleunigung, abnorme Vorgänge ver-
schiedenerArt inihrem Körper erwirken.) Flüstert mit blasser Lippe
dann, daß nicht der schönste Traum ihr je so hehres Glück gekündet
und der Nausch der Verheißung drum jetzt dasVewußtseinsthor
überschwemmt habe. Ists denn auch faßbar? Für ein kleines
Weiberherz nicht allzu viel stolzer Entzückung? Mein Mannwirst
Du sein? Dein richtiger Mann; und werde (leise spricht ers, wie
ein Flehen um Verzeihung) dann völlig gesunden. Sie hat ihn.
Die Zeit wilder Ekstasen beginnt. Zwar hat der inUnvermö-
gensangst Erschauernde die Frau überredet, die Hochzeitdäm-
merung in keuscher Zärtlichkeit heranzuwarten. AberArachne ruht
nicht; will ihr Sekret in der Luft zu neuen Fäden Härten und den
Kiefertaster des Männchens zu neuem Thatversuch wachkitzeln.

Sonst wckernsichamEndedieMaschen; entschlummert, ohne auf-
rüttelnde Versuchung, wieder der mühsam geweckte Wille zur
Mannheit.Weil in dem Liebenden des Mannes zu wenig ist, soll
die Geliebte darben? Nur verhaßte Umarmung dulden? Erträgt
er denn, ein Edelmann und Soldat, den Gedanken, daß ihr Leib,
dessen Sehnen er niemals noch stillte, eines Anderen alltägliche
Weide ist? Bebt nicht vor der Möglichkeit, ihre nie nach Lust ge-
tränkten Sinne könnten, wie dürstende Hunde an besudeltemRinn-
sal, sich an unsauberem Born kühlen? Grauen, Ekel, alle Wächter
schamhafter Liebe überrennen, rings um die Seelenfeste die Leucht-
feuer löfchen und im Dunkel des Ehebettes von dem über dicht ver-
verhängten Pupillen Röchelnden in stummer Wonne nehmen,
was der Mann zu geben vermag und der Liebste versagen muß?
Mit solchem Wort, solchem Gräuelsvuk reizt sie den Ruhelosen;
reizt auch seinen Körper mit den in der Schule der Perversion und
des Tribadismus erlernten Künsten. Und bleibt ihre Peitscher-
arbeit, all das von reicher Erfahrung geleitete Mühen dennoch
unbelohnt, so hagelts Hohn in die beim Reitspiel entbundene
Wunde. Tage lang kommt dann kein Laut aus Antoniens Kehle.
Trieft der hagere Rumpf des Mannes vom Schweiß der An-
strengung, ihr ein Kosewörtchen, ein Lächeln nur abzulisten. Um-
sonst. Er soll sehen, wie unfroh sie neben ihm haust; soll vor der
Gefahr zittern, daß in der trockenen Gluth das Gefäß ihrer Sinne
undicht werde und ihre Liebe ihm so entrinne. Dann, plötzlich,
schäumt ihre Zärtlichkeit wieder auf,umgifchtet das Sandriff weg-
gespülten Zornes und brandet an des Mannes aufathmender
Brust. Ein Taumel ists nun, in dessen Strudeln und Gurgeln
die ins Kindhafte verniedlichten Vornamen („To"und„Pfausi")
fast verhallen. In jäherFolge gehts so; aus denTropen im Flug
wieder ins Nordpolarmeer. In der schlimmsten Stunde ihrer
Geschlechtswuth entwickelt To sich der letzten Schamhülle und
blößt einen Aussatz, den die Winkeldirne noch vorIedem, denste
nicht wegscheuchen will, bürge: preist vor Pfausis Ohr den Buh-
len vergangenerZeit.von dessenManneskraftsie, wann ihr Schoß
begehrte, beglückt ward. Goeben hörts an. Weichtnichtvondieser
aus dem Bereich der Weibheit Geschiedenen. Kommt, inAengsten
und Fiebern, kaum über die Stunden hinweg, die er nicht in ihrer
Athemnähe verHocken darf. Seine Schande empfindet er, die unab-
waschbare Schmach so schnöder Entwürdung; und wühlt sich selbst

doch tiefer stets in den warmen Schlamm. Auf dem Schießplatz
stiert das Auge blicklos in den Sandboden. Auf demNückcn des
Pferdes stöhnt er den Namen der Frau ins Weite, fühlt sich auf
dem bewegten Leib endlich wieder der „ süßen To" näher und jagt
unter einem Thränenstrom in ihren Dlmstkreis zurück. Im Kasino
ist er, in jedem Salon der Kleinstadt ein frommer, vor Frauen ehr-
fürchtiger, von der Heiligkeit der Ehe durchdrungener Christ, dessen
strenge Sittlichkeit und spröde Mannestugend Alt und Jung be-
wundern. HinterderMaskewohntnur ein Wunsch: inneue, durch
alte Gewöhnung verbürgte Lust rasch nun zurück! Väumt sich nur
eine Frage: Wie erwirke ich auch ihr so unersetzlichen Genuß,
übermanne die Schwachheit meines Geschlechtswillens und sät-
tige endlich die Sinne Einer, die des Hungerns längst müde ward?
Der Herbst bringt Antwort; über alles Ahnen beglückende.
Nach der langen Manövertrennung gelingt, was nie noch gelang:
die Mann und Weib zum Gattungdienst nach der Norm derNatur
einende Paarung. Von der Seele des Hauptmanns sinken die trü-
ben Nebel und ringsum fängt, unter herbstlicher Sonne, Hoffnung
zu blühen an. Muß To ihn, die Löserin aus zwanzigjährigem Ge-
schlechtsbann, nicht allen Anderen unvergleichlich dünten? Darf
Einer staunen, weil sie im Gestammel seiner Briefe das Süßeste
und Wonnigste heiht^ ein reines Heiligthum und ein Engel der
Liebe? Nicht verständnitzloser als vor der Wahrnehmung, daß
auch den geheilt Scheinenden die Schlaue nicht vom Halfter läßt.
Wenn er aus seiner Vorstellungwelt ins Land hellerWirklichkeit
entliefe, wäre er ihr leicht verloren. Nur die Vorstellung fpornt
Diefen zur höchstenWillensleistung. Wiesicher, Pfausi, saß sichs
auf Deinem Nucken! Willst unser Pferdchenspiel doch nicht ganz
verlernen? Die Gewohnheit lebt wieder auf. Wer weiß denn,
ob er immer bar zahlen kann? Der Vorsorgliche hält Surrogate
imHaus; besonders in einem, dessenHerrinTag und Nacht durch
unerrechenbare Wünsche einhertost. Heftiger als je vorher for-
dert To jetzt Sklavendienste. In jeder Minute muß der Haupt-
mannihres Winkes gewärtig sein. Ists; und möchte jauchzen.wenn
er so recht sich erniedert sieht. Zieht der Wonnigsten die Stiefel
aus, die von der Hitze des Nittes noch feuchten Strümpfe und küßt
knieend die Sohle des Fußes; wartet Stunden lang beim Stell-
dichein, das To absichtlich versäumt, und wagt nachher nicht den
sanftesten Vorwurf; kniet vierNächte lang an ihremVett, Weilsie

gesagt hat, nur seines Handtellers Wärme könne aufliegend den
Schmerz lindern, der ihren Leib zusammenkrampfe; holt aus der
Küche, der Besenkammer, was ihreLaune just heischt.Pfausi würde,
Graf Muffat, auf allen Vieren kriechen, mit den Pfoten wedeln
und zwischen den Zähnen eine Klosetbürste apportiren. Warum
nicht, da sie einander so rafcnd lieben, so unsinnig glücklich sind?
Vrautstandsfpäße. Derbe, wie sie nach der Vermählung der Leiber
möglich wurden. Alles ist ja besprochen. Die äußere Vereinung
der Gepaarten nur noch eine Frage kurzer Frist. Sogar Goebens
alte Mutter weiß schon, was sich im Allestädtchen vorbereitet, und
zwischen ihr und To fliegen zärtliche, ehrerbietige Briefe hin und
her wie zwifchen Schwieger und Braut. Vis auf den Glücksgipfel
ist nicht mehr weit. Das zwei Jahrzehnte lang unter Folterqual
und Spottfurcht entbehrte Necht auf männischen Sexualstolz er-
worben; und mit ihm die Gewißheit, die Spenderindesnicht mehr
erhofften Hochgefühles bald vor'jedemOhr feinnennen zudürfen.
Aktiv könnte Goeben nach dem Garnisongerede freilich nicht blei-
ben. Was liegt dran? Leise ertrachtet er die Vetheiligung an einem
Ueberseegeschäft. Für den Anfang sorgt Tos Geld, für den ge-
deihlichen Fortgang, Pfausi, sicher Dein kluger Kopf. Das Inter-
esse am Dienstbetrieb schrumpft dem Hauptmann nun schnell. Leb-
haft wird er unter Kameraden fast nur noch, wenn Schönebecks
den Gesprächsstoff liefern. AufHymnen folgt dann ein Gepfauch.
DieFrau eine heilige, der Mann eineBestie. Madonna imKäfig.
Ein einziges Mittel giebts, hat Goeben im Sommer gesagt.
Wenn Gustav von Schoenebeck aber dieWahl dieses Mittels hin-
dert? Erzwingen läßt sich die Scheidung nicht; der Major, den
Pfausis Wahn sich einbildet, würde Mißhandlung und Schlim-
meres abschwören, um im Genuß des Geldes, des immer noch
herbstlich schönen Leibes zu bleiben. Dann ? Dulden, daß der Engel
im Naubthierhaus weiterschmachtet? Auf Tos Geheiß hat er im
Vaumschutz des Gartens erlauscht, was im Ersten Stock einst im
Dunkel geschah. Ein Klopfen. Die Stimme der Frau: „Nein! Du
darfst nicht herein; ich riegle dieThürnicht auf." Stärkeres Klop-
fen. „Nie wieder! Mir graut vor der Zudringlichkeit Deiner Be-
gierde." Eine endlos fcheinendeWeile gehts fo. Demhauptmann
schlägt das herz bis in denhals. Die Stimme desMajors hat er
nicht gehört; glaubt aber, daß der ewig Brünstige hinter der der-

riegelten Thür ächzte und tobte. „Da hast Du ein Bild meines
Elends." Gustav verpulvere ihr Geld und knickere, wenn sie Etwas
für ihre Erholung fordere. Da sie sich der Brutalität seiner Schän-
dungversuche entwinden wollte, hat der Wüthende ihr den Leib
zerfetzt und mit Stößen und Hieben („Sieh selbst!") die haut
gepardelt. Nach dem Manöver zeigt sie dem Buhlen einen Bett-
bezug, in den, unter Gustavs roher Pranke, aus ihren geschun-
denen Hüften das Blut troff. Das soll ein Mann geduldig noch
länger tragen? EinLiebender? To ist zu milden Herzens, um sich
selbst befreien zu tonnen. Aus zu zartem Stoff, um einen Skandal
zu überstehen. Herausforderung, Duell, Kriegsgericht? DieFolge
wäre ein dem Major günstiges Scheidungurtheil, die Verarmung
und Deklassirung der Frau, ein im Leben der Kinder fortwirkender
Makel. „Lieber bis ans nahe Ende meines Lebens die Qual dieser
grausigen Ehe." Kein Mittel.. Eins. Das letzte aller entehrten
Kreatur. Schon flüstern die Beiden davon. Arsenik? Die schafft
er herbei. Doch wieder spricht ihßes Mitleids Stimme lauter als
der Drang nach Vergeltung. Sie vermag es nicht. Im Wald den
einsamen Waidmann stellen und mit dem Revolver die Lösung
des Ehebandes erzwingen? Weigert er sie: auch ohne Zeugen
giebts unter Männern ehrlichen Zweikampf. Fällt der Haupt-
mann, fo sprach ihm das Schicksal; trifft der sichere Menschenvisirer
den Major, so ahntKeiner den Schützen, der sich rasch insDickicht
rettet und seine Waffe bei der Leiche läßt. Dann wird Selbstmord
oderIagdunfallangenommen. Doch die Hunde würden die fremde
Spur erwittern. Antonie giebt dem Hauptmann ein Paar von
Gustav getragener Strümpfe: daß er sie über die Stiefel streife
und fo die Spürnasen täusche. Immer vereitelt wieder ein neuer
Zufall die Ausführung des bedachten Planes. Zufallnur? Nicht
auch Feigheit Eines, der mit dem prahlerisch ausgereckten Geäst
seines Wesens doch keinen Bezirk der Mannheit ganz zu decken
vermag? Das Jahr neigt zum Ende: und der Jammer währt noch
und scheint unausrodbar. Wie am Vaal einst der Stacheldraht,
drückt der Hohn des Weibes sich dem Soldaten in die Brustwehr-
haut. So oder so: er wirds vollenden, hier kann er ohne Helferin,
ohne determinirende Vorstellung sich als Mann erweisen. Unter
dem Christbaum schwört er, der in der Weihnacht vier Stunden
langimArmderLiebstenlag.nichtmehrzusäumen. Indernächsten
Nacht steigt er durchs Hoffenster ein und tötet den Feind.

... Hätte dem Königlich Preußischen Major Gustav von Schö-
nebeck in der Weihnacht ein Kamerad oderWaidgenosse ins Ohr
geraunt, dicht über des Mannes hartem Soldatenlager wärme,
unter dem Pfühl, an dem noch seines Schweißes Nuch haftet, jetzt
die Brust seines Weibes den zuckenden Leib Hugos von Goeben
und aus dem oft unter Saugküssen erstickten Gewisper der Beiden
webe sich die letzte Masche eines Mordplangespinnstes, dasinder
nächstenNacht denHausherrn drosseln solle, — erhätte aus ruhig
athmender Brust die Antwort gehört: «Dummes Weiberzeug!
Daß Einer oben ist, mag sein. Mancher hat da schon geschwelgt; und
nach dem Geschlechtsnerv von meinen Tellern den Gaumen ge-
füttert. Mannsvolk genug, um einer Brigade zu befehlen. Ich
weiß Alles. Daß derHausschlüssel auseinerTasche indie andere
wandert. Wie sies gar,mit dem Erstbesten,inBerlin getrieben hat,
wenn sie Wochen lang dort saß, ‚um für Wirthfchaft und Kinder
billiger einzukaufen'. DasThierchen hat ja jedes Lendenerlebniß
ins Tagebuch gekritzelt. Kenne öus Briefen das Hengstgewieher
der Angekörten. Alles. Sie läßts nicht. Kann nicht. Der Doktor
sagt: Hysterische Hypererosie; ich habe einlurzesWort:Thierchen.
Giebts auch imWald.Was soll ich machen? Habe dreiDinge im
Leben ernsthaft geliebt: meinen buntenNock,meineKind5r, meine
Jagd. Den Nock mußte ich an demTag, wo ich Toni mit dem Fuß
wegstieß, ausziehen; mochte ich ihn noch so sauber gehalten ha-
ben. So ists mal bei uns. Anverschuldete Spritzer schänden. Der
Sachsenkronprinz wollte Seine drum noch nach der Flucht mit
dem Hauslehrer wiedernehmen. Die elf und die sieben Jahre der
Kleinen wären verwaist; standgemäße Laufbahn und Ehe ihnen ge-
sperrt; Kinder einerLüderlichenund eines Stabsknackers a.D., der
knappe Dreitausend der Pension zuschustern kann. Für honori-
ges Waidwerk würde es nicht langen. And sie? Versänke, wenn
das Geld, das ich doch nicht behalten dürfte, verknallt ist, imDreck.
Muß ichs nicht gehen lassen und mich begnügen, das Aergste zu
hindern? Ich rackere und birsche mich müde und schlafe fest wie
cinGrimbart imWinterkessel. Kann, wenn ich will, mein Lustthier»
chenhaben.Mord?Ansinn. Sie lügtIedemdenBuckelvoll. Wenn
sie abgebrunftet ist, hat sie Alles vergessen. Könnte sies irgendwo
besser haben? Mit dem graugelben Vombenhugo ist nicht gut
kramen. Aber .interessant' sind Die oben; höllisch. Der Märtyrer
in zpe mit dem rothenKragen noch mehr als das Ewig-Läufische.
Mit Martyrien könnte ich dienen. Bin aber nicht interessant."

0berst von Estorff.*)

ser zweiundzwanzigste April 1910 ist ein Gedenktag Südwest»
afrilas geworden. Ein schmerzhafter. Der Kommandeur der
Schutztruppe, Oberst Ludwig von Estorff, ist heimgereist und wird
nicht wieder dem Lande rückkehren, dem er seit sechzehn Jahren eng
verbunden war. Viele brauchbare Offiziere sind nach Südwest ge-
kommen und wieder gegangen. Deutschlands beste Soldatenjugend
war hier in prächtigen Menschen vertreten: Franke, Nttter, Erckert,
Grüner haben ihre Namen der Geschichte der Kolonie verknüpft.
Keiner hat eine so fühlbare Lücke hinterlassen wie Estorff. Wir
nannten ihn den alten Nömer. Denn sein Vorbild waren die Füh-
rer der Römerheere, die in fernen Landen ihrer tzeimath neue
Provinzen gewannen. And die Tapferkeit mit Würde und edlem
Gleichmaß der Seele vereinten.

Wenn er uns in Durst und tzunger führte, in den Kampf
gegen Sonne, Sand und Dornen, gegen die Kugeln des Feindes,
so hatte Jeder die Gewißheit: Er bringt Dich wieder hinaus oder
Du stirbst siegend den Heldentod. Nie konnte diesem alten Sol-
daten eine schwierige Lage den klaren Blick trüben. Er sorgte für
uns, wie ein Vater für seine Söhne sorgt. Denen er gewiß nie
Etwas erläßt, das für die gute Sache von Nutzen ist, die er aber
nicht zwecklos opfert und die er, wo ers irgend kann, erfreut: mit
einem guten Wort oder einem gütigen Blick seiner ernsten Augen.
Er war unser populärster Führer. Einer, dessen Name Achtung,
dessen Anwesenheit Vertrauen gebot, um dessen Person sich ein
Kranz von Legenden wand. And dessen Eigenart in ungezählten
Thaten und in seltenen Worten treffsicheren Ausdruck fand.

Ein neuer Stabsoffizier erzählt am Lagerfeuer: „Nun kenne
ich alle Verkehrsmittel Südwests. Bin auf der Bahn und mit der
Maulthierkarre gefahren, auf Pferd und Kamel geritten, auch mit
dem Ochsenwagen getrektt." Nach einer Pause fragt der alte Nömer:
„And sind Sie auf müdem Pferd geritten, Tag und Nacht, in
Staub und Sonne, ohne Wafser und Proviant, dem Feind ent-
gegen, und haben Ihr Ziel doch erreicht?" Antwort: „Nein."
Wieder eine Pause; eine kürzere. „Dann ist Ihnen die in Südwest
übliche Verkehrsart noch fremd geblieben."

Nie sprach dieser bescheidene Mund von selbst Vollbrachtem.
Nie kam ein Wort der Mißgunst über seine Lippen. Er war an-
spruchlos, wie der geringste seiner Neiter; der einzige Stabsoffi-

*) Diesen Scheidegruß an den hier oft nach Perdienst (Berühmten
schickte mir Einer, der unter Estorffs Auge gefochten, in Durst und Hitze
unter dem Kommando dieses deutschen Soldaten dem "Reich gedient hat.

zier, der im Feldzug ohne Zelt, meist ohne Karre und Gepäck, bei
seiner Truppe ritt, nachts auf harter Erde ruhte, den Sattel
unterm Kopf, den Woylach als einzigen Schutz gegen die Nacht-
kälte. Wie jeder Reiter, lebte er von Reis und irgend welchem
Fleisch. Längst hatte seine starke Natur das Bedürfntß nach Alko-
hol und Tabak überwunden. So gab er uns das gute Beispiel, uns
Jungen, die oft genug klagten, wenn das Darben kein Ende nahm.
Als er ins Land kam, hatte er schon mehr Jahre auf den
Schultern als die Meisten, die sonst hierher geschickt werden. Als
älterer Hauptmann fing er an, gegen Herero und Hottentoten zu
kämpfen; als Major und Oberstlieutenant führte er seine Reiter
gegen den selben Feind. Krank, verwundet, verärgert sah er seine
Offiziere das Land der Schrecken verlassen. Er aber blieb. Sah
aus stahlblauen Augen den neuen Kömmlingen in die Seele:
„Bist Du aus dem harten und edlen Holz, das für diesen Krieg
paßt?" Viele Warens. And doch hat Keiner die verzehrenden
Strapazen mit gleicher Ausdauer ertragen wie Estorff. Kein Offi-
zier, kein Reiter hat, wie er, drei volle Jahre im Aufstand gefochten,
ohne im Lazarett) oder auf Etape Erholung zu finden; Keiner hat
ertragen, was der Aelteste ertrug. Wie ein hohes, festes Seezeichen
stand er im Meer und sah um sich das Gewoge der Kommenden
und Gehenden. Hagerer wurde sein Gesicht, fleischloser der Kör-
per; gleich stark blieb sein Herz, das erfüllt war von Pflichttreue.
Der Treue an sich, die nach keiner Belohnung, keiner Anerkennung
langt. Denn er gehörte nicht zu Denen, die ein Geschenk vom
Lande wollten, die es als Sprungbrett für ihre Laufbahn, als Ver-
mittlerin von Ruhm und Ehre benutzten. Estorff gab diesem Lande
sein Bestes: gab ihm seine Liebe. And nimmt nicht mehr an äuße-
ren Ehren jetzt mit nach Haus, als für solche Leistung unerläßlich
war. Wohl winkte ihm der Kriegsorden des großen Königs. Aber
sein Name verschwand aus der Vorschlagliste, als er gegen die von
höherer Stelle befohlene Verbannung der seinem Schutz vertrau-
enden Hottentoten nach der tzaifischinsel Einspruch erhob.
Seinen Offizieren und Reitern wird sein Name i.n den Her-
zen nachklingen bis ans Grab. Er hat ihnen den alten, entschwun-
denen Begriff altpreußischen Soldatenthumes neu erstehen lassen.
And Denen, die das Glück hatten, ihm näher zu treten, die Keusch«
heit seines Herzens offenbart, der Sünde fern bleibt, die mild und
gütig macht und edel ist wie die Seele seines Dichters, von dem
man sagte, wie man von unserem alten Römer einst sagen wird:
„And hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

In Schottland.*)

iebt es noch ein Volk, das sein Land so leidenschaftlich liebt wie die Schotten? Den schottischen Boden, den Sand seiner Hügel und Thäler? Ich glaube: nein. Ihr Land hat den ersten Platz in ihrem Herzen und Mancher von ihnen würde mit dem Himmel nicht zufrieden sein, wenn er fände, daß er anders aussieht als Schottland.

Mit Hurrarufen, Hüte« und Tücherschwenken überschritten wir die schottische Grenze. Sei dreimal mir gegrüszt, Du Land des Haidekrautes, Du meine Heimath! Dein verbannter Sohn kehrt zurück aus Liebe zu Dir, so glühender und ewig brennender Liebe, wie je nur in einem Manne für sein Vaterland gelodert hat. Ich danke Dir, Gott, daß Du mich als Schotten geboren werden ließest! ich kann mir nicht vorstellen, unter welchem anderen Himmel ich so zu fühlen vermöchte. Du kleines, muthiges, eigensinniges Teufelskerlchen, das immer seinen Willen durchsetzt, so scharfsinnig und klug, immer ein Auge auf die Hauptsache gerichtet und doch so liebenswürdig, so traut, so überquellend von Liedern und Märchen, so empfänglich für alles Schöne, Duftige, so tapfer und treu, ^ Du gefällst mir, mein Schottland, und ich bin stolz, Dein Sohn zu sein!

Wir hielten in Gretna Green und suchten die berühmte Schmiede auf, wo sich schon so viele romantische Paare auf ewig in die heiligen Bande der Ehe schmieden ließen. Ein kleiner Junge war unser Führer! von ihm hörte ich zum ersten Mal wieder den echten, unverfälschten breiten schottischen Dialekt. Ich bot ihm einen Schilling für den Fall, daß er Etwas richtig „schottisch" aufsagen könne. Er wußte seinen Katechismus gut, aber er verstand nicht, was er sagte. „Machts nichts, Davie; ältere Köpfe schon als Deiner haben sich mit diesen Dingen abgemartert und sie nicht ergründet. Und außerdem wird eine ‚Revidirte Ausgabe' erscheinen, wenn Du groß sein wirst! Aber kennst Dn Burns?" „Ja, ich kenne ‚s msil's s, iusn kor s' tkst' und ‚^‚ulä I^suS L)'»s"' „Gut, Davie, da hast Du noch einen Schilling; aber wenn Du Dir nicht alle drei Sachen merken kannst, vergiß auf keinen Fall,^ msv'8 insu kor s,' tdst', denn einmal werden sich alle Schotten daran erinnern müssen; vergiß auch nicht I‚äiiä 8711s', denn es steckt in die-

*) Ein neues Buch von Andrew Carnegie; „Vierspännig durch Schottland" heißts und erscheint bei Franz Moeser in Leipzig. Nicht so stark wie „Der Weg zum Reichthum", in dem der Milliardär, Pazifizist und Menschheitbeglücker sein Innerstes entblößt. Aber lustiger; menschlicher, könnte man sagen. Ein buntes, wunderlich anregendes Buch. Das Fragment, das hier veröffentlicht wird, zeigt den an amerikanisches Wesen akklimatisirten Schotten in einer Lebensstunde, die ihm nur in der alten Heimath schlagen konnte; und mag ihn Denen sogar, denen sein Milliardärsozialismus und sein billiges Spiel mit der Weltfriedensstiftung nicht immer behagten, „sympathisch machen".

fem herrlichen Liebe mehr .Friede und Liebe auf Erden', die Grundlage
jeder wahren Religion, als in dem ganzen Katechismus!" Davie sagte
noch, er wolle zu mir nach Amerika kommen, wenn er groß geworden
sei. Ich versprach ihm, wenn er seinen Burns nicht vergessen habe,
daß ich ihm eine „Gelegenheit" verschaffen werde, das Einzige, was
wir in der Republik, wo nur Verdienst den Weg zum Erfolg bahnt?
für einen Menschen thun können.
Nnter den berühmten Namen, die Dumfries zu seinen Söhnen
zählt, sind Crichten, Paul Jones, Allan Cunningham, Carlhle, Pat°
terson, der Gründer der Bank von England, Miller, der Erfinder des
Dampfschiffes, und noch ein großer: Duncan, der Gründer der Spar«
danken. Während dieser Geistliche seine Heerde antrieb, Schätze für
die andere Welt zu sammeln, vergaß er auch nicht die Mahnung, für
diese Welt Etwas zusammenzuscharren. Ein sehr vernünftiger Mann?
Nicht viele Geistliche hinterlassen eine den Massen so nützliche Erbschaft
wie dieser Geistliche in seinen Sparkassen. Die schönste Predigt über
die andere Welt nützt nicht so wie die nüchterne und solide Gewohnheit?
ein stattliches Konto auf der Sparkasse zu haben. Duncan war ein
Geistlicher nach meinem Herzen; einer, der viel handelte und wenig
predigte. Für solche Männer ist noch mehr Raum auf der Welt.
Auf dem Dalwinsfon°See hat Miller das erste Schaufelrad pro»
Hirt. Burns hat hier seine besten Lieder geschrieben; hier ruht er.
Horace Greelh sagte mit Recht, daß von den Tausenden, die alljährlich
Shakespeares Geburtstätte besuchen, die Meisten zufrieden sind, wenn
sie ihren Namen mit einem Diamant in das Fenster geritzt haben,
das Grab des „Dichters hinter dem Pflug" verläßt aber selten Einer
trockenen Auges; denn von allen Menschen lag er dem Busen der
Menschheitmutter am Nächsten. Carlhle sagte einmal: „Burns war
die Aeolsharfe der Natur, in die rauhe Winde alles Mißgeschick blie»
sen, um es in himmlische Musik zu wandeln." Einer meiner Freunde
ist jetzt Besitzer seines Landgutes, Er Lud uns für den Sonntagabend
zum Essen ein. Man hat sorgsam alle Spuren an Burns erhalten, hat
das Fenster herausgenommen, in das er eins seiner Lieblinglieder ein-
geritzt hat, und bewahrt es als Familienschatz auf Ich lernte eine
Enkelin von Annie Laurie kennen, der Annie Laurie unserer Träume!
Treue Liebe scheint nicht auf bequemen Wegen zu gehen: Annie hat den
Dichter nicht geheirathet; vielleicht war sie mit dem langweiligen Guts-
besitzer glücklicher. Aber Dichter sind keine Musterehemänner; je besser
der Dichter, desto schlimmer der Mann; und der Dichter der Annie.
Laurie hatte ein ziemlich starkes Dichtertemperament.
Wir fahren über eine Brücke, die von James Carlhle gebaut ist r
sie wird ihrem Meister keine Schande machen. Wie stolz war Thomas
Carlhle auf die Arbeiten seines Vaters! Ich möchte einen Satz aus
„Adam Bede" auf ihn anwenden, wo der Steinmetz Garth sagt, daß
gute Arbeit das beste Gebet sei, auf das er sich einmal werde berufen
können. In seinen „Erinnerungen" erscheint Carlhle wie eine knor-

rige, gedrungene Eiche, so eigensinnig, so heftig; und man wundert sich darüber. Doch konnte man Anderes von ihm erwarten? Ein armer, Verschlossener, stolzer schottischer Jüngling, der sich seinen Weg erkämpfen mußte gegen die grimmigen Feinde: Armuth und Zurücksetzung. Der mußte knorrig und knotig werden; aber er ist eine prächtige, zähe Eiche von gesundem, dauerhaften Holz; und Schotte bis ins Mark. Hat man Dich je für eine zarte, schlank gewachsene Sykomore gehalten oder für eine anmuthig rankende Weinrebe? Die „Erinnerungen" als Ganzes erscheinen mir eine werthvolle Bereicherung unserer Literatur. Ich kann' nicht finden, daß Carlyle unter den Verhältnissen gelitten hat und daß seine Werke dadurch kleiner geworden sind.
Unsere Fahrt ging am Nith entlang und durch die Güter des Herzogs von Buccleugh, nach seinem vornehmen Landsitz Drumlanrig Castle. Endlich sahen wir ein wirkliches Schloß, keins von den importirten englischen Dingern, die so zahm sind wie eingesperrte Tiger. Wie arm und kümmerlich sehen sie alle neben diesem aus! Man will Moore, Hügel, Schluchten und all den Hauch patriarchalischer Erinnerungen, die einem Schloß die ihm gebührende Würde geben und Einen mit Gedanken an vergangene Zeiten erfüllen. Die modernen, auf Bestellung gebauten Schlösser in England sind Pnppenhäuser, Spielzeug; nur in Schottland giebt es echte: und das Herz geht Einem auf bei ihrem Anblick. Man findet in England keine Schlucht, die diesen Namen verdient, keine mit einem bernsteinfarbigen, schäumenden und rauschenden Gießbach, der sie durchtost. Wir begannen, den erfrischenden Einfluß des Nordens zu spüren, als wir weiter fuhren, und seinen Zauber zu verstehen. Meine Augen wurden feucht und mein Herz schlug schneller, als der Geist der schottischen Landschaft mich umfing. Hier ist meine Heimath. England ist nur ein entfernter Verwandter, gehört kaum zur Familie. Wir konnten unser Iubelgefühl nicht zurückhalten und sangen ein schottisches Lied nach dem anderen. Es war ein seltsames Aufwallen des Blutes, ein Jauchzen der Seele, wie wir es nie zuvor gefühlt hatten. Das Hübsche lag hinter, das Erhabene vor nns. Das Land der Gebirge und Seen umhauchte uns mit seiner Kraft, bog uns wie Bäumchen im Wind und wandelte uns nach seinem Willen. In dem Seufzen des Windes vernehmen wir den Ruf des Geistes, himmelan zu steigen, um in den Geheimnissen der Berge und Schluchten zu schwelgen. Auch unsere Volkslieder sind auf den klagenden Mollton gestimmt, sie singen von Zeiten des Sturmes und Kampfes, von heldenhaften Heiden und großmüthigen Opfern, von den Kämpfen eines überwältigten Volkes, das Generationen lang gegen die furchtbare Uebermacht gekämpft und durch alle Wechselfälle ein nationales Leben sich bewahrt hat. Darum ist ein Schotte stolz auf sein kleines Stück Land, darum fließt sein Blut schneller und füllen sich seine Auge«, wenn er an die Brust dieser Heimath zurückkehrt.
Schottland ist das Land wunderlicher Charaktere. In einem Papierladen fanden wir ein solches Exemplar. Ans einer Seite des Ladens

lagen aufgespeichert die Publikationen der Bibelgesellschaft, auf der anderen standen Medikamente. „Eine merkwürdige Zusammenstellung", sagte ich. „Na, nicht so schlimm: Arzenei für den Körper und Arzenei für die Seele! Rizinusöl und Bibel passen ganz gut zusammen." Harry und ich lachten: „Haben Sie die revidirte Ausgabe schon auf Lager?" „Nein, nein, immer noch die alte; die neumodische Ausgäbe der Heiligen Schrift ist nichts für uns. Aber ich höre, daß man das Vaterunser abgekürzt hat. Das wäre gar nicht so schlimm für die Leute, die früh aufstehen müssen!" Seine Art, die Dinge zu sehen, war originell. Lachend verließen wir den merkwürdigen Laden,
Sanquahar, am Moor gelegen, scheint nicht allzu viel Anziehen« des zu haben; aber zwischen den Hügeln liegt eine tiefe Schlucht, durch die ein Gebirgsbach rauscht. Das lange, weiße Band verschwindet in der fernen Dämmerung; und wir waren versucht, ihm zu folgen. Mit einem Gefühl der Wehmuth kehrten wir in unseren Gasthof zurück. Die langen stillen Wanderungen in der Abenddämmerung brachten uns die tiefsten Eindrücke. Hier waren gerade Schulferien und ungefähr dreißig Schulkinder machten den schüchternen Versuch, sich uns anzuschließen. Der Unterschied zwischen den amerikanischen und den britischen Kindern ist ganz unvergleichlich größer als der zwischen den Erwachsenen beider Länder. In der Schule lernen die schottischen Kinder die richtige englische Aussprache, aber auf der Straße ist das alte breite Schottisch noch immer die Umgangssprache. Das wird sich zweifellos mit der Zeit ändern; aber bis jetzt sind nur sehr wenige schottische Worte ausgemerzt worden und der Accent hat sich kaum geändert. Die Schüchternheit der Kinder überraschte uns Amerikaner sehr; man konnte sie kaum dazu bringen, Kuchen und Konfitüren anzunehmen, die ihnen doch seltene Leckerbissen sein mußten. Ich erzählte, daß auch ich in meiner Jugend, sogar noch, als ich schon Jahre lang in Amerika lebte, so schüchtern war wie diese Kinder. Meine Freunde lachten und wollten mir nicht glauben, bis Davie bestätigte, daß ich immer sehr zurückhaltend gewesen war. „Ja, dann verstehe ich", sagte Fräulein M. Das war sehr grausam von ihr. Wir ließen den Kleinen einige Leckerbissen zurück und ich möchte wetten, daß jedes genug bekam. Ich wollte, ich könnte wieder jung werden. Was würde man nicht darum geben, wieder als frischer Junge sein Leben anfangen zu dürfen, um Das thun zu können, was wir gethan haben möchten, wenn wir auf unser Leben zurückblicken! Dabei fällt mir etwas Wunderliches ein. Wenn man auf sein Leben zurückblickt, hat man nie das Gefühl, bei irgendeiner Gelegenheit zu freigiebig gewesen zu sein, bedauert aber oft, daß man nicht genug oder manchmal gar nichts gegeben hat. Gieb deshalb im Zweifelsfall immer die höhere Summe; gieb stets so viel, wie Du kannst! Eltern und Erzieher sollten den Kindern nicht nur die Klippen und Untiefen, wo sie einst Schiffbruch litten, sondern auch die Möglichkeiten zeigen, das Leben lebenswerth zu machen,
Douglas, der alte Sitz einer in Schottlands Geschichte berühmten

Familie, verdient einen Besuch. Von dem Stammsitz Home Castle aus
sieht man meilenweit über das Thal. Wir lagen im Gras nnd ge-
nossen die ruhige schottische Dämmerung, die uns umgab und sich lang-
sam und schweigend über die Landschaft legte. Vom Hügel herab sahen
wir unter uns das Schloß, der Douglasfluß glitt zu unseren Füßen
ruhig dnrch das Thal, die alte Kirche, in der Generationen der Grafen
von Douglas modern, und die dunklen Wälder dahinter bildeten den
Rahmen zu diesem Gemälde. In der Blüthezeit ihres Geschlechtes
waren es tapfere Recken, diese kampflustigen Douglas, die ihren eige-
nen Weg gingen und mit ihrer starken Rechten festhielten, was sie be-
saßen. Ein Pferd von Windesschnelle, ein Schwert von scharfem Stahl
war Alles, was ihr Sinn begehrte; alles Andere erschien ihnen gering.
Das waren ihre Ideale. Gott sei Dank: heute herrschen andere. Aber
wie friedlich sie Alle jetzt in der alten Kirche dieses verborgenen Ju-
wels schlummern! Was sind wir doch für Schatten und welchen Schat-
ten streben wir nach! Aber diesen Gefühlen darf man sich in dem
schottischen Dämmerdunkel, aus dem die Hügel gespenstisch hervortreten,
wo die Färbung der Szenerie so düster ist, daß man sie nicht nur sieht,
sondern auch fühlt, nicht allzu lange hingeben; sonst schlägt die Stim-
mung der fröhlichen Argonauten leicht ins Gegentheil um.
Die Inschriften auf den Gräbern der Douglas riefen uns andere
Grabinschriften ins Gedächtniß. Sehr witzig ist die Inschrift auf dem
Grabe Davids Elginbrod:
„Hier liegt David Elginbrod,
sei seiner Seele gnädig, lieber Gott!
Denk', Du wärst David Elginbrod
und er der Herre Gott."
Der sie schrieb, muß ein ziemlich merkwürdiger Mensch gewesen
sein. Die beste Lehre giebt uns wohl die Grabschrift eines Herzogs
von Devonshire:
„Wer liegt hier?
Der Herzog von Devonshire.
Wo ist, was er besaß?
Was er erwarb, ließ er zurück,
Was er fortgab, folgt ihm nach."
Immer dunkler wurde der Himmel und die Wälder in der Ferne
versanken hinter einer Wolke am Horizont. Wir standen auf und ge-
wannen unsere frohe Stimmung wieder; wir vergaßen Gräber und
alles Vergangene und liefen, eine Kette bildend, unter Lachen den
Abgang hinab über die Brücke bis in unser Wirthshaus.
Nur vierzig Meilen sind wir noch von Edinburg entfernt, der
geliebten Hauptstadt von Schottland. Meilen lange Wälder, Moore
ohne ein Haus, hie und da nur eine Schafheerde, über uns die Lichter
und Schatten des schottischen Himmels, unter uns das Haidekraut, das
in seinen reichsten Farben glüht: Das ist das Praeludium zu Edin-
burg. Die Begeisterung wuchs, als wir näher kamen, und die Erwar-

tung röthete unsere Wangen. Zum ersten Mal sah ich von der Höhe eines Hügels den schäumenden Förth, hinter dem der liebste Ort liegt, den die Erde für mich hat: Dunfermline, das alte graue Städtchen, meine enge Heimath. Als es Zeit zum Lunch war, sahen wir uns sehnsüchtig nach einem Gasthaus um, aber weit und breit war keine menschliche Wohnung zu erblicken. Wir trauten den Meilensteinen zu, daß sie uns nur die halbe Wahrheit sagten, und fürchteten bald, daß wir nicht auf dem rechten Wege seien. An einer Wegkreuzung trafen wir einen Schäfer, der uns sagte, daß wir noch zwölf Meilen bis zum nächsten Gasthaus hätten. Die Luft war frisch und zehrend; wir hatten einen Mordshunger. Da blieb nichts übrig, als auf freiem Felde zu rasten und Mensch und Thier zu erquicken. Ts ist ein Beweis für unsere Mäßigkeit, daß die Sherry», Whisky- und Brandhflaschen, die wir in Brighton verstaut hatten, noch ziemlich voll waren, als wir sie heute hervorlangten. Selten wohl hat uns ein Trunk besser geschmeckt.
Nach mancher Meile auf und ab kamen wir endlich auf einen Hügel, von dem herab wir das moderne Athen liegen sahen. Halt Perrh! Dreimal Hurra auf die Königin des unbesiegten Nordens! Man wird auf diesem Planeten keine Stadt finden, die ihr gleichkommt. Hier war es, wo Fitz Eustace, hingerissen von dem Anblick, rief: „Wo ist der Feigling, der für solch ein Land nicht gern stürbe?"
Edinburg sollte ein Markstein auf unserer Fahrt sein; hier wollten wir ein paar Tage bleiben und dann meine Vaterstadt aufsuchen. Auch das Fahren ist eine Arbeit und Keiner von uns hatte Fett angesetzt. Alle freuten sich auf die Rast. Einen Schlagbaum mußten wir noch Passiren. Johann ging voraus, um den Wegzoll zu bezahlen. Die Zolleinnehmerin wußte nicht, wie viel sie verlangen solle, denn so lange sie dasitze, sei noch nie ein solches Nngethüm (wie unser Automobil) durchgefahren.
Es war ein wunderbarer Abend, als wir in Edinburg ankamen, und das Lichtermeer der altehrwürdigen Stadt erschien uns wie eine Illumination zu unserem Empfang. Wenn eine größere Reisegesellschaft in eine größere Stadt kommt, ist es gut, sich in kleine Gruppen zu theilen. Jeder kann dann sehen, was ihn interessirt. Zu den Mahlzeiten soll man sich aber wieder zusammenfinden und einander das Erlebte erzählen. Diese Regel galt für uns in Edinburg. Während unserer Anwesenheit wurden gerade die neuen Docks eingeweiht und ich war mit einigen Freunden dabei.
Durch die Gefälligkeit eines edinburger Freundes ward uns die Gelegenheit, eine große Kunstdruckerei zu besichtigen; es war uns etwas ganz Neues, zu sehen, wie die Oster- und Weihnachtkarten und die Illustrationen hergestellt werden. Wir sprachen über die Leistungen Englands und Amerikas auf diesem Gebiet. Die beiden größten illustrirten Zeitschriften Amerikas, „Harpers" und „Century", erscheinen in mehr als hunderttausend Exemplaren; keine englische hat auch nur halb so viele Abonnenten. Der amerikanische Verleger kann dop-

pelt so viel für Illustrationen ausgeben als der englische, deshalb sind
die amerikanischen Schwarzweiß-Illustrationen viel besser als die eng-
lischen. Das giebt zu denken. Da die amerikanische Bevölkerung schnel-
ler wächst als die englische, so wird schließlich das Aufnahmefeld für
die englische Geistesproduktion ganz gering werden. England wird
bald das Beste von seinem Riesenkind aufnehmen, auch in der Kunst.
Das bedeutet nicht etwa, daß wir den Engländern an Kunstschöpfungen
überlegen wären; nur eben, daß achtzig Millionen mehr ausgeben
können als vierzig Millionen.
Dunfermline! Die Sonne schien hell, wie wenn sie sich freute,
diesen denkwürdigen Tag im Leben meiner Mutter und in meinem
eigenen zu verschönern. Es war ein Morgen, als hätte die Natur
Edelsteine über das Land gesät. Wir hatten die Absicht gehabt, im
Gras bei den Ruinen von Roshth Castle Mittag zu halten, aber der
Boden war noch vom Regen naß und wir kehrten in eine Wirthschaft
ein, wo uns die gute Wirthin, die Hände über den Kopf zusammen«
schlagend, entgegenkam: „Ich bin heute ganz allein zu Haus; Alle
sind nach Dunfermline gegangen, wo es heute ein großes Fest giebt."
Doch sollten wir uns bedienen. Zum ersten Mal auf unserer Reise ver-
spürten wir nicht die geringste Lust, Etwas zu essen: die Reden, die
wir heute noch über uns ergehen lassen mußten, lagen uns schon schwer
im Magen. Wenn ich mich hätte auf anständige Weise wegstehlen,
einen Nmweg machen und meinen lieben Landsleuten sagen können,
daß ich mich wirklich nicht fähig fühle, die Feuerprobe zu bestehen, ich
wäre froh gewesen. Ich fragte mich auch ängstlich, ob meine Mutter
es überstehen würde; wenn ihre großen schwarzen Augen einmal feucht
werden, ists mit ihr vorbei. Aber wir Argonauten waren schon zu nah,
um noch ausweichen zu können. Ich biß mir in die Lippen und war
bereit, der Gefahr muthig entgegenzugehen. Das Lampenfieber war
vorüber; ich fühlte, wie ich kalt und unempfindlich wurde. Die Rolle
eines Helden spielen, wenn auch nur für einen Tag, und dabei nicht
wissen, was man eigentlich gethan habe, um diesen Empfang zu ver-
dienen, ist fürchterlich. Was mir aber die Gewalt über mich wiedergab,
war der Gedanke, daß der Funke, der die Herzen entflammte, die Rück-
kehr meiner Mutter war und ihr Antheil an den Ereignissen des heu-
tigen Tages. Sie hatte die Huldigungen und Ehren, die man ihr ent-
gegenbringen würde, redlich verdient. Als wir auf die Höhe des Hügels
Don Ferrh kamen, sahen wir das Städtchen vor uns liegen: so still,
als ob der heilige Sabbath auf ihm ruhe, ohne ein Zeichen von Leben.
Die große alte Abtei ragte mächtig heraus wie ein Heiligenschein, der
über der Stadt schwebt und den kleinsten Hütten Reiz und Würde ver-
leiht. Was dem Hindu Benares, dem Mohammedaner Mekka und den
Juden Jerusalem ist, das Alles (und noch viel mehr) ist Dunfermline
für mich. Die Mutter sollte den Grundstein zu einer öffentlichen
Bibliothek legen und ihr Erscheinen war der Grund der Begeisterung.
Es klingt wie ein Märchen, daß sie vor mehr als dreißig Iahren arm

mit ihren Lieben das Städtchen verließ, um in der großen Republik ein neues Heim zu gründen, und daß sie heute in ihrem Wagen zurückkehrt, um ihren Namen in der Geschichte ihrer geliebten Vaterstadt mit unverwischbaren Lettern zu verewigen. Was auch die Zukunft Gutes oder Schlimmes bringen mag: die Bibliothek wird stehen bleiben und den Bewohnern eine Segen spendende Quelle sein. Die Feier der Grundsteinlegung, die Reden, das Festessen, der Zug der Arbeiter und Alles, was sonst noch zu solchen Gelegenheiten gehört, „steht in der Geschichte von Dunfermline einzig da"; so lautete das Urtheil in den Zeitungen. And die Freude war überall groß.

Ich blieb ruhig und gefaßt während der ganzen Feier, aber als wir unter dem Thorbogen hindurchfuhren und die Glocken von der Abtei zu läuten begannen, kam der Rückschlag. Meine Knie zitterten und Thränen kamen mir in die Augen. Zum Glück sah es Niemand; und ich raffte mich schnell zusammen. Es giebt auf der Erde keinen Klang, der so tief in meiner Seele widerklingt wie die Klosterglocken von Dunfermline. Unter diesem Glockengeläut hat man mich abends in mein Bettchen gelegt, damit ich den Schlaf der kindlichen Unschuld schlafe. Und wenn Vater oder Mutter an meinem Bett saßen, übersetzten sie mir, was das Glockenläuten bedeute. Durch den Mund der Eltern hatte die Glocke manches gute Wort zu mir gesprochen; ich konnte am Tage nichts Unrechtes thun, ohne daß die Stimme, die einzige, in der ich den Vater im Himmel vernahm, mich liebevoll vor dem Einschlafen mahnte und mir deutlich sagte, daß der himmlische Vater Alles gesehen habe und (nein: niemals ist er böse) sehr traurig darüber sei. Noch heute ist mir die Glocke kein stummes Menschenwerk; ich vernehme noch immer ihre Stimme. Heute aber klang sie, als wolle sie die Verbannten, Mutter und Sohn, wieder in ihre treue Hut aufnehmen. Rousseau wünschte, unter den Klängen süßer Musik zu sterben. Könnte ich mir zum Sterben eine Begleitung wählen, so möchte ich hinübergehen unter dem Läuten dieser Glocken, die mir dann sagen würden, daß mein Lebenslauf vorüber sei, und sie würden mich dann zum letzten Mal rufen, wie sie mich so oft als kleines Kind riefen: zum Schlaf.

Wir blieben noch zwei Tage in Dunfermline. Der Tourist, der hierher von Edinburg aus einen Abstecher macht, wird gestehen, daß die Abtei und die Schloßruinen wirklich einen Besuch lohnen. Ich rathe Jedem, ihn nicht zu versäumen. Die Königin Margareta, König Robert Bruce und manch anderer König liegt in der Abtei begraben, denn Dunfermline war Schottlands Hauptstadt, bevor Edinburg zu Bedeutung gelangte. Heute ist Dunfermline ein Hauptsitz der Damastfabrikation. Drei Viertel der Produktion dieser elf Damastfabriken geht nach Amerika. Als wir hinkamen, waren Pferde die beliebtesten Muster; jetzt soll sich Varnums Iumbo der selben Beliebtheit erfreuen. Das gute Aussehen und die hübsche Tracht der Arbeiterinnen hat uns angenehm überrascht. Auf der Fahrt sprachen wir vom Erlebten.

Perth soll eine Gründung Agricolas sein, der auf den Hügeln
ein zweites Rom erstehen lassen wollte. Der arme Kerl hatte wahrscheinlich Heimweh bekommen und hatte das selbe Gefühl wie gewisse expatriirte Schotten; die sich in ihrer heimathlichen Haide glauben, wenn sie am Andreastag in New Pork das schottische Nationalgericht essen. Nah bei Perth liegt die altehrwürdige Abtei Scone, die Krönungskirche der schottischen Könige. Der alte Hügel steht wohl noch, aber der Heilige Stein, auf dem die Könige während der Krönung standen, ist jetzt in der Westminfterabtei, ein Wallfahrtort für alle Schotten. Perth galt allen Schotten als Centralheiligthum und jede Burg im Rmkreise von Perth ist von der Burg eines schottischen Häuptlings gekrönt. Natürlich standen diese Feudalherren oft unter einander oder mit dem Magistrat der Stadt auf dem Kriegsfuß und überfielen die Waarenzüge der Kaufleute. Dann kam es wohl vor, daß die Bürger in ihrer Wuth zum Schwert griffen nnd ein paar Burgen niederbrannten. Im Ganzen aber lohnte es sich nicht, mit den Bürgern sich einzulassen. Die Ritter kehrten die Waffen lieber gegen einander. Oft hetzte sie der König gegen einander, um dem Hofleben eine Abwechselung zu verschaffen, gerade wie man Bären und Hunde gegen einander hetzte. Jeder kennt aus Scotts „k'sir ^lsiä ok ?srtk" die lebendige Schilderung eines solchen Kampfes, in dem dreißig Bewaffnete ans dem Quehele-Clan gegen eben so viele aus dem Chattan-Clan fochten auf einer Wiese, in der Agricola einen zweiten Campus Martius sah. Der Kampf ist historisch. Robert der Dritte hatte ihn angeordnet, nachdem er vergeblich versucht hatte, die beiden Gegner zu versöhnen. Nm den Kampfplatz war ein Graben gezogen und eine Galerie für die Zuschauer errichtet. Der Hof und viele französische und englische Ritter sahen zu. Je zu Zweien traten sie auf und schlachteten einander ab, bis der Sieg dem Chattan-Clan zugesprochen wurde. Der einzige Ueberlebende der Gegner entkam in die Wälder. Auch die Aeberlebenden des siegreichen Clans aber waren zerhackt und verhauen, die Fetzen hingen an ihnen herum, so daß man sie kaum noch als nützliche Glieder und als Zierden der menschlichen Gesellschaft ansprechen konnte. Doch der Zweck war erreicht.

Auf einer Wiese am Tay sahen wir den Uebungen eines Freiwilligenregimentes zu und konnten bestätigen, daß sie einen guten Eindruck machten. Eine Nation kann kaum übel fahren, wenn sie sich in Fällen der Noth auf solche Soldaten verlassen kann. Wenn sie nur eine kurze Zeit im Feld gestanden haben, werden sie eben so viel leisten wie reguläre Truppen. Als Menschen sind sie ihnen sicher überlegen; und in einem Vertheidigungskriege wollen wir Bahonnettes haben, die denken können. Aber ich glaube nicht, daß sie sich gegen halbbewaffnete Wilde mißbrauchen lassen würden.

Ich muß noch von den Vergnügungen sprechen, die man überall in diesen ländlichen Bezirken angezeigt findet: Musikfeste, Kricketspiele, Blumenausstellungen, Ringkämpfe, Konzerte, Theater, Sonntagsaus-

flöge, Rennen, Spiele, Ruderwettfahrten, Fußballspiele und andere Sportfestlichketten. Ihre Zahl ist geradezu erstaunlich und für mich ein Beweis dafür, daß die Briten viel weniger arbeiten und viel mehr spielen als ihre amerikanischen Vettern. Man arbeitet hier nicht so angespannt wie in Amerika; einerlei, ob reich oder arm. Ein Preissingen ist bei uns fast unbekannt und doch ist es ein gesunder und edler Wettkampf, ein Weg zur Vervollkommnung. Die ganze Stadt feiert ein solches Fest. Ich kenne keinen Zug englischen Lebens, der auf einen Amerikaner einen stärkeren Eindruck machte als solche Musikfeste. Ich hoffe, die Amerikaner werden einmal eben so viel Zeit für Spiele finden wie ihre weiseren Brüder auf der anderen Seite des Wassers.
Noch einmal ging ich, bevor wir von Schottland Abschied nahmen, nach Broomielaw, von wo wir vor dreißig Iahren, Vater, Mutter, mein Brüder Tom und ich, auf der „Wiscaseth" abfuhren und unsere siebenwöchige Fahrt nach dem Gelobten Lande als arme Auswanderer begannen, um das Glück zu suchen. Die neue Mutter hat uns aufgenommen und uns ein großes und freies Feld zur Bethätigung unserer Kräfte gegeben. Dank Dir, edle Republik, die Du uns mit offenen Armen aufgenommen hast! Du gewährst auch heute noch den Armen der Erde neben Deinen Söhnen einen Antheil an dem Erbe, das Dir zugefallen ist. Dank Dir, Amerika? Als meinen Antheil hast Du mir das Glück beschert. Andrew Carnegie.
ir liegt nichts daran, mich mit dem unbetheiligten Zuschauer der HW^V Angelegenheiten der wickersdorfer Freien Schulgemeinde darüber zu streiten, wie die Angelegenheiten, an denen ich selbst betheiligt gewesen bin, in Wirklichkeit verlaufen sind. Vielleicht merkt man, wenn man ein halbes Jahr lang Lehrer an Ort und Stelle ist, doch Einiges davon und darf nicht vom Aufsichtrath mit einem „Es ist nicht wahr" disqualifizirt werden. Mein Aufsatz „Freie Schulgemeinden" behandelte in freundlichem Sinn Whnekens Schrift, um sie aus dem Trubel der Kämpfe für Unbetheiligte vor Freund und Feind zu retten; der Leser weiß, daß ich, trotz vielem Widerspruch, diese Schrift und mit ihr Whnekens Idee einer Freien Schulgemeinde und jeden Versuch einer Verwirklichung sehr wichtig nehme. Zweck dieser Erklärung kann also nur sein, gegen die Behauptung, ich hätte Unwahres geäußert, mich zu decken. Ich begnüge mich, nach dem Bericht des Dr. Whneken günstigen „Saalfelder Volksblattes" die Erklärung des Staatsrates Trinke im meininger Landtag (die Antwort auf das Gesuch in Sachen Wickersdorf.

der Freien Schulgemeinde Wickersdorf), so weit sie hier in Betracht kommt, wiederzugeben. (Uebrigens ist Herr Dr. Whneken schon Ostern durch die Regirung aus der Anstalt entfernt worden.) „Es sei nicht zutreffend, wie der Aufsichtrath behauptet habe, daß Dr. Geheeb Or. Wh« neken hinausdrängen wollte. Im Gegentheil habe Dr. Whneken Herrn Geheeb verdrängt. Whneken habe in Haubinda die Anstalt gesprengt, jetzt geschehe in Wickersdorf das Selbe durch Wynekens Schuld, aber gegen seinen Vortheil. Nicht alle Lehrer ständen auf Wynekens Seite." Ich füge hinzu: Auch nicht alle Eltern, wie der Aufsichtrath behauptet. Die nicht auf seiner Seite standen, haben natürlich zur Zeit des Kon« fliktes ihre Kinder herausgenommen. Was Staatsrath Trinks sagt, braucht ja objektiv auch nicht richtig zu sein. Es stehen doch aber zwei Meinungen, jede von einer ganzen Gruppe getragen, einander gegenüber. Um ein einfaches „nicht wahr" handelt es sich nicht.

Rudolf Pannwitz.

Diese Erklärung richtet sich gegen eine Darstellung, die der Aufsichtrath der Freien Schulgemeinde Wickersdorf im letzten Aprilheft der „Zukunft" veröffentlicht hat. Seine Angelegenheit hat Herrvr. Whneken in einer Brochure geschildert, die, unter dem Titel „Kabinet gegen Freie Schulgemeinde", bei M. Ernst in München erschienen ist.

Effektenhascherei.

ie Bankleiter lassen sich durch ungünstige Nachrichten aus den Industriegebieten die Lust am Leben und Handeln nicht verkümmern; sie bringen ihre neuen Muster auf den Markt. And das Volumen der Musterkoffer entspricht dem Kredit, den die einzelne Emissionfirma hat. Der muß groß sein, wenn man riskiren darf, die Aebernahme amerikanischer Eisenbahnbonds gerade jetzt anzukünden, während Herr Taft sich eben bereit macht, den Eisenbahnkönigen den Schädel einzuschlagen. Die deutschen und englischen Bankiers sind vielleicht überzeugt, daß bei der Moralisirung der amerikanischen Eisenbahntarife eben so wenig herauskommen werde wie bei dem Feldzug gegen die Rockefeller und Morgan. Die amerikanischen Bahnen haben einen Kapitalwerth von 18 Milliarden Dollars; und den fünften Theil seines Nationalvermögens läßt man nicht durch juristische Experimente in Gefahr bringen. Die Gesellschaften sollen die Löhne erhöht haben, weil sie hofften, in erhöhten Tarifen Ersatz zu finden. Das verbot die Regirung: und nnn wurden fürchterliche Katastrophen vorausgesagt. Das war klug; denn die Börse reagirte sofort und vor einem Kurssturz

in Wallstreet haben die Männer des Kapitals eine Heidenangst. Man entschloß sich also zu einem Kompromiß. Die Nettoeinnahmen der Bahnen sollen während der letzten zehn Jahre um beinahe 350 Prozent gestiegen sein. Da ließe sich Wohl auch einmal eine Zeit ertragen, in der sich nur die Unkosten erhöhen. Freilich herrscht im Reich der amerikanischen Schienenstränge nicht mehr der starke Geist Harrimans. Der alte Hill spürt keinen Thatendrang mehr und Morgan hat zu vielerlei Interessen, als daß er sich auf einen Gegenstand konzentriren könnte. Mit Edward Harriman spielte man nicht. Unter seiner Regirung hätte Taft nicht gewagt, mit einer Tarifverordnung dieser Sorte ans Licht zu kommen. Nach seinem Tode ist Manches möglich, was vorher unmöglich schien, und Manches wiederum unmöglich, was er ermöglicht hätte. Für die amerikanische Wirthschaft sind die Riesen auch als Persönlichkeiten von höherer Bedeutung, als man in Europa glauben will. Für den Effektenkäufer giebt es nur das Papier. An Amerikanern ist ja schon viel verdient worden. Und ^Vsprozentige Russische Eisenbahnprioritäten zu 96 sind billig. Wer sagt noch Ernsthaftes gegen eine Russenemission? Mit Schlagwörtern wie Staatsbaukerot, Russenschwindel, Rubelnoth ist nichts mehr auszurichten. Das Budget des Zarenreiches für 1910 schloß mit einem Ueberschuß (der ordentlichen Einnahmen über die Ausgaben) von 119 Millionen. Wenn man die außerordentlichen Posten hinzunimmt, ergiebt sich ein Einnahmensaldo von Millionen Rubeln. Im Boranschlag war mit einem Defizit von 84 Millionen gerechnet worden. Man braucht die Thatsache, daß die russische Staatsbilanz zum ersten Mal wieder mit einem Plus abschließt, nicht zu überschätzen; ein Fortschritt ists immerhin. Ein Bischen gewaltsam mags ja zugegangen sein, eh: der Rock endlich dem Etat paßte; aber es ist erreicht. Wenn in einer Staatsverwaltung die Einnahmen wachsen nnd die Ausgaben kleiner werden, darf man nicht klagen. Und in Rußland hat sich auch in den ersten Monaten des neuen Jahres an diesem angenehmen Verhältnis; nichts geändert. Rußlands Wohlstand hängt vom Ernteertrag ab; eine Mißernte: und Alles sieht anders aus. Uebrigens haben die russischen Spekulanten von ihren amerikanischen Freunden gelernt. Sie bereiten einen Getreidecorner vor und werden dabei von den Banken unterstützt. Ob die Finanztransaktionen nicht die Grenze des Möglichen bereits überschritten haben, ist freilich zweifelhaft. Die Kreditinstitute, mit der Staatsbank an der Spitze, haben so beträchtliche Vorschüsse auf die neue Ernte gegeben, daß ein Sinken der Getreidepreise eine Erhöhung der Geldsätze bewirken könnte. Denn je mehr Geldmittel in Getreidedarlehen festgelegt sind, desto mehr Nachschüsse sind erforderlich, sobald der Getreidepreis zu sinken beginnt. Wer ihn dann halten will, muß den Getreidehändlern neue Darlehen geben. Die Vankees sind an solche Situationen gewöhnt und wissen sich aus Schwierigkeiten herauszuwickeln. Dem Russen aber fehlt das Training; da wirkt jede plötzliche Tendenzschwankung mit kantiger Wucht

auf die Marktverhältnisse. Vielleicht gelingt es den eifernden Ameri-
kanern, den Russen zum businsssmsil zu erziehen. Ob damit auch den
russischen Werthpapieren geholfen wäre? Nach einem Blick auf den
Kurszettel der neivhorker Börse darf mans bezweifeln.
Das Publikum wird seine Beziehungen zu ausländischen Pa-
pieren wohl niemals von einer Prüfung der sachlichen "Unterlagen
abhängig machen. Dem Durchschnitt ist es ksroimentum, wie die Ver-
Hältnisse bei den amerikanischen oder russischen Eisenbahnen liegen.
Der Kurs giebt den Ausschlag; alles Andere ist Bärme. Nur Eins
können die Leute nicht vertragen: wenn man ihren Gefühlen für
irgendeine sensationelle Effektenunternehmung nicht die schuldige Ach-
tung erweist. Da rast das Volk und will sein Opfer haben. Neulich
wurden (ein alltägliches Ereigniß) in London und in Antwerpen
die Aktien einer neuen Kautschukgesellschaft aufgelegt. Im Ganzen
L in Stücken zu 1 L. Schon vierzehn Tage vor der Subskrip-
tion wurden die Shares unter der Hand munter zu 105 sk gehandelt,
also zu einem Kurs von 500 Prozent. Da „beklagt" sich nun ein
normal gewachsener Mensch öffentlich, daß den antwerpener Zeich-
nern nichts zugetheilt worden sei. Beklagt sich, obwohl er selbst er-
zählt, daß die Aktien drei Wochen nach dem Zeichnungtag 3Si) Pro-
zent ihres ersten Agios wieder eingebüßt hatten. Jeder vernünftige
Mensch würde dem Schicksal für sein freundliches Walten ein Dank-
opfer bringen! der enttäuschte Subskribent aber bestöhnt sein be°
klagenswerthes Los. Bei dieser Gelegenheit hörten wir, daß Einzelne
fünftausend Stück des Kautschukpapieres gezeichnet hatten. Und auch
diese „Anglücklichen" sind leer ausgegangen. Der Beschwerdeführer
schließt seinen Appell an die Öffentlichkeit mit den Worten: „Jeden-
falls wird das Publikum aus der Sache eine Lehre gezogen haben."
Fragt sich nur, welche Lehre. Das kleine Dokument giebt Aufschluß
Wer die seelische Verfassung der Menschen, von denen die Börse jetzt
lebt. Der Trieb, sich in voller Freiheit der Effektenspekulation hinzu-
geben, ist in ihnen übermächtig. Schließlich ist die Bethätigung an
derBörss eine wirthschaftlicheLebensäußerung wie jede andere auch und
die Folgen der Uebertreibung scheinen auf Individuen beschränkt.
Leider wird so aber eine Decentralisirung des Kapitals bewirkt, die
sich in Tagen starken Geldbedarfes zu rächen Pflegt. Eine Investi-
rung von Barmitteln in Werthpapieren hat nur dann einen wirth-
schaftlichen Nutzen, wenn sie der Ernährung lebensfähiger Unter-
nehmungen und Institutionen dient. Wo es sich nur um Schein-
existenzen handelt, die so lange da sind, wie der Irrwahn des Publi-
kums ihnen die Mittel zum Leben spendet, ist das Kapital dem Wirth-
schaftkörper verloren. Daß die Spekulation zu einem Vermögen
helfen kann, ist durch die Erfahrung belegt. Und angesehene Prakti-
ker sind der Ueberzeugung, daß diese Art der Entstehnng von Reich-
thum sich, ohne die normalen Voraussetzungen dazu in den allge-
meinen geschäftlichen Verhältnissen, behaupten kann. Karl Fürsten-

berg gab neulich sein alljährliches Finanzexposs in der Neuen Freien Presse und sagte darin, daß in Deutschland die gute Meinung vorherrscht, ohne Z>aß eine Berechtigung dazu sichtbar sei. Die zu Kräften gekommene Spekulation werde ohne zwingende Ursache ihre gute Meinung nicht opfern. Wir haben also mit dem Widerstand der Börse zu rechnen und dürfen alle Angelegenheiten, die mit der wirthschaftlichen Konjunktur zusammenhängen, als Sorgen zweiter Ordnung betrachten. „Wir durchleben eine Zeit, in der man nicht in der Laune ist, Unangenehmes ‚zu hören." Aber Fürstenberg kann seine „Beklemmungen nicht überwinden". Danach scheint er von der Haltbarkeit der Kapitalerzeugung durch die Börsenspekulation doch nicht unbedingt überzeugt zu sein. Wenn dieser erfahrene Praktiker zur Zurückhaltung mahnt, muß, er Wohl seine Gründe haben.

In unserer verschrienen Zeit giebt es noch mehr edle Menschenfreunde, als man glaubt. Leute, die ihr schönes Geld für riesenhafte Inserate opfern, um die „Spekulationwuth" des Publikums zu hemmen oder die kräftigen Triebe sachgemäß, zu okuliren. In einem berliner Blatt fand ich eine halbseitige Anzeige mit der breiten Überschrift „Ein dringender Mahnruf", Inhalt des Appells: Kauft keine «berschlesischen Papiere! Solche Sensationen wirken immer. Vielleicht weniger durch ihren geistigen Gehalt als durch die Anonymität, die nach dem Namen des Veranstalters neugierig macht. Eine Woche danach erschien wieder ein theuer bezahltes „Eingesandt". Da gabs schon etwasPositives: alle oberschlesischenMontanwerthetaugennichts, nur Kattowitzer Bergbau sind gut. Hoffentlich geht dem geheimniß° vollen Inserenten die Puste nicht aus, damit wir nicht um das lückenlose „Charakterbild" kommen. Bisher wars in Deutschland nicht üblich, Mittheilungen dieser Art zu Plakatiren. Hoffen wir, lieber Leser, daß die Uebertragung der Effektenengagements in das neue Halbjahr die Leute nicht ängstigt. Der Semesterschluß kann seine Mucken haben. Die Anforderungen, denen der Geldmarkt zu genügen hat, sind groß und man sieht die Börse mit ihren Ansprüchen nicht gern zu weit vorn. Diesmal ist sie in der ersten Reihe; aber ein Mißvergnügen über diese Vordringlichkeit ist kaum merkbar. Die Träger der Engagements sind in guter Form und verlieren ihre Haltung nicht vor den ö Prozent für Ultimogeld. Man will Alles glatt schieben, damit das Spektakel im zweiten Halbjahr fortdauern kann. Der Reichsbankdiskont von 4 Prozent hat nicht die geringste Wirkung auf die Effektenspekulation geübt. Der Glaube an die erziehliche Wirkung hoher Geldsätze ist durch die neuste Erfahrung widerlegt worden. Die Reform des Börsengesetzes und die Vertheuerung des Lebens haben die Pädagogik des Reichs» bankdiskonts ausgeschaltet. Und so wirds einstweilen bleiben, mag nun der amtliche Wechselzinsfuß noch auf dem Punkt der 4 Prozent beharren oder sich bald der englischen Rate zu nähern suchen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Warimilian Karden in Berk». — Verlag der Zukunft in Verlin. — Druck von Paz « Garleb S. m. b. ß. in Berlin.